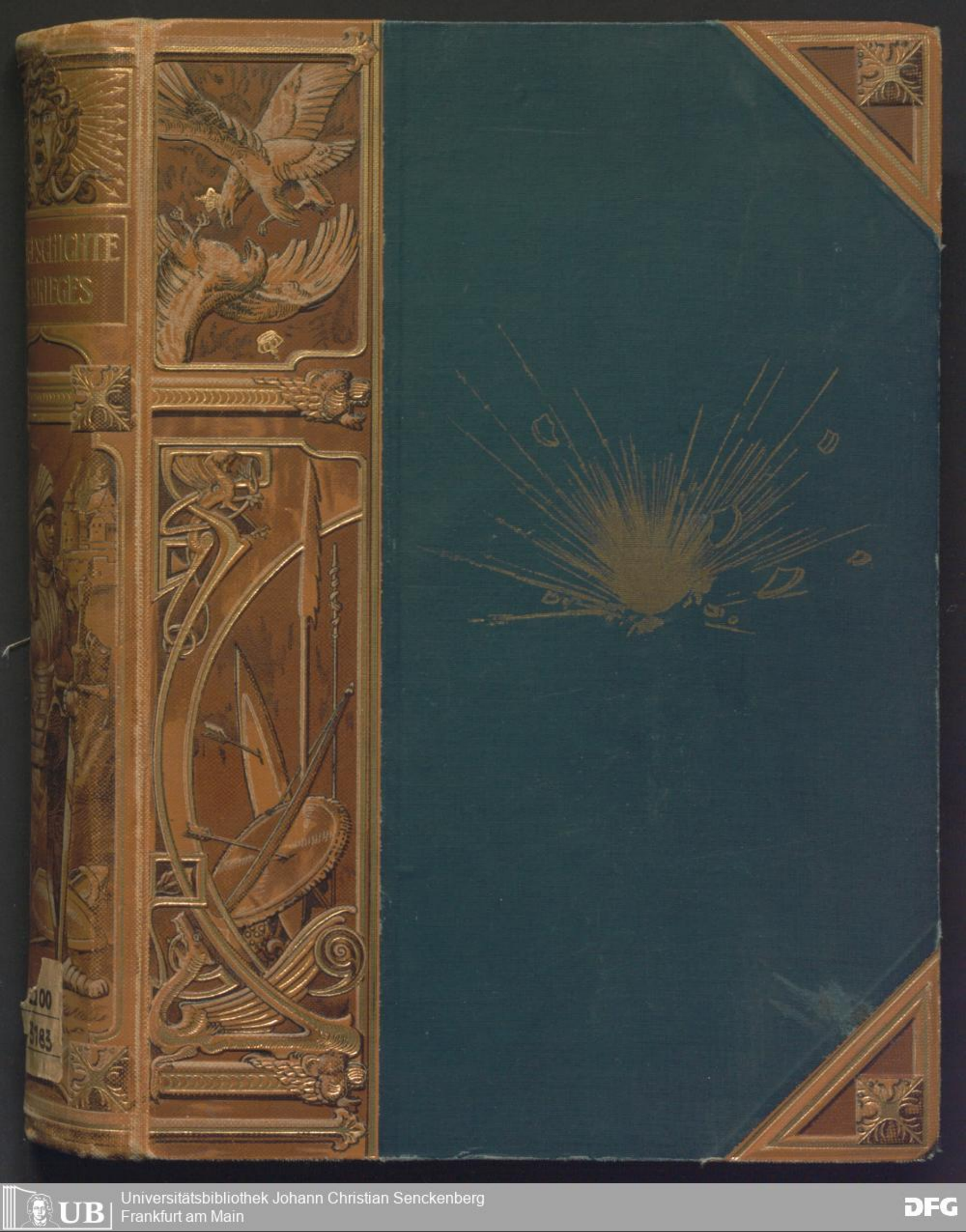

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

N

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Weltgeschichte des Krieges

von

Leo Frobenius

unter Mitwirkung von

† Oberstleutnant a. D. H. Frobenius und Korvetten-Kapitän a. D. E. Kohlhauer

Mit ca. 800 Illustrationen

Hannover
Verlag von Gebrüder Jänecke
1903

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Q 00/3183

H[ermann] F.

Druck von E. Grumbach in Leipzig.

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

Q 53/303x1

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Inhalt


Seite

Vorwort . . . . . V

## I. Buch: Urgeschichte des Krieges

### I. II. Teil. Menschenjagden, Zweikämpfe

Seite

1. Einleitung . . . . . 1
2. Menschenjagden, Zweikämpfe der Neuholländer . . . . . 5
3. Menschenjagden, Zweikämpfe der Südamerikaner . . . . . 17
4. Kriegsart der Tubinambas nach J. v. Lery 26
5. Menschenjagden, Zweikämpfe der Südafrikaner . . . . . 36
6. Menschenjagden, Zweikämpfe am Nordrande . . . . . 46
7. Menschenjagden, Schädeltrophäen der Ozeanier . . . . . 57
8. Menschenjagden, Martern ꝛc. der Nordindianer . . . . . 68
9. Zur Geschichte des Kanibalismus . . 82
10. Menschenjagden der Europäer . . . 91
11. Zweikämpfe, Friedlosigkeit, höhere Entwicklung . . . . . 99
12. Ehrbegriff. Die 47 Ronin. Harakiri. (Japanisch) . . . . . 113
13. Kriegserziehung, Häuptlingswürde, Kriegserklärung . . . . . 123

### III. Teil. Raubkriege, Völkerwanderungen

Seite

14. Einleitung . . . . . 131
15. Raubzüge der Araber . . . . . 134
16. Kriegführung der Araber . . . . . 148
17. Die Blutrache . . . . . 159
18. Raubzüge, Kriegsorganisation, Völkerwanderung der Ostafrikaner . . . 163
19. Der Ausbruch des innerasiatischen Nomadenzuges . . . . . 174

### IV. Teil. Kriege der Ackerbauer, Territorialkriege, Sklavenkriege

20. Einleitung . . . . . 187
21. Kriege der Westafrikaner . . . . . 191
22. Sklavereikriege, Sklavenkrieger . . . 202
23. Sklavenjagden der Europäer . . . . 209
24. Kriege der amerikanischen Kulturvölker . 214
25. Die Kriege Ostasiens . . . . . 225
26. Entwicklungsgeschichte der niederen Waffen . . . . . 244

## II. Buch: Geschichte der Landkriege

### I. Teil. Bogen und Schwert (Mittelalter)

Seite

1. Einleitung . . . . . 291
2. Ägypten . . . . . 296
3. Babylonien—Assyrien, Medien—Persien. 303
4. Hellas, Makedonien . . . . . 322
5. Italien, Rom, Karthago . . . . . 341
6. Imperium romanum . . . . . 357
7. Festung und Festungskrieg, Geschützwesen 373
8. Rückblick . . . . . 382

### II. Teil. Speer und Schwert (Mittelalter)

Seite

9. Byzanz . . . . . 389
10. Islam, Araber . . . . . 401
11. Das Frankenreich . . . . . 407
12. Das weströmische Reich Karls des Großen . . . . . 421
13. Das heilige römische Reich deutscher Nation . . . . . 428
14. Die Normannen . . . . . 439



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Seite

15. Die Kreuzzüge und Römerfahrten . . 443
16 Die Mongolen, Dschingis-Chan, Timur 458
17. Rittertums Todeskampf und Ende . . 464
18. Festung und Festungskrieg im Mittelalter . . . . . 478

III. Teil. Kugel und Schwert (Neuzeit)

19. Renaissance . . . . . 491
20. Der dreißigjährige Krieg, Gustav Adolf 505
21. Frankreichs Übergewicht, Ludwig XIV. 517
22. Brandenburg—Preußen, der große Kurfürst . . . . . 530
23. Die Türkenkriege, Prinz Eugen . . . 542
24. Friedrich der Große . . . . . 553
25. Napoleon I., des Sternes Aufgang . . 569
26. Napoleon I., des Sternes Niedergang . 581
27. Der Orientkrieg, Sebastopol . . . . 593
28. Der Kampf um die Hegemonie in Deutschland . . . . . 610
29. Der deutsch-französische Krieg, Kampf mit dem Kaiserreich . . . . . 619
30. Der deutsch-französische Krieg, Volkskrieg . . . . . 630
31. Russisch-türkischer Krieg 1877—78 . . 641

## III. Buch: Geschichte der Seekriege

Seite

I. Teil. Die Zeit der Ruderschiffe

1. Einleitung . . . . . 659
2. Ägypter und Phönizier . . . . . 668
3. Die Seekriege des Altertumes im Mittelmeer . . . . . 680
4. Die Seekriege der Renaissance im Mittelmeer . . . . . 698

II. Teil. Die Zeit der Segelschiffe.

5. Seekriege der nordischen Völker bis Anfang des 16. Jahrhundert . . . . 707
6. Die ältere deutsche und spanisch-portugiesische Seefahrt . . . . . 716
7. Das Ringen im Weltmeer und in der Nordsee im 17. Jahrhundert . . . 725
8. Taktische Formationen mit Berücksichtigung des Windes und Entwicklung auf den großen Meeren bis Trafalgar . . . . . 733
9. Rußland und Schweden . . . . . 745

III. Teil. Die Zeit der Dampfschiffe

10. Raddampfer und Krimkrieg . . . . 755
11. Sezessionskrieg und Paraguaykrieg . . 760
12. Erfahrungen der letzten Seekriege . . 770
13. Entwicklung der modernen, zumal der deutschen, österreichischen und italienischen Marine . . . . . 776

IV. Teil. Überseekriege bis zur Gegenwart

14. Das innere Wesen der älteren Überseekriege . . . . . 789
15. Die kriegstechnische Entwicklung der modernen Überseekriege . . . . . 795

Nachtrag . . . . . 808

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Si vis pacem, para bellum!

Es dürfte kaum eine schwerere Kunst geben, als die Zeit in der man lebt, richtig zu verstehen. Auf der einen Seite ein eng begrenztes Berufsleben, auf der andern die Befürchtungen und Wünsche und das Sehnen eigener Persönlichkeit, vor allem aber das Schauen vom eigenen Arbeitssitze aus in den engeren Familienkreis, in das Leben der Kommune, dann der Provinz und zum Schluß über das weite Vaterland hin — wer da noch nicht befangen geworden ist, der muß ein ganz hervorragend klar schauender Mensch sein. Örtlich und zeitlich umgiebt uns das Nächste und dies Nächste ist kein durchsichtiger Ätherraum, sondern es ist eine vielfältige Schicht von Schleiern, durch die alle der Kulturhistoriker hindurchsehen muß, wenn er die fernere Zeit, die größere Welt, das Jenseits seiner eigenen Zeit und das Gesamtbild der Kultur erkennen will.

Und noch eins!

Zeiten des Hinträumens der Menschheit und Zeiten des Verfalls einer Kultur mit zu erleben und zu verstehen, kann gelingen. Einen Überblick zu gewinnen über Zeiten des Aufbaues, der Ausdehnung und des allseitigen siegreichen Vordringens, das ist unmöglich. Es kann nur ganz wenige geben, die wenigstens ein über das Nächste hinweg wirkendes Ahnen empfinden können. Demnach kann ich mir ein Volk vorstellen, das einer großen Vergangenheit nachweint, auch wohl allenfalls ein Volk, das einem grauenvollen Zusammenbruche mit Entsetzen und Bewußtsein ins Antlitz starrt, endlich wohl auch ein Volk, das im Bewußtsein aufstrebender Kraft fleißig, tapfer und siegesbewußt die Hände rührt, aber ein Volk, welches ein klares Bewußtsein der Bedeutung der Gegenwart besitzt, das kann ich mir nicht vorstellen.

Kulturgeschichtlich und vor allem kulturgeographisch genommen, kann es noch keine größere Zeit gegeben haben als die unsrige. Die Ausdehnung der Kulturformen, die sich auf der kleinen Halbinsel Europa entwickelt haben, geht Hand in Hand mit der gewaltigsten Zersetzung aller Verhältnisse der Erde soweit sie von menschlichen Kräften erzielt werden kann. Unter unserem Einflusse brechen alle alten Kulturformen, uralte Besitztümer der Menschheit zusammen. Rassen werden von uns fortgewischt, Gruppen des Tierreiches vernichtet, die Pflanzenwelt verschoben, — es ist im großen das Bild, das sich im kleinen erst im Süden unseres Erdteils, dann im Westen und nun auch im Osten abgespielt hat.

Wir wissen aus der Kulturgeschichte nichts, was diesem gewaltigen Vorgange auch nur annähernd entspräche. Und doch! Mensch, schlage an deine Brust, frage dich ehrlich und antworte: fühlst du in deinem Haupte und in deinem Arme wirklich die Kraft, mit der die Europäer diese Leistung vollbringen? Und wenn dich kleinliche Familiensorgen, die kleinliche Not des Tages, der thörichte Ärger, der jede Arbeit mit Dornengestrüpp um-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

rankt, beläftigt, vermagst du solche Stimmungen zu verscheuchen mit dem Bewußtsein der Größe deiner Zeit? O, es wäre ein Thor, der das verlangen wollte. Denn jeder Mensch läuft in den Stiefeln, die seinem Fuß angemessen sind, jeder atmet die Luft, die ihn umgiebt und somit umhüllen vielfältige Schleier den klaren Blick des einzelnen.

Aber es darf Stunden geben in jedem Menschenleben, in denen er alles abschütteln darf, was die Stimmung trübt. Und jeder Mensch ist verpflichtet, von Zeit zu Zeit sich dem Tagesgram zu entwinden, über das eigene Ich, über das jämmerlich kleine Gepläukel persönlicher Feindschaften und Freundschaften hinwegzuschauen und über die Erde und die Welt hinzublicken. Solche Stunden des Sichversenkens in die Weltgeschichte und in das Weltbild der Kultur sind wohlthätig, und gerade für uns Deutsche und alle Verwandten unserer deutschen Art dringend notwendig, denn sie erinnern daran, wie unwesentlich der Kleinkram des Tages im Einzelleben gegenüber den Großthaten einer Volkskultur in der Weltgeschichte sich ausnimmt.

Der Wert weltgeschichtlichen Denkens und des weltgeschichtlichen Bewußtseins ist längst anerkannt und es giebt dementsprechend eine außerordentliche Zahl von Weltgeschichten, welche die Bilder des Werdens menschlicher Kultur zu malen versuchen. In all' den Weltgeschichten sind uns Wanderungen geboten, die über kleine Hügel zu größeren Flächen, über die Gebirge und die Meere hinwegführen, die von Auf- und Niedergang erzählen, von Aufbau und Zerstörung, — von Zerstörung aber mehr als vom Aufbau. Denn erst in der Vernichtung wird uns oftmals die Größe des Gewesenen klar.

Ist es da nicht recht und billig, daß wir einmal die Vorgänge der Vernichtung klar ins Auge fassen und daß wir uns an den Bildern der Zerstörung zu belehren suchen in Dingen der Erhaltung der Kultur? Sollte das nicht gerade heute am Platze sein, wo ein Hauptmerkmal der weltgeschichtlichen Bedeutung europäischer Kulturformen in dem ständigen Ausbalancieren kriegerischer Erhaltungs- und Zerstörungsmittel beruht?

Wir haben von diesem Gesichtspunkte aus alle Kulturformen und alle Zeiten betrachtet und wir haben als eines der merkwürdigsten Resultate die Thatsache in den Vordergrund schieben müssen, daß noch keine Zeit eine solche Entwicklung der Wehrkräfte hervorgebracht hat wie die unsrige, während auf der andern Seite keine Zeit derartige Perioden friedlicher Entwicklung großer Staaten nebeneinander gesehen hat. In der That beruht das Problem des europäischen Friedens in dem allgemeinen Verständnis des Satzes:

Si vis pacem para bellum!

Und je weiter wir um uns greifen, je energischer wir den Völkern zu Leibe rücken, die sich der Ausdehnung unserer Kultur entgegensetzen, je höher der Wohlstand unseres Volkes steigt, desto höhere Ansprüche werden an die Wehrkräfte auch unserer Nation gestellt. Wohl stöhnen einige — es sind diejenigen, die den wenigst klaren Blick besitzen — aber der Gesamtheit fehlt das Bewußtsein dieser Seite der kulturellen und staatlichen Entwicklung nicht. Die meisten wissen, daß, je gewaltiger unsere Wehrkräfte sind, desto sicherer der Friede ist. Und da auch uns bei der Ausarbeitung vorliegenden Werkes diese Thatsache immer großartiger zum Bewußtsein kam, habe ich die Hoffnung, daß diese Arbeit solche Erkenntnis beim deutschen Volke und bei unseren Nachbarn noch weiter entwickeln werde.

Leo Frobenius

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

I. Buch

# Urgeschichte des Krieges

vom Herausgeber

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Menschenjagden, Zweikämpfe

## Ursprung, Entwicklung

## 1. Einleitung

Die Urgeschichte des Krieges beginnt nicht mit dem Kriege selbst. Der Ausgleich der Zwistigkeiten, die Kämpfe, der Mord, welcher der plötzlichen Leidenschaft entspringt, die Zweikämpfe, die das Auftauchen einer ernsten Gerichtsbarkeit bedeuten, das sind Erscheinungen in diesem Völkerleben, die nicht unter dem Begriff „Krieg" zusammengefaßt werden können.

In den ersten Zeiten der menschlichen Kultur, soweit sie für uns noch bei verschiedenen Völkern verkörpert und lebendige Spuren hinterlassen hat, bedeutet der Kampf des Menschen mit dem Menschen nichts anderes als eine Übertragung der gegen das Tier gerichteten Kampfesweise. Die Fehde mit dem Nachbar „Mensch" ist in jener Zeit just ebenso ausgefochten worden wie es der Mensch im listigen Kampfe um das Dasein, im Ringen mit den gefährlichen Tieren gelernt hatte.

Neuholländer im Streit
Nach einer Eingeborenenzeichnung in Dr. Langs Tagebuch

Das dürfen wir auf keinen Fall vergessen. Es ist so schwer, sich in der entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung primitiven Gesellschaftsausgleiches der unwillkürlichen Moralschätzung zu enthalten. Und doch, wenn wir erst beginnen würden, Abscheu, Mißachtung oder überhaupt irgend eine moralische Kritik mitreden zu lassen, so würde die unbedingte Folge sein, daß wir die Perspektive verlieren. Es ist der harte Kampf des Daseins, aus welchem die ersten Kriegsformen entsprossen sind. Wir müssen es lernen, den Unterschied von Kampf

und Krieg gerade hier zu sehen. Krieg ist der Kampf ums Dasein der Völker; die Urgeschichte des Krieges kennt nur den Kampf ums Dasein des Individuums, der einzelnen Persönlichkeit. Hiermit will ich nicht sagen, daß ein jeder Krieg und ein jeder Kampf „Kampf ums Dasein" wäre. Sicherlich nicht! Dies behaupten, würde gleichbedeutend sein mit einer Idealisierung und einem Schematisieren. Was ich mit dem aufgestellten Satze sagen will, ist das Charakteristische des Unterschiedes. Denn im Anfange ist es das fast jeder Organisation bare Menschenhäuflein, welches wie sonst auf die Tierjagd, so auch auf die Menschenjagd auszieht. Im Kriege aber entscheidet zumeist Volkswille oder Volksbedürfnis, — das Volksbedürfnis auch dann, wenn das Volk selbst ein solches nicht erkennt und in seiner Unmündigkeit es einem pflegenden Tribunal oder Herrscher überläßt, in diesen Dingen des Volksbedürfnisses zu entscheiden.

Die Mythologie eines sehr klugen Volkes setzt in den Anfang des Erdenwandels den Brudermord. Die Historie von Kain und Abel bedeutet mehr als eine schöne und lehrreiche Geschichte, aber die Moral, die sie enthält und abschließt, hat mit ihrer Bedeutung als dunkle Reminiscenz nichts zu thun. Die Geschichte selbst ist nämlich eine solche; sie bedeutet die Erinnerung an eine Zeit, in der die Leidenschaft den Mord berechtigte. Die Moraltendenz jedoch ist der Kritik einer späteren Zeit entsprossen.

Jene Zeit der Menschheit, in welcher Kain den Abel totschlug, kannte keine Moral. Damals ward der Mensch vom Menschen nicht anders behandelt als das Tier. In jener Zeit gab es ganz regelrechte Menschenjagden. Wir werden sehen, daß dieser Typus eigentlich die ganze Urgeschichte durchzieht. Aber wenn uns auch noch so Grauenvolles entgegentritt, so werden wir dennoch eine ganz klare Entwicklungsgeschichte auch des Mordes und der Menschenjagd wahrnehmen können.

Je weiter wir nämlich emporsteigen in der Kultur, je bevölkerter die Erde wird, je enger sich die Menschen zu größeren Verbänden aneinander schließen und je kräftiger hiermit eine gesetzliche Zusammengehörigkeit und Abhängigkeit sich einstellt, je klarer die Begriffe von Volk und Nation sich herausbilden, desto markanter werden auch die Kampfesformen, desto ausgeprägter scheidet in der Kritik des Nachbarn sich der Begriff des „Tieres" vom Begriff des „Menschen" ab.

Die Urgeschichte des Krieges ist somit nichts anderes, als eine Ausdrucksform des aufdämmernden Menschheitsbewußtseins. So unerhört wie eine solche Behauptung vorkommen mag, Thatsache ist es, daß die ursprüngliche Menschheit einen Unterschied von Mensch und Tier nicht kannte. Was der Mensch respektierte, vielleicht höher achtete, das war nur seine allernächste Umgebung. Jenseits der eigenen Familie, etwas später jenseits der Horde und wieder nach geraumer Zeit jenseits des eigenen Volkes beginnt eine „andere Art". Es ist geradezu typisch, wenn ein innerafrikanischer Buschmann erklärt, der hochgestaltete Neger sei nur dadurch vom Elefanten unterschieden, daß er mit geschickteren Waffen sie, die Zwergenvölker, verfolge, während der Elefant sich gutmütig niederschießen lasse. Es ist ebenso charakteristisch, wenn einer der bedeutendsten Kenner der Neger Neuhollands von diesen sagt: „Fremde Stämme betrachten einander wie wilde Tiere".

Diese Mißachtung der „andern Art", die sich z. B. bei den Indianern noch darin äußert, daß sie die Neger direkt als eine „schwarze Affenart" bezeichnen, hat sich in der Kulturgeschichte erhalten bis in hohe, sehr hohe Typen hinein. Genau der gleiche Zug ist es, der den Chinesen verächtlich auf den anders gearteten Europäer hinabsehen läßt; dieselbe

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mißachtung ist es, mit der der Grieche und Römer den Begriff des „Barbaren" aufrecht erhielt.

Man hat das Fehlen des Menschheitsbewußtseins in niederen Kulturformen nicht gekannt oder jedenfalls nicht genügend beachtet. Und doch giebt es uns den Schlüssel in die Hand zum Verständnis gar manches Wesenzuges kultureller Entwicklungsgeschichte. Man hat mancher Thatsache vollkommen verständnislos gegenüber gestanden, — z. B. der Menschenfresserei. Man schalt sie unnatürlich, man nannte sie ein so unglaubliches Verbrechen, daß sein Ursprung unerklärlich bleibe. Und doch ist der niederste Kannibalismus nicht schwer zu verstehen, wenn wir vom Fehlen des Menschheitsbewußtseins aus ihn betrachten. Wenn dem Menschen der niedersten Kultur der Nachbar im Jagdgefilde jenseits eines Flusses eine „andere Art" ist, welches Bedenken hindert ihn, jenen gerade so gut aufzuessen, wie ein anderes erlegtes Wild?

Aber mit dem Begriffe der anderen Art und der Menschenjagd vermögen wir nicht nur diese niedersten Symptome zu verstehen, gerade so gut wie diese einfachsten Erscheinungen nicht immer ihre ursprüngliche Form beibehalten haben, sondern sich entwickeln. Es sind alle charakteristischen Züge der Jagd und des Kampfes gegen die Tiere, die wir in der Urgeschichte des Krieges feststellen, und deren Entwicklung wir bis in die höchsten Stufen der Kultur hinauf zu verfolgen vermögen. Da haben wir die Jagd nach Trophäen, die den Jäger in der gleichen Weise heute noch zur Verstärkung niederer Triebe verführen, — jener Triebe, die einst die gemeinsten aller Menschenjagden ins Leben gerufen haben. Da haben wir ferner das Wutgeheul, das vom Knurren des Katers und Hundes über das Kampfesgebrüll des Menschen hinweg sich bis in die veredelte Form unserer Militärmusik erhalten hat ꝛc. ꝛc.

Streitende Neuholländer
Nach einer Eingeborenenzeichnung in Dr. Langs Tagebuch

Hier will ich auch gleich auf das Wunderbare und sehr Merkwürdige hinweisen, das sich aus dem Studium der niedrigsten Kampfformen ergiebt und das auch nur zu verstehen ist mit der ausgeprägten Unterscheidung „eigener" und „anderer Art", die bei jenen niederen Völkern so markant zu Tage tritt. Unsere Art und unser Begriff des Krieges ist nämlich nicht aufgewachsen aus dem Kampf mit der „anderen", sondern aus dem Kampf mit der „eigenen Art", — nämlich aus den Raufereien, Fehden und Zweikämpfen im eigenen Stamme. Das klingt sehr merkwürdig und doch läßt es sich ohne Schwierigkeit beweisen. Während nämlich bei der Jagd auf die „Fremden", auf die „Anderen" jedes Vernichtungsmittel erlaubt war, wurden Zwistigkeiten unter den Stammesgenossen nach bestimmten Gesetzen geregelt. Sie wurden allerdings auch nicht anders ausgeglichen als im Kampfe, aber dieser Kampf, alias Zweikampf war von ganz bestimmten und ausprägten Vorschriften geleitet. Diese Zweikämpfe nun fanden bei der Ausdehnung, beim Anwachsen und bei der Wiederteilung und Aberteilung der Horden und Stämme auch bei dem Nachbarland Anwendung, wenn sich irgend welche Reibereien bis zur Notwendigkeit



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

energischen Ausgleiches steigerten. Und so kam es, daß die Gesetze des Zweikampfes zu Gesetzen des Krieges wurden, und daß aus ihnen eine Kriegsmoral entstand, welche heutzutage einen Teil des Völkergewissens darstellt und welche als „ehrenhafte Kriegsführung" jedes Kulturvolk auch für sich in Anspruch nimmt und von anderen fordert.

Diese beiden Kampfesarten, die „Menschenjagd", welche aus dem Kampf mit der „anderen Art" und der „Zweikampf", welcher aus der Fehde mit der „eigenen Art" entsprossen sind, stellen die Quellen alles Krieges dar und sollen in diesem ersten und zweiten Teile der Urgeschichte des Krieges behandelt werden.

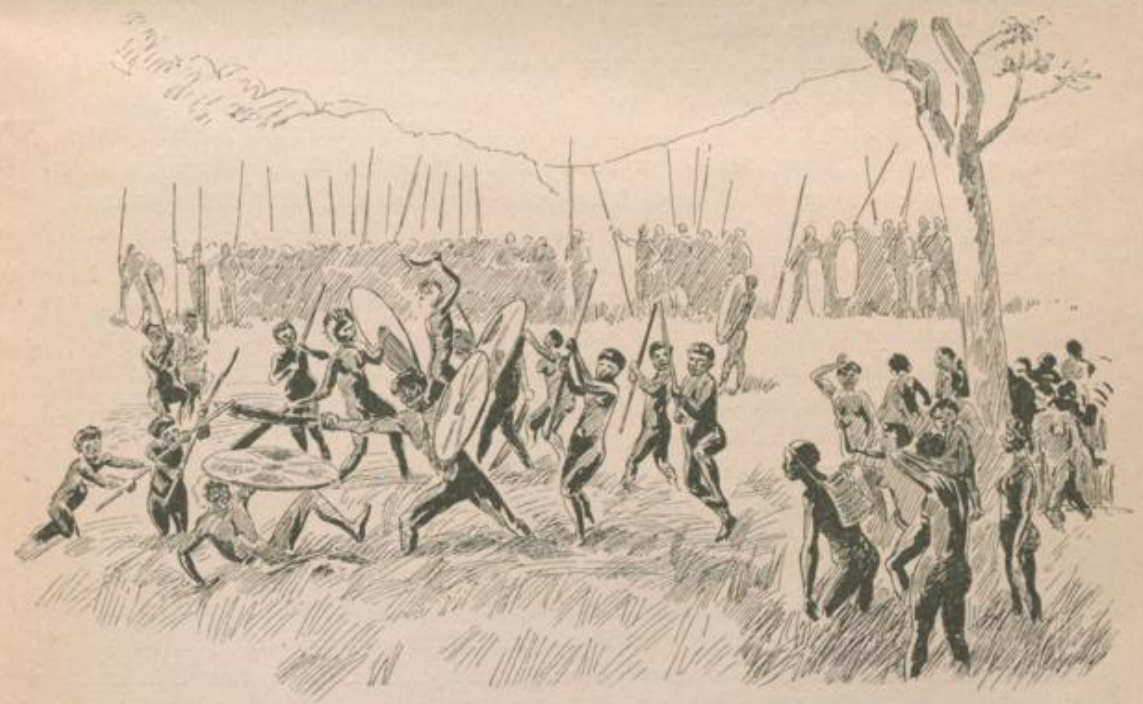
Die Völker, bei denen wir die Symptome beider Arten am besten zu beobachten vermögen, sind natürlich die niederen, jene, welche am Rande der Erde und abseits der großen jüngeren Kulturströme wohnen. Da sind zunächst die Neuholländer auf dem Festlande Australien, dann die südlichen und östlichen Südamerikaner und die älteren Völker Süd- und Innerafrikas.

Wir haben aber nicht nur die primitiven, sozusagen „natürlichen" Verhältnisse zu berücksichtigen, sondern wir müssen auch der ataviſtischen Form gedenken. Atavismus bedeutet in der Kultur erblichen Rückfall auf frühere Formen. Er bedeutet gewissermaßen ein Wiederherabsteigen. Der Atavismus in der Kriegsführung ist wohl häßlich und abstoßend. Deswegen dürfen wir ihn aber ebenso wenig unberücksichtigt lassen, dürfen ihn ebenso wenig mit einer falschen Moralkritik beurteilen wie die natürlichen Vorkommnisse selbst.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

## 2. Menschenjagden, Zweikämpfe der Neuholländer

„Ein Menschenstamm, nicht zu beugen unter das Joch der Kultur" — nannte einmal einer die Neuholländer; es war ein Kenner und der Mann hatte Recht. Man hat Glieder dieses Stammes in Missionsschulen groß gezogen, man hat gefunden, daß ihr Begriffsvermögen ein ausgezeichnetes ist; man hat sie mitgenommen in Europas Großstädte; hier hat man sie in Verbindung gebracht mit ausgezeichneten gesellschaftlichen Kreisen; dabei hat man gefunden, daß sie sich zu benehmen wußten, wie man es nur von einem schwarzen Gentleman überhaupt wünschen kann; man hat die Leute Voltaire und Shakespeare lesen



Borbobi in Queensland
Nach Lumholtz

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lassen, sie haben die Kunst begriffen. Die Leute sind dann in ihr Heimatland zurückgesandt worden, auf daß sie unsere Kultur unter ihre Landsleute trugen. Und was geschah dann?

Da war einer vom Stamme Parramatta, dem ist das alles widerfahren, der ist so ein ganz Gebildeter gewesen. Mit großen Hoffnungen sahen die Europäer seinem Missionszuge in das Inland zu. Er verscholl. Man sah ihn einige Zeit nachher wieder, er saß auf einem Baumstamme, ganz nackt, bunt bemalt wie seine Stammesgenossen. Und wenig später hat man ihn totschießen müssen, weil er sich frevelnd an den einfachsten Gesetzen europäischer Kultur vergangen hatte.

Die Erfahrung, die der Botaniker Calay an diesem seinem Diener Daniel vom Stamme der Parramatta gemacht hat, kehrt in der Bildungsgeschichte aller dieser unstäten Jägervölker, der Neuholländer, der Südbrasilianer und der Buschmänner Afrikas immer wieder. Sie sind fähig, die europäische Kultur aufzunehmen, aber es fehlt ihnen die Kraft, sie zu tragen. In der wilden weiten Natur sind sie entstanden, da sind sie aufgewachsen; sie kehren immer zu ihr zurück, ob sie auch Priester oder Missionare geworden sind; es ist der Drang und der Zwang der Natur, dem sie sich nicht entreißen können. Und wenn sie auch vordem die Lehre einer höheren Moral kennen und beobachten gelernt haben, — in die Wildnis zurückgekehrt, leben sie wieder nach den alten Gesetzen und handeln sie wieder nach der Urgewalt des Kampfes ums Dasein.

Und in diese Gesetze der wilden Natur gehört das Recht des Mordes als Ausfluß momentaner Leidenschaft oder mühsam aufgespeicherter Rache. Wir kennen solcher Fälle gerade aus Neuholland eine große Menge und es sollen deren hier verschiedene als charakteristische Belege vorgeführt werden.

Als Lumholtz eines Tages mit seinem schwarzen Diener Jokkai im Jagdlager saß, rief dieser plötzlich aus: „Poor fellow, white fellow (armer, weißer Mann)“. Im Glauben, daß er gemeint sei, fragte Lumholtz, was das zu bedeuten habe; jener schlug sich über den Nacken und sagte: „Jimmy, den weißen Mann im Wasser“. Der Reisende begriff nun, daß etwas passiert sei und erfuhr durch Jokkai bei dieser Gelegenheit, daß derselbe Jimmy, der ihn zu wiederholten Malen auf der Expedition begleitet hatte, einen weißen Mann getötet und ins Wasser geworfen habe.

Der weiße Mann hatte mitten am Tage unweit Herbart Vale Rast gehalten, Jimmy hatte ihm angeboten, Holz zu holen und Feuer anzumachen, was angenommen wurde. Als aber der weiße Mann Thee bereitete und nicht gleich Jimmy davon zu trinken gab, wurde derselbe zornig und schlug den Weißen im Momente, als er die Tasse an den Mund führte, mit seinem Beile so heftig in den Nacken, daß derselbe tot umfiel und nun von Jimmy beraubt und ins Wasser geworfen wurde.

Dieser selbe Mann hatte vor nicht langer Zeit eine seiner Frauen getötet, die junge hübsche Molle Molle, die er von einem seiner Genossen geraubt hatte. Da dieselbe aber ihren ersten Mann liebte, sich nicht mit Jimmy vertragen konnte und außerdem von seiner anderen eifersüchtigen Frau arg geplagt wurde, machte sie einen mißglückten Fluchtversuch, nach welchem sie von Jimmy mit der Axt über die Schultern gehauen wurde, um sie zu brandmarken. Trotzdem machte sie einen zweiten Fluchtversuch, kam nach Herbart Vale, wo Lumholtz sich damals aufhielt und bat ihn dringend, Jimmy zu erschießen, „weil er nicht gut sei“. Trotz ihrer hübschen Augen und ihres koketten Lächelns ließ sich der Reisende

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf keinerlei Versprechungen ein, riet ihr aber, zu ihrem ersten Mann zurückzukehren. In derselben Nacht verschwand sie auch.

Später hat sie zwar den Mann ihrer Liebe, doch nur ein kurzes Glück gefunden, denn Jimmy war der stärkere und holte sie sich zurück. Dabei schlug er sie mit einem Stein auf den Kopf und warf sie in den heißen Sand. Dort verließ er sie mitten am Tage, nachdem er Steine auf sie gewälzt hatte und fast wäre sie schon damals gestorben. Als Lumholtz später Molle Molle mit Jimmy auf einer Reise nach einem andern Lande antraf, war sie sehr mager und blaß geworden; auch hatte sie tiefe Wunden im Kopfe. Auf dieser Reise war es, wo er sie mit seinem Beile tötete und sie von einem alten Manne begraben ließ, — ungefähr drei Wochen, nachdem er jenen weißen Mann getötet hatte.

Belehrung neuholländischer Jugend bei den Reifeceremonien
Nach Collins

Fast noch besser und charakteristischer als Beleg ungezügelten Leidenschaftsmordes ist die Geschichte eines jungen Neuholländers aus Central-Queensland. Diesem Mangola-Maggi war es als junger Mann noch nicht geglückt, sich eine Frau zu verschaffen und er bat daher einen alten Mann, ihm eine seiner Frauen zu überlassen. Dieser ging nicht darauf ein. Mangola-Maggi, der großes Ansehen genoß, weil er sich stets Menschenfleisch zu verschaffen wußte, war über den Anschlag sehr erbost, beschloß, sich zu rächen und ermordete den Sohn des alten Mannes, indem er ihm einen Stein an den Kopf warf.

Eingeborene aus Rockhamptons Umgebung
Nach Lumholtz

Ein charakteristisches Merkmal dieser Kulturepoche ist das gänzliche Fehlen aller der Empfindungen, die für

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

uns unbedingt mit der Dankbarkeit und der Dankesverpflichtung verbunden sind. Die Gutthat, der Freundschaftsdienst und liebenswürdige Handlungen kommen in diesen Zeiten und Formen des Kampfes ums Dasein noch nicht vor. Wie sollte auch ein Mensch dazu kommen, etwas anderes und mehr zu thun, als die herkömmliche Sitte und das Recht des Stärkeren bedingt? Wir dürfen uns nicht wundern und nicht falsch bemessen, wenn liebenswürdige Handlungen und Gutthaten der Europäer als Schwäche ausgelegt werden und gerade die der erwünschten entgegengesetzte Wirkung erzielen. Der gute Mensch, der nicht energisch auftritt, der nicht den zähen Charakter dieser Daseinskämpfe repräsentiert, der verfällt am ehesten der Raub- und Mordlust jener.

Als Beispiel hierfür gebe ich eine Niederschrift aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts.

„Die Rache ist bei ihnen erst dann gestillt, wenn das Blut des Gegners geflossen ist. Sie suchen nicht gerade die Person, die sie beleidigt hat; war es ein Weißer, so lassen sie ihren Zorn an dem ersten Individuum von dieser Farbe aus, das ihnen begegnet. Sie wissen in ihrem wilden Zustande nicht, was Verzeihen und Vergessen heißt."

Als Beleg wird eine Metzelei geschildert, welche im Jahre 1816 an den Ufern des Hunter stattfand.

Ein schottischer Pflanzer hatte sich an diesem Flusse niedergelassen; Geschäfte riefen ihn nach Sidney, und er ließ zur Besorgung seiner Angelegenheiten seinen Vetter mit einem deportierten irländischen Bedienten zurück. Ihre einsame Lage brachte die Wilden auf den Gedanken, die beiden Unglücklichen zu ermorden und das Landgut zu plündern. In dieser Absicht kamen sie, wie es schien, mit freundlichen Gesinnungen heran, und während der Herr, neben der Hütte sitzend, las, schlich sich ein Elender von hohem Wuchs und mit wildem Blicke, genannt Nullan-Nullan (der Schläger), hinter ihn und zerschmetterte ihm mit einem Schlage den Hirnschädel. Hierauf aßen sie das Gehirn. 60 Schritte weiter fand man den Bedienten ganz mit Zweigen bedeckt. Das Haus wurde geplündert.

Ein ähnliches Beispiel aus dem nördlichen Queensland mag hier Platz finden.

Ein neuer Ansiedler, Mr. O'Connor, hatte sich bei Lower Herbert angesiedelt und bediente sich bei allen Arbeiten der Hülfe der Schwarzen, die er gut behandelte und mit Fleisch, Mehl und Brot lohnte. Er war so recht eigentlich „the blaks' protector"; aber die Schwarzen, die eine so große Güte nicht verstehen konnten, vergalten sie ihm schlecht, indem sie ihren wilden Gelüsten der Habgier nachgaben und einen Angriff auf ihn und seine ganze Habe beschlossen.

Mit Holzschwertern und Schilden rückten sie gegen das Haus, während der Ansiedler, Unrat witternd, hineinging, um seine Revolver gegen sie abzufeuern. Die Wilden, ihm gegenüber ganz furchtlos, verbargen sich hinter Bäumen und riefen ihm zu: „Schieß Du nur, bald kommt die Reihe an uns". Sie drangen auch wirklich auf ihn ein, töteten ihn mit ihren Schwertern, mißhandelten seinen Leib und plünderten sein Haus. Die Bananen im Garten und sämtliche Hühner nahmen sie mit sich, schleppten auch die arme Frau des Ermordeten in bewußtlosem Zustande in den Wald und töteten sie dort.

Es ist außerordentlich bezeichnend dafür, wie gewissermaßen berechtigt den Eingeborenen solche Mordanfälle erscheinen, daß sie ohne das geringste Schamgefühl und ohne jede Empfindung, daß solche Handlungsweise verbrecherisch sei, von ihnen sogar noch als Heldenthaten triumphierend den Europäern erzählen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Doch damit ist dieser Typus noch nicht erschöpft. Aus den wiedergegebenen Berichten könnte man noch schließen, daß der Anlaß zu solchen Morden lediglich durch aufflammende Leidenschaft oder Raubgier gegeben würde. Die Kriege der wilden Stämme untereinander lehren uns aber, daß die natürliche, ursprüngliche Menschenjagd, die Menschenjagd auch des Fleisches wegen hier heimisch, gewissermaßen selbstverständlich und gebräuchlich ist.

Wir hören nicht nur von einem Thale, das früher von vielen Schwarzen bewohnt gewesen ist, die aber nach und nach von fremden Stämmen getötet und verspeist wurden, sondern wir wissen aus bester Quelle, daß die Neuholländer geradezu Expeditionen zur Erlangung von Menschenfleisch veranstalteten. Zu solchen Zwecken versammelt sich dann eine

Neuholländer mit Schild und Keule
Nach Specht

Neuholländer mit Bumerangs
Nach Ranke

kleine Truppe der dreistesten Männer, die wegen ihres Mutes großes Ansehen genießen. Es sind ihrer nicht viele; denn es gelten diese Überfälle meistens nur kleinen, aus 4—6 Individuen bestehenden Familienstämmen. Die Reise geht langsam vor sich und für Proviant muß unterwegs gesorgt werden. Haben sie eine geeignete Familie aufgefunden, so gehen sie sehr behutsam an ihr Werk, lagern sich abends heimlich in einiger Entfernung und beginnen den Angriff vor Sonnenaufgang, wo dann die Überrumpelten aus dem Schlafe geschreckt werden und in ihrer Angst an gar keine Verteidigung zu denken vermögen. Die Männer verteidigen nicht einmal ihre schutzlosen Weiber und Kinder. Ein jeder muß sich seiner eigenen Haut wehren, so gut es geht, und den Alten ergeht es gewöhnlich am schlimmsten, sie werden meistens sogleich getötet und verspeist. Als ausgezeichnete Beute gilt selbstverständlich eine Frau. Sie wird wenn noch jung, nicht getötet, ist sie dagegen alt, so wird sie trotz ihrer Jahre in häßlichster Weise mißhandelt, dann getötet und gegessen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Australneger kennen keine größere Delikatesse als Menschenfleisch, und beim bloßen Gedanken an dasselbe fangen ihre Augen zu funkeln an.

Mit dieser Art des Kriegszuges haben wir die Fehde mit den „anderen" zur Genüge gekennzeichnet und ist es nicht notwendig, das jagdartige Beschleichen des Feindes, das regelrechte Zerlegen des Menschenwildes und ähnliche typische Merkmale näher zu erörtern.

---

Den Kampf mit der „eigenen Art" zu verfolgen, ist noch weniger schwer, braucht man doch nur an den Anfang den Satz zu stellen: „Wenn zwei Männer aus derselben Familie oder demselben Clan irgend eine Zwistigkeit miteinander haben, so daß die anderen meinen, es könnte hieraus ein Gewaltakt oder ein Mord erwachsen, der die Reihe der Familienhäupter und Kämpfer um einen vermindern könnte, so beschließen die anderen einen kampfartigen Ausgleich. Der Zwiespalt wird dann geordnet, indem sie mit Stöcken oder Keulen aufeinander losschlagen. Jeder von beiden pariert die Angriffe mit einem leichten Schilde. Wenn ein Schild zerborsten oder einer der Kämpfer mit einer Beule oder Schramme gekennzeichnet ist, gilt der Streit und der Zwiespalt als geschlichtet. Todesfälle sind bei solchem Rechtsausgleich nicht zu befürchten."

Aber nicht nur dieser Zweikampf ist zu vermerken. Auf Neuholland hat er sich schon weiter entwickelt in der Weise, wie wir es im ersten Kapitel angegeben haben. Größere Familienverbände, welche durch einen regelmäßigen Austausch ihrer Töchter zwecks Ehen verbunden sind, haben die Sitte, alle Streitigkeiten in der Weise zu schlichten, daß sie sich gegenseitig Boten zusenden und Abrechnungstage vereinbaren. Bei den Stämmen südlich der Karpentariabucht pflegen alle Unzufriedenen und alle, die sich in ihrer Ehre oder ihrem Besitzrecht gekränkt fühlen, an einem bestimmten Tage zusammenzukommen. Die betreffenden Feinde stellen sich paarweise gegenüber, bewerfen sich mit ihren Keulen erst ein wenig aus der Entfernung, rücken dann näher und schlagen aufeinander los. Im Anfange fechten die beiden miteinander, die untereinander abrechnen, später aber wird der „Kampf" oder besser gesagt die „Prügelei" allgemeiner und es kommt zuletzt auf einen großartigen Tumult heraus und jeder schlägt darauf, ohne es zu beachten, ob er seinen Feind auch wirklich vor sich hat. Wer seine Waffe verliert oder zu Boden geworfen wird, gilt als überwunden und wird beiseite gestoßen. Sein Unglück gipfelt darin, daß man ihm sein Weib nimmt und es jenem übergiebt, mit dem er in Zwist gelebt hat, gleichviel, ob dieser es gerade war der den Unglücklichen zu Boden warf, oder ob das in dem allgemeinen Tumult ein anderer vollbracht hat.

Ganz ähnlich schildert Turnbull die kriegerischen Vorgänge in der Botanibai wie folgt:

Es fehlt den Eingeborenen nicht an persönlicher Tapferkeit. In den förmlichen Schlachten sowohl, welche die Bewohner eines Teiles des Landes oft denen eines anderen liefern, als auch in einzelnen Gefechten und Zweikämpfen zeigen sie, wenn es die Gelegenheit erfordert, den entschlossenen Mut. Sie verteidigen sich gegen den Wurf der Speere mit Schildern von dicker Rinde, die sie ihnen entgegenhalten. Ehe der Angriff beginnt, singen die Kämpfer gemeinschaftlich eine Art von Lied; stufenweise erhebt sich das Geschrei, bis sie sich in eine völlige Raserei versetzt haben, wo dann ihre Bewegungen konvulsivisch werden und jeder Gesichtszug Wut ausdrückt. Die Veranlassung dieser Kämpfe scheint meistens

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eifersucht zu sein. Sie ergreifen andere Weiber und entführen sie. Die Fehde fängt gewöhnlich mit einem Zweikampfe an und das Gefecht wird erst nachher allgemein.

Turbull rühmt den Mut dieser Leute, — vielleicht ist dies Loblied zu hoch gespannt. Er erzählt aber noch einen Fall, der für uns sehr wertvoll ist, indem er selbst Zeuge war, wie ein Eingeborener vor seinen Feinden floh.

Der Flüchtling war nämlich ein Mann, der wegen irgend eines Verbrechens von seinen Leuten zu einer exemplarischen Strafe verurteilt war. Ungefähr 14 seiner Kameraden wurden dazu erwählt, die Strafe an ihm zu vollziehen. Sie stellten sich in Gestalt eines halben Mondes um ihn her und warfen ihre Speere nach ihm. Der arme Tropf hatte nichts als seinen Schild aus Baumrinde zu seiner Verteidigung, womit er die Würfe auffing. Sie fingen damit an, daß sie ihre Speere in verschiedener Richtung nach ihm warfen, welchen der Verurteilte mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit auswich. Auch würde er wahrscheinlich alle Würfe glücklich pariert haben, wenn seine Angreifer in gerader Linie vor ihm gestanden hätten; da sie ihn aber umringten, so empfing er mehrere schwere Wunden; endlich riß er aus und floh in die Stadt Sidney, wo er niederstürzte und starb.

Neuholländer im Streit
Eingeborenenzeichnung in Dr. Langs Tagebuch

Der Seefahrer fügt hinzu, hier sei es auch Brauch, daß, wenn einer umgebracht wird, sei es in der Schlacht oder durch einen unglücklichen Schlag bei einem aus Zorn entstandenen Streite, sein Mörder genötigt ist, sich zur Verteidigung vor eine bestimmte Zahl von Speeren zu stellen, welche die Hinterbliebenen des Getöteten auf ihn abschleudern; bleibt er am Leben, so ist aller Streit zu Ende, wird er aber getötet, so muß der, welcher den tötenden Speer auf ihn abschleuderte, ebenfalls sich den Speeren der anderen aussetzen. Die Unterscheidung des Kampfes mit der „eigenen Art“ und des Kampfes mit der „anderen Art“ finde ich am klarsten in Westaustralien durchgeführt, nordwestlich der großen Viktoriawüste. Auch hier ist der Mord von Mitgliedern fremder Stämme absolut erlaubt und sehr erwünscht. Auch hier betrachten sich die fremden Stämme wie wilde Tiere und es ist nicht die Rede von irgend welcher Blutrache. Dagegen stehen die Verwandten in einem ausgeprägten Paukverhältnis. Hier ist auch Tötung im Zweikampf ein Vergehen. Wer den anderen in einer Fehde tötet, wird dessen Verwandten zur Verfügung gestellt und ist der Blutrache verfallen.

Die beste Schilderung einer allgemeinen Paukerei zwischen Stämmen, die in einem derartigen Contrageverhältnis stehen, verdanken wir wiederum Lumholtz, dem ich in der folgenden Erzählung fast wörtlich folge.

Der Reisende hatte von einigen Eingeborenen vernommen, daß drei Meilen von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Herbert Vale im nördlichen Queensland ein „Borbobi" abgehalten werden sollte. Borbobis sind eben jene Zusammenkünfte, bei denen diese Wilden aus vielen Distrikten zusammen kommen, im Zweikampf ihre Zwistigkeiten zu schlichten.

„Da ich (Lumholtz) Lust verspürte, dieser Zusammenkunft beizuwohnen, schloß ich mich einem Schwarme an, und so reisten wir nachmittags ab. Als wir uns dem Kampfplatze näherten, begegneten wir nach und nach vielen kleinen Stämmen, die den ganzen Tag über in den kühlen Buschhölzern gefaulenzt hatten, um Kräfte für den bevorstehenden Kampf zu sammeln. Alle, auch Weiber und Kinder schlossen sich uns an; alle waren in ihrem besten Staate, denn wenn diese Wilden zu Tanz und zu Borbobis gehen, putzen sie sich sorgfältig, und die Vorbereitungen werden schon mehrere Tage vorher getroffen, indem Erdfarbe und Wachs gesucht werden.

Am Vormittage des betreffenden Festtages bleiben sie im Lager und gehen nicht auf die Jagd, da sie mit ihrer Ausschmückung beschäftigt sind. Sie schmieren sich teilweise oder ganz mit der roten oder gelben Erdfarbe ein; manchmal bemalen sie auch den ganzen Körper mit einer Mischung von geriebener Kohle und Fett — als wären sie nicht schon vorher schwarz genug! Aber nicht allein die Männer, auch die Weiber malen, wenn auch in geringerem Maße, barocke Felder quer über das Gesicht. Auch das Haar wird geschmückt und zu großen Büscheln mit Wachs verklebt. Diese Wachsfiguren strahlen, glänzen in der Sonne und geben den Haaren ein poliertes Aussehen.

Alle Männer waren bewaffnet, sie hatten viele Spieße, ganze Bündel von Nola Nollas (Wurfkeulen) und Bumerangs, außerdem große Holzschilde und Holzschwerter. Der Schild, welcher bis zur Hüfte des Mannes reicht und dessen Breite $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ der Länge ausmacht, ist von leichtem Feigenholz gearbeitet; er ist oval, massiv und ein wenig gebogen. Inmitten der Vorderseite befindet sich eine Erhöhung, in der innen die Handhabe ausgeschnitzt ist, dagegen ist die Innenseite fast eben. Hält der Eingeborene den Schild in der linken Hand vor sich, so ist der größte Teil des Körpers geschützt. Die Vorderseite ist auf groteske und wirkungsvolle Weise mit bunten Farben bemalt und in Felder eingeteilt, die bei jedem Schilde verschieden sind und somit das Waffenzeichen eines jeden Mannes ausmachen. Das Holzschwert, als notwendige Ergänzung des Schildes, ist ungefähr 10 cm breit bis an die abgerundete Spitze und reicht einem Manne gewöhnlich vom Fuß bis an die Schulter. Es ist von hartem Holz, mit sehr kurzem Handgriff und so schwer, daß ein Ungeübter es kaum mit halb ausgestrecktem Arm in die Höhe halten kann, — eine Stellung die sie stets vor Beginn des Kampfes einnehmen.

Am Ausgang des Waldes hielt unser Schwarm und die übrige Wildenschaft, die sich uns angeschlossen hatte, eine kurze Rast. Einer der Neuangekommenen lief wie ein Rasender umher; er war für einen Schwarzen ungewöhnlich groß und hatte langes, dichtes Haar, das wie Borsten vom Kopfe abstand. Indem er dies dichte Haar wie ein Besessener schüttelte, lief er mit zurückgebogenem Kopfe und Oberkörper in wilden Volten und langen Sprüngen umher; dabei hielt er sein großes Holzschwert in der einen und den Schild in der anderen Hand aufrecht vor sich. Als er hinlänglich umhergelaufen war, um seinen wilden Kriegsmut abzukühlen, machte er Halt und die rote Erdfarbe lief in langen Strähnen über sein Gesicht. Dann aber legte er wieder mit langen Sprüngen und Volten los. Das Schwatzen der anderen wurde lebhafter, der Kampfeifer wuchs, alle hielten ihre Waffen bereit.

Plötzlich stimmte ein Alter ein entsetzliches Kriegsgeheul an und schwang seinen Spieß

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

über dem Kopfe. Dies wirkte wie ein elektrischer Schlag auf alle. Sie versammelten sich augenblicklich zu einer großen Schar, heulten aus vollem Halse, hielten ihre Schilde aufwärts in der linken Hand und schwangen Schwert, Spieß, Bumerangs und Wurfkeulen in der Luft. Darauf stürzten sie unter wildem Kriegsgeheul durch den Wald und kreuzten dreimal im Zickzack gegen den Feind, der sich noch weit weg jenseits der Ebene befand. Bei jeder neuen Wendung hielten sie plötzlich still und schwiegen einen Augenblick, stürzten dann aber wieder heulend weiter, bis sie sich nach dem dritten Kreislauf mitten auf der Ebene dem Feinde gegenüber befanden und stillhielten.

Auch die Weiber und Kinder eilten auf den Kampfplatz.

Die fremden Stämme standen auf der anderen Seite scharenweise vor ihren Hütten, die sehr malerisch unter den buschbelaubten Höhen lagen. Gleich nachdem unsere Wilden Halt gemacht hatten, traten drei der Feinde herausfordernd mit dem Schilde in der Linken und dem erhobenen Schwert in der rechten Hand hervor. Ihre Köpfe waren dicht besetzt mit den eleganten weiß und gelben Schöpfen der weißen Kakadus; jeder hatte sich ungefähr mit 40 Stück geschmückt, die mit Bienenwachs befestigt waren und ihrem Kopfe das Aussehen einer großen Aster gaben. Die drei Männer näherten sich den unseren, indem sie in langen, elastischen Sprüngen vorwärts liefen. Ab und zu schnellten sie wie die Katzen in die Luft und fielen hinter ihren Schilden nieder, die sie so gut verbargen, daß wir sie kaum im hohen Grase sehen konnten.

Neuholländer im Streit.
Eingeborenenzeichnung in Dr. Langs Tagebuch.

Dieses Manöver wiederholte sich, bis sie den unsrigen auf ungefähr 20 Meter nahe waren, worauf sie Halt machten, den großen Schild vor sich hielten, die Schwertspitze gegen die Erde stützend und zum Kampfe bereit. Aus der Ferne folgte langsam die große Schar der fremden Stämme.

Nun sollten die Zweikämpfe beginnen. Drei Männer traten aus unserer Schar hervor, um die Herausforderung anzunehmen; die übrigen hielten sich bis auf weiteres ruhig. Die gewöhnlich herausfordernde Stellung ist, wie bereits angedeutet, den Schild in der linken Hand und das erhobene Schwert in der rechten. Das Schwert ist indessen so schwer, daß es ungefähr wie ein Schmiedehammer benutzt werden muß, um den Schild des Feindes mit voller Kraft treffen zu können, und der Kämpfer muß daher beim Beginn des Kampfes das Schwert vorn über auf die Erde sich senken lassen, worauf er es nach hinten und gegen den Kopf des Feindes schwingt. Hat der eine seinen Hieb gethan, so kommt die Reihe an den anderen, und auf die Art geht es abwechselnd Schlag auf Schlag, bis es damit endigt, daß der eine ermüdet und sich verloren giebt, oder der Schild bricht, worauf der Betreffende als kampfunfähig erklärt wird.

Noch während die drei ersten Paare aushielten, begannen mehrere andere zu kämpfen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

(Abbldg. S. 5). Das Ganze ging unregelmäßig zu; aber meistens wurde der Kampf mit Wurfwaffen eingeleitet, wonach man sich auf den Leib rückte und mit dem Schwerte endigte. Nicht selten wurde die Sache auf Abstand abgemacht, indem Bumerangs, Nolla Nollas und Spieße gegen die Schilde geworfen wurden. Die Wilden sind sehr geschickt im Parieren und selten werden sie durch die beiden ersten Wurfwaffen verwundet. Dagegen durchbohren die Spieße mit Leichtigkeit die Schilde und dringen oft so tief durch, daß sie den Betreffenden verwunden, der dann als kampfunfähig angesehen wird und sich als überwunden erklären muß. Immer waren mehrere auf dem Kampfplatze, oft 7—8 Paare zugleich, aber die Kämpfenden wechselten beständig.

Die Weiber sammeln die Waffen auf, und hat ein Streitender mehrere Duelle abzumachen, so versieht ihn seine Frau während des ganzen Kampfes mit neuen Waffen. Die anderen Weiber verfolgen mit gespannter Aufmerksamkeit den Verlauf des Ringens; denn auch für sie steht vieles auf dem Spiel: Manche von ihnen tauscht an diesem Abend mit dem Manne. Bei den Neuholländern ist es nämlich Sitte, daß sie gegenseitig ihre Frauen rauben und die Streitigkeiten, welche daraus entstehen, werden bei Vorbobis geschlichtet, indem der Sieger die Frau behält. Auch alte Frauen nehmen am Kampfe teil. Mit denselben Stöcken versehen, die sie zum Ausgraben von Wurzeln benutzen, halten sie sich hinter den Kämpfenden auf. Mit beiden Händen umfassen sie den Stock, stoßen ihn fest in die Erde und hüpfen mit wildem Fanatismus auf und ab. Hetzend und kreischend umringen 4 oder 5 alte Weiber einen Mann und machen einen wahnsinnigen Lärm. Die Männer werden dadurch mehr und mehr angefeuert; der Schweiß läuft von ihnen herab und sie strengen sich aufs äußerste an.

Wird der eine von ihnen überwunden, so scharen sich die alten Weiber um ihn und halten ihre Stöcke schützend über ihn, um die Schwerthiebe des Feindes von ihm abzuwehren, indem sie schreien: „Töte ihn nicht, töte ihn nicht!“

Ich ging dicht an den Kampfplatz heran und folgte mit gespanntem Interesse den interessanten Auftritten, die nur $^3/_4$ Stunde dauerten, mir aber mehr Unterhaltung boten als irgend eine szenische Vorstellung je zuvor. Bumerangs und Wurfkeulen sausten an meinen Ohren vorbei, was mich aber nicht hinderte, mit größtem Interesse die Ausbrüche der Leidenschaft bei diesen wilden Naturkindern zu beobachten. Diese verzweifelten Kraftanstrengungen der Männer, der Eifer der jungen Weiber und die lächerliche Raserei, welche die alten Weiber gepackt hatte! Ihre kreischenden Stimmen mischten sich mit den dumpfen Schlägen der Schwerter, dem Klange der Wurfkeulen und dem schwirrenden Fluge der Bumerangs durch die Lüfte.

Hier wurden Zwistigkeiten aller Art ausgetragen, nicht nur zwischen den Stämmen, sondern auch unter den einzelnen Individuen, und man kann sich nicht wundern, daß eine so tief stehende Völkerschaft ihre Uneinigkeiten auf eine so wenig parlamentarische Weise zu ordnen sucht; aber sonderbar mag es doch erscheinen, daß die alten Weiber so aktiv bei der Abwickelung dieser Kämpfe mitwirken. Mit Ausnahme des Mordes an den Mitgliedern desselben Stammes, betrachten die Australneger nur Diebstahl als Verbrechen. Die Strafe dafür wird von dem Bestohlenen ausgeführt, indem er den Dieb zum Kampfe mit Schild und Holzschwert auffordert, — ein Kampf, der entweder nur im Beisein der Nächsten, die als Zeugen dienen, stattfindet, oder auch beim Vorbobi; derjenige, der im Kampfe gewinnt, hat das Recht auf seiner Seite.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Weiber, die auch bei diesen Wilden als des Mannes wichtigstes Eigentum angesehen werden, zu rauben, ist der gröbste aber zugleich auch der allgemeinste Diebstahl und eigentlich die gebräuchlichste Art und Weise, sich eine Frau zu verschaffen. Daher ist das Weib die erste und vornehmste Ursache zu diesen Zwistigkeiten. Viel seltener veranlaßt ein Diebstahl von Waffen, Geräten und Nahrungsmitteln einen Zweikampf: auch entsinne ich mich keines Beispiels, daß Waffen gestohlen worden wären. Besteht der Diebstahl aus einem geringen Quantum von Nahrungsmitteln oder sonstigen Kleinigkeiten, so geschieht es häufig, daß der Bestohlene den Thäter nicht fordert, sondern sich damit begnügt den Beleidigten zu spielen, namentlich wenn er sich seinem Gegner gegenüber an Stärke und Geschick im Führen der Waffen unterlegen glaubt. Auch fühlt sich der Bestohlene hinlänglich befriedigt, wenn ihm z. B. die Reste der entwendeten Nahrungsmittel wiedergegeben werden oder ihm durch Tabak, Waffen u. s. w. Ersatz geboten wird. Selbst wenn sich der Dieb als überlegen ansieht, scheut er das Duell, denn die Wilden entgehen gern jeder Unannehmlichkeit, und die Strafe, mit dem Bestohlenen kämpfen zu müssen, ist für den Dieb weit größer als man denken sollte, obgleich es selten zum Blutvergießen kommt. Es ist nicht nur die physische Kraft, die bei diesen Rechtskämpfen den Ausschlag giebt, sondern auch die Verwandten der Betreffenden spielen eine große Rolle, und für den Kämpfenden ist es eine große moralische Stütze, wenn er viele Männer auf seiner Seite weiß. Er weiß, daß sein Gegner den Kampf nicht aufs Äußerste treiben wird, weil er seine Verwandten fürchtet; er kann sich auch darauf verlassen, daß diese, wenn es ihm im Kampfe schlecht ergeht, dazwischen treten und den Kampf beenden, bevor er verwundet wird. Verwandtschaftliche und freundschaftliche Bande sind daher bei Abmachung von Streitigkeiten zwischen den Australnegern von großer Bedeutung, wenn auch nicht so wichtig, wie physische Kräfte.

Neuholländer im Streit
Eingeborenenzeichnung in Dr. Langs Tagebuch

Nach einem solchen Kampfgetöse müßte man annehmen, gefallene, in Blut schwimmende Krieger zu sehen; doch gehört dies Dank der Einmischung der Verwandten und Freunde zu den größten Seltenheiten. Nur einer hatte durch einen Bumerang eine leichte Wunde am Oberarm bekommen und war deswegen der Gegenstand allgemeinen Mitleides. Bei dem nächsten Vorbobi wurde einer mit einem Spieße durchbohrt und da dieser mit einem Widerhaken versehen war, konnte er nicht herausgezogen werden. Sein Stamm führte ihn drei Tage mit sich herum, ehe er starb.

Gleich nach Sonnenuntergang endete übrigens der Kampf und während die Erregung über die Begebenheiten des Tages noch bei allen Teilnehmern nachwirkte, suchte jeder Stamm sein Lager auf. Nachts wurde nicht viel geschlafen, desto mehr aber geschwatzt, und viele Familienrevolutionen gingen vor sich, indem Männer ihre Frauen verloren und Weiber

andere Gatten bekommen hatten. Früh in der Morgenkühle wurden die Duelle fortgesetzt und darauf war allgemeiner Aufbruch. Jeder zog wieder in sein Land zurück. Während meines Aufenthaltes bei Herbert River fanden vier Borbobis im Zwischenraum von 3—4 Wochen statt; das war gerade die heißeste Zeit. Im Winter werden jene Kämpfe nicht abgehalten."

Nach diesen Beispielen stellt sich die Bedeutung des Kampfes und des Mordes in ihrer Richtung nach der äußeren oder inneren Seite des Stammes so einfach dar, daß ich nicht mehr viele Worte zu verlieren brauche. Es ist aber wünschenswert, bei verschiedenen anderen Völkern den gleichen Symptomen nachzuspüren und festzustellen, ob bei anderen auf der gleichen Kulturhöhe Stehenden die Thatsache dieselbe Entwicklungsgeschichte erzählt.

Für spätere Ausführung sei aber hier gleich der Anhaltepunkt geboten in Bezug auf Rechte und Pflichten der Blutrache. Aus unseren Berichten ergiebt sich aufs Deutlichste, daß die Blutrache aus den Kampfessitten des Krieges mit der „eigenen Art" hervorgegangen ist.

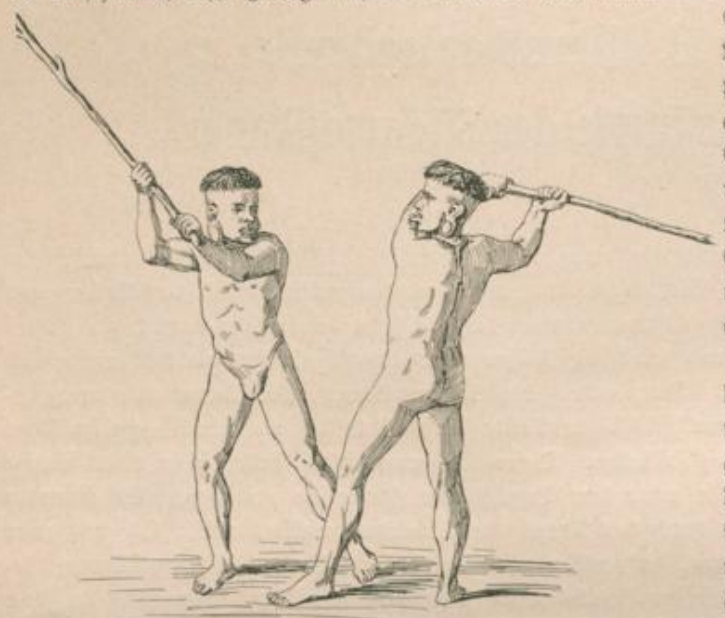
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 3. Menschenjagden, Zweikämpfe der Südamerikaner

Wir wollen die Menschenjagden und Zweikämpfe bei Völkern dreierlei verschiedener Art untersuchen. Die Neuholländer, welche im vorigen Kapitel in den Vordergrund traten, stellen eine große Anzahl von Stämmen dar, welche auf einem sehr gleichartigen geographischen Boden wohnen und selbst die Träger einer überall gleichartigen Kulturform und Kulturhöhe repräsentieren. Ganz anders die Südamerikaner. Wir können vom nordwestlichen Südamerika bis zum südöstlichen Rande dieses Erdteiles ein ziemlich gleichmäßiges Abfallen des Kulturniveaus feststellen. Dieser Kulturunterschied findet seine obere Grenze in jenen Kulturformen, die unter dem Begriffe der Inkareiche am populärsten geworden sind, wogegen die untere durch den Typus der Botokuden markiert wird. Es giebt zwar noch tiefer stehende Stämme, doch wissen wir nicht so gut über deren Kriegsführung Bescheid wie gerade über die der Botokuden im südöstlichen Brasilien. Durch das langsame Abfallen des Kulturniveaus vom Nordwesten nach dem Südosten des südamerikanischen Kontinentes ist die Kampfesform der in Betracht kommenden Völker bedingt. So weit nämlich unsere historische Kenntnis reicht, so weit wir es nach ethnologischen Eigenarten feststellen können, haben beständige Völkerströmungen aus dem Nordwesten resp. Norden in die südlicheren Gefilde stattgefunden. Hierdurch nun sind niedere Typen direkt neben höhere getreten und es unterscheidet sich demnach die niedere südamerikanische von der neuholländischen Kampfesart dadurch, daß verschiedene Höhepunkte nebeneinander vorkommen.

Kampf der Botokuden am Belmonte
Nach Max Prinz von Wied

Bei dieser Gelegenheit soll auch gleich die dritte der oben erwähnten Formen mit einigen Strichen charakterisiert werden. Es handelt sich um Südafrika. Natürlich können neuere Zustände zunächst nicht in Betracht kommen, sondern ich halte mich an den voreuropäischen mehr natürlichen Typus. Dieser aber stellt im schroffen Gegensatze zu den beiden vorher besprochenen Gebieten die Kriegsart zweier Völkergruppen dar, zwischen deren Kulturhöhe ein außerordentlich großer Unterschied ohne jede Überbrückung klafft. Ich meine die Buschvölker, resp. Zwerge auf der einen, die Zulustämme oder Kaffern auf der anderen Seite. — Damit, daß wir Vertreter derselben Kampfesart in drei unabhängig erscheinenden Gebieten der Erde jedesmal unter anderen Umständen geographischer und kultureller Eigenart beobachten können, gewinnt natürlich jeder einzelne Typus an Wert.



Einzelgruppe aus dem Botokudenkampf am Belmonte

Wie gering das Menschheitsbewußtsein der erwähnten Botokuden ist, geht schon daraus hervor, daß die Neger von ihnen für eine Affenart gehalten und schlechtweg als „Erdaffen" bezeichnet werden. Charakteristisch ist fernerhin folgende kleine Geschichte:

Der bekannte Marlier, der vor etwa einem Jahrhundert so außerordentlich segensreich und liebevoll für die Coroatos in der Provinz Minas Geraes gesorgt hat, hatte einen Hund, welcher auf dem Wege nach seiner Fazenda von wilden Schweinen beinahe zerrissen wurde. Da er nicht mehr fortkommen konnte, ließ Marlier das Tier bei einem der aufgeklärtesten Indianer, dessen Aldea an der Straße lag, damit dieser es kuriere.

Wenige Tage nachher kam der Indianer und meldete den Tod des Tieres. Dazu sagte er: „Ich weiß wohl, daß der Hund nicht getauft war, allein, da es doch der Hund meines Hauptmannes war, so habe ich ihn ordentlich begraben und ihm ein Kreuz auf das Grab gesetzt."

Ich weiß nicht so recht, ob das Kreuz auf dem Grabe dieses Hundes allein ein Respektszeugnis gegenüber Marlier war. Ich habe vielmehr die Vermutung, daß dieser Hund höher geschätzt wurde, auch als Hund. Die Indianer haben auch mehr Respekt vor den Pferden und Maultieren der Europäer wie vor denen der Neger; und es hat sich doch einmal die fröhliche Historie begeben, daß die Indianer, als sie zum ersten Male ein Maultier unter sich sahen, welches auf der Etappenreise zurückgelassen worden war, dieses gewissermaßen zu einer Art Gott, einem höheren Wesen oder, wie in einem Zeitungsbericht erwähnt ward, gar zum Häuptling kürten.

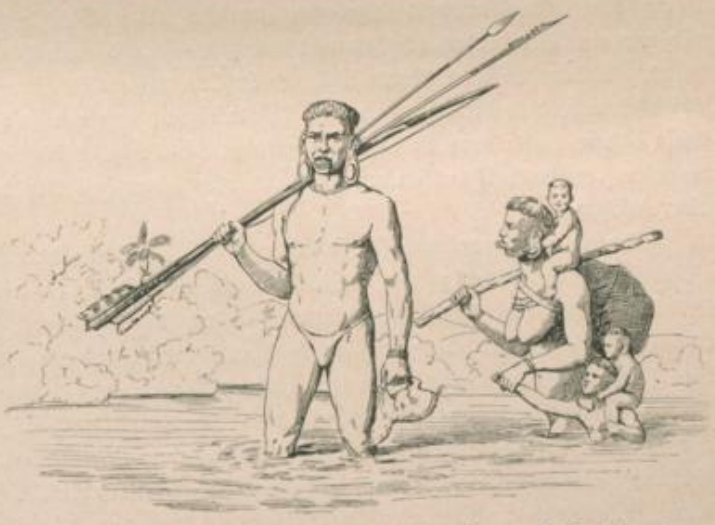
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Jedenfalls läßt sich auch aus der Geschichte dieser Indianer die Thatsache lesen, daß, wie in falscher Überschätzung der erste Europäer als Gott erklärt wurde, ebenso der fremde Indianernachbar auf das gleiche Niveau mit dem Tiere herabgeschoben wird und somit dieser fremde Indianer ganz ebenso als Jagdwild aufgefaßt wird, wie irgend ein Affe oder sonstiges Getier.

Einzelgruppe aus dem Botokudenkampfe am Belmonte

Demnach treffen wir auch hier die regelrechte Menschenjagd. Man höre hierüber den Bericht Maximilians Prinz zu Wied wie folgt:

„Die Sinne dieser Botokuden werden durch die Übung von Jugend auf außerordentlich geschärft. Sie sollen an der Spur die verschiedenen Nationen erkennen, die Fährte durch den Geruch erraten und sich zu dem Ende rein gefegte Pfädchen bereiten. Wenn sie bemerken, daß Feinde in der Nähe streifen, so pflanzen sie zuweilen selbst kleine zugespitzte Rohrpfähle in diese Pfade ein und lauern dabei im Hintergrunde; ebenso wissen sie einen umgefallenen Baum oder jedes andere Verdeck als einen Hinterhalt zu benutzen; der Vorübergehende, welcher ruhig, ohne an Gefahr zu denken, seine Straße wandelt, wird dann von ihrem kräftigen Pfeile unfehlbar durchbohrt.



Botokuden auf der Wanderung über einen Fluß setzend
Nach Max Prinz von Wied

In den Kriegen, welche die portugiesischen Soldaten gegen diese Stämme geführt haben, haben die letzteren eine Jagdgewandheit an den Tag gelegt, die geradezu erstaunlich war. Wenn sie wußten, daß die Soldaten ihnen auf der Spur waren, legten sie richtige Anstandposten an. Sie bereiteten förmliche Verstecke, die man Tocayas nannte, in welchen sie die Äste dergestalt auslichteten, daß sie verborgen überall umhersehen und schießen konnten. Auch sollen sie selbst die Zweige auf eine gewisse Art verflochten haben, hinter welchen sie alsdann ihre Krieger in verschiedenen Haufen aufstellten und hinter den Waldstämmen ver-

bargen. Im Freien zu fechten war ihre Sache nie. Wenn sie aber gegen ein Haus oder einen Posten anrückten, so thaten sie es mit derselben Geschicklichkeit und Raffiniertheit, mit welcher sie einem Tiere sich nähern."

Am Itabapuana überfielen die Puris einmal die Herden der Fazenda und erschossen dreißig Stück Rindvieh und ein Pferd. Ein junger Negerknabe, ein Hirt, ward durch sie von seinen bewaffneten Kameraden abgeschnitten, gefangen, getötet, gebraten und aufgefressen. Man vermutete, daß sie die Arme und Beine und das Fleisch von dem Rumpf abgelöst und mitgenommen hätten, denn als man bald darauf an den Platz kam, fand man nur den vom Fleisch entblößten Rumpf und den Kopf des Negerknaben; die Wilden selbst aber hatten sich schnell in den Wald zurückgezogen. Auch erkannte man die gebratenen abgenagten Hände und Füße, woran noch Spuren der Zähne sichtbar gewesen sein sollen.

Botokuden
Nach Max Prinz von Wied.

Es ist geradezu typisch für diese Art des Jagdkrieges, daß die Viehherden der Fremden einfach getötet werden. Wir werden denselben Zug als Hauptmerkmal der Buschvölkerkriege in Südafrika wieder treffen und dort näher erörtern. Dagegen sollen hier noch einige Worte dem Kannibalismus gewidmet werden. Der Mensch der „anderen Art" wird also wie ein Tier niedergeschossen und verzehrt. Aber die tierähnliche Behandlung geht noch weiter. Andere Völker Südamerikas, welche kulturell wohl höher standen, haben denn auch diesen Brauch, das Menschenwild wie Tierfleisch zu verzehren, ein wenig höher ausgebildet. Diese höhere Ausbildung ist aber schauerlicher Natur. Ehe ich die kannibalischen Gebräuche der eben erwähnten Tupi schildere, will ich aber einen Hauptsatz der Urgeschichte des Krieges hier einfügen.

Das Hauptmerkmal für die Entwicklungsstufe des Kampfes oder Krieges ist in der Behandlung der niedergeworfenen Feinde zu erkennen. Wir haben in dieser Hinsicht drei verschiedene Arten des Krieges in der Urgeschichte zu berücksichtigen und demnach auch drei verschiedene Sittengruppen betreffend die Feindesbehandlung. In der ersten Form, den „Menschenjagden", werden die niedergeworfenen Feinde wie das Jagdwild getötet, zerlegt und verzehrt. In der darauffolgenden Form, den „Nomaden- und Raubkriegen", werden die Gefangenen als Krieger dem eigenen Volke einverleibt. In der dritten Form, den „Ackerbau- und Landesbesitzkriegen", werden die Feinde zu Sklaven und Arbeitern gemacht.

Jede dieser drei Typen birgt nun verschiedene Varianten. Und die Tupistämme haben im Kannibalismus der Menschenjagden deren zwei gezeitigt. Die niedere Variante entspricht dem Verfahren der Puri am Itabapuana. Die höhere jedoch bedeutet gleichsam den Beginn einer gewissen Viehzucht. Wie diese Tupis es auch verstanden, eingefangene junge Tapire lange Zeit hindurch zu füttern und zu pflegen, bis sie einen fetten Braten abgaben und herangewachsen waren, ebenso schlachteten sie nicht immer die Feinde gleich nach der

Gefangennahme, sondern sie fütterten sie, pflegten sie, gaben ihnen zur Speise allerhand Leckerbissen, gewährten ihnen Ruhe und Muße, ja, gaben ihnen sogar Weiber, auf daß sie in einen recht guten Leibeszustand kämen und dann erst, wenn die Mästung ein hübsches Resultat erzielt hatte, dann erst wurden die armen Schlucker niedergeschlagen und verspeist.

Carl von den Steinens Empfang bei den Suya
Nach Carl von den Steinen

---

Es ist das also wie eine angehende Viehzucht. Es ist die Viehzucht der Menschenjäger.

Soweit der Kampf mit der „anderen Art". Es handelt sich nunmehr darum, festzustellen, wie die Sitten der gleichen Völker bei ihren Fehden inmitten der „eigenen Art" ausschauen. Es ist ein sehr glückliches Ereignis, daß ein sehr guter Beobachter einmal am Rio Grande de Belmonte dem Ausgleich von Streitigkeiten unter einigen Familien der Botokuden beigewohnt hat. Unser Berichterstatter ist Maximilian Prinz zu Wied.

Waffentanz der Juri
Nach Spix und Martius

Eines Tages traf auf dem Quartel der Häuptling Gipakeiu mit seinen Leuten ein. Jeder derselben trug ein par lange Stangen. Sie wollten die Gesellschaft des Jucakemet herausfordern, die sie hier vermuteten. Dieser Häuptling hatte sich aber wohlweislich auf das südliche Ufer des Flusses zurückgezogen. Gipakeiu blieb noch einige Tage mit seinen Leuten in der Nähe des Quartel, zog dann aber auf dem nördlichen Ufer in die Wälder zurück.

Am 25. September kehrte der Reisende von einem Ausfluge nach dem Quartel zurück

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auf dem Wege dahin traf er einen Trupp von Botokuden an, die um ihr Feuer gelagert waren; sie gehörten zu den Leuten des Häuptlings Gipakeiu, hatten hier den an dieser Stelle seichten Fluß durchwatet und sich gegen ihre Gewohnheit am südlichen Ufer niedergelassen. Mehrere von ihnen sprangen in sein Bot, um mit ihm nach dem Posten zu fahren.

Kaum waren sie daselbst angekommen, als ein anderer Trupp Wilder vom südlichen Ufer eintraf; dies war die Horde des Häuptlings Jeparack. Höchst sonderbar war es anzusehen, wie alle diese braunen Menschen, Bogen und Pfeil in die Höhe haltend, durch die ganze Breite des Flusses hinüberwateten; man konnte das Geräusch, das ihr Zug im Wasser verursachte, von weitem hören. Alle trugen Bündel von 6—8 Fuß langen Stangen auf der Schulter, um sich mit Häuptling June und Gipakeiu und ihren Horden zu schlagen. Allein der letztere war jetzt tiefer im Walde und selbst June mit seinem Haufen war gerade vom Quartel abwesend.

Suya-Krieger
Nach Carl von den Steinen

Eifrig liefen nun die Wilden in allen Zimmern der Gebäude umher, um ihre Gegner zu suchen; als sie niemand fanden, ließen sie ihre Stangen zum Zeichen der Herausforderung auf dem Quartel stehen und zogen gegen Abend wieder ab. Sie unterhielten indessen an den folgenden Tagen, wie sie es gewöhnlich bei niedrigem Stande des Flusses zu thun pflegen, eine beständige Kommunikation zwischen beiden Ufern.

Am 28. traf Häuptling Jeparack mit einem Trupp seiner Leute wieder bei uns ein; sie trugen auch jetzt wieder lange Schlagstangen und fragten nach Gipakeiu, doch abermals umsonst. Da sie jedoch in der Nähe blieben, so fanden sie endlich die Gelegenheit, ihre Streitlust zu befriedigen. June mit seinen drei erwachsenen Söhnen und seinen übrigen Männern, der sich zur Partei Gipakeius hielt, hatte die Herausforderung angenommen.

An einem schönen, vom heitersten Himmel verherrlichten Sonntagmorgen sah man nun alle Botokuden vom Quartel, teils schwarz, teils rot im Gesicht bemalt, plötzlich aufbrechen und durch den Fluß auf das nördliche Ufer waten, alle mit Bündeln von Stangen auf ihren Schultern. Bald darauf traten aus dem Walde, wo in einigen daselbst befindlichen Hütten eine Menge Weiber und Kinder Schutz gesucht hatten, June und seine Leute hervor.

Kaum hatte sich die Nachricht von dem bevorstehenden Kampfe auf dem Quartel verbreitet, als eine Menge von Zuschauern, unter denen die Soldaten, ein Geistlicher aus Minas und mehrere Fremde sich befanden, und denen auch unser Reisender sich zugesellte, zum Kampfplatz hinüber eilten. Jeder von ihnen nahm für sich eine Pistole oder ein Messer unter den Rock, für den Fall, daß die Schlägerei sich gegen die Europäer wenden sollte. Als sie am jenseitigen Ufer gelandet waren, fanden sie alle Wilden gedrängt auf einem Haufen stehen und bildeten einen Halbkreis um sie her.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Streit nahm jetzt gerade seinen Anfang.

Zuerst stießen die Krieger der beiden Parteien kurze, rauhe Herausforderungstöne gegeneinander aus, gingen ernst wie böse Hunde um einander herum und brachten dabei ihre Stangen in Bereitschaft. Dann trat der Häuptling Jeparack auf, ging zwischen den Männern umher, sah mit weit geöffneten Augen gerade und ernst vor sich hin und sang mit tremulierender Stimme ein langes Lied, welches wahrscheinlich von der ihm widerfahrenen Beleidigung handelte. Auf diese Art erhitzten sich die Gegner immer mehr; plötzlich trafen zwei von ihnen aufeinander, stießen sich wechselseitig mit dem Arm vor die Brust, daß sie zurücktaumelten und griffen alsdann zu den Stangen.

Kopfmumie aus Brasilien
Nach Prinz Max von Wied

Mundrucu mit Kopfmumie
Nach Spix und Martius

Der eine schlug zuerst aus allen Kräften auf den andern los, ohne Rücksicht, wohin sein Schlag fiel. Der Gegner aber hielt ernst und ruhig den ersten Angriff aus, ohne eine Miene zu verziehen, dann brach aber auch er los und so bearbeiteten sie einander mit kräftigen Hieben, deren Spuren in dick aufgeschwollenen Schwielen noch lange auf den nackten Körpern sichtbar blieben. Da an den Schlagstangen öfters noch spitzige Reste von den abgeschnittenen Ästen befindlich waren, so blieb es nicht immer bloß bei Schwielen, sondern manchem floß auch das Blut vom Kopfe herab.

Wenn sich zwei Kämpfer weidlich durchgebläut hatten, so trat ein anderes Paar auf; öfter aber auch sah man mehrere Paare zugleich im Kampfe, doch griffen sie nie einander mit den Händen an. — Wenn so die Zweikämpfe eine Zeit lang gedauert hatten, so gingen sie wieder einige Zeit nachdenkend mit dem Herausforderungston zwischen einander herum, bis wieder heroische Begeisterung sich ihrer bemächtigte und ihre Stangen in Bewegung setzte.

Die Weiber fochten währenddessen ebenfalls ritterlich; unter beständigem Weinen und Heulen ergriffen sie einander bei den Haaren, schlugen sich mit den Fäusten, zerkratzten sich mit den Nägeln und rissen einander die Holzpflöcke aus den Lippen und Ohren, die dann als Trophäen auf dem Boden des Kampfplatzes umher lagen. Warf eine die andere zu Boden, so stand wieder eine dritte hinter ihr, die sie beim Beine ergriff und ebenfalls hinwarf; dann zerrten sie einander auf der Erde herum.

Die Männer erniedrigten sich nicht so weit, die Weiber der Gegenpartei zu schlagen, sondern sie stießen sie nur mit dem Ende ihrer Streitstangen oder traten ihnen mit den Füßen dermaßen in die Seite, daß sie davon über und über rollten. — Auch aus den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

benachbarten Hütten tönten die Klagen und das Geheul der Weiber und Kinder herüber und erhöhten den Eindruck dieses höchst sonderbaren Schauspiels.

Schädelmumie der Yirarroindianer (Südamerika) In Privatbesitz in Stuttgart

Auf solche Weise wechselte der Streit etwa eine Stunde lang; wenn alle ermüdet schienen, so zeigten einige der Wilden dadurch ihren Mut und ihre Ausdauer, daß sie mit dem Herausforderungstone zwischen den andern umher gingen. Der Häuptling Jeparack hielt als Hauptperson der beleidigten Partei bis zuletzt aus; alle schienen ermüdet und abgespannt, als er immer noch nicht gesonnen war, Frieden zu schließen, als er immer noch sein tremulierendes Lied fortsang und seine Leute zum Kampf aufmunterte, bis die Europäer zu ihm hingingen, ihn auf die Schulter klopften und ihm sagten, er sei ein braver Krieger, allein es sei nun Zeit, Frieden zu machen, worauf er denn auch endlich das Schlachtfeld verließ und nach dem Quartel hinüber ging. June hatte nicht so viel Energie gezeigt; als ein alter Mann hatte er nicht mitgeschlagen, sondern sich immer im Hintergrunde gehalten.

Der gelehrte Reisende kehrte nun von der mit Ohrpflöcken und zerbrochenen Schlagstangen geschmückten Wahlstatt nach dem Quartel zurück; da fand er seine alten Botokudenfreunde mit Schwielen kläglich bedeckt. Allein sie bewiesen, wie sehr der Mensch sich abhärten kann, denn keiner von ihnen äußerte auch nur den geringsten Gedanken an seine geschwollenen Glieder, sondern sie setzten oder legten sich sogleich auf ihre zum Teil offenen Schmarren und ließen sich das Mahl, welches der Kommandant ihnen reichte, sehr wohl schmecken.

Bogen und Pfeile aller dieser Wilden hatten während des ganzen Vorganges an den benachbarten Bäumen angelehnt gestanden, ohne daß man danach gegriffen hätte. Jedoch soll es bei ähnlichen Gelegenheiten von den Stangen zu den Waffen gekommen sein, weshalb die Portugiesen dergleichen Schlägereien in ihrer Nähe nicht sehr lieben.

Prinz Wied erfuhr erst späterhin die Ursache des Kampfes, bei welchem er Zuschauer gewesen war: Der Häuptling June hatte auf dem südlichen Flußufer im Jagdrevier des Jeparack eine Jagd abgehalten und einige wilde Schweine erlegt. Dies sah der letztere als

eine große Beleidigung an, da die Botokuden mehr oder weniger immer die Grenzen eines gewissen Jagdreviers beobachten und sie nicht leicht übertreten. Ähnliche Beleidigungen geben gewöhnlich den Anlaß zu ihren Streitigkeiten.

Weit häufiger scheint hingegen noch ein anderer Grund zu solchen Gefechten Veranlassung zu geben. Oft nämlich sind häusliche Uneinigkeiten die Ursache der Schlägereien. Die Kinder haben z. B. Hunger und quälen die das Fleisch bratende Mutter, indem sie schreien und weinen. Der Vater kommt dazu und schlägt sie, aber die Mutter verteidigt sie. Nun wird der Mann zornig und prügelt seine Frau sehr heftig, deren Verwandten jedoch alsbald teilnehmen und eine Schlägerei mit Stangen veranstalten. Oft nehmen ganze Horden und Stämme daran teil. Nach Beendigung trennen sich Mann und Frau. Die letztere erhält die Kinder und wird von ihrem Vater ernährt. Solche cholerischen Männer hingegen sind gewöhnlich dadurch gestraft, daß sie nicht leicht eine Frau finden.

Welche Bedeutung das Weib in diesen Kämpfen hat, sollen drei Notizen der Reisenden Spix und Martius, die brasilianischen Stämme betreffend, des weiteren erhärten:

Passés am Yupura. Diese erwerben ihre Braut durch den Sieg in einem Kampfe der Bewerber untereinander. — Stämme am Rio Xipoto. Sie achten ihr Besitztum gegenseitig, haben, was Speise und Getränk angeht, größtenteils gemeinsames Gut und kommen deshalb selten miteinander in Streit, häufiger dagegen aus Eifersucht, wo dann die Parteien miteinander raufen, ohne daß die übrigen teilnehmen. — Mura am Amazonas. Man behauptet, daß diese Stämme mit mehr Lebhaftigkeit als andere dem schönen Geschlecht huldigen, dasselbe mit sichtlicher Eifersucht bewachen und von Untreue und Mißtrauen nicht selten zum Meuchelmorde und Krieg zwischen einzelnen Horden Veranlassung nehmen. Gewöhnlich hat jeder Mann zwei oder drei Weiber, von denen die schönste oder jüngste am meisten gilt, während die übrigen als Dienerinnen der Familie zurücktreten. Diese Weiber sind meistens der Erfolg eines Faustgefechtes, zu welchem sich alle Liebhaber des mannbar gewordenen Mädchens unter der Voraussetzung stellen, daß dieses dem Sieger zuteil werde.

Somit stellt sich gerade bei den Südamerikanern das Problem sehr einfach. Die Kämpfe in der „eigenen Art" dürften sich meistens um Frauenbesitz entwickeln, wogegen die Kriege nach außen als Existenz- und Vernichtungskämpfe dem Begriff der Jagd näher stehen, als dem des Krieges. Sehr schön äußert sich das auch in der Verwendung der Waffen. Die Kämpfe im Innern werden mit der Keule, dem Knüppel, ausgeführt. Der Jagd auf die „andere Art" dient die echte Jagdwaffe, der Bogen.

Indem ich inbetreff auf andere Einzelheiten, als da sind die Bedeutung und Entwicklung des „Anknurrens", die Stellung der Familienväter resp. „Häuptlinge" ꝛc. auf spätere Kapitel verweise, möchte ich als Anhang einen Bericht aus dem 16. Jahrhundert im nächsten Kapitel geben. Es ist die Beschreibung, welche der alte Johann von Lery von der Kriegsart der Tupinambas entworfen hat. Der Typus ist nichts anderes als eine Massenorganisation der Menschenjagd. Die Völker standen in mancher Hinsicht höher als die Botokuden, und insofern bietet dieser Bericht den Übergang zu ausgebildeteren Kampfesformen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 4. Kriegsart der Tupinambas

Nach

J. v. Lery (16. Jahrhundert)

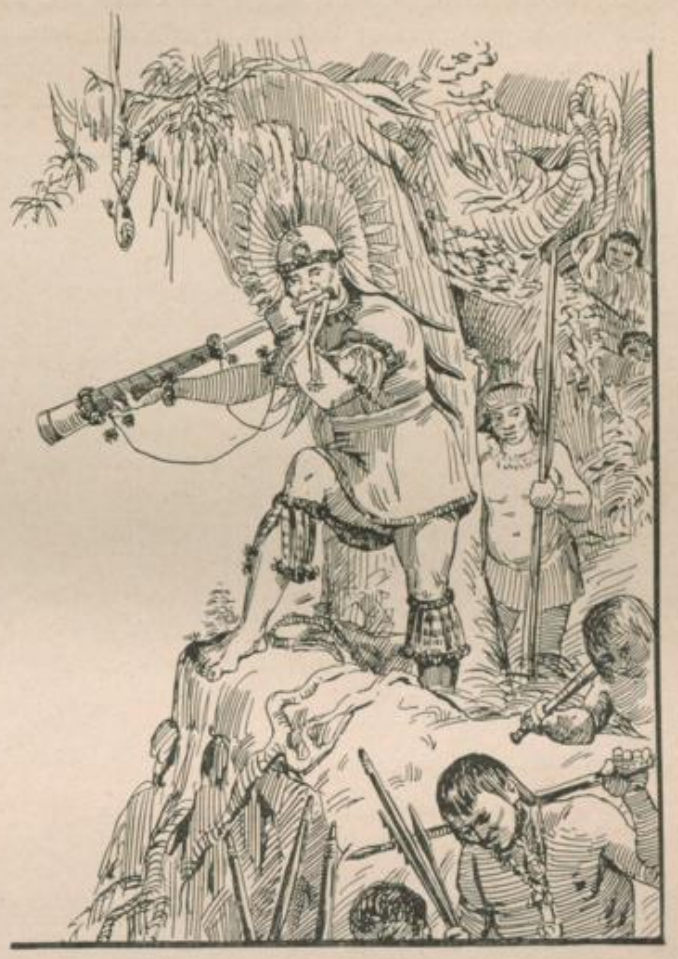
Obwohl unsere Tuupinambolsier Tuupinangkeng wider alle benachbarten Völker, nach Art aller übrigen Barbaren in diesem vierten Weltteile, von der Magelanischen Meerenge an bis Neuland, an 4 Millionen Schritte in der Breite, in einem ewigen, unsterblichen Kriege leben, so sind auch ihre nächsten und heftigsten Feinde die Margajaten und ihre Bundesgenossen die Portugiesen (bei den Tupinambas genannt „Peres"), wie im Gegenteil die Tuupinambolsier und deren Bundesgenossen, die Franzosen, die ärgsten Todfeinde der Margajaten sind. Man muß sich jedoch nicht vorstellen, als wenn diese Barbaren um Vergrößerung ihres Landes stritten; denn desselben haben sie mehr. als sie brauchen; oder als wenn sie an reiche Beute, Einlösung und Waffen der Überwundenen dächten. Dies alles, sage ich, kümmert sie nicht im geringsten. Denn, wie sie alle gestehen, so haben sie keinen anderen Beweggrund, als den Tod ihrer ehemals gefangenen und von den Feinden auf die unten zu erzählende Art gefressenen Anverwandten und Freunde auf die grausamste Art zu rächen. Welches sie denn auch pünktlich erfüllen, daß einer der Feinde, welcher ihnen in die Hände fällt, dieselbe Strafe ganz sicher zu erwarten hat: nämlich geschlachtet und gefressen zu werden. Wenn nebstdem unter einigen von diesen Völkern sich nur ein Krieg entsponnen hat, so kommen sie gleich alle darin überein, zu denken, der Feind, dem eine Unbill widerfahren, werde ewig darauf sinnen, dieselbe zu rächen, und daher würden sie es für Feigheit halten, einen derselben, welchen sie in ihre Gewalt bekommen, ungestraft leben zu lassen, und auf diese Art müssen ihre Feindschaften so einwurzeln, daß sie nie zu Freunden werden können.

Die Bewegursache aber unserer Tuupinambolsier, in den Krieg zu ziehen und dazu zusammen zu kommen, ist, soviel ich bemerken konnte, folgende. Wiewohl sie keinen König oder Fürsten unter sich haben, sondern alle sozusagen in gleicher Achtung stehen, so haben sie doch das von Natur, was auch die Lacedämonier vor Zeiten streng beobachteten, daß sie die Alten wegen ihrer Erfahrung anhören und beobachten. In allen Dörfern gehorcht man ihnen daher nicht wenig. Bei guter Gelegenheit reden diese die Übrigen entweder im Gehen oder in ihren baumwollenen Hängebetten sitzend, mit diesen oder ähnlichen Worten an:

„Waren denn also" — so reden sie wechselweise, ohne aufzuhören — „unsere Voreltern, die so viele nicht nur bekriegt, sondern auch überwunden, geschlachtet und gefressen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

haben, uns ein Beispiel, ewig zu Hause zu hocken? Soll denn unser Volk, welches ehedem allen anderen ein Schrecken war, so, daß sie seinen Anblick nicht aushalten, sollen wir zugeben, daß dies unser Volk, zu unserer größten Schande, so beschimpft wird, daß wir in unseren eigenen Wohnungen von den Feinden angegriffen werden? Sollen wir durch unsere Trägheit zulassen, daß die Margajaten und Peros-Angäpa (diese nichtswürdigen Margajaten und Portugiesen) den ersten Angriff auf uns wagen?"



Coroadoindianer, zum Kampfe blasend
Nach Debret

Hierauf schlägt sich der Redner mit seinen Händen auf Schulter und Hintern und setzt schreiend hinzu:

„Erima, Erima, Tupinambolts, Konomiuassu Tang Tang ꝛc."

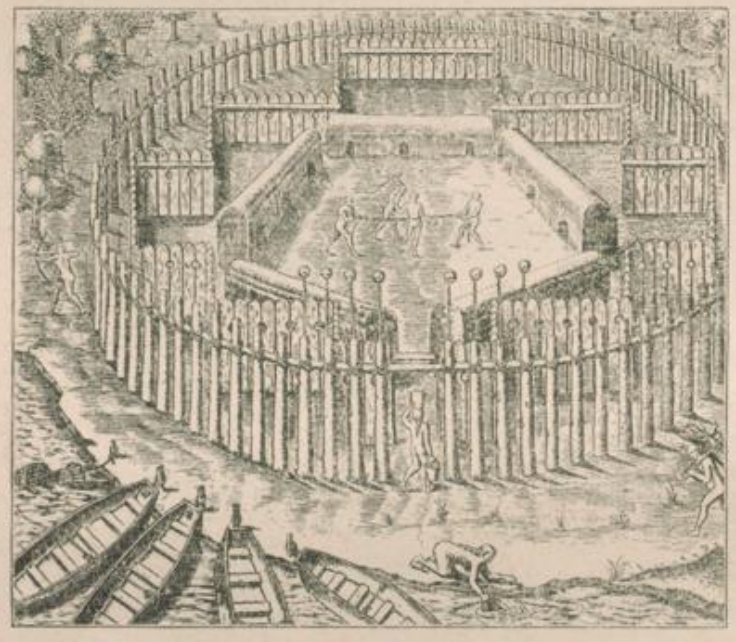
D. h.: „Nein! Nein, meine Landsleute, so müssen wir nicht handeln, tapfere junge Leute; vielmehr müssen wir uns zum Streite bereiten und uns dem Tode und Schlachten weihen, wenn wir nicht die unsrigen ungerochen lassen wollen."

Diese Reden der Alten, welche zuweilen an 6 Stunden dauern, geben den Zuhörern, die mit der größten Achtung aufmerken, so daß ihnen keine Silbe entfällt, neuen Mut und neue Kräfte. Nun treiben sie in allen Dörfern sich selbst untereinander an und kommen in möglichster Eile und großer Anzahl an dem bestimmten Orte zusammen. Ehe wir jedoch unsere Tupinambolsier zur Schlacht führen, müssen wir vorher ihre Waffen sehen.

Hier kommt nun zuerst Takap, das ist ihre Keule oder ihr Schwert, von rotem oder schwarzem Holze. Sie sind gewöhnlich 5—6 Schuhe lang, am äußersten Ende rund oder ovalförmig, einen Schuh breit und in der Mitte einen Daumen dick; gegen die Enden zu wird dieses Stück aber sehr scharf und giebt der Schneide einer sehr guten Axt sehr wenig nach, denn sie werden aus sehr schwerem Holze, wie Buxbaumholz, verfertigt. Und ich glaube

gar leicht, daß ein Tuupinambolsier mit einer solchen Keule bewaffnet und in Wut gebracht zween unserer Schwertfechter genug zu thun machen würde.

Überdem haben sie Bogen, welche sie Orapat nennen, aus demselben roten oder schwarzen Holze gearbeitet. Selbige übertreffen aber die unsrigen so an Größe und Dicke, daß sie keiner von uns weder ausdehnen noch spannen kann; ja, man hat alle Kräfte nötig, den eines 10jährigen Knaben zu krümmen. Zur Sehne brauchen sie ein Kraut, welches sie Tokong nennen und welches, wiewohl es sehr zart ist, jedoch eine solche Festigkeit hat, daß es einen Pferdszug aushält. Ihre Pfeile sind eine Elle lang und bestehen aus dreien Stücken: das mittlere ist von Rohr, die der äußeren aber von schwarzem Holze. Sie binden diese Stücke mit etlichen Baumrinden so schön zusammen, daß sie nicht fester zusammengeleimt werden können: sie machen auch noch zwo fußlange Federn mit baumwollenen Fäden dran, weil kein Leim bei ihnen im Gebrauche ist. An die Spitze heften sie sehr spitzige Knochen oder ein Stück trockenes Rohr, eine Spanne lang, wie ein Messer zugespitzt, zuweilen auch das Ende eines Rochenschwanzes, der sehr giftig ist. Von der Zeit an jedoch, als die Franzosen und Portugiesen diese Länder besuchen, haben diese Barbaren in der Gewohnheit, nach derselben Gebrauch ihre Pfeile mit eisernen Stacheln oder wenigstens mit spitzigen Nägeln zu bewaffnen.



Ein befestigtes Dorf der Tupiindianer
Nach einem alten Stich

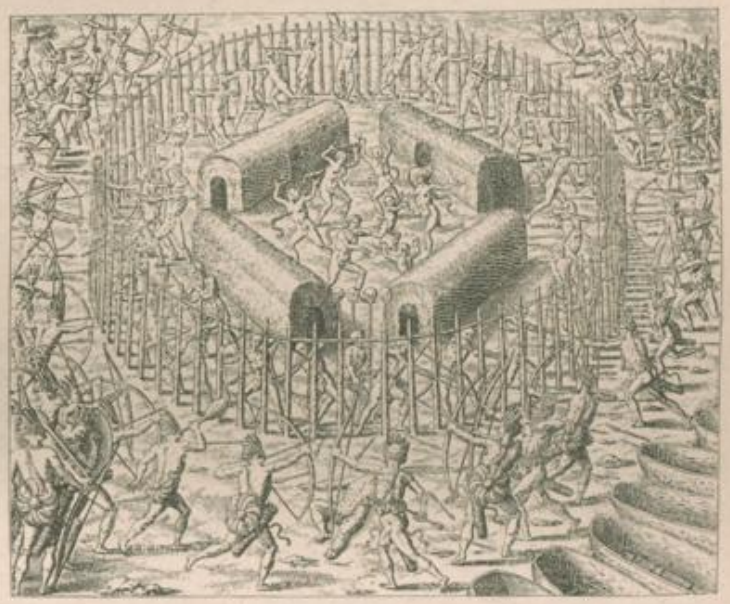
Ich habe schon gesagt, wie geschickt und fertig sie mit ihren Keulen umzugehen wissen; was aber ihre Bogen angeht, so getraue ich mir behaupten zu können, (und alle, die sie sähen, würden meine Behauptung bestätigen müssen) sie schießen mit bloßen Armen so geschwind und gewiß, daß sie, mit Erlaubnis der Engeländer will ich dies gesagt wissen, wo für die erfahrendsten Bogenschützen gehalten werden, wenn sie die Pfeile auf die Hand legen, in welcher sie den Bogen halten, eher 12 abschießen, als die Engeländer 6.

Endlich haben sie noch Schilde aus den Fellen der Tapirussu, die groß, flach und rund sind, auf die Art, wie eine teutsche Klocke. Mit dieser bedecken sie sich nicht im Gesicht, wie unsere Soldaten, sondern sie fangen mit demselben während dem Streiten die Pfeile der Feinde auf.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dies sind alle Waffen der Amerikaner; mit einer anderen Bedeckung versehen sie ihren Leib nicht; ja, im Gegenteil würden sie, wenn sie (außer den Federhüten, Armbändern und anderen Kleidungsstücken, mit welchen sie ihren Leib anzieren) nur mit einem Hemde bekleidet wären, selbiges sogleich von sich werfen, wenn sie in den Kampf ziehen sollten, aus Furcht, solches möchte sie hindern.

Sind auf eben beschriebene Art 8—10000 Männer nebst vielen Weibern (letztere zwar nicht zum Streiten, sondern zur Nachschleppung des Gepäckes und der Lebensmittel) im Lager zusammengekommen, so werden aus den Ältesten die, so die meisten Feinde getötet und gefressen haben, der Armee vorgesetzt, unter deren Anführung sich nun alles zum Marsche anschickt. Wiewohl sie aber ohne alle Ordnung und haufenweise fortziehen, so sind doch die Stärksten immer voran, und es ist zu bewundern, wie sich diese ganze Menge ohne Tribun und Adjutanten so schön zu fügen weiß, sodaß sie beim ersten Zeichen in größter Eile in Schlachtordnung steht.



Tupi überfallen ein feindliches Dorf
Nach einem alten Stich

Übrigens giebt es dann auch noch einige unter ihnen, welche mit Hörnern wie mit einer Trompete die Soldaten zusammen blasen, sowohl wenn sie aus ihrem Vaterlande ziehen, als wenn sie aus ihrem Lager aufbrechen. Etliche haben auch Pfeifen aus den Knochen ihrer ehemals geschlachteten und gefressenen Feinde bei sich, auf welche sie während der Reise immerfort pfeifen, um ihren Gefährten Mut zu machen, und ihre Begierde, ihre Feinde auf gleiche Art zu schlachten, anzufeuern. Wollen sie aber, was nicht selten geschieht, die Expedition auf die Feinde in Fahrzeugen machen, so bestreichen sie nur die Küste, wagen sich aber nie auf die hohe See. Ihre Fahrzeuge bestehen jedes aus der abgezogenen Rinde eines Baumes, der ihnen zu diesem Gebrauche dient; sie sind jedoch so groß, daß jedes 50 Menschen fassen kann. In selbigen stehen sie nach ihrer Gewohnheit und treiben sie mit Rudern, welche an beiden Enden platt sind und welche sie in der Mitte anfassen, fort. Weil übrigens diese Kähne flach sind, kostet es ihnen wenig Mühe. Auf der hohen See jedoch und bei einem Sturme dienen sie zu nichts. Bei der größten Meeresstille, wenn die Barbaren dann ins Feld ziehen, kann man eine Flotte von 60 dergleichen Fahrzeugen sehen. Es gehet aber mit demselben so geschwind, daß man sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bald aus den Augen verliert. — Dies sind die Heere der Tuupinangkeng zu Wasser und zu Lande. Auf diese Art gerüstet marschieren sie zuweilen 50000 Schritte in Feindesland. Hier bedienen sie sich nun zuerst folgender Kriegslist: Die Tapfersten aus ihnen machen sich in eine oder zwo Tagereisen vor ihren übrigen Gefährten Weibern und Bagage voraus, rücken in größter Stille an, besetzen die Wälder und legen sich da in Hinterhalt, worauf sie so erpicht sind, daß sie sich auf diese Art 24 Stunden verborgen halten können. Überfallen sie nun ihre Feinde auf diese Art plötzlich, so wird alles, was ihnen in die Hände kommt, Männer, Weiber und Kinder nicht allein fortgeschleppt, sondern auch, wenn man nachher wieder in sein Vaterland kommt, geschlachtet, stückweise auf den Bukang (Bratrost) gelegt und zuletzt gefressen. Sie können ihren Feind auch noch aus der Ursache um so viel leichter auf den Hals kommen, weil ihre Dörfer keine Mauern um sich haben und obendrein noch ihre Hütten, welche sich 80—100 Schritt weit in die Länge ausdehnen, keine Thüren, sondern statt derselben Palmzweige oder einen Stengel von dem Kraute Pengdo an der Öffnung der Thüre angelehnt haben. Einige Dörfer jedoch, welche an der Grenze der Feinde liegen, haben es gelernt, sich mit 6 Fuß langen Pfählen von Palmen einzuschließen und zu verschanzen, und nebst dem noch den Eingang um selbige mit sehr spitzen Hölzern statt spanischer Reuter zu bewahren. Wollen also ihre Feinde diese Dörfer zu Nachts angreifen, was sie denn oft zu thun pflegen, so fallen die Einwohner ganz sicher gegen sie aus; und so können ihre Feinde, sie mögen nun die Flucht oder das Fechten wählen, nie alle so entgehen, daß nicht einige vor Schmerz an ihren verwundeten Füßen niederfallen, welche dann sogleich von den Einwohnern des Dorfes gebraten und verzehrt werden.

Bogenschießender Bororo
Nach Carl von den Steinen.

Bogenschießender Bororo
Nach Carl von den Steinen. — Der Lendenschurz ist falsch.

Wollen sie aber öffentlich fechten, so ist es kaum glaublich, wie wild und schrecklich eine Schlacht zwischen beiden Teilen ist. Weil ich selbst ein Augenzeuge von einer derselben gewesen bin, so kann ich die Wahrheit derselben am besten berichten. Ich wollte mit noch einem anderen Franzosen aus bloßer Neugierde (wiewohl mit nicht geringer Gefahr von unserer Seite, denn wenn wir von den Margajaten gefangen oder verwundet worden wären, so wären wir sicher gefressen worden) unsere Barbaren auf ihrem Feldzuge begleiten. Ihrer 4000 Köpfe fochten mit ihren Feinden am Strande mit solcher Wildheit, daß sie alle Wut und Raserei übertrafen.

Sobald die Tuupinambolsier ihre Feinde zu Gesicht bekamen, erhoben sie ein solches lautes Geheul, daß das Geheul derjenigen, welche bei uns auf die Wolfsjagd gehen, mit dem ihrigen gar nicht in Vergleich gezogen werden kann; dies Geschrei aber erfüllte die Luft, sodaß man kaum einen Donner gehört haben würde. Als sie näher zu einander kamen, ward das Geschrei verdoppelt, in die Hörner geblasen, auf den Pfeifen gespielt; beide Feinde drohten einander, zeigten die Gebeine ihrer toten Feinde mit Stolz; ebenso zeigten sie die Zähne derselben, welcher einige über zwo Ellen lang in eine Schnur gereiht am Halse trugen; letztlich suchten sie auch aneinander durch Gebärden Schrecken einzujagen. Wie sie aber einmal handgemein wurden, ging der Tanz erst recht an. Von beiden Seiten ward eine solche Pfeilwolke abgeschossen, daß sie wie Mücken so häufig in der Luft herumflogen. Die Verwundeten aber, deren nicht wenige waren, rissen die Pfeile herzhaft aus ihrem Leibe, zerbissen selbige wie wütige Hunde, ohne jedoch mit dem Fechten aufzuhören. Denn dieses Volk ist so wild und blutgierig, daß sie, so lange sie nur die geringsten Kräfte haben, unaufhörlich streiten und nie die Flucht ergreifen. Dies ist ihnen, wie ich glaube, natürlich. Als die Tuupinambolsier einmal mit ihren Feinden handgemein geworden, so schlugen sie mit ihren Keulen von beiden Seiten so tapfer drein, daß sie nicht allein jeden, der ihnen vorkam, wie die Metzger einen Ochsen, auf den Boden warfen, sondern auch gänzlich totschlugen.

Ich bezeuge, daß mir, der ich ungeheure Heere Reuter und Füßer zum Streite gerüstet mehrmal gesehen habe, der Anblick von Legionen Füßer mit blinkenden Waffen nie so viel Vergnügen gemacht hat, als damals das Gefecht der Tuupinambolsier. Denn nebstdem, daß sie pfeifend, tanzend und sich mit der größten Geschicklichkeit auf Haufen versammelnd schon das unterhaltendste Ansehen gewährten, so kam dazu noch die dicke Wolke von Pfeilen, deren Federn von roter, blauer, grüner, rosenfarber und mehreren anderen dergleichen Farben in der Sonne glänzten; und überdies die Kleider, Hüte, Armbänder und übrigen Putzstücke aus Federn, was alles zusammen prächtig in die Augen blitzte.

Nachdem das Treffen auf diese Art drei Stunden gedauert hatte und von beiden Seiten viele gefallen und verwundet waren, trugen unsere Tuupinambolsier den Sieg davon und brachten an Gefangenen beiderlei Geschlechts dreißig ungefähr nach Hause.

Die Gefangenen wurden mitten in den Haufen gesteckt, nachdem vorher einige der Stärksten mit Stricken gebunden worden waren und wir traten so unsere Rückreise nach dem Jenner-Meerbusen an, von welchem wir ungefähr 24000 Schritte entfernt waren. Von allen Seiten her kamen uns viele Bundesgenossen unserer Tuupinambolsier springend, tanzend und jauchzend entgegen, um uns Glück zu wünschen. Als wir gegen unsere Insel über gekommen waren, bestiegen ich und mein Gefährte einen Kahn und fuhren nach unserem Fort; die Barbaren hingegen begaben sich jeder in sein Dorf auf dem festen Lande.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nun ist noch übrig, daß ich auch von der Behandlungsart der Gefangenen bei den Siegern rede. Sobald sie in das Land ihrer Sieger gekommen, giebt man ihnen nicht nur die ausgesuchtesten Speisen, sondern die Männer erhalten auch Weiber. Die Weiber aber bekommen keine Männer. Ja, es wird sich einer, der einen Gefangenen bei sich hat, kein Bedenken daraus machen, denselben seine Tochter oder Schwester zur Frau zu geben, die ihn denn aufs Fleißlichste bedient. Wiewohl übrigens keine bestimmte Zeit zum Schlachten festgesetzt ist, sondern die Gefangenen bald eher, bald später befördert werden, nachdem sie mehr oder weniger Nutzen bringend, die Männer bei der Jagd, beim Vogel- oder Fischfange, die Weiber bei Bebauung der Gärten und Einsammlung von Muscheln, so werden doch alle nach ihrer Art gemästet, endlich geschlachtet und mit folgenden Zeremonien gefressen.

Zuerst wird ein solches Fest allen Nachbaren angesagt, worauf sich denn Männer, Weiber und Kinder an den Ort versammeln, wo das Schlachten vor sich gehen soll. Hier wird den ganzen Morgen gezecht, während der Zeit der Gefangene, welcher wohl weiß, daß das alles auf ihn losgehe, mit Federn geputzt, nicht nur den Tod nicht scheut, sondern sogar lebhafter und mehr tanzt, trinkt, lacht, als die andern. Nachdem er auf solche Art 6—7 Stunden durch mit den übrigen getanzt hat, ergreifen ihn zween oder drei der Stärksten und binden ihn mit einem Stricke mitten um den Leib (er sträubt sich gegen dies alles gar nicht, wiewohl er beide Arme frei hat), und führen ihn dann gleichsam im Triumph durch das Dorf. Ob er wohl itzt den Kopf hängen lassen wird, wie bei uns ein armer Sünder, der zum Tode geführt wird?

Beileibe nicht!

Vielmehr erhebt er bei denen, welche ihn gebunden halten, seine Thaten mit unglaublicher Keckheit in folgenden Worten: „Ich, ich tapferer Mann, ich habe ehemals Eure Verwandten ebenso gebunden.“ — Dann steigt er in seinem Lobe immer mehr, wendet sich bald auf diese, bald auf jene Seite, und redet wieder einen anderen so an: „He! Du! Deinen Vater habe ich gefressen.“ — Einen anderen: „O Du lieber Mann, Deine Brüder habe ich geschlachtet und bukaniert. Ich habe so viele Männer, Weiber und Kinder von Euch Tuupinambolsier im Kriege gefangen und gefressen, daß ich gar die Zahl nicht weiß. Übrigens wisset, daß meine Landsleute, die Margajaten, alle die, so sie nur von Euch in ihre Gewalt bekommen können, schlachten und auf diese Art meinen Tod rächen werden.“

Wenn er endlich aller Augen genug ausgesetzt gewesen, so gehen die zween, so ihn gebunden halten, an drei Ellen von ihm weg, und ziehen den Strick in gleicher Länge beide stark an, damit der Gefangene so gerade stehen bleiben muß und keinen Schritt hinter sich oder vor sich treten kann. Dann werden dem Gefangenen Steine oder zerbrochene Scherben gebracht. Ist dies geschehen, so bedecken sich die beiden, die ihn festhalten, mit Schilden aus den Rückenfellen der Tapirussu und reden ihn mit diesen Worten an:

„Räche Deinen Tod vor Deinem Ende.“

Der Gefangene wirft nun alsbald mit größter Heftigkeit Steine auf die Umstehenden, deren Anzahl sich oft auf 4000 erstreckt. Hier ist nun gar nicht zu fragen, wie viele von diesen verwundet werden. Ich selbst habe in einem Dorfe, das Sarigoa heißt, einen dergleichen Gefangenen mit solcher Stärke ein Bein eines Weibes treffen sehen, daß ich glaubte, es sei zerbrochen.

Hat er auf diese Art alles, was er habhaft werden konnte, weggeworfen, so kömmt der, so ihn zu schlachten, und welcher den ganzen Tag durch verborgen gewesen, zum Vor-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schein. Derselbe hat eine mit Federn gezierte hölzerne Keule in den Händen, ist überhaupt in seinem Federhute und sonst in seinem völligen Federputze, gehet nahe zu dem Gefangenen und redet ihn so an:

„Bist Du aus dem Volke der Margajaten, die uns so sehr feind sind? Hast Du nicht selbst mehrere unserer Anverwandten und Freunde geschlachtet und gefressen?" — Hierauf antwortet der Gefangene mit größerer Gegenwart des Geistes als vorher:

„Ja gewiß! Ich bin der Tapferste und habe der Eurigen sehr viele geschlachtet und gefressen." — Hierauf legt er, um seine Feinde noch mehr in Harnisch zu bringen, beide

Tupi und Margajaten im Kampfe
Nach dem alten J. v. Lery

Hände auf den Kopf und bricht in folgende Worte aus: „O wie tapfer habe ich mich dabei betragen! O wie fleißig habe ich die Eurigen bekriegt, gefangen, und wie unzählige schier gefressen ꝛc." — und das geht so in dem Tone noch weiter fort. Der Schlächter setzt hinzu:

„Deswegen wirst auch Du, der Du in unserer Gewalt bist, von mir bald geschlachtet, auf dem Bukang gebraten, und von uns gefressen werden."

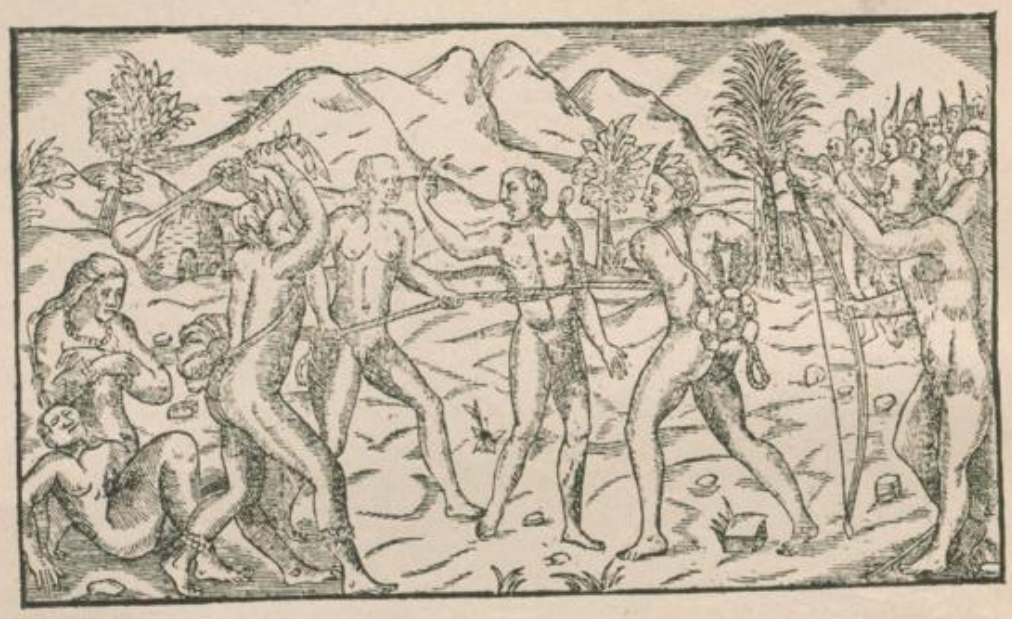
„Was soll das?" — antwortet jener nicht erschrocken, bereit, für sein Volk sich dem Schlachten zu unterwerfen. — „Auch meine Anverwandten werden meinen Tod rächen."

Nach verschiedenen Wortwechseln von beiden Seiten, zuweilen unter dem Reden, hebt der Schlächter die hölzerne Keule mit beiden Händen in die Höhe und schlägt mit der äußersten Rundung mit allen Kräften auf des Gefangenen Haupt, so daß nach Vergießen von sehr wenig Blut ein zweiter Hieb nicht nötig ist.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

War der auf diese Art Geschlachtete verheiratet (denn wie ich schon vordem gesagt habe, bekommen sie zuweilen Weiber), so hängt sich sein Weib an seinen Leichnam und beweint ihn eine kleine Zeit lang. Ich sage eine kleine Zeit lang; denn sie macht es wie ein Krokodil, das, ehe es einen durch ihn getöteten Menschen verzehrt, weinen soll. Ebenso ißt sie, wenn sie durch ihre mit Gewalt herausgepreßte Thränen ihr verstelltes Leid gezeigt hat, vor allen zuerst von dem Fleische ihres Mannes, wenn ihr nicht ein anderer zuvor kömmt. Ist das Gesagte alles vorbei, so treten die übrigen Weiber (besonders aber die alten, die sehr auf Menschenfleisch erpicht sind, und daher den jüngeren, welche Gefangene bei sich haben, immer in den Ohren liegen, dieselben geschwinde zum Tode zu befördern), mit heißem Wasser zu dem toten Leichname, reiben denselben, waschen und begießen ihn



Ermordung einer Gefangenen bei den Margajaten
Nach J. v. Lery

mit heißem Wasser so, daß er die Haut verliert, und so weiß wird, wie ein zum Braten fertiges junges Spanferkel.

Jetzt schneidet der Herr des Gefangenen mit so viel Gehülfen als ihm notwendig dünkt, den Leichnam entzwei, und zerlegt ihn mit solcher Geschwindigkeit, daß kaum ein Metzger bei uns mit einem Hammel geschwinder fertig sein würde. Gleichwie nebstdem die Jäger bei uns das Eingeweide eines erhaschten Hirsches den Jagdhunden vorwerfen, so bestreichen die Barbaren mit dem Blute ihrer geschlachteten Feinde ihre Kinder, um denselben zur Wildheit und Grausamkeit Mut zu machen. — Übrigens, seitdem sie von Europäern besucht werden, zerschneiden sie die Körper der Geschlachteten, wie überhaupt alle Tiere und alle übrigen Speisen, mit Messern, statt daß sie sich zuvor, wie ich von den Ältesten gehört habe, sehr scharfer Steine bedienen, welche sie zu diesem Geschäfte brauchbar machten.

Ist das oben Erzählte alles geschehen, so werden alle einzelnen Stücke des Leichnams, sogar die Eingeweide, (welche sie auch waschen und reinigen,) auf den Bukang gelegt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Während diese Stücke braten, gehen die alten Weiber immerfort um den Bukang herum, und fangen das an den Stäben des Bukangs herabfließende Fett auf; so bewunderungswürdig gelüstet denselben nach Menschenfleisch. Es muß ihnen auch vorzüglich gut schmecken, denn sie muntern die Jünglinge immerfort auf, Feinde zu fangen, um ihnen dergleichen Speise zu verschaffen. Wenn sie aber Fett von ihren Fingern lecken, so schreien sie ihr „Ygatu!" das ist: „der ist sehr gut," dazu.

---

Genug von diesen ins Massige gewachsenen Charakterzügen der Menschenjagd!



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 5. Menschenjagden, Zweikämpfe der Südafrikaner

Im Beginne des dritten Kapitels habe ich schon erwähnt, was uns an den Kriegen der Südafrikaner besonders interessiert: Der Kampf zweier verschiedener Rassen. Als die älteren müssen auf jeden Fall die kleinwüchsigen Buschmänner bezeichnet werden, die unter dem Namen von Zwergvölkern am populärsten sind. Diese kleine Rasse bewohnte offenbar vor einem Zeitraume, den man nach Jahrhunderten wohl berechnen kann, das gesamte Südafrika bis nördlich des Sambesibeckens, auf der westlichen Hälfte des Kontinentes sogar bis an den Kongo und noch weiter nördlich. Große Völkerwanderungen, wie diejenigen, welche wir im 18. Kapitel betrachten werden, haben diese kleinen Völkerstämme nicht nur in die Wüsten und in schwer zugängliche sonstige Gegenden zurückgetrieben, sondern sogar fast vernichtet. Als die Holländer im 16. und 17. Jahrhundert im südlichen Afrika sich ansiedelten, schossen sie noch auf einzelnen Jagden distriktweise an 2700 und mehr von den armen Geschöpfen zusammen. Das ist ein Zeichen, wie häufig sie noch damals gewesen sind. Heute sind sie auf diesem südlichen Plateaugebiet fast verschwunden.

Während sich südlich des Sambesi die Buschmänner in die Steppen und zerklüfteten Gebirge zurückzogen, fanden sie im Norden, nämlich in dem weiten Kongobecken ein weit gesicherteres Unterkommen. Dieses Gebiet nämlich ist im Wesentlichen bedeckt mit einem Urwalde, der nur durch die Wasserströme und verhältnismäßig schmale, diese begleitende kahle Uferstriche unterbrochen wird. An den Strömen, auf den Ufern sitzen wahrscheinlich seit langen Jahrtausenden hochgewachsene Negervölker. Sie bewohnten vor nicht langer Zeit aber nur die Stromufer und überließen das bewaldete Innere den Zwergvölkern. Wenn nun auch in neuerer Zeit die Neger weiter in das Innere drangen — ein Vordringen, welches wir zunächst auf den europäischen Elfenbeinhandel zurückführen müssen —, so blieb den Kleinen doch noch genug Gebiet, um sorgenlos und ungestört das schlichte Dasein zu fristen. Das Ende des vorigen Jahrhunderts war es erst, welches auch hier die Vernichtung zeitigte Araber, Neger und Europäer traten im Kampfe nach Elfenbein, Kautschuk und Jagdtieren so heftig in Konkurrenz, daß auch die entlegendsten Waldwinkel durchstöbert wurden, bei welcher Gelegenheit die armen kleinen Teufel, die Zwergvölker, Heimatland, Wohnrecht und zumeist auch das Leben verloren. — Ein arabischer Zug westlich des Lomami lieferte, wie ich nach guter Quelle mitteilen kann, allein 900 zur Strecke. Als die Europäer an einem

Posten nahe dem Aruwimi das Wild derartig dezimierten, daß den Buschmännern um ihren Lebensunterhalt bange ward, und als sie daher den Versuch machten, die Europäer aus ihrem Heimatlande zu vertreiben, kamen an die 500 ums Leben. —

Sie wird bald ausgestorben sein, diese kleine Rasse!

Die beste Schilderung vom Charakter, von der Lebensart ꝛc. der Buschmänner des südlichen Plateaugebietes verdanken wir Fritsch. Ich will die Charakteristik ihrer Kämpfe mit ihr beginnen. Fritsch schreibt:

Will man ein Urteil über ihren Charakter in einen kurzen Satz zusammenfassen, könnte man sagen: der Buschmann ist das unglückselige Kind des Augenblickes.

Der auch bei den Hottentotten ausgeprägte Leichtsinn steigert sich bei ihm zu einer verhängnisvollen Unbedachtsamkeit, welche wohl die richtigste Erklärung für die merkwürdigen Widersprüche im Charakter abgiebt. Sieht sich der Buschmann einer Entschließung oder That gegenüber, so scheint er allein die augenblickliche Neigung zu Rate zu ziehen, ohne sich durch etwas anderes leiten zu lassen oder den möglichen Folgen auch nur einen Gedanken zu widmen.

Zulu in Paradestellung zum Stockgefecht angetreten
Nach Fritsch

Nimmt man seine anderen Eigenschaften mit dieser zusammen, so begreift man, woher es kommt, daß die Buschmänner so oft und leicht zu Verbrechen geführt werden, welche man bei oberflächlicher Kenntnis dem scheinbar so gutmütigen Sohne der Wildnis nicht zugetraut hätte. Unter solchen Eigenschaften wird ihnen am meisten ihre große Gleichgültigkeit gegen Besitz verderblich; denn es leitet sich daraus auch die Nichtachtung fremden Eigentumes ab.

Hat der Buschmann hinreichend zu essen und eine Pfeife Dascha, so fehlt ihm nichts zum Glücke des Lebens; Besitz macht ihm keine Sorge und

Zulujünglinge beim Fechtspiel
Nach Photogr. bei Ratzel

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

er ist darin der wahre Philosoph, omnia sua secum portans. Was soll er mühsam Vieh aufziehen, hegen und pflegen; die Tiere des Feldes sind sein Vieh, diese gedeihen ohne sein Zuthun und er tötet davon nach Belieben, wie es der Augenblick bietet. Ebenso wie das Wild, sieht er die Herden der Neger und Europäer an. Daß andere Leute ein heiliges Recht auf diese Herden hätten, welche sie sich irgendwie erwarben, wollte ihm nie vollkommen einleuchten. Das Vieh war hinreichend da, die augenblicklichen Besitzer brauchten es nicht, indem sie es sonst geschlachtet hätten, er hatte Hunger, — folglich raubte er dasselbe. So sehen wir bereits in den frühesten Zeiten der Kolonie die Buschmänner als „Banditti“ und „Robbers“ auftreten und es hieße die Wahrheit entstellen, wollte man leugnen, daß der Viehdiebstahl zum wirklichen Gewerbe derselben gehörte. Bei sämtlichen übrigen Eingeborenen Südafrikas ist die schwärmerische Zuneigung zu ihrem Vieh, als dem liebsten Besitztum, eine ganz außerordentlich ausgeprägte Eigenschaft, und es leuchtet daher ein, welcher allseitige Haß sich gegen einen Volksstamm wenden mußte, der diesen Besitz nicht nur gefährdete, sondern geradezu als unberechtigt betrachtete. Es war ein Kampf für ihr wertvollstes Eigentum, auf dem die eigene Existenz wesentlich beruhte, wenn Eingeborene und Kolonisten sich in dem Losungsworte einigten: Tod den Buschmännern! Selbst Jahrhunderte lang fortgesetzte üble Erfahrungen konnten diese von dem unseligen Viehdiebstahl nicht abbringen, und erst in der neueren Zeit haben die letzten Reste sich, wie es scheint, zu größerer Vorsicht bestimmen lassen.

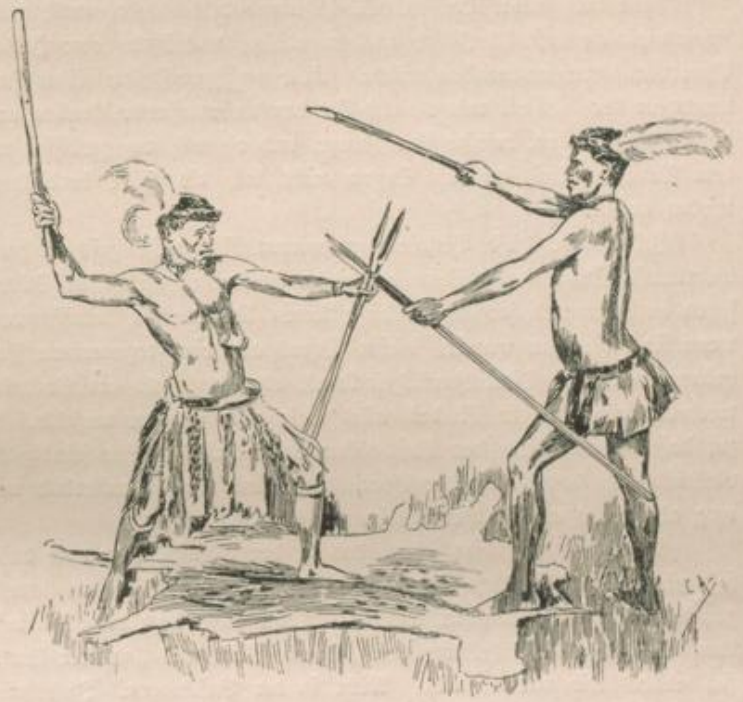
Vielleicht hätten die Feinde der Buschmänner nicht einen so schrecklichen Grad von Erbitterung gezeigt, wenn nicht ein anderer Vorwurf das volle Maß ihrer Sünden zum Überlaufen gebracht hätte. Das Stehlen oder Rauben des Viehes allein, welches in Südafrika eine berechtigte Eigentümlichkeit kriegführender Mächte überhaupt zu sein scheint, würde man ihnen nicht so sehr übel genommen haben, aber das Bewußtsein, daß die lieben vierbeinigen Zöglinge, einmal in der Hand der Buschmänner, rettungslos verloren seien, verwandelte die Herzen der Verfolger gegen die unglückselige Rasse in Stein. Schon von altersher war es nämlich die Gewohnheit derselben, im Falle sie verfolgt wurden und nicht mehr vermochten ihren Raub mit fortzutreiben oder sonst in Sicherheit zu bringen, daß sie die Tiere mit Speeren durchstachen, sie mit ihren Pfeilen erschossen, oder denselben die Achillessehnen durchschnitten, um sie lieber zu vernichten, als in die Hände ihrer Besitzer zurückzugeben. Sahen dann die Nachsetzenden ihre Lieblinge sich kläglich im Staube wälzen, einem unvermeidlichen Tode anheimgegeben, so erfaßte sie schreckliche Wut gegen diejenigen welche eine so unnütze Grausamkeit verübt hatten.

Hierbei zeigt sich die unangenehmste Seite im Charakter des Buschmannes, nämlich eine gewisse Neigung zur Gewaltthat, welche die durch wildes Leben erzeugte Verhärtung des Gefühls erklärlich macht; durch den Gedanken an diese schlummernde Gewaltthätigkeit wird man dringend zur Vorsicht im Verkehr mit denselben aufgefordert, weil es schwer zu sagen ist, wann und wodurch sie zum Ausbruch kommen wird, oder welche ihre mutmaßlichen Ziele sind. Eine besonders gefährdete Klasse der Bevölkerung bildeten die unglücklichen Wächter der Herden, gewöhnlich hottentottischen Stammes, welche sehr häufig die Opfer des Überfalles einer Buschmannshorde wurden und auch die Art und Weise, wie man dieselben umbrachte — z. B. durch Zerschmettern des Kopfes der Schlafenden mit Steinen, während die Räuber dieselben ebenso gut hätten binden können! — zeugt von bösartiger Grausamkeit. Solcher Beispiele werden in den Geschichtsannalen verschiedene erzählt; doch auch Mordthaten, gegen Weiße verübt, kamen zuweilen vor, wenngleich seltener.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Als Charakteristikon für die plötzliche Entschlossenheit bei gleichzeitiger Verachtung der möglichen Folgen ihrer Handlungen mag folgende Geschichte dienen:

Eine größere Horde von Buschmännern, welche sich unfern von Bloemfontein auf den Bergen eingenistet hatte und wegen der Viehdiebstähle lästig fiel, sollte unschädlich gemacht werden; es wurde also eine große Jagd angestellt, die keine bedeutende Ausbeute ergab, da die braunen Schelme, durch ihre Spione gewarnt, sich größtenteils gerettet hatten. Als der Trupp von Buren beim Lagerplatz jener zusammenstand, um über die weiteren Maßregeln zu beraten, fiel einem derselben eine alte, flach am Boden liegende Ochsenhaut auf, welche er mit dem Fuße bei Seite stieß. Im selbigen Augenblicke sprang ein Buschmann, der darunter zusammengerollt gelegen hatte, in die Höhe; obgleich umringt von seinen Todfeinden, entsandte er sofort den verderblichen Pfeil mitten in die Brust des Störenden, welcher der Wunde in einigen Stunden erlag. Freilich war damit auch sein Schicksal besiegelt, aber daran dachte er nicht, als er sich plötzlich den Gegnern verraten sah; sein Gedanke war nur, der Gewalt bis zum Äußersten Widerstand zu leisten. — — —



Zulu im Stockgefecht
Nach Photographie

Als Beleg für die Grausamkeit diene eine von Burchell mitgeteilte Geschichte. Ein Buschmannsstamm hatte den Familienvater eines befehdeten Stammes in seine Gewalt gebracht. Das erste, was sie mit ihm vornahmen, war, ihn an einen Pfahl zu binden. Dann schritten sie bedachtsam ans Werk, sich an ihrer teuflischen Rache zu weiden. Um sich aber seines Todes, im Falle er loskäme, zu versichern, stachen sie ihn erst mit einem vergifteten Pfeile in die Brust. Dann erst unterwarfen sie das unglückliche Schlachtopfer grausamen Qualen, die der Reisende zu schauderhaft nennt, als daß er sie nacherzählen könnte.

Eine andere Buschmannsfamilie erzählte ohne die geringste Gemütsbewegung eine Begebenheit, welche sich in ihrem Kreise kürzlich abgespielt hatte und welche zeigt, wie der leidenschaftlich erzogene Wille vor nichts zurückschreckt, und wie diese Leute den Mord als einen absolut berechtigten Ausgleich betrachten. Der alte Mann dieses Clans hatte drei Söhne, von denen einer seit mehreren Jahren mit einer Frau verheiratet war, die ihm

zwei Kinder geschenkt hatte. Einer seiner Brüder verliebte sich in die Frau und da auch diese ihren Gemahl zu vertauschen wünschte, so machten beide untereinander aus, daß er aus dem Wege geräumt werden sollte. Dies wurde ausgeführt, indem der unmenschliche Teufel seinen Bruder im Schlafe überfiel und ihm den Schädel einschlug. Der Mord schien unter der Horde kein Gefühl des Abscheus erregt zu haben; das Paar lebte jetzt zufrieden miteinander und fand absolut nichts Strafbares in der Handlung.

Nun noch eins: Der auf S. 45 abgebildete Knabe, welchen man nach seinem Aussehen vielleicht auf 13 Jahre schätzen müßte, vollführte eine Heldenthat, welche ihm ein Europäer schwer nachmachen würde. Eine gezähmte Hyäne seines Herrn, die frei herumlief, wurde in der Rollzeit wütend und fiel den unbewaffneten Knaben an; da griff er derselben tief in den Rachen, erfaßte ihre Zunge, und obgleich arg zerbissen und umhergeworfen von dem Raubtier, ließ er das Organ nicht los, bis Hilfe herbeikam und die Hyäne vertrieben wurde.

Ich glaube diese Beispiele gruppieren sich recht geschickt zu einem außerordentlich charakteristischen Bilde. Wenn die vielen Reisenden, welche in Südafrika waren, mit Entsetzen ausrufen und fragen, wo diese kleinen Unholde ihr Gewissen verborgen hätten, — oder wenn sie, wie gar manche, diesen Typus als eine degenerierte Form, als etwas Herabgekommenes, zum Tiere Zurückgefallenes, oder auch als ein Produkt des ewigen Verfolgtwerdens betrachten, so ist das alles mehr oder weniger verfehlt. Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Schicksale der Buschvölker in Südafrika, ihre ständig defensive Situation und vielleicht auch das Gefühl des Vernichtetwerdens das Charakterbild noch verschärft. Ich vermag aber nicht an ein Herabsinken zu glauben.

Das, was wir hier sehen, das ist der Mensch, dem noch das Menschheitsbewußtsein fast gänzlich fehlt. Diese Menschen hier stehen noch tiefer als jene, welche in den vorhergehenden Kapiteln betrachtet wurden. Denn diese dort beweisen mit der Sitte des Zweikampfes schon eine Scheidung von „eigener Art“ und „anderer Art“. Sie verkehren unter sich anders wie mit anderen. Nicht so der Buschmann. Just wie er das Jagdwild behandelt, just so verkehrt er mit dem Menschen. Die List und die Entschlossenheit, die er mit Erfolg den Tieren gegenüber anwendet, gebraucht er auch im Verkehr mit dem Menschen. Mord giebt es in dieser Region noch nicht. Und der Totschlag des Menschen ist gleichbedeutend mit dem Totschlag des Tieres.

Und wie charakteristisch ist das Verhältnis des Buschmanns zu jedem Besitztume. Wie vollkommen fremd und verständnislos sieht er noch jeden Besitz an! Wie kommt ein anderer Mensch dazu, eine Viehherde zu züchten, zu besitzen, wo er, der Nachbar Buschmann hungert! Man muß es wissen, wie ausgeprägt der Kommunismus im Nahrungserwerb ursprünglich gewesen ist, wie selbstverständlich es für die ersten Menschen war, daß ein erlegtes Wild absolut gemeinsames Eigentum aller Gegenwärtigen und aller Herzukommenden war. Sie haben immer alles geteilt, ob Fleisch, ob Frucht. Und nun soll einer Besitzer einer großen Viehherde sein und ihm, dem Buschmanne, der vielleicht hungert, soll es nicht erlaubt sein, an diesem Besitz teilzunehmen und ein Stück Vieh sich wegzuschießen?

Das muß dem Buschmanne vorgekommen sein, wie ein fürchterliches Unrecht!

Es ist sehr wesentlich, im Vergleiche zu prüfen, wie dem gegenüber Besitzverhältnis und Kampfesform der Zwergenvölker in ihrer nördlichen Provinz, in den Urwäldern des Kongogebietes ausschaut. Da muß vor allen Dingen festgestellt werden, daß die klein-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wüchsigen mit den hochgewachsenen Völkern meistenteils immer in einem guten Verhältnis leben. Es hat sich hier den Rassen entsprechend beinahe ein Kastenverhältnis ausgebildet. Die im inneren Walde hausenden Kleinen lieferten den den Stromufern ansässigen Negern Wild, während die letzteren dagegen sich in einem Austausche von Gartenfrüchten, Waffen ꝛc. kenntlich erwiesen. Wo die Stromvölker weiter in das Inland eindrangen, traten die Kleinen in ein gewisses Dienstverhältnis und größere Herrscher zeigten stets mit einem gewissen Stolze auf ihre Jägertrabanten hin, das waren nämlich diese Zwerge.

Dem Stolze war jedoch ein, wenn auch noch so geringes, so doch stets fühlbares Furchtgefühl beigemischt. Denn so liebenswürdig wie auch im allgemeinen der Verkehr

Wanyaturu-Stockkämpfer
Nach Baumann

Zulus
mit den Waffen der Stockkämpfer
als Polizisten in englischen Diensten
Nach Photographie

war, so fürchterliche Formen nahm er an, wenn ein Zwiespalt eintrat. Dann verschwanden auf einmal die Kleinen vom Hofe des Herrschers, dann fiel bald dort ein Jäger, bald hier eine Frau, bald da ein Mädchen am Rande der Weiler tot zu Boden. Ein kleiner vergifteter Pfeil des Buschvolkes hatte dem Leben ein Ende gemacht.

Doch die schlimmsten Verhältnisse stellten sich ein, wenn die Kleinen Hunger hatten. So berichtete einer dieser Pygmäen ganz harmlos, wie vor einigen Jahren einmal eine Hungersnot unter ihnen ausgebrochen sei, weil „Garok“ — gewissermaßen eine Gottheit — alles Wild zu sich hinübergenommen hatte, zwecks einer großen Unterredung. Die Elephanten hätten sich nämlich beschwert, daß sie neuerdings mit knallenden Flinten totgeschossen würden. Das sei gegen alles Herkommen. Da hätte sie Garok zu sich hinübergenommen, um mit ihnen zu beraten, was zu thun sei. Daraufhin hätten sie, die Watawa, nichts mehr zu essen gehabt. Selbstverständlich wären sie nun näher an den Tschuapa ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zogen und hätten jedesmal, wenn sie Hunger gehabt hätten, einen Neger abgeschossen; den hätten sie dann gegessen. Das wäre mehrere Jahre so gegangen.

Es tritt uns hier nicht nur wieder der nun schon zur Genüge bekannte Typus der Menschenjagd entgegen, sondern hier liegt auch ein wertvoller Anhaltspunkt vor, der ein Verständnis für die ganze Entwicklung bietet. An der Hand aller dieser Notizen will ich es versuchen, eine Entwicklungsgeschichte der Menschenjagd zu skizzieren.

Im Anfange lebten die Menschen in kleinen Horden zerstreut auf der Erde. Gerieten sie in eine leidenschaftliche Erregung, in Haß oder Zorn, so glichen sie, die zumeist Jäger waren, das in der Form aus, die sich ihnen im Kampfe ums Dasein und mit der Tierwelt aufdrängte, — nämlich hinterlistig und im Totschlag. — Teilten sich die Menschen in große Gruppen oder trat ihnen eine andere Rasse entgegen, so führten die beiden Stämme einen Kampf, der ganz genau dem Kampf mit den Tieren entsprach. Diese andere Art mordeten sie nicht nur, sondern sie verzehrten sie auch, wie sie sich vom Fleische der Tiere nährten. So müssen wir uns die Menschenfresserei entstanden denken — entstanden aus der Menschenjagd.

Indem aber auf solche Weise die Unterscheidung „eigener Art“ und „fremder Art“ eine ausgeprägte Form annahm und sich der Kampf mit der „anderen Art“ zu dem ausgeprägten Typus der Menschenjagd ausbildete, tauchte das Menschheitsbewußtsein aus der höheren Schätzung der „eigenen Art“ auf und zeitigte im Zweikampfe eine neue Ausgleichsform der Zwistigkeiten.

Die Buschmänner und Pygmäen Afrikas leben noch genau in der Zeit des aufdämmernden Menschheitsbewußtseins. Der Begriff der eigenen Art ist noch nicht so abgeklärt, daß an die Stelle des Mordes im eigenen Kreise der Zweikampf getreten wäre. Ein Mischvolk ist es, welches aber auch die aufkeimende neue Kampfesweise des Zweikampfes im Innern Afrikas erkennen läßt.

---

Die Walombo sind ein Volksstamm, der zwischen dem Tschuapa und dem Lukenje in der Nachbarschaft der Watawa ansässig ist. Es ist ein hinterlistiger und bösartiger Menschenschlag. Sie gehören zu den schlimmsten Kannibalen Innerafrikas und ihre Pfeile sind von den benachbarten Völkern sehr gefürchtet. Sie benutzen auch kurze Wurfspeere und haben mit diesen schon manchen Feind aus dem Hinterhalt getötet, den sie dann auf der Stelle zerlegen und entweder sofort braten und verzehren oder dessen Glieder sie aufsparen für eine größere Festlichkeit. Es ist kein sehr menschenreiches Volk und die Ältesten des Stammes sind stets darauf bedacht, die Zahl der streitbaren Männer möglichst zusammen zu halten. Wenn daher zwei in den Streit geraten und mit den Speeren aufeinander stechen, so fallen die alten Leute ihnen in den Arm. Sie bringen aber, um dem Zorne sein Austragsrecht zu lassen, einige lange, schmale Holzschilde und säbelartige Holzkeulen herbei, womit dann die Streitenden kräftig aufeinander losholzen.

Diese Holzkeulen sind ursprünglich eine Waffe der benachbarten Watawa, welche mit ihnen nach dem Wild in die Bäume und über die Bäche weg warfen. Seitdem die Watawa aber von den benachbarten Balolo und Bakusu Bogen einkaufen können, haben sie die Holzkeulen aufgegeben und benutzen sie nicht mehr. Dagegen haben die Walombo, die ursprünglich mit den Watawa in einem gewissen Verwandschaftsverhältnis standen, diese wunderlichen Holzwaffen beibehalten, verwenden sie aber auch nicht mehr zum Werfen auf Tiere, sondern eben zu den Zweikämpfen, die wir just besprechen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es bleibt aber oft nicht bei einem Zweikampfe. Nicht selten und besonders wenn es sich um irgend welche Familienrechte, betreffend das Weib handelt, greifen beiderseitige Verwandte ein; diese eilen dann ebenfalls mit Holzkeulen und Parierschildern bewaffnet herbei und es entspinnt sich eine regelrechte Knüppelschlacht.

Mein Berichterstatter hat über den Ausgang nichts notiert als nur die Bemerkung: „Wenn sie wieder Frieden geschlossen haben und die Familien einig geworden sind, werden oftmals einige junge Männer ausgeschickt mit dem Auftrage, für ein Festmahl zu sorgen. Diese begeben sich dann an das Grenzgebiet und suchen mit ihren Speeren aus dem Hinterhalte irgend einen Neger des Nachbarvolkes zu erwischen, dessen Lenden und Schenkel als Festbraten bei der Friedensfeier eine große Rolle spielen."

Hottentotten speerwerfend (B) und mit Stöcken fechtend
Nach Peter Kolb

Klarer kann der Unterschied von Menschenjagd und Zweikampf, hervorgegangen aus dem Kampf mit der „anderen" und „eigenen Art" nicht gefunden werden. Die volle Bedeutung des Aufwachsens vom Begriffe innerer und äußerer Kämpfe spricht hier unmittelbar.

Dieses Übergangsglied bringt uns zu den afrikanischen Zweikämpfen selbst. Wie wir bei den Buschvölkern, resp. Pygmäen den Typus der Menschenjagd in selbständigster Weise vorfanden, so treffen wir bei den hochgewachsenen Negern Afrikas die deutlichsten Formen der Zweikampfsitten an. Da sind zunächst die Hottentotten, wie sie uns

Walombo im Zweikampf mit Stockschwertern
Originalskizze, die nicht verbessert wurde, um ihren wissenschaftlichen Wert nicht zu beeinträchtigen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Peter Kolb vor zwei Jahrhunderten geschildert hat. Als deren gewöhnliche Waffe nennt er vor allen anderen zwei Stöcke, als ersten den Rackum, als zweiten den Kirri. Beide Stöcke sind von Oliven- oder Eisenholz gemacht. Der Kirri ist etwa 3 Fuß lang und eines Daumes dick. Der Rackum ist ebenso dick, aber nicht viel mehr als ein Schuh lang; an einem Ende ist er zugespitzt. Sie gebrauchen ihn als Wurfpfeil und bedienen sich seiner auf merkliche Weise, fast ohne jemalen zu fehlen. Der Kirri hat zwei stumpfe Enden und dienet, die Pfeile, Hassagayen und Rackums, und was der Feind sonst herwirft, zu parieren.

Damit die Soldaten — so schreibt Peter Kolb — bei Friedenszeiten in der Übung bleiben, auch die jungen Leute im Kriegswesen unterrichtet werden, so stellen sie gar oft Schlachten vor, denen ich vielmalen zugesehen habe. In diesen bedienen sie sich des Bogens nicht, auch gar selten der Hassagay. Ihre gewöhnliche Waffen sind dann die beiden Stöcke Kirri und Rackum, nebst den Steinen. Sie teilen sich in zwei Haufen und stellen sich einander gegenüber in Schlachtordnung. Das Treffen fängt an mit großem Geschrei, und sodann fällt ein Hagel von Rackums auf die beiden Heere. Haben sie diese verschossen, so fallen sie über die Steine her, die sie vorhero in großer Menge sammeln. Ich kann das Vergnügen nicht beschreiben, das ich bei dem Zuschauen dieser Gefechte empfunden habe. Ja, wenn ich nicht mit Augen gesehen hätte, wie geschwind und geschickt die Hottentotten mit ihren Kirris die Hassagayen, Rackums und Steine abzuwenden wissen, so hätte ich es niemalen geglaubet. Sobald ein Hottentotte etwas auf sich zufliegen siehet, stehet er mit seinem Kirri in so guter Hut, und bedienet sich seiner so hurtig, daß er selten getroffen wird, wenigstens in einem Lustgefechte. Sie wenden mit eben diesem Stocke sowohl die Schüsse und Würfe, als die Stöße ab; und erweisen hierin eine solche Fertigkeit, darüber sich der geschickteste Spandonschläger verwundern müßte.

Daß solche Gefechte immer nur Übungsstunden darstellen, möchte ich bezweifeln. Vielmehr mögen auf solche Weise auch manches Mal Familienzwistigkeiten oder Streitfälle von Verwandten Austrag finden. Das solches vorkommt, geht aus einem Berichte Campbells hervor, der eine sonderbare Gewohnheit der Korana, eines Hottentottenstammes schildert.

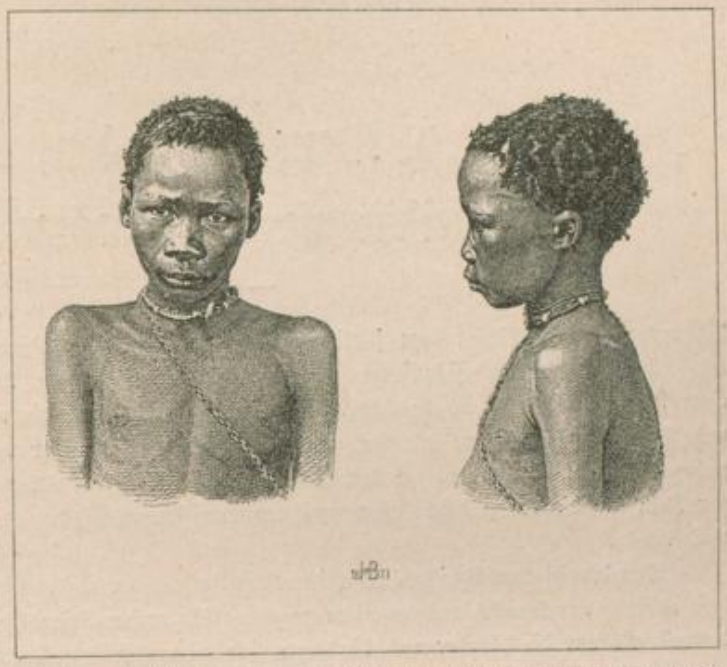
Hiernach darf der älteste Sohn des Häuptlings als Knabe kaum gehen, sondern er muß beständig müßig in der Hütte sitzen und Milch trinken, damit er ein starker Mann wird. Er darf sich auch nicht selbst bedienen, sondern die Milch wird ihm zugetragen. Wenn der Vater nun den Burschen für mannbar hält, giebt er demselben einen Kirri oder kurzen Stab, der oben mit einer Kugel versehen ist. Er selbst behält einen desgleichen für sich und ficht dann häufig mit dem Sohne. Gelingt es dem letzteren, seinen Vater zu Boden zu schlagen, so erkennt ihn dieser an seiner Statt als den Häuptling des Kraals an. — Campbell hat hier den Rackum Kirri genannt. Es ist das ein in Südafrika wohl durch die Zulu eingebürgerter Mißbrauch des Wortes. Der Kirri oder Kuerr ist nicht die Keule oder der Wurfstock, sondern der Stockschild, mit welchem die Würfe oder Schläge aufgefangen werden, und zwar dies nicht nur in Südafrika, sondern auch am Nil ꝛc.

Überhaupt sind die Stockgefechte eine Sitte, welche im südlichen, östlichen und nordöstlichen Afrika, soweit es von Negern bewohnt ist, außerordentliche Verbreitung hat.

So führen z. B. die Zulu stets zwei kürzere Stöcke bei sich, die an dem einen Ende etwas verdickt zu sein pflegen, und mit denen sie gleichzeitig zweihändig fechten, wie die Japaner mit zwei Schwertern. Zwei solcher Zuluklopffechter in der Paradestellung sind auf Seite 37, zwei andere in der Auslage auf Seite 39 abgebildet. Man kann aus ihnen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

recht gut erkennen, wie der eine Stock zum Parieren verwendet wird, während der Fechter mit dem anderen den Hieb anzieht. Die Rollen wechseln aber beständig mit Blitzesschnelle und das Fechten wird dadurch so schwierig, daß es, sobald die Kämpfenden etwas in Feuer geraten, hauptsächlich darauf ankommt, welcher von beiden am schnellsten und kräftigsten zuschlagen kann und zugleich das dickste Fell hat.



Carlo, ein Buschmann aus Bloemfontein; dieser zwerghafte Junge hielt ohne Waffe eine Hyäne im Schach, indem er sie an der Zunge packte
Nach Fritsch

Die empfindlichste Stelle des Körpers ist bei diesen dunkel pigmentierten Afrikanern nicht der Kopf oder ein anderer edler Körperteil, sondern die Schienbeine und letztere werden daher bei diesem Fechten der Ort des Hauptangriffes. Es ist in der That eigentümlich zu sehen, mit welcher Ruhe oder kaltem Lächeln ein Schwarzer einen Stockschlag über den Kopf hinnimmt, wenn er keine Veranlassung hat, seine Würde dadurch verletzt zu glauben; eine einfache Bedrohung seiner Schienbeine dagegen ist ausreichend, ihn zu den wunderlichsten Kapriolen zu veranlassen.

Wie gesagt, diese Stockkämpfe sind eine der gebräuchlichsten Institutionen im afrikanischen Volksleben, und es handelt sich meistenteils bei den östlichen und südlichen Stämmen nur um die Frage, mit welchen Waffen sie ausgefochten werden und welche Veranlassungen sie herbeiführen. Über die Waffenform später. Betreffend die Veranlassung, hier ein Beispiel, das wohl charakteristisch für die meisten Fälle sein dürfte.

Junge Leute, welche in Kordofan einen Liebeshandel haben, fordern sich förmlich zum Zweikampfe heraus. Die Waffe, mit der sie kämpfen, ist eine aus Nilpferdhaut zugeschnittene Peitsche. Zunächst giebt der erste dem Gegner einen Hieb auf den entblößten Körper, wobei jedoch nach dem Kopfe nicht geschlagen werden darf. Dann schlägt der Gegner ebenfalls einen Hieb und so wechseln sie ab, bis einer oder der andere die Peitsche vor Schmerz oder Müdigkeit wegwirft, was dann auch sogleich vom Gegner geschieht. Dann reichen sie sich die Hände und mit Ausleerung eines Kruges Merissa wird der Friede geschlossen.

Also auch hier, was wir schon so manches Mal fanden: das Weib!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 6. Menschenjagden, Zweikämpfe am Nordrande

Begeben wir uns von dem südlichen nach dem nördlichen Rande der bewohnten Erde. Es ist wesentlich, festzustellen, ob unter den veränderten klimatischen Verhältnissen einer Region, die bis in das nördliche Eismeer hineinreicht, die ursprünglichen Kampfes- und Kriegsverhältnisse die gleichen sind wie unter dem Äquator und den ihm im Süden nahegelegenen Länderstrecken. Haben wir doch auch hier Jägervölker vor uns, die jedenfalls zur Zeit, als die europäische Kultur zu ihnen kam, hinsichtlich der Seßhaftigkeit schwach entwickelt war.

Von der inneren Gerichtsbarkeit der alten Grönländer erzählte seiner Zeit David Kranz, daß es sehr unordentlich und grausam zugehe. Es wurden keine Verbrecher mit dem Tode bestraft als nur die Mörder und die Hexen, die andere Leute sollen totgehext haben. Dabei ging es aber so unbesonnen und rachgierig zu, daß endlich niemand seines Lebens sicher war. Die Grönländer hatten zwar an und für sich kein mörderisches Gemüt: weil sie aber von Jugend auf mit dem Würgen der Seehunde und anderer Kreaturen sich beschäftigten, wozu ihnen die Inklination gleichsam angeboren ist, so kriegten einige durch diese alltägliche Gewohnheit gar wohl die unnatürliche Lust, auch Menschen ohne alle Ursache zu morden. Doch mögen solcher Bösewichte, die aus bloßer Lust morden, oder um sich berühmt und fürchterlich zu machen, wenige sein. Mehrere mordeten aus Neid über die vorzügliche Geschicklichkeit oder gute Gerätschaft eines andern; wiewohl sie nichts davon raubten. Die meisten mordeten aus Rache.

Ein solcher Meuchelmörder verrichtete die That auf der See hinterlistiger Weise, indem er den Feind in seinem Kajak umstürzte und ersaufen ließ oder hinterrücks mit der Harpune warf und erstach und den Körper in die See treiben ließ.

Erfuhren es die Freunde des Entleibten, so verbissen sie ihren Zorn, ja, sie redeten nicht einmal davon, aus Furcht, der Mörder oder seine Spione und Sekundanten möchten auch sie aus dem Wege räumen, um selber sicher zu sein. Sollten aber auch 30 Jahre hingehen, wovon man Exempel hatte, so vergaßen sie nicht, den Mord zu rächen, wenn sie den Mörder wo allein fanden. Sie griffen ihn gemeiniglich auf dem Lande, zeigten mit wenig Worten die Ursach an, steinigten oder erstachen ihn, und warfen seinen Körper in die See, oder zerhauten ihn, wenn sie recht böse waren, und verschluckten ein Stückchen vom

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Herzen oder der Leber, weil sie dachten, daß dessen Anverwandte dadurch das Herz verlieren würden, sie anzugreifen. War der abgestrafte Mörder wegen seiner Mordthaten sehr berüchtigt und verhaßt und hatte keine Verwandten, so bliebs dabei: gemeiniglich wurde aber diese Todesstrafe wieder mit dem Tode gerochen, entweder an dem Thäter oder an seinen Kindern, Enkeln und Verwandten, und wenn man die nicht haben konnte, an seinen Bekannten, die mit ihm auf einem Lande wohnten. Und so konnte es immer fortgehen und oft sehr unschuldige Leute treffen.

Vergegenwärtigen wir uns das früher Durchgegangene, so würde die Analyse dieser Zustände etwa mit dem Typus der Buschmänner Südafrikas zusammenfallen. Leidenschaftlicher Mord, der nicht durch Stammesgesetze geregelt wird, sondern durch Privatrachen der Hinterbliebenen. Wie bei den Neuholländern, entsteht auch hier die Blutrache aus der Fehde im eigenen Stamm. Dazu kommen Reste alten Kannibalismus, den wir meistenteils, in Verbindung mit primitiven Menschenjagden in der Kulturform vorherrschender Jagd angetroffen haben.

Eskimozeichnung; Streit um erlegtes Wild
Nach W. J. Hoffmann

Ähnliche Stammesfehden und Kämpfe in der „eigenen Art" sind für die gesamten Nordrandvölker, Eskimos, Tschuktschen, Kamtschadalen ꝛc. bezeichnend. Aus diesem vorherrschenden Typus, dem die Parallelerscheinung der Zweikämpfe nicht fehlt, ergiebt sich schon die Behandlung und der Verkehr aufdringlicher, fremder Art. Als Beispiel diene die Methode, welche die alten Kamtschadalen anwandten, wenn sie sich ihrer russischen Bedrücker entledigen wollten.

Die inneren Kriege sollten nicht wenig dazu beitragen, die Kamtschadalen den Kosaken zu unterwerfen. Ein Wohnplatz freute sich über die Zerstörung eines anderen, ohne daran zu denken, daß die Feuersbrunst des eigenen Hauses den benachbarten Häusern drohe, und daß die Verheerung einer Dorfschaft den Untergang einer Nation vorbereite. Es ist den Kosaken aber teuer zu stehen gekommen, die Kamtschadalen unter das Joch zu bringen. Dieses bei natürlicher Verteidigung recht gefährliche Volk hat denn auch, da es ihm an Stärke fehlte, zur List gegriffen.

Als die Kosaken den Tribut für die Russen von einigen Wohnplätzen einforderten, die nicht unterworfen waren, so bezeugten die Kamtschadalen anfänglich nicht den geringsten Widerstand, sondern zogen die grausamen Eintreiber in ihre Hütte und schläferten ihre Besorgnis durch Geschenke und Bewirtung ein. Darauf richteten sie aber die Feinde in der Nacht alle hin oder verbrannten sie. Die Kosaken haben durch diese Verrätereien gelernt, den Liebkosungen und Einladungen der Wilden nicht zu trauen. Wenn deren Weiber bei Nacht aus der Jurte gehen — denn diese verabscheuen das Blut und ihre Männer vergießen vor ihren Augen nicht Blut —, wenn ferner die Mannspersonen Träume erzählen, worin sie Tote gesehen haben, wenn sie einander in der Ferne besuchen, so sind das unfehlbare Zeichen des Aufruhrs und der Verräterei und die Kosaken halten sich auf ihrer Hut.

Ich glaube nun, der vorliegenden Aufgabe, die Kampfarten der Völker am Nordrande der bewohnten Erde zu schildern, am glücklichsten gerecht zu werden, indem ich mich an die Vorkommnisse im Leben eines einzigen Volkes halte. Wenn ich nun gerade die Lappländer ausgewählt habe, ein Volk, über dessen Kämpfe wir sehr geringe historisch beglaubigte Nachrichten besitzen, so mag das auffallen. Es gehört aber sowieso in den Rahmen der Urgeschichte des Krieges, auch den Charakter der sagenhaften Kämpfe festzustellen. Die Sagen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Lappländer, wie sie uns von Poestion und Fries überliefert worden sind, lassen aber das Existenzringen der Lappländer mit anderen Völkern so wundervoll deutlich erkennen, wie nur die Sagen irgend eines anderen Volkes. Die beiden anderen Arten, welche gegen das Jagdgebiet der Lappländer vordrangen, waren auf der einen Seite die Stalos, auf der andern Seite die Tschuden.

Nehmen wir die Schilderung der Stalos, wie sie in diesen Sagen auftreten, zu einem Gesamtbilde zusammen. Dem äußeren Habitus zufolge sind es große Menschen, bekleidet mit einem Rocke, der von einem silbernen Gürtel zusammengehalten wird. An ihm hängt ein großes Messer mit silbernem Schaft und ein Beutel mit Silbergeld. Sein steter Begleiter ist ein Hund, seine Waffe ein Schwert oder ein Beil resp. eine Axt. Auch wird er als Eisenrock bezeichnet, woraus hervorgeht, daß er in einem Panzerhemd oder einer Brünne kämpfte. Der Name Stalo ist zu erklären als Stahlmann oder als „der in Stahl Gehüllte". Der Verkehr mit ihnen spielte sich zumeist in Zweikämpfen ab. Für Stalo ist es bezeichnend, daß, wenn er zu Boden geworfen wird, er nicht wieder aufsteht, sondern ruhig liegen bleibt bis der Lappe Messer oder Axt herbei geholt hat, um ihm das Leben zu nehmen. Hören wir außerdem noch, daß der Stalo Ackerbauer ist, so reimen sich alle diese Merkmale zu dem Bilde des fahrenden Vikingerhelden zusammen.

Die Tschuden dagegen dürfen wir als einen Sammelnamen bezeichnen, der alle aus Asien über Finnland herannahenden Völker charakterisieren soll. Das Wort heißt einfach „Fremde".

## 1. Stalo und Patto-Poadnje

Unter einem Stein in Lulea-Lappmarken, in der Nähe von Gellivarre, welches früher das Stuoramus-Basse d. h. das größte Heiligtum der Nedeby-Lappen war, soll vor vielen Jahren eine Axt gefunden worden sein, die kein Rost anfressen konnte. Diese Axt kam auf folgende Weise dahin.

Ein Lappe, Namens Patto-Poadnje, hatte eine Schlägerei mit einem Stalo, von dem er bemerkte, daß er sich mit seiner Tochter abgebe. Er kam der Sache auf folgende Weise auf die Spur: Der Lappe hatte seine Hütte dicht bei einem Moore, über den seine Tochter täglich zu gehen hatte. Es fiel ihm nun auf, daß dieselbe niemals nasse Füße hatte, wenn sie heimkam, und er schloß daraus, daß Stalo sie über das Moor tragen müsse. Als er im Kampfe mit Stalo bemerkte, daß er ihn nicht überwältigen könne, rief er den Stein oder das Götzenbild um Hilfe an. Da aber Stalo dasselbe that, bekam keiner von ihnen die Oberhand; denn alles, was der Lappe seinem Helfer zu opfern versprach, versprach auch der Stalo. Endlich gelobte der Lappe, daß er die Axt opfern wolle, welche Stalo in der Hand hatte, und er bekam nun sogleich solche Übermacht, daß Stalo sein Leben verlor.

Von dieser Zeit an lag die Axt unter dem Stein. Im Herbst des Jahres 1743 wurde sie von einem Kajtum-Lappen weggenommen, welcher gelobt hatte, dafür die Hörner und die Beine eines Renntieres dahinzulegen, was er ja wohl auch gethan haben wird.

Nachtrag. Charakteristisch für die Gelöbnisse im Zweikampf ist die Sagenbeschreibung eines ähnlichen Ereignisses.

Der Lappe dieser Sage war als ein starker Mann bekannt und es gab somit einen heißen Kampf zwischen ihm und dem Stalo. Als der Lappe bemerkte, daß er seinen Gegner nicht überwinden könne, begann er seinem Götzenbilde allerlei Versprechungen zu machen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Aber Stalo versprach dasselbe oder etwas, was von gleichem Werte war, und die Gelöbnisse des Lappen hatten daher keine Wirkung. Schließlich gelobte Stalo dem Götzenbilde den Kopf des Lappen und der Lappe fiel in die Kniee. Stalo konnte es nicht übers Herz bringen, dem Götzen den ganzen Lappen zu versprechen, da er wahrscheinlich gedachte, sich aus dem Reste ein leckeres Mahl zu bereiten. Da sprang der Lappe auf und versprach dem Götzen nicht nur Stalos Kopf, sondern auch dessen Leib und außerdem noch dessen Axt. Dieses Versprechen wirkte. Stalo fiel und lag still, während der Lappe sich seiner Axt bemächtigte und ihm den Kopf abhieb.

Lappländer
Nach Ranke

Tschuktschen
Nach Cook

Ich möchte übrigens darauf aufmerksam machen, daß daraus, daß die Lappen den Stalos prinzipiell den Kannibalismus zuschreiben, mit großer Deutlichkeit hervorgeht, daß sie es eigentlich waren, welche die Leiber ihrer erschlagenen Feinde verzehrten.

## 2. Stalo-Hochzeit

Ein Stalo kam einmal an einen andern Ort, wo ein Lappe sein Zelt aufgeschlagen hatte. Der Lappe hatte eine Tochter und als Stalo dieselbe erblickte, gefiel sie ihm so gut, daß er fragte, ob sie seine Schwiegertochter werden wolle, er hätte einen erwachsenen Sohn, der jetzt heiraten solle.

Das Mädchen antwortete nichts, der Vater durfte aber nicht „nein" sagen; er mußte versprechen, daß die Tochter Stalos Schwiegertochter werden solle. Hierauf einigten sie sich, wann die Hochzeit stattfinden solle, und Stalo zog wieder seiner Wege.

Als die festgesetzte Zeit heran kam, ließ der Lappe dem Stalo, der eine Tagereise weit hinter einem Berge wohnte, sagen, daß er mit Weib und Sohn zur Hochzeit kommen möge. Der Lappe hatte seine beiden Söhne mit Renntieren abgeschickt, um die Stalofamilie

zu holen und ihnen aufzutragen, den Weg nördlich um den Berg, also auf der „Nachtseite“ desselben zu nehmen, dem Stalo jedoch, wenn er sie frage, welchen Weg sie genommen hätten, zu sagen, daß sie auf der „Sonnenseite“ gekommen seien.

Der Stalo träumte in derselben Nacht, daß, wenn diejenigen, die ihn zur Hochzeit abholten, auf der Nachtseite des Berges kämen, dies ein Unglück bedeute. Als daher die Söhne des Lappen auf Stalos Frage, welchen Weg sie genommen hätten, beide antworteten: „Auf der Sonnenseite!“ war Stalo sehr vergnügt und empfing sie auf das Freundlichste. Hierauf machten sie sich: er, seine Nanna und sein Sohn, der jetzt heiraten sollte, bereit, um den Lappen zu folgen. Sie nahmen auch Speisen für das Hochzeitsmahl mit sich und die ganze Gesellschaft nahm den Weg über die Sonnenseite des Berges.

Unterdessen hatte der Lappe mit seinen Leuten auf einem See ganz in der Nähe seiner Hütte ein Loch ins Eis gehauen, die Öffnung aber wieder sorgfältig mit Schnee überdeckt. Auch hatten sie mehrere große Holzknüppel zurechtgelegt und diese ebenfalls rings um das Loch unter dem Schnee verborgen.

Lappländer auf Schneeschuhen
Nach dem alten Scheffer

Nun kam also der Stalo mit Weib und Sohn in Gesellschaft der beiden Söhne des Lappen angefahren und die Hochzeit nahm ihren Anfang. Es wurden zwei Renntiere geschlachtet und zwei Kessel ans Feuer gesetzt. Als das Fleisch lange genug gekocht hatte, nahm der älteste Sohn des Lappen den einen Kessel vom Feuer, trug ihn ins Boasso hin, setzte sich und nahm denselben auf die Kniee.

Als der Stalo dieses Wagstück von Seiten des Sohnes des Lappen sah, wollte er, daß sein eigener Sohn sich nicht weniger abgehärtet zeigen solle und sagte deshalb zu ihm:

„Nimm Du den andern Kessel vom Feuer und setze Dich damit, wie es der Lappenbursche gethan hat.“

Der Sohn des Stalo war jedoch nicht an solche Dinge gewöhnt wie der Sohn des Lappen. Als er den vollen Kessel vom Feuer genommen hatte und sich damit im Boasso niedersetzte, schüttete er eine ziemliche Menge kochenden Wassers auf sich, so daß es über Brust und Magen, ja bis auf den Unterleib hinabrann. Stalo, der dies sah, fragte:

„Verbranntest du dich, mein Junge?“

„Ach es ist nicht so schlimm!“ — antwortete der Sohn.

Hierauf begann man zu speisen, aber der Sohn des Stalo war nicht imstande, etwas zu essen. Er hatte sich ärger verbrannt, als man glaubte. Er verließ die Gesellschaft, begab sich in die Speisekammer des Lappen, legte sich hier nieder und jammerte. Die Braut folgte ihm und setzte sich an seine Seite. Da er nicht wiederkam, begann Stalo ängstlich zu werden und sagte:

„Vielleicht hat sich der Junge doch stark verbrannt!“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eine Kamtschadalische Winterhütte von innen

Nach Wilhelm Steller

Die Winterhütten am Nordrande sind alle ähnlich gebaut. Wir sehen hier den Eingang durch das Rauchloch oder die Spitze der Hütte und verstehen so die dritte und vierte Geschichte besser

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

Hierauf ging er selbst nach der Speisekammer, um zu hören, wie es mit dem Sohne stünde.

„Na, wie stehts mit dem Burschen?“ — fragte er das Lappenmädchen, das in der Thüröffnung saß.

„Ach, er schläft jetzt!“ — antwortete sie.

Hieraus erkannte ihr Vater, der ebenfalls mitgekommen war, daß es mit dem Burschen vorbei sei; Stalo hingegen schöpfte keinen Verdacht. Als sie nun gegessen und getrunken hatten, fragten sie Stalo, ob er nicht Lust hätte, mit ihnen auf das Eis hinab zu gehen, um sich bei verschiedenen Spielen zu unterhalten, wie solche bei den Lappen in Gebrauch wären. Stalo hatte nichts dagegen einzuwenden.

Lappländer in Sommer- und Winterkleidung
Nach dem alten Scheffer

Nach einer Weile brachten sie Stalo dazu, das Spiel zu spielen, welches die Lappen unter sich „Stalostallat“, d. h. Stalo oder Blindekuhspielen nennen. Einem von der Gesellschaft wird eine Lappenmütze bis über die Ohren hinabgezogen, so daß er nicht sehen kann. Hierauf springt man im Kreise um denselben herum und zupft ihn an den Kleidern. Er wieder sucht zu greifen, wen er kann. So kam auch einmal die Reihe an Stalo, Blindekuh zu sein. Als er den ersten erhascht hatte, fuhr er ihm mit der Hand streichelnd über das Gesicht hinab und sagte:

„Simme-sammas (ein Ausdruck des Wohlbehagens) du wirst morgen mein Frühstück sein!“

Hierauf erwischte er einen zweiten:

„Simme-sammas, dich werde ich morgen zum Mittagsmahl haben!“

Es gelang ihm, noch einen dritten zu ergreifen.

„Simme-sammas,“ — sagte Stalo wieder — „jetzt habe ich auch einen für das Nachtmahl bekommen!“

Hierauf liefen sie wieder herum, riefen, lachten und unterhielten sich. Stalo sprang ihnen nach, lief aber dabei schnurstracks in das Loch im Eise. Im selben Augenblicke schwangen die Lappen aber auch schon die Knüppel, um auf Stalos Kopf loszuschlagen, so stark sie konnten. Stalo schrie und rief nach seiner „Nanna“, daß sie ihm zu Hülfe käme.

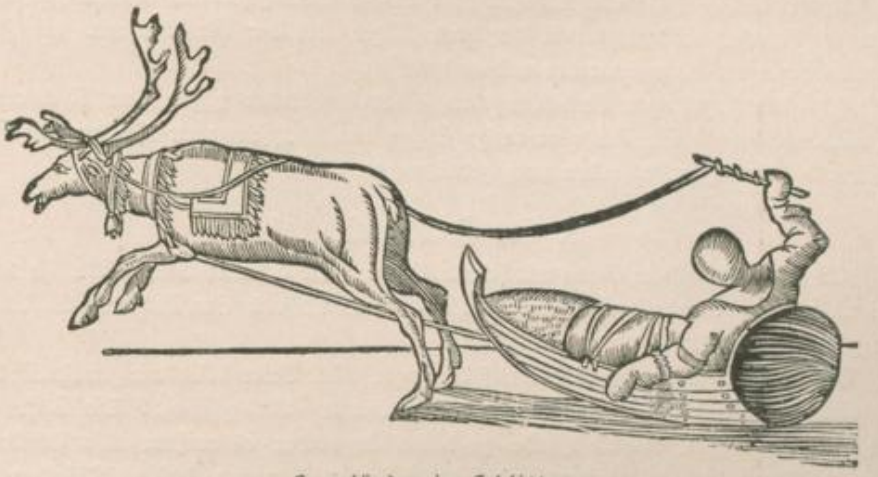
Während dies auf dem Eise vorging, saßen die Lappenweiber oben im Zelte und beschäftigten das Staloweib auf eine andere Art. Sie hatten dasselbe dahingebracht, daß es seinen Kopf in den Schoß eines Lappenweibes legte, und während nun dies der Alten Läuse absuchte, lösten die anderen ihr die langen Haarflechten auf und banden die Haarbüschel an den Zeltstangen fest. Hierauf stellten sie sich, als bewunderten sie im hohen Grade all die verschiedenen Dinge, welche die Stalofrau an ihrem Gürtel hängen hatte und darunter fanden sie auch ihr „Rouvdebocce“ oder eisernes Rohr, womit sie den Leuten Blut und Leben aussaugt. Sie lösten dasselbe heimlich vom Gürtel los und steckten es ins Feuer, so daß es glühend heiß wurde.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Plötzlich hörte die Stalofrau die Stimme ihres Mannes vom Eise unten und fragte die Lappenweiber:

„Was giebt es, Spaß oder Schlägerei?"

„Hiffo! Es ist nur Spaß!" — antworteten die Lappenweiber.



Lappländer im Schlitten
Nach dem alten Scheffer

Hierauf legte sie sich wieder in den Schoß des Lappenweibes und ließ sich von demselben ihren Kopf weiter lausen. Aber plötzlich hörte sie wieder ganz deutlich, daß Stalo rief:

„Nanna, Nanna, komm mit deinem eisernen Rohr!"

Nun konnte sie nicht länger in Zweifel sein. Stalo mußte sich in Lebensgefahr befinden. Entsetzt hierüber sprang sie auf und bemerkte in ihrem Schrecken nicht einmal, daß sie sich die Haarbüschel ausriß, welche an die Zeltstangen befestigt waren. Sie schlug einen ungeheueren Lärm und suchte überall ihr eisernes Rohr, das unter den anderen Gegenständen an ihrem Gürtel hätte hängen sollen. Es war verschwunden.

„Wo ist mein Eisenrohr, wer hat mir mein Eisenrohr genommen? — fragte sie die Weiber.

Die Weiber zeigten nach dem Feuer und sagten:

„Dort liegt es im Feuer!"

Die Alte stürzte auf das Feuer zu, ergriff das glühende Eisenrohr und führte es an den Mund; aber statt Menschenblutes sog sie Asche, Feuer und Glut in sich, so daß ihre Eingeweide verbrannten und sie tot zu Boden stürzte. Zur selben Zeit zerschmetterten die Männer Stalos Kopf unten auf dem Eise. So endete diese Stalohochzeit.

Finnländer
Nach dem alten Scheffer

Nachbemerkung. — Die beiden hier mitgeteilten Stalosagen unterscheiden sich in einem wesentlichen Punkte. Sie sind die Vertreter zweier verschiedener Gruppen von Sagen, deren Kernpunkt jedesmal wiederkehrt: In den Sagen vom ersten Typus ist es immer

der Stalo, der den Lappen zum Kampfe zwingt; in den Sagen des zweiten Typus sind es immer die Lappen, welche den Stalos in hinterlistiger Weise den Tod bereiten. Die Folgerung für den Habitus der Kriege, wie er sich zwischen den Vikingern und den Lappländern ausgebildet hat, ist aber hieraus sehr einfach zu erkennen. Der Vikingerheld hat den Lappen stets zu einem ehrenhaften Zweikampfe herausgefordert. Der Lappe dagegen suchte den fremden Eindringling in der hinterlistigen Art der Menschenjagd, wie sie den Jagdvölkern eigen ist, zu ermorden und aufzufressen.

Für den jagdartigen Vernichtungskampf der Lappländer gegen ihre Nachbarn und alle eindringenden Völker sind aber einige Sagen von Kämpfen gegen Tschuden und Karelen bezeichnend, die ich im folgenden noch geben werde:

## 3. Ein Tschudenkampf

Es lebte einmal ein Mann mit seinem Weibe. Sie bekamen einen Sohn, sie bekamen zwei Söhne, sie bekamen drei Söhne; endlich bekamen sie auch eine Tochter. So lebten sie eine zeitlang mit ihren Kindern.

Eines Tages gingen die Söhne auf die Jagd. Der Vater blieb wie gewöhnlich daheim und ahnte nicht, daß irgend eine Gefahr drohen könnte. Was geschieht? Die Söhne waren noch nicht lange fort, als die Hunde zu bellen begannen; es mußten also fremde Leute kommen. Der Mann eilt hinaus und sieht zu seinem Schrecken, daß es Tschuden waren. Da blieb nun nichts anderes übrig, als sich entgegenkommend und gastfrei zu zeigen. Er sagte zu ihnen:

„Seid so gut, ihr fremden Männer und kommt in die Hütte hinein, um Euch auszuruhen!“

Die Tschuden krochen denn auch in die Hütte hinein.

„Setzt Euch, ihr Reisenden, setzt Euch!“ — lud der Lappe sie ein.

Zu seinem Weibe aber sagte er:

„Lauf schnell in die Speisekammer, Weib, und hole Speisen für die Fremden!“

Das Weib eilte fort; der Mann konnte ihr jedoch unbemerkt etwas ins Ohr flüstern, was zur Folge hatte, daß sie nicht wieder zurückkam. Als er eine Weile gewartet hatte, sagte er zu seiner Tochter:

„Lauf auch Du schnell in die Speisekammer, Tochter, und hilf Deiner Mutter!“

Die Tochter verließ die Hütte, kam aber auch nicht wieder zurück. So war der Mann ganz allein bei seinen Gästen zurückgeblieben. Nachdem wieder eine Weile vergangen war, sagte er zu denselben, als ob er über das lange Ausbleiben über seine Frau und Tochter ungehalten wäre:

„Wartet ein wenig, liebe Gäste, ich muß schon selbst nach der Speisekammer gehen, um ein Essen für Euch zu holen!“

Als er aber herausgegangen war, sperrte er von außen die Thür ab. Hierauf nahm er einen langen Spieß, kroch damit auf das Dach der Hütte und blickte durch das Rauchloch in dieselbe hinein, um zu sehen, was die Tschuden nun anfangen würden.

Es schien, daß sie seine List sogleich gemerkt hatten, denn sie riefen alsbald zu ihm hinaus:

„Ha, alter Fuchs, Du hast uns hintergangen, wenn Du aber nicht sogleich aufsperrst, so sollst Du den Stock zu kosten bekommen!“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Hierauf begannen sie auf Thür und Wände loszustoßen und zu hämmern. Allein der Lappe war auch nicht unthätig. Er stach durch das Rauchloch mit seinem langen Spieß einen Tschuden nach dem andern tot, bis er mit allen fertig war. Sodann ging er in die Speisekammer um nach Weib und Tochter zu sehen.

„Na, Alter!“ sagte das Weib, „wie ist es Dir denn ergangen, wo sind denn die Tschuden?“

Eskimo von St. Michael, den Vogelspeer schleudernd
Nach William Nelson

„Alle habe ich sie niedergemacht, Weib, alle, alle; nicht einer ist am Leben geblieben!“

In diesem Augenblicke kamen die Söhne von der Jagd heim und wußten natürlich nichts von dem, was inzwischen vorgegangen war.

„Weshalb seid Ihr denn alle in der Speisekammer und nicht in der Hütte?“ fragten die Söhne.

„Geht nur hinein in die Hütte, meine Söhne, Ihr werdet drinnen etwas Seltenes zu sehen bekommen!“ sagte der Vater.

Die Söhne gingen zur Hütte und öffneten die Thür. Was sahen sie? Der Vater hatte Tschuden getötet. Sie liefen nun sogleich wieder zu ihrem Vater zurück und riefen:

„Wie listig Du gewesen sein mußt, Vater! Wie hast Du sie denn alle miteinander töten können?“

Eskimo von St. Michael den Seehundspeer schleudernd
Nach William Nelson

„Wenn der Tod droht, meine Söhne, dann kommt die Klugheit!“

„Du hast ein großes Wunderwerk verrichtet, Vater! Aber was sollen wir jetzt mit ihnen anfangen?“

„Zieht sie zum Flusse hinab und werft sie hinein!“

Sie nahmen nun die Leichen und zogen sie zum Flusse hinab. Vorher aber lösten sie ihnen die Geldgürtel ab, stachen ihnen die Gedärme auf und warfen sie dann alle miteinander in den Fluß. Hierauf gingen sie zur Hütte zurück und lebten dort, wie sie früher gelebt hatten. — — — — — — — — — — — — — — —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

## 4. Überlistung eines Karelenräubers

Eine Lappenfrau, welche eines Abends ihr Kind baden wollte, hatte zu diesem Zwecke einen Kessel vor sich stehen, der mit Wasser angefüllt war. Als sie nun im Begriffe stand, das Kind in den Kessel zu setzen, erblickte sie zu ihrem Entsetzen im Wasser das Bild eines Mannskopfes mit einem Hute. Dasselbe verschwand zwar augenblicklich, als sie jedoch abermals ins Wasser blickte, sah sie wieder dieselbe Erscheinung. Sie wußte nun, daß ein Mann durch das Rauchloch in die Hütte hinein schaue und daß sein Bild es war, das sich im Wasser abspiegelte. Sie weckte ganz leise ihren Mann und teilte ihm ihre Beobachtung mit. Dieser griff sogleich nach seinem Bogen, spannte ihn und legte den Pfeil zurecht.

Als nun der Mann abermals in das Rauchloch schaute, schoß ihm der Lappe den Pfeil mitten in die Stirn, sodaß man deutlich hören konnte, wie er über das Dach hinabkollerte und zu Boden fiel. Der Lappe wagte jedoch nicht, sogleich hinauszugehen, um nachzusehen, aus Furcht, daß noch mehr Männer draußen sein könnten. Des Morgens aber fand man den Mann tot, mit dem Pfeile in der Stirn, auf dem Boden liegend.

Der Lappe dachte sich gleich, wie es auch wirklich der Fall war, daß dieser Mann als Späher ausgeschickt worden sei und daß der übrige Trupp von Feinden sich irgendwo in der Gegend aufhalten müsse. Es vereinigten sich daher mehrere Lappen, sie verfolgten die Spur und überrumpelten die Karelen, während sie im Walde lagen und schliefen. Sie wurden sämtlich erschlagen. Von der damals gewonnenen Beute soll aber noch etwas erhalten sein, nämlich eine Art von Kesseln. — — — — — — — — —

## 5. Ein ähnlicher Fall

Ein Trupp Karelen war einmal durch Lappmarken gekommen, um nach Norwegen hinüber zu ziehen. Sie hatten sich eines Lappen bemächtigt, den sie zwangen, als Wegweiser zu dienen. Derselbe hatte ihnen gesagt — und so ist es ja auch in Wirklichkeit — daß der Abstieg sehr schwierig wäre und sie daher dicht hinter ihm folgen müßten. Der Lappe, der die Örtlichkeit genau kannte, lief auf Schneeschuhen voraus und hatte eine Fackel in der Hand, da es ein finsterer Abend war. Als er nun gegen einen steilen Abhang zugefahren kam, machte er plötzlich eine Wendung nach der Seite und schleuderte die Fackel in die Tiefe hinaus. Die Nachkommenden, welche dem Blicke der Fackel folgten, fuhren sämtlich über den Abhang hinaus, stürzten in die Tiefe und wurden zerschmettert. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dieselben Schliche, die das Jagdleben bietet, dieselbe Raffiniertheit, dieselbe Brutalität! Es fehlt aber zur Charakteristik der Menschenjagden noch die Schilderung eines sehr wesentlichen Zuges, ich meine jene Sucht, Jagdtrophäen zu sammeln, die wir auch beim europäischen Jäger zuweilen antreffen und welche im Bereiche der jagdartigen Kämpfe die grausigsten Formen gezeitigt hat, welche wir überhaupt in der Urgeschichte des Krieges kennen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

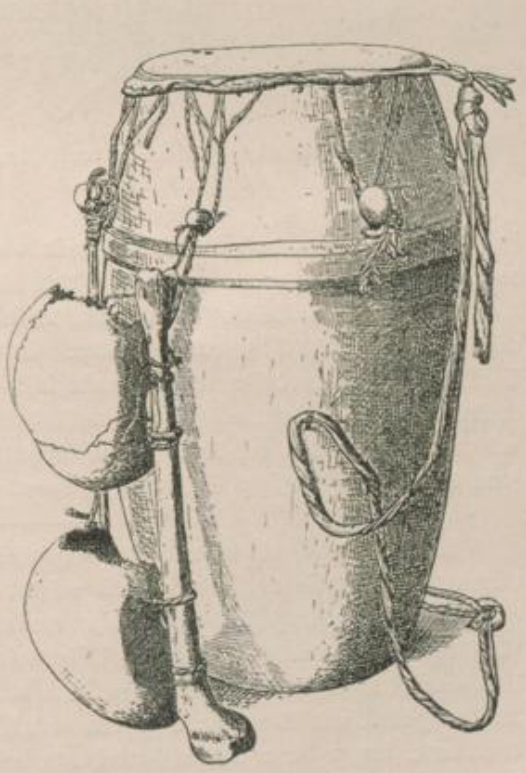
# 7. Menschenjagden, Schädeltrophäen der Ozeanier

Wie die Kriege mit der „andern Art“ überhaupt aus der Jagd hervorgingen, wie demgemäß Tierjagd und Menschenjagd lange Zeit die gleichen Symptome zur Schau getragen haben, so waren auch beide denselben Wandlungsformen, besonders auch nach der krankhaften Seite hin in der Entwicklung ausgesetzt.

Wer hat nicht schon von der wilden Leidenschaftlichkeit gehört, mit welcher der tiroler und oberbairische Gemsjäger hinter dem Gebirgswilde her ist, trotzdem er bei jeder solcher verbotenen Jagd sich der Lebensgefahr aussetzt? — Nun das Stück Fleisch, das er da im besten Falle erbeuten kann, das macht ihn sicher nicht allein zum Jagdfrevler. Die einmal erwachte Leidenschaft ist es, die ihn immer wieder auf die hohen Grate und über die steilen Abgründe hinwegführt.

Und wenn es jetzt heißt, unser einst so wildreiches Kilima-Ndscharogebiet sei jetzt fast verarmt, da ist auch nicht die Notwendigkeit, Fleisch zu erlangen, daran schuld. Von der englischen sowohl wie von der deutschen Seite sind sie dorthin gekommen auf „Jagdausflügen“. Auf der Ebene am Fuße des Gebirges hat man dann verwesende Nashörner und andere erjagte Leichen vermodernd gefunden. Das Gehörn fehlte nur.

So, wie also der europäische Jäger gar leicht der Jagdwut anheimfällt, in welchem Falle meistenteils auch noch die Sammelwut dazu tritt, so daß es dem



Trommel mit Schädeltrophäen aus Togo
Nach von Luschan

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Pirschenden nicht mehr darauf ankommt, zwecklos zu morden, nur um sein Speisezimmer mit Geweihen, die Uhrkette mit Hauern und Haken, die Hutschleife mit Quasten und Ruten schmücken zu können, — ganz ebenso kommt der Wildling dazu, auf die Menschenjagd zu gehen, um mit seinen Trophäen prahlen zu können.

Bei dem ersten Kampf mit der „andern Art" war noch persönlicher Haß vorhanden; im Zweikampf war das Gewicht der Persönlichkeit noch schwerwiegender. Dagegen ist jegliches individuelles Empfinden und jeder persönliche Haß in jenen Kriegen, welche wir hier zu besprechen haben, nämlich in den Kopfjagden und Trophäenraubzügen, wie ausgelöscht. Es herrscht nur noch die Sucht einen Feind zu erlegen; es sind dies weder Kämpfe zur Sättigung eines Hasses, noch sind es Raubzüge, deren ausgesprochener Zweck die Erlangung von Menschenfleisch ist. Diese Recken haben keinen Wunsch als nur Menschenschädel zu erjagen, ob — Schädel von Männern, Weibern oder Kindern bleibt sich gleich! Brüsten will sich der Mann, prahlen will er! Mit einem Wort, wir haben es mit den reinsten Renommagejagden zu thun.

Der einzelne Charakterzug ist es aber nicht nur, welcher diesen Abschnitt verhältnismäßig wichtig erscheinen läßt. Renommageheldeu waren in gewissem Sinne zuletzt auch die Ritter unseres Mittelalters. Es ist vielmehr die verschiedene Art der Umbildung eines ausgeprägten kriegerischen Momentes. Man kann nämlich mit gewissem Rechte sagen, daß der Krieg mit der „andern Art" die Grausamkeit, dagegen der Krieg mit der eigenen Art die Tapferkeit erzeugt habe.

Trompete mit menschlichen Unterkiefern aus Togo
Nach von Luschan

Dieses und die beiden folgenden Kapitel sollen die wesentlichsten Typen aus der Entwicklungsgeschichte der Grausamkeit enthalten. Es soll aber nicht nur der Typus als ein starres Vorkommnis, sondern dessen eigene Lebendigkeit, seine Umbildungsfähigkeit und sein Aussterben charakterisiert werden. Die Schädeljagd vermögen wir am besten bei den Ozeaniern und zwar im speziellen bei denen des ostindischen Archipels zu beobachten, deren Kriegsform damit gleichzeitig zur Schilderung gelangt.

---

Nicht übrigens, als ob wir diese Erscheinung nur bei den Ozeaniern zu beobachten vermöchten. Wir können sie fast überall auf der Erde nachweisen. Da ist z. B., — um einiges hierher gehörige aus Amerika zu erwähnen, — ein Siegesfest der Coroatos im südöstlichen Brasilien. Die Burschen haben einen Puri getötet. Mit Jubeln haben sie ihm einen Arm abgeschnitten. Der geht nun beim Tanze in der Reihe herum, wird auch wohl aufgestellt und es wird mit Pfeilen nach ihm geschossen. Andere tauchen ihn in den Maistrank, saugen daran und mißhandeln ihn auf alle mögliche Art. Dabei werden Loblieder auf den Sieger gesungen und andere Lieder, welche die Verachtung gegen die Puri ausdrücken. Von den Knochen des Armes, die sie aushöhlen, machen einige ihre Kriegs-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hörner; auch der Schädel des Feindes dient ihnen zuweilen zu ähnlichem Zwecke. — Und am Yupura wollte ein Weib einst Dr. Martius mit einem Instrumente die Mandiocca reiben, dessen Gebrauch sich der Reisende allerdings verbat: ein Stück Holz, worin die Zähne erschlagener Feinde befestigt waren, die also gleichsam noch dem Genuß ihres Siegers dienten.

Regelrechtes Köpfejagen läßt sich jedoch bei den Mundrucu nachweisen. Sobald ein Krieger dieses Stammes einen Feind durch Pfeil- oder Wurfspieß zu Boden gestreckt hat, ergreift er ihn bei den Haaren und schneidet ihm mit einem kurzen Messer aus Rohr Halsmuskel und Wirbelknorpel mit solcher Geschicklichkeit durch, daß der Kopf im Nu vom Rumpfe getrennt ist. Nach Cazal hat diese barbarische Sitte den Mundrucus von seiten der übrigen Stämme den Namen „Pai-quice", das ist „Kopfabschneider" erworben. Der so errungene Kopf wird nun Gegenstand der größten Sorgfalt des Siegers. Sobald dieser sich mit seinen Kameraden vereinigt hat, werden viele Feuer angezündet und der von Gehirn, den Muskeln, Augen und der Zunge gereinigte Schädel wird auf Pflöcken gedörrt. Täglich wiederholt mit Wasser abgewaschen, mit Urucuöl getränkt und in die Sonne gestellt, wird er ganz hart, worauf man ihn mit künstlichem Gehirn von gefärbter Baumwolle, mit Augen von Harz und Zähnen versieht und mit einer Haube von Federn ausschmückt. So ausgestattet wird das scheußliche Monument unausgesetzt Begleiter des Siegers, der es auf Jagd und Krieg an einem Stricke mit sich trägt und, wenn er in dem gemeinschaftlichen Rancho schläft, bei Tage in der Sonne oder im Rauche, bei Nacht, wie eine Wache, neben seiner Hängematte aufstellt.

Schädelgottheit der Ibo, eines Stammes am unteren Niger
Privatmuseum in Lyon

Gleiche Sitten fehlen auch nicht in Afrika. Die Bewohner der Bessagos-Inseln trocknen gleichfalls die Hirnschalen und die Köpfe der Feinde und hängen sie als Zierrat in ihren Häusern auf. Einige der Privatzimmer des Königs von Dahome waren gepflastert mit den Schädeln im Kriege erschlagener Feinde, und die Schädel der hervorragendsten Fürsten, welche unter der Heeresmacht des Dahomeers ihr Leben einbüßten, wurden jährlich in großer Prozession vorgeführt, gespeist, beschimpft und auch wohl nach ihrem Befinden befragt.

Den malayischen Völkern nähern wir uns, wenn wir eine Bemerkung des römischen Schriftstellers Strabo berücksichtigen, der von einem Volke spricht, welches westlich vom Indus nach Persien zu wohnhaft war. Von diesen schreibt der Historiker: „Keiner heiratet, bis er einem Feinde den Kopf abgeschnitten und dem König gebracht hat; dieser aber verwahrt die Schädel in der königlichen Wohnung, die Zunge jedoch schneidet er in kleine Stücke, vermischt sie mit Mehl und giebt sie, nachdem er selbst davon gekostet, dem Überbringer und dessen Verwandten zum Verspeisen."

Nun die ozeanischen Inseln. Die meisten Wohnungen auf Nukahiva (Markesasinseln) waren mit menschlichen Haaren, Zähnen und Schädeln geschmückt, welche die Krieger gern

als Trophäen ihrer Tapferkeit aufbewahren. Einige hatten sogar Fächerstiele, Ringkragen und Waffen aus den kleinen Knochen ihrer getöteten Feinde; auch machte man Götterbilder daraus und stellte sie auf, wo es sich thun ließ.

Trompete aus einem Schädel, Trophäe eines brasilianischen Indianers
Nach spanischem Holzschnitt

Bis zu einem gewissen Trophäenkultus hatte sich aber die Schädeljagd bei den Maori auf Neuseeland entwickelt. Diese wußten den Kopf der besiegten Feinde und zumal Anführer auf eine eigentümliche Weise zuzubereiten, um sie sodann als Siegestrophäe aufzubewahren. Sie nahmen das Innere heraus, erhitzten die Köpfe an einem gelinden Feuer in Backöfen, die sie in der Erde machten, sodaß die gasartigen, der Fäulnis unterworfenen Teile gänzlich verflogen; hierauf trockneten sie dieselben noch ein paar Tage lang in der Sonnenhitze. Waren diese Köpfe einmal recht zubereitet, so behielten sie ganz die Züge bei, die sie im Leben hatten; die Haare, der Bart und die Augenbrauen blieben unversehrt, und nur bei den knorpeligen Teilen, wie bei der Nase und den Ohren bemerkte man ein unbedeutendes Einschrumpfen; sie konnten so unendlich lange erhalten werden, wenn man sie nur gegen Feuchtigkeit schützte. Diese Köpfe wurden Moko-Mokai, das heißt: „Armselige tätowirte Köpfe", genannt; die beiden Worte drückten den Zustand der Erniedrigung aus, in welchen diese ehemals so ausgezeichneten Köpfe geraten waren.

Zur regelrechten Schädeljagd, der kein anderer Zweck zu Grunde lag, als Erfüllung der Sammelwut, entwickelte sich die Sitte aber bei den Papua und Alfuren. Auf Neuguinea fanden sich Instrumente, welche lediglich dem Menschenfange dienten. Szenen, wie sie die Abbildung auf Seite 61 zeigt, waren am Ostkap Neuguineas früher an der Tagesordnung. Die Abbildung zeigt, wie das grausame Instrument gehandhabt wurde. Es war ein Menschenfänger eine an einem Rohr befestigte Schlinge, wie sie von den Eingeborenen der Hood-Bai erfunden wurde und der ständige Begleiter der Kopfjäger war. Die Handhabung war folgende: Die Schlinge ward über den unglücklichen Flüchtling geworfen; die Spitze, in der der Stock ausläuft, ward in das Opfer gespießt und drang, wenn der Kopfjäger geschickt war, in das Gehirn oder wenn sie etwas tiefer traf, in das Rückgrat ein. — Instrumente, welche heute noch zum Einfangen der berüchtigten Amokläufer in den indischen Ländern benutzt werden, erinnern lebhaft an den Menschenfänger Neuguineas.

Mundruku, südamerikanischer Indianer mit Kopfmumie
Nach Barboza-Rodriguez

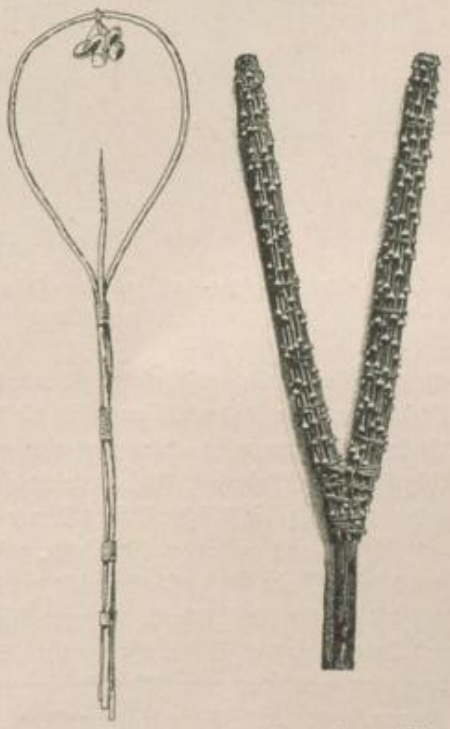
Kükenthal war vor einigen Jahren, wenn auch nicht Augenzeuge, so doch entfernter Beobachter einer Alfuren-Kopfjagd auf Batjan und ich will dessen Bericht hier wörtlich wiedergeben:

Am Abend unserer Ankunft in Labuba war dem Kontrolleur die Meldung überbracht worden, daß auf einer der Inseln des Obi-Archipels eine schwere Mordthat an vier Tidoresen begangen worden sei. Ein mit Schwertwunden bedeckter Knabe, der dem Gemetzel entronnen und nach Batjan gebracht worden war, vermochte nur auszusagen, daß die Mörder Tobeloresen gewesen

seien. Da für den Kontrolleur eine Fahrt nach dem Schauplatze des Verbrechens unerläßlich war, bot ich mich zur Begleitung an und am zweiten Morgen stachen wir an Bord der „Henriette“ in See. Meinen Diener hatte ich zurückgelassen und einen stämmigen Javanen in Dienst genommen, der mich auf dieser Fahrt begleitete. Außer dem Kontrolleur war an Bord der „Jaksa“, eine Art Polizeirichter der eingeborenen Bevölkerung, welcher unter dem Kontrolleur steht, mit 6 Begleitern; ferner der in Verbände gehüllte Knabe, sowie der alte Alfurenhäuptling, der ihn von Obi nach Batjan gebracht hatte. Nach sechsstündiger Fahrt waren wir unter Land. Der Obi-Archipel ist jetzt infolge der vielen Pirateneinfälle fast unbewohnt. Nur spärliche Ansiedlungen der überall herumschwärmenden hamlaherischen Alfuren finden sich vor, und für die seeräuberischen Tobeloresen war es bis vor wenigen Jahrzehnten eine Station, auf der sie ihre Frauen zurückließen, bis sie von ihren Raubzügen zurückgekehrt waren.

Menschenfängerei auf Neuguinea

Es war Nachmittag geworden, als wir an dem auf der Hauptinsel gelegenen Schauplatze der Mordthat angekommen waren. Ein flaches Stück Strand, ringsum von sanftansteigendem Walde umgeben, am Strande eine Hütte, kein Mensch war zu sehen! Schwerbewaffnet fuhren wir im Boote an Land. Der verwundete Junge begleitete uns. Jetzt erst gab er genauere Auskunft. Danach hat er mit seinem Vater und drei anderen tidoresischen Fischern am Strande gesessen, als zwei Alfuren gekommen sind und um etwas Fisch gebeten haben, was man ihnen gern gegeben hat. Sie sind dann fortgefahren, am Abend aber mit sechs anderen, darunter zwei Jungen, wieder gekommen. Plötzlich haben sie



„Menschenfänger“ von Neuguinea (siehe vorige Abbildung) im Museum für Völkerkunde in Berlin und Gabel zum Einfangen der Amokläufer auf Java
Letzterer nach H. Schurtz

nun die ahnungslosen Tidoresen überfallen, die in den Wald geflüchtet sind. Der Junge war unter eine Bank in der Hütte gekrochen, hatte dabei aber noch einige Säbelhiebe auf Rücken, Arme und Beine erhalten. Als die Verfolger im Walde verschwunden waren, vermochte er ebenfalls in den Wald zu flüchten und sich dort zu verstecken. Am nächsten Morgen kam er, gänzlich erschöpft, im nächsten Kampong an, von wo ihn der Häuptling nach Batjan brachte.

Die Hütte, welche wir genau untersuchten, war unversehrt, ein riesiger Vorrat geräucherter Fische, etwa 100 Gulden wert, lag zusammengestapelt in einem Nebenraume. Nichts von den wenigen Habseligkeiten fehlte. An Raubmord war also nicht zu denken. Von den Verfolgern wie den Mördern keine Spur! Nur eine Jacke, die einem der Tidoresen gehört hatte, befand sich im Walde.

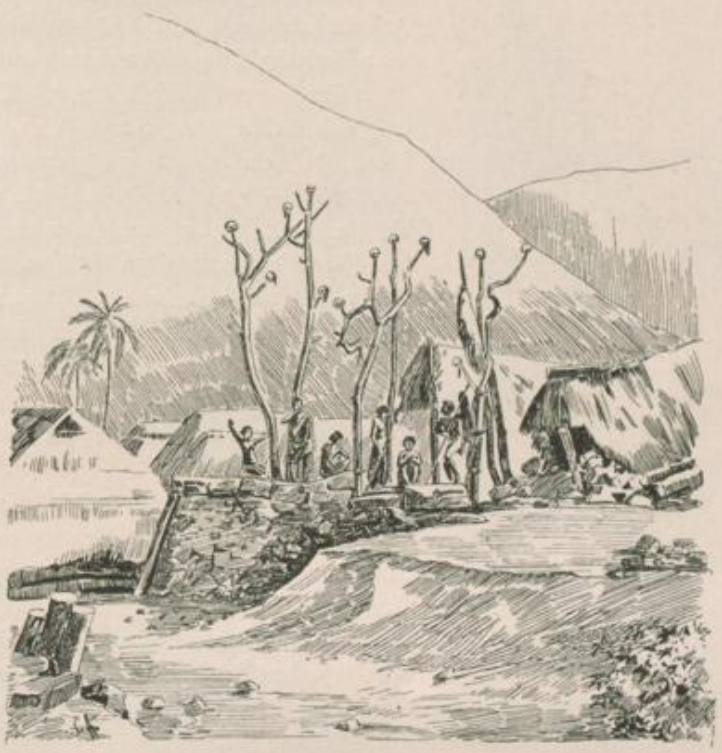
Schädeltrophäe im Hause der Batu-Blah auf Borneo
Nach Kükenthal

Wir dampften nun nach dem Kampong, den wir in 2 Stunden erreichten. Hier kam schon mehr Licht in die Sache. Nach den Mitteilungen der Bewohner waren vor einer Woche sechs alfurische Männer und zwei Knaben, die bei dem hier ansässigen chinesischen Händler beschäftigt waren, plötzlich verschwunden, nach ein paar Tagen aber zurückgekehrt. Als das verwundete Kind ankam, schöpfte der alte Chinese Verdacht und sagte den Alfuren, sie dürften nicht eher fort, als bis der Kontrolleur aus Batjan gekommen wäre. Das war eine große Dummheit, denn nun entwichen die Leute so eilig in einem Ruderbote, daß sie nicht einmal Sago zu ihrem Unterhalte mitnahmen. Da hatten wir also die Mörder! Was konnte sie nun zu dieser That veranlaßt haben, da nichts geraubt war und außerdem ihre Opfer, wie ausdrücklich konstatiert wurde, ihnen vollkommen fremd waren, ein Racheakt also nicht vorliegen konnte? Die Alfuren des Kampongs gaben uns die gewünschte Auskunft. Danach stammen die Mörder von einer Insel zwischen Kau und Tobelo, und es ist bei ihnen eine alte Sitte, daß nur derjenige unter ihnen als Mann angesehen wird, der einen Menschen getötet hat. — Wenn Kükenthal zu der Kopfjagd auf Borneo sagt: „Es ist wohl keine Frage, daß diese schreckliche Unsitte mit der weiblichen Eitelkeit in Zusammenhang zu bringen ist, indem die jungen Mädchen einem Jüngling den Vorzug geben, der sich ihretwegen Gefahren und Strapazen auferlegt, um ihnen dann einen Beweis seiner Tapferkeit vorzeigen zu können," so stimmt das mit meiner Analyse der Renommagekämpfer durchaus überein, und wir können die Beispiele hierfür als Beweismaterial

noch bedeutend vermehren. Es ist nämlich sicher, daß die Weiblichkeit gerade im Punkte der Anerkennung männlicher Leistungen im Kriege und auf dem Schlachtfelde ewig und immer unheilvoll gewesen ist. Es ist beinahe so, als ob die Frau die männliche Rauhheit und Brutalität erziehen und züchten wolle. Daß dem die Anerkennung der aktiven männlichen Kraft zu Grunde liegt, ist fraglos.

Hören wir doch nur einige Beispiele:

Von den Brasilianern im allgemeinen sagt Woldemar Schultz: „Der Sohn der Wälder eroberte hier das Herz einer braunen Schönen des eigenen Stammes entweder durch das Geschenk eines seltenen Schmuckgegenstandes, z. B. eines Halsbandes von Menschenzähnen, welches die barbarischen Großthaten des Brautwerbers beweist und erzählt, oder durch besondere Proben des Mutes, der Ausdauer und Geschicklichkeit, die er vor Preisrichtern abzulegen hatte, oder endlich, der Mann setzte im Kampfe mit feindlichen Nachbarstämmen sein Teuerstes, Gut und Blut und Leben ein, um den Gegenstand seiner Liebe aus der Mitte der Feinde zu entführen."



Schädeltanzplatz der Tagalen auf den nördlichen Philippinen
Nach Photographie

Die Chavantes am Toncantin gebrauchten im Kriege eine mächtige Ruderkeule, zu deren Führung sie sich durch mancherlei Kampfspiele, vor allen Dingen durch das Tragen eines 2—3 Centner schweren Holzblockes, den sie im Laufe von sich schleudern, vorbereiten. — Der Jüngling, der dies nicht vermag, darf noch nicht heiraten. Und bei den Camavans entschieden mehrere Bewerber um eine Braut durch die Probe, wer einen Holzblock von 8 bis 9 Arrobas Gewicht im Laufe am weitesten tragen kann.

Dieser Charakterzug ist es, der bei den Ozeaniern die Kopfjagd bis zu ihren scheußlichsten Ausartungen getrieben hat. Denn der Jüngling darf nicht heiraten, ehe er nicht einen Kopf als Beweis seiner Männlichkeit heimgebracht hat! Ob dies allerdings ein in offener Fehde erlangtes Menschenhaupt, oder der Kopf eines hinterlistig im Busche erschlagenen Weibes oder gar Kindes ist, das ist weniger wichtig, als die Thatsache als

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

solche. Bis zu welchen Grausamkeiten dieses Ehehindrungsgesetz geführt hat, das brauchen wir hier nicht zu schildern.

Wichtig aber ist es, welche wunderliche Seitenentwickelung die Kopfjagd auf religiösem Gebiete gezeitigt hat. Es war nämlich eine natürliche Folge der Verbindung von Schädeljagd und Blutrache bei den Indonesiern, daß sich das Gesetz ausbildete, es dürfe ein im Kriege Erschlagener, oder vielleicht sogar des Kopfes Beraubter nicht eher bestattet werden, als bis mehrere feindliche Schädel am Sarge niedergelegt waren. Wie gesagt, das war eine Folge der natürlichen Blutrache. Denn es verstand sich von selbst, daß der Verstorbene nicht eher beruhigt in das Jenseits abziehen würde, als sein Tod gerächt und demgemäß seine Kopflosigkeit gewissermaßen wieder hergestellt worden sei.

Erbeuteter Chinesenkopf auf Formosa, der Mund gefüllt mit einer Batate. — Die Formosaner sind Schädeljäger, die aufs eifrigste ihre bezopften Todfeinde verfolgen. Nach Fischer

Sobald nun diese Sitte des Schädeljagens einmal auf religiöses Gebiet übergegangen war, hatte sie nicht nur zur Folge, daß ein ewiger und grausamer Schädeljagdkrieg sich ausbildete, — man bedenke, daß die religiösen Kriege immer die fürchterlichsten auf der Erde waren! — sondern dieses neue Motiv der manistischen Religion breitete sich nun wie eine Seuche auch auf allen anderen Religionsgebieten in jeder Ausübung des Kultus aus. Zunächst mußten nicht nur den im Kriege Erschlagenen Schädel dargebracht werden, nein, jeder Tote, ob in Krankheit, ob durch Arbeitsunfall oder durch wilde Tiere umgekommen, verlangte vor seiner Abreise ins Jenseits Schädel.

Wo hat nicht alles die Schädeljagd solche Wurzel gefaßt! Wenn der Verstorbene und Begrabene eine Nachricht aus dem Jenseits, einen Rat, eine Hülfe bringen sollte, da war ein Schädel von nöten. Der Schädel befruchtete jede Handlung. Wer ein Kind haben wollte, erjagte einen Schädel; wer seinen Acker besonders feierlich bestellen wollte, brachte einen Schädel dar; wenn Trockenheit oder allzu große Nässe die Ernte in Frage stellten, verlangte die Gottheit oder das Pack der Verstorbenen einen Schädel.

Und so haben wir es zu verstehen, wenn die Eingeborenen selbst nicht mehr wissen, daß das Urmotiv der fürchterlichsten aller Kampfesarten auf rohe Grausamkeit und Trophäen-Lust und -Sammelwut zurückzuführen ist und wenn sie selbst ein religiöses Motiv unterschieben. Ein solches Motiv jedenfalls haben die Kennias in folgender Sage aufbewahrt:

In früherer Zeit begnügten sich die Kennias damit, dem erschlagenen Feinde das Haar abzuschneiden und zur Verzierung ihrer Schilder zu verwenden. Nun ging einmal der große Häuptling Tokong auf den Kriegspfad gegen einen fremden Stamm, der ihnen vielerlei Unheil zugefügt hatte. An einem Bache angelangt, wurden sie von einer Kröte aufgehalten, welche sie folgendermaßen ansprach:

„Wong to kok“ (Das ist der Krötenruf).

„Nimm einen Kopf!“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Weiter sprach die Kröte: „Was seid Ihr doch für Thoren, daß Ihr Euch mit den Haaren Eurer Feinde begnügt und nicht den ganzen Kopf nehmt. Wißt Ihr denn nicht, daß ein Kopf Euch Glück und Wohlergehen bringt?? Ihr Dummköpfe, seht, so macht man es!" — Und gleichzeitig schlug sie einer kleinen Nachbarskröte den Kopf ab.

Der Häuptling war erzürnt und angeekelt und begab sich mit seinen Leuten eilends von dannen, bis sie den Rauch vom Hause des Feindes sahen. Als sie nun ihren Kriegsrat abhielten, erzählte ein Vertrauter, daß er in letzter Zeit einen Traum gehabt habe, demzufolge an der Mahnung der Kröte etwas Wahres sei. Man könne es immerhin einmal versuchen. Der Häuptling stimmte endlich bei, das Haus wurde angegriffen und dreien der erschlagenen Feinde ward der Kopf abgeschnitten; diese Köpfe wurden mitgenommen. Auf dem eiligen Rückzuge ergab sich die merkwürdige Erscheinung, daß die, welche die Köpfe trugen, den anderen bald meilenweit voraus waren, ohne die geringste Ermüdung zu verspüren, während sich die anderen gänzlich erschöpft fühlten.

„Tätowierter Schädel eines Neuseeländers"

Als sie den Fluß erreicht hatten und sich anschickten, stromaufwärts nach ihrer Heimat zu rudern, wie erstaunten sie da, als sich der Strom plötzlich umkehrte und sie mit Windeseile nach Hause beförderte.

Am Landungsplatze angelangt, fiel ihnen zunächst auf, daß die vor ein paar Tagen gesteckte Reissaat bereits einen halben Fuß hoch gewachsen war; als sie darauf zuschritten, sahen sie, wie die Halme wuchsen, und noch bevor sie das Feld verlassen hatten, waren die ersten Ähren gesprossen.

Dem Hause sich nähernd, wurden sie von den Zurückgebliebenen mit viel Freude Jauchzen und Gongschlagen empfangen. Alte Leute, sowie Kranke, die sich seit Monaten nicht hatten rühren können, tanzten ihnen mit den übrigen entgegen und alles war fröhlich und guter Dinge.

Da sah der Häuptling Tokong um sich und sprach: „Die Erzählung der Kröte muß doch wahr sein, es sind die abgeschlagenen Köpfe, welche diese Wunder bewirkt haben!"

Seit jener Zeit ist es Sitte geworden, die erschlagenen Feinde der Köpfe zu berauben.

---

Im Anschluß an die rohesten Sitten der Schädeljagd soll aber auch ein indonesischer Kriegszug geschildert werden, welcher schon die Charakterzüge weit höherer Entwickelung und des Verschwindens der Schädeljagd bietet.

Der Engländer Forbes hatte bei seiner Reise auf Timor und im Reiche Bibiçuçu Gelegenheit, über die Kriegsweise in diesen Staaten genauere Mitteilungen zu sammeln, die ich im folgenden wiedergebe.

Auf dem Marsche und zwar auf einer Bergspitze ritt ich mit meinem Zuge an drei Männern vorüber, welche aus einer benachbarten Hütte vorbeigekommen waren, um unseren Zug zu sehen. Mein Diener, welcher aus Bibiçuçu gebürtig war, starrte die Gruppe scharf an und umgekehrt, aber kein Wort wurde gesprochen. Als wir ein Stück vorbei waren, kehrte er sich nach ihnen um und sagte nach einer Weile: „Das sind Tapfere", — in einem bewundernden Tone, wie mir schien.

„So?" — sagte ich — „woher wißt Ihr das?"

„Der größte von ihnen" — antwortete er mit einer Kälte, die mich in Erstaunen setzte — „hat in dem Kriege mit Bibiçuçu meinem Vater den Kopf abgeschnitten".

„Fühlt Ihr keinen Haß gegen ihn? Möchtet Ihr Euch nicht an ihm rächen?"

„O nein, die beiden Reiche leben jetzt in Frieden, die abgehauenen Köpfe sind schon längst zurückgegeben worden."

Die Sitte des Kopfjagens, wie sie unter den wilden Stämmen Borneos vorkommt, wird auf Timor nicht ausgeübt, außer im regelrechten Kriege, welcher nur nach einer ausdrücklichen Kriegserklärung begonnen wird. Wenn ein Stamm gegen die Felder oder Herden in einem benachbarten Reich einen Einfall gemacht hat, so wird ein Bote mit der Nachricht an den Rajah geschickt. Wenn die Herrscher beider Fürstentümer durch Freundschaftsbande oder den geheiligten Blutbund miteinander vereinigt sind, so wird der Streit nach langem Hin- und Herreden und Verhandeln durch Bezahlung einer verabredeten Summe geschlichtet.

Wenn aber keine Freundschaft zwischen den beiden Reichen vorhanden ist, kommt es auch zu keiner Vereinbarung, man rüstet sich zum Kriege, und die Kämpfer werden nach heiligen Gebräuchen ausgewählt. Wenn endlich die Armeen aufeinander stoßen, wird noch einmal von Vertretern jeder Partei zwischen ihnen eine Unterredung gehalten; kann man sich nicht einigen, so beginnt das Gefecht. Da das Volk im Grunde feig ist, so kämpft

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

man niemals Mann gegen Mann, sondern versteckt sich hinter Bäumen und Felsstücken. Aber die Kriegsführung besteht vorzüglich darin, daß man plündert und raubt, so viel man kann, ungeschützte Wohnungen zerstört und ohne Schonung hülflosen Männern, Weibern und Kindern, selbst den Jüngsten den Kopf abschlägt.

In den meisten Distrikten fechten alle Krieger zu Fuß, aber die Lankitos, welche zwischen Allas an der Seeküste und dem Berge Kabalaki wohnen, kämpfen zu Pferde und mit unter dem Bauch des Pferdes zusammengebundenen Beinen, so daß, wenn sie verwundet oder getötet werden, das Tier sie mit dem Kopf auf den Schultern nach Hause zurückbringen kann.

Wenn einer schwer verwundet oder getötet wird, folgt gewöhnlich ein großes Flüchten aller seiner Genossen. Der tapfere Schütze stürzt vor, stellt sich über seinen gefallenen Feind und ruft seinen Kameraden zu: „Ho! Wie heißt dieser Mann?“ Die Seinigen rufen zurück: „Ho! So und so!“ — worauf er antwortet: „So wisset denn, daß ich so und so heiße!“ Darauf ergreift er den Feind bei einem Ohr oder den Haaren und köpft ihn mit einem Streiche. Er trägt den Kopf im Triumph davon, geht in sein eigenes Haus und bereitet seine Trophäe zur Aufbewahrung vor, entfernt das Gehirn und trocknet Fleisch und Haut über langsamem Feuer. Er wäscht die Hände nicht, bis er mit dem Heere nach der Hauptstadt zurückkehrt; dort werden die mit Köpfen Zurückkehrenden von dem Dato-luli, dem Oberpriester und den Weibern, die ihnen entgegengehen, mit Musik und dem Rufe: „Oswai! Oswai!“ (Tapfere) begrüßt.

Für jeden Kopf, den der glückliche Krieger zurückbringt, erhält er vom Rajah ein Geschenk und eine goldene Scheibe (Lua), welche er von nun an am Halse trägt, einen timoresischen Orden. Die gewonnenen Köpfe werden auf beiden Seiten sorgfältig aufbewahrt, bis wieder freundschaftliche Beziehungen angebahnt sind, dann wird eine allgemeine Versammlung beider Reiche gehalten, die Köpfe werden mitgebracht und unter heftigem Weinen und Wehklagen ausgetauscht. Jeder „Tapfere“ giebt mit dem Kopf zugleich ein kleines Geschenk an die Verwandten des Getöteten, um die Freundschaft wieder herzustellen, und diese wird, wie gewöhnlich, durch ein lärmendes Fest mit schwerem Trinken und Tanzen bekräftigt. Dann legt man die zurückerhaltenen Köpfe zu den noch unbegrabenen Leibern, welche nun beerdigt werden können. Bei einem solchen Friedensschluß müssen unfehlbar alle Köpfe ausgeliefert werden können, sonst ließen sich schwerlich freundliche Beziehungen herstellen und jedenfalls nicht ohne einen hohen Preis für den fehlenden Schädel zu bezahlen. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist eine höhere Kriegsform mit Kriegserklärung, vorangehendem und folgendem Frieden, sogar mit parlamentarischen Unterredungen, — man ist daher vielleicht erstaunt, ihre Beschreibung hier zu finden. Und doch gehört sie hierher. Wir sehen hier die Kopfjagd sich auflösen und sehen sie verschwinden.

Was ist es aber wohl, was das Aussterben dieser schauerlichen Sitte ermöglicht?

Es ist fraglos das Aufhören der persönlichen Kampfeswut, des persönlichen Hasses. Man sieht nicht mehr den Feind in dem tötenden Individuum, sondern in dem Begriff der feindlichen Nation. Da dieser letztere Begriff aber den eigentlichen Krieg überhaupt erst ins Leben gerufen hat, so drängt sich uns zum erstenmal das interessante Schauspiel auf, wie die letzten Ausläufer der mörderischen und fast tierischen Menschenjagden am zivilisierten Kriege zerschellen.

# 8. Menschenjagden
# Martern etc. der Nordindianer

Ein weiterer Typus der Entwickelungsgeschichte der Grausamkeit ist am besten zu beobachten bei den Indianern des nördlichen Amerika.

Diesen Kriegen sowohl als dessen Kriegern gerecht zu werden in einer kurzen Schilderung, ist außerordentlich schwer. Die bewußte und unbewußte Romantik des deutschen Volkes hat wohl kein einziges Volk so verzerrt und der ruhigen Kritik entzogen, wie die Rothäute Nordamerikas. Bald sind es die großartigsten und tapfersten Helden, ausgestattet mit einem monumentalen Stolz, ans Unglaubliche grenzender Kühnheit und mit einer Geistesschärfe, um welche sie jeder Philosoph beneiden kann, — bald wieder ist die Rothaut Symbol der größten Gemeinheit, Hinterlist und Tücke, so daß man vermeinen möchte, neben so vielen, schauderhaften Eigenschaften könne kein einziger anständiger, menschlicher Charakterzug sein Leben fristen. Gehen wir die ersten Berichte der Kolonisten durch, so ist es nicht schwer, den Grund dieses verschiedenartigen Urteiles zu erkennen. Wir brauchen ja nur die Kritik der Gründer Kanadas, jener Franzosen zu hören, welche Quebec errichteten, jener Leute, welche den Franzosen Champlain auf seinen romantischen Zügen begleiteten, resp. ihm folgten. Die Franzosen hatten ein Bündnis geschlossen mit den Huronen; sie hatten dies Bündnis erkauft mit der Verpflichtung, diesem so wie so dem Untergange geweihten Stamme vor ihren Feinden, den Irokesen, Schutz zu bieten. Gehen wir

Champlains Kampf gegen die Irokesen
Nach altem Stich

nun die Berichte der Franziskaner, der Pelzhändler und anderer Kolonisten jener Zeit durch, so begegnen uns allerorts Lobpreisungen der Huronen, Verwünschungen der Irokesen. — Die befreundeten Rothäute sind in den Indianerhistorien immer die edlen Ideale, die Feinde immer die teuflischen Träger aller Art Hinterlist und Gemeinheit gewesen.

Skalp
Nach Cronau

Ein Wort über die Kritik der Europäer, betreffend die Kriegsgebräuche, Kriegssitten und Kriegsarten niederer Völker, darf ich hier wohl schon voraussenden, trotzdem eigene Abschnitte für diesen Teil der Weltgeschichte des Krieges vorbehalten werden müssen. — Feindschaft und Haß verhindern stets ein klares Urteil. Die Geschichte dagegen, ich meine die wissenschaftliche Geschichte, sollte eigentlich erhaben sein über der Parteien Haß und Zwist, selbst wenn der Geschichtsschreiber zu einer der streitenden Parteien gehört. Es muß anerkannt werden, daß die deutsche Geschichtsschreibung, gerade wenn es sich um kulturell gleichwertige Feinde handelt, eine musterhafte Objektivität an den Tag gelegt hat. Aber da, wo es sich um kulturell tieferstehende Feinde handelt, um niedere Feinde unserer aufstrebenden Kulturform, da versiegt auch ihre Ruhe und ihre Klarheit. Es scheint beinahe, als ob die Höherstehenden glaubten, die Ritterpflicht, welche sie Gleichgestellten gegenüber üben, den Tieferstehenden vorenthalten dürften. Die wenigen Ethnologen, die heutzutage einem sachlichen Urteile nachstreben, kommen noch nicht in Betracht gegenüber der unglaublichen Überhebung und Verächtlichkeit, mit welcher niedere Völker, besonders niedere Feinde, historisch und unhistorisch abgeurteilt werden. Es ist, als lebten die tiefstehenden Völker jenseits der Kritik.

Diese Betrachtung muß ich gerade hier einfügen, weil sie die Schwierigkeit, den Indianerkriegen gerecht zu werden, erklärt. Der feindliche Indianer ward in jeder Weise heruntergesetzt, der befreundete aber gerade deswegen und besonders, wenn es sich darum handelte, „romantische Indianererzählungen“ zu liefern, zum Halbgotte emporgeschroben. Im Durchschnitte hat es weder den Großartigen und Göttlichen, noch den Niederträchtigen und Teuflischen als Norm gegeben. Beide sind dort ebenso selten gewesen, wie bei uns oder bei irgend einem kultivierten Volke Europas, und wenn ich auch ohne weiteres zugebe, daß es unter jedem Volke Ideale nach beiden Richtungen giebt, so muß ich auf der andern Seite feststellen, daß die wissenschaftliche Völkerkunde keine unzweifelhaften, historisch genügend begründeten Vertreter kennt.

Irokesen mit Skalpen (f und e) sowie einem Gefangenen (b) vom Kriegszuge heimkehrend. Der Gefangene ist mit Stricken (d) gebunden
Eingeborenenzeichnung bei Mallery

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Unmöglich können wir den Indianer danach beurteilen, was er heute geworden ist. Er ist heute das Produkt einer vierhundertjährigen Verdrängung, welche notgedrungen zwei Typen zeitigen mußte, einmal den Typus des geängsteten und gehetzten Wildes und dann den häufigeren des im Käfig Vegetierenden oder des an die Kette gelegten Hofhundes.

Die Indianer dagegen, welche die Europäer kennen lernten, das waren vor allen Dingen auch Ackerbauer. Diese Thatsache allein aber bedeutet schon das, was der Indianerroman als solcher nicht verrät, daß nämlich der Indianer in einem gewissen festen

Skalptanz
Nach dem alten Lafitau

Verhältnis zu seinem Wohnorte stand. Der berühmte Krieg der Irokesen gegen die Huronen war auch ein Kampf um die Scholle. Mit dieser Thatsache betreten wir aber das Begriffsfeld eines Motives, welches die internen Indianerkriege außerhalb der Menschenjagden verschiebt. Es ist eine sehr wenig bekannte Thatsache, daß die Indianer den größten Teil ihrer Gefangenen zu ackerbauenden Sklaven machten.

Eine weitere Thatsache, welche einerseits eine Folge des Ackerbaues ist, und welche andererseits auch wieder das Hinausreichen dieser Kriegsformen über die Menschenjagden hinweg beweist, ist, daß die indianischen Völker nicht nur Friedenszeiten den Kriegszeiten gegenüberstellten, sondern daß sie auch ein vollkommenes Bewußtsein von den Segnungen des Friedens besessen haben. Die Friedensabschlüsse wurden in feierlicher Weise begangen. Es wurde das aus dem Sonnendienste entsprungene Opfer dargebracht, indem man die Friedenspfeife rauchte; es wurden die Friedenskontrakte durch Überreichung von sinnreichen Akten besiegelt. Gewobene Binden und muschelperlenbezogene Schnüre, welche beide als Wampum bezeichnet wurden, überreichten sie den Kontrahenten. Die Wampums wurden

Skalptanz

Nach einem Gemälde von Bodmer, welches im Atlas zum Reisewerke des Prinzen von Wied wiedergegeben ist

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

sorgfältig aufbewahrt und einem eigens dazu bestimmten Manne übergeben. Einmal im Jahre öffnete dieser Kanzler das Archiv, zeigte die einzelnen Wampums dem Volke vor und prägte dem Volksgedächtnis seine Bedeutung ein. (Vergl. die Abbildungen im 13. Kapitel.) — Hat wohl einer der vielen Schilderer der ewigen und ununterbrochenen Indianerkriege jemals daran gedacht, daß das ein großartiger Beleg dafür ist, wie die Indianer den Frieden zu wahren und zu schätzen wußten?

Unsere beste Kenntnis betreffend einen Indianerkrieg bezieht sich einmal auf den berühmten Streit zwischen den Huronen und Irokesen, dann auf die Kämpfe im Mississippi-

Wie die Indianer ihre Gefangenen auf dem Marsche nach Hause gefesselt halten und wie sie die Skalpe trocknen (3)
Nach dem alten Lafitau

becken. Was den ersten Krieg anbelangt, so sind für seine fürchterliche Grausamkeit und für seine, man möchte sagen „Ewigkeit", die Vertreter der beiden europäischen Staaten verantwortlich, welche von zwei verschiedenen Seiten, jede den ihn befreundeten Stamm aufwiegelten oder die Mitglieder des andern mißhandelten resp. ausbeuteten. Was aber die Kämpfe im Mississippibecken anbelangt, so fallen doch die Machinationen der Europäer hier noch mehr ins Gewicht. Außerdem wolle man bedenken, daß Europa als größten Unsegen den Indianern die Pferde gebracht hat und mit diesen Pferden den neuen Typus des Halbnomaden schuf.

Dieses alles vorausgesetzt, will ich nunmehr versuchen, mit wenig Strichen den Charakter der internen Indianerkriege zu schildern.

---

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kampf bei Fort Mackenzie am 28. August 1833

Nach dem Gemälde von Bodmer.

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vor allen Dingen unterschieden die Indianer in den nördlichen Gegenden ganz streng zwischen Völkerkriegen einerseits und persönlichen Kriegszügen andererseits. Ein Völkerkrieg wurde eingeleitet meistenteils durch einen Friedensbruch, ein persönlicher Raubzug dagegen war privater Natur und wurde anscheinend nicht von dem eigentlichen Volke verantwortlich übernommen.

Ein klares Bild der persönlichen Raubkriege bei den Indianern ist uns nicht erhalten worden. Aus dem wenigen, was wir davon wissen, glaube ich aber entnehmen zu können, daß es sich meistenteils um familiäre Blutrache oder Raufsust handelte. Wir werden eine

Wie die Indianer ihre Gefangenen behandeln

Dieses Bild muß unter dem Einfluß der Abbildung bei Lery (s. Weltgeschichte des Krieges Seite 34) entstanden sein. Nach dem alten Lafitau

ähnliche Erscheinung später bei den Arabern kennen lernen. Ich glaube auf dieses Kapitel verweisen zu dürfen.

Während aber für die Folgen eines privaten Raubzuges dessen Teilnehmer allein verantwortlich gemacht wurden, und die Sache ohne viele Zeremonien verlief, ward ein Völkerkrieg von einer außerordentlich zeremoniellen Volksversammlung eingeleitet. Erst gingen Parlamentarier hin und her und besprachen den Friedensbruch. An der Hand der Wampums wurden die Friedensakten gegenseitig kontrolliert, und im Falle alle Aufwendung schöner Reden und Ermahnungen nichts nützte, wurde in zeremonieller Weise der Krieg erklärt.

Darauf bot jeder von beiden Stämmen alle seine Leute auf, es zogen aber nicht alle mit ins Feld. Bei dem Auszuge zum Kriege nun beginnen jene Grausamkeiten, die weiter unten ausführlicher zu schildern sind. Vor allen Dingen werden nun diejenigen, welche

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

noch nicht zu Felde gezogen sind, „mutig“ gemacht. Die alten erfahrenen Krieger thuen ihnen nämlich alle Beleidigungen an, welche sie nur erdenken können. Sie werfen ihnen heiße Asche an den Kopf; sie schlagen sie; sie machen ihnen heftige Vorwürfe; sie beschimpfen sie und treiben dieses Spiel bis aufs äußerste. Die jungen Leute müssen dieses alles mit vollkommener Unempfindlichkeit ausstehen. Das geringste Zeichen von Furcht, Schmerz oder Ungeduld würde zur Folge haben, daß man den jungen Mann für unwürdig erklärt, die Waffen zu tragen.

Die wichtigsten Waffen waren Bogen und Pfeil. Schilde waren sehr selten, dagegen Arm- und Beinschienen aus Binsengeflechten häufig. Dazu kam der Macanas, eine Wurf-

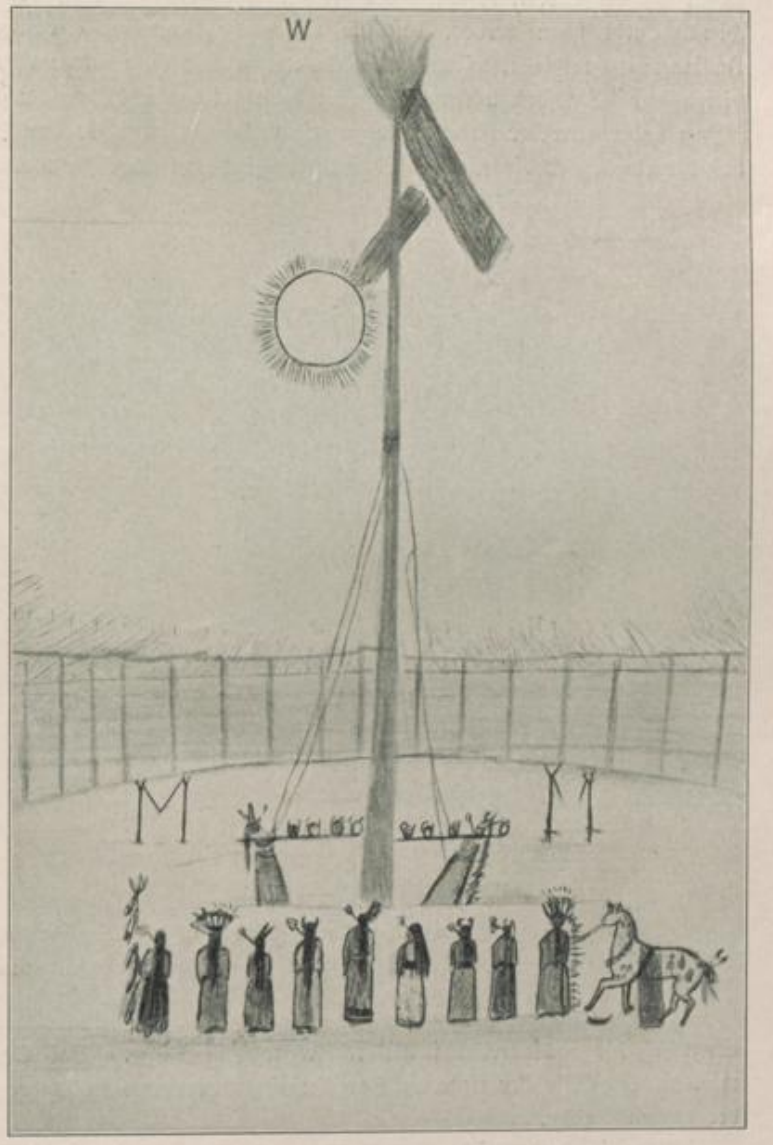
Martern der Gefangenen
Nach dem alten Lafitau

und Schlagkeule, welche später durch den berühmten importierten Tomahawk ersetzt wurde. Vor allen Dingen aber trugen sie bei sich: die Familien- und Stammesembleme, gewissermaßen Standarten und dann die Manitoe, welche persönliche Schutzgeister bergen.

Kommen sie nun gegen den Feind, so tritt in der Fehde die Jagdform in den Vordergrund. Sie suchen einander zu überlisten, vor allen Dingen vor dem Beginn des Morgens den Feind zu überraschen. Man kriecht auf dem Bauche gegeneinander heran und jeder ist bestrebt, in möglichst guter Deckung zu bleiben. Charakteristisch sind die „homerischen Unterhaltungen“, mit welchen die Krieger sich gegenseitig etwas vorprahlen, resp. Gemeinheiten an den Kopf werfen. Das sind gewissermaßen Reizmittel, die die Wut des andern gar manches Mal aufgestachelt und zu unvorsichtiger Preisgabe der sicheren Position verleitet haben mögen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zur eigentlichen Tapferkeit kam man aber erst, wenn der Sturm auf ein befestigtes Lager sich als notwendig erwies, oder wenn eine eigentliche Feldschlacht, was wohl nicht sehr häufig war, geliefert wurde. Die Lager wurden meistenteils durch List genommen, und es ist eine der häufigsten und dabei wohlbeglaubigten Schilderungen aus den Indianerkriegen, daß junge Leute sich in das Lager des Feindes zur Nachtzeit schlichen, dort unter den Männern und Weibern kampierten und auch wohl den Frauen quasi als Liebesgötterminnige Dienste leisteten. Jedenfalls galt die Überlistung als größte Bravour.



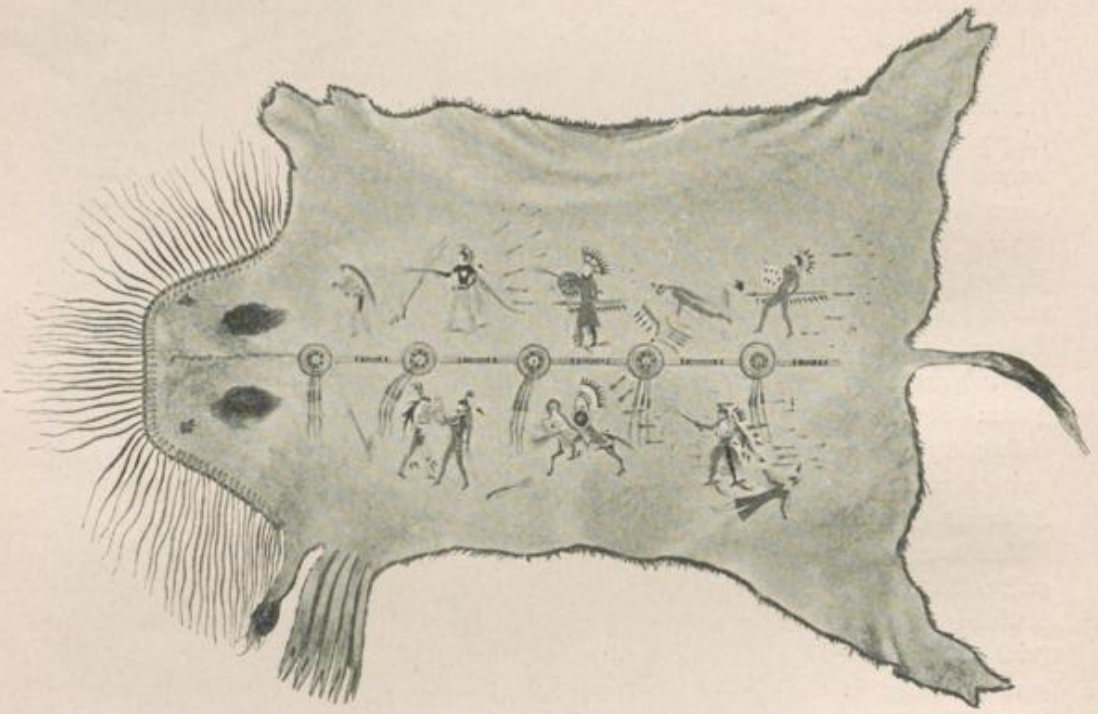

Zwei Sioux martern sich freiwillig am Sonnenpfahl
(Siehe die entsprechende Abbildung im 15. Kapitel.) Zur Erklärung des Ursprunges des kriegerischen Marterpfahles. Eingeborenenzeichnung bei Dorsey

Gelang es, einen Feind niederzuschlagen, so wurde in den meisten Fällen die berühmte Skalplocke vom Haupte getrennt. Mit viel größerer Freude begrüßte man die Gefangennahme eines Feindes. Vor allen Dingen aber war der Jubel groß, wenn es gelang, ein Lager zu überrumpeln und Weiber und Kinder einzuheimsen.

Die Behandlung der Gefangenen ist nun der Hauptpunkt, wegen dessen ich das Kapitel über die Indianerkriege hier eingefügt habe. Wurde bei dem folgenden Friedensschlusse

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

festgestellt, daß auf beiden Seiten eine ähnliche Anzahl von Gefangenen eingeheimst worden sei, so wurden sie ausgetauscht. War aber die eine Partei hierin sehr viel glücklicher gewesen wie die andere, so wurde der Frieden ohne Berücksichtigung der Gefangenen geschlossen. Hieraus geht schon hervor, daß die persönliche Blutrache keine sehr große Rolle in den Indianerkriegen spielte, wieder eine Thatsache, welche diese internen Indianerkriege als sehr viel höhere Kriegsformen charakterisieren; denn bei den natürlichen, ursprünglichen Menschenjagden nahm eben der Krieg so lange kein Ende, als nicht für den Toten und Gefangenen auf der einen Seite je einer auf der andern Seite zu verzeichnen war. Hiermit dokumen-



Fellmantel mit Indianerzeichnungen
Einzelbild siehe nächste Abbildung. — Nach Max Prinz von Wied

tieren sich die Indianerkämpfe als regelrechte Völkerkriege. Das Schicksal der Individuen, resp. die Schicksale der einzelnen Familienmitglieder traten zurück gegenüber den Beschlüssen der ganzen Nation.

War in dem Friedensschlusse keine Vereinbarung betreffend Auslieferung der Gefangenen einbegriffen, so konnte mit ihnen nach Gutdünken verfahren werden. Es ist nun ein sehr verbreiteter, aber ein sehr falscher Glaube, daß die Gefangenen prinzipiell und immer gemartert worden wären. Frauen wurden vielmehr meistenteils im Stamme aufgenommen, Kinder zu Sklaven und Arbeitern erzogen. Bei der Rückkehr aus dem Felde wurden zunächst alle Rückerstattungsansprüche betreffend Menschenleben berücksichtigt. Jede Familie erhielt so viel Gefangene, als sie Tote eingebüßt hatte, — so lange der Vorrat reichte. War der Vorrat an lebendigem Material erschöpft, so gab man wenigstens eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Skalplocke. Blieb nach dieser Verteilung ein Rest, so kam der dem Stamme zu Gute; die Übrigbleibenden wurden gemeinsames Gut.

Was nun jede Familie mit ihren Gefangenen machte, war ihrem Gutdünken überlassen. Einige behandelten die Leute als Sklaven — und das war durchaus keine schlechte Behandlung, einige wurden direkt als Familienmitglieder aufgenommen und wurden so zu rechtmäßigen Mitgliedern des Stammes, einige fielen aber auch der Wut und dem Zorne ihres Besitzers anheim; sie wurden zum Marterpfahle bestimmt.

Es ist sicher, daß es den indianischen Gefangenen zunächst nie sehr gut erging. Auf dem Heimwege, beim Kampieren wurden sie stark gebunden, an Pfählen befestigt, sicher gehalten, und daheim anlangend, waren sie von Weibern und Kindern übel beschimpft und mit Ruten gepeitscht worden. Zumal diejenigen Weiber, welche ihrer Männer oder Söhne beraubt worden sind, lassen ihre Wut an den unglücklichen Feinden aus. Jeder Beschreibung aber spottet es, wie die zum Marterpfahl Bestimmten mißhandelt werden. Allen Weibern und Kindern merkt man die Erregung an. Nur der Gefangene bleibt ruhig. „Ich bin tapfer, ich bin unerschrocken; ich scheue weder den Tod, noch die Martern. Die, welche sich davor fürchten, sind verzagt und weniger als Weiber. Das Leben ist für einen herzhaften Mann nichts. Verzweiflung und Wut mögen meine Feinde ersticken! Warum kann ich sie nicht verzehren und ihr Blut bis auf den letzten Tropfen austrinken!“ — So singt der Mißhandelte. Inzwischen wird er mit beiden Händen und Füßen an einen Pfahl gebunden, so daß er sich leicht um ihn herumdrehen kann. Zuweilen, besonders wenn es in einer Hütte geschieht, in welchem Falle man nicht zu fürchten braucht, daß er davonlaufen kann, läßt man ihm so viel Gliederfreiheit, daß er leicht herumgehen kann. Bevor die Hinrichtung anfängt, singt er zum letztenmal sein Totenlied. Darauf erzählt er seine Thaten und fast jedesmal in schimpflichen Worten für diejenigen, die ihm zuhören. Darauf ermahnt er sie, seiner nicht zu schonen. Er empfiehlt ihnen, sich zu erinnern, daß er ein Mann und ein guter Krieger ist.

Einzeldarstellung von dem vorstehend abgebildeten Fellenmantel

Darauf nun beginnen die Weiber ihre Tierquälereien, anders kann man es nicht bezeichnen. Sie peitschen ihn, brennen ihn, beißen ihm die Nägel aus, beißen ihm in das

dicke Fleisch u. s. w. Die Erfindungskunst reicht hier so weit, daß ich die Scheußlichkeiten nicht alle aufzuzählen vermag.

Daß wir hier einen Rest aus den alten Jagdkriegen und im speziellen einen hochinteressanten Fall in der Entwickelungsgeschichte der Grausamkeit vor uns haben, darüber kann kein Zweifel herrschen. Es handelt sich nur darum, wie wir die Ausübung derart teuflischer Grausamkeit bei einem Volke, das entschieden eine höhere Kultur trug, als man gewöhnlich schätzt, verstehen soll. Die Reste der Jagdkriege bei den Indianern sind sehr deutlich. Man denke an das Heranpirschen, man denke an das Skalpsammeln und die Skalptänze u. s. w. Auf der andern Seite haben wir aber das Sklaventum der ausgeprägten Ackerbauer. Wie sollen wir da den Marterpfahl erklären?

Nun, ich habe schon erwähnt, daß die persönliche Blutrache bei den Indianern im allgemeinen zu fehlen scheint, daß vielmehr das Nationalgefühl die Formen des Völkerkrieges vollkommen gezeitigt hat. Ich glaube nun, die Sitte der Martern aus drei verschiedenen Motiven, deren Entwickelung sich hier gekreuzt hat, erklären zu können. Erstens verlangte das persönliche Rachegefühl, das sonst in der Blutrache sich sättigte, einen Ausflußkanal. So ergoß es sich denn auf diese Gefangenen. Sie mußten mit ihrer Duldung die Wut und Blutgier, besonders auch der verwaisten Frauen und Kinder stillen. Dazu kommt als zweites der Hochmut der Indianer. Der am Marterpfahl Geopferte brüstete sich noch seiner Tapferkeit; das regte die Wut noch mehr an; man wollte sehen, was er alles ertragen könne. Endlich, drittens aber müssen wir den Tod am Marterpfahle entschieden als ein religiöses Opfer — wenigstens seinem Ursprunge nach — auslegen.

Ich habe bei den alten Schriftstellern keine Anmerkung dies angehend gefunden, was mich aber nicht irre machen kann, da einmal deren Anmerkungen überhaupt sehr mangelhaft sind und auf große Unkenntnis betreffend die Sitten der Eingeborenen schließen lassen, und da es mir zweitens nicht unmöglich scheint, daß die Indianer selbst den ursprünglichen Sinn des Marterpfahles vergessen haben. Wenn wir aber daran denken, daß viele Völker jener Rassen- und Kulturverwandtschaft derartige Menschenopfer der Sonne dargebracht haben, daß ferner das gemeinsame Rauchen aus der Kalümet, der Friedenspfeife, auch nichts anderes bedeutete als ein gemeinsames Opfer für den Sonnengott, wenn wir zum Schlusse nicht vergessen, daß diese Indianer selbst sich an einen heiligen Sonnenpfahl stellen und an ihm Martern ertragen zur Feier des Sonnengottes (siehe die Abbildung Seite 75), so darf dieser Schluß wohl als berechtigt gelten.

Daß sich in die Kriegsitten der Indianer gar mancherlei mythologische Vorstellungen und Kultus, Schamanismus oder wie man es nennen will, mischen, hierfür haben wir verschiedene Beweise. Ich meine nicht nur, daß die alten Mexikaner extra Kriege führten, die den ausgesprochenen Zweck hatten, Opfermaterial für den Sonnengott herbeizuschaffen (siehe Kapitel 11) — eine Sitte, die ja direkt zum Marter- und Sonnenpfahle führen würde —, ich denke vielmehr besonders an eine Dakotazeichnung, welche ich nach Schoolcraft auf Seite 80 abbilde. Dieses wunderliche Gemälde stellt die Handlungen eines Kriegshäuptlings vor seinem Auszuge in folgender Weise dar:

Fig. 1 ist der Kriegshäuptling, der in der rechten Hand eine Kriegskeule hält, die am Ende in einen Habichtskopf (Fig. 10) ausläuft. Fig. 2 ist sein Wigwam, in welchem er die spiritistischen Handlungen vornimmt, während Fig. 3 und 4 Götter darstellen sollen, welche um ihren Beistand im Kriege angerufen werden. Diese Götterfiguren sind gemeinig-

Ein Arikara erschossen und skalpiert
Es scheint, daß dieser versuchte, die „Rennende Antilope" darauf aufmerksam zu machen, daß er unbewaffnet sei, denn seine rechte Hand zeigt mit ausgebreiteten Fingern nach außen, um die Bewegung der Verneinung zu markieren

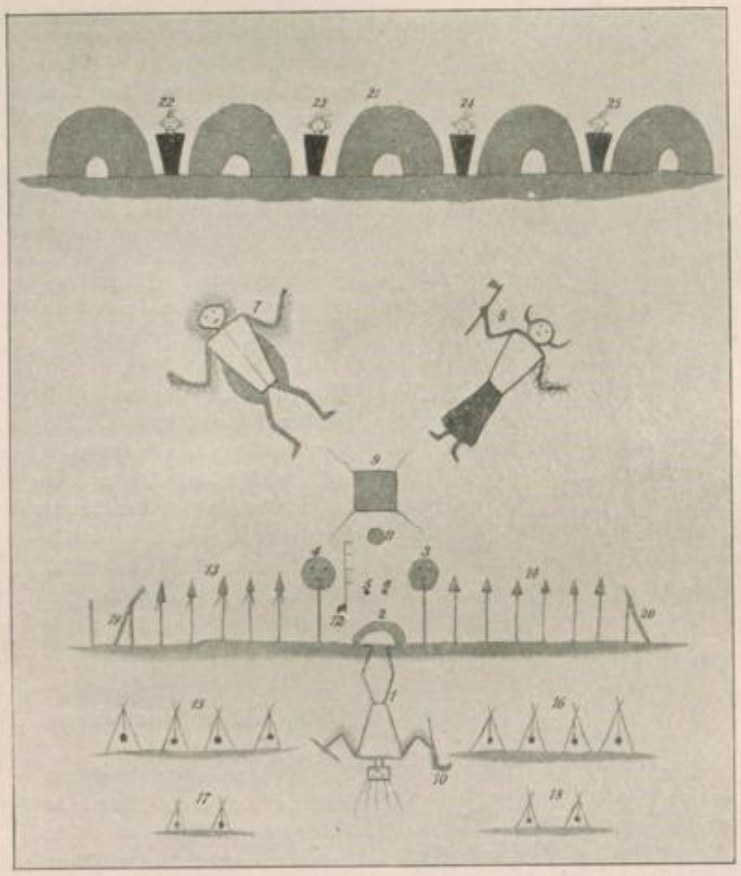
Zwei arikarische Jäger getötet und zwar mit der Flinte wie dies zu ersehen ist
Jeder der beiden Fremden ist mit der Flinte dargestellt. Die Striche über den Feinden zeigt das Losgehen der Flinte an und die Stelle, an der die Kugel traf. Die obere Person wollte gerade einen Pfeil abschießen, als sie getötet ward

Fünf Arikaren an einem Tage getötet
Die punktierte Linie bezeichnet die Spur, welche die „Rennende Antilope" verfolgte. Als die Indianer entdeckten, daß sie verfolgt wurden, flüchteten sie hinter einen vereinzelt stehenden Busch. So wurden sie mit Muße getötet. Die fünf umrahmten Flinten stellen die fünf bewaffneten Personen dar

Bilder aus dem Kriegstagebuche des Dakotahäuptlings „Rennende Antilope", nebst Erklärungen
Nach W. J. Hoffmann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lich aus Birkenrinde geschnitten und auf einen Pfahl nahe dem Wigwam des Kriegshäuptlings aufgestellt. Fig. 7 repräsentiert den Gott Eyah oder „Big Mouth“. Dieser Gott wird oftmals mit Hörnern am Kopfe und einer Rassel in der Hand dargestellt. Er hat die Macht, die Stellung des Feindes zu verkünden. Fig. 8 ist der Gott Wa-hun-de-dan, aufgefaßt als altes Weib: Es ist Aurora Borealis oder die Gottheit des Krieges; sie unterrichtet den Kriegshäuptling nicht nur, wo der Feind zu finden ist; sie offenbart auch dessen Stärke und den Erfolg oder das Unglück, das der Kriegslustigen harrt. Ja, sie sagt sogar die Zahl der Skalpe, welche genommen werden und die Zahl der Krieger, welche getötet oder verwundet werden, voraus. Sie ist mit Reifen an den Armen dargestellt; so viele von diesen sie auf die Erde wirft, so viel Skalpe werden den Kriegern zufallen. Wirft sie dagegen zerbrochene Pfeile an Stelle der Ringe hin, so deutet sie damit die Zahl der Krieger, die getötet oder verwundet werden, an.



Was ein Dakota-Kriegshäuptling an religiösen Ceremonien vornimmt, ehe er in den Krieg zieht
Eingeborenenzeichnung bei Schoolcraft

Den mächtigsten Einfluß, welchem die Indianer auf ihren Kriegszügen huldigen, haben wir nun erst zu erörtern. Es ist eine Mysterie, welche sie Schun-schun-ah (Luftspiegelung oder Glanz der Sonne) nennen. Repräsentiert ist dies Wunderding durch die beiden kleinen Pünktchen 5 und 6. Die Sache ist so hervorragend mächtig, daß durch ihre Hilfe der Kriegshäuptling stets in Bezug auf die Stellung und Stärke des Feindes unterrichtet wird. Fig. 12 ist die Kriegspfeife, das berühmte Kalümet, welches unsere lieben Quartaner mit Kartoffelkraut zu füllen und mit regem Unbehagen zu genießen pflegen, dessen Rauch die Indianer dagegen den Geistern der Feinde opfern, welche sie fürchten und welche sie mit Opfern auf verschiedene Art zu beruhigen suchen. Fig. 9 ist ein Loch in der Erde, direkt

vor dem Wigwam des Häuptlings, in welches die alte Frau (Fig. 8) die Ringe rollt, welche die Geister der Feinde, die der Kriegshäuptling töten wird, repräsentieren. Von den derart Gekennzeichneten wird angenommen, daß sie unter den Keulenschlägen des Kriegshäuptlings fallen werden. Fig. 11 ist eine mit heißem Wasser gefüllte Schale, die in der Absicht vor das Loch gesetzt ist, die Geister hineinzulocken. Fig. 13 und 14 sind die rings um das Wigwam des Häuptlings gestellten Lanzen der Krieger; Fig. 19 und 20 sind Säcke, in welchen die Kriegsgeräte aufbewahrt werden. Fig. 15 und 16 sind Lagerfeuer der Krieger, die auf den Kriegspfad zu gehen beabsichtigen, Fig. 17 und 18 dagegen solche von Männern, die dem Kriege abgeneigt sind. Den letzteren sich zu nähern, ist dem Kriegshäuptling nicht erlaubt. Fig. 21 ist das Lager des Feindes, Fig. 22, 23, 24 und 25 sind die Geister der Feinde, bezeichnet durch die Zahl der Skalpe, welche genommen werden.

Wir sehen also eine ziemlich reiche mythische Auffassung in diesem Bilde zusammengefaßt, welche uns berechtigt, auch den Marterpfahl mit einer Kultushandlung in Zusammenhang zu bringen.

In welcher wunderlichen Weise sich diese Opferung nun auch umgestaltet hat, aus welchen Quellen sie auch entstanden sein mag, sicher ist es, daß sie zuletzt sich in eine Sitte umgewandelt hat, welche ständig durch niedere Triebe, als da sind Rachsucht, Blutdurst, Grausamkeit und vor allen Dingen Prahlerei, neu belebt wurde. Die Prahlerei spielt dabei sicher nicht die geringste Rolle. Wir haben sie schon in den Kriegen der Tupi (Seite 32) kennen gelernt. Bei den Nordindianern ist sie fast noch ausgeprägter. Ich brauche nicht auf viele prahlerische Darstellungen (vergl. die Zeichnungen aus dem Kriegstagebuche der „rennenden Antilope“ Seite 79) hinzuweisen. Jedermann weiß, und wir haben es vordem auch hier erwähnt, wie der Sterbende am Marterpfahle seine Peiniger reizt, wie diese ihm die häßlichsten Schmähworte zurufen.

Immerhin dürfen wir uns durch die eine Erscheinung in den Indianerkriegen nicht täuschen lassen, sondern müssen im Auge behalten, daß wir es hier mit Kriegen von Ackerbauvölkern zu thun haben, in welchen sich sicherlich viele Symptome aus alter Zeit erhalten haben, — eine Erscheinung, die wir auch bei höheren Kulturvölkern nachweisen können und die sich besonders klar offenbaren wird, wenn wir im 12. Kapitel noch ganz junge Sitten der Kopfjagd bei den Japanern zu besprechen haben werden.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 9. Zur Geschichte des Kannibalismus

Für jene Menschen, bei denen das Menschheitsbewußtsein noch so gering entwickelt war, daß die „andere Art" jenseits der eigenen Familie, der eigenen Horde anfängt, also in den niedersten uns bekannten Kulturformen, in der Epoche der Menschenjagden, gehörte die Menschenfresserei zu den selbstverständlichen Erscheinungen. Es ist nun außerordentlich interessant, wie diese Grundanschauung vom berechtigten Verzehren des erlegten Wildes sich umbildete. Ich sprach im 7. Kapitel von den drei Haupttypen in der Entwickelungsgeschichte der Grausamkeit, von denen vorhergehend nun schon zwei abgehandelt worden sind. Wir sahen, wie diese beiden Typen geschaffen wurden durch natürliche Triebe, die Trophäensammelwut auf der einen Seite, das Haß- und Rachegefühl auf der anderen. — Es war festzustellen, wie diese beiden Züge in dem Momente, in welchem die aufsteigende Kultur ihnen die natürliche Lebensberechtigung entzog, wie sie da sich umbilden und neue Kraft schöpfen infolge Einschaltung religiöser Ideen.

Da ist es nun doppelt interessant, festzustellen, daß die dritte Type in der Entwickelungsgeschichte der Grausamkeit ganz genau dieselbe Entwickelung genommen hat. Sie entsproßt auch der natürlichen und ursprünglichen Menschenjagd. Als das Nachbarvolk und der fremde Mensch ebenfalls als „eigene Art" anerkannt werden, da verliert eigentlich die Menschenfresserei ihr Lebensrecht. Aber wieder treten religiöse Instinkte auf, welche die ersterbende Sitte aufs neue befruchten. Dies will ich im folgenden nachzuweisen versuchen.

Die ursprüngliche Menschenfresserei, verbunden mit selbstverständlicher Menschenjagd, treffen wir z. B. besonders klar charakterisiert in dem Berichte, den der Graf Joachim Pfeil von den Papuas des Bismarck-Archipel entworfen hat.

Auf Neupommern wird Menschenfleisch „Virua", auf Neumecklenburg „Vau" genannt. Von der Verzehrung ausgeschlossen sind Zugehörige des eigenen Stammes, nur der Feind, also jeder Fremde ist appetitreizend. Ist ein Mensch erschlagen, und wenn es sich um Erlangung des geschätzten Bratens handelt, so gilt Mann und Greis, Weib, Knabe und Mädchen gleichviel, dann wird sein Körper mittels scharfer, als Messer dienender Bambusstreifen in Stücke zerlegt. Es gilt als große Kunstfertigkeit, die Gelenke sauber abzutrennen, ohne viel daran herumzuschneiden, gerade wie dies beim Zerlegen von Geflügel bei uns gefordert wird. Die Fleischteile werden dann in Bananenblätter gewickelt und zubereitet.

Weiber haben die Zubereitung vorzunehmen, dürfen aber nicht das Mahl teilen, ihnen sieht lediglich zu, die saftberänkten Blätter zu belecken. Das Fleisch dürfen nur Männer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

genießen, aber auch nur solche, die dem Gastgeber eine nicht unbedeutende Zahlung von Dewarra oder Muschelgeld für die Teilnahme entrichten.

Waltet schon keine Scheu vor, den menschlichen Körper als Nahrungsmittel zu betrachten, so wird es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn er eine dementsprechende Behandlung erfährt. Es kommt, oder hoffentlich „kam" vor, daß bei einem Überfall mehrere Gefangene gemacht werden, so daß mehr Menschenfleisch vorhanden ist, als bei einer Mahlzeit verzehrt werden kann. In solchem Falle werden die Gefangenen an Bäume gebunden; da aber die Bewachung eine Anstrengung erfordert, auch für die Wächter ein Hinderungsgrund ist, das Fest von Anfang bis Ende mitzumachen, so hilft man sich mit dem einfachen Mittel, daß man den angebundenen Gefangenen die Schienbeine zerschlägt. Sie können dann nicht entlaufen, der Tod tritt aber auch nicht auf der Stelle ein, der ja in jedem heißen Klima das Fleisch der Opfer schon nach wenigen Stunden unbrauchbar machen würde.

Kannibalen des Bismarckarchipel überfallen einen Europäer
Nach Webster

Ein Gefangener nach dem andern wird nun je nach Bedarf abgeschlachtet, die Verbleibenden müssen zusehen, wie ihr Genosse zur Eßware wird und sehnen sich wohl nach dem Augenblicke, wo der Tod sie von ihren Leiden befreit, gleichgültig, welchen Zwecken der entseelte Körper dienen mag. Ist den Angaben der Eingeborenen zu trauen, so tritt auch hier die allweise Natur wieder lindernd ein und mindert die Wirkungen der unmenschlichen Handlungen. Gefangene wissen genau, welchem Lose sie stets entgegengehen. Sie sollen demzufolge bald in einen Zustand der körperlichen und geistigen Gefühllosigkeit verfallen, in dem sie kaum wahrzunehmen vermögen, was um sie her vorgeht, noch die ihnen zugefügten Schmerzen empfinden können.

Nur selten kommen heutzutage Kriegszüge oder räuberische Überfälle vor, bei denen Gefangene gemacht werden. Man greift daher zu jedem Mittel, sich in den Besitz dieses Luxusartikels und Bereicherungsmittels zu setzen; die bequemste Art ist jedenfalls Meuchelmord. In welch ruchloser Weise dieser ausgeübt wird, geht aus folgender Episode hervor, die sich zur Zeit des Aufenthaltes des Grafen Pfeil im Archipel abspielte.

Ein Händler hatte Arbeiter verschiedener Stämme in seinem Dienst und schickte diese in den Busch, um Pfähle zu fällen. Jeder zweite Mann wurde mit einer Axt versehen, sein Gefährte sollte die Pfähle zusammentragen. Einer der Axtträger lockte seinen Kameraden

tief in den Busch in die Nähe eines ihm bekannten Dorfes. Hier erschlug er ihn hinterrücks, teilte dem Dorfe mit, daß er sich im Besitze von „Vau“ befinde und lud zu dem üblichen Gastmahle ein. Reich an Dewarra floh er in das Innere der Insel und sein früherer weißer Herr hörte nur den Bericht über die Thatsache, ohne den Mörder jemals wieder zu sehen oder zur Rechenschaft ziehen zu können. — — —

Das Menschenfleisch scheint eine ziemlich wohlschmeckende Speise zu sein; jedenfalls ist soviel sicher, daß die Wilden der niederen Stufe es so ziemlich allen anderen Nahrungsmitteln vorziehen. Außerordentlich bezeichnend ist es übrigens, daß bei sehr vielen Völkern, die noch dem selbstverständlichen Jagdkannibalismus huldigen, Gesetz und Sitte ist, die Frauen von dem Genusse auszuschließen. Dies ist nicht schwer zu erklären. Die Männer sind die Jäger, und während die Frauen daran gehen, die Pflanzennahrung zu erziehen und einzubürgern, verbleibt der Mann noch sehr lange bei seiner Nahrungsweise. Daß ihm unter allen Jagdtieren der Mensch am besten mundet, ist zuletzt nicht gar so erstaunlich. Menschenfleisch ist sehr zart und bei weitem nicht so zäh wie die Muskulatur der meisten anderen Geschöpfe, welche in der Wildnis durch ihr ununterbrochenes Umhervagieren das Sehnenwerk stark entwickeln.

Menschenfresser vom Kongo
Nach Zeichnung von Herbert Ward

Sehr interessant ist es, gerade auf diesem Gebiete einige kulinarische Anmerkungen zu treffen. Als einige Australier gefragt wurden, ob sie einen ermordeten weißen Mann gegessen hätten, antworteten die Burschen: „Ach bewahre, schreckliche Übelkeit!“ Gleichzeitig berührten sie mit einer Grimasse ihren Hals, um ihren Widerwillen gegen das Fleisch des weißen Mannes auszudrücken. Zivilisierte Neuholländer haben gesagt, daß der „Europäer“ einen salzigen Geschmack habe, den die Schwarzen nicht leiden können. Das ist sehr verständlich bei dem beständigen Genuß von gesalzenem Fleisch, Thee, Brot ꝛc. Die Eingeborenen nähren sich dagegen meistenteils von Pflanzenkost. Das stimmt auch mit der Vorliebe für das Fleisch der Chinesen überein, deren Nahrung aus Reis und anderen Pflanzen besteht. Dr. Martius hörte, daß die Umauas an der Westgrenze Brasiliens, ein berüchtigter indianischer Kannibalenstamm, einen spanischen Deserteur wohl ermordet, sein Fleisch aber nicht gegessen hätten, „da es ihnen gesalzen schien“. — Ähnliche merkliche Unterschiede bietet auch Afrika.

Es geht hieraus hervor, daß die Sitte des Kannibalismus an dem Wohlgeschmacke des Menschenfleisches eine starke Stütze gefunden hat. So können wir es uns erklären, daß der Brauch oftmals den Typus der Schleckerei trägt. Wenn-Taplin erzählt von den Narrinyeri: „Ein Mann, der eine fette Frau hatte, ließ diese nicht gern allein.“ Diese wunderliche Form der Eifersucht belegt, daß der Wohlgeschmack des Objektes und die Feinschmeckerei der Handelnden nicht zum wenigsten dazu beigetragen hat, daß die Sitte dadurch an Ausbreitung gewann; daß nicht nur Mitglieder der „anderen Art“, sondern auch solche der „eigenen“ zu Leckerbissen wurden. Wie sehr die Feinschmeckerei übrigens die Sitte gestützt hat, geht bereits aus einigen Zügen hervor, die schon weiter oben Wiedergabe fanden. Wenn die Gefangenen allzu mager waren, wurden sie gezüchtet und „gefrext“, man kann

beinahe sagen, genudelt. Das war nicht nur in Amerika so, das treffen wir auch im Inneren Afrikas an. In letzterem Gebiet spricht schon die Zubereitungsart für die Raffiniertheit des Gourmées. Um das Fleisch der Gefangenen noch schmackhafter zu machen, legte man dieselben nämlich noch lebend in fließendes Wasser, so, daß nur der Kopf herausragte; dasselbe geschah auch, nachdem dieselben schon erschlagen waren.

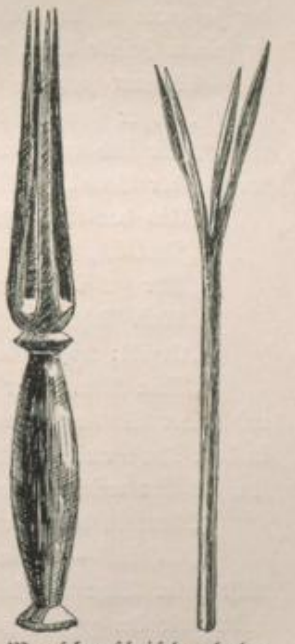
Die Expedition Crampel überrascht einen Kannibalen beim Mahle

Das zweite Motiv, welches die Sitte gestützt und lebendig erhalten hat, ist im Hasse und in dem eigentlichen Rachegefühl zu suchen. Ein Indianer aus dem Gebiet des oberen Amazonas äußerte sich selbst gelegentlich eines Interviews betreffend Menschenfresserei folgendermaßen:

„Ihr Weißen wollt weder Krokodile noch Affen essen, obgleich sie wohlschmecken; hättet ihr weniger Schildkröten und Schweine, so wäret ihr gewiß hierauf verfallen, denn der Hunger thut weh. Dieses alles ist nur Gewohnheit. Wenn ich den Feind erschlagen habe, so ist es wohl besser, ihn zu essen, als verderben zu lassen. Großes Wild ist selten, weil es keine Eier legt wie die Schildkröten. Das Schlimmste ist nicht das Gefressenwerden, sondern der Tod, und bin ich erschlagen, so ist es dasselbe, ob der Umaua — er führte damit den am meisten gehaßten Stamm an — mich frißt oder nicht. Ich wüßte aber kein Wild, das besser schmeckt als jener; freilich, ihr Weißen seid zu sauer."

Unser Berichterstatter sagt, daß in dieser Antwort der Gedanke gelegen habe, der Indianer eines fremden, besonders des entschieden feindlichen Stammes könne ganz wie ein Wild behandelt werden. Als der betreffende Indianer aber nun gefragt wurde, ob sein Stamm auch die Gefangenen fräße und auszöge, zu diesem Zwecke Gefangene zu machen, antwortete er:

„Einen Gefangenen zu fressen, den ich verkaufen kann, wäre ja unklug: Branntwein schmeckt besser denn Blut; aber den Umaua, der sich eher selbst aushungert, als unter den Weißen verhandelt zu werden und der von den unseren so viele gefressen hat, bringen wir lieber gleich um." — Das heißt: den fressen wir auf.



Menschenfleischgabeln von Fidschi und vom Stamme der Mobali
Im Besitze von Reuleaux und Dr. Brandt

Wie der Haß den Kannibalismus stützt und erhält, das geht z. B. hervor aus den Worten, die Achilles bei Homer dem Hektor zuruft:

„Daß doch Zorn und Wut mich erbittere, roh zu verschlingen
„Dein zerschnittenes Fleisch, für das Unheil, das Du mir brachtest!

Wir brauchen aber nicht den klassischen Dichter heranzuziehen; den Beleg für diesen Umstand finden wir bei unendlich vielen unter den neueren Reisenden verzeichnet, sowohl die Afrikaner wie die Ozeanier als die Amerikaner angehend. Ein typisches Beispiel hat uns unter anderen der Freiherr von Brenner aufgesetzt. Gelegentlich seiner Reise im Gebiete der Battak auf Sumatra schrieb er einst in sein Tagebuch:

Allem Anscheine nach ist Si Gallak ein reicher Häuptling, seine Zähne sind vergoldet und in einer Bambusdose befand sich ein wertvoller Goldschmuck. In dieser Dose war ein Zahn eingesetzt, der, wie er sagte, von einem erschlagenen Feinde herrühre, den er furchtbar haßte und noch über den Tod hinaus mit seiner Rache verfolgte; denn jedesmal, wenn er den Deckel der Dose, die er stets bei sich führte, schloß, schlug er auf den Zahn, wobei er das angenehme Gefühl zu haben behauptete, als gebe er seinem Feinde einen ordentlichen Schlag.

Wenige Jahre später begegnete übrigens ein anderer Reisender, Meißner, einem Battak, der eben zu ihm zu gehen begriffen war und einen Menschenschädel und eine geräucherte Hand trug. Da nun Meißner beim Ankauf dieser Reliquien sich eingehend mit dem Manne über die Herkunft unterhielt und einer seiner Begleiter diese Unterredung fast wörtlich aufschrieb, so sind wir in der Lage, auch die fernere Lebensgeschichte des Häuptlings Si Gallak, der so gerne auf den Zahn in seiner Dose schlug, weil er dann das Gefühl hatte, als schlüge er seinem Feinde direkt auf den Mund, mitzuteilen.

Meißner fragte:

„Woher stammen der Kopf und die getrocknete Hand, die du da trägst?"

„Die sind von einem Feinde, der vor drei Jahren in unsere Hände fiel," — antwortete der Battak.

„Und den ihr wohl aufgefressen habt?"

„Natürlich, was sonst."

„Wer hat ihn denn gefressen?"

„Mein Schwager mit seinen Leuten."

„Erzähl: wieso? warum? wie hat er geheißen?"

„Sein Name war Si Kemat Si Gallak. Er war mit seinem Bruder, seiner Frau und seiner Mutter aus dem Vorlande geflohen, wo er Radja gewesen war, — da wollte er in dem Dorfe meines Schwagers die Herrschaft an sich reißen und nannte sich einen Zauberer. Da hat ihm mein Schwager den Krieg erklärt und er unterlag."

„Kam es denn zum Gefecht?"

„Gefecht? — Nein. Wir haben ihn gefangen genommen. Wir lauerten einige Tage dicht beim Wege in Reisfeldern verborgen, bis wir ihn allein erwischen konnten. Da haben wir ihn gepackt, gebunden und zu unserm Häuptling gebracht, der ihn in den Block sperren ließ."

„Und sein Bruder?"

„Der Bruder fiel im Kriege."

„Wieso im Krieg? Er war doch allein?"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Nun, ja, — wir haben ihn nachts angeschossen, als er schlief. Die Kugel traf den rechten Arm und er setzte sich, in der linken ein Messer haltend, zur Wehr; doch wir blieben Sieger, wir haben ihn niedergemacht und seinen Kopf dem Häuptling geschickt. — Nennst du das keinen Krieg?"

„Und was geschah mit dem Körper?"

„Nun! Den haben wir gegessen."

„Und dann, was geschah mit dem Kopf?"

„Den hat unser Häuptling dem Si Kemat Si Gallak vor der Nase auf den Boden gesetzt, damit er wisse, was seiner harre."

„Konnte er sich nicht loskaufen?"

„Loskaufen? Keine Rede, er mußte sterben."

„Schrie er denn nicht?"

„O ja, das half ihm aber nichts, er war gebunden."

„Und dann?"

„Haben wir ihn gegessen. Ganz natürlich!"

„Wie geschah das?"

„Nächsten Tag, als die Sonne nicht mehr stieg und sich noch nicht neigte, brachten wir den Kemat aus dem Block, drückten ihn auf den Boden, das Gesicht nach aufwärts, und mein Schwager schlug ihm den Kopf ab, — nein, er schnitt nur den Rest durch. Das Herz bekam er und so viel Fleisch als er wollte; wer sonst Lust hatte, hielt ein Stückchen über das Feuer und verzehrte es so, den Rest haben wir mit Pfeffer und Salz gekocht und zu Hause (?) gegessen; die größeren Knochen wurden zusammengebunden und im Bale zu den anderen gehängt. Den folgenden Tag vertrieben wir durch Schießen seinen Begu und vergruben seinen Kopf auf dem Wege zum Bale, damit auch seine Freunde auf denselben träten und sich ihn dadurch zum Feinde machten."

Kette von Menschenzähnen und Menschenfleischgabel vom Mongalla im Norden des Kongo.
Jeder Zahn soll die Reliquie eines kannibalischen Mahles darstellen.
Aus der Sammlung Brandt

„Was geschah mit seiner Frau?"

„Die habe ich für meinen Schwager auf dem Markte um den Preis von 120 Dollar verkauft."

„So hat dieser vollkommene Deckung seiner Kriegskosten gefunden?"

„Gewiß und noch Gewinn obendrein!"

„Was wurde aus der Mutter?"

„Die Mutter — bah! — Der Guru sagte, sie wäre so schlecht wie ihre Söhne und da haben wir ihr einen Monat später den Hals abgeschnitten."

„Und gefressen?"

„Natürlich, was sonst?"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„Warum sind denn im Schädel so wenig Zähne?“

„Die haben die Leute herausgebrochen, um sie auf den Deckel ihrer Sirihkalkdosen anzubringen.“

„Und wozu das?“

„Ja! Wenn sie den Deckel zuschlagen, haben sie dieselbe Empfindung, wie wenn sie dem Si Kemat selbst auf den Mund schlügen.“ —

Reste eines „guten Mahles“ Nach Zeichnung v. Herbert Ward

Das ist die Geschichte von dem Si Gallak, der so gerne auf den Zahn in seiner Dose schlug, weil er dann das Gefühl hatte, als schlüge er seinem Feinde direkt auf den Mund. Und diese Geschichte mit dem Zahn beweist uns so recht deutlich, wie das Rachegefühl in diese Sitten eingreift.

Zum dritten endlich ward der Kannibalismus, wenngleich er zunächst auch noch kriegerischer Art blieb, gestützt durch eine Anschauung, welche sich schon einem religiösen Gefühl nähert und viel zu seiner langen Erhaltung beigetragen hat. Wenn es nämlich ein tapferer Feind war, den man überwunden hatte, und wenn man den Wunsch hatte, etwas von der Festigkeit und dem Mute des Toten, dessen Leichnam man im Besitz hatte, zu erwerben, so schnitt man das Herz heraus und verzehrte es. Man glaubte, die kriegerischen Eigenschaften jenes gingen auf diese Weise in den Überwinder über. Direkt hieran schließt sich dann ein Opfermahl, welches schon mehr das Gepräge einer religiösen Zeremonie hat. Wenn die Jaga in Afrika und zwar im 16. Jahrhundert in den Krieg zogen, so verbanden sie sich vorher durch eine gemeinsame Speise, welche aus dem Leibe eines geschlachteten Gefangenen hergerichtet war. Die Idee, daß mit dem Genusse des Körperteiles eines anderen, ein wenig von der Lebenskraft jenes in den Genießenden übergehe, diese Idee, welche ich als eine religiöse bezeichnen möchte, war es, welche die Menschenfresserei über ihr natürliches Ende hinweg noch lebendig erhalten hat. Es schließt sich hieran nicht nur der Zauberbegriff, es ist die Sitte auch absolut nicht mehr getragen von dem kriegerischen Haß, welcher den Feind ganz vernichten und unterwerfen will, es ist vielmehr eine feste, gewissermaßen feierliche Überzeugung von der, nennen wir es Transfusionskraft des menschlichen Geistes. Wenn z. B. an der Guineaküste Afrikas ein hervorragend kluger Häuptling oder Dorfchef starb, dann wurde dessen Schädel auf einen Kreidebrei gesetzt, auf daß das auströpfelnde Gehirn von diesem aufgesogen werde. Den Brei teilten dann diejenigen unter sich, die die geistigen Eigenschaften des großen Mannes in sich aufnehmen wollten.

Die Hand des aufgefressenen Kannibalen Si Gallak

Und was ist es anderes mit der berühmten Blutsbrüderschaft? Zwei Menschen schlürfen wechselseitig von ihrem Blute; sie glauben hierdurch fest verbrüdert zu werden. —

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das ist ausklingender Kannibalismus. Und wenn wir dann hören, daß ein brasilianisches Indianerweib die Überreste ihres vor wenigen Monaten verstorbenen, sehr geliebten Kindes wieder ausgegraben, die Gebeine abgeschabt, dann mit den fleischigen Teilen gekocht, die Brühe getrunken und jene darauf reinlich in Palmblätter eingewickelt, von neuem begraben habe, — was ist das anderes, als der gleiche aber nunmehr durch ein religiöses Motiv gestützte Kannibalismus?

Es ist unglaublich, aber es ist doch wahr: Religiöse Motive und eine ursprüngliche leidenschaftliche und gewaltthätige Liebe sind dazu getreten, — so ward der Kannibalismus zu einem Liebesdienst. So fraß man in späteren Zeiten aus Liebe die Überreste der eigenen Verwandten, wie man vordem die der „anderen Art" erst als Nahrungsmittel, dann aus Haß oder auch Genußsucht verzehrte.

Daß derartige sekundäre Motive sich in die Entwickelung der Menschenfresserei hinein-

Der Kopf des aufgefressenen Kannibalen Si Gallak

gemischt haben, geht aus den eigenen Berichten der Eingeborenen hervor, welche mit ziemlicher Klarheit aussagen, daß das Bewußtsein des Ursprungs auf der einen Seite vergessen und erklärende Motive sekundärer Art untergeschoben sind. So erzählen z. B. die Battak:

Vor vielen Jahren beging einer ihrer Rajahs ein großes Verbrechen, und es leuchtete allen ein, daß er, so hoch er auch stehe, bestraft werden müsse; aber niemand wollte die Verantwortung auf sich nehmen, einen Fürsten zu bestrafen. Nach langer Beratung kamen sie endlich auf den glücklichen Gedanken, ihn hinzurichten, aber darauf alle für die That verantwortlich zu machen, indem jeder ein Stück von seinem Leichnam essen solle. Während des Schmauses fand jeder zu seinem Erstaunen die ihm zugeteilte Portion höchst schmackhaft, und sie beschlossen alle einstimmig, wenn wieder mal ein Verbrecher hingerichtet würde, ihren Appetit auf dieselbe Art zu befriedigen. So erklären sie die Entstehung der Sitte, die von einer Generation auf die andere übergegangen sei und sich bis auf den heutigen Tag erhalten habe.

Was man auch sonst von dieser Erklärung halten möge, sicher ist es, daß sie der Entwickelung der Sitte nicht entspricht. Bassongestämme im Innern Afrikas sagen selbst aus, daß sie ihre Angehörigen auch äßen, damit diese wieder in ihnen lebendig würden (siehe die Abbildung Seite 90). Hier spricht das religiöse Motiv direkt. — — —

Das ist die Entwickelungsgeschichte der Menschenfresserei.

---

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wie ist nun aber das Verschwinden der Menschenfresserei zu erklären? — Es wird in allen derartigen Fragen stets als das Schwerste gelten müssen, in rückblickenden Schlüssen sich von mehr schönen als treffenden und die Thatsachen erklärenden Redensarten frei zu halten. Die berühmte Erklärung von der „aufsteigenden Gesittung" ist eine solche schöne Redensart.

Mona Kakesas Ahnherr, ausgerüstet mit seinen eigenen Zähnen, die aus dem Kopfe gebrochen wurden, nachdem die Leiche von den eigenen Stammesgenossen verzehrt war
Im Besitze des Verfassers

Ich will es versuchen, das Verschwinden des Kannibalismus mit einer kleinen, unscheinbaren Sitte in Zusammenhang zu bringen.

Bekanntlich ist es eines der verbreitetsten Friedenszeichen, daß zwei Parteien, welche den Frieden suchen, einander mit grünen Zweigen entgegentreten. Diesen grünen Zweig stelle ich direkt der Menschenfresserei gegenüber. Der grüne Zweig ist das Symbol der Pflanzennahrung, das Verzehren des Menschenfleisches ein Rest aus der ältesten Kulturepoche unstäten Jägerlebens. Wie das Festwachsen am Boden, das Hüten der Äcker, das Säen und Ernten überhaupt den ersten Frieden schuf und das Aufblühen des Menschheitsbewußtseins bedeutete, so verschwand der Begriff „der anderen Art unter den Menschen" auch mit dem Festwachsen am Boden, so trat die fleischliche Nahrungsweise mehr und mehr zurück, so verschwand auch vor allen Dingen der Kannibalismus. Die Entwickelungsgeschichte unserer Nahrung lehrt uns hier also eine Thatsache, die mit der Entwickelungsgeschichte des Menschheitsbewußtseins genau Hand in Hand geht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 10. Menschenjagden der Europäer

Es klingt merkwürdig: „Menschenjagden der Europäer." Es würde noch merkwürdiger klingen, wenn ich das Wort der „europäischen Kultur" eingefügt hätte und doch würde es noch richtiger sein. Es ist hier ein bedauernswerter Fall zu behandeln, „der kulturelle Rückfall". Nicht nur die niedrigsten, unsteten Jagdvölker haben ihre Nachbarn, die Fremden, die „andere Art" wie die Tiere gehetzt und gejagt und sich mit den Trophäen des erschlagenen Menschenwildes geschmückt; auch die Europäer haben gar oftmals eine sehr schwache Entwicklung des Menschheitsbewußtseins bewiesen und die niederen Völker in so ausgeprägter Weise als „andere Art" behandelt, wie man es diesen selbst nur hätte zutrauen können.

Es existiert die bewiesene Thatsache als historisches Dokument, daß im 16. Jahrhundert die wissenschaftliche Frage aufgeworfen wurde, ob die Indianer als Menschen zu behandeln und zu betrachten wären oder nicht.

Ich will mich nicht an diese eine Phrase halten, feststellen muß ich aber die Thatsache, daß diese Kriege der kultivierten Europäer genau in vier Gruppen zu teilen sind: die erste Epoche, in welcher die unterworfenen Feinde wie die Raubtiere gejagt und vernichtet worden sind, die zweite, in welcher die armen Teufel ihres Besitztumes, sei es des Elfenbeines oder des Goldes beraubt, die dritte, in welcher sie zu Sklaven gemacht und die vierte und seltenste, in welcher sie als gleichberechtigte Menschen, als Menschen überhaupt respektiert wurden.

Portugiesische Soldaten, gegen die Indianer gewappnet und armiert, aus dem ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts
Nach dem Prinzen Maximilian v. Wied

Vergleichen wir diese Thatsachen, die ich im Laufe dieses Werkes zu beweisen habe, mit den Kriegen der Wildlinge, wie sie auf Seite 20.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

charakterisiert wurden, so sehen wir, daß die Europäer in diesen Wildenkriegen dieselbe Entwickelungsgeschichte durchgemacht haben, welche die Kriegsgeschichte von den niedersten Formen an bis zu uns überhaupt in gleicher Reihenfolge gezeitigt hat.

Von den erwähnten vier Formen kommt hier natürlich nur die erste in Betracht. Ein leidiger Irrtum wäre es aber, wenn man annehmen wollte, daß die aufgezählten Typen sich derartig hintereinander entwickelt hätten, daß man heute nur noch den vierten nnd höchsten beobachten könne, daß also Vertreter der ersten, zweiten und dritten Gestalt nur noch aus der Vergangenheit bewiesen werden könnten. Die Bestätigung dieser Annahme wäre eine sehr erfreuliche und sehr ruhmreiche. Denn daß einmal ein jedes Volk in niederen Kulturformen sich bewegt hat, das ist selbstverständlich und die Erinnerung hieran kann nicht kränken; rühmlich dagegen wäre der bewußte und durchgeführte Aufschwung. Jämmerlich aber ist die Thatsache, daß die Annahme nicht richtig ist. Vielmehr ist es einer der häßlichsten Punkte in unserer Kulturgeschichte, daß die europäischen Krieger und die Europäer überhaupt auch heute noch immer wieder zurückfallen bis zu dem ersten, dem niedersten, menschenunwürdigen Typus der Menschenjagden, daß sich auch heute noch die Europäer auf den Anstand stellen und die Wilden wegschießen, wie wenn sie Raubtiere wären.

Kampf der Spanier mit Indianern, welche auf Bäume geflüchtet sind
Nach dem alten de Brey

Ich will nacheinander aus den drei Erdteilen, in welchen wir auch die ursprünglichen und als solche gewissermaßen selbstverständlichen Menschenjagden beobachtet haben, entsprechende, gut beglaubigte Belege erbringen.

## 1. Neuholland nach Lumholtz

Der Eingewanderte verringert die Zahl der Australneger auch auf direkte Art und nicht nur durch eingeschleppte Krankheiten des Körpers, des Geistes und der Moral; er ist sehr oft unbarmherzig gegen sie und hat sie massenhaft ausgerottet. In einzelnen Fällen kann dies vielleicht entschuldigt werden. Seine Freundlichkeit gegen die Wilden ward manches Mal mit Undank belohnt und es sind Beispiele bekannt, daß die Eingeborenen hartnäckig

das Vieh töteten, daß sie dem Einwanderer hinterlistig auflauerten. Manchmal haben die Wilden Stationen überfallen und alle Bewohner getötet. Es ist somit notwendig, daß der Ansiedler sich zur Wehr setzt, aber sehr oft ist er hierin zu weit gegangen, und Australiens Kolonisation ist mit mehr als einem unheimlichen Falle dieser Art befleckt.

Es giebt Beispiele, daß die jungen Leute auf den Stationen den Sonntag dazu benutzt haben, um Jagd auf die Wilden in der Umgegend zu machen, nicht bloß des „Nutzens" wegen, sondern auch des Sports halber. Auch ist es vorgekommen, daß Ansiedler Schwarze durch Gift getötet haben. Von einem Squatter bei Long Lagoon im Innern Queenslands ist bekannt, daß er für die Eingeborenen Strychnin ausgelegt hat, und daß dadurch an einem Tage viele ihr Leben eingebüßt haben.

Marterung eines Häuptlings in Neugranada
Aus dem Werke des alten Bartholomäus de las Casas

Selbst in neuerer Zeit sind noch manchmal ähnliche brutale Handlungen vorgekommen. Ein Farmer prahlte damit, daß er einige Schwarze, nachdem er sie erschossen, verbrannt habe. Er sah dies als eine prächtige Vorsichtsmaßregel an, weil dadurch jedes Beweismittel gegen ihn hinweggeräumt sei.

Man schätzt das Leben eines Wilden so gering, namentlich in Nordaustralien, daß Kolonisten Lumholtz sogar das Anerbieten gemacht haben, einige Schwarze zu schießen, damit er ihre Schädel in Empfang nehmen könne. Allerdings wird ein an einem Wilden begangener Mord gesetzlich mit Hängen bestraft; die Entfernungen in diesen unzivilisierten Gegenden sind jedoch so groß, daß ein Weißer in Wirklichkeit mit den Wilden thun kann, was er will, und ihr Leben gilt ihnen nicht mehr als das eines Hundes.

In Nordqueensland ist der Ausspruch ein häufiger: „Die alleinige Behandlungsart, welche für die Schwarzen paßt, ist, sie alle zu erschießen." Ein dortiger Squatter handelte nach diesem Grundsatze, den er als hart, aber als notwendig betrachtete. Er schoß alle Männer, die er auf seinen Weiden traf, weil sie Viehmörder *waren*, die Weiber, weil sie Viehmörder *gebaren* und die Kinder, weil sie Viehmörder *würden*. „Sie wollen nicht arbeiten," hört man die Kolonisten sagen, „daher taugen sie zu nichts anderem, als erschossen zu werden". Die Folge hiervon ist, daß in jenen Distrikten zwischen beiden Rassen ein Kampf auf Leben und Tod besteht, und während der Reisende sich dort aufhielt, geschah es sogar einmal, daß Gift für die Eingeborenen ausgelegt wurde.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wir wollen nach Lumholtz noch folgende empörende Geschichte mitteilen. Ein Zedernhauer in Nordqueensland hatte eines Tages einen seiner weißen Leute zum Aufpasser über das Lager eingesetzt, während er mit den übrigen auf die Arbeit ging. In den Gegenden, wo die Wilden gefährlich sind, muß man nämlich stets eine Wache bei den Zelten aufstellen. Tagsüber kamen zwei Schwarze zum Aufpasser, der sie freundlich aufnahm und ihnen Tabak gab. Als der Hausherr abends bei seiner Heimkehr das Vorgefallene erfuhr, wurde er sehr zornig und übergab die Wache am folgenden Tage einem Kanaken. Da den beiden Wilden der freundliche Empfang sehr gefallen hatte, erschienen sie wohlgemut zur selben Stunde am nächsten Tage, aber diesmal sollte es ihnen schlecht bekommen. Der eine, der zu fliehen versuchte, wurde am Bein verwundet, während der andere gefangen genommen und an einen Baum gebunden wurde. Nachdem dies geschehen, wurde der Verwundete eingeholt und mit einem Schlachtmesser getötet. Als der Kanake darauf ins Lager zurückkehrte, war auch der Arbeitsherr inzwischen angekommen, der kaltblütig den Befehl gab, auch den gefangenen Schwarzen zu töten. Der Arme wurde beiseite geführt und mit einem Messer totgestochen.

Die schwarze Polizei, diese inhumane Einrichtung, ist auch ein wichtiger Faktor für die Ausrottung der Eingeborenen geworden. Sie hat nicht nur große Massen dieser unglücklichen Menschen getötet, sondern auch viel zu ihrer Demoralisation beigetragen. Dem Gericht gegenüber ist der Schwarze wehrlos, da sein Zeugnis nichts gilt. Die Jury erklärt nicht gern einen Weißen für schuldig, wenn er einen Schwarzen getötet hat. Wird dagegen ein Weißer von den Schwarzen ermordet, so geht ein Schrei der Entrüstung durch die ganze Kolonie.

Es giebt übrigens Leute, welche die Schwarzen als Menschen betrachten, die berechtigt sind, in einem Lande zu leben, das ja eigentlich ihnen gehört. „Wäre ich schwarz, würde ich alle Weißen töten, die mir in den Weg liefen," — sagte einst ein australischer Gentleman und einer dieser protector of the blacks schrieb an Lumholtz: „Könnte ich in irgend einer Weise die klägliche Stellung der Schwarzen verbessern, ich würde gern meine schwache Kraft daran wenden, für ihre Sache zu wirken. Aber ach, es wäre vergeblich, für sie auf Besserung zu hoffen, denn es ist ein unabänderliches Naturgesetz, daß die Starken auf Kosten der Schwachen leben. Ich betrachtete immer die niedere Klasse der Weißen als fürchterliche Karikaturen von Christen. Das englische Volk wirft Steine auf andere Nationen wegen der Behandlung ihrer annektierten Völkerschaften: aber nichts kann barbarischer sein, als sein eigenes Vorgehen den australischen Eingeborenen gegenüber." — — — —

Das genügt wohl!

## 2. Brasilien, nach Tschudi, Prinz von Wied, Eschwege etc.

Nachdem in Südamerika von Afrika aus solche Unmasse von schwarzen Sklaven importiert worden waren, daß die Einwanderer nicht mehr auf die allzu schwer zu erzwingenden und zu erkämpfenden Sklavendienste der eingeborenen Indianer angewiesen waren, als somit der träge Indianer für die Kulturarbeit, wenigstens so lange eine bessere Erziehung fehlte, unverwendbar und unnütz schien, brach ein förmlicher Vernichtungskrieg gegen diese armen Wilden aus. Die Indianer mit ihren nackten Leibern und den meistens unvergifteten Pfeilen konnten verhältnismäßig sehr wenig gegen die portugiesischen Soldaten ausrichten,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deren Körper durch Ringkoller oder dick mit Baumwolle gepolsterte Wämser und ähnliche Helme geschützt waren, und deren weite, mit gehacktem Blei geladene Trabukos oft schreckliche Verwüstungen unter ihren Gegnern anrichteten. Siehe Abbildung Seite 91.

Wilde Bluthunde, die ausschließlich auf Indianerfährten abgerichtet waren, halfen den nicht weniger blutdürstigen Menschenjägern, die feindlichen Lager ausfindig zu machen. Die Offiziere wetteiferten, wer die besten Indianerhunde besitze und ein gewisser Leutnant (Alferes) Antonio Pereire ließ die seinigen Indianerfleisch genießen, um sie stets bei guter Nase zu erhalten. Als durch die Einführung der weit arbeitstüchtigeren Neger die Indianer fast ganz entwertet wurden, handelte es sich bei solchen Expeditionen nicht mehr darum, Menschen zu fangen, sondern nur eine möglichst große Zahl zu morden. Um diesen Zweck, die Vernichtung der Indianer, in ausgedehntem Maßstabe zu erreichen, griffen die Portugiesen zu den niederträchtigsten Mitteln. Sie legten Kleider von Personen, die an Blattern oder Scharlach verstorben waren, in der Absicht in die Wälder, daß Indianer sich diese aneignen und infolgedessen Epidemien unter ihnen ausbrechen und gräßliche Verheerungen unter ihnen anrichten sollten. Dieses teuflische Experiment ist ihnen auch oft nach Wunsch gelungen. Niemals haben sich die Spanier, die im Süden und an der Westküste Südamerikas ebenfalls in feindlichen Beziehungen mit den Waldindianern gestanden haben, so feiger, schändlicher und ehrloser Mittel zur Vernichtung ihrer Feinde bedient, wie die Portugiesen und ihre brasilianischen Abkömmlinge; keine der gebildeten Nationen Europas hat sich so erniedrigt, ihren Namen und ihre Ehre so geschändet, wie diese. Nur des berühmten französischen Marschalls Höhlenräucherung in Algier kann als Pendant jener Scheußlichkeiten dienen.

Marterung eines Häuptlings auf Kuba
Aus dem Werke des alten Bartholomäus de las Casas

Trotz der schönen aber leider so mangelhaft ausgeführten Konstitution Brasiliens hat der Vernichtungskrieg gegen die Indianer der Provinz Minas bis in die 1860er Jahre noch fortgedauert. Damals lebten wenigstens noch dort nachweislich Individuen, denen eine Indianerjagd der höchste Genuß war und die noch sorgfältig Schweiß- und Spürhunde zu diesem Zweck hegten. Damals war nur eine kurze Spanne Zeit verflossen, seit ein kaiserlich brasilianischer Militärkommandant als Repressalien für einen von den Indianern be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gangenen Mord eine Indianeraldea überfiel und als Siegestrophäe 300 Ohren von grausam abgeschlachteten Indianern brachte.

Ottoni führte in seiner Abhandlung einige Beispiele an, wie der Vernichtungskrieg gegen die Indianer noch vor 40 Jahren geführt wurde. Der Schauplatz dieser elenden Thaten war das Quellgebiet des Mucury. Die Hauptleiter der Mörderexpeditionen waren zwei indianische Soldaten Cro und Crahy, denen sich als dritter würdiger Genosse ein gewisser Lidoro zugesellte. Sie handelten aber nur auf höheren Militärbefehl. „Eine Aldea umbringen" war ihr Losungswort, der Zauber, der sie für ihr Henkerhandwerk fanatisierte. Mit Hilfe kaiserlich brasilianischer Soldaten und „Liebhaber" (oft den besten Ständen angehörend) umringten sie während der Nacht die dem Untergange geweihte Aldea und stürmten sie mit dem ersten Tagesgrauen, so daß die aufgehende Sonne nur noch Blut rauchende, gräßlich verstümmelte Leichname beschien. Die arglosen Indianer hatten gewöhnlich keine Idee von dem ihnen drohenden Verhängnis: sie wurden meistens im tiefen Schlafe überrascht. Die Soldaten bemächtigten sich immer zuerst der in einer Ecke zusammen gestellten Bogen und Pfeile, um so weniger gefährdet die wehrlosen Indianer abzuschlachten. Nur die Kinder (Kurucas) wurden verschont, sie waren die Kriegsbeute! Ein solches Kuruca wurde in der Regel für 100 Milreis verkauft. Selbst in damaliger Zeit war der Gewinn, der aus dem Verkauf der erbeuteten Kinder gezogen wurde, das einzige Motiv, um eine Aldea umzubringen.

Als private Gemeinheiten, sozusagen als private Menschenjagd ist es zu bezeichnen, wenn man diese Wilden an sich zu locken suchte, ihnen zu essen vorsetzte und nun, während sie ihren Hunger stillten, Feuer auf sie gab, — oder wenn ein Unmensch von religiösem Wahnsinne angetrieben, die sich aus List totstellenden Wilden erst taufte und ihnen dann die Köpfe abschnitt. — Das sind Thatsachen der Geschichte.

## 3. Südafrika nach Fritsch

Die Annalen der Geschichte Südafrikas enthalten, von bestimmten Gebieten in Asien abgesehen, wohl die meisten Blutspuren der Weltgeschichte, zumal in jenen Kapiteln, welche die Menschenjagden schildern. Erst haben die Neger die Buschmänner, dann die Europäer die Hottentotten, etwas später die gleichen Europäer die Buschmänner, wieder ein wenig später die Neger die Europäer, dann die Buschmänner die Neger und endlich in neuerer Zeit ein Zweig der Europäer einen Bruderstamm gejagt und gehetzt und niedergeschossen, als wären es Tiere.

In welcher Weise die Hottentotten von den ersten anlangenden holländischen Kolonisten behandelt wurden, ist weniger interessant als das Vorgehen gegen die Buschmänner. Als bezeichnenden Grundzug dieser so pompös genannten „Hottentottenkriege" will ich nur erwähnen, daß den erschossenen Feinden als Trophäe die Oberlippe abgeschnitten wurde, für welche man bei Einlieferung an die Gesellschaft ein Schußgeld erhielt.

Viel schlimmer aber ist es den armen Buschmännern gegangen. Col. Collins erzählt, daß er bei seinen Nachforschungen in den nordöstlichen Grenzdistrikten einen respektabeln, allgemein geachteten Farmer sich rühmen hörte, daß, als er noch jung war, unter seiner Anführung nicht weniger als 3200 dieser unglücklichen Geschöpfe getötet worden wären. Ein anderer bestätigte, daß er beteiligt gewesen sei bei der Vernichtung von 2700. Nehmen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nun auch die südafrikanischen Boeren gern zu ihren Erzählungen den Mund etwas voll, so wäre immerhin die Hälfte der angegebenen Zahlen schon eine recht erhebliche Summe für so blutige, grausame Metzeleien unter den Wehrlosen.

Übergehen wir die Schußlisten, welche wir eingehend aufgezeichnet finden, und betrachten wir nur einmal einen einzelnen derartigen „Kriegsfall". Meistenteils waren die Buschmänner durch ihre Spione gewarnt und weldeten sich gegenseitig durch Signalfeuer die Ankunft der Boeren. Trotzdem waren die Buschmänner in ihrer Unbesonnenheit thöricht genug, sich um Flußpferde, welche die Weißen als Köder, „wohlwissend, wie jene das Aas liebten", ausgelegt hatten, in großer Zahl nächtlicher Weile zu versammeln. Bei dieser Beschäftigung waren sie so vertieft, daß es den Boeren gelang, sie zu überraschen, worauf in dem Gemetzel 122 getötet wurden, 50 sich durch Schwimmen über den Fluß retteten und 70 Wehrlose gefangen wurden. — Es existiert übrigens kein Beispiel in den Analen, daß Boeren ihre Feinde so niederträchtig behandelt hätten, wie die Portugiesen und die Engländer die ihrigen.

Indianer, auf des Balboa Befehl durch Bluthunde zerissen
Nach einem alten Kupferstich

Daß sie es allerdings an keiner Jagdlist fehlen ließen, ihre Feinde zu überlisten, geht aus folgender Wendung einer Schlacht mit den Kaffern hervor.

Die Boeren wurden einmal von den Kaffern und zwar in einer Schlacht derartig bedrängt, daß ein schlimmer Ausgang des Gefechtes kaum zu vermeiden schien. Da verfiel der Befehlshaber, seine kritische Lage wohl übersehend, auf eine verzweifelte Auskunft: Er benutzte nämlich ein kurzes Zaudern der Feinde, um allen bei seinen Truppen befindlichen Tabak sammeln zu lassen, welchen er darauf wenige Schritte vor seiner Front niederwarf mit der Aufforderung an die Kaffern, ihn aufzulesen. Und siehe da, die großen Krieger vergaßen über einige Krümchen Tabak ihren kühnen Plan. verließen die Reihen ihrer Gegner, welche in dem Handgemenge gegen die blanke Waffe die Gewehre nicht einmal hätten gebrauchen können und stürzten sich, die Häuptlinge voran, auf die kindische Beute. Die krachende Salve ihrer heimtückischen Gegner belehrte sie erst zu spät über die begangene Thorheit und keiner von den am Platze Befindlichen entging dem tötlichen Blei.

Es ist eine ganz kleine traurige Geschichte, mit welcher ich diese schlimme Aufstellung abschließen will. Es ist auch kein großes Volk, dessen Untergang hier geschildert werden soll. Es sind kleine Ereignisse und wenig Menschen, um die sich die Geschichte dreht; — und doch ist es vielleicht der zumeist charakteristische Zug, welcher am klarsten das kennzeichnet, was ich unter europäischen Menschenjagden verstehe.

Auf den Kanarischen Inseln wohnte, als die Spanier diese Gruppe besiedelten, ein tapferes aber allen Nachrichten zufolge gutmütiges Völkchen, der Stamm der Guanchen. Diese Leute waren nun den Kolonisten recht unbequem. Als die Eingeborenen unterworfen waren, wurden die letzten heldenhaften Fürsten und ihre geringe Anzahl von Anhängern verjagt und schmählicher Weise aller Rechte beraubt. Nun hatte man es nur noch mit dem gewöhnlichen Volke zu thun, dem es aber noch schlechter erging als seinem Adel. Sie wurden überall verfolgt, als Sklaven behandelt und bis zum Vieh herabgewürdigt. Man nahm ihnen alles, was nur den mindesten Wert für sie hatte; man entriß ihnen sogar ihre Weiber und Kinder. Die letzten Guanchen verkrochen sich in die Felsenklüfte und sahen sich genötigt, Gras zu essen, um nur ihr Leben zu fristen. Wenn es ihnen ganz an Lebensmitteln gebrach, der Hunger sie quälte und sie nun die fruchtbaren Gegenden vor Augen sahen, deren Besitz man ihnen entrissen hatte, dann gingen sie zuweilen auf die Ebene hinab und entwendeten den spanischen Kolonisten einige Eßwaren. Dieses traurige Rettungsmittel zu dessen Ergreifung sie durch die unvermeidliche Notwendigkeit gedrungen waren, nannten die Spanier Straßenraub, und sie bedienten sich dessen zum Vorwande, die gänzliche Ausrottung der Guanchen in Antrag zu bringen.

Im Jahre 1532 wurden demzufolge von Santa-Cruz einige Gesandte abgeschickt, die den Auftrag hatten, den König von Spanien zu bitten, er möge doch den Bewohnern der Kanarieninseln eine heilige Hermandad bewilligen, damit sie die noch vorhandenen alten Insulaner, die ihnen ganz unerträglich wären, außer Stande setzen könnten, sie zu beeinträchtigen; zumal, da sie dieselben nicht vor Gericht belangen könnten, weil sie keine solche Verbrechen begingen, die dazu geeignet wären, auf dem Wege des Rechts untersucht zu werden.

Sonach wurden diese Unglücklichen, weil ihnen vor Gericht keine Strafe zuerkannt werden konnte, und sie den Spaniern unausstehlich waren, dem grausamsten aller Institute preisgegeben, welches Jagd auf sie machen ließ und sie in kurzer Zeit völlig ausrottete.

Eine der größten Thaten der Inquisition!

Diesen so geschaffenen Begriff der Vogelfreiheit unbequemer und tiefer stehender älterer Bewohner des Landes mußten wir in den Abschnitten über die Menschenjagd berücksichtigen, wenn es auch nicht zu bezweifeln ist, daß es sich um Rückfälle der Kultur handelt, die in der Kulturgeschichte wohl auch allmählich verschwinden werden.

Es dauert nur ein wenig lange!

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# II. Zweikämpfe, Friedlosigkeit, Höhere Entwicklung

Die Entwickelungsgeschichte der Kämpfe mit der „eigenen“ und die mit der „andern“ Art gipfelt in Erscheinungen, welche unbedingt in einer Urgeschichte des Krieges Aufnahme verlangen können. Die Zweikämpfe endeten nämlich auf der einen Seite in der klassischen Schlacht, andererseits in dem gerichtlichen Zweikampfe, im Duell und in der Mensur. Dagegen entwickelte die Jagd auf die „andere Art“ sich im Mittelalter zu der bekannten Exkommunikation und Friedlosigkeit, dann aber auch zum Todesurteil.

Aus dem Bereiche dieser entwickelungsgeschichtlichen Thatsachen müssen die Zweikampfssitten besondere Berücksichtigung finden. Sind doch gerade auf diesem Gebiete heute noch die merkwürdigsten Anschauungen verbreitet. Ist doch darüber noch unlängst ein Streit ausgebrochen, ob man unser Duell auf Italien oder Frankreich zurückführen oder als eine ausgesprochen deutsche Sitte bezeichnen soll. Wer die vorhergehenden Blätter durchgesehen hat, der wird jetzt schon wissen, daß die Fragestellung überhaupt eine falsche ist. Der Zweikampf ist fraglos eine Sitte, die bis auf die niedersten Kulturformen zurückgeführt werden kann, und welche als Ausgleich der Streitigkeiten in der „eigenen Art“ gegenüber der Vernichtungsjagd auf die Fremden entstand. Der Zweikampf trägt also vom ersten Augenblicke an den Charakter interner Kämpfe.

Es handelt sich vor allen Dingen darum, die verschiedenen Formen dieser Sitte kennen zu lernen. Ich will deshalb in diesem Kapitel mehr als sonst das Material aus den verschiedensten Ländern und den unterschiedlichsten Formen des Völkerlebens zusammenstellen, zunächst aber die Varianten in einem einzelnen zusammenhängenden Kulturkreise, nämlich bei den Ozeaniern verfolgen.

Scheingefecht der Krieger auf Ombaye mit Armschild
Nach Dumont d'Urville



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

## 1. Zweikämpfe der Ozeanier.

Die Ozeanier, welche direkt neben den Neuholländern wohnen, haben nicht nur in ihrem Blute, sondern auch in ihrem Kulturbesitz ausgeprägte Charakterzüge mit diesen Völkern gemeinsam. Wie wir später in der Waffengeschichte sehen werden, haben sie wohl höher entwickelte, aber aus gleichen Ursprungsformen wie bei den Australiern hervorgegangene Zweikampfwaffen. So treffen wir z. B. auf Buru nicht nur die gleichen Holzknüppel, — hier Kau-turin genannt — sondern auch die gleichen Schilde. Hier finden wir auch dasselbe Stockfechten und es machte gar manchem Reisenden schon Freude, beobachten zu können, wie geschickt zwei Kinder ihre Hiebe und Paraden ausführen. Gerade hier in Indonesien ist der Begriff der Vorfechter und Vorkämpfer außerordentlich ausgeprägt. Während in den, hochtrabend „Kriege" genannten Kämpfen die größere Anzahl der Streiter ihre Pfeile und Speere aus dem Hinterhalte hervor auf die wohlgedeckten Feinde schleudern, treten die Vorkämpfer aus den Scharen der Ihren heraus und schlagen mit ihren Säbeln gründlich auf einander los.

Kriegstanz und Zweikampf mit Handschild und Kris auf Buru
Nach Rienzi

Krieger von Halmahera mit Handschild
Nach Kükenthal

In Ozeanien haben sich diese Zweikämpfe nach zwei verschiedenen Seiten entwickelt, einmal nach der Seite des Rechtes, ein anderes Mal zu den Formen des Tanzes und Spieles. So ist z. B. in Palembang der Zweikampf gesetzlich anerkannt. Wenn ein solcher rechtmäßiger Kampf stattfindet, so ist es durch das Gesetz verboten, die fechtenden Parteien zu trennen, obgleich es erlaubt ist, sie womöglich durch freundliche Zusprache miteinander zu versöhnen. Das Palembangsche Adat (hergebrachtes und anerkanntes Recht) sagt hierüber folgendes: Wenn zwei Männer, die einen gleichen Haß gegen einander hegen, gleiche Kräfte und Mut besitzen und gleiche Waffen führen, im Zweikampfe begriffen sind, und einer von dem anderen verwundet oder getötet wird, so soll der Thäter nicht von der Obrigkeit gestraft werden. Wenn ein Dritter, welcher dazu kommt, die fechtenden Parteien von einander trennen will und dabei selbst verwundet oder getötet wird, so soll die Obrigkeit seinen Tod nicht an einer der Partei rächen können. In einzelnen Fällen ist jedoch die

**Eigentliche verzeichnuß eines gantzen Thurniers/ so der Durchleuchtigst/ Groß-mächtigst/ Fürst vnd Herr/ Herr Maximilian/ König in Böhem/ ꝛc. erwehlter Römischer Keyser/ ꝛc. vor Wien in Oesterreich lassen halten.**

Beispiel für die höchste Ausbildung des Zweikampfes im Rittersport

Dazwischenkunft eines Dritten gesetzlich erlaubt; und zwar ist es nicht gegen die Gesetze, einem verheirateten Manne beizustehen, um einen von ihm ertappten Ehebrecher umzubringen; desgleichen ist es erlaubt, seinem Freunde beizustehen, wenn dieser nicht im Stande, ein ihm angethanes Unrecht zu rächen; man darf einem Jüngling zu Hilfe kommen, wenn er nicht stark genug ist, eine ihm angethane Beleidigung selbst zu bestrafen. Nur in diesen und in keinen anderen Fällen soll es gesetzmäßig betrachtet werden, sich in einen Zweikampf zu mischen.

Wie der Zweikampf bei den Kayans auf Borneo gleichsam zum Spiele geworden ist, erlebte Kükenthal, dem zu Ehren die Wilden einst ein Fest veranstalteten. Der Gelehrte schreibt:

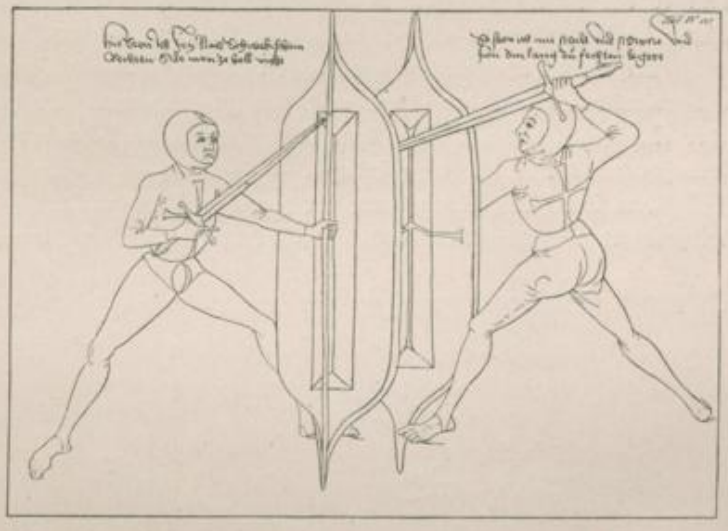
Der Zweikampf als Schauspiel auf Hapae vor Cook
Nach dessen Reisewerk

Wir begaben uns in das Haus und setzten uns zum Häuptling auf die Estrade, während ringsum etwa 80 Männer im weiten Kreise uns umlagerten. Die Orgelpfeife setzte in vollen Tönen ein und das Fest begann.

Zunächst ein graziös ausgeführter Kriegstanz, der aber nicht zu genügen schien, denn bald ertönte eine lebhaftere Weise und zwei Krieger mit Schwertern und Schilden traten in den Kreis: Unter gellendem Zuruf sprangen sie aufeinander ein, um im Takte der rasend gewordenen Musik herumzuwirbeln, bald sich hinter den Schilden duckend, bald in mächtigem Sprunge aufeinander losschießend. Unaufhörlich kreiste das blinkende, scharfe Schwert in der Luft, blitzschnell folgten die Hiebe, die aber stets vom Schilde des Gegners aufgefangen wurden, kurzum, es entwickelte sich eine regelrechte, freilich etwas wilde Mensur, die mein altes Korpsburschenherz höher schlagen ließ.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

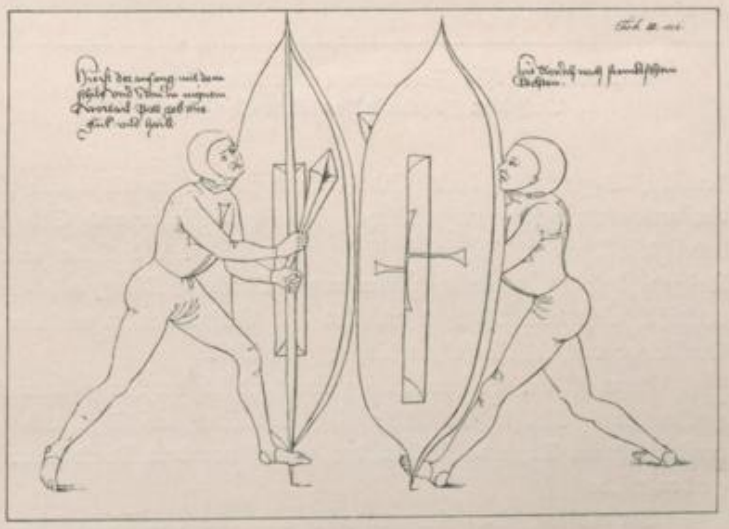
Unsere braunen Freunde waren außer sich vor Erregung und gellende Zurufe erschollen fortwährend aus ihrer Mitte, die Kämpfer anfeuernd. Vergeblich würde ich versuchen, das malerische Bild festzuhalten: in dem roten, düsteren Scheine der Harzfackeln wirbelten die beiden Krieger herum, in mit fliegenden Federn geschmückten Kriegsgewändern, um sie herum der enge Kreis scheinbar bewegungsloser, aber doch von innerer Aufregung glühender Zuschauer, über deren nackte Bronzeleiber zitternde Lichter huschten. — — —



Mittelalterlicher Zweikampf mit Schwertern und Tartschen oder Handschilden
Nach dem Fechtbuche des alten Thalhofer

Etwas weniger hitzig und infolge des Fehlens der Eisenwaffen weniger imposant erscheinen die Spielkämpfe der Polynesier, von denen ich wenigstens zwei Beispiele, eines von Tahiti und ein anderes von Samoa anführen will.

Zwischen den Aufführungen, welche den Mitgliedern der Cookschen Expedition von den Tahitiern gewidmet waren, ließen sich auch ein paar Fechter sehen. Sie waren mit Speeren und Keulen bewaffnet. Der eine that den Angriff und der andere verteidigte sich. Der erste schwang den Speer und warf ihn oder stieß nach seinem Gegner damit, indem er zu gleicher Zeit seine Keule



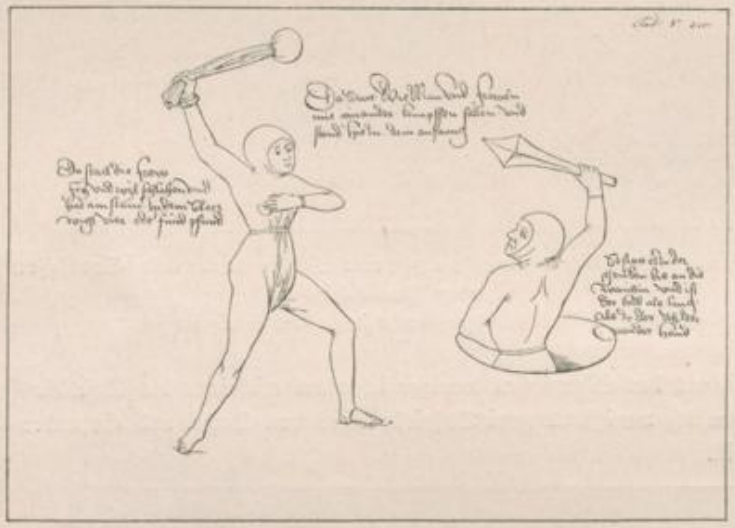
Mittelalterlicher Zweikampf mit Keulen und Tartschen oder Handschilden
Nach dem Fechtbuche des alten Thalhofer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gebrauchte. Derjenige, welcher sich verteidigte, steckte die Spitze seines Speeres in die Erde in einer schrägen Richtung, so daß der oberste Teil über seinem Kopfe hervorragte, und in dem er das Auge seines Feindes beobachtete, fing er seine Schläge und Stöße durch die Bewegung seines Speeres auf. Ihre Geschicklichkeit bestand hauptsächlich in der Verteidigung.

Bei den zu erwähnenden samoanischen Spielen stand ein Mann in einiger Entfernung und erlaubte anderen, den Speer nach ihm zu schleudern. Er hatte keinen Speer, wohl aber eine Keule, und mit dieser legte er eine außerordentliche Gewandtheit an den Tag, die heranschwirrenden Speere wegzuschlagen. — — — —

Eine interessante Abwandlung der Zweikampfsitten möchte ich von der Insel Sumatra bringen. Ursprünglich kämpften bei Zwistigkeiten im eigenen Stamme mehrere Vertreter zusammen. Bei den Pak-Pak und in Deiri herrscht heutzutage nun die Gewohnheit und der Gebrauch der Panghulu-balangs, rohgeschnitzter hölzerner Bilder, welche vor dem Ausbruch eines Krieges die beiden feindlichen Parteien einander zuschicken. Ein solches Bildnis wird auf nachfolgende Weise verfertigt.



Mittelalterlicher Zweikampf von Mann und Weib
Nach dem Fechtbuche des alten Thalhofer

Die Sibassos bemächtigen sich eines elternlosen Buben von 8—10 Jahren, graben ihn bis zum Hals in die Erde ein und stopfen ihm als Speise einen Brei in den Mund, der aus einer geschnittenen Wurzel, spanischem Pfeffer und Salz besteht. Da dem Kinde dabei kein Tropfen Wasser verabfolgt wird, so gerät dasselbe in einen solchen überreizten Zustand, daß es, wenn man ihm augenblickliche Erlösung aus seinem qualvollen Zustande verheißt, nicht viel Mühe kostet, ihm das Versprechen zu entlocken, nach seinem Tode den Dorfbewohnern als Vorfechter dienen zu wollen.

Kaum ist das Versprechen gegeben, so wird der Junge dadurch getötet, daß man ihm geschmolzenes Blei in die Kehle gießt, den Kopf abschlägt, und diesen letzteren in einem großen irdenen Topfe verschließt, der hierauf vor dem Dorfe unter einem Feigenbaume begraben wird.

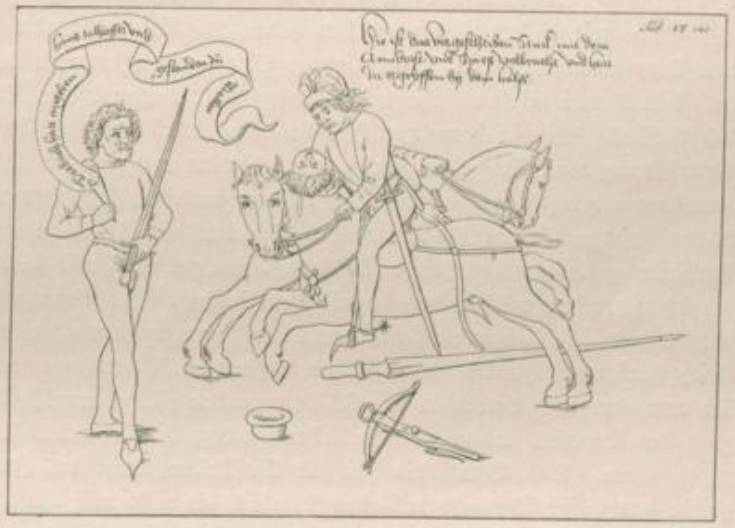
Vor Anfang eines Krieges wird nun eine menschliche Figur aus Holz geschnitzt mit einem viereckigen Loch an der Stelle des Nabels. Der Topf wird ausgegraben und geöffnet, etwas von den inzwischen in Fäulnis übergegangenen weichen Teilen des Kopfes herausgenommen, damit die viereckige Nabelöffnung gefüllt und diese nun mit einem Bleiplättchen

geschlossen. Der Panghulu-balang hat hierdurch seine Seele bekommen und ist nun zum Gebrauche fertig. Der Topf mit seinem Inhalt wird hierauf wieder für spätere Fälle aufbewahrt.

Die beiden Holzfiguren, welche die beiden Parteien sich zuschicken, gelten als geistige Vorkämpfer des Stammes. Sie sind wohl an die Stelle der einstigen Zweikämpfer getreten.

## 2. Entwicklung der Schlacht

Wir wollen nun einmal in die Sagenzeit untertauchen, wollen sehen, in welcher Weise die Zweikämpfe in dieser Epoche und in den Dichtungen aus alter Zeit zu verstehen sind. Es ist nicht schwer, ein ausgiebiges Material zusammen zu stellen.



Entscheidendes Ringen zu Pferde
Nach dem Fechtbuche des alten Thalhofer

Die chinesische Sage oder, — wie es in China heißt, „die Geschichte" — erzählt aus der Vorzeit, daß es häufig Sitte gewesen sei, daß durch Vorgefechte der Anführer eine Entscheidung herbeigeführt worden sei, ohne daß die feindlichen Heere erst in eine Schlacht verwickelt worden wären. Dadurch wären viele Menschenverluste verhindert und es hätte viel Tapferkeit sich gezeigt. Es ist das gewesen in Kämpfen chinesischer Reiche unter einander. — Die israelitische Sage weiß zu erzählen, wie ein Krieg mit den Philistern noch vor seinem eigentlichen Ausbruche dadurch entschieden worden wäre, daß David den Goliath im Zweikampfe erschlagen habe.

Als die beiden Bruderstämme der Albaner und der Römer in Grenzstreitigkeiten verwickelt und die beiden Heere einander gegenüber gerückt waren, da stellten die Heerführer auf der einen Seite das Drillingspaar der Horatier, die anderen das Drillingspaar der Kuriatier heraus. Diese beiden Drillingspaare waren aber Söhne zweier Zwillingsschwestern. Die römischen Horatier überwanden die albanischen Kuriatier, die drei letzten sowohl als aber auch zwei der ersteren fielen in diesem Kampfe. Mit dem Kampfe und dem Überleben des einen Horatiers war Alba unter die Herrschaft Roms gekommen. Und dann:

Da die Gallier wieder einmal, es war im Jahre 361 vor Christi Geburt, gegen Rom zu Felde zogen, trat aus ihrer Reihe ein riesenhafter Gallier hervor, und rief den Tapfersten der Römer zum Zweikampfe heraus. Dieser Aufforderung kam der junge T. Man-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lius, später Torquatus, nach. Der Jüngling fällte den Gallier zu Boden. Die Gallier zogen ab.

Die historische Bedeutung dieser Sagen kümmert uns hier nicht. Für uns kommt in Frage, welche Belege sie für die Entwickelungsgeschichte des Kampfes erbringen.

Nach allem Vorhergehenden kann ich nicht umhin, die wiedergegebenen Sagen als historische Reminiszenzen stattgehabter „Kampfesformen" aufzufassen. Ob sie gerade in den Kriegen, welchen sie zugeschrieben wurden, vorkamen, ob es überhaupt Heere waren, welche hier gegeneinander vorrückten, ist gleichgiltig. Wir haben hier sowohl, wie in den deutschen Sagen ein Monument dafür, daß die Zweikämpfe der Anführer auch die Entscheidung über das Schicksal ihrer Sippe herbeiführten. Daß es mehr oder weniger immer Verwandte, also Leute der „eigenen Art" waren, muß diese Vermutung bis zur Überzeugung stützen.

Was wir in den Sagen erhalten haben, das sind mehr oder weniger Beschreibungen von Sippenkämpfen. Wie in der eigenen Sippe gekämpft wurde, das wolle man gefälligst aus dem Homer ersehen. Siehe den Kampf des Ajax mit dem Odysseus um die Waffen des Achilles. Wie in damaliger Zeit das Rechtsverhältnis zwischen zweien, die zu ihrer Unterstützung dann Kriegsheere aufboten, trotz aller nachfolgenden Kriegsheere doch noch im Zweikampfe geregelt wurde, das wird dadurch bewiesen, daß Homer den Trojanerkrieg im dritten Gesange mit dem Zweikampfe des Menelaus und Paris anfangen läßt. Welche feine Empfindung die damalige Zeit dafür hatte, daß eigentlich Paris in diesem Zweikampfe hätte erschlagen werden müssen, das beweist der Verlauf dieses Gesanges. Aber dasselbe feine Gefühl sagte sich, daß wenn Paris damals erschlagen worden wäre, daß dann der trojanische Krieg überhaupt eigentlich hinsichtlich der basierenden Moralfrage entschieden gewesen wäre. Da nun aber noch viele Kämpfe geschildert werden sollten, umging die Dichterzeit den Ausgang des Kampfes, indem sie eine liebenswürdige Göttin veranlaßte, den Paris unsichtbar zu entführen. Das Bewußtsein für die Entscheidungskraft des Zweikampfes spricht aber gerade aus dieser Thatsache mit einer Klarheit, die nicht mißzuverstehen ist.

Nun der Charakter dieser Zweikämpfe! Sind sie wohl etwas anderes geworden, als wir sie bei den Neuholländern und bei den Botokuden fanden? Es giebt ein kleines Charakterzeichen unter den Zweikämpfen in der „eigenen Art". Schon bei den Tieren, bei den Katzen und Hunden können wir es feststellen. Knurrend und murrend schleichen die Feindlichgesinnten um einander herum. Die gereizten Belltöne werden lauter, leidenschaftlicher, bis sie mit Kratzen und Krallen plötzlich aufeinander losfahren. Man schlage zurück und lese die Stelle über den Zweikampf der Botokuden nach. Man wird finden, daß dieses Sichanknurren auch dort den Beginn des Kampfes einleitet, daß auch dem Prinzen Wied sich die Parallele zum Hundeknurren aufdrängte. Gleich charakteristisch ist das aufreizende Anknurren bei den Zweikämpfen der Neuholländer geschildert. Dort sind es noch die einfachen Töne wie beim Hunde und wie bei der Katze, womit man sich Mut macht und den Grimm des Feindes reizt.

Nun lese man auch noch das Buch Samuelis, Kap. 17 nach. Dort ist es beschrieben, wie sich David und Goliath gegenüber stehen. Da sind die anknurrenden Töne Davids in Worte gefaßt. Ehe sie streiten, schelten sie einander, und der ideale David ruft Goliath die liebenswürdigen Worte zu: „Komm her zu mir, ich will dein Fleisch den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf dem Felde geben." In der Ilias entwickelt sich dieses Anknurren zu den bekannten schönen Reden. Aber die Reden, welche die Indianer vor dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Beginne des Gefechtes einander zurufen, sind kaum weniger klassisch, und Achilles ruft dem Hektor auch zu: „Daß doch Zorn und Wut mich erbittere, roh zu verschlingen dein zerschnittenes Fleisch, für das Unheil, das du mir bereitet."

Es ist möglich, daß man dieses Ankurren wieder erkennen kann in den Liedern, welche die Soldaten auf dem Anmarsche gegen den Feind anstimmen. Vielleicht liegt in der ganzen Kriegsmusik etwas Verwandtes, jedenfalls kann man das sagen von der Kriegsmusik primitiver Völker, wie der Hottentotten. Ja, wir dürfen nicht davor zurückschrecken, es als Parallele zu bezeichnen, wenn Wilde wie kultivierte Völker in Religionskriegen mit heiligen Gesängen sich ermutigten und gegenseitig reizten.

Und sind denn etwa die Ursachen der neuholländischen und der homerischen Kämpfe verschiedenartige? Ist es nicht in beiden Fällen Frauenraub oder Ehebruch, der den Zweikampf heraufbeschwört? — Ich will das hier voraussetzen: Unter allen Veranlassungen der Zweikämpfe, sowohl bei niederen Stämmen, als bei hochkultivierten Völkern ist Frauenraub die häufigste Veranlassung.

Vor dem Gottesgericht (Im Vordergrunde stehen die beiden Särge)
Nach dem Fechtbuche des alten Thalhofer

Zur Beurteilung der Entwickelung der Schlacht und des Verhältnisses zwischen Schlacht und Zweikampf, will ich hier einen Hauptsatz der damaligen Kriegsverfassung bringen: Die Heere sind nichts anderes, als die geschlossenen Sippen, welche sich um die Zweikämpfer schaaren.

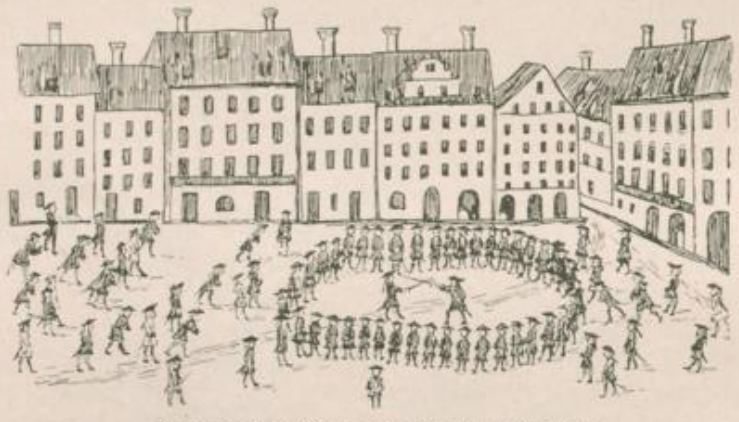
Im alten Wales schritten die Jünglinge zu Waffenübungen, Spielen und Gelagen nach den Geschlechtern unter ihrem Häuptling einher, zogen so in den Krieg und hielten in der Schlacht bis zum letzten Manne zusammen. Ebenso standen noch im alten Deutschland die Blutsfreunde im Heere zusammen, die Serben im Türkenkriege 1828, die Hochschotten bis 1746. Im alten Italien war das Heer geordnet nach Tribus, Curien und Gentes, und jedes Oberhaupt einer Gens stand an der Spitze seiner Klienten. Im zweiten Gesang der Ilias rückt die Armee aber in die Schlacht nach dem Grundsatze, „daß das Geschlecht dem Geschlechte beistehe und die Stämme den Stämmen".

Fragen wir uns danach, wie denn überhaupt die Schlacht entstand, so müssen wir ohne weiteres sagen: aus dem Streit mit der „eigenen Art" und aus dem Zweikampfe. Es waren zwei Leute, die sich befehdeten; ihnen schlossen sich die Untergebenen an; dem

Zweikämpfer verbündeten sich andere Herren und aus einem größeren Bündnis gleichstehender Herren entstand das Kriegsheer.

Ich kann das nicht nur behaupten hinsichtlich der erwähnten Völker Europas, die gleiche Erscheinung geht fast durch alle aufkeimenden Kulturvölker. Ich darf wohl an das große indische Volksepos, das Maha-Bharata, erinnern. Dieses behandelt die Kämpfe indischer Fürsten im Mittellande und in jener Zeit, als schon die einheimische Urbevölkerung zurückgedrängt war. Wir sehen hier zwei verwandte Familien miteinander ringen, die Kuru- und Panduſöhne. Die beiden Familien waren eng miteinander verwandt, Enkelkinder der gleichen Großmutter. Nach langjährigen Streitigkeiten, in denen die Mißhandlung einer Frau wieder eine große Rolle spielt, bricht der endgiltige Krieg aus.

Damit fangen die typischen Charakterzüge an. Jede der beiden Familien sucht möglichst viele andere Geschlechterherren zu Verbündeten zu gewinnen. Vor der Schlacht schon wird ganz genau bestimmt, wer mit dem andern zu kämpfen habe,



Paukerei auf dem Marktplatz zu Jena
Nach dem Tagebuche von Jahns Großvater

Die Aufzählung geht bis zu den schlichtesten Geschlechterherren herunter. Als die Heere nun gegenüber lagern, wird die Herausforderung ausgesprochen. Und siehe da, dasselbe klassische Anknurren und die Vereinbarung ausgeprägter Bestimmungen. Wenn der Kampf ruht und aufgehört hat — hieß es — soll Freundschaft unter einander sein. Nicht soll ferner einer fremde Kunstgriffe gebrauchen. Auf Anruf sollen Kampf und Gegenkampf sein. Aus dem Kampfe Scheidende sollen nicht weiter geschlagen werden. Wagenkämpfer sollen gegen Wagenkämpfer, Elephantensitzer mit Elephantensitzern, Reiter gegen Reiter, Fußgänger gegen Fußgänger streiten. Nach Gebühr und Lust, nach Kraft und Vermögen soll aufgefordert, nicht einer, der arglos und erschöpft ist, angegriffen werden. Mit einem soll nur einer sich einlassen. Auf Wehr- und Waffenlose soll nicht eingehauen, ebenso sollen Wagenlenker, Zuchttiere, Waffenbringer, Trommelschläger und Muschelbläser nicht angegriffen werden. Das waren die Bestimmungen, welche Kuru und Pandu mit ihren Genossen unter sich vereinbarten.

Der Hauptteil endet mit einem entscheidenden Keulenzweikampf, bei welchem alle anderen unthätig herumstehen und zuschauen. Wenn einer die Zweikampfbedingungen übertritt, werden ihm im Heldengedichte arge Schmachworte, und das ganze Lied ist belebt von dem einen Moralgrundsatze, daß der der Gute ist, welcher die Gesetze wahrt, und daß dieser allein selig wird. (Vergl. auch Buch 2, Kap. 9.)

Auf solche Weise ist aus dem Zweikampfe die Heldenschlacht entstanden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

## 3. Gerichtliche Zweikämpfe

Der gerichtliche Zweikampf bedingt als Voraussetzung entweder einen sehr starken Haß und Rachgesinnung auf der einen, dazu Reue und Schuldbewußtsein auf der anderen Seite, oder auch ein starkes Gottesbewußtsein, eine Überzeugung von der Gerechtigkeit der Dinge, um einen rechtlich würdigen Ausgang zu nehmen.

Von diesen Kräften ist auf primitiven Kulturstufen keine stark entwickelt, trotzdem das Eingreifen religiöser Motive auf das Zweikampfgebiet unbestreitbar ist. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß die alten Mexikaner mit ihren Nachbarstämmen verabredete Zweikampfschlachten abhielten, um die erforderliche Zahl von Opfern für die Götter zu erzielen, daß ferner der Priester mit seinem Schlachtopfer auf dem Opfersteine noch einen Zweikampf ausfocht, der oft den Priester ums Leben und dem zu Opfernden die Freiheit brachte.

Die erwähnten Vorbedingungen mögen aber wohl für den gerechten Ausgang eines Zweikampfes, können aber nicht für die Entwickelungsgeschichte des Gottesgerichtes maßgebend sein. Einen gerichtlichen Zweikampf und zwar in Palembang konnten wir im Anfange dieses Kapitels schon beobachten. Die Verordnungen, welche die dortige Sitte aber zur gesetzlich berechtigten machen, lassen die Entstehung des Zweikampfes auf nichts anderes als auf die Thatkraft des berechtigten Zornes zurückführen. Gerade in Europa aber, wo die gerichtlichen Zweikämpfe uns notgedrungen am meisten interessieren müssen, als eigenartige, gleichsam gezüchtete Nachkömmlinge des alten und ursprünglichsten Kampfes mit der „eigenen Art", ist uns glücklicherweise eine der wertvollsten Notizen in unserem Sinne erhalten geblieben. Tacitus schreibt nämlich, daß die alten Germanen sich über den Ausgang eines Krieges vorher zu vergewissern versuchten, indem sie einen Gefangenen des Volkes, mit dem sie im Streite waren, mit einem tapferen Manne des eigenen Stammes, jeden in seiner Rüstung fechten ließen. Der Sieg des einen oder anderen wurde als Vorbedeutung für den ganzen Krieg genommen.

Erste Mensur mit Mützen auf der Hirschgasse zu Heidelberg
Nach gleichzeitigem Bilde

Wie stark die Empfindung für die Sicherheit derartiger Ordale war, geht auch aus der Urkunde hervor, in welcher König Gundobald, der Burgunder, im Anfange des 16. Jahrhunderts den gerichtlichen Zweikampf ausdrücklich „einsetzte:

„Nachdem wir hinlänglich in Erfahrung gebracht haben, daß viele unter unserem Volke, teils durch ihre Hartnäckigkeit im Rechthaben teils aus Antrieb ihres Geizes, sich soweit haben verleiten lassen, daß sie sich kein Bedenken daraus machen, sowohl ungewisse

Sachen zu beschwören, als auch wegen ihnen wohlbekannter Sachen wider besser Wissen und Gewissen falsch zu schwören: so haben wir zur Abschaffung dieses gottlosen Mißbrauches beschlossen, daß, wenn in Zukunft unter unseren Unterthanen eine Streit entstehen und der Beklagte schwören sollte, er wäre dasjenige, was man von ihm fordert, nicht schuldig, oder er hätte das, was man ihm Schuld gebe, nicht begangen; der Streit auf diese Art beendet werden soll, daß, wenn der Kläger mit dem einen nicht zufrieden ist, sondern seinem Gegner sagt, er wolle die Wahrheit mit den Waffen darthun, und dieser sich solches gefallen läßt, es ihnen alsdann erlaubt werden soll, mit einander zu kämpfen."

So haben sich die Zweikämpfe unter Anrufung Gottes zu gerichtlichen Entscheidungen umgestaltet. Es waren feierliche und geheiligte Handlungen.

„Wenn nicht der Zug bis zum Kampfplatze, die Stille der abgesperrten Straßen, in denen der Verkehr unterbrochen, der an das Jenseits mahnende Glockenklang, die erwartungsvolle Menge der Zuschauer, die Einhegung und Beschirmung des Platzes durch Gewappnete, endlich der würdevolle Eintritt des Gerichtes, den Schuldigen bewegt hatte, so mußte bei Betreten des Platzes der vom Priester gespendete Zuspruch, Beichte und Kommunion, der feierliche Kampfschwur, sowie der Anblick der bereitstehenden offenen Särge mit Kreuz und Bahrtuch, auch den hartgesottensten Sünder mürbe gemacht und die innere Stimme geweckt haben, die ihn des Kampfes nicht froh werden ließ, zur Niederlage, zum Bekenntnis und zur Sühnung seiner That trieb." — Diese Worte Kufahls treffen den Kern der Sache.

Säbelduell
Nach Kufahl und Schmied Kowarzik

So traten aber nicht nur Ritter in die Schranken, sondern auch Bürger und Landleute, ja, sogar das Weib konnte auf diese Weise sein Recht vertreten. Strenge Gesetze herrschten über alle Vorgänge und sorgten für einen billigen Ausgang, soweit die menschliche Fürsorge denken konnte. Und wenn ein Weib mit einem Manne stritt, so stellte man ihn als den Stärkeren in eine Grube, bewaffnet mit einer Holzkeule, während sie in voller Freiheit den Schleier, mit Steinen gefüllt, gegen jenen schwingend, bedeutende Vorteile genoß.

„Darnach im Jahre des Herrn 1288 am 5. Tage Januarii geschah zu Bern an der Matten, da jetzund die große Kirchhofmauer staat, ein Kampf zwischen einem Mann und einem Weib. Das Weib lag ob und gewann den Kampf" — ist in einer Schweizer Chronik aus dem Jahre 1548 zu lesen.

An die Stelle des Gotteskampfes trat das Duell, dessen moderne Formen wir aus Frankreich erhalten haben, während die Studenten aus ihren schon im ausklingenden Mittelalter berüchtigten Raufereien die Paukerei und die Mensur geschaffen haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Und so lebt der Zweikampf immer fort. Es scheint fast, als wolle er nicht aus der Welt verschwinden. Ja, es scheint sogar, als wenn noch heute das gleiche Motiv wie im Ursprunge ihm immer wieder neues Leben einhaucht, — der Kampf um den Weiberraub.

## 4. Die Friedlosigkeit

Es ist wunderbar, daß, während aus dem Zweikampfe, dem Kampfe mit der „eigenen Art" die Schlacht mit dem Feinde erwuchs, — daß gleichzeitig aus dem Kriege mit der anderen Art die Pflege der Gerichtsbarkeit und ein festes Recht im eigenen Staatsgebäude erstand.

Wer nach altnorwegischer Anschauung den Frieden verletzte, sollte des Friedens nicht mehr genießen. Es ward angenommen, daß derjenige, welcher das Recht eines einzelnen Genossen oder des ganzen Verbandes mißachtet oder verletzt hatte, dadurch für sich selbst auf den Schutz des Friedens verzichtete und sich somit selbst aus dem Frieden setzte. Die Folge war vollständiger Ausschluß aus der Rechtsgenossenschaft. Damit war aber der Friedlose nicht nur Ungenosse oder Fremder; er ward sogar Feind. Er ward den menschenfeindlichen Tieren, dem Bären und dem Wolfe, gleichgestellt. Er ward daher erschlagen, wo man ihn fand. Er ward bußlos und schutzlos.

Pistolenduell; Barriere
Nach Kufahl und Schmied Kowarzik

Gleiche Spuren der Entwickelung können wir fast bei allen Völkern finden. Die Indianer vertrieben denjenigen, welcher sich bis zu einem gewissen Grade gegen die Gesetze des Stammes versündigt hatte. Für den Vertriebenen hatten sie zwei Stufen der Strafe. Nach der linderen konnte ihn jeder töten, der ihn traf. Nach der strengeren mußte ihn jeder umbringen. Solche Ausstoßungen, solche Vertreibungen lassen sich überall nachweisen. Es bleibt aber ein Zug dabei bezeichnend. Wenn z. B. unter den Warua am Lomami die Versammlung der Ältesten erkannt hat, daß irgend einer, über den sie zu Rate gesessen haben, sich schwer vergangen hat, und wenn die jungen Leute nun auf den Verbrecher stürzen wollen, um ihn zu ermorden, so halten die Besonnenen, die Alten, die Ungestümen zurück und weisen darauf hin, daß nur ein König das Recht habe, seine Untergebenen umzubringen, daß sie aber nur vertreiben dürften, daß der Vertriebene allerdings vogelfrei sei. Man läßt also den Friedlosen erst eine Tagereise entfliehen. Dann erst stürzen die jungen Leute hinter ihm her, und wenn sie den Flüchtling erreichen und ermorden, erhalten sie sogar
30 ein Lob.

Wir sehen also, daß die Todesstrafe im eigenen Stamme zunächst nicht besteht. Der Verbrecher muß erst zur „anderen Art“ werden. Die „andere Art“ kann dann der Vernichtung anheimfallen.

Die Entwickelung dieses Charakterzuges, dieses „Stempeln zur andern Art“ und der darauf folgenden „Menschenjagd“, hat bis zum Todesurteil geführt, und man kann noch Reste nachweisen von der Erscheinung, daß der Verurteilte erst aus den Sippungsrechten und aus der Sippungszugehörigkeit ausgeschlossen wurde, ehe man ihn hinrichtete.

So hat der Zweikampf, der Kampf mit der „eigenen Art“ die Schlacht mit einem anderen Volke, und so hat die Menschenjagd, der Kampf mit der „andern Art“ die Friedlosigkeit und das Todesurteil gegen ein Stammesmitglied ins Leben gerufen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 12. Ehrbegriff, Die 47 Ronins, Harakiri

Auf das Engste verbunden mit dem Rittertume, mit dem Zweikampf u. s. w. ist der Ehrbegriff. Es ist selbstverständlich, daß bei der Eigenart der verschiedenen Völker auch die kriegerische Moralschätzung eine verschiedene ist. Bei den Indianern galt es vielfach als durchaus thöricht, sich unnütz offenen Gefahren hinzugeben. Besonders aus Südamerika ist in der Hinsicht mancherlei zu sagen. Die Zwerge im Innern Afrikas erklären es direkt als schändend, wenn einer durch Unvorsichtigkeit sich dem Tode aussetzt.

Dagegen finden wir in beiden Indien, bei den Malaien, bei den Mexikanern und bei den Japanern eine kriegerische Moralschätzung, die unser ritterliches Ehrgefühl fast erreicht. Die Geschichte weiß z. B. von Chimalpopoca, dem dritten König von Mexiko zu berichten, daß er sich mit einer Anzahl seiner Edlen eines Tages dem Opfertode weihte, um eine Beleidigung zu verwischen, die ihm ein anderer König angethan hatte. Es waren das Ehrengesetze bei den Azteken. Aber wie opferten sich solche Ritter? Sie ließen sich für die Götter hinmorden und starben auf dem Opfersteine.

„Du sollst nicht leben unter demselben Himmel und nicht betreten dieselbe Erde mit dem Feinde deines Vaters oder deines Herrn“ hat der weise Chinese Confucius geschrieben. Die Chinesen meinen, daß solle man wohl so auffassen, daß man dies Feindesland verlassen solle; die Chinesen fliehen. Der Japaner dagegen hat den Satz auch übernommen, und er hat ihn ausgebildet nach dem ritterlichen Maßstabe, der diesem Volke überhaupt eigen ist. Ich glaube, daß

Letzte Scene aus einem Harakiri. In der Mitte sitzt derjenige, welcher sich zum Tode geweiht hat. — Unter der weißen Verhüllung vollbringt er den Todesstoß. Der Freund, welcher hinter ihm steht, verrichtet ihm den letzten Liebesdienst und kürzt durch einen Schwertstreich die letzten Qualen. Die anderen sind Zeugen

Nach photographischer Aufnahme



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der japanische Ehrbegriff aber in einer Urgeschichte des Krieges eher geschildert werden solle, als derjenige, welchen europäische Krieger geschaffen haben, und zwar deswegen, weil in dem Lande Japan sich die mit dem Ehrbegriffe verbundenen Sitten direkt an ursprüngliche grausame Anschauungen und Vorstellungen angliedern, weil wir in der merkwürdigen Form des Harakiri das kostbare Mittelglied und Verbindungsstück von ursprünglicher Rauheit und kultiviertem Edelsinn besitzen.

Takumi no Kami

Ich weiß die Bedeutung des Harakiri nicht besser zu schildern, als indem ich die Geschichte der 47 Ronins hier wiedergebe. Ehren doch heute noch die Japaner die Gräber dieser Ritter und den Brunnen, in welchem sie das Haupt des erschlagenen Widersachers gewaschen haben, mit Fug und Recht als ihr höchstes Nationaleigentum.

Vorher nur ein Wort über die Bezeichnung „Ronin". Dieser Ausdruck bedeutet buchstäblich einen „Wellenmann", einen Menschen, der hin und hergeschleudert wird, wie die Wogen der See. Er wird angewendet zur Bezeichnung von Personen edler Herkunft, die sich von ihren Lehnsherren entweder freiwillig losgesagt haben oder von ihnen entlassen wurden, und die danach im Lande wie eine Art von abenteuerlichen fahrenden Rittern umherschweifen.

---

Im Anfange des 18. Jahrhunderts lebte ein Daimio mit Namen Asano Takumi no Kami, Schloßherr von Ako in der Provinz Harima. Damals traf es sich, daß ein kaiserlicher Gesandter von dem Hofe des Mikado zum Schogun in Jedo geschickt wurde, und daß man jenen Herrn Takumi no Kami und einen anderen Edelmann mit Namen Kamei Sama beauftragte, den Gesandten zu empfangen und ihm die Honneurs zu machen, und ein hoher Beamter namens Kira Kotsuke no Suke sollte jene beiden über das bei solchen Gelegenheiten herkömmliche Zeremoniell belehren.

Kira Kotsuke no Suke

Die beiden Edelleute mußten daher täglich zum Schlosse gehen, um die Instruktionen des Kotsuke no Suke anzuhören. Dieser letztere war aber ein äußerst habgieriger und egoistischer Mensch, und da er meinte, daß die Geschenke, welche die beiden Daimios dem durch die Zeit geheiligten Gebrauche gemäß ihm für seine Bemühungen dargebracht hatten, zu wertlos und seiner unwürdig seien, so wurde er mit Ärger und Haß gegen sie erfüllt und machte die beiden Herren zum Gegenstande seines Spottes. Der von strengem Pflichtgefühl zurückgehaltene Takumi no Kami ertrug die Beleidigung mit Geduld. Aber Kamei Sama, der sein Temperament nicht zu zügeln verstand, fühlte sich empfindlich verletzt und

entbrannte dermaßen von Rachegefühlen, daß er beschloß, den Kotsuke no Suke ums Leben zu bringen.

Als er diesen Beschluß nun eines Abends seinen Räten und Ältesten mitteilte, fanden diese denselben zwar der Situation vollkommen angemessen und angebracht; es waren aber kluge Räte und noch in der gleichen Nacht raffte der älteste derselben heimlich möglichst viel Geld zusammen und sandte es in den Palast des Kotsuke no Suke, den er der Bestechungen völlig zugänglich wußte. Wie erstaunte denn auch Kamei Sama als am nächsten Tage der Lehrer ihn äußerst liebenswürdig und schmeichelhaft empfing und in gewisser Weise sogar des früheren Benehmens wegen sich entschuldigte. So ward denn dem Kamei Sama die Gelegenheit genommen, seinen Zorn in blutiger That walten zu lassen.

Japanische Zeichnung eines Ronin

Desto schlechter wurde nun Takumi no Kami behandelt. Und so pflichtgetreu er auch alle Beschimpfungen ertrug, so erreichte doch die Grobheit des anderen eines Tages den Gipfelpunkt der Ertragsfähigkeit. Der Kotsuke no Suke verlangte nämlich nichts anderes von dem Daimio als das Zubinden der Socke. Obgleich zornglühend, vollführte Takumi no Kami den schmählichen Befehl. Als aber der andere noch hinzufügte: „Ei, Herr Takumi, wie ungeschickt und plump Ihr seid! Ihr könnt ja nicht einmal das Band einer Socke festknüpfen, wie sich's gehört. Jeder Mann sieht wohl, daß Ihr ein Bauer vom Lande seid und nichts von den feinen Sitten der Residenz Jedo versteht" — da war der Geduldsfaden zerrissen und der Daimio stürzte dem sich mit höhnendem Gelächter Entfernenden nach und zog den Dolch. Zu seinem Unglücke war der Stich aber nicht tödlich, sondern verursachte nur eine Schramme auf Kotsuke no Sukes Stirn.

Japanische Zeichnung eines Ronin

Sofort eilten Bewaffnete herbei und nahmen den Landedelmann gefangen. Es langte auch gar bald der Hofbefehl an, daß sich Takumi no Kami des Totschlages schuldig gemacht habe, daß man ihm aber in Anbetracht der vorherigen ungerechten Aufreizungen das Recht des Harakiri, der Selbstentleibung, zugestehen wolle; seine Güter seien aber zu konfiszieren. Der Daimio führte demgemäß das Harakiri aus. Seine Scholle Ako wurde konfisziert und seine entlassenen Vasallen machten sich zu Ronins. Einige traten in den Dienst bei anderen Daimios, und einige wurden Kaufleute und Handwerker.

Japanische Zeichnung eines Ronin

Nun wußte der Kotsuke no Suke sehr wohl, daß die wahren und braven Vasallen des Toten sich ihrer Pflicht, die Schmach jenes zu rächen, bewußt wären und alles daran setzen würden, des Verstorbenen

Ehre wieder herzustellen. Daher umgab er sein Haus mit einem Chor bewaffneter Männer, welche er von seinem Schwiegervater, einem wohlhabenden Daimio, lieh. Auch ließ er die entlassenen Vasallen immer verfolgen und zog heimlich Botschaft über ihr Benehmen ein, um über ihre Pläne ins Klare zu kommen.

Der Mann aus Satsuma verspottet den Oischi Kuranosuke

Kotsuke no Suke hatte sich nicht geirrt. Der vornehmste Ratgeber des Verstorbenen, ein Mann namens Oischi Kuranosuke machte mit 46 anderen treuen Anhängern einen Bund in der Absicht, seines Herrn Untergang durch den Tod des boshaften Kotsuke no Suke zu rächen. Er und die 46 trennten sich, nachdem sie sich zu Ronins gemacht. Einige wurden Zimmerleute, andere Handwerker, wieder andere Kaufleute u. s. w. Kuranosuke selbst begab sich nach Kioto, wo er ein wildes Leben anfing, Häuser von schlechtem Rufe besuchte und sich aller Art von Ausschweifung und Lustbarkeit hingab, als wenn ihm nichts ferner läge, als ernsthafte Rachepläne. So brachten denn die Späher Kotsuke no Sukes die jämmerlichsten Nachrichten von dem verbummelten Ronin. Einer dieser Spione, ein Mann von Satsuma, fand den Ronin eines Tages betrunken auf der Straße liegend und schlafend. Da beschimpfte der Spion den Ronin, trat ihn mit dem Fuße und spie ihn an. Dann berichtete er an den Kotsuke no Suke

Die Ronins fordern den Herrn Kotsuke no Suke auf, sich selbst zu entleiben (Harakiri zu machen)

Der edle Ronin trieb aber sein Spiel noch weiter. Um den Feind ganz sicher zu machen, außerdem wohl wissend, daß er sein Weib und seine Kinder in kurzer Zeit doch

nicht mehr würde ernähren können, zerriß er auch diese Bande, jagte seine Familie von dannen und lebte desto liederlicher. Auch das vernahm Kotsuke no Suke. Da ward er ruhig und entließ die Truppen seines Schwiegervaters. Während Kuranosuke aber auf diese Weise seinem und seines verstorbenen Herrn Gegner Sand in die Augen streute, gingen seine 46 Genossen insgeheim als Handwerker und Kaufleute nach Jedo, suchten mit ihrer Arbeit dann und wann Eintritt in den Palast des Verhaßten und entwarfen genaue Pläne der Palastanlage.

Der Brunnen, in welchem die Ronins den Kopf des Herrn Kotsuke no Suke wuschen

Es war nun Mitte des Winters, der zwölfte Monat des Jahres und die Kälte war streng. Eines späten Abends, während heftigen Schneefalles, als alle Welt ruhig zu Hause war und friedfertige Leute auf ihren Matten ausgestreckt schliefen, da sahen die Ronins, daß ihnen keine günstigere Gelegenheit zur Ausführung ihres Vorhabens gegeben werden könne. Von zwei Seiten schlichen sie gegen den Palast heran, wohl bewaffnet und nach guter Verabredung. Um Mitternacht brachen sie herein. Nachdem die Leute in den umliegenden Häusern beruhigt worden waren, nachdem die ersten Wächter überrumpelt, nachdem ein schwerer Kampf mit den Vasallen im Innern des Hauses stattgefunden hatte, gelang es ihnen endlich, nach langem Suchen den Kotsuke no Suke in einem jämmerlichem Verstecke aufzuspüren. Er hatte sich nämlich in einem Loche, angefüllt mit Kohlen und Brennholz, versteckt. Ein Ronin hatte hineingestochen, hatte das menschliche Wesen entdeckt und dem Verhaßten bei dieser Gelegenheit eine Wunde beigebracht, welche sein Gewand mit Blutflecken beschmutzte. Die Ronins zogen ihn heraus, stellten an der Narbe am Kopfe fest, daß er Kotsuke no Suke sein müsse, dann fiel Oischi

Die Gräber der 47 Ronins

Kuranosuke auf die Kniee, und indem er den alten Herrn sehr respektvoll anredete, sprach er:

„Hoher Herr, wir sind die Dienstmannen des Takumi no Kami. Im vorigen Jahre hatten eure Herrlichkeit und unser Herr und Meister einen Streit im kaiserlichen Palaste, infolgedessen unser Herr zum Harakiri verurteilt und mitsamt seiner Familie degradiert wurde. Wir sind nun diese Nacht hierher gekommen, um ihn zu rächen, wie es die Pflicht treuer und loyaler Vasallen ist. Ich bitte euer Herrlichkeit, die Gerechtigkeit unseres Vorhabens anzuerkennen. Und nun ersuchen wir euch, zur Sühne an euch selbst auch das Harakiri zu verrichten. Ich werde die Ehre haben, euch dabei als Sekundant beizustehen. Es ist meine Absicht, euer Herrlichkeit Kopf, nachdem ich ihn mit gebührender Hochachtung in Empfang genommen haben werde, auf dem Grabe unseres Herrn Takumi no Kami als Sühneopfer niederzulegen."

Auf diese Weise behandelten die 47 Ronins den Herrn Kotsuke no Suke in Rücksicht seines hohen Ranges mit der größten Höflichkeit. Sie ersuchten ihn zu wiederholten Malen, das Harakiri zu vollführen. Aber er blieb sprachlos, feige und zitternd zusammengekauert sitzen.

Scene aus einem japanischen Schauspiel

Als Kuranosuke endlich sah, daß es ganz vergebens sei, ihn dazu zu bewegen, den freiwilligen und ehrenvollen Tod eines Ehrenmannes zu sterben, warf er ihn zu Boden und schnitt ihn mit demselben Schwerte den Kopf ab, mit welchem sein Herr Takumi no Kami sich den Tod gegeben hatte. Darauf legten die 47 Kameraden, ganz erfüllt und gehoben von Triumphgefühlen, den Kopf seines Feindes in einen Eimer und dachten an ihren Rückzug. Bevor sie indessen den Palast verließen, löschten sie vorsichtig alle Lichter und Feuer in den Räumen desselben aus, damit nicht etwa durch Zufall eine Feuersbrunst entstehen möchte, durch welche die Nachbarn leiden könnten.

Als sie auf ihrem Wege nach Takanawa, derjenigen Vorstadt Jedos, in welcher der Tempel Sengakuji steht, hinausmarschierten, brach der Tag an, und die Hausbewohner kamen alle hervor, um die 47 Männer zu sehen, welche mit ihren blutigen Waffen und Kleidern einen schrecklichen Anblick gewährten. Jeder Mann lobte sie und bewunderte ihre Treue und ihren Mut. Sie aber erwarteten jeden Augenblick, daß Kotsuke no Sukes Schwiegervater sie angreifen und ihnen den erbeuteten Kopf abnehmen würde. Sie hielten sich daher in Bereitschaft, ihre bloßen Schwerter in der Hand; sie erreichten aber Takanawa ganz unbehelligt. Denn einer der 18 Hauptdaimios von Japan, in dessen Hause Takumi no Kami einst Page gewesen war, hatte mit Freuden von den Begebenheiten der letzten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nacht gehört und hatte sich gerüstet, den Ronins, wenn sie angegriffen werden sollten, beizustehen. Kotsuke no Sukes Schwiegervater konnte daher keinerlei Verfolgung wagen.

Ungefähr um 7 Uhr morgens kamen die Ronins bei dem Palaste des Fürsten von Sendai vorbei, und dieser Fürst, da er von dem Vorgefallenen hörte, ließ einen seiner Räte kommen und sagte ihm: „Die Lehensleute von Takumi no Kami haben ihres Herren Feind erschlagen und ziehen dieses Weges vorüber. Ich kann ihre Pflichttreue nicht genug bewundern. Da sie von ihrer nächtlichen Arbeit ermattet und hungrig sein müssen, so gehe du hin, lade sie ein hereinzukommen und setze ihnen etwas Grütze und einen Becher Weins vor."

Demgemäß ging der Rat hinaus zu Oischi Kuranosuke: „Mein Herr! Ich bin ein Rat des Fürsten von Sendai und mein Herr hat mir geboten, euch zu bitten, da ihr nach allem, was ihr diese Nacht verrichtet, müde sein müßt, zu ihm hereinzukommen und eine bescheidene Erfrischung, so gut, wie wir sie euch in der Eile bieten können, zu euch zu nehmen. — Das ist meine Botschaft an euch, meine Herren!"

Japanische Schwertfeger

„Ich danke Ihnen, mein Herr!" — antwortet Kuranosuke — „es ist sehr gütig von seiner Herrlichkeit, daß er sich die Mühe giebt, unserer zu gedenken. Wir wollen das Anerbieten dankbar annehmen." — Die 47 Ronins traten demnach in den Palast ein und ließen sich mit Grütze und Wein speisen, und alle Anhänger und Dienstleute des Fürsten von Sendai kamen herbei und zollten ihnen Lobsprüche.

Nachdem sie ihrem Wirte tausend Dank gesagt hatten, verließen sie den Palast des Fürsten von Sendai und eilten nach Sengakuji, wo ihnen der Abt des Klosters entgegen kam, sie beim Tempelthore empfing und zum Grabe ihres Herren Takumi no Kami geleitete.

Als sie auf dem Grabe angekommen waren, nahmen sie den Kopf des Kotsuke no Suke hervor, wuschen ihn in der in der Nähe befindlichen Quelle und legten ihn als Sühneopfer auf dem Grabe nieder. Nachdem dies geschehen war, luden sie die Priester des Tempels ein, herbeizukommen und Gebete zu lesen, während sie Weihrauch spendeten. Darauf gaben sie alles Geld, was sie bei sich hatten, an den Abt und Oischi Kuranosuke sprach:

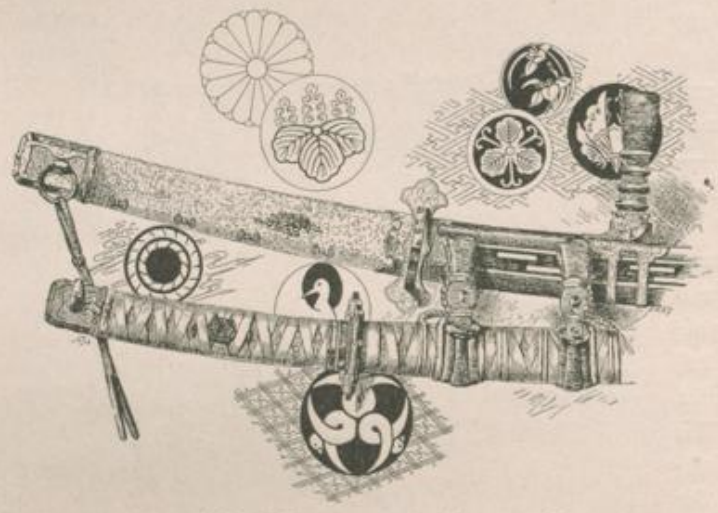
„Nachdem wir 47 Männer Harakiri verrichtet haben werden, bitten wir euch, uns ehrlich zu begraben. Ich verlasse mich in dieser Hinsicht auf eure Güte. Dieses Geld ist

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nur eine Kleinigkeit, die ich anbieten kann. So wie es ist, bitte ich euch, es zur Zelebrierung von Messen für unsere Seelen verwenden zu wollen!"

Und der Abt, den treuen Mut der Männer bewundernd, versicherte mit Thränen in den Augen, daß er ihre Wünsche erfüllen werde. Dann setzten sich die 47 Ronins, in ihrem Gemüte beruhigt, auf den Gräbern nieder und warteten geduldig auf die Anordnungen und Befehle der Obrigkeit. Nach einiger Zeit wurden sie vor den obersten Gerichtshof, in welchem der Gouverneur von Jedo und die Staatszensoren sich versammelt hatten, berufen. Und es ward ihnen mitgeteilt, daß sie das Harakiri an sich zu vollführen hätten.

Nachdem dieses Urteil verkündet war, wurden die 47 Ronins in 4 Rotten abgeteilt und verschiedenen Daimios zur Gefangenhaltung übergeben, und Polizeibeamte wurden zu den Palästen der Daimios gesandt, in deren Gegenwart die Ronins Harakiri vollbringen sollten. Da sie von Anfang an sich bewußt gewesen waren, daß die Sache nicht anders enden könne, so gingen sie entschlossen dem Tode entgegen und ergaben sich ihm, wie es Edelleuten geziemt. Ihre Leiber wurden zum Tempel von Sengakuji gebracht und vor dem Grabmale ihres Herrn Takumi no Kami begraben. Und nachdem der Ruf von dem allen sich verbreitet hatte, kamen die Leute in Haufen herbei, um auf den Gräbern der pflichtgetreuen Männer zu beten.



Japanische Schwerter und Schwertzeichen
Nach Netto

Es sind aber nicht 47, sondern es sind 48 Gräber der sogenannten Ronins. Und das kam so:

Unter denen, die so zum beten kamen, war auch der Mann von Satsuma, der sich vor dem Grabe Oischi Kuranosukes niederwarf und sagte: „Als ich dich damals auf der Straße von Jamaschina in Kioto betrunken fand, wußte ich nichts davon, daß du einen rechtmäßigen Racheplan zu Gunsten deines Herrn im Kopfe hattest, und weil ich mir einbildete, daß du ein sittenloser Mensch seiest, trat ich dich mit Füßen und spie dir ins Angesicht. Jetzt aber bin ich gekommen, dich um Verzeihung zu bitten und dir für jene Beleidigung Genugthuung zu geben. Empfange sie!" — Mit diesen Worten warf er sich abermals vor dem Grabe hin, zog seinen Dolch aus dem Gürtel, stieß ihn sich in den Leib und gab seinen Geist auf. Und der Hauptpriester des Tempels, Mitleid mit dem Manne

empfindend, begrub ihn ebenfalls zur Seite der Ronins. Sein Grab ist noch heutzutage neben denen der 47 Kameraden zu sehen.

Das ist das Ende der Geschichte der 47 Ronins.

---

Wenn wir der Sitte und dem Ehrbegriff wie sie in der vorstehenden Erzählung von den Japanern gefeiert und auch von den Edlen dieses jetzt hochzivilisierten Volkes auch heute noch hochgeschätzt werden, nachspüren, so gelangen wir auf ein höchst eigenartiges

Japanischer Bogenschütze
Bronze, im Besitz des Verfassers

Ursprungsgebiet. Ich habe nämlich im 7. Kapitel die Kopfjagdsitten der Malaien erörtert und festgestellt, daß dieselbe auf eine einfache Form der Blutrache und der Wechselvergeltung zurückzuführen sind, — nämlich „Kopf um Kopf".

Es ist nicht schwer, den Zusammenhang der japanischen und der malaischen Sitten gerade nach dieser Erzählung festzustellen. Das Ehrgefühl der Ronins sieht sich erst gesättigt, als das Haupt des bösen Widersachers auf dem Grabe des Herrn niedergelegt ist. Was ist das anderes als Schädeljagd?

Und wenn wir auf der einen Seite das malaiische Ursprungsgebiet nachweisen können, so tritt uns in dem Harakiri selbst ein eigentlich chinesischer Teil entgegen. Denn das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sichentleiben in einem Augenblicke, wo der Mensch nicht weiter kann, das ist chinesischer Brauch, nur daß man sich in China nicht den Bauch aufschlitzt, sondern sich erhängt. Jeder Mandarin, welcher sieht, daß er seine Pflicht nicht mehr erfüllen, und irgend etwas nicht verantworten kann, erhängt sich. Sogar chinesische Kaiser haben sich erhängt. In diesem Sicherhängen offenbart sich aber eine ganz andere Art kriegerischen Bewußtseins.

Die japanische Kultur ist eine Mischung aus verschiedenen Quellen entsprungener Ströme. Die beiden Hauptteile gaben Chinesen und Malaien ab, welche hier zusammen kamen. Und so hat sich die eigentümliche Thatsache eingestellt, daß man aus dieser einen Anschauung und dieser einen Sitte von den 47 Ronins Zuflüsse von beiden Seiten nachweisen kann.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 13. Kriegserziehung, Häuptlingswürde, Kriegserklärung

In welcher Weise die kriegerischen Verhältnisse auf die Stammesorganisation bei den niederen Völkern eingewirkt haben, — das ist wenigstens in einigen Sätzen hier zu behandeln.

In dem beständigen Kampfe ums Dasein, sei es mit der „eigenen“ oder sei es mit der „andern Art“, fällt das Ringen so ausschlaggebend für die Bedeutung des Individuums in die Wagschale, daß die Stellung des Einzelnen nach den Kraftverhältnissen bemessen wird. So kann es denn nicht Wunder nehmen, wenn auch die Erziehung und der Ehrgeiz der einzelnen Individuen ihre Richtung nach der Kraftseite hin nehmen.

Vorführung der Wampums oder Vertragsdokumente (Perlbänder) bei den nordamerikanischen Rothäuten
Nach dem alten La Fiteau

Bei einigen Stämmen am oberen Solimões geißeln sich die älteren Burschen mit einer kurzen Gerte, eine Operation, die als Prüfung des Charakters angesehen wird, und die Mazurunas machen sich zur Prüfung und Beurkundung der Stärke Einschnitte in den Arm. Die Mauhés haben äußerst sonderbare Gewohnheiten, um ihre Knaben zur Männlichkeit zu erziehen und zur Ehe vorzubereiten. Die Nachbarn vereinigen sich bei reichlichen Töpfen voll Cajiri, ziehen den Knaben von 8—9 Jahren baumwollene Ärmel an, welche unten und oben verbunden werden können und sperren darin einige der großen, heftig beißenden Ameisen ein. Sobald der Knabe, von heftigem Schmerz gepeinigt, zu schreien und zu jammern anfängt, schließt ihn die tobende Rotte in einen Kreis ein und tanzt so lange jauchzend und aufmunternd um ihn her, bis er erschöpft zu Boden sinkt Er wird

Das Rauchen der Friedenspfeife bei den nordamerikanischen Indianern
Nach dem alten La Fiteau

nun, da die Extremitäten furchtbar aufgeschwollen sind, den alten Weibern zur Behandlung mit dem frischen Safte des Mandiokkakrautes übergeben. Hat der Zögling seine Kräfte wieder erlangt, so wird der Versuch gemacht, wie er den Bogen spannen kann. Diese gräuliche Zeremonie wird gewöhnlich bis in das 14. Jahr fortgesetzt, wo der Jüngling den Schmerz ohne ein Zeichen des Unmutes zu ertragen pflegt, worauf er emanzipiert wird und heiraten kann.

Solche Erziehungsweise ist noch nicht als die grausamste der in diesem Bereiche vorkommenden Sitten zu bezeichnen. Die Wanika im östlichen Afrika übertreffen hierin wohl die meisten. Wenn die jungen Leute, besonders Häuptlingssöhne, soweit herangewachsen sind, daß ihre Mannbarwerdung erklärt und diese Altersgenossenschaft unter die Krieger aufgenommen werden kann, so begiebt sich der jugendliche Haufe in völlig nacktem Zustand in

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Otahitier begrüßen den Kapitän Wallis und tragen ihm als Friedenszeichen einen Palmzweig entgegen
Nach alt. Kupf.

den Wald und bleibt dort, bis ein fremder Mensch von ihnen erschlagen worden ist. Dieselbe Erziehung wird aber nicht nur den jungen Leuten zu teil, sondern besonders auch jenen, welche die Häuptlingswürde einmal erreichen wollen. In Brasilien geißelte und mißhandelte man diese „Kronanwärter". Noch schlimmer aber erging es dem zu kürenden Jagafürsten.

Es ist überhaupt wichtig, wie die Häuptlinge in diesen Zeiten zu ihrer Würde gelangen. Die primitivste Kulturform kennt den eigentlichen Häuptling überhaupt nicht. Die älteren Leute und Familienväter haben natürlich bei den Beratungen und gemeinsamen Unternehmungen infolge ihrer Erfahrung eine gewichtige Stimme, aber eigentliche verbriefte und

Vorbereitung eines amerikanischen Kriegshäuptlings
Nach dem alten La Fiteau

unverbriefte, auch nur traditionelle Rechte haben sie keines Falles. Hat doch nicht einmal ein Vater ein ausschlaggebendes Bestimmungsrecht gegenüber seinen Söhnen!

Dagegen schwingen sich die Älteren im englischen Neuguinea zur Zeit des Krieges bisweilen zu Führern auf; doch Neid und Mißgunst der Dorfgenossen und Furcht der Häuptlinge vor der Rache ihrer Leute, tragen bald nach Beendigung des Streifzuges das ihrige dazu bei, die Stellung herab zu mindern. Und bei den Brasilianern klimmt gar mancher, der sich im Kriege als der Klügste und Mutigste erweist, zu einer gewissen Anführerschaft empor; ja, er kann sogar in solchen Zeiten das Recht über Leben und Tod verwalten. Im heimatlichen Dorfe und in friedlichen Zuständen verfügt er aber über ebenso wenig Übergewicht wie jeder andere. Wenn auf den Aru-Inseln ein Krieg zwischen zwei Dörfern ausbricht, so sind während der Dauer desselben die Häuptlinge mit einer Diktatorialmacht in

allen Angelegenheiten des Kampfes bekleidet, und ist ein jeder bei Todesstrafe verpflichtet, ihnen unbedingt Gehorsam zu leisten. Nach Einstellung der Feindseligkeiten sinkt jedoch die Häuptlingsmacht auf das alte Niveau zurück.

Auf Neuseeland scheinen die Häuptlinge in Friedenszeiten über keine positiven Mittel verfügt zu haben, durch welche sie sich bei ihren Unterthanen hätten Gehorsam verschaffen können. Ihre Hauptmacht beschränkte sich auf das Tabuieren, eine Sitte, welche ihnen auch nur die Gewalt des „Veto" verlieh. Im Kriege dagegen gewann die Autorität des obersten Häuptlings eine sehr große Ausdehnung, denn sie grenzte beinahe an Unumschränkheit, und jeder Krieger gehorchte ihr willenlos. — Die Zwergvölker im Innern Afrikas gewährten auch nur dem Feinde gegenüber einzelnen Individuen Vorrechte, während sonst in allen Dingen ein vollständiger Communismus herrschte.

Selbstmarter indianischer Jünglinge
Nach Catlin

Wir sehen also hier die Macht des Stärkeren, des Mutigen, des Listigen. Es sind die regelrechten Jagdführer, welche bei diesen Völkern vorkommen, und die Macht derselben erstreckt sich nicht weiter als die Feinde. Aus den paar erwähnten Beispielen vermögen wir aber schon das Grundprinzip, das Grundgesetz der diese Zeiten und diese Kulturform belebenden Lebensmoral zu erkennen. Die Seligkeitsbestimmung der meisten Völker — soweit überhaupt von einem glücklichen oder unglücklichen Leben im Jenseits nach dem Tode die Rede ist — lautet: „Wer im Kriege fällt, der wird glücklich; der wird ein herrliches Jägerleben im Jenseits führen. Wer aber auf dieser Erde träge dahingelebt hat, wird auch im Jenseits ein schlaffes Dasein fristen!"

Diese Grundanschauung kehrt nicht nur als Seligkeitsglaube, als aufkeimende religiöse Idee immer wieder, sondern sie belebt auch die irdische Daseinsform insofern, als die Krieger auf diese Weise die Existenz durch Menschenjagden verschönern.

Um aber die ganze Bedeutung dieser niederen Anschauungsformen erkennen zu können, wollen wir von einem etwas höheren Standpunkte aus einmal zurückschauen. Den höheren Standpunkt aber gewinnen wir, indem wir die ersten Formen der Kriegserklärung berücksichtigen. Die niedersten Völker kennen keinen Frieden, daher auch keine Kriegserklärung. Die Kriegserklärung ist in ihren ersten Stadien nichts anderes, als eine Rechtsforderung verbunden mit einer Drohung. Wenn die asiatischen Völker sich Pfeile in die Zelte schießen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wenn Stämme nördlich des Kongo Pfeile in die Bananenstauden jagen, wenn die Indianer Nordamerikas wie Brasiliens sich Pfeile in den Weg stecken oder vor den Hütten aufpflanzen, so ist bei dieser merkwürdig gleichartigen Form der Kriegserklärung nur die eine Auslegung möglich, daß es heißen soll: „Wenn du dies oder jenes mir nicht giebst, so werden dich meine Pfeile treffen!“

Die ausgeprägte Form dieses Forderungsrechtes, wie wir es in Sumatra bei den Battak sogar im eigenen Stamme noch entwickelt finden, dürfte wohl sonst nirgends auf der Erde vorkommen.

Hat nämlich jemand hier in irgend einer Angelegenheit rechtmäßigen Gebrauch von einem „Brandbriefe“ gemacht, d. h. einen solchen aufgehängt, ohne daß ihm in verlangter Weise Genüge geleistet wurde, so stehen ihm Mord, Brandlegung und Diebstahl zu Gebote, um seinen Zweck zu erreichen, ohne hierfür strafbar zu werden. Vielmehr fällt alle Schuld auf denjenigen, der es versäumt hat, den an ihn gerichteten berechtigten Forderungen nachzukommen.

Kriegserklärung der Indianer. Es werden Pfeile in die Erde gesteckt
Nach altem Kupfer

Es ist bei den Pflanzern in Deli von den Battak kaum etwas bekannter, wird aber, da diese meist mit Sprache und Schrift dieses Volkes nicht vertraut sind, von diesen gleichzeitig auch kaum unrichtiger beurteilt, als gerade diese Brandbriefe, durch die sie nicht selten mit Mord und Brand bedroht werden, und die sie für das Bangsal und die Ernte zittern machen, denn nur schon zu oft sind Scheune und Vorräte ein Raub der Flammen geworden. Sie kennen eben nicht die Rechtsbegriffe und Gebräuche des Bergvolkes und halten für einen Akt der Rache und des unüberwindlichen Hasses gegen die Europäer, was ein bei ihnen allgemein gebräuchliches Rechtsmittel ist, das von Alters her in Übung steht.

Was ist nun eigentlich ein Brandbrief? Die Karo-Batak nennen ihn „Feind bei Nacht“ oder „Nachtfeindschaft“. Ein solcher besteht aus ungefähr eine Spanne langen, $1^1/_2$ bis 2 Finger breiten Bambusblättchen, welche beschrieben sind und vor dem Hause desjenigen aufgehängt werden, der irgend einen Schaden zugefügt hat oder vermöge seiner Stellung nach Battakscher Ansicht für denselben verantwortlich ist. Es wird darin das Motiv dieses Vorgehens, d. h. der Gegenstand der Beschwerde zum Ausdruck gebracht und Genugthuung gefordert, welche in dem Lebendigmachen eines ermordeten Verwandten und der Entschädigung für zugefügten Schaden besteht; in ersterem Falle ist Zahlung des Blutgeldes, in letzterem

Rückerstattung in Natura oder Schadloshaltung durch Entrichtung des Sühnegeldes, mit einem Worte: das sogenannte „Wangtangan" gefordert.

Es werden drei Drohbriefe in gewissen Zwischenräumen nacheinander aufgehängt, von denen die beiden ersteren nur die Bedeutung haben, zur Unterhandlung aufzufordern, weshalb ihnen auch etwas Gambir beigehängt wird. Das wissen die meisten Pflanzer eben nicht und versäumen daher den günstigen Augenblick, in welchem sie die ganze Angelegenheit, oft sogar mit einer weit geringeren Zahlung als die geforderte, in Ordnung bringen könnten. Die eigentliche Drohung enthält aber erst der dritte und letzte Brief, dem statt des Gambir allerlei Symbole, wie kleine, in Bambus geschnitzte Messer, Lanzen und eine Stange mit Zunder beigehängt werden.

Ich füge hier als Beispiel einen an einen Pflanzer gerichteten Brandbrief an, der sich im Besitze des Freiherrn von Brenner befindet und dazu dienen wird, das Gesagte zu illustrieren. Die Übersetzung der S. 130 abgebildeten Schrift lautet:

„Diesen Brief hänge ich auf, sagt Si Mada, Reispreis mir nicht gegeben, der Tandil Mandeling Si Rodach von uns gebeten, beschimpfte unsere Mutter und unser Preis, ein Huhn, wurde dennoch nicht gezahlt; wenn Reispreis, den wir, die Beschimpften, fordern, der Tandil Mandeling, der beim Vorübergehen auch Battakmädchen berührt und betrogen, nicht zahlt und er nicht entlassen wird, so brenne ich Scheunen nieder und morde Menschen.

Meine Heimat ist schwebend in den Bergen, mein Name ist Habicht, mein Vater der Nachtaffe in den Bergen.

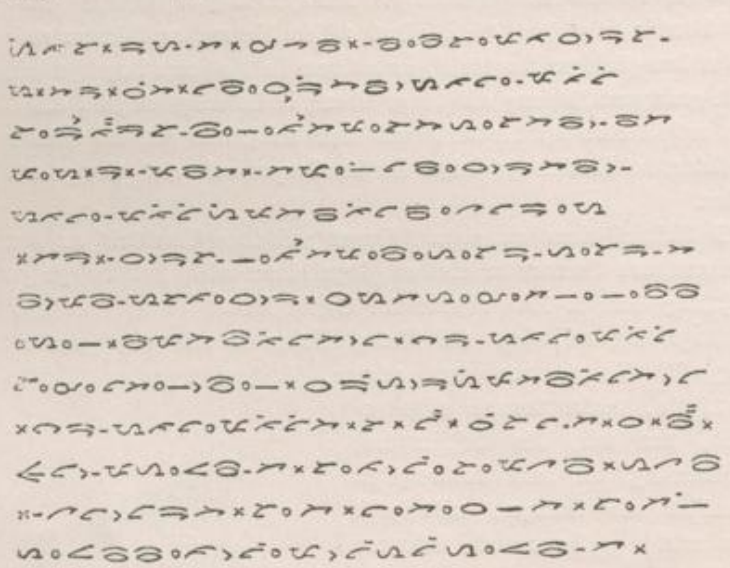
Der Herzensgekränkte."

„Brandbrief" (Mussuh beringin) der Battak, Sumatra, bestehend aus einem Bambusstück mit eingeschnittener Beschwerdeschrift, Holzstäbchen, die Hackmesser vorstellen, und einem Bündel Palmfasern, wie sie bei Brandstiftungen als Zunder benutzt werden. Im Bremer Museum. Nach H. Schurtz.

Hier liegt die ausgeprägte Form einer berechtigten Forderung, verbunden mit Drohung, vor. Es ist das ein gerichtliches, wenn auch selbstherrliches Verfahren, welches direkt aus der Region der Kriegsgebräuche stammt. Diese Thatsache, sowie die oben angeführten Beispiele der Kriegserklärung vermittels drohender Pfeile, beweist zur Genüge, daß die Kriege in diesen Formen aufzufassen sind als primitive, aber immerhin doch als Rechtsstreite. Sobald sich aber zwei überhaupt um ein Recht streiten und bekriegen, existiert schon ein Rechtsbegriff. Darum ist auch notgedrungen eine Rechtsanschauung mit den Kriegssitten verbunden. Daß dies Recht nur ein Recht des Stärkeren ist, das ist eine Sache für sich.

Wenn nun aber diese höhere Kriegsform, die durch die Kriegserklärung charakterisiert wird, eine höhere Stufe darstellt, so wirft das auf die niederen Kampfesformen, also auf die Menschenjagden, ein klares Licht. Im Bereiche der Menschenjagden giebt es danach noch nicht

einmal den Rechtsbegriff des Stärkeren. Und das ist ganz natürlich. Die Menschenjagden bringen keinen Besitzanspruch zum Ausdruck. Der absolute Kommunismus in diesen Zeiten bringt es mit sich, daß nicht einmal Waffen geraubt werden. Die Kriegsbeute ist ein späteres Entwickelungsprodukt. Das Höchste, was erzielt wird, ist eine Speise. Der Speisebesitz stellt aber auch kein Recht dar, da ja auch das Wild rechtlos ist. Das andere aber, worum es sich im besten Falle handeln kann, das sind die Weiber. Das Frauenbesitzrecht ist aber sogar im eigenen Stamme so schwach entwickelt, daß es auch nicht den Boden für ein besseres Moralgefühl als dasjenige, das sich in der Mordlust und im Hasse selbst befriedigt, bieten kann. Das Frauenbesitzrecht bei den niederen Völkern ist überhaupt nicht ein sonderlich moralisches Geschöpf.



Beschwerdeschrift auf einem Brandbrief der Battak
Übersetzung auf Seite 129. Nach Brenner

Damit sehen wir also in den Zeiten vor der Kriegserklärung die letzte Epoche der Moral- und Rechtlosigkeit ausklingen, und in der Kriegserklärung selbst haben wir die erste Rechtsforderung zu erkennen.

# Raubkriege, Völkerwanderungen

## 14. Einleitung

Wenn wir im folgenden die Raubzüge und Raubkriege der Nomaden erörtern, auch wenn es die Kriegszüge so hoch entwickelter Völker, wie etwa der Araber, sind, so haben wir es doch eigentlich noch nicht mit „Kriegen" als solchen zu thun. Vor uns liegt die Periode des Überganges von niederen zu höheren Kulturen, die Epoche, in der der Mensch nicht mehr vom Jagdwilde lebte, und in der er noch nicht den Ackerbau als wesentliches Volksberufsfeld übt.

Wir wollen aber ein Mißverständnis vermeiden. Gerade hier muß ich darauf aufmerksam machen, daß das vorliegende kein historisch aufbauendes, sondern ein Typen charakterisierendes Werk ist. Die eigentliche Geschichte kann nicht mehr die Reihen- resp. Stufenfolge von Jägertum, Nomadismus, resp. Viehzüchterei und Ackerbau anerkennen. Ackerbau und Viehzüchterei sind gewissermaßen gleichzeitig nebeneinander aufgewachsen, ja, der Ackerbau dürfte sogar, zumal in seiner niedersten Form des Gartenbaues, als älter zu bezeichnen sein. Es ist aber zu

Nordindianer im Reitergefecht
Nach Catlin

Dieses und die folgenden Bilder sollen uns daran erinnern, wie die Einführung des Pferdes umbildend auf die Kriegsform eingewirkt hat



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

beachten, daß der Ackerbau einerseits und die Viehzucht andererseits je einen gesonderten Charakterzug in der Weltgeschichte des Krieges hervorgerufen hat, der eine die Ausbildung der Infanterie, der andere die der Kavallerie, von welchen beiden aber die letztere zuerst besprochen werden muß, weil sie im allgemeinen in primitiveren Verhältnissen schon eine hervorragende Ausbildung erfahren hat.

Also historisch ist die Reihenfolge nicht. Wir sind aber allein schon gezwungen, ihr zu folgen, da die Entwicklung der mit dem Ackerbau verbundenen Kriegsweise uns in der Kulturgeschichte viel höher führen wird.

Araukaner vor dem Angriff
Nach De Cordemoy

Das Typische der nomadischen Raubzüge liegt eben im Raube, das Charakteristische der Ackerbaukriege in der Landbesiedelung und im Festhalten des Besitzes. Ich will hier, wenn ich auch in gewissem Sinne vorgreife, doch schon das Hauptmerkmal späterer Entwicklung andeuten. Die viehzüchtenden Eroberer haben ihren Siegen keinen weltgeschichtlich ständigen Wert beizufügen vermocht; ihren Eroberungen folgte selten ein kultureller Aufschwung. Vielmehr war dieser höchstens eine Begleiterscheinung. Den Ackerbauern jedoch ward jede neue Besiedelung, jeder neue Gewinn an Boden der Beginn aufsteigender Kultur Ganz anders verhält es sich hinsichtlich des Festhaltens des Gewonnenen in Bezug auf die Entwicklungsgeschichte des Krieges. Die nomadisierenden Eroberer blieben die Herrscher kriegerischer Völker und die Träger eines kriegerischen Geistes. Der Ackerbauer jedoch verliert diesen kriegerischen Geist. In der Weltgeschichte scheint es beinahe so, als ob der Viehzüchtende überhaupt der Träger der politischen Kraft sei, und als ob jedes lediglich Ackerbau treibende Volk in seinem kriegerischen Geiste zur Erlahmung verurteilt sei. Dieser weltgeschichtliche Grundsatz, welcher natürlich gerade für die Weltgeschichte des Krieges ein ausschlaggebender Faktor ist, scheint überhaupt erst überwunden worden zu sein, als Ackerbau und Viehzucht sich miteinander verbanden und von einem gleichen Volke getragen wurden, als also der Ackerbaubetrieb Festhalten und Aufschwung der Kultur, der Viehzuchtbetrieb aber Erhaltung des kriegerischen Geistes bewirkte. Diese Verschmelzung hat eigentlich erst in Europa stattgefunden, und somit ist es berechtigt, auch in der Weltgeschichte des Krieges mit den europäischen Kriegen eine neue Epoche zu charakterisieren.

Allein von diesem Standpunkte aus ist es schon wünschenswert, die Entwicklungsgeschichte der Nomadenkriege vor derjenigen der Ackerbaukriege zu behandeln. Heißt es doch in diesem, dem vorliegenden Teile, die Entwicklungsgeschichte dieses „kriegerischen Geistes“

festzustellen. Und da kommen wir denn dahinter, daß es eigentlich der mit Viehzucht verbundene „Raub“ ist, welcher als Quelle des kriegerischen Geistes in Anspruch genommen werden muß.

Der eigentliche Raub liegt nicht, wie es vielfach heute angenommen wird, in den primitivsten Kulturformen begründet. Gerade bei den niedersten Völkern ist der Diebstahl von Geräten, Waffen, überhaupt von persönlichem Besitze eine über alle Maßen seltene Erscheinung. Ja, in sehr vielen Gebieten der Erde ist Raub und Diebstahl erst mit der europäischen Kultur eingezogen. Primitive Ackerbauer kennen höchstens den Raub des Weibes, und auch in kriegerischen Zusammentreffen wird dem Gegner die Habe nicht genommen. Die „Beute“ kommt in den Urbegriffen niederer Völker erst in Gemeinschaft mit Viehzucht und Seekrieg vor. Dagegen ist bei allen Viehzüchtern der Raub beinahe zum Gewerbe geworden. Die Viehräuberei ist nichts Schändendes, sondern etwas Ehrendes, und noch die alten Germanen wußten ihn zu schätzen und unterschieden ihn streng von dem entehrenden „Diebstahl“. Dasselbe sehen wir bei den Arabern, Mongolen, Ostafrikanern ꝛc.

Reiter aus dem Hinterlande von Togo
Nach Originalskizze von Hauptmann Kling

Aber darin charakterisiert sich das Eigenartige der Nomadenkriege nicht allein. Die mit der Viehzucht verbundene Beweglichkeit ist mindestens ebenso bedeutungsvoll. Es ist eine Beweglichkeit, die ebenso wie die Schiffahrt resp. Seeräuberei den Menschen die weite Welt zugänglich, ihren Blick von der engen Begrenzung durch die Scholle befreit hat. Alle großen Völkerwanderungen, welche als historische oder vorgeschichtliche Erscheinungen nachweisbar sind, wurden ausgeführt entweder von Seefahrern oder von Viehzüchtern. Von diesen Wanderungen haben wir im vorliegenden Teile der arischen Wanderung, der Mongolenwanderung, der Araberwanderung und der afrikanischen Wanderung des Ostens zu gedenken. (Über die Wanderung der schiffahrenden Völker siehe Weltgeschichte des Seekrieges, Buch III dieses Werkes.) Wir haben diese Wanderungen aber nicht zu betrachten als historische Ereignisse, sondern vielmehr ihre typischen Quellen und kriegerischen Charakterzüge.

Wenn in den folgenden Kapiteln die Völker nicht einmal nach Maßgabe der Kulturhöhe in ihren kriegerischen Funktionen geschildert wurden, so geschah dies, weil die verschiedenen Typen nebeneinander dem Leser vor Augen treten sollen. Jede der drei Gruppen: Araber, Afrikaner und Mongolen bieten aber selbständig wesentliche Charakterzüge, die sich gemeinsam als organisches Ganzes einprägen sollen. Beim Araber haben wir die legale Viehräuberei, den eigentlichen Krieg und die Fehde im Stamme resp. Privatfehde oder Blutrache; beim Afrikaner die Organisation der Viehzucht; beim Mongolen endlich die rohe Kulturtiefe, das Anwachsen bis zur Völkerwanderung und das Ausklingen derselben zu beachten.

Indem ich also diese Typen nebeneinander schildere, hoffe ich, alle charakteristischen Merkmale einer vorübergehenden Episode in der Weltgeschichte des Krieges zusammengefaßt zu haben. Denn es ist eine vorübergehende Episode, welche ausläuft in der Verbindung von Ackerbau und Viehzucht, wie sie in Europa stattgehabt hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 15. Raubzüge der Araber

Als im 7. und 8. Jahrhundert die Bewohner der arabischen Halbinsel gleich einem plötzlich ausbrechenden Orkane über Afrika, Asien und Europa hereinbrachen, da hätte sich wohl kein einziges Volk der Erde dessen vorher versehen. Man kannte die Araber als ein stark zersplittertes, in kleine Stämme aufgelöstes, in ständigen, inneren Kriegen begriffenes Räubervolk, welchem es wohl niemand zutraute, daß es sich zu einer großen nationalen That aufraffen würde.

Diese merkwürdige Erscheinung können wir in der Geschichte der sämtlichen eigentlich viehzüchtenden und nomadischen Völker Asiens und Afrikas beobachten. Deshalb hat man ihre Wirkungskraft immer unterschätzt. Man war stets erstaunt, wenn plötzlich die harmlosen Massen, sei es die der Fulbe in Afrika, der Hunnen, der Türken, Mongolen im Innern Asiens, sei es eben der Araber, unversehens in Bewegung gerieten und dann wie ein unüberwindbarer Orkan alles bezwingend über die Länder fegten.

Phantasia auf Kamelen
Nach Burdo

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist auch bisher nicht gelungen, dies eigenartige Problem seinen inneren Werten nach zu erfassen, trotzdem es gar nicht so schwierig zu verstehen ist, wenn man das kriegerische Leben dieser Völker vor dem großen Ausbruche einmal scharf in das Auge faßt, wie wir es hier thun wollen.

Es darf uns nämlich nicht entgehen, daß die eigentümliche Lebensweise aller dieser Nomadenvölker die großartigste und durchdringendste Erziehung zum Kriege in sich birgt, die es überhaupt giebt. Es ist eine Sache für sich, die wir hier nicht zu berücksichtigen haben, ob dieselbe Erziehung nicht die Schattenseite habe, daß sie wenig geeignet ist, die Gesamtkultur zu fördern und zu stützen. Es ist aber sicher, daß diese kriegerische, stets bewegliche Volks-

Pilgerkarawane von Wahabis überfallen
Nach Burdo

masse auch nach dem Eroberungszuge nicht recht zur Ruhe kommt, daß sie niemals zu der beschaulichen Thätigkeit des Ackerbauers gelangt.

Die Art der erwähnten Erziehung zum Kriege vermögen wir am besten bei den Arabern zu beobachten. Vielleicht haben sich die Sitten der Raubzüge seit der Epoche vor dem Propheten Mohamed noch vertieft und gefestigt, das gebe ich zu. Aber uralte Eigentümlichkeiten liegen ihnen zu Grunde, und diese Wurzeleigenschaften beanspruchen deshalb unser regstes Interesse. Wenn ich im Folgenden nun fast ausschließlich die Völker der arabischen Halbinsel berücksichtige, so geschieht dies, weil wir durch den Gelehrten Johann Ludwig Burckhardt über diese bei weitem am eingehendsten unterrichtet sind und ich seinen vollständigen Darstellungen fast wörtlich folgen will. Es ist immer anschaulicher, wenn eines Volkes Sitten gründlich geschildert, als wenn die zerstreuten Notizen über viele Völker mühsam zu einem Bilde gruppiert werden. Wir wollen aber nicht aus dem Auge verlieren,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

daß genau die gleichen Sitten, d. h. wenigstens Quelltypen bei allen verwandten und vielen benachbarten Völkern, als da sind die Beduinen und Berber Afrikas, die Fulbe, die Auelemniden ꝛc. lebendig sind.

Die Gesamtheit der Sitten, Gebräuche und kriegerische Volkserziehung gipfelt in drei verschiedenen Regionen, erstens in der eigentlichen Räuberei, zweitens in den Kriegszügen und drittens in der Blutrache. Diese sind nacheinander an der Hand des erwähnten Araberforschers zu schildern.

---

Die Araber kann man eine Räubernation nennen, deren Hauptgeschäft im Plündern besteht, worauf beständig ihre Gedanken gerichtet sind. Aber wir müssen mit dieser Handlungsweise nicht den Begriff von Verbrechen verbinden, wie es bei Straßenraub, beim Einbruch oder Diebstahl in Europa für uns gewohnt ist. Der arabische Räuber betrachtet sein Gewerbe als ein ehrenvolles und der Name Haramy (Räuber) ist einer der schmeichelhaftesten Titel, welchen man einem jungen Helden nur beilegen kann. Es ist selbstverständlich, daß diejenigen Beduinen den kühnsten Unternehmungsgeist besitzen, welche den Anfällen anderer am meisten ausgesetzt und am häufigsten im Kriege verwickelt sind. Dies ist der Fall bei Beduinen, welche Ebenen, mit reicher Weide bedeckt, bewohnen, während dagegen diejenigen, deren Gebiet im Gebirge liegt, oder durch örtliche Umstände gegen häufige Einfälle geschützt ist, oder auch von kriegerischen Stämmen entfernt liegt, bei weitem nicht den kühnen Charakter besitzen. Wir finden deshalb das Gewerbe des Haramy in weit größerem Ansehen unter den östlichen Stämmen, während bei den kleineren in Ägypten und der Umgegend von Mekka Räuberei nicht so häufig getrieben wird. Wer es versucht, bei letzteren in den Zelten seines eigenen Stammes zu stehlen, der ist bei seinen Freunden für immer entehrt.

Beduinen vom Libanon
Nach Photographie

Bei den Arabern am Sinai sind Räubereien gar nicht bekannt. Man kann jedes Kleidungsstück und jeden Hausrat auf einem Felsen liegen lassen, ohne die geringste Gefahr, ihn zu verlieren. So ergriff einmal ein Araber des Stammes Sowaleha seinen eigenen Sohn, trug ihn gebunden auf den Gipfel eines Berges und stürzte ihn hinab, weil er überführt worden war, Getreide bei einem Freunde gestohlen zu haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dagegen ist der Besuch des nördlichen Teiles der Halbinsel mit ziemlicher Gefahr verbunden. Der Araber beraubt hier seine Feinde, seine Freunde und seine Nachbarn, sobald sie sich nicht in seinem eigenen Zelte befinden, wo ihr Eigentum geheiligt ist. Im Lager oder unter freundlichen Stämmen zu rauben ist nicht ehrsam für einen Mann. Jedoch haftet wegen einer solchen Handlung, die in der That täglich vorkommt, kein Makel auf ihm. Aber der Araber rühmt sich hauptsächlich, seine Feinde zu berauben und ihnen durch Diebstahl zu nehmen, was er mit offener Gewalt nicht hätte bekommen können.

Diese Beduinen haben die Räuberei mit allen ihren Zweigen in ein vollständiges und regelmäßiges System gebracht, welches viele interessante einzelne Umstände darbietet. Wenn ein Araber auf Raub ausgehen will, so nimmt er ein Dutzend Freunde mit sich. Alle kleiden sich in Lumpen. Jeder nimmt einen sehr mäßigen Vorrat von Mehl und Salz und einen kleinen Wasserschlauch mit, mit welcher spärlichen Ausrüstung sie zu Fuß eine Reise von vielleicht acht Tagen beginnen. Die Haramys oder Räuber sind nie zu Pferde. Wenn sie gegen Abend in die Nähe des Lagers kommen, welches der Gegenstand ihrer beabsichtigten Unternehmung ist, so werden drei der kühnsten nach den Zelten gesandt, wo sie um Mitternacht anlangen müssen, eine Zeit, in der die meisten Araber schlafen. Die anderen warten ihre Rückkehr in kurzer Entfernung vom Lager ab. Von diesen drei Männern hat jeder sein angewiesenes Geschäft. Einer von ihnen, welcher den Namen Mostambeh führt, stellt sich hinter das Zelt welches beraubt werden soll, und versucht die Aufmerksamkeit der nächsten Wachhunde zu erregen. Diese greifen ihn sogleich an. Er flieht und sie verfolgen ihn sehr weit vom Lager, welches auf solche Weise von diesen gefährlichen Wächtern befreit wird. Ein anderer von den dreien, welcher emphatisch den Namen Haramy führt, geht jetzt auf die Kamele zu, welche vor dem Zelt auf ihren Knieen liegen und zerschneidet die Stricke, mit welchen ihre Beine gefesselt sind. Er läßt hierauf so viele empor steigen, als er wünscht. Ein unbeladenes Kamel steht auf und geht fort, ohne das geringste Geräusch; das ist sehr wesentlich. Er führt dann eins der weiblichen Kamele aus dem Lager und die anderen folgen wie gewöhnlich.

Arabischer Scheikh in Tunis
Nach Rud. Fitzner

Unabhängiger Bergbeduine
Nach Charnay

Der dritte Gefährte, welcher Kayde genannt wird, stellt sich unterdessen an den Zeltpfahl, welcher den Namen „die Hand" führt, und hält über den Eingang des Zeltes einen

langen und schweren Stock bereit, jeden niederzuschlagen, der etwa herauskommt, und dadurch dem Haramy zum Fortkommen Zeit zu verschaffen. Ist der Raub gelungen, so treiben der Haramy und der Kayde die Tiere in einige Entfernung vom Lager; alsdann faßt jeder eins der stärksten Kamele am Schwanze und zieht an demselben mit aller Kraft, worauf die Kamele zu galoppieren beginnen und die Männer mit sich fortziehen, während die anderen Kamele nachfolgen. Nachdem sie den verabredeten Platz erreicht haben, beeilen sie sich, den Mostambeh zu finden, der unterdessen zu thun gehabt hat, sich gegen die Hunde zu verteidigen. Oft ereignet es sich, daß auf diese Weise an 50 Kamele gestohlen werden. Die Räuber reisen nur des Nachts und kehren in forcierten Märschen nach Hause zurück. Dem Anführer der Gesellschaft und den drei Hauptmatadoren wird ein extra Anteil an der Beute zugestanden.

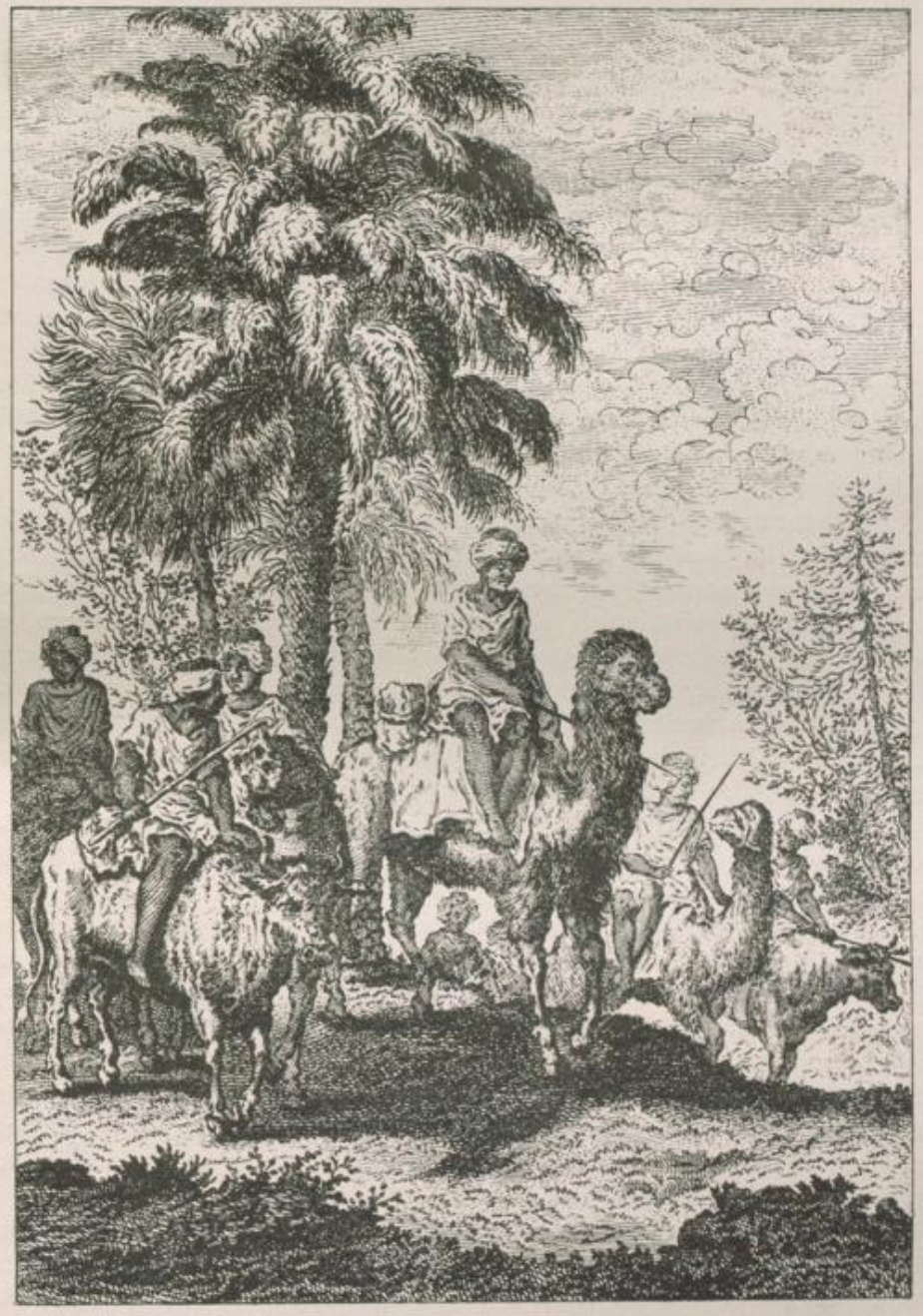
Sehr verschiedenartige Folgen sind nun mit dem Fehlschlage eines solchen Planes verbunden. Wenn ein Nachbar des angegriffenen Zeltes den Haramy und den Kayde gewahr wird, so weckt er seine Freunde; sie umzingeln den Räuber, und wer zuerst einen von ihnen ergreift, macht ihn zu seinem Gefangenen oder Rabiet. Die Gesetze der Beduinen sind sehr sonderbar; ein Beweis des Einflusses, welchen ein durch viele Generationen bestandenes Herkommen, wenn es auch nicht mit Religion in Verbindung steht, über die stolzesten Charaktere unter den wildesten Söhnen der Freiheit auszuüben vermag.

Somali-Karawanenchef
Nach Gaston Vandersheyn

Der Rabat, d. h. derjenige, welcher den Rabiet ergreift, fragt seinen Gefangenen, was er hier zu thun habe, und diese Frage wird in der Regel von einigen Schlägen auf den Kopf begleitet. „Ich kam, um zu rauben, Gott hat mich zu Grunde gerichtet", ist die Antwort, welche gewöhnlich gegeben wird. Der Gefangene wird dann in das Zelt geführt, wo die Gefangennehmung eines Haramy große Freude verursacht. Die nächste Handlung des Rabat besteht nun darin, das Zelt von allen Zeugen zu reinigen; dann bindet er dem Gefangenen, das Messer in der Hand, Hände und Füße und ruft hierauf die Leute seines Stammes herbei.

Einige derselben, oder der Rabat selbst, sagt dann zu dem Haramy: „Nessa!" (d. h. „Thue Verzicht"); und der Haramy, welcher eine Fortsetzung der Prügel befürchtet, antwortet: „Beneffa!" (d. h. „ich thue Verzicht"). Diese Ceremonie gründet sich auf das Herkommen des Dakheil, welches sogleich erklärt werden soll.

Es ist gesetzlich unter den Arabern, daß, sobald eine Person mit wirklicher Gefahr von einer andern bedroht wird und einen dritten Araber erreichen kann, was für einer es sei, sogar der Bruder des Angreifers, oder wenn er einen leblosen Gegenstand berührt, den der andere in seinen Händen hat, oder mit welchem ein Teil seines Körpers in Berührung steht, oder wenn er ihn auf diese Weise erreichen kann, daß er ihn anspuckt, oder einen Stein auf ihn wirft und dabei ausruft: „Ich bin dein Schützling!",— so ist er nicht länger einer Gefahr ausgesetzt und eben dieser



Beduinen- und Mohrenkarawane in Nordafrika
Nach einem alten Kupfer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dritte genötigt, ihn zu verteidigen. Dieses ist indessen selten nötig, denn der Angreifer läßt sogleich von ihm ab. So würde denn auch der Haramy dieses Privilegium der Dakheilsitte in Anspruch nehmen können, wenn er eine Gelegenheit dazu fände. Deshalb verlangen die in das Zelt tretenden Personen, daß er entsagen soll und seine Antwort ist immer: „Beneffa!“ (d. h. „ich thue Verzicht!“), worauf er nun nicht mehr den Schutz eines Dakheil in Anspruch nehmen kann. Aber diese Entsagung ist nur für den Tag gültig, wo sie ausgesprochen wird; denn wenn dieselben Personen den nächsten Tag ins Zelt treten, so ist dieselbe Entsagungsform notwendig, und sie wird in der Regel wiederholt, so oft eine Person ins Zelt tritt.

Damit der Haramy nicht gleich entkomme oder der Dakheil eines andern werde, so wird in den Boden des Zeltes ein Loch von zwei Fuß Tiefe und von Mannslänge gegraben, in welches er gelegt wird. Seine Füße werden mit Ketten auf dem Boden befestigt, seine Hände gebunden und sein geflochtenes Haar an zwei Pflöcken auf beiden Seiten seines Kopfes befestigt. Einige Zeltpfähle werden alsdann quer über dies Grab gelegt und über dieselben Getreidesäcke und andere schwere Artikel, so daß nur eine kleine Öffnung für das Antlitz des Gefangenen überbleibt, durch welches er Atem zu schöpfen imstande ist.

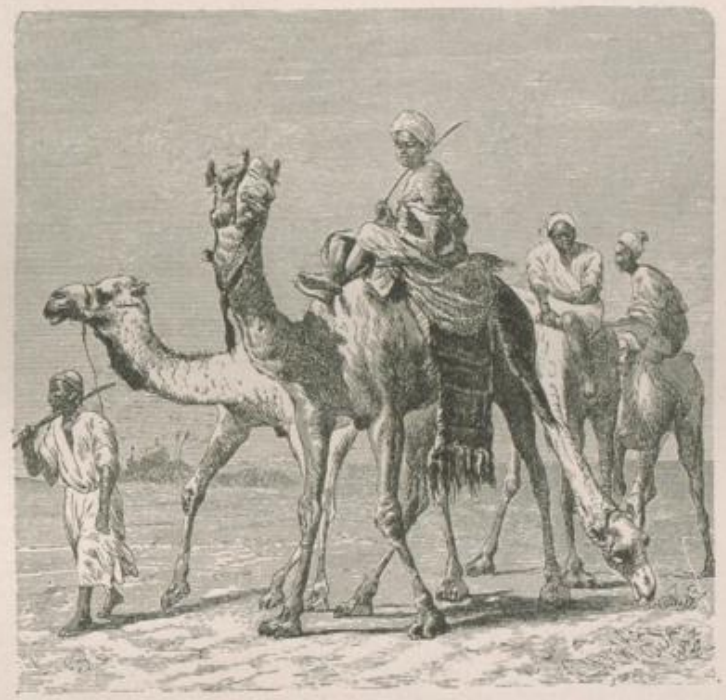
Wird das Lager abgebrochen, so wird über den Kopf des Haramy ein Stück Leder befestigt und man setzt ihn dann mit gebundenen Beinen und Händen auf ein Kamel. In dem neuen Lager wird ebenfalls zu seinem Gefängnis ein Loch hergerichtet. Derart lebendig begraben giebt aber der Gefangene noch lange nicht die Hoffnung auf, zu entkommen. Dies beschäftigt seine Seele beständig, während der Rabat bemüht ist, von ihm das höchstmögliche Lösegeld zu bekommen. Gehört der Räuber einer reichen Familie an, so sagt er nie seinen eigenen Namen, sondern behauptet, daß er ein armer Bettler sei. Wird er erkannt, was gemeiniglich der Fall ist, so muß er als Lösegeld sein ganzes Eigentum an Pferden, Kamelen, Schafen, Zelten, Vorräten und Bagage zahlen. Beharrt er dabei, Armut vorzuschützen und seinen wahren Namen zu verbergen, so dauert seine Gefangenschaft an 6 Monate. Alsdann gestattet man ihm, seine Freiheit um einen mäßigen Preis zu erkaufen; es kann ihm aber auch das Glück zum Entkommen behülflich sein.

Lange bestehende Gebräuche unter den Beduinen sind zu einem solchen Erfolge sehr förderlich. Gelingt es ihm, aus dem Loche, welches man sein Grab nennen kann, einem Manne oder einem Kinde ohne die oben erwähnte Entsagung ins Gesicht zu spucken, so gilt das soviel, als habe er einen Beschützer und Befreier berührt; oder wenn ein Kind — ausgenommen ist dasjenige des Rabat, — ihm ein Stück Brot giebt, so spricht der Haramy das Privilegium an, mit seinem Befreier gegessen zu haben. Wenn nun auch diese Person zu des Rabats nahen Verwandten gehört, so wird doch des Rabiets Recht auf Freiheit anerkannt, die Riemen, mit welchen sein Haar gebunden war, werden mit einem Messer zerschnitten, seine Fesseln abgenommen und er in Freiheit gesetzt.

Folgende Anekdote, welche vor 80 Jahren in Arabien weit kursierte, zeigt, wie ein Rabiet selbst in enger Verwahrung auf vorher angedeutete Weise Mittel zum Entkommen findet. Ein Rabiet war von seinem Herrn in Gegenwart eines Arabers arg geschlagen worden, so daß dieser sich seiner erbarmte und den Entschluß faßte, ihn zu befreien. Der Araber brach eine Dattel in zwei Hälften, aß die eine und gab die andere einem Weibe, das vor dem Zelte mit Getreidemahlen beschäftigt war. Er bat diese Frau dabei mit wenig Worten, es so einzurichten, daß diese Dattel in die Hände des Gefangenen gelange. Mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vielem Scharfsinn und großer Kunst begann sie sogleich einen Gesang, mit welchem sich die Weiber während der Arbeit die Zeit zu zerstreuen pflegen und brachte einige Worte hinein, welche indirekt auf den fraglichen Gegenstand anspielten. Als sie Grund hatte, zu glauben, daß der Gefangene die mysteriöse Mitteilung verstanden habe, warf sie das Stück Dattel unbemerkt auf das Loch, in welchem er lag; seine Hände waren damals gerade nicht angebunden. Der Gefangene aß einen kleinen Teil von der Dattelhälfte und, als er viele Personen vor dem Zelt versammelt sah, rief er sie laut herbei und verlangte, befreit zu werden, indem er mit dem und dem aus dem Stamme gegessen habe, wobei er den Mann nannte, welcher seine Dattel mit ihm geteilt hatte. Sein Herr lief gleich herbei, leugnete die Wahrheit der Behauptung und schlug ihn, aber derjenige, welcher ihn begünstigt hatte, erschien und bestätigte die Sache. Es wurde nun verlangt, daß der Gefangene einen Teil der Speise zum Beweise seiner Behauptung vorzeigen solle, worauf er unmittelbar die zerbrochene Dattel zeigte, die er auf eine Weise verborgen hatte, welche der Anstand umständlich zu erzählen verbietet. Er hatte sie deswegen so verborgen, weil er eine Entdeckung fürchtete, ehe sein Befreier angelangt sein dürfte. Da er auf diese Weise genügend dargethan hatte, daß er mit einem andern Araber des Stammes von derselben Dattel gegessen habe, so war sein Herr genötigt, ihn frei zu geben.



Kamel-Karawane
Nach Amicis

Manchmal findet der Rabiet Mittel, sich von seinen Ketten loszumachen, während der Rabat abwesend ist. In diesem Falle entflieht er des Nachts und flüchtet sich in das nächste Zelt, wo er sich zu Dakheil der ersten Person erklärt, welcher er begegnet, wodurch er dann seine Freiheit erlangt. Dieser Fall tritt aber selten ein, denn der Gefangene bekommt immer eine so spärliche Portion Nahrungsmittel, daß ihn seine Schwäche in der Regel verhindert, eine außerordentliche Kraftanstrengung anzuwenden. Aber seine Freunde befreien ihn entweder durch offene Gewalt oder durch folgende List:

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ein Verwandter des Gefangenen, meistenteils seine eigene Mutter oder Schwester, wird, als Bettler verkleidet, von irgend einem Araber des Lagers als armer Gast aufgenommen, in welchem der Haramy gefangen gehalten wird. Nachdem diese verkleidete Person das Zelt seines Rabat erforscht hat, begiebt sie sich des Nachts in dasselbe mit einem Knäuel Bindfaden in den Händen, nähert sich dem Loch, in welchem er liegt und läßt das eine Ende des Bindfadens auf das Antlitz des Gefangenen fallen, sich Mühe gebend, es ihm in den Mund zu bringen, oder sie befestigt den Bindfaden an seinem Fuße. Dadurch wird er nun gewahr, daß Hülfe vorhanden ist. Die Weibsperson zieht sich nun zurück und wickelt so lange den Bindfaden ab, bis sie ein benachbartes Zelt erreicht; dann weckt sie den Eigentümer desselben, legt ihm den Bindfaden auf die Brust und redet ihn mit folgenden Worten an: „Siehe auf mich bei der Liebe, welche Du zu Gott hegst und zu Dir selbst, dieser ist unter Deinem Schutz."

Beduine im Begriff sein Kamel zu besteigen
Nach Photographie

Sobald der Araber die Absicht dieses nächtlichen Besuches begreift, steht er auf, wickelt den in seinen Händen befindlichen Bindfaden langsam wieder zu dem Knäuel auf und gelangt auf diese Weise zu dem Zelte, in welchem sich der Rabiet befindet. Er weckt nun den Rabat, zeigt ihm den Faden, den der Gefangene noch immer festhält und erklärt, daß letzterer sein Dakheil sei. Der Haramy wird nun von seinen Fesseln befreit, der Rabat bewirtet ihn wie einen neuangekommenen Gast und läßt ihn unangetastet weiterziehen.

Was hier erzählt wird, ist nichts weniger als romanhaft oder erdichtet. Alle diese Thatsachen sind wörtlich wahr, und die meisten unternehmenden Räuber unter den Arabern können aus ihrer eigenen Erfahrung Belege für diese Gebräuche geben.

Der Rabiet wird manchmal auch auf eine andere Weise befreit. Sein Freund bleibt im Lager, bis die Araber ihre Zelte aufschlagen, wo der Gefangene, auf ein Kamel gebunden, samt der Bagage der Familie mit fortgenommen wird. Sein Freund benutzt alsdann eine Gelegenheit, das Kamel, welches den Gefangenen trägt, von den anderen Kamelen der Familie abzusondern und es zu irgend einem Araber zu treiben, welcher der Beschützer und Befreier des Rabiet wird.

Ist indessen kein Mittel ausfindig zu machen, das Entkommen des Gefangenen zu bewirken, so muß er endlich einige Bedingungen hinsichtlich seines Lösegeldes eingehen. Es wird eine Summe festgesetzt. Meistenteils befinden sich in dem Stamme des Rabat einige Ansiedler vom Stamme des Rabiet, welche für den Betrag der Summe Bürgschaft leisten. Er wird dann diesen Freunden übergeben, und einer von ihnen begleitet ihn nach Hause und nimmt das festgesetzte Lösegeld in Kamelen oder anderen Artikeln in Empfang, die er

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

pünktlich dem Rabat überliefert. Kann der befreite Räuber unter seinen Freunden den ganzen Betrag des Lösegeldes nicht zusammen bringen, so ist er durch seine Ehre verpflichtet, sich wieder in die Hände seines Rabat zu begeben und dessen Gefangener zu werden. Man hat nur wenig Beispiele, daß der Rabiet sich geweigert habe, zu zahlen oder zurückzukehren. Kann der Freund, welcher Bürgschaft geleistet hat, vom Rabiet keine Zahlung verlangen, so muß er den Rabat aus seinem eigenen Vermögen befriedigen; aber er kann eine schwere Strafe auf seinen falschen Freund werfen, — eine Strafe, welche so gefürchtet ist, daß die Araber sich sehr selten derselben schuldig machen. Der Bürge braucht bloß den anderen als einen Yeboagah d. h. „Treulosen" unter allen Stämmen seiner Nation (nämlich des Bürgen) anzuzeigen, so kann die angezeigte Person, wenn sie nachher in Frieden oder im Krieg zu einem Zelte der Nation kommt, das Privilegium eines Gastes oder eines Dakheil nicht in Anspruch nehmen, sondern der Gastfreund darf ihm selbst sein ganzes Eigentum abnehmen. Der Anspruch auf Boag hört auf, wenn der Treulose die gestohlenen Güter wieder hergiebt; sein Gewissen oder sein eigenes Interesse bestimmt ihn endlich zu einem Entschluß; aber er kann weder von dem Scheikh gezwungen, noch durch Zureden von seiner eigenen Familie dahin gebracht werden, das Eigentum wieder zurückzugeben. In dem eigenen Stamme des Treulosen hat der Boag keine Wirkung, obschon man den Mann verachtet, der sich den Bann als Yeboagah zugezogen hat.

Wenn der Vater einer Familie oder ein Sohn auf eine Rauberpedition sich zu begeben entschlossen hat, so erwähnt er davon, wie gefährlich dieselbe auch immer sein möge, nichts gegen seine nächsten Freunde, sondern giebt seiner Schwester oder Frau bloß den Auftrag, für einen Vorrat von Mehl und Salz in einem kleinen Beutel zu sorgen. Auf jede Frage über den Zweck dieser Reise antwortet er entweder: „Das ist nicht Eure Sache", oder er giebt die Lieblingsantwort der Beduinen: „Ich gehe, wohin mich Gott leitet." Ein Vater, dessen Sohn zum Rabiet gemacht worden ist, opfert oft sein ganzes Vermögen als Lösegeld, weil er es als eine Ehre betrachtet, daß sein Sohn ein Haramy ist, und weil er der Hoffnung Raum giebt, daß dieser ihm durch das Resultat einer glücklicheren Expedition bald den Verlust ersetzen werde.

Der Rabiet wird manchmal ohne Lösegeld oder auch für ein sehr mäßiges in Freiheit gesetzt. Dies geschieht gewöhnlich, wenn sein Leben durch die Gefangenschaft in Gefahr kommt; denn stirbt er in den Fesseln, so kommt sein Blut aufs Haupt des Rabat. Ein großmütiger

Beduine zu Kamel
Nach Photographie

und freigebiger Araber verachtet es, seinen Feind auf die oben beschriebene Art zum Gefangenen zu machen; aber die Fälle dieses Edelmutes sind nicht sehr zahlreich. Die Araber nähern sich nie einem feindlichen Lager zu Fuße oder in kleiner Zahl anders, als wenn sie eben auf Raub ausgehen. Wollen sie einen offenen Angriff machen, so kommen sie auf Pferden oder Kamelen; wenn ihr Angriff dann fehlschlägt, so werden sie als honette Feinde und nicht als Räuber betrachtet; sie werden wohl ausgezogen und geplündert, aber nicht gefangen genommen. Begegnet dagegen ein Araber einem unbewaffneten Feinde zu Fuß, so weiß er gleich, daß dies ein Haramy ist, der mit der Absicht zu rauben kommt, und er hat deshalb ein Recht, ihn zum Rabiet zu machen, vorausgesetzt, daß er ihn an einem Orte ergreift, von welchem es noch möglich ist, ihn bis zum Sonnenuntergang in sein Lager zu bringen oder die Zelte eines befreundeten Stammes mit dem Gefangenen zu erreichen. In diesem Falle gilt die Präsumtion, daß der Feind die Absicht gehabt habe, diese Nacht das Lager zu berauben. Ist aber der Ort, wo der Feind angetroffen wurde, über eine Tagereise vom Lager entfernt, oder auch nur so weit, daß ein Marsch während des übrigen Tages — von der Zeit des Zusammentreffens bis zum Sonnenuntergange gerechnet — das Lager nicht erreicht, so ist er nicht berechtigt, ihn zum Rabiet zu machen, sondern muß ihn als einen gemeinschaftlichen Feind behandeln. Weiber werden nie als Rabiet gefangen gehalten.

Beduinenzelt bei dem Mariutsee
Nach W. Junker

Sollte ein Mann in dem Augenblick ergriffen werden, in dem er eben seinen gefangenen Freund oder Verwandten befreien wollte, so wird er selbst zum Rabiet gemacht, vorausgesetzt, daß er unmittelbar aus der Wüste kommt. Ist er aber in einem Zelt des Lagers als Gast empfangen worden, oder hat er nur etwas Wasser getrunken oder sich in einem der Zelte niedergesetzt und den Gruß Salam aleyk (Friede sei mit Euch) ausgesprochen, so muß er von dem Eigentümer des Zeltes beschützt und es darf ihm nichts in den Weg gelegt werden, obgleich sein großherziges Unternehmen fehlgeschlagen hat.

Wenn nach glücklich vollbrachter That die Haramys auf dem Rückzuge mit ihrer Beute von den Arabern des geplünderten Stammes oder von den Freunden derselben eingeholt werden, so werden ihnen wohl die gestohlenen Kamele wieder abgenommen, gehen aber nicht wieder als Eigentum des früheren Besitzers zurück, sondern gehören demjenigen, der die Beute zurückeroberte. Wer bei dieser Gelegenheit einen Haramy ergreifen kann, behandelt ihn als einen Rabiet.

Während des Raubens werden die Haramys zuweilen gewahr, daß sie entdeckt sind oder daß der Tag bald anbricht, was sie in Gefahr bringt, oder daß einer aus der Gesellschaft unfähig ist, ihnen zu folgen. In diesen Fällen geben sie die Unternehmung gänzlich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

auf, gehen in eins der Zelte, wecken die schlafenden Bewohner desselben und erklären: „Wir sind Räuber und wünschen von unserem Unternehmen abzustehen.“ — „Ihr seid in Sicherheit“ — ist die Antwort. Es wird sogleich ein Feuer angezündet, Kaffee gemacht und den Fremden ein Frühstück vorgesetzt, die so lange Zeit bewirtet werden, als sie nur irgend zu bleiben wünschen. Bei ihrer Abreise erhalten sie außerdem hinlänglichen Vorrat, um die Heimat erreichen zu können. Sollten sie unterwegs auf eine feindliche Partei des Stammes stoßen, den sie zu berauben die Absicht hatten, so ist ihre Erklärung: „Wir haben in diesem oder jenem Zelte Salz gegessen,“ — ein Paß, welcher ihnen Sicherheit auf der Reise verschafft. Jedenfalls würde sie das Zeugnis ihres Wirtes aus den Händen jedes Arabers sowohl seines eigenen als irgend eines befreundeten Stammes erlösen.

Tuaregs auf den Marsche
Nach Foureau

Sollten dagegen die Haramys, nachdem sie gastfrei von ihrem Beschützer bewirtet worden sind, so niedrig gesinnt sein, auf ihrer Rückreise einige andere Araber des feindlichen Stammes zu berauben, so sind sie des Privilegium des Dakheil verlustig. Das beraubte Individuum wendet sich an ihren Wirt, der sogleich einen Boten an den Scheikh vom Stamme des Räubers sendet und das gestohlene Eigentum zurückfordert, weil es gegen die Gesetze der Ehre und der Gerechtigkeit gestohlen sei. Geben die Haramys die Beute heraus, so ist alles abgemacht. Weigern sie sich, so begiebt sich ihr voriger Wirt auf den Weg zu ihnen und bringt das kupferne Gefäß mit, aus welchem sie gegessen haben, als sie seine Gäste waren. Wenn er zum Zelte des Scheikhs dieser Räuber kommt, versammelt sich der ganze Stamm. Er sagt den Haramys: „Das ist das Gefäß, aus welchem Ihr gegessen habt, das Zeichen des gewährten Schutzes, als Ihr in Gefahr wart; gebt deshalb das gestohlene Vieh wieder heraus!“ Fügen sie sich, so ist die Sache noch freundschaftlich

Abessynische Kavallerie
Nach Gaston Vanderheym

abgemacht; weigern sie sich aber, so ergreift der Araber das Gefäß und sagt öffentlich zu ihnen: „Ihr seid Treulose und sollt überall als solche angesehen werden!“ Die Wirkungen dieser Erklärung sind den oben erwähnten im Falle des Boag oder des treulosen Benehmens ähnlich. Nun noch einige Worte über den Dakheil.

Die Aufnahme eines Dakheil ist ganz willkürlich; sie kann verweigert werden, was aber selten der Fall ist. Die Araber sagen, daß der Dakheil oder der Mann, welcher um Schutz bittet, den um Schutz Angesprochenen überrumpelt, und daß letzterer sich dadurch kein Verdienst erwerbe, seine Bitte zu gewähren; aber bei manchen Gelegenheiten wird das Recht des Dakheil nur teilweise gewährt. Wenn in der Schlacht, in der eine Metzelei stattfindet, ein verfolgter Feind Gelegenheit finden kann, den Schutz eines Arabers in Anspruch zu nehmen, der vielleicht ein Freund des Verfolgers ist, so kann ihm der Araber antworten: „Ich beschütze dein Leben, aber weder dein Pferd, noch dein Eigentum!“ — und diese Gegenstände fallen demnach dem Verfolger zu.

Maure, sein Pferd liebkosend
Nach Amicis.

Weibsleute, Sklaven und selbst Fremde können einen Dakheil empfangen. Sie führen ihn augenblicklich, eine Weibsperson zu ihrem Vater, ihrem Ehemann oder ihren Verwandten, einen Sklaven zu seinem Herrn und einen Fremden zu seinem Gastwirt. Es ist schon erwähnt worden, daß der Rabiet durch Berührung irgend einer Person unter gewissen Umständen sich zum Dakheil derselben erklären kann; es versteht sich aber auch, daß niemand durch willkürliche Berührung des Rabiet denselben befreien kann. Dies ist eine notwendige Vorsicht des Gesetzes, weil der Mann, welchem der Gefangene angehört, in seinem eigenen Stamme immer einen geheimen Feind hat, der sich Mühe geben würde, ihn um das Lösegeld zu bringen. Er muß deshalb beständig auf seiner Hut sein und entweder seinen Gefangenen zwingen, durch den Ausspruch: „Benessa!“ dem Privilegium des Dakheil zu entsagen, oder er muß allen Gästen den Zutritt zu verwehren wissen. Der Rabiet kann, wenn er mit Geschäften überhäuft ist, seinen Gefangenen der Sorge eines vertrauten Freundes übergeben, welcher diesen in seinem eigenen Zelte bewacht und für seine Mühe als Vorausbezahlung ein weibliches Kamel bekommt.

Sollte jemand den Dakheil eines anderen verletzen oder molestieren — ein Fall, der selten vorkommt — so würde der Kadi das ganze Eigentum eines solchen Frevlers nicht

für ausreichend halten, ein solches Vergehen wieder gut zu machen, welches weit größer geschätzt wird, als wenn er den Beschützer selbst verletzt. Um zu bezeichnen, daß der Dakheil eines zweiten von einem dritten beleidigt worden ist, sagt daher der Araber: „Mein Grund und Boden ist aufgerissen oder mit Füßen getreten worden", „meine Ehre ist verletzt worden", oder derartiges.

Bisher war die Rede von den Räubereien, welche in feindlichen Lagern begangen werden. Die Araber beschränken sich jedoch in diesem Punkte nicht allein auf die Zelte ihrer Feinde, sondern berauben auch oft Leute ihres eigenen oder irgend eines befreundeten Stammes. Wird ein derartiger Räuber bei der That ergriffen, so verliert er nach dem alten Gesetze seine rechte Hand; aber das Herkommen gestattet ihm, statt dessen fünf weibliche Kamele an die Person zu zahlen, die er zu berauben beabsichtigte. Diejenigen, welche solche Räubereien an ihren Freunden begehen, werden nie zum Rabiet gemacht. Sie heißen Netal; das ist in Syrien der übliche Ausdruck für „Dieb".

Diese Darstellung der Raubzüge beweist zur Genüge, welche Bedeutung sie im Leben dieser Viehzüchter einnehmen und daß sie auf der einen Seite eine ausgezeichnete Vorbildung für das eigentliche Kriegswesen bedeuten, daß aber auf der andern Seite der Krieg oder Kampf selbst, wenn er sich ernst gestaltet, einen ganz andern Habitus tragen muß als alles, was wir an Kämpfen im I. und II. Teile kennen gelernt haben.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 16. Kriegführung der Araber

Die arabischen Stämme befinden sich in einem Zustande fast beständigen Krieges gegen einander. Es ist selten der Fall, daß ein Stamm je mit allen seinen Nachbaren zugleich in Frieden lebt, doch ist der Krieg zwischen zwei Stämmen selten von langer Dauer. Der Frieden ist leicht geschlossen, wird aber auch unter dem geringfügigsten Vorwande wieder gebrochen. Die arabische Art, den Krieg zu führen, ist diejenige der Parteigänger. Zu allgemeinen Schlachten kommt es selten. Einen Feind durch einen plötzlichen Einfall zu überrumpeln und ein Lager zu plündern, darauf ist es von beiden Seiten hauptsächlich abgesehen. Darin liegt auch der Grund, warum diese Kriege ohne großes Blutvergießen verlaufen. Der Feind wird in der Regel mit Übermacht angegriffen und wendet sich ohne Gegenwehr zur Flucht, in der Hoffnung, es einem schwachen Lager der andern Partei wieder entgelten zu lassen. Die gefürchteten Wirkungen der Blutrache, von welchen wir im nächsten Kapitel sprechen werden, verhindern manche blutigen Kämpfe. So kann es kommen, daß zwei Stämme ein ganzes Jahr miteinander im Kriege sind, ohne daß auf jeder Seite mehr als 30—40 Menschen verloren gehen.

Nordafrikanisches Brüderpaar zu Pferde
Nach Amicis

Die Araber haben indessen bei manchen Gelegenheiten große Festigkeit und Mut an den Tag gelegt; aber wenn sie bloß des Raubes wegen fechten, benehmen sie sich wie feige Memmen. Es wäre leicht, eine Menge Fälle anzuführen, in welchen Karawanenreisende und Bauern von einer dreifachen Übermacht

Araber angegriffen worden sind und dieselben dennoch in die Flucht geschlagen haben. In ganz Syrien hält man sie deshalb für elende Feiglinge und in ihren Kämpfen mit den Bauern beweisen sie sich immer als solche. Wenn jedoch der Araber seinem Nationalfeind in offener Schlacht gegenüber steht, wenn es sich um den Ruf und die Ehre seines Stammes handelt, dann giebt er häufig Beweise heldenmütigster Tapferkeit, und man findet unter ihnen Krieger, deren Namen durch die ganze Wüste berühmt sind. Die Thaten der Tapferkeit, welche solchen Männern zugeschrieben werden, möchten fabelhaft erscheinen, wenn nicht die Waffen der Araber der persönlichen Tapferkeit vollen Spielraum gäben, und die trefflichen Eigenschaften des Pferdes bei unregelmäßigen Scharmützeln dem Reiter nicht zu berechnende Vorteile über seine Feinde gewährten.

Flüchtender Dieb
Nordafrika. Nach Amicis

Es mag hier das Beispiel eines derart Tapferen eingeschaltet werden. Gedua Ibn Gheyan el Schamsy hatte in einem einzigen Treffen 30 seiner Feinde erschlagen; er rühmte sich selbst, niemals in die Flucht geworfen worden zu sein, und die Beute, welche er machte, war unermeßlich. Aber letztere kam nur seinen Freunden zu statten, denn er selbst blieb immer arm. Sein Leben wurde endlich seiner Tapferkeit aufgeopfert. Ein Krieg brach im Jahre 1790 zwischen den Stämmen Ibn Fadhel und Ibn Esmeyr aus, bei welcher Gelegenheit sich die meisten Aneze auf die eine oder auf die andere Seite schlugen. Nach vielen Gefechten stießen die beiden Scheikhs, jeder mit etwa 5000 Reitern, an der Hadschstraße, etwa 50 Meilen von Damaskus, aufeinander und entschlossen sich, eine Hauptschlacht zu liefern, mit welcher der Krieg beendet sein sollte. Die feindlichen Linien standen einander gegenüber, und es hatte schon ein leichtes Scharmützel begonnen, als Gedua den großherzigen Entschluß faßte, für den Ruhm seines Stammes sein Leben aufzuopfern. Er ritt zu Ibn Esmeyr, unter dessen Fahnen der Schamsy damals focht, legte seinen Panzer und seine Kleider bis aufs Hemd ab, näherte sich dem Anführer, küßte seinen Bart und zeigte damit an, daß er ihm sein Leben widme. Er verließ nun die Reihen seiner Freunde und trieb, ohne alle andern Waffen als seinen Säbel, seine Stute wütend gegen den Feind. Da seine

Tapferkeit beiden Teilen bekannt war, so sah jeder Mann mit ängstlicher Erwartung dem Resultate dieser Unternehmung entgegen. Die Stärke seines Armes bahnte ihm bald einen Weg durch die feindlichen Reihen, er drang bis zur Fahne, die sich in der Mitte befand, hieb das Kamel, welches sie trug, mit einem Hieb durch die Beine zusammen, drehte sich dann um und hatte bereits den freien Raum zwischen beiden Armeen erreicht, als er durch den Schuß eines Metras oder Fußsoldaten getötet wurde. (Diese Metras sind mit Feuergewehren bewaffnet. Sie kauern in der Front zwischen den Reitern nieder und bauen einen Steinhaufen vor sich auf, auf welchen sie ihre Musketen stützen, damit sie sicherer zielen können.) Seine Freunde, welche die Fahne hatten fallen sehen, stürzten mit lautem Geschrei auf ihre Feinde los und schlugen sie vollkommen. Über 500 Fußsoldaten waren an diesem Tage erschlagen worden. — Wenn die Fahne fällt, so gilt die Schlacht für denjenigen Teil verloren, welchem diese Fahne gehört hat.

Die Beduinen des Sinai haben eine eigentümliche Gewohnheit, wenn sie im Begriff sind, eine große Expedition gegen den Feind vorzunehmen. Sie kommen an dem ersten Sammelplatze zusammen, und, den Agyd an ihrer Spitze, häufen sie eine Menge Steine zusammen und geben diesem Haufen ungefähr das Aussehen eines niedergelassenen Kamels. Alsdann deklamieren sie das einleitende Kapitel des Korans, wobei sie um diesen Steinhaufen sich versammelt haben und stürzen dann auf den Befehl ihres Agyd mit einem Male auf ihre Kamele los, welche sie eiligst besteigen und plötzlich fortgaloppieren, ohne hinter sich zu schauen, bis sie erst beträchtlich weit von dem Orte entfernt sind. Die Bedeutung dieser Zeremonie, in welcher die Beduinen eine Art mystischer Bezauberung erblicken, ist unbekannt.

Nordafrikanische Krieger
Nach dem alten Leo Afrikanus

Wenn zwei feindliche beduinische Reitertrupps nun aufeinander stoßen und schon aus der Ferne gewahr geworden sind, daß sie sich in der Zahl das Gleichgewicht halten, so halten sie, außerhalb des Bereichs eines Flintenschusses einander gegenüber, und die Schlacht beginnt mit einem Gefecht von zwei Männern, einem Zweikampfe. Ein Reiter verläßt seine Linie und galoppiert auf den Feind los mit dem Ausrufe: „O, ihr Reiter, laßt mich mit dem und dem von euch treffen!“ Ist der Gegner, den er herausfordert, anwesend und fürchtet er sich nicht, mit dem anderen einen Zweikampf zu bestehen, so galoppiert er ihm entgegen. Ist er abwesend, so antworten seine Freunde, daß er nicht bei ihnen sei. Der herausgeforderte Reiter ruft seinerseits aus: „Und du, auf der braunen Stute, wer bist

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

du?" Der andere antwortet: „Ich bin N. N., der Sohn des N. N." Nachdem sie auf diese Weise miteinander bekannt geworden sind, beginnen sie den Zweikampf. Niemand von den Zuschauern nimmt an demselben Anteil, denn dieses würde als eine Handlung der Treulosigkeit betrachtet werden. Kehrt aber einer der Kämpfenden um und flieht zu seinen Freunden, so eilen letztere zu seinem Beistand und treiben den Verfolger zurück, der wiederum von seinem Freunden beschützt wird. Nach mehreren solchen Zweikämpfen zwischen den besten Männern auf beiden Seiten, werden die ganzen Korps miteinander handgemein. Sollte ein Araber in der Schlacht auf einen persönlichen Freund stoßen, so wendet er sein Pferd nach der andern Seite mit dem Ausruf: „Weiche von mir, damit dein Blut nicht über mich komme!"

Nordafrikanischer, arabischer Krieger
Nach dem alten Leo Afrikanus

Sollte ein Reiter nicht Lust haben, die Herausforderung eines Gegners anzunehmen, sondern lieber in den Reihen seiner Freunde bleiben wollen, so lacht ihn der Herausforderer unter Hohn und Schimpfreden aus und rühmt sich sein ganzes Leben hindurch, daß der und der in der Schlacht es nicht gewagt habe, mit ihm einen Gang zu machen.

Es wurde schon vordem bemerkt, daß die gewöhnliche Art des Krieges die ist, durch plötzliche Überfälle zu überrumpeln. Zu diesem Ende unternehmen die Araber manchmal eine Expedition gegen einen Feind, dessen Zelte 10 oder 20 Tagemärsche weit von den ihrigen entfernt sind. Nicht selten findet man die Aeneze in der Landschaft Hauran gelagert, von wo sie Ausfälle in das Gebiet von Mekka machen; oder wiederum Dhofyr-Araber aus der Gegend von Baghdad, welche Lager der Aeneze bei Damaskus plündern; oder irgend eine Abteilung des Stammes Beni Sakhr vom Dschebel Belkaa, die sich des Plünderns wegen nach der Provinz Irak Arabi begiebt. Wenn die Beduinen eine entfernte Expedition unternehmen wollen, so ladet jeder Reiter, welcher Anteil nimmt, einen Freund zur Begleitung ein. Dieser Gefährte, Zammal genannt, sitzt auf einem jungen und starken Kamel. Der Reiter zu Pferde sorgt für Kameltaschen, einen Vorrat von Lebensmitteln und Wasser. Er setzt sich hinter den Zammal, damit seine Stute nicht vor Eintritt des entscheidenden Augenblickes müde werde. Wenn der Ghazu oder die fliegende Abteilung sich dem Feinde nähert, so bezeichnet ihr Anführer in der Regel drei Sammelplätze, wo die Zammals auf die Reiter warten, die sich zum Angriff begeben. Der erste Sammelplatz ist selten über eine halbe

Stunde vom Lager des Feindes in einem Thale oder hinter einem Hügel entfernt. Wenn zur bestimmten Zeit ihre Leute nicht zurückkehren, so begeben sich die Zammals eiligst nach dem zweiten Sammelplatz und warten hier einen ganzen Tag lang auf ihre Freunde. Von hier aus begeben sie sich alsdann an den dritten Sammelplatz, wo sie drei oder vier Tage verweilen. Letztere Station ist immer eine starke Tagereise vom feindlichen Lager entfernt. Wenn nach Ablauf dieser Zeit niemand von ihrem Stamme zurückkehrt, so eilen sie so schnell als möglich nach ihrer Heimat zurück. Läuft die Expedition glücklich ab und wird gute Beute gemacht, so wird der Zammal mit einem weiblichen Kamele belohnt, selbst wenn auch auf den Anteil seines Freundes nicht mehr als ein einziges Kamel fallen sollte. Werden aber die Reiter geschlagen, so bekommt der Zammal keine Remuneration. Es ereignet sich manchmal bei solchen Expeditionen in der Ferne, daß alle Reiter umkommen. Wenn sie nämlich geschlagen und von den Zammals abgeschnitten werden, welche die Lebensmittel und das Wasser bei sich führen, so müssen sie in der unfruchtbaren Wüste umkommen oder sich ausziehen und plündern lassen.

Beduine der Lybischen Wüste
Nach W. Junker

Homrân Beduine
Nach W. Junker

Wenn ein Feind aus der Ferne kommt, um ein Lager anzugreifen, so kümmert er sich nicht um dasjenige, was sich in den Zelten befindet, sondern treibt nur Pferde und Kamele fort. Ist dagegen das Lager des Feindes in der Nähe, so nehmen die Sieger die Zelte nebst allem, was sie enthalten. In solchen Fällen kann ein mutiges Weib eins der Kamele ihres Mannes wieder erhalten, wenn sie dem abziehenden Feinde nachläuft und dem Anführer desselben zuruft: „O, edler Anführer, ich erflehe meine Nahrung von Gott und von dir, wir müssen sonst umkommen!" Kann sie eine Zeit lang mit dem Korps gleichen Schritt halten, so hält sich der Anführer durch seine Ehre für verpflichtet, ihr von seinem eigenen Anteil an der Beute ein Kamel zu geben.

Was diese Araber bei einer glücklichen Expedition erwerben, wird nach einer vorausgemachten Übereinkunft geteilt. Manchmal plündert jeder Reiter für sich selbst; ein andermal wird eine gleiche Teilung vorgenommen. In dem ersteren Falle wird alles, was ein Araber mit seiner Lanze berührt, als sein Eigentum betrachtet. Wenn z. B. eine Herde Kamele angetroffen wird, beeilt sich jeder, so viele davon mit seiner Lanze zu berühren, als ihm nur immer möglich ist, ehe ein anderer diese Berührung vornimmt, wobei er den einen oder anderen Kameraden bei Namensnennung als Zeugen anruft, daß dieses Kamel in Zukunft sein Eigentum sei.

Der Anführer des Ghazu, wie wir sehen werden nicht der Scheikh, sondern ein anderer angesehener Mann, macht sich in der Regel einen Extraanteil an der Beute aus, daß z. B. alle männlichen Kamele ihm zufallen sollen, oder daß der zehnte Teil der ganzen Beute, außer seinem gewöhnlichen Anteil ihm angehöre. Wenn ein großes Korps verhältnismäßig nur kleine Beute macht, so versammelt der Anführer nach seiner Rückkunft die Männer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und das erbeutete Vieh vor seinem Zelt und sagt dann zu einem seiner Gefährten nach dem andern: „Geh und nimm dir ein Stück“ u. s. w.; und wenn sich alle einen gleichen Teil genommen haben und noch einige Stück Vieh übrig bleiben, die sich unter eine solche Menge nicht gut teilen lassen, so spricht der Anführer das Wort Maleha. Auf dieses Wort stürzen sie sich sämtlich auf das übrige Vieh, und was einer ergreift, das behält er als sein Eigentum.

Tuaregs auf der Jagd
Nach Foureau

In der Geschichte und Verfassung der Beduinen ist es ein merkwürdiger Umstand, daß während eines Feldzuges in einem wirklichen Kriege die Autorität des Scheikhs des Stammes völlig bei Seite gesetzt ist, und die Soldaten ganz unter dem Befehl des „Agyd“ stehen. Jeder Stamm hat außer dem Scheikh einen Agyd und es ist sehr selten der Fall, daß die Stellen beider in einer Person vereinigt sind. Burckhardt ist jedenfalls kein solches Beispiel bekannt geworden. Die Stelle des Agyd erbt in einer gewissen Familie vom Vater auf den Sohn fort, und die Araber unterwerfen sich dem Befehle eines Agyd, auch wenn sie wissen, daß es ihm an Tapferkeit und Verstand fehlt, doch lieber, als den Befehlen ihres Scheikhs während der wirklichen Unternehmung. Die eigentümliche Stellung dieses Mannes und sein Vorkommen, sowie seine große Bedeutung sind den bisherigen Schriftstellern unverständlich geblieben. Ich werde aber zeigen, daß diese Rolle eine ganz natürliche ist, wenn man überhaupt die Entwicklung dieser Kriegszüge perspektivisch betrachtet.

Schukurie-Beduine
Nach W. Junker

Wenn der Scheikh sich bei den Truppen befindet, so wird er vom Agyd ebenfalls befehligt, dessen Amt jedoch aufhört, wenn die Soldaten nach Hause zurückkehren. Alsdann tritt der Scheikh wiederum in seine Würde. Alle Beduinenstämme haben ohne Ausnahme ihren Agyd. Dieselbe Person vertritt in manchen Fällen für zwei benachbarte Stämme den Agyd, wenn dieselben klein und mit einander innig verbunden sind.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

So ist z. B. bei den Arabern des Sinai die Familie Ulad Sayd im Besitze dieser Stelle für alle Stämme der Halbinsel. Der Agyd und noch mehr sein Amt wird mit Verehrung betrachtet. Man hält ihn bei den Arabern für eine Art von Augur oder Heiligen. Er entscheidet oft die Operationen des Krieges durch seine Träume, Visionen oder Weissagungen; er verkündet auch den glücklichen Tag für den Angriff und nennt andere Tage, die als unglücklich zu betrachten sind.

Wenn der Agyd über die Maßregeln zweifelt, welche gegen den Feind zu nehmen sind, so zieht er die wichtigsten Männer seiner Armee zu Rate, sobald er dieses nämlich für zweckmäßig hält; aber die Araber weigern sich nie, ihm zu folgen, wenn er auch ganz nach eigenem Urteil handeln sollte.

Sie halten dafür, daß sogar ein Kind der alten Agydfamilie ein guter Anführer sein könne, indem sie glauben, daß es vermöge einer Art himmlischer Inspiration handele. Es wird erzählt, daß in dem Stamme Beni Lam in Nedschid in der Familie des Agyds weiter keine Mannsperson vorhanden war, als ein junger Waise, der bei seiner älteren Schwester lebte. Wegen Mangel eines passenden und echten Agyd war der Stamm in mehreren Kriegsveranlassungen vom Scheikh, aber immer unglücklich, angeführt worden. Nach vielen Verlusten gewannen die Leute die Meinung, daß sie ohne ihren echten Agyd nie glücklich sein würden. So beschlossen sie deshalb, zu versuchen, wie weit das Kind, welchem die erbliche Stelle gehörte, im Stande sei, den Stamm bei einer militärischen Unternehmung zu befehligen. Sie sagten deshalb seiner Schwester, daß sie ein Kamel zurechtmachen, dasselbe besteigen und ihren Bruder hinter sich sitzen lassen solle, um sich so zu den Truppen zu verfügen, die eben in dem Begriff waren, auszumarschieren. Hätte er eingewilligt, sich hinter seine Schwester zu setzen, so würden ihn die Araber nicht für hinlänglich alt oder männlich gehalten haben, um das Kommando zu übernehmen. Als aber seine Schwester verlangte, daß er auf die ihr vorgeschlagene Weise seinen Platz einnehmen möge, so machte der Knabe Miene, sie zu schlagen und rief entrüstet aus: „Bin ich ein Sklave? Muß ich hinter einer Weibsperson sitzen? Nein, du mußt hinter mir sitzen!“ Die Araber nahmen diese Ausrufe für eine günstige Vorbedeutung. Sie folgten ihm in die Schlacht; die Schwester saß hinter ihrem Bruder und leitete das Kamel; die Unternehmung lief glücklich ab.

Wenn der Agyd ein Mann von ausgezeichneter Tapferkeit und besonderem Scharfsinn ist, so behält er großen Einfluß in allen Angelegenheiten seines Stammes, selbst zur Friedenszeit. Seine Stimme kommt aber nicht derjenigen des Scheikhs gleich; jedoch fragt man ihn über verwickelte Angelegenheiten und schwierige Umstände und hat vor seiner Meinung viel Achtung. In dieser Hinsicht hat er aber vor den Arabern seines Stammes, welche die Eigenschaften des Scharfsinnes und der Tapferkeit miteinander verbinden, nichts voraus.

Wenn ein Araber, bloß von seinen Verwandten begleitet, auf vielen Raubzügen gegen den Feind glücklich gewesen ist, so schließen sich andere Freunde demselben an. Wenn sein Glück nun immer fortdauert, so erlangt er den Ruf „glücklich“ zu sein und begründet auf diese Weise in seinem Stamm eine Art zweiter oder unterer Agydschaft. Diese wird nun vielleicht bei kleinen Unternehmungen benutzt; wenn der ganze Stamm in einem Krieg begriffen ist, so muß der eigentliche Agyd aber doch der Anführer sein.

Der Agyd besitzt über seine Araber ebenso wenig Zwangsmacht als der Scheikh. Allen steht es vollkommen frei, sich ihm anzuschließen oder für sich selbständig vorzugehen. Haben sie sich aber einmal angeschlossen, so müssen sie sich seinen Befehlen unterwerfen oder erwarten,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

daß er sie ausstößt, weil er sie für unwürdig erachtet, einen Teil seines Korps auszumachen. In diesem Falle verlieren sie alle Ansprüche auf einen Teil der Beute, welche das Korps vielleicht macht.

Wenn einige Stämme irgend eine kriegerische Expedition unternehmen wollen, so wählen sie neben dem Agyd noch einen der achtbarsten Männer aus dem Stamme und geben ihm den Titel Kefyl. Das Amt dieses Mannes besteht darin, alle Streitigkeiten unter ihnen zu schlichten, welche aus der Teilung der Beute entspringen, und darauf zu sehen, daß kein Teil derselben von einzelnen Personen vor der Teilung bei Seite gebracht werde. Er bekommt immer mit dem Agyd einen gleichen Teil von der Beute. Den Kefyl findet man nicht in allen Stämmen, aber unter Dscheheyne in Hedschaz findet man ihn immer.

„Phantasia" nordafrikanischer Reiter
Nach „Le Tour du Monde"

Die Aeneze greifen nie bei Nacht an und betrachten dieses als einen Boag oder Verrat; denn während der Verwirrung eines nächtlichen Angriffes könnten einige Leute in die weiblichen Zeltabteilungen geraten, bei den Frauensleuten Unheil anrichten, sie verletzen ꝛc. was von Seiten der Männer des überfallenen Lagers jedenfalls einen heftigen Widerstand zur Folge haben und wahrscheinlich mit einer allgemeinen Mordszene enden würde, ein Umstand, welchen die Araber beständig zu vermeiden suchen. Es findet indessen hierin eine Ausnahme statt, denn die Schamararaber haben ganz besonders die Gewohnheit, das Lager des Feindes des Nachts anzugreifen, wenn es in der Nähe ihres eigenen liegt. Wenn sie das Lager unbemerkt erreichen können, so werfen sie plötzlich die Hauptpfähle des Zeltes nieder, und während die überraschten Bewohner sich von den Zeltdecken zu befreien bemühen, welche auf sie niedergefallen sind, wird von den Angreifern das Vieh fortgetrieben.

Das weibliche Geschlecht wird selbst von den erbittertsten Feinden respektiert, wenn ein Lager geplündert wird, und weder Männer, Weiber noch Sklaven werden jemals zu Gefangenen gemacht. Wenn die Araber, nachdem ihr Lager geplündert worden ist, Verstärkungen bekommen oder sich wieder sammeln können, so verfolgen sie den Feind und was sie dann von dem geplünderten Eigentum zurück bekommen können, wird dem früheren Eigentümer wieder zugestellt.

Bei dem Plündern eines Lagers werden selten einige Männer erschlagen. Da das Lager in der Regel durch Überrumpelung genommen wird, so würde Verteidigung gegen die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Übermacht nutzlos sein, und ein Araber tötet niemals einen Feind, der keinen Widerstand leistet, er müßte denn Blutrache für irgend einen Verwandten zu nehmen haben.

Die Überrumpelung eines Lagers schlägt oft fehl, weil das Vorhaben verraten worden ist, sei es durch ein Individuum, das sich im Lager des Feindes aufgehalten hat, oder durch einen Araber aus dem feindlichen Stamme selbst, der einen guten Freund im anzugreifenden Lager vom Unglück retten will. Diejenigen, welche eine solche Notiz geben, heißen Nezeir.

Wenn ein Araber von einem Feinde verfolgt wird und bemerkt, daß seine Stute fast alle Kraft verloren hat, so kann er sein Leben dadurch retten, daß er absteigt und um Schutz fleht. Eine solche Handlung gilt aber für schimpflich und nur die äußerste Notwendigkeit kann sie entschuldigen. Der Feind brüstet sich auch immer nachher, daß sein Gegner vom Pferde gesprungen sei, während er ihn verfolgt habe. Wenn der Fliehende sich dem Verfolger, welcher ihn beinahe erreicht hat, nicht ergeben will, nachdem letzterer mehrmals howel! howel! („herab! herab!") gerufen hat, so verwundet oder tötet er ihn mit einem Stoße seiner Lanze.

„Mühle", Spiel Marokkanischer Reiter mit der Flinte. Nach „Le Tour du Monde."

Es trifft sich manchmal in einem Krieg zwischen zwei Stämmen, daß ein Araber des eines Stammes mit einem Manne des andern Stammes eine Privatsache abzumachen hat, wozu eine persönliche Zusammenkunft nötig ist. Bei dieser Gelegenheit beruft er alle wichtigsten Männer seines eigenen Stammes und alle Individuen des Feindes, welche sich vielleicht im Lager aufhalten, in das Zelt des Scheikhs und nimmt eine Lanze oder einen Falken und ruft die ganze Gesellschaft zum Zeugen an, daß er die Absicht habe, das eine oder andere dem Scheikh des feindlichen Stammes, den er besuchen will, zum Geschenk zu machen. Wenn er im feindlichen Lager ankommt und sein Geschenk überbracht hat, darf er alsdann so lange daselbst verweilen, als das Geschäft seine Anwesenheit notwendig macht. Sollte er bei seiner Rückkehr angehalten und von einem der Feinde ausgeplündert werden, so macht sein eigener Scheikh die Sache dem feindlichen Scheikh vorstellig und er erhält jedenfalls sein Eigentum zurück.

Der Frieden zwischen den beiden Scheikhs wird unter den Zelten eines dritten Stammes geschlossen, der mit beiden Teilen in freundschaftlichem Verhältnis steht. Die häufigste Ursache eines Krieges ist Eifersucht in Bezug auf Wasserplätze und Weiden; aber der Streit ist bald beigelegt, wenn einer von beiden Teilen Frieden zu haben wünscht. Findet unter Familien desselben Stammes häusliches oder inneres Zerwürfnis statt, so bewirken die Häupter der Familie bald eine Ausgleichung.

Wenn ein Scheikh wahrnimmt, daß sein Stamm mit den Friedensbedingungen nicht recht einverstanden ist, so sendet er dem andern Teil eine geschriebene oder mündliche Bekanntmachung zu, daß die Feindseligkeiten wieder erneuert werden müssen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Um die tötlichen Wirkungen der Blutrache, welche von den Verwandten aller, selbst im offenen Kriege Getöteten, in Anspruch genommen wird, zu vermeiden, können die Scheikhs mit Bestimmung der Majorität ihres Stammes einen Frieden mit der Bedingung schließen, daß auf beiden Seiten alle Blutrache oder Privatschulden gegenseitig erlassen sein sollen; bei dieser Gelegenheit sagen sie: „Die Scheikhs haben gegraben und begraben.“ Ausgeschlossen sind auch bei solchen Friedensschlüssen und Bedingungen die Folgen der mehrfach erwähnten Verräterei, genannt Boag.

Phantasia
Nach Amicis.

Um das Wesentlichste im Bereiche dieser Kriegsformen in den Vordergrund stellen zu können, wurden diese beiden Kapitel über die Raubzüge und die kriegerischen Unternehmungen der Araber so eingehend hintereinander gegeben.

In dem ersteren sahen wir die üblichen Raubzüge, für welche die Arbeitsteilung und die Wanderschaft über weitere Strecken bezeichnend ist. Die Leute wandern 8—10 Tage weit. Nicht alle unternehmen den eigentlichen Raub. Vielmehr wird in der Entfernung ein Haupttrupp zurückgelassen, welcher die Aufgabe hat, die mit der Beute vom Lager Ankommenden zu empfangen, schnell beritten zu machen, zu decken und heimzuführen. Vergleichen wir damit den Verlauf eines Kriegszuges, wie er als am häufigsten geschildert wird. Da nimmt auch jeder einzelne Räuber den Zammal mit. Die Räuber selbst sprengen mit den Pferden gegen das Lager des Feindes; die Zammals dagegen warten mit den Kamelen, der Nahrung u. s. w. in bestimmten Entfernungen auf die Rückkehr der mit Beute beladenen Sieger. Das ist ganz genau der Vorgang wie bei den Haramys. Die That selbst ist beim Haramy ein verstohlener nächtlicher Raub, bei dem sogenannten Krieger eine Überrumpelung. Wir haben also hier auch wieder dasselbe.

Zweikampf marokkanischer Reiter
Nach Amicis.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dazu nun kommt die Stellung des berühmten Agyd. Die Krieger werden nicht vom Stammeshaupt angeführt, sondern von diesem selbständigen Kriegshauptmanne, dem sogar der Scheikh untergeordnet ist. Wenn wir von den Visionen und der wunderlichen, fast religiösen Verehrung des Agyd hören, möchte man auf den Gedanken kommen, daß man es hier mit einem aus dem Priesterstande hervorgegangenen Amte zu thun hat. Ich verweise da aber auf die Mitteilungen, welche die Reisenden und Beobachter unter den Arabern hinsichtlich der „Glückskraft" bestimmter Leute gemacht haben. Wenn ein Mann bei kleinen selbständigen Unternehmungen mehrmals Glück hat, so kommt er in den Ruf immer Glück zu haben. Es stellen sich so, um mit Burckhardt zu reden, Agydschaften zweiter Ordnung ein. Nimmt man den außerordentlich stark ausgeprägten Fatalismus der Nomadenvölker hierzu noch in Anspruch, so liegt der Schluß nahe, daß die Agydschaft aus besagter „Glückskraft" eines Menschen hervorgegangen ist, als sich dieselbe auch bei einer folgenden Generation dokumentierte.

Nehmen wir nun das noch hinzu, was sich schon vordem als Vermutung einstellen mußte, und was wir aus der Organisation und den weiten Entfernungen der Kriegszüge schließen müssen, daß nämlich dieselben nichts anderes sind, als Raubzüge zu Pferde, daß demgemäß aber der Scheikh als solcher eigentlich mit dem Kriegszuge nichts zu thun hat, — denn wie gesagt: danach ist der Kriegszug nichts als ein privater Raubzug in größerem Umfange! — so ergiebt sich folgerichtig, daß die Agydschaft nichts anderes ist als die erblich gewordene Stellung eines Haramy zu Pferde resp. eines Räuberhauptmannes.

Wenn demnach diese Art der Kriegszüge nichts anderes als eine erweiterte Form des Raubzuges aufzufassen ist, so kann auch nach anderer Seite aus der ganzen Entwicklung ein wertvoller Schluß gezogen werden. Blicken wir nämlich zu den großen historischen Thatsachen in das Zeitalter Mohameds zurück, sehen wir, daß der Prophet erst an Boden gewann und seine Stellung auf krigerischem Boden eroberte, daß fernerhin Mohamed gerade diesem Fatalismus so starke Nahrung eingeflößt hat, daß es Mohamed gelungen ist, das Nationalgefühl dieser Völker in das große System gewaltiger Raubzüge zu übertragen, so erkennen wir einen einzigen großen Zug der Entwicklung, welcher in tollkühnen Privatunternehmen des üblichen Haramy seinen Anfang nimmt und dann herangewachsen ist, sich als eine Flut über die Erde hin ergoß, bis sie im südlichen Frankreich an der Grenze innereuropäischer Volkskraft brandete.

Auf dem Wege der Entwicklung im ersten Teile dieses Werkes gelangten wir vom schlichten Zweikampfe bis zur Schlacht. Hier bei den Arabern begegnet diese Schlacht uns wieder, abermals äußert sich die Reminiszenz des Zweikampfsursprunges, und wieder drängt sich uns das Problem des Kampfes mit der „eigenen Art" auf. Also auch bei den Nomaden hat dieser Werdegang seine Spur zurückgelassen. Wir werden sogar noch ernsthafter an diese Vergangenheit im nächsten Kapitel erinnert werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 17. Die Blutrache

Schon vordem sind wir mehrmals auf die Blutrache gestoßen. Sie ist aber nirgends auf der Erde ausgeprägter als gerade unter den Nomadenkulturen, welche sich von der arabischen Halbinsel aus über afrikanische und asiatische Gebiete ergossen haben. Demnach ist es am Platze, hier einiges Nähere über die Blutrache oder das Thar, wie es die Araber nennen, zu berichten.

So wenig ansprechend auch dieses „Blut um Blut" berühren mag, so kann es doch nicht geleugnet werden, daß diese Institution sehr viel dazu beigetragen hat, die Kriege harmloser zu gestalten.

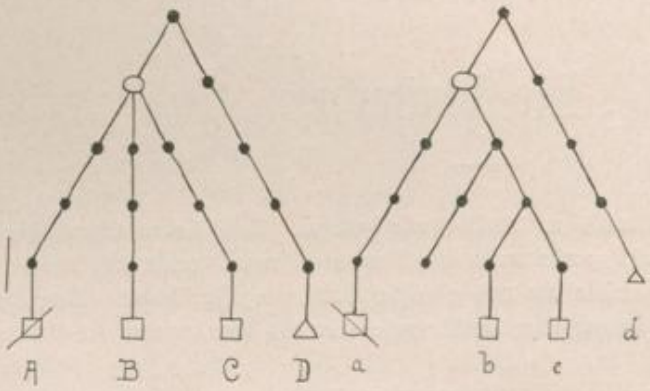
Es ist ein gültiges Gesetz unter allen Arabern, daß, wer das Blut eines Menschen vergießt, dafür der Familie des Erschlagenen Blut schuldig ist. Dieses Gesetz wird auch durch den Koran sanktioniert, in dem es heißt: „O ihr wahren Gläubigen, das Wiedervergeltungsrecht ist euch eingesetzt für den Erschlagenen; der Freie soll sterben für den Freien u. s. w." Aber in demselben Buche heißt es: „Und sollte jemand ungerechter Weise erschlagen worden sein, so geben wir seinen Erben das Recht, Genugthuung zu fordern; doch möge er die Grenzen der Mäßigung nicht überschreiten." Das bezieht sich nämlich darauf, daß der Erbe den Mörder nicht auf eine grausame Weise sterben lasse, oder seines Freundes Blut an einem andern als demjenigen räche, der den Totschlag begangen hat. Die Araber befolgen dieses Gebot ihrer heiligen Schrift allerdings nicht streng, sondern nehmen die Blutrache nicht allein an dem wirklichen Totschläger, sondern an allen seinen Verwandten; darin besteht aber das eigentliche Recht des Thar.

Marokkanischer Leibsoldat
Nach Amicis

Dieses Recht erstreckt sich zur Khomse, d. h. bis zur fünften Generation, indem nur diejenigen das Recht haben, einen erschlagenen Verwandten zu rächen, deren vierter Linealascendent zu gleicher Zeit der vierte Linealascendent der erschlagenen Person

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ist; und dagegen sind nur diejenigen männlichen Verwandten des Totschlägers fähig, mit ihrem eigenen Blut das vergossene Blut zu bezahlen, deren vierter Linealascendent auch zu gleicher Zeit der vierte Linealascendent des Totschlägers ist. Die gegenwärtige Generation ist auf diese Weise unter die der Khomse inbegriffen. Die Linealdescendenten aller derer, welche ein Recht hatten, im Augenblick des Totschlages die That zu rächen, erben dies Recht von ihren Eltern. Um dies Verhältnis verständlicher zu machen, gebe ich die folgende Abbildung.




Wenn z. B. A den a getötet hat, so können B und C und ihre Ascendenten getötet werden, aber D ist nicht in der Khomse begriffen und der Thar erreicht ihn nicht; b und c haben Ansprüche auf die Blutrache, dies ist aber nicht der Fall mit d. Das Recht der Blutrache geht nie verloren, sondern steigt auf beiden Seiten bis zu den spätesten Generationen herab.

Wenn die Familie des getöteten Mannes dagegen zwei von der Familie des Totschlägers oder Dammawys tötet, so übt letztere die Wiedervergeltung durch den Tod eines einzigen. Wird aber nur ein einziger getötet, so ist die Sache damit abgethan und alles ruhig, aber die Feindschaft lebt doch bald wieder durch Groll und Rachgier auf.

Es hängt von den nächsten Verwandten des Erschlagenen ab, ob sie den Preis des Blutes annehmen wollen, welcher unter den Aeneze durch alte Gesetze bestimmt ist. Will die Familie den dargebotenen Preis des Blutes nicht annehmen, so flüchten sich der Totschläger und alle seine Verwandten, welche in der Khomse begriffen sind, zu irgend einem entfernten Stamme, wo sie der Arm der Rache nicht erreichen kann. Eine geheiligte Gewohnheit giebt den Flüchtlingen drei Tage und vier Stunden, während welcher Zeit keine Verfolgung stattfinden darf. Diese Exilierten heißen Dschelawy; einige von ihnen trifft man fast in jedem Lager. Wegen eines einzigen Mordes müssen manchmal viele 100 Zelte abgebrochen werden. Die Dschelawys bleiben im Exile, bis ihre Freunde eine Ausgleichung bewirkt und den nächsten Verwandten der erschlagenen Person dahin gebracht haben, den Preis des Blutes anzunehmen. Man weiß, daß Familien von Dschelawys von einem Stamme zum andern geflüchtet sind und zwar länger als 50 Jahre hindurch. Ja, es trifft sich häufig, daß während des Lebens des Sohnes und des Enkels der erschlagenen Person kein Ausgleich zustande kommt.

Um das Blut eines erschlagenen Verwandten zu rächen, gelten alle Mittel für gesetzlich, sobald der Mörder nur nicht getötet wird, während er als Gast in dem Zelte einer dritten Person weilt, oder wenn er seine Zuflucht in das Zelt seines Todfeindes genommen hat.

Je stärker und je unabhängiger ein Stamm ist, je entfernter von kultivierten Provinzen und je reicher seine einzelnen Glieder sind, desto seltener werden die Rechte der That in eine zahlbare Strafe verwandelt. In der ganzen Wüste betrachten es die großen Scheikhs für schimpflich, über das Blut ihrer Verwandten sich auch nur im geringsten zu vergleichen;

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bei ihnen kann Blut nur durch Blut gelöst werden. Ist aber der Stamm arm und von der armseligen Gesinnung benachbarter Bodenbebauer in kultivierten Distrikten abgesteckt, so wird die Buße häufig angenommen. Das Recht der persönlichen Wiedervergeltung und seine Wertschätzung bei den Arabern erhellt aus dem Sprichwort derselben: „Und wäre Höllenfeuer mein Los, so würde ich die Blutrache nicht aufgeben."

Übrigens tadeln die Aeneze diejenigen Verwandten, welche sich in die Übereinkunft des Zahlens der Blutschuld einlassen, nicht; dagegen würde es die Freunde des Erschlagenen beschimpfen, wenn sie den ersten Antrag machen wollten. Kommt man endlich dahin überein, die Sache gütlich abzumachen, so wird das Blut eines Mannes auf folgende Weise geschätzt: Wenn ein Aeneze einen andern Aeneze getötet hat, so ist der Preis 50 weibliche Kamele, zudem: ein Delul (das ist ein Kamel, welches zum Reiten geeignet ist), eine Stute, ein schwarzer Sklave, ein Panzer und eine Flinte. Die letzgenannten fünf Artikel machen die sogenannte Sola aus. Die 50 Kamele mit der Sola zusammen heißen Dieh. Wenn ein Aeneze einen Araber eines andern Stammes tötet, so wird der Dieh nach dem Herkommen reguliert, welches in dem Stamme des Fremden herrschend ist. Hier schwanken die Preise zwischen 500 und 1000 Piastern.

Die Qualität der in dem Dieh begriffenen Artikel wird nicht berücksichtigt. Ist nur der Delul ein gutes starkes Kamel, so kann die Stute von der schlechtesten Rasse und die Flinte nicht mehr als einen Piaster wert sein. Es ist immer notwendig, daß der Sola bezahlt wird; aber die ganze Zahl der Kamele wird selten gefordert. Wenn der nächste Verwandte des Erschlagenen, dem der Dieh allein gehört, sich bereit erklärt, ihn anzunehmen, so besuchen die Freunde des Damawy mit ihren Weibern und Töchtern das Zelt ihres Feindes und jedes von ihnen bittet, einen Teil des Dieh ihm, nämlich dem Bittsteller, zu erlassen. Ist er nun freigebig, so erläßt er diesem ein Kamel, jenem zwei, einem besonders hübschen Mädchen womöglich drei ꝛc. bis noch eine gewisse Zahl übrig bleibt, von welcher er nicht ablassen will. Niemals erläßt er die Stute, den Sklaven und die Flinte.

Der Damawy selbst, oder sein bester Freund kommt dann mit einem weiblichen Kamel zu dem Zelte seines Gegners und schlachtet das Tier; man nimmt an, daß dessen Blut dasjenige der erschlagenen Person abwasche. Das Kamel wird sogleich von den Freunden beider Teile verzehrt und bei dem Dieh mit in Rechnung gebracht. Beim Weggehen bindet der Damawy oder sein Stellvertreter ein weißes Tuch an das Ende seiner Lanze; das ist das öffentliche Zeichen, daß er jetzt frei von Blut sei. Ein Teil des Dieh wird sogleich und der Rest zwei oder selbst drei Jahre nachher bezahlt. Die ganze Familie des Damawy trägt in der Regel zum Dieh bei.

Soldat in Tanger
Nach Amicis

Ich habe schon am Ende des zweiten Kapitels darauf hingewiesen, daß die Blutrache aus dem Kampfe mit der eigenen Art hervorgegangen ist. Die Schilderungen, denen wir hier gefolgt sind, beweisen die inneren Beziehungen aufs Neue. Gleichzeitig sehen wir die Blutrache verschwinden. Typisch ist es geradezu, wenn Burckhardt sagt, daß die Blutrache an der Grenze des Bauernstandes, also des Ackerbaues, verschwindet. Das ist nicht nur bei den Arabern so gewesen. Das liegt in dem ganzen Unterschiede des Volksbetriebes begründet. Wir werden im vierten Teile dieses Buches sehen, daß der niedere absolute Ackerbauer überhaupt einen peinlichen Mangel an kriegerischem Geiste besitzt. So ist es denn kein Wunder, daß wir in der Ackerfurche auch die Erscheinung der Blutrache, dieser natürlichen (im Gegensatz zur kulturellen) Gerichtsbarkeit untergehen sehen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 18. Raubzüge, Kriegsorganisation, Völkerwanderung der Ostafrikaner

Wir verlassen für die Dauer eines Kapitels die reitenden Räuberscharen asiatischer und afrikanischer Nomaden und widmen uns „den Nomaden zu Fuß", eine Nebenerscheinung der Haramy und der Barantatschi.

Wie in dem Leben jeder anderen Nomadenkomplexe, so hat es auch im Dasein der ostafrikanischen Viehzüchter, welche von dem Südabhange Abbessyniens bis hinunter an die Grenze des Tafellandes und von hieraus wieder nach Norden bis an den Sambesi wohnen, große Verschiebungen und Wanderungen gegeben, deren eine wir jedenfalls sogar historisch zu umgrenzen vermögen. Diese große Wanderung hub etwa in jener Zeit an, in welcher das Türkentum gegen Persien und Europa andrang. Damals gerieten alle ostafrikanischen Völkermassen in Bewegung und diese pflanzte sich ununterbrochen und derart energisch fort, daß, als der große Bogenzug dieser Wanderung das Seengebiet umschritten und auf seiner Biegung nach Norden an den Kongo nahe seiner Mündung gelangte, er die Portugiesen, die just hier festen Fuß gefaßt hatten, aus dem Lande zeitweilig verdrängte.

Der afrikanische Viehzüchter unterscheidet sich von seinen mittel- und westasiatischen Vettern dadurch, daß er nicht Reittiere, sondern Schlachttiere hütet. Es geht ihm daher ein Teil der Beweglichkeit ab, welcher die Asiaten gerade auszeichnet und so gefährlich macht. Dagegen ist der Afrikaner entschieden der Grausamere. Da nun außerdem neben der Viehzucht der Ackerbau jedenfalls eine größere Rolle spielt wie in den großen Wanderungszeiten Innerasiens, so ergeben sich notgedrungen verschiedene Abweichungen im Typus.

Massai-Barnoti
Nach Höhnel

Am charakteristischsten ist die Volkserziehung und Organisation der Massai im Norden unseres ostafrikanischen Schutzgebietes einerseits, dann aber die gleichlaufenden Erscheinungen bei den Zulus in Südafrika andererseits. Den Lebenslauf eines Massai wollen wir zuerst berücksichtigen.

Als kleine Kinder heißen die Massai beider Geschlechter Ngerai, die noch kindisch angelegten Knaben nennt man Lajon, die halbwüchsigen Burschen Barnoti. Aus dem Barnoti wird ein Moran, aus diesem ein Moruo. Der 12—14 Jahre

alte Barnoti muß sich der Beschneidung unterwerfen, worauf er sich in Gesellschaft seiner Leidensgefährten in den Busch begiebt, um durch zwei oder drei Wochen mit Pfeilen kleine Vögel zu schießen.

Die Verheirateten und Unverheirateten wohnen in getrennten Kraalen. Wenn der Barnoti das Alter von 15 oder 16 Jahren erreicht hat, so wird er Moran, d. h. Krieger und verläßt den väterlichen Kraal der Verheirateten. Bisher hatte er bei seinen Eltern und jüngeren Geschwistern gewohnt, hatte Fleisch und Vegetabilien gegessen und dazu Milch, oder was es sonst eben gab, getrunken. Das hört nun alles auf. Der Moran muß ausschließlich von Fleisch oder von Milch leben, darf darin jedoch abwechseln. Daß er vor dem Übergang von Milch zu Fleischnahrung und umgekehrt stets vorher ein Brechmittel einnimmt, hat Thomson behauptet. Fleisch irgend einer Wildart rührt der Massai überhaupt nicht an. Der Moran darf aber auch weder Pflanzenkost noch Honigbier zu sich nehmen, ebensowenig Tabak kauen und schnupfen, und er wird eher seine kuhledernen Sandalen benagen, als in Bezug auf Nahrung gegen die althergebrachte Sitte verstoßen. Bei längeren Wanderungen machen sie insofern eine kleine Ausnahme, als sie das überall im Lande häufige Akazienharz (Gummi) kauen. Ihre Mahlzeiten bestehen in gekochtem oder leicht angebratenem Fleisch oder frischer und geronnener Kuhmilch. Ihre Mahlzeiten nehmen sie stets abseits, thunlichst ungesehen ein und geben sich dabei — wenn möglich — einer unglaublichen Völlerei hin.

Massai-Moran im Kriegskostüm
Nach Höhnel

Außer dieser Veränderung in der Lebensweise tritt beim herangewachsenen Moran auch eine solche in seinem Äußeren ein. Er erhält von seinem Vater nun einen wirklichen Speer mit fast meterlanger Klinge, einen großen ovalen Schild aus Büffelhaut, mit den Gebietswappen in weißer, roter oder schwarzer Farbe an der Außenseite, ferner ein langes gerades Schwert und eine zierliche Keule aus schwerem, eisenharten Holze oder aus dem Horne des Nashorns geschnitzt. Diese Waffen kauft der Vater bei Nachbarvölkern. Denn die eigentlichen Massai bauen weder die Schilde, noch schmieden sie ihre Speere.

Mit diesen seinen Waffen zieht der junge Moran nun hinaus in den Morankraal seines Bezirkes, wo er mit den übrigen Kriegern und den bereits mannbaren unverheirateten Mädchen ein fröhliches Liebes- und Soldatenleben führt. Als Moran ist der Massai frech, aufgeblasen, leicht erregbar und diebisch. Sein heißester Wunsch geht danach, seine Waffen in Blut zu tauchen, und wenn es auch nur das eines verirrten oder halb verhungert zurückgebliebenen Karawanenträgers ist. Seine eigentlichen Pflichten bestehen in der Sorge für die Sicherheit des Bezirkes, aus welchem Grunde sich die Morankraale stets an den bedrohtesten Grenzorten befinden. Die Morankraale unterscheiden sich von den Kraalen der Verheirateten durch den Mangel einer Dornenhecke, mit welcher die letzteren stets umzäunt sind.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eine Hauptaufgabe ihres Lebens sehen die Moran im Viehraube, zu welchem Zweck sie oft lang dauernde Züge nach fernen Länderstrecken unternehmen. Zu diesem Zwecke wählen die jungen Krieger einen Leitunu und einen Leigonani. Der Leitunu ist der Führer und Hauptmann im Kriege, er erhält unbeschränkte Gewalt über Leben und Tod, ist der Richter in streitenden Angelegenheiten. Er lenkt die Gefechte, obgleich er seltsamerweise seine Leute nicht selbst anführt; er steht vielmehr wie der General einer zivilisierten Armee abseits und überwacht den Gang des unter der persönlichen Führung des Leigonani gelieferten Gefechtes. Entdeckt er aber Anzeichen, daß seine Leute wanken, so stürzt er sich sofort mit seiner Leibwache in den Kampf. Jeder Kriegsbezirk erwählt seinen eigenen Leitunu. Der Leigonani ist dagegen eine ganz andere Persönlichkeit. Er ist der öffentliche Anwalt des Kraales und leitet die Verhandlungen bei Streitfällen.

Massai-Moruo mit Fliegenwedel
Nach Höhnel

Nachdem nun diese beiden hervorragenden Leute in ihre Stellung eingesetzt oder bestätigt worden sind, beschließen die Moran einen Raubzug, der zumeist gegen die weniger kriegerischen und reicheren Völker der Küste gerichtet ist. Einen Monat nun verwenden sie zu ihrer „kriegerischen Vorbereitung". Diese besteht darin, daß sie in kleinen Gesellschaften sich in den Wald zurückziehen und sich dort voll Fleisch stopfen. Sie thuen solches in dem Glauben, daß sie dadurch einen Vorrat von Muskelkraft und Wildheit erster Qualität in sich aufspeichern. Nachdem dieses seltsame Verfahren beendet, der Tag bestimmt, eine gewisse Andacht verrichtet, eine Musterung abgehalten ist, wird abmarschiert. Die Kriegsweise selbst ist diejenige, welche wir bei allen solchen Zügen immer wieder finden werden: Heranschleichen, plötzlicher Überfall, möglichst unbemerktes Wegtreiben des Viehes. Das Vieh selbst gehört nun aber nicht etwa dem Moran, sondern vielmehr dem väterlichen Moruo. Höchst wunderlich ist aber die Verteilungsart. Man schlägt sich um das Vieh bis zum Todschlag. — An den Kriegszügen nehmen die Moruo oder verheirateten Männer nicht teil.

Massai-Moran
Nach Thomson

Hinter dem selbstbewußten Auftreten des Moran steckt gewöhnlich mehr Anmaßung und Unverschämtheit als wirklicher Mut, und sollten sie ihre Siege mit den Waffen allein zu erkämpfen haben, dann würde es mitunter vielleicht schlecht um sie stehen. Ein Hauptteil ihrer Erfolge fällt zweifelsohne der recht wirkungsvollen Kriegstoilette zu. Das kurze Mäntelchen aus braun behaartem Ziegenleder, das der Moran gewöhnlich an der rechten Schulter geknotet trägt, bindet er wie einen Strick zusammen und trägt es als Gürtel. Den überflüssigen Schmuck läßt er zu Hause und schnallt dafür an den Knieen

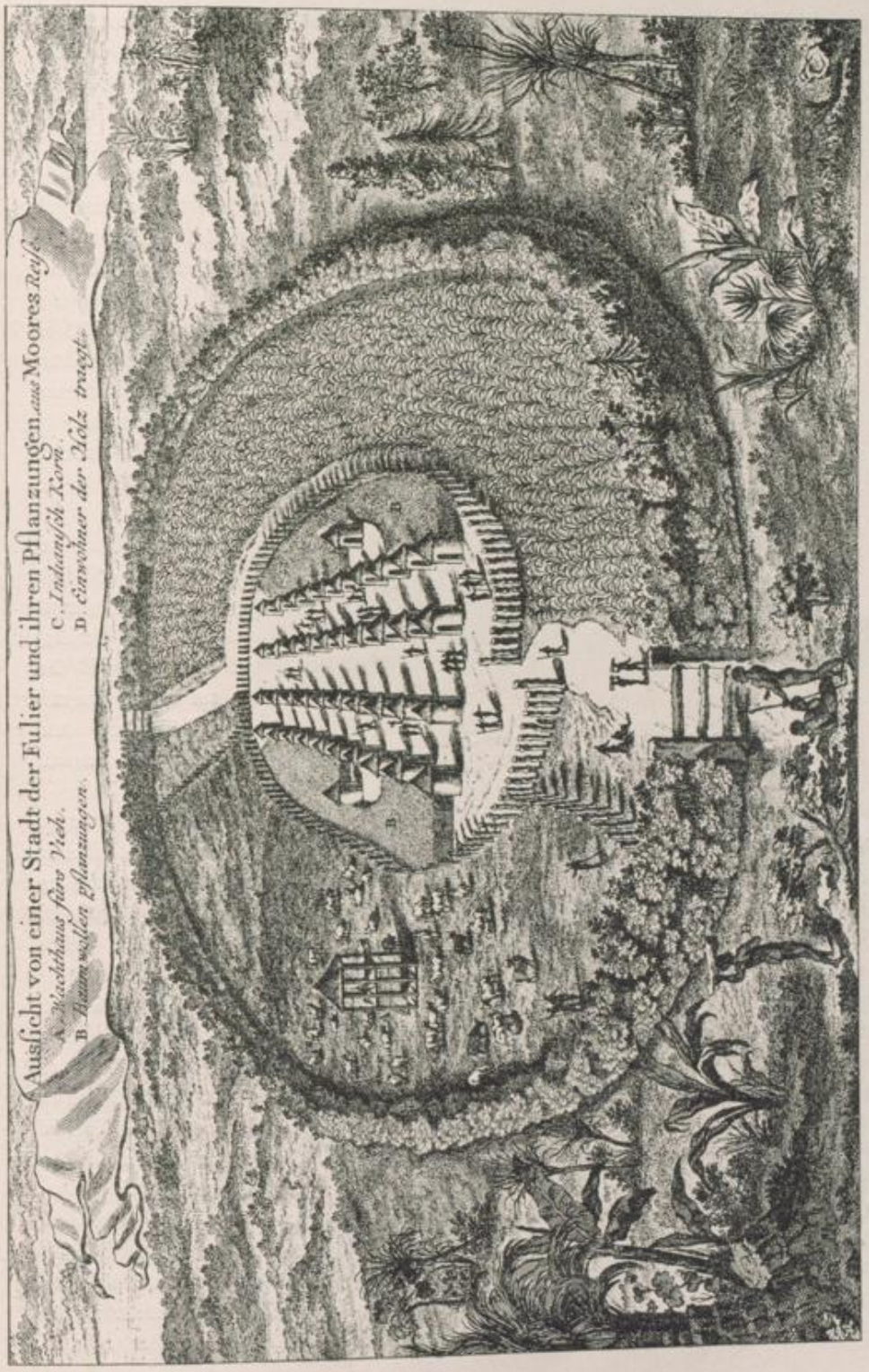
eine eiserne Schelle an. Kopf und Schultern werden reichlich mit rot gefärbtem Fett bestrichen, sodaß sie wie von Blut triefend aussehen; auch der Speer wird damit beschmiert. Unterhalb des Kniees befestigt er jederseits einen Streifen des Golobusaffenfelles, der mit dem langen Behang schöner, weißer Haare nach vorn zu wegsteht. Auf dem Rücken als Mantel trägt er ein wallendes Stück weißen Zeuges, das in der Mitte mit einem buntfarbigen Besatz versehen ist; darüber kommt ein großer weißer Federkragen aus schwarzen Geierfedern und um das Gesicht endlich ein Kranz in Leder gefaßter schwarzer Straußenfedern. So angethan, stürmt er dahin, den Schild in der Linken, den hochgehobenen, stoßbereiten Speer in der Rechten, mit fliegendem Mantel und teuflischem Geschrei. Einem solchen Anblick gegenüber erfaßt die angegriffenen Eingebornen meist ein lähmendes Grauen, und in atemloser Flucht weicht alles zurück, ohne es erst auf den Kampf ankommen zu lassen. Wer sich indes durch den Anblick eines phantastisch aufgeputzten Wilden mit geschwungenem Speer nicht einschüchtern läßt, dem braucht auch vor dem Massai nicht bange zu werden.

Massaikraal
Nach Oskar Baumann

Glaubt der Massai genügend mitgemacht zu haben, oder stirbt sein Vater und er hat die Erbschaft zu übernehmen, dann tritt er aus dem Morankraale aus, heiratet und wird damit ein Moruo. Nun kauft er sich so viele Frauen, als die Wartung seiner Herden erfordert, denn er heiratet nicht aus Liebe, sondern um Arbeitskräfte zu erlangen. Die früheren Manieren eines Moran legt er ab und wird ein ruhiger, meist angenehmer Mensch. Als sichtbares Zeichen seiner gesellschaftlichen Metamorphose trägt er an jedem Ohr eine große Scheibe aus dickem, spiralig zusammen gewundenem Messingdraht. Den guten langen Speer und den Schild giebt er vielleicht seinem jüngeren Bruder, oder er vertauscht sie gegen Vieh, denn jedes dieser Waffenstücke ist ihnen unter Brüdern eine Kuh wert. Er selbst begnügt sich mit einem schlechten Speer oder mit Bogen und Pfeil. Nun darf er sich auch einen abwechslungsreichen Tisch gestatten, darf Bohnen, Mais, Bananen essen, Honigbier trinken und Tabak schnupfen oder solchen mit Natronsalz gemischt kauen; dagegen giebt es seltener Fleisch, wenigstens solches von Ochsen.

Das Interessanteste und Auffallendste in diesem Bilde ist jedenfalls die Zweiteilung, welche einerseits durch das getrennte Wohnen der Verheirateten und Unverheirateten, andererseits durch die verschiedene Nahrungsweise, welche bei den einen im Fleischgenuß, bei den anderen in Pflanzenstoffen gipfelt. Es ist das nichts Zufälliges oder auch nur eine besondere Eigentümlichkeit der Massai. Vielmehr geht dieses Charakteristikon durch diese ganze Ablegerform asiatischen Nomadentumes. Bei den Mongolen und Arabern sehen wir die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main




Nordafrikanisches Nomadenlager, zeigt wie aus dem Viehzaun die ersten Befestigungswälle entstehen
Nach altem Kupfer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fast ausschließlichen Viehzüchter; hier dagegen tritt die Viehzucht parallel neben dem Ackerbau auf. Gerade im Massaigebiet ist allerdings der Ackerbau zurückgedrängt; wenden wir uns dagegen von hier aus sei es nach Süden, sei es nach Nordwesten, so treffen wir den vorgezeichneten Typus in fast noch verständlicheren Formen. Von einem kleinen Stamme, welcher aus dem Nilgebiete in das nördliche Kibalibecken vorgeschoben ist, wird mir geschrieben, daß die jungen Leute nur Vieh züchten, rauben, Kriegszüge unternehmen ꝛc., daß die Alten und Verheirateten dagegen Garten- und Ackerbau treiben. Und wenden wir uns den historischen Daten zu, so ist daran zu erinnern, daß der große Tschaka, der berühmte Napoleon der Zulu, auch nichts anderes gewesen ist, als ein nomadisierender Räuberhauptmann. Seinen Institutionen liegt nichts weiter zu Grunde, als das vordem geschilderte Bild des Volkslebens.

Massaikrieger von Mutyek
Nach Oskar Baumann

Den Grundtypus des üblichen Zulu-„Kriegszuges", um es pompös auszusprechen, schildert uns ein Ereignis des Go am besten, den man im Kaffernland den „Dieb der Diebe" nannte, wie folgt:

„Während des Beilkrieges 1846 ging ich mit zwei Männern auf eine Fourageexpedition nach der Mankazana. Das Land war verlassen, wir konnten nichts erlangen. Auf Herrn Mac Masters Farm fanden wir viele reife Trauben und Hühner, die wir uns wohlschmecken ließen und ruhten uns einen Tag lang aus. Spät nachmittags gingen wir nach dem Pavianfluß und fanden neun Stück Vieh, mit denen wir in den Busch flohen, sodaß die Eigentümer, die uns verfolgten, umkehren mußten. Wir gingen mit dem Vieh bis Dornkluft, wo wir drei Pferde fanden. Das eine, ein wunderschönes hellbraunes, mit gutem Schritt behielt ich für mich, die beiden andern gab ich meinen Freunden. Einer meiner Gesellen, Cekwana, hatte mir gesagt, daß in dieser Gegend bei Bauer Botha ein wunderschönes schwarzes Pferd sei, das ich stehlen könnte. Ich kam dort zur Nachtzeit an, ich kroch wie ein Hund zur Thür, die Stallthür war der Hausthür gegenüber. Ich sah Bauer Botha, wie er in der Vorderstube auf und ab ging, um ein schreiendes Kind in den Schlaf zu bringen. Ich ging in den Stall, sah das Pferd und legte mich in die Krippe. Da kam plötzlich ein Mann herein. Ich hielt mich für entdeckt, er aber ging wieder hinaus, ohne mich gesehen zu haben, da ich mich am Ende des Stalles befand. Als ich heraus ging, glaubte ich, er hätte mich eingeschlossen, er hatte aber nur einen hölzernen Riegel vorgeschoben, den ich leicht entfernte. Als alles still geworden war, sattelte ich das Pferd und führte es hinaus. Ich ging mit ihm drei oder vier Mal um das Gehöft herum,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

um den Eigentümer beim Spüren zu verwirren und begab mich in den Busch auf den hohen Hügel dem Hause gegenüber. Hier war ich den ganzen Tag und spähte, ob sie die Spur finden würden. Als ich aber sah, daß die Leute immer um das Gehöft herum und nicht weiter gingen, ritt ich weg und kam gut nach Hause. Aber da mein Häuptling das Pferd begehrte, so mußte ich es ihm lassen und mußte noch obendrein für mein Stehlen Strafe zahlen, sodaß ich nichts für meine Mühe hatte. Das ist in der That ein hartes Los! Ein andermal sagte mir derselbe Freund, er wisse drei Flinten; wenn ich sie stehlen und ihm eine davon geben würde, so wolle er sie mir zeigen. Ich versprach ihm eine Flinte. Er zeigte mir die Hütte. Als es dunkel geworden, kroch ich zu der Hütte, sah dort drei Hottentotten um das Feuer sitzen und die drei Flinten an der hinteren Wand hängen. Ich wachte draußen, bis die Hottentotten die Thür zugemacht hatten. Als ich glaubte, daß sie schliefen, ehe das Feuer gänzlich ausgegangen war, ging ich ganz leise zur Thür, schnitt den Riemen entzwei, womit sie festgebunden war und öffnete sie. Ich fand zwei der Hottentotten zwischen der Thür und dem Feuer liegen, der dritte lag zwischen Feuer und Hinterwand, so mußte ich über alle drei hinwegsteigen, um zu den Flinten zu gelangen. Erst nahm ich zwei herunter und gab sie an Cekwana und Mandila. Ich ging zurück und holte die dritte. Ich nahm auch die Pulverhörner und Bandeliere herunter, gab sie meinen Begleitern und bedeutete ihnen, sich davon zu machen. Ich ging dann zu den beiden an der Thür schlafenden Hottentotten und riß ihre Decken unter ihnen weg, sprang zur Thür hinaus, mit lauter Stimme rufend: „Ich habe eure Flinten und Decken, kommt,

Massaikrieger beim Angriff
Nach Carl Peters

Wangonikrieger nach dem Grafen von Götzen

holt sie euch." Die Hottentotten kamen wohl heraus, schrieen und brüllten, getrauten sich aber nicht, uns zu folgen."

Solche Geschichten, die an das Romanhafte grenzen, von welchen aber die alten Kenner der Zulu fast Hunderte zu erzählen wissen, sodaß an ihrer Glaubwürdigkeit nicht zu zweifeln ist, zeigen uns, welche Frechheit in diesen Viehzüchtern lebendig ist. Diese Frechheit ist genau, wie ich das bei den Arabern gekennzeichnet habe, eine brillante Erziehung zur Kriegstüchtigkeit. Zuletzt brauchen alle diese Nomadenvölker nur einen guten Organisator, hinreißende Führer zu finden, um zu den gefährlichsten Kriegsvölkern der Welt zu werden. Was bei den Türken die Seldschuken und Osmanen, bei den Arabern ein Mohammed, ein Kohalid, bei den Mongolen Dschengis-Chan und Timur ꝛc. vollbracht hatten, das leisteten in Afrika Leute wie Zimbo und Tschaka. Dieser Mann hub seine Laufbahn an mit kleinen Kriegszügen. Die Masse der Unterworfenen brachte er in größeren Abteilungen zusammen, welche lediglich kriegerische Rücksichten als Einteilungsprinzip hatten und von treuen Anhängern des obersten Kriegsherrn geführt wurden. Der gemütliche patriarchalische Kraal verschwand; an seine Stelle traten die Enkanda, welche man als befestigte Lager bezeichnen kann. Die Bewohner der Hütten hatten demgemäß auch nicht die Stellung von Familienvätern, sondern bildeten Teile bestimmter Heeresabteilungen, Regimenter oder Armeekorps, welche unter ihren Führern zusammen lebten. Frauen waren als Gattinnen in diesen Lagern nicht vorhanden. Etwaige Kinder wurden umgebracht. Hatten sich aber bestimmte Regimenter mehrfach ausgezeichnet und waren sie in vorgerückten Jahren, so erlaubte ihnen der König als Gnadengeschenk, sich sämtlich zu verheiraten. Die Niederlassung verlor alsdann den Charakter als Enkanda; das Kriegsleben und die Kriegsverpflichtung hörte auf; das Familienleben und die regelmäßige Arbeit trat an ihre Stelle.

Szene aus dem Kaffernkriege von 1850
Nach Fritsch

Vergleichen wir den springenden Punkt in dieser Organisation Tschakas, so fällt sogleich auf, daß diese Einteilung eigentlich keine andere ist, als diejenige, welche auch die Massai und die Nilvölker, wie auch viele andere Süd- und Ostafrikaner vor Tschaka besaßen. Im Jugendalter, in der Zeit der rechten energischen Thatkraft des blühenden Mannes das Kriegsleben, die Raubzüge; im späteren Alter die Ehe, Ackerbau und Familiendasein. So sehen wir aus dem Nomadentume die erste eigentliche Militärmacht hervorgehen, welche charakterisiert wird durch eine Kriegsverpflichtung, eine Dienstzeit. Eine verwandte Erscheinung hat sich auch aus der Entwicklung des Ackerbaues ergeben, trägt hier aber, wie wir

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sehen werden, andere Symptome. Bei den Nomadenvölkern Afrikas ist die Dienstverpflichtung an eine Altersklasse gebunden; dem unverheirateten Krieger steht hier direkt der verheiratete Familienvater gegenüber. Bei den Ackerbauern dagegen bildet die Männerschaft gegenüber dem Frauentum die Kriegerrolle, so daß diese beiden Geschlechter sich gegenüber stehen. Bei den Ackerbauern ist demnach die Kriegerklasse aus der Arbeitsteilung nach Geschlechtern und nicht nach Altersklassen hervorgegangen.

Nordafrikanische Lagerverschanzung aus Planken, entstanden wie auf Seite 167 und 172 erwähnt
Nach Binger

Es sind nun noch einige wesentliche Bemerkungen nachzutragen. Das nördliche Afrika und zwar derjenige Teil, welcher sich von Senegambien bis etwa nach Abbessynien erstreckt, liegt unter der direkten Einwirkung der Araber und der arabischen Kriegsverhältnisse. Das ist das Land, in welchem von Zeit zu Zeit nach arabischem Muster ein Prophet oder Mahdi auftritt; diese Kriege wälzen sich stets von Osten nach Westen oder von Westen nach Osten, niemals aber in der Richtung von Nord nach Süd oder umgekehrt. Die Herrschenden sind stets nomadische Reitervölker, welche als Flut auf einer von beiden Enden dieser Achse losbrechen und den Nil schneiden. Deshalb hat vordem niemals ein kultureller Zusammenhang zwischen den oberen und den unteren Nilländern bestehen können.

Diesem afrikanisch-arabischen Kriegstypus des Nordens steht der vielmehr und eigentlich afrikanische des Ostens und Südens gegenüber. Während im Norden Sieger und Überwundene stets als zwei verschiedene Klassen einander gegenüber stehen bleiben werden, ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mischen sich im Süden diese beiden Völkergruppen vollkommen. Und das hat seinen sehr einfachen Grund in der kriegerischen Stammesorganisation. Im Norden bleiben einfach die siegenden Viehzüchter Herrscher der geknechteten Ackerbauer. Im Süden dagegen geht der unterworfene Stamm in dem des Siegers auf, da die Unterworfenen, soweit sie junge kräftige Leute sind, als brauchbar in die Kriegerkaste aufgenommen werden. Es ist sicher, daß im Laufe der Zeit sich auch bei den Nomadenvölkern ein Sklaventum ausgebildet hat. Eigentlich ursprünglich ist es demselben aber nicht. Während der Ackerbauer den Unterworfenen als Arbeiter zum Sklaven macht, recipiert der Nomade ihn als Stammesmitglied. In dieser Weise haben sich alle die berühmten Jagavölker des Mittelalters im südlichen Afrika rekrutiert.*)

U'nkunginglore, Dingans Hauptstadt
Nach Fritsch

Es muß aber betont werden, daß unser eigenes Mittelalter die Verhältnisse, wie ich sie hier geschildert habe, selbst umgebildet hat, einerseits durch den Aufschwung des Handels nach Asien zu, andererseits infolge des erhöhten Ausfuhrstandes von Sklaven nach der amerikanischen äquatorialen Küste. Auf diese Verhältnisse werde ich im IV. Teile eingehen.

Die Boma Mere-Meres in Südostafrika
Nach Giraud

Eine kurze Erwähnung der Befestigungsweise ist hier noch am Platze. Der südafrikanische Viehzüchter hat in dem Viehkraale eine eigene Art von Festungsbau geschaffen. Der Zweck desselben war ursprünglich offenbar das nächtliche Zusammenhalten des Viehes, welches mit einer kreisförmig angelegten Dornenhecke umzäunt

*) In anderer Hinsicht muß die nomadische Kriegszeit der Jugend gegenüber der älteren, festansässigen Bauernschaft in dem geringen Kulturunterschied, der hier im Süden zwischen Nomaden und Ackerbauern herrscht, sowie vor allem natürlich in der geographischen Beschaffenheit der Länder begründet sein.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und geschützt wurde. In dieser Form sehen wir die Kraale der Zulu. Östlich des Njassasees nun gestaltete sich unter dem Einflusse der arabischen Sklaven- und Elfenbeinhändler dieser Grundtypus weiter aus. Feste Palisadenzäune, dazu ein Graben, erhöhte die Sicherheit. Den eigenartigsten Typus auf dem Wege dieser Entwicklung schufen aber die Holländer, als sie mit ihren vierrädrigen Ochsenwagen in Afrika Einzug hielten.

Dorf Combo-Combo in Südostafrika
Nach Giraud

Die sogenannten Laager der Boeren sind eine Spezialität Südafrikas wie die mächtigen, vierräderigen Zeltwagen, aus denen sie zusammengesetzt werden. Sie werden derart formiert, daß man die Deichsel eines solchen Wagens unter den vorhergehenden schiebt und so, eine mit dem andern verbindend, einen Kreis oder ein Viereck bildet, dessen innerer Raum die Verteidiger des Ganzen und das Zugvieh aufnimmt. Die zwischen den Rädern bleibenden Lücken werden durch Dornengebüsche geschlossen. In solchem nur von wenigen Wagen gebildeten Lager erwarteten die Boeren im Kampfe mit den Zulus den Anprall der vom Blute berauschten Feinde und kämpften einen Verzweiflungskampf gegen die dichten Scharen von wütenden Gegnern, welche sich vergeblich bemühten, das schnell geschlossene Bollwerk zu nehmen.

Das sieht fast aus wie eine Erinnerung an die alte germanische Wagenburg. Sie diente auch vor allem der Vieheinhegung, dann erst der eigentlichen Verteidigung.

# 19. Der Ausbruch der innerasiatischen Nomadenzuges

Aus dem Vergleich der Nomadenkriege der Araber und der Afrikaner des Südens bildeten sich zwei verschiedene Typen aus, welche durch den Produktionsbetrieb beider Völker erklärt werden. Der Araber ist der immer flügge, nie an einem Wohnort auf längere Dauer ansässige Viehzüchter, der Afrikaner dagegen, der die Viehzucht durch teilweisen Ackerbau, durch eine zweiteilige Betriebsweise fester an den Boden Gefesselte. Der Araber ist das ganze Leben lang ein viehzüchtender Räuber, der Neger dagegen beschränkt diese Epoche auf bestimmte Jahre. Wenden wir uns nun dem Mutterlande Asien zu, hier die Verhältnisse nachzuprüfen, so fällt es in die Augen, daß hier ebenfalls diese beiden Typen vertreten sind. Die südasiatischen Völker, denen die Arier zugerechnet werden müssen, vertreten den afrikanischen Typus, wogegen die innerasiatischen Steppenvölker den arabischen repräsentieren. Deshalb treffen wir wohl bei den alten Germanen eine Erziehungsweise, die sich derjenigen der Ostafrikaner nähert, nämlich die Kriegsgenossenschaft nach Altersklassen eingeteilt, nie aber finden wir dieses bei den viehzüchtenden Nomadenvölkern Innerasiens.

Tibetaner, eine Karawane attaquierend
Nach Fernand Grenard

Daß wir hier eine ähnliche Erziehung zur Kriegstüchtigkeit wie bei den Arabern, gegeben durch die eigenartigen Verhältnisse der Viehzucht, als Ausgangspunkt zu berücksichtigen haben, möchte ich wenigstens an einem Beispiele erhärten. Ob ich die eigentlichen Mongolen oder die Turkvölker dabei bevorzuge, ist ziemlich gleich-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gültig. Der Grund, weswegen ich die entsprechenden Sitten der Kirgisen herausgreife, liegt nur in der Vollständigkeit der vorliegenden Berichte.

Wlangali berichtet über die Baranta der Kirgisen folgendermaßen: Der Pferdediebstahl gilt bei ihnen für etwas Heldenhaftes und wird Baranta genannt; die Diebe heißen Barantatschi. Es geht dabei etwa auf folgende Weise zu. Von den Kirgisen, welche in den Bergstrichen von Narym und des Kurtschum nomadisieren, sammelt sich eine Schar, oft über 100 Mann, setzt mit Tagesanbruch über den Irtisch bei den chinesischen Piket Baty oder sonst wo und bringt den ganzen Tag in irgend einer Schlucht zu. So machen sie es an heißen Tagen; zur kalten Herbstzeit setzen sie dagegen im Laufe des Tages mit ihren Pferden über den Fluß. Am Abend verfügen sie sich dann an den Ort, an dem sie die Baranta auszuführen beabsichtigen.

Tibetanische Eskorte
Nach Fernand Grenard

Die Kirgisen legen gewöhnlich bei diesen Anlässen ihre abgetragenste Kleidung an und bewaffnen sich außer mit Säbeln und Picken, mit langen, am unteren Ende dicker werdenden Stöcken, welche Batiki heißen. Diese bilden die gewöhnlichste Waffe der Barantatschi, und diese wissen dieselbe außerordentlich gewandt zu führen. Die Batiki sind zuweilen 3 bis 4 Arschin lang. Begegnen ihnen am Tage Kirgisen in viel geringerer Anzahl als ihr eigener Haufe, so stürzen sie stracks mit entsetzlichem Geschrei und Geheul auf sie los und beschreiben Kreise rings um sie her, indem sie den Batiki um den Kopf schwingen. Wenn die Angegriffenen nicht von den Pferden steigen, so fangen die Barantatschi an, sie mit ihren Batiki so lange zu schlagen, bis sie von den Pferden müssen. Gewöhnlich suchen sie den Schlag am Bein oder im Nacken beizubringen; und wenn ein solcher Schlag gut geführt wird, so ist es unmöglich, sich auf dem Pferde zu halten. In beiden Fällen nehmen die Barantatschi

Reiterkünste der Kosaken
Nach Finsch

Pferde und Kleidung weg, wenn die letztere gut ist und lassen die Geplünderten in bloßen Hemden zurück. Bisweilen sind sie auch selbst die Besiegten und dann trifft sie das gleiche Los. Dieser Fall ist übrigens selten, da sie auf ihren Pferden leicht entrinnen, die eigens auf die Baranta abgerichtet sind.

„Tagurische Tataren"
Nach altem Kupfer

Die Barantatschi wählen zu einem solchen Unternehmen am liebsten eine dunkle Herbstnacht, wo die, in Tabunen zusammen gehaltenen Pferde sich leicht erschrecken. Wenn sie an einen Tabun herangeritten sind, halten sie in einiger Entfernung an und suchen herauszubringen, ob die Hirten schlafen. Sodann steigt einer vom Pferde und schleicht sich auf allen Vieren von der andern Seite dicht an den Tabun heran. Das geringste Geräusch, das er macht, z. B. wenn er mit einem Stöckchen gegen ein anderes schlägt, scheucht die Pferde auf,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

so daß sie sich auf die entgegengesetzte Seite werfen, wo sie von den dort haltenden Dieben mit langen Stöcken gestoßen werden. Darauf geraten sie noch mehr in Angst und die Barantatschi treiben sie nun, wohin sie wollen. Das alles geht so leise vor sich, daß nur das Getrampel der Roßherde hörbar ist. Setzt man den Dieben nach, so erheben diese um die Pferde noch mehr zu erschrecken, Geschrei und Geheul. Eine auf diese Weise geraubte Herde jagen sie so 100 und mehr Werst weit bis an einen ganz sichern Ort. Oft werden sie auch von den verfolgenden Besitzern eingeholt und dann muß ein Kampf entscheiden. Dabei pflegen sie aber sehr behutsam zu sein, indem sie es vermeiden, tödliche Schläge zu versetzen, weil die Verwandten des Erschlagenen das Recht haben, eine große Buße für denselben zu verlangen. Die von Pferdedieben fortgetriebenen Herden bestehen zuweilen aus mehreren tausend Stück. Die weiten, öden Strecken, die sich an 100 Werst südlich vom Irtisch bis zum Kuludschinfluß finden, begünstigen die Baranta sehr, da die Graniteruptionen hier enge Schluchten bilden, in denen man sich den Tag über leicht versteckt halten kann.

Vogule bogenschießend
Nach Photographie

Meyer ist der Ansicht, daß die Baranta eine sichtbare Verarmung der Kirgisen im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zur Folge gehabt habe, was aber nicht auffallen könne, wenn man weiß, wie bei diesen Räubern zu Werke gegangen wird. Denn da die Räuber genötigt sind, aufs Eiligste und oft durch weit entlegene Gegenden zu entfliehen, um ihre Spur zu verbergen, so läßt es sich nicht vermeiden, daß vieles Vieh auf dieser Flucht fällt, oder sich verläuft und wegen der Eile nicht aufgesucht werden kann. Auch unterlassen sie nicht, manches Stück Vieh zu verzehren. Wird dennoch ihre Spur entdeckt, was sehr häufig geschieht, so rauben ihnen die Beraubten ebenso viel Vieh, als ihnen weggetrieben worden war, wobei denn immer beide Parteien einen nicht unbedeutenden Verlust erleiden. Sind vollends die Angreifenden nicht glücklich und werden besiegt, so nehmen ihnen die Sieger alles, Pferde, Kleider, und dann sind sie genötigt, nackt und ohne Nahrungsmittel oft weite Strecken zurückzulegen, ehe sie ihre Aule oder Weiler erreichen. — Unter den Geräten, welche die Barantatschi auf ihren Raubzügen verwenden, erwähnt dieser Reisende noch lange Stangen, die mit einer Schlinge versehen sind. Teils ziehen sie mit dieser Menschen vom Pferde, teils werfen sie die Schlinge den Pferden um den Hals und zwingen sie so, mitzugehen.

Nie kann der Kirgise sich der Sicherheit seines Eigentumes erfreuen, sondern immer muß er einen Angriff erwarten und fürchten, seine Herden, die seinen einzigen Lebensunterhalt ausmachen, zu verlieren. Deswegen streifen sie am Tage weit umher und spähen von den Bergen und Hügeln herab, ob sich keine Feinde nähern. Des Nachts haben sie noch weniger Ruhe. Während die Sklaven die Herden umreiten und durch häufiges Rufen ihre Wachsamkeit bezeugen müssen, ruht zwar der Herr mit seinen Verwandten, muß jedoch immer

bereit sein, seinen Leuten zu Hilfe eilen zu können, wenn diese angegriffen werden. Deswegen werden des Nachts bei der Jurte immer einige der besten Pferde gesattelt gehalten, und lange Lanzen stehen am Eingange angelehnt. So raubt also den Kirgisen die Raubsucht ihrer eigenen Leute alle Ruhe und Sicherheit. Mancher Streit geht schon seit einigen Generationen vom Vater auf den Sohn über, der sich bemüht, das zugefügte Unrecht zu rächen. Sind es dann endlich beide Parteien überdrüssig, diesen kleinen Krieg fortzuführen, so wählen sie Schiedsrichter, die über ihre Streitigkeiten entscheiden und sie schlichten müssen.

Samojede mit Bogen
Nach Finsch

Wie bei den Haramys in Arabien, ist auch bei den Turkvölkern und Tataren, ebenso bei den Mongolen, die Blutrache sehr gefürchtet. Daher ja auch der Knüppel als Waffe und das Fehlen des tödlichen Pfeiles bei solchen Expeditionen. Dennoch geht es nicht immer glatt ab. Und Atkinson berichtet von einem Falle, der uns die Anerkennung der berechtigten Blutrache selbst seitens der Begleiter des Barantatschi, welcher einen andern erschlagen hat, dokumentiert. Bei einer Baranta folgte nämlich ein junger Kirgise der Spur seiner weggetriebenen Herde und holte die Räuber ein. Einer der letzteren war frech genug, die Lanze nach ihm zu schleudern; diese durchbohrte den Verfolger, so daß er tot auf dem Platze blieb. Der Mörder ward umzingelt und gefesselt und von seinen eigenen Begleitern und Freunden den Verwandten des Getöteten ausgeliefert. Die junge Frau des Erschlagenen vollzog denn auch eigenhändig die Blutrache, indem sie den Räuber erdolchte.

Wie weit diese Räubereien aber die Familienzustände trüben und zu verwirren vermögen, mag aus einer Erzählung desselben Autors ersehen werden. Atkinson kehrte bei einer Reise durch die Steppe zwischen Semipalatinsk und Aygus bei einem Sultane Batyr ein, einem munteren Greise, der sich eines großen Besitztumes und einer zahlreichen Familie erfreute. Hier ward ihm ein tragisches Ereignis erzählt, welches sich in früheren Jahren im Aul des Sultans zugetragen hatte. Der älteste Sohn des Fürsten hatte die Jahre seiner Mannbarkeit erreicht und den Wunsch, auf eigene Faust zu leben. Sein Vater gab ihm zu Anfang seiner Wirtschaft 1000 Pferde, eine entsprechende Anzahl Kamele, 2000 Stück Rindvieh und 5000 Schafe. Allein dies genügte dem Ehrgeiz des jungen Prinzen nicht. Er hatte sich auf das halbe Vermögen seines Vaters kapriziert, zog deshalb nach einer entfernteren einsamen Weidegegend und suchte durch Raubzüge in möglichst kurzer Zeit sein Besitztum zu vergrößern. Eine Menge verwegenen Gesindels schloß sich ihm an, und die Bande ward bald der Schrecken der Steppe auf viele Meilen im Umkreis.

Die Leute des Sultans wußten zwar von diesem Treiben des Kronprinzen, fürchteten aber nichts für das elterliche Besitztum, da die Pietät gegen die Eltern und Vorjahren bei den Kirgisen im allgemeinen als Haupttugend gilt. Eines Nachts ward jedoch des Sultans Aul alarmiert. Die Hunde schlugen lebhaft an, und als die Hirten das Ohr auf den Boden legten, hörten sie fernen Hufschlag, der näher kam. Alles machte sich zum Gefecht bereit,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

denn man erwartete den Angriff einer Raubschar. So geschah es denn auch. Ein berittener Haufe fiel ein und in der finsteren Nacht, die nur spärlich vom Schein der Feuer in den Jurten erhellt war, entspann sich ein wildes Gefecht, nicht nur mit Stangen, sondern auch mit Streitäxten. Während nun der Kampf auf der einen Seite des Lagers tobte und die Streitkräfte dorthin versammelt wurden, fiel eine zweite Räuberschar von der andern Seite

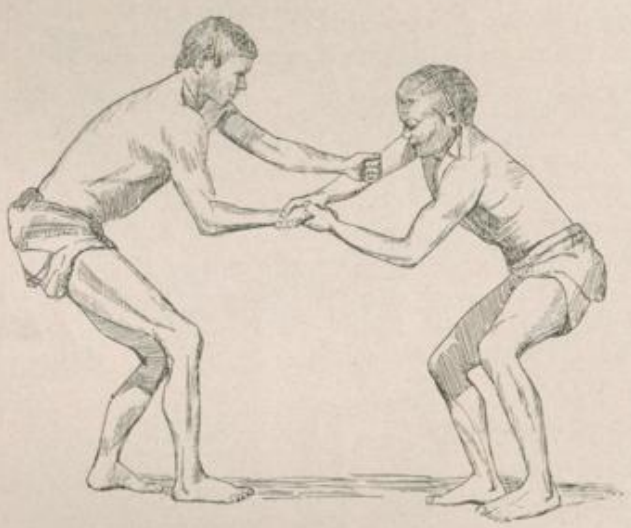
„Tataren von Naunkoton oder Tsitsikaz"
Nach altem Kupfer

her ein und trieb von den Herden weg, was zu erlangen war. Das Gefecht war am heftigsten am Zelte des Sultans; einer der Räuber fiel, von einem Axthiebe getroffen, von seinem Gaul dicht an der Jurtenthür, und im Scheine des Feuers erkannte die Sultanin in dem Verwundeten ihren Sohn. Ihr Geschrei verkündete die Schreckensthat dem Aul; jeder war starr von Entsetzen über den Frevel, daß der Sohn sich erfrecht hatte, den heimatlichen Herd zu verletzen. Das Raubgesindel dagegen machte sich den panischen Schrecken der Über-

fallenen zu Nutze, trieb eine Herde von 3000 Pferden weg, entführte dazu noch einige Weiber und rettete sogar den verwundeten Hauptmann. Von jeder Partei waren mehrere Tote geblieben.

---

Dieses war etwa der Massenzustand zu allen Zeiten, da der Nomadismus überhaupt in Asien diesen Typus der Viehzucht gezeitigt hatte. Es ist sicher, daß die Gesamtkultur aller dieser Völker keine sehr hohe im Verhältnis zu dem Viehreichtum war. Charakteristisch ist es, daß die Mongolen erst zwanzig Jahre nach Dschengis-Chans Tod eine Schrift erhielten, und ebenso bezeichnend ist die mangelhafte Stammesorganisation. So schlecht wie aber dieser Gesamttypus der Kultur, so ausgezeichnet war auch die Erziehung zur Kriegstüchtigkeit. Es fehlte nur an einem Organisator und an einer geistigen Anregung, welche stark genug war, die Leute zu großen Zwecken und Wünschen zu verbinden, um aus den nomadischen Räuberhorden weltgeschichtlich großartige Armeen zu machen.



Ringende Buriäten
Nach Photographie

Die Anregung ward, und die Organisatoren entstanden.

Als Mohammed die arabischen Massen unter dem Halbmonde versammelt hatte, als die Kinder Arabiens mit einer großartigen Begeisterung den Ruf „Allah il Allah!“ über die Erde trugen, als in Baghdad das Schicksal des westlichen Asiens entschieden war und arabische Begeisterung sich mit persischer Kultur verbündet hatte, da zog die Anregung unter die Nomadenvölker, zuerst unter die des westlichen Innerasien ein. Die ersten, welche hierauf reagierten, waren die Turkvölker, welche unter den drei Familien der Sammaniden, der Seldschuken und endlich der Osmanen über Kleinasien gegen Europa vordrangen. Die Nomadenvölker haben zu allen Zeiten die ansässigen Ackerbauer an den Grenzen der Städte beneidet, sie überfallen, sie beraubt. Und so wenig ausgebildet die eigene Kultur war, mit desto größerem — man kann sagen — Hasse vernichteten sie das Besitztum jener. Zu sehr an den weiten Blick über die Steppe, das göttliche Gefühl der Beweglichkeit und Freiheit gewöhnt, hat der innerasiatische Nomade sich nie ohne schwere Übergangsformen und ungezwungen dem Ackerbaue gewinnen lassen. Aber die Ergebnisse dieser höheren Industrie haben sie immer angestrebt.

Dieser typische Charakterzug mußte ganz besonders in Kraft treten, als die Nachbarn des westasiatischen Kulturkreises diesen in wilder Aufregung, Umgestaltung und gewissermaßen Neubildung erblickten. Es war eine notgedrungene Folge, als die Nachrichten vom Siege des Arabertumes über das Persertum nach dem Innern Asiens sich verbreitete, daß damals

die Innerasiaten aufmerksam wurden und zu lauschen begannen. Wo zwei sich schlagen, mischt sich gar gern ein dritter ein. Diejenigen, die Persien am nächsten saßen, kamen zuerst. Das waren die Türken. Die Türken waren es aber selbst, die die Mongolen zu Hilfe riefen. Und wie ein Magnet zog der Völkerzwist im westlichen Asien die Massen an.

Einmal in Bewegung gesetzt, rollte aber Welle über Welle heran. Das ist das Bezeichnende in diesen Kriegsformen. Man braucht die ewigen Räuber nur einmal nach einer Richtung zu dirigieren, so bewegen sie sich auch genau so lange in der angegebenen Tendenz, wie die Anregung lebendig ist. Stirbt aber dieser Führer, kommt die leitende Kraft in Wegfall, so sinkt die ganze Masse auch wieder in die thatenlose Räuberei zurück. Je vertiefter die innere Kultur, desto langlebiger sind die Folgen und ist die Bewegung einer kriegerischen Unternehmung. Je flacher, desto fürchterlicher wohl der erste Anprall, desto schneller und erbärmlicher auch das Zurücksinken.

Ein Blatt aus dem mongolischen Geschichtswerk des Ssanang Ssetsen Chungtaidschi

Diesen Satz beweisen gerade die asiatischen Nomadenvölker am besten. Die Araber standen am höchsten. Ihr Feuer leuchtet, wenn auch nicht besonders stark, in der Religion Mohammeds noch heute. Als zweite, schon weit kulturschwächere folgten die Turkvölker; diese schufen ein Reich, das wohl einige Jahrhunderte hielt, welches sich aber nur von den Früchten Arabiens und Persiens ernährte und heute nur noch durch die Eifersucht anderer Völker mühsam am Leben gehalten wird. Die dritten und Rohesten wälzten sich als die Gewaltigsten heran, zerschmetterten im wilden Ansturme die Blüten uralten, tiefinnerlichen Schaffens, verbrannten Bibliotheken des Menschenwissens im Osten wie im Westen und zerstieben gleich nach dieser That wieder in alle Winde.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Diesen dritten, den Mongolen, welche sich ein Blatt in der Weltgeschichte gesichert haben, das mit einem breiten schwarzen Rande umzeichnet ist, möchte ich noch einige Worte widmen. Es ist ein glückliches Ereignis, daß der Venezianer Marco Polo sie nach der Zeit ihres Aufstehens besucht und einiges Wichtige von ihnen geschildert hat. Zumal was er hinsichtlich ihres Kriegslebens notiert hat, interessiert uns hier, und ich lasse diese Beschreibung folgen.

„Kohonorische Tataren"
Nach altem Kupfer. (1 ist ein Lama oder Priester)

Wenn ein großer tatarischer König und Herr in Krieg ziehet, führet er gemeiniglich ein Heer mit sich von 100000 Pferden und pfleget sein Volk auf nachfolgende Weise in Ordnung. Auf jede 10 Mann stellt er einen Hauptmann, desgleichen auf jede 100, jede 1000, jede 10000 Mann stellt er seine Hauptleute. So erhalten 10 von den Hauptleuten, die über 10 Mann gesetzt sind, ihre Befehle von dem, der über 100 kommandiert; von diesem wieder

je 10 von dem, der über 1000 befiehlt. Durch diese Anordnung hat jeder Hauptmann nur auf die Führung von 10 Mann oder 10 Truppenhaufen zu achten. So nun der Feldherr über die 100000 Mann eine Truppenabteilung in irgend einen Dienst wohin schicken will, so sendet er seinen Obersten über 10000 Mann seinen Befehl, ihm jeder 1000 Mann zu geben; diese befehlen es den Hauptleuten über 1000, die ihre Befehle wieder denen über 100 geben und endlich diese denen über 10, von denen die verlangte Zahl sogleich den höheren Offizieren zugestellt wird. Auf diese Weise werden jedem Hauptmanne über 1000 Mann 100 Mann zugestellt und 1000 jedem Obersten von 10000. Solche Aushebung findet ohne Verschub statt, und alle gehorchen blindlings ihrem Oberherren. Wenn nun die Armee in Bewegung gesetzt wird, so wird eine Truppenabteilung zwei Tagemärsche voraus geschickt, und andere Truppen werden auf jede Flanke und als Nachtrag gestellt, um das Heer vor Überfall zu wahren. Geht der Marsch weit, so führen sie nur wenig mit sich, und dies besteht vorzüglich in dem, was zum Lageraufschlagen und als Gerät zum Kochen nötig ist. Sie leben zumeist nur von Milch. Ein jeder Mann verpflichtet sich, achtzehn Rosse und Stuten mit sich zu führen, und wenn das, welches er reitet, ermüdet ist, nimmt er ein frisches. Wenn es die Umstände verlangen und ein Unternehmen schnell ausgeführt werden soll, so können sie wohl zehn Tage fortreiten, ohne gekochte Speisen zu essen; dann leben sie von dem Blut ihrer Pferde, indem sie diesen eine Ader öffnen und davon trinken. Sie haben aber auch Milch bei sich, die ist dick und trocken wie ein Teig. Kommen diese Tataren nun zur Schlacht, so verwickeln sie sich nie in ein Handgemenge mit dem Feinde, sondern umschwärmen und schießen ihre Pfeile ab, zuerst von der einen, dann von der anderen Seite. Dann stellen

Dschengis-Chans Jurte
Nach altem Kupfer

Mongolische Jurten
Nach Ehlers

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sie sich zu Zeiten, als wollten sie fliehen; schießen während der Flucht Pfeile zurück auf ihre Verfolger und töten Mann und Roß, als wenn sie Stirn gegen Stirn kämpften. Bei dieser Kampfweise glaubt der Feind oft, er habe den Sieg errungen, während er in der That die Schlacht verloren hat; denn sobald die Tataren sehen, daß sie ihm großen Schaden angerichtet haben, wenden sie auf einmal um, erneuern den Kampf, überwältigen seine Truppen und machen sie zu Gefangenen, trotz aller Anstrengungen derselben. Ihre Pferde sind so gelenk und auf schnellen Wechsel der Bewegung abgerichtet, daß sie sich auf ein gegebenes Zeichen nach jeder Richtung wenden, und durch diese raschen Manöver sind viele Siege gewonnen worden.

Wie die Völkermassen und die Truppen, so ist auch der Typus dieser großen Kriegsführer außerordentlich charakteristisch. Nehmen wir z. B. einen Mann, wie den berühmtesten aller Innerasiaten, den Dschengis-Chan, so sehen wir alle Eigenschaften des verschlagenen und listigen Viehräubers, wenn auch zu höchster Entwickelungsfähigkeit ausgebildet, vertreten. Als er eines Tages hörte, daß zwei seiner Truppenführer sich insgeheim brüsteten, nur ihnen und ihrer Stärke habe der große Chan seine Erfolge zu danken, da geht er mit seinem Bogen hin und fordert sie auf, ihn zu spannen. Keiner von beiden kann es, da nimmt er den Bogen und schießt einen Pfeil gegen ein Feldstück ab, so daß es voneinander spaltet, dann verläßt er sie mit den Worten: „Ihr beiden Jünglinge! Von Prahlerei entsteht Gestank, sagt das Sprichwort. Nicht wahr, der alte Mann versteht es doch besser als ihr?“

Nachkomme Dschengis-Chans im 37ten Gliede
Nach Photographie

Um eine Stadt zu nehmen, die hinter einem Flusse lag, ließ er 10000 Pferde an den Zügeln zusammenkoppeln und in den Fluß treiben, wodurch der Übergang bewerkstelligt wurde und das Heer die Stadt belagern konnte. Darauf ließ der Herrscher dem belagerten Fürsten ansagen: „Wenn du mir 10000 Schwalben und 1000 Katzen herausbringst, so werde ich die Belagerung deiner Stadt aufheben.“ Alsbald wurde die verlangte Anzahl herbeigebracht, worauf der Herrscher jeder Katze und jeder Schwalbe angezündete Baumwolle an den Schwanz binden und sie dann in Freiheit setzen ließ. Nun suchten die Schwalben die Nester in den Gebäuden auf und die Katzen kletterten und hüpften auf allen Dächern herum, wodurch die Stadt in Flammen aufging. Durch diese List besiegte der Herrscher den Fürsten, er nahm aber dessen Tochter zur Gattin. Überhaupt verstand er es, die unterworfenen Völkerschaften, sei es durch Ehebande, sei es durch großartige Geschenke für sich zu gewinnen.

Als z. B. Atabeg aus Farsistan, welcher wohl merkte, daß er dem Gewaltigen nicht widerstehen könnte, ihm schon aus der Entfernung seinen Tribut sandte mit der Erklärung der Unterwerfung, da setzte er ihn als Satrapen ein und verschonte mit seinen Mordbrennern dieses Land.

Unter den Stücken, welche uns die Mongolenchronik des Ssanang Ssetsen Chungtaidschi aufbewahrt hat, ist ein Abenteuer recht interessant, welches der Chan bei dem Taidschigodfürsten Büke Tschilger erlebte. Dieser richtete ein großes Fest ein, zu welchem er den

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Herrscher mit folgenden Worten einlud: „Da du jung warst, erkannten wir deine Vorzüge nicht und lebten mit dir in Streit. Nun erkennen wir, daß dein Weg ohne Täuschung und daß dein Schutzgeist in Wahrheit ein Bogda von dem Geschlecht der Tegri ist. Der angeborene Groll ist unterdrückt und alle Feindschaft entfernt. Geruhe in meine geringe Wohnung

„Östliche Tataren"
Nach altem Kupfer

zu kommen!" Der Herrscher nahm die Einladung an, als er aber im Begriff war, sich dorthin zu begeben, warnte ihn seine Mutter und machte ihn auf den schlechten Charakter des Büke aufmerksam. So nahm er denn seine treuesten Diener mit und ließ diese mit gespanntem Bogen mit einer großen Anzahl von Leibwächtern das Haus umlagern. Dort angekommen wollte er sich schon auf den bereit gelegten Filzteppich setzen, da ward er gewahr, daß sich unter demselben eine Grube befand, welche vorgerichtet war, damit er hinein-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stürze. Fernerhin schnitt gleichzeitig draußen ein Weib den linken Steigbügel an seinem Pferde ab. Da ein Begleiter des Chans sofort hinter der Frau herfetzte, kamen von allen Seiten aus verborgenen Orten die Krieger des Taidschigodfürsten hervor. Ein Kampf entspann sich, doch die Leibwache des großen Chan that ihre Schuldigkeit. Dies Volk wurde unterworfen und der Chan gerettet.

Mit großer Vorsicht und Schläue prüfte er die Anhänglichkeit seiner Großwürdenträger, da er mit Recht dem verschlagenen Sinn seines Volkes nicht traute. Als er z. B. einmal von einem großen Feldzuge zurückkehrte, beschenkte er sehr reichlich alle Truppenführer bis auf seinen Großgeneral Boghordschi Nojan; dieser ging leer aus. Abends ließ er an die Jurte dieses Generals einen Späher gehen, welcher sich informieren mußte, ob der Fürst sich wegen dieser Hintenansetzung mißmutig äußern würde oder nicht. Zu seinem Glücke sprach der Mann just sehr begeistert von der Größe seines Herrschers zu seiner Ehefrau, welche ihn wegen der Vernachlässigung aufreizen wollte. Der Spion brachte diese Nachricht dem Dschengis-Chan und dieser beschenkte den General mit doppeltem Vertrauen. Auf solche listige Weise kam der Herrscher zu seiner Macht, kam das Mongolentum zu seiner Größe, die zuletzt doch nichts war, als die Gewalt eines vernichtenden schonungslosen Feuers, welches die Blüte der Kultur und Kunst sowohl im Osten wie im Westen auf lange Zeit einäscherte.

Und das ist so sehr bezeichnend für das kulturarme Nomadentum und seine kriegerische Größe, daß sie nur eine Episode darstellen, eine Eintagserscheinung in der Weltgeschichte, was man ja von dem absoluten Nomadismus, von dem Wirtschaftsbetrieb der alleinigen Viehzucht ebenfalls sagen kann.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Kriege der Ackerbauer, Territorialkriege, Sklavenkriege

## 20. Einleitung

Viehzucht und Schiffahrt haben dem Menschen Beweglichkeit verliehen, der Ackerbau Beständigkeit. Daher sind die Kriege der Nomaden und Seefahrer immer die großen Eroberungskriege gewesen, während die Ackerbauer weit Größeres geleistet haben im Festhalten.

Der Viehzüchter hat immer den weiteren Blick nach außen, der Ackerbauer den nach innen gehabt. Denn die Ackerbauer sind die Schöpfer der inneren Kulturwerte, und wie sie es überhaupt im Wesentlichen waren, die das geschaffen haben, was wir besitzen, sei es in Kunst, in Wissenschaft, so hat auch in ihren Händen die Entwickelung der Kriegswissenschaft gelegen. Aber gerade auf diesem Gebiete haben die vorzüglich Ackerbau treibenden Völker ein schweres Dilemma zu überwinden gehabt, welches sich nach zwei Seiten kennzeichnet. Während nämlich hinsichtlich des Krieges ursprünglich die Viehzüchter fraglos die Aktiven darstellten, waren die an den Boden gefesselten Ackerbauer die Passiven. Der Viehraub erzog zur Kriegstüchtigkeit, der Ackerbau an sich nicht. Zum zweiten darf aber nicht vergessen werden, daß die Hauptarbeitsleistung der Ackerbauer ursprünglich auf den Schultern der Frauen ruhte. Indem die Männer nun nicht oder wenig an den Sorgen für das alltägliche Leben teilnahmen, gaben sie sich einem behaglichen Schlendrian hin, welcher wohl für die Entwickelung der Kunst und der Religion Großartiges zeitigte, sehr wenig dagegen auf dem Gebiete des Kriegswesens.

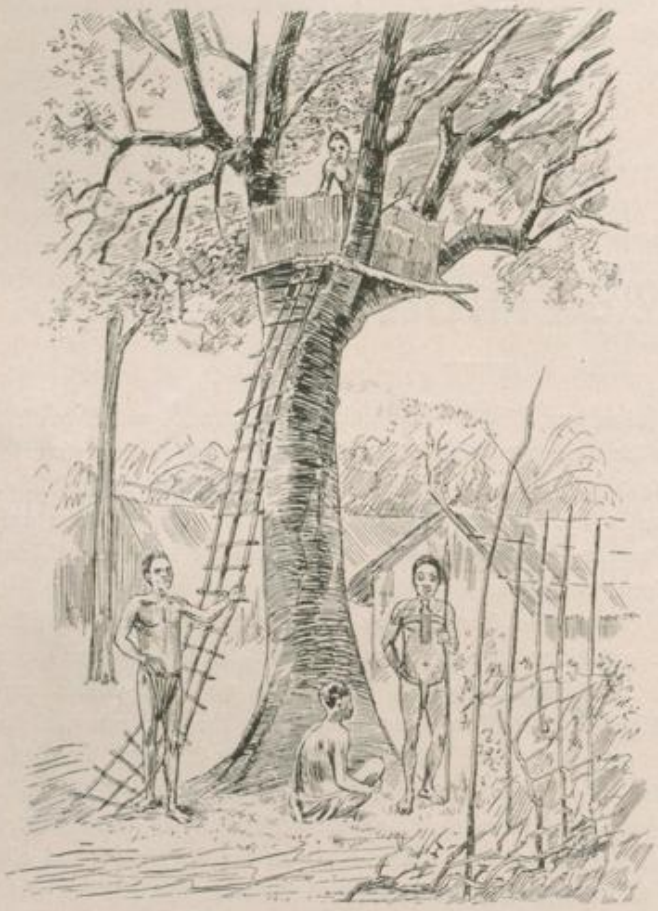
So beginnt denn die Entwickelung der Kriegswissenschaft unter den Ackerbauern erst in dem Augenblicke, als sie die großen Arbeitsleistungen dem anderen Geschlechte abnehmen. Der Weg aber, auf dem dies geschieht, ist ein sehr eigentümlicher. Der freie Mann ist nämlich erst auf dem Umwege der Sklaverei zur eigentlichen Arbeit im großen Sinne gekommen, und diese Sklaverei ist ein Produkt der Ackerbaukriege.

Ich habe schon vordem mehrmals darauf hingewiesen, (vergl. vor allem Seite 20) wie verschiedenartig die Behandlung der Unterworfenen in den drei Hauptformen des Krieges sich gestaltet hat. Während in den Menschenjagden die Feinde wie Jagdwild getötet, in den Raubkriegen sie im eigenen Volke rezipiert wurden, hat die dritte Kriegsform der Ackerbau-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und Landbesitzkriege das Sklaventum ins Leben gerufen. Der unterworfene Mann des Feindes muß einfach die Frauenarbeit erfüllen. Und auf diesem Weg über das Sklaventum hat der Mann das Arbeiten überhaupt gelernt. Wie dies aber geschah, will ich im folgenden kurz und schematisch zu skizzieren versuchen.

An den Grenzen der Ackerbauvölker der Tiefländer saßen überall auf der Erde Steppen- oder Gebirgsstämme, welche durch die Eigenschaft des Landes auf dem Wege der Viehzucht oder der Jagd wohl arm an Kultur aber außerordentlich aktiv in den männlichen Kriegseigenschaften erzogen sind. Diese schauten immer und ewig lüstern und neidisch auf den Reichtum der Ackerbauer. Demgemäß waren sie immer geneigt, von ihren Höhen hinab in das Tiefland zu ziehen, um auf Raubzügen die anderen zu schröpfen und das zu gewinnen, was sie selbst nicht besaßen. Wenn sie nun hinab kamen, so haben sie wohl in den meisten Fällen infolge ihrer aktiven Erziehungsweise die verweichlichten Tieflandbewohner überwunden und sich zu deren Herrschern aufgeworfen.



Wachtposten der Ackerbauer im Ubangigebiet
Nach Zeichnung der Expedition Crampel

Auf diese Weise haben die Hirtenvölker Nordafrikas den Sudan unterworfen, die Zulus und ihre Verwandten die Süd- und Westafrikaner, die Mongolen und Tataren China, die Arier und Mongolen Indien, die Inka Peru, die Azteken Mexiko ꝛc.

Wenn nun ein derartiger Stamm von Eroberern das reiche Tiefland besetzt hatte, so verlangte er von den Altansässigen Fronarbeit. Nicht nur die Frauen sollten aber für sie arbeiten, sondern auch die Männer. Auf diesem Wege ward aber nicht nur der Mann zum Ackerbauer und die Frau in die Hausthätigkeit zurückgedrängt, sondern derart entstand überhaupt die Staatsorganisation. Wo wir die niedersten Garten- oder Ackerbauer beobachten können, da treffen wir den einfachen Kommunismus und an Kriegsformen nur die Menschenjagd. Die erobernden Hirten- oder holländischen Jägervölker haben erst ein Regententum

und den Begriff des Herrschers geschaffen. Der Anführer dieser Räuberhorde ward der König des unterworfenen Landes. Die Mitglieder seiner Räuberhorde gestalteten sich zu einer Ritterschaft, die Unterworfenen wurden die Bauern, Leibeigenen oder Sklaven.

Wachtposten der Pfahl- und Plantagenbauer in Südostneuguinea
Nach Photographie

Wir dürfen uns das nicht vorstellen als einmaliges Ereignis. Das hat sich in gleichen Gegenden vielmal hintereinander zugetragen. Und gerade in diesem Punkte ist die Entwickelungsgeschichte der Völker abhängig von der geographischen Lage. Zufälligkeiten kommen gerade in diesem Punkte sehr wenig in Betracht. Die große Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinungen läßt sich in unwiderleglicher Weise fast auf allen Erdteilen nachweisen.

Die Organisationen der nomadischen Räuberhorden habe ich im vorigen dritten Teile erörtert. Im vorliegenden Abschnitt soll die Ergänzung werden. Wie sich nämlich das Schicksal in den eroberten Ländern entwickelt, das ist davon abhängig, ob die zermalmende Kraft des Eroberervolkes so groß ist, daß sie einfach die Kultur des Tieflandes vernichtet, oder ob die Kultur der Ackerbauer den Anprall überwindet und auch das Eroberervolk durchtränkt. Wie viel eine alte Ackerbauerkultur zu ertragen vermag, das lehren wohl am besten die beiden großen Kulturgebiete im westlichen und östlichen Asien. Persien hat den Andrang der Araber ertragen und sie erzogen; auch der Türken wurde es noch Herr. Erst

der große Mongolensturm hat es vernichtet. China hat aber bis heute alle innerasiatischen Eroberzüge durch seine innere Kulturkraft überwunden, wenn wir auch nachstehend sehen werden, daß es durch die Eroberer auf der anderen Seite auch nicht an kriegerischer und politischer Widerstandskraft gewann. Ich sage „wenn auch“ und doch wäre richtiger „gerade deshalb“. (Siehe Kapitel 25.)

Diese merkwürdige Eigentümlichkeit, daß der Überwundene der gebende, der Eroberer der nehmende Teil ist, dokumentiert sich vor allen Dingen auch in der Kriegsgeschichte. Wir haben in allen vorhergehenden Kapiteln nur von schwachen Kriegsorganisationen reden können. Erst in dem Momente, als der Hochlandbewohner den Ackerbauer überwunden hat und ihn beherrscht, lernt er es von diesem, seine Kriegswissenschaft auf eine höhere Basis zu stellen. Erst in diesem Momente treffen wir kulturelle Rücksichten in der Kriegsführung, sei es den Unterworfenen gegenüber, sei es in der Kriegsführung selbst, sei es in dem Organisationssystem.

Aus alle dem ist zu ersehen, daß die Kriege, denen wir uns nun nähern, Zwitter und Mischlingswesen sind, an deren Entwickelung die rohe Kriegskraft der Nomadenvölker und die Kulturerrungenschaften der Ackerbauer sich in gleicher Weise beteiligten.

Die Entwickelungsgeschichte der Sklaverei spielt natürlich in diesem Rahmen eine bedeutende Rolle. Wir müssen uns jedoch hüten, diese Erscheinung perspektivlos zu verurteilen. Besonders abstoßend gestaltet sich das Bild dieser Institution natürlich in den Rückfalltypen. Wie die Kultur in allen Punkten zuweilen wieder ältere und niedere Formen ins Leben ruft, habe ich in diesem Werke ja auch schon Gelegenheit gehabt anzuführen. Im 10. Kapitel habe ich die Menschenjagden der Europäer geschildert, in dem Bande über die Seekriege werde ich ihre Raubzüge zu erörtern haben, und hier treten uns die Sklavenjagden der Europäer entgegen. Die Thatsachen als solche mögen uns entschieden widerstreben, wir dürfen aber auch hier die Perspektive und die Entwickelung des Ganzen nicht aus den Augen lassen. Sobald barbarische Behandlung schwächerer und niederer Menschen in Frage kommt, wird sich unser ethisches Gefühl entschieden gegen eine auch nur vermittelnde Anerkennung sträuben. Es darf aber auf der andern Seite nicht übersehen werden, daß der Zwang zur Arbeit, der bei uns durch soziale Verhältnisse gegeben ist, dort unten in den Tropen fehlt, und daß die Arbeit, wie sie immer der wesentliche Entwickelungsfaktor der Kultur und der Menschheit überhaupt, so auch des Individiums war. Und wie alle Ackerbauvölker die Segnungen gewaltthätiger und arbeitserzwingender Eroberer, wenn auch vielleicht erst nach Generationen, zu schätzen gelernt haben, so hat auch das Sklaventum überhaupt die Segnungen der Mannesarbeit geschaffen, und so wird dieser Zwang zur Arbeit nie aussterben. Denn wenn er ausstürbe, dann wäre es um die menschliche Kultur schlimm bestellt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 21. Kriege der Westafrikaner

Vor einigen Jahren erst wurden die Länder des westlichen Kassaibeckens von den Europäern erschlossen, und wenn die Reisen in diesen Teilen des Kongogebietes im allgemeinen auch sehr wenig zur wissenschaftlichen Kenntnis des innersten Afrika beigetragen haben, so ist es doch auf privatem Wege gelungen, einige höchst schätzbare Notizen und Berichte zu sammeln, von denen einiges Wenige hier mitzuteilen wohl am Platze ist, zumal die Kunde aus diesem weltverlassenen und entlegenen Winkel gar viele und teilweise sogar großartige Ausblicke in die vorgeschichtliche Entwickelung der riesigen südlich gelegenen Länderkomplexe gestattet.

Westlich des mittleren Kassai wurden Völker angetroffen, welche in ganz kleine Stämme zersplittert und nur teilweise zusammengefaßt, die Flußthäler und Ebenen zwischen dem Djuma und Kassai bewohnten, in jener Gegend etwa, in welcher seit der Wißmannschen Kassaiexpedition der falsche Name „Bakongo“ auf den Karten prangt. Wie bekannt, giebt es hier einige größere Häuptlinge; im allgemeinen leben die Stämme aber als richtige Bauernvölker ohne große soziale Staatseinrichtungen dahin. Die Häuptlinge, welche dort wohnen und herrschen, sind erst seit wenigen Generationen hier ansässig und ebenso wie die Herrscherfamilie der Bakuba aus der Wasserräuberbande der Wankutu oder Wakoso vom Sankuru und Kassai her hier eingewandert. Die Leute wissen nun nicht nur, daß sie seit unzähligen Generationen eigentlich staatlich nicht organisierte Bauern sind, sondern zwei alte Leute aus den Stämmen der Tuluvidi und Tuvende wußten auch gar manches aus der alten Geschichte aller dieser Ländermassen zu berichten. Diese alten Männer hatten einen wunderlichen Beruf; sie waren

Vorführung eines Kriegstanzes oder Scheinangriffes der Wute in Deutschkamerun
Nach Morgen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nämlich Totenwächter, versorgten aber in dieser Eigenschaft nicht nur die Gräber, sondern auch die Geschichten der Familien und Örtlichkeiten. Sie wußten ganz genau, wer vordem auf diesem Platze gewohnt und wohin er gezogen war, sie kannten außerdem jedes Landbesitzrecht, verheirateten die jungen Mädchen und besorgten die Erbschaft jedes Onkels, der in ihren Bezirken starb. Diese Leute nun berichteten:

Vorführung eines Kriegstanzes oder Scheinangriffes der Mangbattu
Nach W. Junker

Die Tuluvidi und Tuvende wohnten vor langen, langen Zeiten überhaupt nicht hier, sondern viel weiter südlich an den Quellen des Kassai. In den damaligen Zeiten gab es weder Lukengos noch Ngolas, noch Jamvos nach heutigem Stile. Damals lebte nämlich alles nach der Art der eben genannten beiden Stämme. Jede Frau bebaute ihren Garten, und jeder Mann ging auf die Jagd, oder auch er schnitzte oder webte. Die damalige Zeit nennen die Leute das Ikolle, und von den damaligen Leuten reden sie als von den Tukolle. Die Tukolle hatten auch noch keine Sklaven, die Sklaverei kam erst mit den Batokve ins Land. Es kamen nämlich nach einander gar viele Stämme, zumeist vom Süden und vom Osten. Zuerst die Botokve, dann die Batumbi, dann die Bankoso und Bakutu und endlich die Balumba und Baruwa. Die Batokve brachten auch die steinernen Klingen ins Land, welche man heute noch hie und da im Boden findet, die Bankoso einige Ackerfrüchte, die Balumba und Baruwa waren aber Hirten, wie sie heute noch im Süden des Muatajamvoreiches und in Angola vorkommen. Infolge des Ansturmes der letzten

Ein Kampf unter den Nilvölkern
Nach Harnier

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verteidigung der Ackerbauer Baghirmis von Bäumen herab beim Angriff der Reitertruppen. Nach Nachtigall

beiden Völker zogen sich die Tuvende in die heutigen Wohnplätze zurück. Seit der Zeit stammt es auch, daß das Besitztum an Gartenland nicht mehr der Frau, sondern dem Manne gehört, und aus dem Süden kommt noch heute immer mehr die Sitte, daß die Söhne erben und nicht die Neffen.

Der vorletzte Muata Jamvo
Nach Paul Pogge

So verworren dieser Bericht aussieht, so klar stellt sich sein Inhalt, wenn wir ihn vergleichen mit dem, was die portugiesischen Reisenden des Mittelalters und die deutschen Forscher am Ende des vorigen Jahrhunderts an Kenntnissen gesammelt haben. Der Thatsachenbestand ist etwa folgender: Im 15. Jahrhundert wurde das südliche und östliche Afrika von schweren Völkerstürmen durchbraust. Wie großartig diese Wanderungen waren, geht daraus hervor, daß z. B. ein großer Herrscher wie der Negerfürst Zimbo von Angola bis zur portugiesischen Küste bei Mozambique und Tete und dann wieder zurück zum Kunene marschierte. Alle die Horden, die damals an den Küsten sich zeigten und mit einer fürchterlichen Mordlust alles verwüsteten, benannte man mit dem Eingeborenennamen Jaga. Diese Jaga sind aber nichts weiter als „Krieger", und wenn auch zwischen den einzelnen Strömungen sicherlich Beziehungen geherrscht haben, so werden es doch Jaga von den verschiedensten Völkern gewesen sein, die an den verschiedenen Punkten der Küste auftauchten.

Sande,
das Kriegshorn
blasend
Nach Photographie

Schon im Mittelalter vernahm man indessen von dem großen Reiche des Muata-Jamvo, welches sich von Angola aus weit nach Osten erstreckte. Die Notizen der alten Portugiesen lassen uns annehmen, daß dies Reich in der Zeit jener Völkerstürme gegründet worden sein muß, denn in späteren Zeiten haben wir nur noch von dem Zerfall anderer Reiche gehört, nie aber von der Neubegründung. Und dennoch sind wir durch die Nachrichten, die an die Küste drangen, nicht allzu schlecht von den Vorgängen im Innern des Kontinentes und jedenfalls von denen des Südens ganz leidlich unterrichtet. Daß diese Annahme stimmt, werde ich sogleich nach dem Berichte der Tuvende zu beweisen vermögen.

Sandekrieger
Nach Photographie

Paul Pogge hörte nun gegen Ende des vorigen Jahrhunderts etwa Folgendes über den Ursprung des jetzigen Muata-Jamvo-Reiches. Es lebte damals am Kalangi der Häuptling Jamvo mit zwei Söhnen und mit einer Tochter. Sein Volk war schwach und ungeschickt. Er selbst aber verstand es, Wein zu bereiten und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Strohmatten zu flechten. Er überwarf sich mit seinen beiden Söhnen, vertrieb diese und setzte seine Tochter die Luesch A Nkunt als Herrscherin ein. Als nun der Alte gestorben war, verheiratete sich diese Tochter mit einem Jägersmanne namens Illunga. Mit diesem hatte es aber folgende Bewandnis.

Ein Sande-Häuptling
Nach Photographie

Östlich von dem Lundareiche, zwischen Lubilasch und Lualaba herrschte der Häuptling Tombo, welcher vier Söhne hatte: Kanjika, Kassongo, Illunga und Maji. Von diesen vier Söhnen gründeten Kanjika und Maji eigene Reiche, Kassongo jedoch erbte das Reich seines Vaters. Illunga heiratete die Luesch A Nkunt und regierte neben ihr das Königreich der Kallunda. Er nahm den Titel eines Muata-Jamvo an, setzte aber die Stellung seiner Frau als erblich ein. Seit damals regiert neben dem Herrscher seine Schwester mit dem Titel Lukokescha.

Die vier Söhne dieses Muata-Jamvo (Kassongo Muene Puttu, Kumbana, Mulanda, Nanege) wurden wieder große Herrscher, indem die drei ersten eigene Reiche gründeten und der vierte seinem Vater folgte.

Ostafrikanischer Wachtposten
Nach Becker

Diese große Eroberungsfamilie stammt aus einem Volke, welches heute noch bekannt und berühmt ist unter verschiedenen Namen. Die östlichen Stämme heißen Warua, die nordwestlichen Stämme Baluba. Das Muata-Jamvo-Reich nannte der ungarische Reisende Magyar das „Moluwa-Reich". Im Südwesten heißen nach neuester Nachricht die Abkömmlinge desselben Stammes Lovale. Im Lundareiche selbst trägt die herrschende Rasse den Namen Moloa. Das ist offenbar für alle Namen ein Ursprung: es sind alles Variationen desselben Wortes. Sehen wir uns nun nach verwandtschaftlichen Bezeichnungen um, so finden wir genau dasselbe Wort, wenn auch abgeändert, sowohl in den Berichten des Mittelalters wieder als in dem der Tuluvidi und Tuvende. Die letzteren reden von dem Hirtenvolke der Balumba und Barova. Der alte Portugiese aber sagt:

„Es gehet der Ruf, daß die Jagas sich unweit des Ursprunges der zwei Flüsse Zambise und Zaire mit einem gewissen Hirtenvolk, so sehr bestialischer Natur (sc. war), und Mumbren genannt ward, verbunden haben, mit denen sie sämtlich in das Reich der Monemugesa eingefallen."

Ziehen wir den Schluß! Das südliche Kassaibecken war vor dem 16. Jahrhundert besiedelt von einer ackerbauenden Bevölkerung, welche zwar schon verschiedene Einfälle von

Seiten der Völker, die auf den Hochebenen lebten, erfahren hatten, die aber sonst noch ziemlich unbeirrt waren. Diese Völker lebten in echten alten patriarchalischen Verhältnissen; das Weib arbeitete auf dem Felde, dem Weibe gehörte auch das Ackerland, das sich unter den Verwandten der Frau forterbte. Deshalb gab es auch viele weibliche Herrscher. Die alte Zeit weiß eine ganze Reihe aufzuzählen. Da stürmt aus dem Quellgebiete des Lualabakongo von der südafrikanischen Hochebene das Nomadenvolk der Baluba-Balumba heran. Sie gründen im Osten echte Nomadenreiche unter Tyrannenherrschaft; sie verschmelzen im Westen ihren Typus mit dem alteingesessenen und drängen viele der Ackerbauvölker nach dem Norden zurück.

Diese Verhältnisse erhielten sich etwa drei bis vier Jahrhunderte lang ziemlich ungetrübt. Dann hatten die Völker aber auch die Kriegskraft und Herrschergewalt ihrer nomadischen Jugenderziehung eingebüßt, sie brachen zusammen. Im Osten rückten die Horden Nsiris ein und zerstörten den südlichen Teil des Kassongoreiches. In der Mitte schoben sich vom Hochlande die Kioke vor, stießen im Jahre 1892 den Muata-Jamvo vom Throne und zersprengten die Gewalt des centralen Reiches. Das Lovalegebiet, die Reiche des Mulanda und Kajinka, sowie die kleinere Herrschaft des Maji war schon vordem zerbrochen.

Das Wertvolle in der Gesamtheit dieses Geschichtsstückes beruht darin, daß wir es beobachten können, wie das Hirtenvolk seine Reiche unter den Tieflandbewohnern gründet, wie diese Länder aber auf der anderen Seite dann auch wieder verfallen, wenn die Jugendkraft des Nomadenlebens erstorben ist. Sehr charakteristisch ist es, was die Neger selbst von dem Verfall sagen, wie sie ihn erklären. Die Baluba von Mukenge sagten, als sie von dem Tode des letzten Jamvo hörten: „Es war vordem ein Gesetz, daß der Muata-Jamvo jedes Jahr, und zwar indem er persönlich die Truppen anführte, einen Kriegszug unternahm. Mit diesem Gesetze war das Leben des Landes verbunden. Sobald der Herrscher es unterlassen hat, selbst in den Krieg zu ziehen, verlor dies Leben („Moyo", bedeutet auch „Kraft", „Wohlergehen" ꝛc.) seine Beständigkeit. Der jetzige Muata-Jamvo hat nicht als Jamvo gehandelt, so muß er denn sein Reich verlieren." Was der Neger hier als Tradition ausgesprochen hat, ist ein Wesenzug aller dieser Völker, welcher immer wieder beobachtet werden wird, wo wir derartigen Verhältnissen auch nachspüren. Die Herrschaft dieser Viehzüchter über die Ackerbauer, die Reiche, die sie auf diese Weise gründen, haben eben nur so lange Beständigkeit, als die Jugenderziehung fortgeführt wird.

Das Wurfmesser schleudernder Neger aus Nordbaghirmi
Unverbesserte Originalskizze

---

Die Episoden, in welchen sich die Kämpfe zwischen solchen Ackerbauern und Hirtenvölkern in Afrika abgespielt haben, gehören zu den blutigsten der Weltgeschichte. Die Geschichtsschreibung der alten Portugiesen hat uns manchen Charakterzug aus den Kämpfen und dem Leben der Jaga

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aufbewahrt, von denen wir hier einige wiedergeben wollen. Die Jaga, von denen ich spreche, haben die Grenzländer zwischen der Küste und dem Muata-Jamvo-Reiche zerrüttet und in dem sogenannten Bangalalande im vorigen Jahrhundert endlich wieder die Ruhe zurückgewonnen. In ihren Sitten sind sowohl Züge aus dem Kriegsleben der Hirtenvölker, wie auch solche aus dem der Ackerbauer zu erkennen.

Sobald in Kassange die Kunde von dem Tode des dortigen herrschenden Jaga durch das Land erscholl, versammelten sich das Volk und die Maquitas (Häupter der Adelsfamilien)

Kartenskizzen zur Entwicklung der Luba-Lundareiche

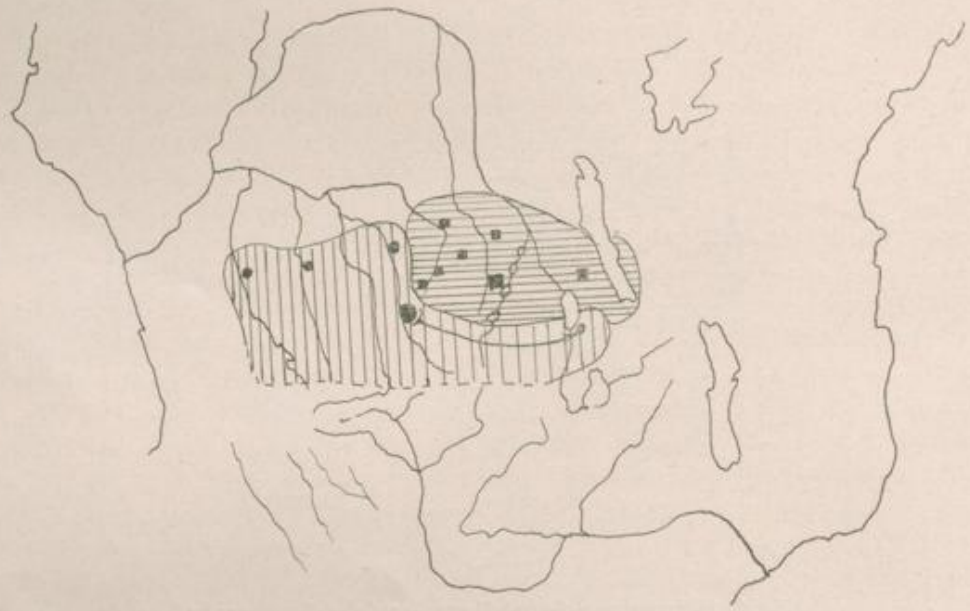
I. Die Entstehung im Laufe des 15.—16. Jahrhunderts. Erste Quelle der Wanderung und Staatenbildung im Quellgebiet des Lualabakongo. Daher südöstlich der **erste** Entwickelungsring von Osten nach Westen: Ganjika, Kassongo, Canioka, Mai, Lungo. Von diesen gründet Lungo das Lundareich aufs neue und es entsteht aus diesem neuen Centrum ein **zweiter**, südwestlicher Entwickelungsring, dessen Fürsten respekt. Eroberer, von Westen nach Osten gelesen, sind: Muene Putu, Muata Kumbana, Muckelenge, Katende. Auch das Fürstentum Kassongo wird aktiv und entsendet als **dritten** nordöstlichen Ausbreitungskreis die Fürsten (von Westen nach Osten): Katschisch (am Sankuru, der nördlichste) Kalebue und Ruschia

Entworfen nach alten Quellen und neueren handschriftlichen Angaben

vor seiner mit dem fürstlichen Federschmuck angethanen Leiche, die, das Rilunga in der Hand, auf einem erhöhten Throne saß und baten den Verstorbenen, seinen Nachfolger zu bestimmen. Unter dem Getöse rauschender Musik senkte sich sein Geist auf den Vertreter des Tendallageschlechtes, der in gerader Linie von dem Bruder des Reichsstifters abstammte, und lenkte im Taumel wilder Inspiration seine Hand, um den Auserwählten aus der Menge herauszugreifen. Diesen umringte sogleich die Schar der Priester und riß ihn aus der Versammlung mit sich fort in die Finsternisse eines abgelegenen Waldgrundes, dessen Betretung jedem Laien sichern Tod brachte. Während die Großen die Beerdigung vorbereiteten und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Leiche nach Ausbrechung eines Zahnes, der heilig gehalten wurde, in einem durch das Blut eines Knaben und eines Mädchens getränkten Grabe mit zweien der Lieblingsfrauen einmauerten, wurde der künftige Thronerbe von den Katondo in ihren furchtbaren Mysterien unterrichtet, wurde ausgeführt zu nächtlichen Mordanfällen, damit sein Herz nicht zittere vor der kalten Hand des Todes, und wurde bekannt gemacht mit den Kräften der zu Medizin oder Gift zu verwendenden Kräuter. Am Ende des Jahres wurde er beschnitten, nach der Sitte der aus dem Lande Lunda stammenden Herrscher, damit die Zumbi der Voreltern ihn in ihre Mitte aufnähmen und in seinen Unternehmungen schützten. Dann begiebt er



Kartenskizzen zur Entwicklung der Luba-Lundareiche

II Die höchste Blüte im 17. und 18. Jahrhundert. Im Nordosten das (der Breite nach gestreifte) Reich des Kassongo, dessen Macht nach Osten „weit über den Tanganika gereicht haben soll". Eine Zeitlang lag der Schwerpunkt des Reiches in der Stadt Ganjika, die heute allerdings nicht mehr existiert. Auch der Muata-Jamvo dehnte sein Reich (hochgestreift) möglichst weit nach Osten aus und gründet am Moerusee die Stadt Casembe. Im Westen wurde das Reich des Jamvo durch die Kriegsgefilde der Portugiesen und die Ngolastaaten begrenzt, im Norden durch die stromfahrenden Stämme der Tuvidi, Tuvende, Wakoso, Luidi, Bendi 2c.

sich an das Ufer des Flusses, den er zu seiner künftigen Residenz ausersehen hat, wo ihn der interimistisch verwaltende Staatsrat feierlich empfängt und sich nach Übertragung seiner Vollmacht auflöst. Die des Baues kundigen Arbeiter versammeln sich, um den Palast zu errichten. Ehe aber dieser begonnen wird, bedarf es des Blutes, um den Grundstein zu befestigen, und das auserwählte Opfer wird herbeigeführt, Augen und Mund sorgsam verbunden, damit kein Blick, kein Laut das Mitleid des Jaga erwecken möge, — denn jede Regung der Menschlichkeit würde den Zauber brechen und den Zorn seiner Ahnen auf ihn herabrufen. Seine Brust ist gestählt gegen Mitleid; das abgeschlagene Haupt rollt in den Strom und viermal durchschreitet der Jaga das warme aus der Brust strömende Blut, mit

dem er Körper und Füße wäscht. Dann pflanzt er sein Banner an die Stelle, wo künftig sich sein Thron erheben soll, und das Werk der Bauleute beginnt. Das Quilombo des Jaga enthielt die sämtlichen Staatsgebäude, die Tempel der Ahnen und des ewigen Feuers, sowie die Staatsreliquien, die Häuser der Hofbedienten und Staatsräte ꝛc. Alle diese ausgedehnten Werke waren nur für den Dienst des jedesmaligen Jaga aufgerichtet. Drei Monate nach seinem Tode wurden sie zusammen gestürzt, zerbrochen und in ihren Trümmern liegen gelassen. Sie bilden jene weiten Quilinda, an denen der vorbeiziehende Neger rasch vorüber eilt, denn er weiß, daß dort ein Jaga ruht. Sobald die Quilomba vollendet

Kartenskizzen zur Entwicklung der Luba-Lundareiche

III. Der Zerfall am Ende des 19. Jahrhunderts. Alle die vielen „Lehnsvettern", Onkel, Neffen, Brüder ꝛc. haben sich unabhängig gemacht. Neue kleine Wanderungen sind eingetreten; so ist das Volk Mai's vom Sankuru über die Lulua an den Kassai gezogen. Ganjikas Residenz ist verschwunden. Das Entwicklungsbild ist vollendet. Der Hirtenstamm hat seine Kraft verloren. Es wäre zu erwarten, daß ein neuer Hirtenstamm von Süden, die schwächlichen Verhältnisse ausnützend, in das Land einfallen und staatenbildend auftreten würde, wenn die Europäer nicht alle Verhältnisse umgebildet hätten. — Vergleiche auch den Stammbaum am Ende dieses Kapitels

ist, zeigt sich der neue Jaga dem Volke, daß ihn mit lauten Akklamationen empfängt. Eine geräuschvolle Zeit der Festgelage, der Tänze und Gesänge beginnt. Am Abend des dritten Tages bescheidet der Fürst die Großen des Reiches in seine Wohnung. Dort setzen sie sich nieder zu einem Bankette, dessen Zusammensetzung jeder kennt, dem aber keiner seine Teilnahme zu verweigern wagt. Ein Sproß jenes verfluchten Geschlechtes, daß einst dem Reichsstifter Quingure das benötigte Opfer verweigerte, ist geschlachtet, mit ihm ein Stier, ein Hammel, eine Ziege und ein roter Hahn, und alles gemischt in einem klein zerhackten Gerichte. Am Ende des Mahles nähert sich jeder Makota knieend dem Jaga, der ihm mit eigenen Händen einen Bissen reservierter Stücke des Menschenfleisches in den Mund steckt, damit der gemeinsame Genuß alle durch ein unauflösliches Opfer verbinde.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

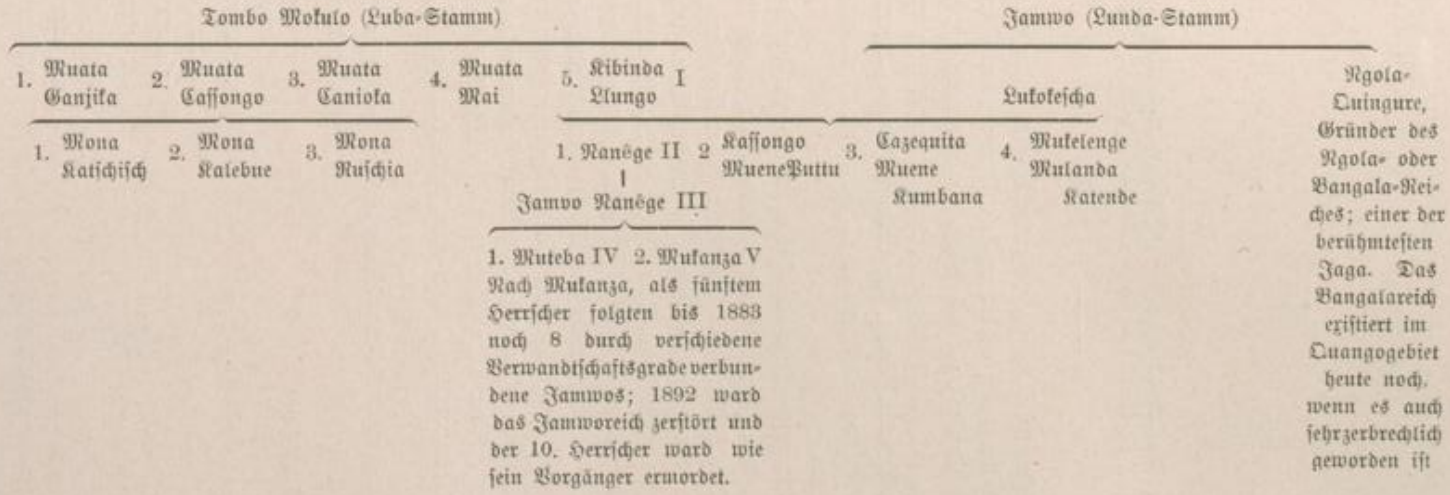
So grausam wie dieses hier, so war das ganze Kriegssittensystem der Jaga. Die fürchterliche Grausamkeit liegt aber nicht in dem Hirtentume, sondern im Geiste der Ackerbauer begründet, so merkwürdig dies auch klingen mag. Es ist aber, als müsse dieser primitive Ackerbauer seine wilde Kraft irgend wo frei wirken lassen. Und so bricht sie denn aus auf religiösem Gebiete. Es ist außerordentlich bezeichnend, wenn der Tod des Muata-Jamvo verhältnismäßig harmlos verläuft, dagegen aber die Lukokescha mit vielen Menschenopfern zu Grabe getragen wird. Die Hirten kennen eben kein Menschenopfer, und so sinkt der Hirtenfürst ohne menschliche Begleiter in das Grab. Der Ackerbauer hat aber den Manismus, d. h. die Religion der Ahnenverehrung in das Leben gerufen, und diese ist unter den Ackerbaufürsten überall auf der Erde zu einer der grausigsten Erscheinungen der Menschheitsgeschichte geworden. Das Menschenopfer ist eine Erfindung des Ackerbaufürsten, der mit Sklaven und Sklavinnen, mit einem Hofstaat und mit Weibern im Jenseits leben wollte. So müssen wir die blutigen Opfer auch der Fürsten von Dahomey und Aschanti erklären, so müssen wir die Menschenopfer entstanden denken, welche nach einem Siege von den ackerbauenden Negern den Ahnen dargebracht werden, die Menschenblutopfer, mit denen sie ihre Felden düngen, die Menschenblutopfer, mit denen sie ihre Freundschaften besiegeln.

Außerordentlich charakteristisch für die Entwickelung der Staatsorganisation der Ackerbauer, welche ohne Zuthun und Beeinflussung seitens der Hirtenvölker zunächst eine patriarchalische und auch republikanische ist, sind die Verhältnisse, wie sie sich zwischen dem Sierra Leonafluß und dem Kap Monte entwickelt haben. Dort leben fünf Völkerschaften der Fulhas-Sufu. Bei diesen besteht die Institution des Purrah, deren wesentlichste Funktion die Ausübung der Völkergerichtsbarkeit ist. Jede dieser fünf Völkerschaften hat einen Purrah, der eine Art Geheimbund ist und wieder von einem Oberpurrah beherrscht wird. Bricht nun zwischen zwei dieser Völker Krieg aus, so beruft der Oberpurrah die andern drei Purrahs zu einer Ratssitzung, in welcher der Schuldige der beiden kämpfenden Völkerteile festgestellt wird. Die maskierten Mitglieder dieser drei Purrahs fallen dann auf Befehl und unter Leitung des Obertribunals in das Gebiet des als schuldig erkannten Volkes ein und bestrafen dasselbe durch Raub und Plünderung. Sehr interessant ist die Aufnahme in den Purrah, die einer religiösen Zeremonie gleichkommt und mit einer mysteriösen Probezeit eingeleitet wird. (Vergl. „Flegeljahre der Menschheit" Seite 154 ff.).

Der Ackerbauer dokumentiert hier eben auch sein Hinneigen zu religiösen und republikanischen Institutionen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

## Stammbaum der Luba-Lunda-Reiche



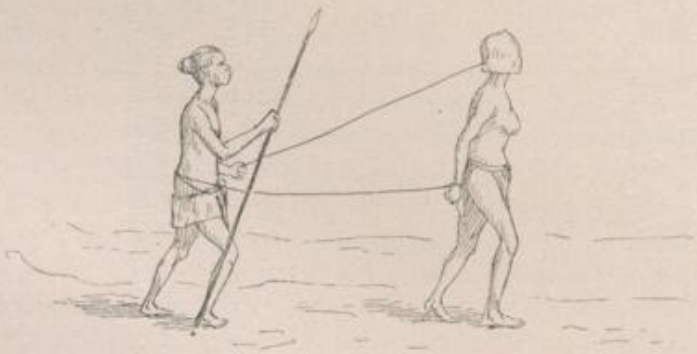

Der Lubastamm repräsentiert die von Südosten hereindringenden, im fruchtbaren Kulturgebiet staatengründenden Viehzüchter. Der Lundastamm ist dagegen die ältere Kulturnation, die im Westen verschiedene Reiche gegründet hat, aus denen Bangala Quingure oder Ngola Quingure nur eins schuf. Diese westlichen Reiche gingen unter dem Ansturm der Lubafürsten zu Grunde. Vergleiche die drei diesem Kapitel beigefügten Karten. Die Herrscher des Lundareiches sind mit römischen Zahlen versehen. — Nach dem Häuptling Ganji hat der Tanganjika-See seinen Namen erhalten.

# 22. Sklavereikriege, Sklavenkrieger

Das klassische Land der Sklaverei ist Afrika. Irrtümlich aber wäre es, wollte man die Urgeschichte dieser Institution gerade mit diesem Erdteile in eine ausschließliche Beziehung setzen. Wenn es auch fraglos Thatsache ist, daß Afrika der Entwickelung der Sklaverei den günstigsten Boden geboten hat, so ist doch auf der andern Seite nicht zu vergessen, daß wir Anfänge solcher Organisation in allen Teilen der Erde nachweisen können. Wurzeln der Sklaverei hat es überall gegeben, wo überhaupt die Menschen die künstlich gezüchtete Pflanze als wesentlichste Nahrung nutzten.

Die Sklaverei ist auf der einen Seite eine Folge des Besitzes, auf der andern Seite eine solche der Arbeit. Man kann sagen, daß die Ackerbauer ein ganzes Geschlecht in den Sklavenstand versetzt haben: die Weiber. Die Ackerbauer haben ihre Frau überhaupt nicht mehr geheiratet aus Liebe, sondern sie haben sie gekauft um der Arbeit willen, die sie den Männern verrichten konnte. Es hatte sich in damaliger Zeit das Produktionssystem eingestellt, demzufolge überhaupt der Mann eigentlich nichts wesentliches mehr that, wenigstens nichts wesentliches im Bereiche der notwendigsten Arbeits- und Lebenssorge. Je mehr Frauen der Mann hatte, desto mehr Arbeit wurde für ihn geleistet, desto reicher war seine Ernte, desto mehr konnte er als Verkaufsware auf den Markt senden, desto reicher wurde er. So stellte sich das Arbeitertum auf der einen Seite, das eigentliche Besitztum auf der andern Seite ein. Vordem herrschte Kommunismus, durch die Landarbeit der Frau entstand der eigentliche Privatbesitz.

Ich will hier die Frage außer Acht lassen, ob nicht die Frau zunächst auch Besitzerin ihrer Arbeit gewesen ist. Sicher ist es, daß, indem die Neffen erbten, das Besitztum mehr und mehr in die Hand der Männer gelangte. Als die Männer aber von der Frau den Besitz übernahmen, näherten sie sich auch dem Arbeiter- und Sklavenstande. Denn indem die Männer Besitzer wurden,



Ein Mrua, eine Sklavin vor sich hintreibend

begannen sie zu handeln und zu spekulieren. Wer aber bei solchen Spekulationen unglücklich war und in Schulden geriet, der mußte hierfür mit der eigenen Person einstehen, er geriet in Schuldsklaverei. Der verschuldete Mann mußte dem Gläubiger nicht nur die Schulden abarbeiten, er ging auch in dessen Besitz über. Diese Schuldsklaverei treffen wir sowohl in Afrika als in Ozeanien, Asien und Amerika.

Wenn man auch nicht sagen kann, daß mit der Schuldsklaverei, welche von den anderen Formen dieser Institution in strenger Trennung gehalten werden muß, häufig Anlässe zu Kriegen geboten wurden, so zog doch desto häufiger der Raub der arbeitenden Frauen Kämpfe nach sich. Sicherlich hat es gar manchen Kampf gegeben, der um den Raub eines geliebten Weibes entbrannte. Ich habe hierüber schon im ersten und zweiten Teile gesprochen, gelegentlich der Entwickelungsgeschichte der Zweikämpfe und Schlachten.

Afrikanischer Sklave im Block Nach Original-Skizze

Viel wesentlicher sind demgegenüber die Raubzüge, unternommen zum Zwecke weiblicher Arbeitskräfte. Die Tukete im Sankurugebiet wissen zu erzählen, wie sie früher gar manches Mal Züge in die südlichen und östlichen Gegenden unternommen hätten, um Frauen zu stehlen. Die jungen und hübschen wären dabei viel weniger ersehnt gewesen, als die in den mittleren und älteren Jahren. Denn die jungen hätten sich oft noch wenig brauchbar zur Arbeit erwiesen, da sie häufig Kinder bekommen hätten, mit Säugen und Kinderpflegen abgehalten und dazu noch stets zum Herumstehen und Schwatzen geneigt wären. Dagegen wären die Älteren wohl oft mißgelaunt, hätten sich auch nicht allzu schnell mit den neuen Stammesgenossinnen angefreundet, aber schweigend und gleichmäßig geschafft. Dieser alten Zeit sei dann eine Periode gefolgt, in der man auch junge Burschen zu Arbeitszwecken in der Nachbarschaft eingefangen habe. Das sei die beste Zeit gewesen. Endlich aber wären von Osten die Bassonge ins Land gekommen, mit denen es gefährlich gewesen sei, anzubinden. Dieses Volk hat, die nach Angabe der Tukete häßliche Sitte mitgebracht, daß die Männer auf den Feldern arbeiteten und nicht die Frauen. Das hätte aber sehr schädlich auf die Arbeiterverhältnisse im Tuketeland gewirkt. Die Weiber hätten verlangt, die Männer sollten es wie das neue Nachbarvolk machen und die Feldarbeit übernehmen. Die gute alte Zeit wäre damit ganz zu Ende gewesen. Jeder Gartenbesitzer sei froh, wenn er einen Sklaven kaufen könne, dem er dann die Ackerwirtschaft anvertraut.

Die Verhältnisse haben sicherlich nicht überall diesen langsamen Übergang erfahren. Das Bild ist aber für die Gesamtentwicklung sehr typisch. Wir kennen aus historischen Zeiten, zumal aus dem Sudan gar manchen Krieg, welcher die Eroberung arbeitsamen Sklavenmaterials zur Folge hatte. Diese Sklavenarbeit und dieses Sklaventum war aber bei weitem nicht so grausam, als man in Europa im allgemeinen anzunehmen gewohnt ist. Es lag in der Herren eigenem Interesse, die Sklaven gut und in einem arbeitsfreudigen Zustand zu erhalten. So wurden sie denn gewissermaßen in die Familien aufgenommen. Sie durften heiraten und ein eigenes Besitztum neben dem des Herrn gründen. Ja, entwickeltere Verhältnisse haben es sogar mit sich gebracht, daß die Sklaven sich wieder Sklaven hielten. Häufig haben die Herren sodann die Töchter der Sklaven geheiratet und deren

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kindern auf diese Weise die Freiheit gegeben. Von einem Sklavenaufstand weiß die Volkstradition erst zu erzählen, als die Europäer und Araber sich eingemischt haben. Aus älterer Zeit haben wir keinerlei Kunde eines derartigen Vorganges.

Afrikanischer Sklave in der Gabel
Nach Original-Skizze

Solange Ackerbauer nur die Herren von Sklaven waren, solange sind die Verhältnisse entschieden gesund gewesen. Erst als Hirten und Kaufleute die Institution übernahmen, begann das Los der Sklaven ein trauriges zu werden. Nunmehr stellten diese Leute eine niedere und minder geachtete Kaste dar. Jetzt erst wurden sie zur eigentlichen Ware. Man muß sagen, daß die Weiber, Sklavinnen und Sklaven der ersten niederen Ackerbauer wohl gekauft wurden, nie aber zu einer Ware herabsanken, denn es war nicht üblich, sie wieder zu verkaufen. Sie verwuchsen nach dem Ankaufe mit der Familie und dem Hausstande des Herrn.

Dagegen nun aber das Sklaventum, wie es sich unter dem Einflusse arabischer und indischer Kaufleute entwickelte! Der Negersklave in den Händen einer anderen Rasse ward überall zu einer Sache, einem Besitz, einem Ding, einer Ware, die man heute kauft und morgen verkauft. Die Institution der Sklavenmärkte begann zu keimen. Der Neger arbeitete nicht mehr für einen Herrn, der ihm im gewissen Sinne menschlich nahe stand, sondern für einen Fremden. Es drängt sich hier wieder die Unterscheidung der „eigenen“ und „anderen Art“ auf. Der Sklave in der „eigenen Art“ war eine gewissermaßen durch den Lauf der Dinge berechtigte Erscheinung, denn er blieb Mensch unter seinesgleichen, war ein Werkzeug des Kulturaufschwunges und hat alles Gute und Böse mit dem Herrn geteilt. Aber im Bereiche der „anderen Art“ fiel er aus dem Menschheitsbewußtsein seines Herrn heraus.

Mamluk. Nach Ebers

Ich bespreche in diesem Kapitel die Sklaverei in der „eigenen Art“, im nächsten die in der „anderen“. Für die hier in Betracht kommende weiß ich keine besseren Beispiele anzuführen, als die, welche sich in Ägypten abgespielt haben. Hier werfen die Ereignisse ein Licht nach allen Seiten. Ägypten hat stets das typische Volk von Ackerbauern getragen. Es war auch insofern immer charakteristisch, als an seinem Rande stets drohende Hirtenvölker gewohnt haben seit den Zeiten des alten Reiches. Die altägyptische Sklaverei war keine schlimme, solange nicht fremde Eroberer ein grausames Regiment führten. Ebenso

wenig diejenige des neuen Ägyptens. Aber neben den Arbeitsverhältnissen des Sklaventums, wie ich es bis hierher geschildert habe, haben sich hier noch andere eingestellt, die in diesem Werke berücksichtigt zu werden ein doppeltes Recht haben. In Ägypten ward nämlich der Sklave auch zum Krieger.

In Indien, Indonesien u. s. w. ist es eine häufige Erscheinung, daß reiche Landbesitzer und kleine und größere Fürsten sich nicht nur ein Heer von Arbeitssklaven, sondern auch eine kleine Leibwache oder Garde von Soldatensklaven halten. Diese Sklavenkrieger werden ausgerüstet mit prunkenden Kostümen und stolzen Waffen, sie stehen bei Staatsaktionen, Empfangsfeierlichkeiten u. s. w. hinter dem Throne des Herrschers, bewachen den Palast und stellen in Kriegsfällen den speziellen Schutz des Regenten dar. Nichts anderes sind die berühmten Mamlucken Ägyptens, mit denen ich mich hier beschäftigen will. Vor etwas über einem Jahrhundert charakterisierte der Reisende Brown diese Sklavenkrieger etwa folgendermaßen:

Mamlucken-Emir
Nach Ebers

Die ägyptischen Beys (Titel höherer Militärpersonen) werden zwar auch aus den Mamlucken gewählt, sie bleiben aber, was sie je und allzeit waren, nämlich zum Kriegsdienste bestimmte Sklaven, die aus Georgien, Cirkassien und Mingrelien nach Ägypten verpflanzt werden. Eine Anzahl stammt auch aus den österreichischen und russischen Kriegsgefangenen, die, um eine Versorgung zu erhalten, die mohammedanische Religion angenommen haben. Alle zu Konstantinopel befindlichen Agenten der Beys sind verpflichtet, jahraus, jahrein eine gewisse Anzahl Sklaven zu kaufen; auch werden mehrere derselben von Privatleuten auf Spekulation gekauft und nach Ägypten gebracht. Ist der herbeigeschaffte Vorrat nicht hinlänglich oder sind ihrer zu viele darauf gegangen, so bedient man sich an deren Stelle schwarzer Sklaven aus den inneren Gegenden Afrikas, die, wenn sie Gelehrigkeit zeigen, gleich den übrigen bewaffnet und ausgerüstet werden.

Auf die Bildung dieser Favoritsklaven wird eine ganz besondere Sorgfalt verwendet. Man unterrichtet sie in allerhand Leibesübungen, die darauf hinzielen, ihre Gelenkigkeit oder Stärke zu vermehren, und zeichnet sie nach dem Verhältnis ihrer persönlichen Schönheit und einnehmenden Gestalt aus. Die Dankbarkeit dieser Zöglinge ist denn auch nicht geringer als die Gunst, welche ihnen von Seiten ihrer Gebieter zu Teil wird, so daß sie dieselben zur Zeit der Gefahr nie zu verlassen pflegen. Zeigen sie einige Anlage zum Lernen, so lehrt man sie den Gebrauch der Buchstaben kennen, und wirklich haben es einige so weit gebracht, daß man sich ihrer als vorzüglich guter Schreiber bedienen kann; die meisten aber können weder lesen noch schreiben.

Die geringeren Mamlucken legen ihre militärische Kleidung nie ab und sind gewöhnlich mit ein paar Pistolen, einem Säbel und einem Dolche bewaffnet. Sie tragen eine besondere Art Mützen, die grün aussehen und mit einem Turban umwunden werden. Zu Pferde bedienen sie sich außer ihrer gewöhnlichen Waffen auch noch großer Reiterpistolen

oder der Streitaxt. Im Kampfe tragen viele einen offenen Helm, hie und da auch ein wertvolles Panzerhemd, wie solche sowohl in Konstantinopel als in Persien verfertigt werden.

Diese Leute bekommen keinen Sold, sondern werden im Hause ihres Gebieters, er sei nun Bey, Cashef, oder irgend ein anderer Beamter, unentgeltlich unterhalten. Jeder Offizier hat das Recht, sich einen Sklaven zu kaufen, der eben dadurch ein Mamluck wird. Diese Benennung stammt von dem Worte „malek" ab, welches soviel als besitzen bedeutet und bezeichnet bloß eine solche Person, die einer anderen eigentümlich gehört. Wenn nun der Neuling, welcher auf die eben erwähnte Art unter die Mamlucken aufgenommen worden, die gehörige Bildung erhalten hat, so bekommt er von seinem Gebieter ein Pferd, eine Waffenrüstung und eine vollständige Kleidung zum Geschenk, welche letztere jährlich im Monat Ramadan durch eine andere ersetzt wird. Die meisten dieser Leute erlangen, teils durch die Freigebigkeit ihrer Gebieter, teils durch Geschenke und Belohnungen, welche sie von anderen zu erpressen suchen, so ansehnliche Geldsummen, daß sie ihre Habsucht oder ihren Hang zu einer ausschweifenden Lebensart hinlänglich befriedigen können. Einige, welche sich vorzüglich einzuschmeicheln verstehen, erringen die Posten von Seckelmeistern ꝛc., wodurch sie sich großes Vermögen erwerben.

Rekrutierung unter Ali

Solcher Art wurden schon im Mittelalter die Kriegsheere von den Herrschern des Hauses Saladins eingerichtet und organisiert. Damals wurden ganze Armeen in einem großen Standlager auf der Nilinsel Roda gehalten. Die Krieger erwiesen sich als tüchtig. Sie haben Ägypten gegen den Kreuzzug Ludwig IX. gerettet. Als aber die Herrschaft der Ayubiden schwächlich wurde, da waren es die Mamlucken, welche hier ein Ende machten. (Mitte des 13. Jahrhunderts.) Das war die Empörung der Sklavenkrieger. Bezeichnender noch als ihr Aufstieg war ihr Untergang. Sie haben lange Jahrhunderte geherrscht und ihre letzte Macht wurde erst gebrochen durch den, der auch im Grunde genommen der französischen Regierung in Ägypten ein Ende gemacht hat, durch Mohamed Ali. Solange es dieser schlaue Mann für seine politischen Zwecke für günstig hielt, stützte er sich auf die Mamlucken. Nachdem er sie dann mehrmals geschlagen hatte, machte er der Gewalt der Mamluckenbeys durch einen Gewaltstreich ein Ende, der zu den ungeheuerlichsten gehört, von denen die Geschichte zu erzählen weiß.

Am 1. März 1811 lud Mohamed Ali die gesamten Mamluckenbeys, 480 an der Zahl, zu einem Feste auf die Citadelle von Kairo, und die ritterliche Schar erschien auf

den schönen reich geschirrten Rossen in kostbarer Kleidung und glänzendem Waffenschmucke. Kaum hatten sie die enge, von hohen Mauern beschattete Gasse, die zu dem Azab genannten Citadellenthore führt, beschritten, als ein Kanonenschuß das alte Gemäuer donnernd erschütterte und den albanesischen Söldern Mohamed Alis das Zeichen gab, mit der Metzelei zu beginnen. Plötzlich blitzten und knatterten aus allen Fenstern und Luken ringsum wohlgezielte Schüsse aus den Flinten der hinter festen Mauern gut geborgenen Albanesen. 100 Mamlucken und verwundete Rosse wälzen sich in ihrem Blute auf dem Pflaster des Burgweges. Neue Salven werden abgefeuert. Der Tod hält eine reichliche Ernte. Die von den mörderischen Kugeln verschonten Reiter springen von den Pferden, reißen die Säbel aus den Scheiden und die Pistolen aus den Gürteln, aber der Feind, dem sie unterliegen, sind harte, lotrecht ansteigende, immer neues Verderben speiende Mauern. In unbeschreiblicher Verwirrung ballen sich Roß und Mann, Lebende, Sterbende und Tote zu einem schreienden und stillen, krampfhaft bewegten und, jemehr er anwachst, immer regungsloseren und starreren Hügel zusammen. Wie man eine Zahl von der Tafel wischt, so verlöschte Mohamed Ali in einer halben Stunde so viele in übermütiger Vollkraft die Schwingen regende Leben. Von 480 Mamlucken soll nur einer entkommen sein; der rettete das Leben, indem er sein edles Roß zu einem ungeheuren Satze über die Brüstung des Citadellenabhanges zwang. Die Bewohner Kairos glauben an diesen Harrassprung und zeigen seinen Schauplatz.

Rekruten im Halsjoch zur Zeit des Mahdikrieges auf der Station Ombanga
Nach W. Junker

Krieger mit Gefangenen heimkehrend
Nach Binger

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mohamed Ali hatte für ein Mal die Macht der Fremdherrschaft und des kriegerischen Sklaventumes vernichtet. Aber es giebt eherne Gesetze des Erdbodens und der Geschichte, die kein Diplomat auf die Dauer zu bezwingen vermag. Auch Mohamed Ali hatte nicht die Gewalt, an die Stelle der gewaltthätigen Kriegssklaven eine bessere Stütze der politischen Macht zu setzen. Der Urgrund, welcher, so weit wir auch die ägyptische Geschichte zurück zu verfolgen vermögen, die ägyptischen Lande stets der Oberherrschaft anderer Völker überliefert hat, sollte sich allzu bald wieder in aktiver Form gestalten. Das Ackervolk, — ich komme damit wieder auf den Grundzug dieses Teiles zurück, — hat in seinem absoluten Typus stets schlechte Soldaten abgegeben. So nur können wir es verstehen, wenn die gekauften Krieger sich die Herrschaft des Landes aneigneten, wenn Mohamed Ali selbst gezwungen war, nach dem Sturz der Mamluckenbeys auf gewaltsame Weise die Schöpfung einer Landesverteidigung aus eigenster Kraft zu erzwingen. Mit Peitschen ließ er die Landbewohner in die Kasernen treiben, mit hölzernen Klammern am Halse und Fesseln an den Händen wurden die Leute gleich Verbrechern der Aushebungskommission vorgeführt. So entstand Mohamed Alis Eingeborenenarmee. Waren diese Rekruten etwas anderes als Sklaven?

Auch diese Armeen und andere Söldner vermochten Ägypten nicht vor seinem Schicksale zu bewahren, als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der berühmte Mahdi den Hochlandsaufruhr und die Wanderungsbegeisterung auf der Nordaxe Afrikas (vergl. Seite 171) erweckte. Da ward Ägypten wieder geschnitten und der Herrschaft des Steppengeistes unterworfen. Und wie schuf sich damals das ägyptische Volk der Ackerbauer seine Armeen?

Wilhelm Junker reiste damals im Sudan und hat es erlebt. Lupton Bey erhielt aus Chartum den Befehl, Armeen im südlichen Lande ins Leben zu rufen. In der Station Ombanga traf Junker die Rekruten. In einem großen Lehmziegelbau waren die zu Hunderten Zusammengetriebenen eingepfercht und zwar, um ihr Davonlaufen zu verhindern, im Halsjoch. Unter beständiger Bewachung führte man die Unglücklichen täglich mehrmals zum Wasser, und so warteten sie bei kargen Rationen vorläufig auf ihre Weiterversendung. Aus dem Bahr el Ghasalgebiet waren allein 200 solche Rekruten abgegangen. Von diesen kehrten im Ganzen drei Stück zurück. Es waren die einzigen Überlebenden. Die Leute waren aber nicht etwa im Kriege zu Grunde gegangen. Es waren überhaupt ca. 2000 zusammengebracht worden, von denen viele schon auf dem Hintransport umkamen, viele in der folgenden Wartezeit ums Leben kamen und der Rest auf dem Heimwege fast gänzlich zusammenbrach. Ins Gefecht sind die damaligen Rekruten überhaupt nicht gekommen.

Das sind einige Episoden aus dem Leben der afrikanischen Kriegssklaven, aus dem Ursprung des Söldnertumes.

# 23. Sklavenjagden der Europäer

Die Entwickelungsgeschichte der primitiven Sklaverei haben wir im vorigen Kapitel als eine Begleiterscheinung der Entwickelung des Ackerbaues kennen gelernt. In dieser Eigentümlichkeit ist sie auch von den Europäern aufgenommen und fortentwickelt worden. Sie wurde da zu einem wesentlichen Mittel, wo der Europäer selbst infolge der äquatorialen Klimaeigentümlichkeiten nicht eine anstrengende Ackerarbeit betreiben konnte. Demgemäß werden wir annehmen können, daß die europäische Sklaverei in allen Gebieten der Tropen eine sehr entwickelte gewesen ist. So ist es denn auch. In Ozeanien haben noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Kauffahrteischiffe „Arbeiter" ausgehoben — alias Sklaven geraubt. In Amerika haben die Indianer schwer zu leiden gehabt. Gesetze wider und für die Sklaverei, ausgegeben von der portugiesischen Krone, haben sich hier mehrere Jahrhunderte hindurch abgelöst und die Sklavenjagden auf diese Weise bald zu einem verbotenen, geheimen, bald zu einem öffentlichen und berechtigten Übel gestaltet.

Aber unter allen Tropenbewohnern war kein Volk so nützlich wie die Neger Afrikas. Der jagende Indianer und der fischende oder Seeraub treibende Südseeinsulaner waren beide wenig geeignet, die ungewohnte, regelmäßige und anstrengende Thätigkeit des Ackerbauers zu bewältigen. Sie blieben der Arbeit und den Europäern fremd, blieben die Widersetzlichen, die Unsteten, die nicht an die Scholle zu Fesselnden.

Sklavenjäger aus Darfur
Nach Schweinfurth

Wehe dagegen dem armen brauchbaren Neger, der an Arbeitsamkeit und Willfährigkeit den anderen so überlegen war. Die Folge seiner Leistungsfähigkeit war die unfreiwillige Wanderung über den Ozean, eine richtige Völkerwanderung. Den Indianern wurden Schutzgesetze gegeben, den

Negern nicht. Der Sklavenexport aus Afrika nach Amerika war das große Privilegium der portugiesischen Nation, — nur eine kleine Bedingung war daran geknüpft: es durften keine heidnischen Sklaven in das neuentdeckte Land Amerika ausgeführt werden.

Arabische Sklavenjäger ein Negerdorf überfallend
Nach Wißmann

Wenn die ihren Familien und ihren Freunden entrissenen Sklaven in die Böte geschmiedet wurden, um jenseits des weiten Ozeans unter einem fremden Himmel und im fremden Lande ihr qualvolles Leben hinzuschleppen, saß der fromme Bischof von Loanda auf dem noch jetzt erhaltenen Steinsitze am Ende des Wharfs und garantierte ihnen durch seinen apostolischen Segen die unaussprechlichen Seligkeiten einer Zukunft, denen gegenüber die kurze Prüfungszeit auf Erden nicht in Betracht kommen könnte. Die Neger verstanden freilich nichts von der Zeremonie, als daß ihnen durch den Fetisch des weißen Mannes jetzt auch ihre letzte Hoffnung, nach dem Tode in ihre Heimat zurückzukehren, genommen sei, aber ihre Namen standen in dem von der Gesellschaft de propaganda fide dem römischen Statthalter eingeschickten Berichte, um von demselben bei St. Petrus seiner Zeit beglaubigt zu werden. Für die guten Missionare waren allerdings auch bei den Sklaventransporten allerhand ungeheuerliche Gefahren lebendig. Denn zu großen Haufen umsprangen die den Negern verbündeten Teufel die Horden, um den tapferen Vorkämpfern der christlichen Kirche die geraubten Anhänger wieder zu entreißen, und Zuchelli beschreibt mehrere seiner mutigen Kämpfe, die er zu ihrer Verteidigung mit dem Bösen in Person zu bestehen hatte. Aber

Arabischer Sklaventransport
Nach Wißmann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

er schreckte nicht zurück. Im Augenblicke der Gefahr galt es, heroische Mittel zu ergreifen, und indem er entschlossen die anvertrauten Schützlinge mit heißen Eisen an der Zunge und auf dem Nacken brannte, gelang es ihm, sie von den Trabanten der Hölle zu retten, um sie glücklich in die Arme der ihrer harrenden Sklavenhändler im paradiesischen Brasilien zu führen.

Ketzern wurde in Kongo und Angola die Ausführung von Negern nicht erlaubt, wenigstens nicht, bis sich der Kapitän des Schiffes durch die Missionare gegen eine entsprechende Vergütung hatte einsegnen lassen. Nur Christen waren würdig genug, zu Sklaven gemacht zu werden! Wie sticht das gegen den Mohammedismus ab! Der Mohammedaner setzt einen Heiden, der sein Glaubensgenosse wird, sogleich in Freiheit!

Diese Verhältnisse des europäischen Sklavenexportes haben so lange gewährt und so tiefe Wurzeln geschlagen, daß nach dem Ende des vorigen Jahrhunderts ein deutscher Reisender in Brasilien sich über die innerafrikanischen Verhältnisse besser zu orientieren vermochte, als die Reisenden an der afrikanischen Westküste. Ich folge nachgehend dem Berichte desselben:

Der Araber Said übt sich an seinen Sklaven im Pistolenschießen
Nach Wißmann

Von allen Nationen treiben die Portugiesen den ausgebreitesten Sklavenhandel. Seit mehr als drei Jahrhunderten an mehreren Punkten der afrikanischen Küste angesiedelt, haben sie ihre Herrschaft daselbst viel fester begründet, als man gewöhnlich zu glauben pflegt. Die Krone von Portugal steht mit sehr vielen Fürsten des Innern von Mittelafrika in einem Verhältnis als Schutzherr oder Verbündeter und der Sklavenhandel wird von zahlreichen Portugiesen, von Mischlingen portugiesischer Abkunft und von, in den portugiesischen Niederlassungen geborenen Negern nicht bloß an der Küste, sondern im tiefsten Innern getrieben. In der Nähe der Stadt Benguela wohnen auf der gesunden Hochebene viele portugiesische Ansiedler, welche in ausgedehnten Pflanzungen Lebensmittel für die einzufangenden Sklaven bauen und neben dem Menschenhandel auch noch den mit Elfenbein, Wachs u. s. w. treiben. Diese Pflanzer sollen bisweilen ihre Streifereien bis in das Zentrum von Afrika ausdehnen, und über ihre zerstreut liegenden Fazendas sollen schon mehrere unternehmende Portugiesen von Benguela aus quer durch den Kontinent nach Mozambique gedrungen sein. Auf gleiche Weise unterhalten die Portugiesen von Loanda, der Hauptstadt Angolas, wo ein Generalgouverneur residiert, einen lebhaften Handel bis tief in das Innere des Kontinentes. Nördlich von diesen Gegenden wird das sogenannte Königreich Kongo stark von den Sklavenhändlern besucht, aber die Portugiesen haben hier weder Herrschaft noch selbständige Niederlassungen, sondern legen mit ihren Schiffen in der Meerbucht von Kabinda vor Anker. Hier empfangen sie die Sklaven, welche aus den nördlichen Landschaften zugeführt werden.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Sklavenhandel übt in Afrika einen so großen Einfluß auf die Denk- und Lebensweise der Neger, daß er jetzt mit allen Lebensverhältnissen in Beziehung steht und sogar gleichsam die Achse ist, um welche sich die Gesetzgebung jener Menschenrasse dreht; denn nicht der Tod, sondern die Sklaverei ist in den meisten Fällen die letzte Strafe und nicht bloß Krieg, sondern selbst die heiligsten Familienverhältnisse erteilen Rechte zur Aufhebung der persönlichen Freiheit. Der Kriegsgefangene ist Eigentum des Siegers, aber auch der Hausvater hat das Recht, seine Kinder, seine Weiber zu veräußern. Wer sich irgend eines Verbrechens, des Diebstahls, des Totschlages oder auch der Verschuldung schuldig gemacht hat, wird als Sklave verkauft. Der Krieg ist bald ein allgemeiner, zwischen ganzen Völkern erklärter oder der Einzelner, welche durch List oder durch Gewalt andere ihrer Freiheit zu berauben suchen. Die Unglücklichen, welche auf eine der angegebenen Arten ihre Freiheit verloren haben, werden von ihren Eignern oder von den Mächtigsten der Gegend oft mit Ketten oder einem durchlöcherten Holzblock um den Hals oder um die Beine belastet, so lange in strengem Gewahrsam gehalten, bis die Sklavenhändler erscheinen, welche sie gegen die, von der Küste herbeigeführten Handelsartikel, unter denen Branntwein eine große Rolle spielt, eintauschen. Man hat für diese Menschenhändler einen sehr bezeichnenden Namen: Tumbeiros d. h. Sargträger. Hat der Tumbeiro an irgend einem der teilweise durch portugiesische Wache geschützten Posten die daselbst verwahrten Sklaven eingehandelt, so brennt er ihnen ein Zeichen ein, woran er sie im Falle der Flucht erkennen könnte, und kettet sie an der rechten Hand oder am Halse mit einer schweren eisernen Kette zusammen. So nähert er sich der Küste; in jedem Orte nimmt er weiteres Menschenmaterial auf. Der Marsch ist für die armen Leute eine Zeit der fürchterlichsten Qual und Plage, das Essen roh, das Getränk warmes und unreines Wasser, das Nachtlager unter freiem Himmel. Viele sterben auf dem Wege, noch mehr aber auf den Transportschiffen, in denen die Leute schlimmer wie das Vieh zusammengepfercht werden. Es sollen im Jahre 1817 von 20075 Sklaven, welche nach Rio de Janeiro eingeschifft wurden, unterwegs 2342, im Jahre 1818 von 22231 aber 2429 gestorben sein. Ein einziges Schiff, welches 807 Sklaven geladen hatte, verlor von diesen 339 u. s. w. In Amerika angelangt, beginnt die Plage von neuem.

Arabische Sklavenfütterung in Afrika
Nach Wißmann

Der König von Kongo, welcher sich schon vor längerer Zeit von Portugal unabhängig gemacht hatte, der aber noch aus alter Zeit Recht trug, bei feierlichen Gelegenheiten das Krachat des Christordens zu tragen, war jedenfalls im 18. Jahrhundert der großartigste Sklavenhändler, der mit portugiesischen Kaufleuten feste Kontrakte auf Lieferung von 500, 1000 bis 2000 Sklaven geschlossen hatte. Dieser Manikongo unternahm Kriegszüge zu

solchem Zwecke, deren sich die Eingeborenen heute noch sehr wohl zu erinnern wissen. Diese wurden immer in der Richtung nach Süden und Nordosten unternommen, woselbst schwächliche Völker wohnten. Auf diesen Zügen wurden Tausende gemordet um Hunderter von Sklaven willen. In diesem Lande war nicht nur alles, wie Martius sagt, für den Sklavenhandel organisiert, sondern diese Länder lebten überhaupt durch den Menschenhandel.

Zwei ein halbes Jahrhundert lang haben an der Westküste des äquatorialen Afrika alle mörderischen Kriege nur um des Sklavenhandels wegen stattgefunden, den die Portugiesen nach Amerika betrieben. Von anderen Kriegen weiß in diesen Gegenden kein Eingeborener etwas zu berichten.

Brandmarke, welche noch in den 1870er Jahren im portugiesischem Westafrika den freierklärten Sklaven glühend aufgestempelt wurde
Nach Lux

# 24. Kriege der amerikanischen Kulturvölker

Wir nähern uns dem Ende der Urgeschichte und treten mit diesem und dem folgenden Kapitel in das Bereich der Kulturvölker ein. Da muß ich denn abermals daran erinnern, daß es hier nicht die Aufgabe ist, historische Zusammenhänge, wenn auch nach kriegsgeschichtlicher Entwickelung, zu bieten, sondern den typischen Werdegang und die Abhängigkeit der kriegerischen Verhältnisse nach den von der Natur und Kultur bedingten Thatsachen. Eine Urgeschichte muß aber ausklingen im Fundamente der Kultur; sie darf nicht als etwas Fremdes den Kulturvölkern gegenüberstehen, muß zu ihnen überleiten, muß sie verständlich machen.

Stellt doch auch der kulturelle Aufbau der süd- und mittelamerikanischen großen Reiche nichts anderes dar, als die Fortentwickelung jener charakteristischen Züge, die ich bis hierher zusammengefaßt habe. Wir haben es hier auch mit Ackerbauern zu thun, aber mit Ackerbauern einer höheren Art; es sind die organisierten, gefestigten, zum historischen Bewußtsein geführten Menschen der solaren Weltanschauung. Es sind nicht mehr die Leute, welche im Grübeln um das Seelenschicksal sich zersplittern, sondern die, welche in dem Aufblicken zum Himmel und zur Sonne die Gesetze einer gesetzmäßig funktionierenden Welt ahnen und vielleicht schon beobachten gelernt haben. Es sind Menschen, welche an den Traditionen und in den Denkmalen die Thaten der Völker achten gelernt haben, in denen das Bewußtsein erwacht ist, daß die Leistung der lebenden Generation stolz das fortführt, was die Väter geschaffen. Diese Menschen leben nicht mehr allein von dem und durch das und für das, was sie selbst sind, sondern sie bauen bewußt weiter an dem, was frühere Generationen ins Leben gerufen haben. Sie sehen das Aufbauen und Steigen der Kultur, und wo der Mensch das Vorwärtskommen schaut, die Früchte älterer Arbeit genießt und es wahrnimmt, daß die Ergebnisse des eigenen Schaffens ständige Dokumente bleiben, die nicht mit seinem Tode verloren gehen, da wird er zu dem schöpferischen Menschen, der mit Recht als das Glied eines Kulturvolkes bezeichnet wird. Es ist ein Unterschied, ob der Neger nur die Hütten sieht, die er selbst auf-

Tlaxcalaner mit Schild und Maquahuitl bewaffnet

gebaut hat, die zu seinen Lebzeiten entstanden, oder ob er mit dem Bewußtsein eigener schöpferischer Kraft in den Tempelhallen wandeln kann, die seine Vorväter erbauten. Ich bezeichne solches als das historische Gefühl und Bewußtsein. Wenn also die amerikanischen Kulturvölker auch in den meisten Punkten des Kulturlebens wenig unterschieden waren von allen jenen Völkern, die zu den Naturvölkern gerechnet werden müssen, so waren doch ihre ganzen Handlungen und That beeinflußt von dem historischen Bewußtsein.

Die beiden Gebiete, um die es sich hier handelt, waren ihrer historischen und kulturgeschichtlichen Entwickelung nach abhängig von den Gesetzen, welche allen ackerbauenden Thalbewohnern am Rande der Hochebenen den Werdegang vorschreiben. Sie waren begünstigt durch die Enge und die Schmalheit des Bodens, welche sie zu reger Ausnutzung zwang. Demnach waren es fleißige und praktische Menschen. Ihr Schicksal aber lebte stets auf der nahen Hochebene und im Gebirge, aus welchen Gegenden immer wieder die befruchtende Kraft, wenn auch in Gestalt kulturärmerer und wilder Völker, strömte, sobald die Widerstands- und Schutzkraft der Ackerbauer die Grenzen der Reiche nicht mehr zu schützen vermochte.

Krieger mit dem Cuauholloli bewaffnet

## 1. Mexikos Kriegswesen

In außerordentlicher Klarheit spricht die letzterwähnte Thatsache besonders aus der Geschichte des zentralamerikanischen Kulturlandes Anahuac und aus dem Umfange, sowie ihren Angaben, wie sie uns erhalten ist. Was sich etwa vor dem 7. Jahrhundert post Christum natum in Zentralamerika zugetragen, weiß man nicht. Dann sollen aus einer nördlichen Richtung die Tolteken vorgedrungen sein, welche sich als ein außerordentlich geschicktes Volk in der Erinnerung erhalten haben. Die Volkssage berichtet, sie wären friedliebend gewesen. Nach einem Zeitraume von etwa vier Jahrhunderten verschwanden aber die Tolteken so geheimnisvoll und still, wie sie seiner Zeit angekommen waren. Darauf zog nach etwa wiederum hundert Jahren der rohe Stamm der Chichemeken aus dem Nordwesten heran. Ihnen folgten die Azteken und Akolhuaner oder, wie sie nachher genannt wurden, Tezcukaner. Die beiden letzteren hatten vielerlei Kämpfe, gründeten jede eine bedeutende Stadt (die ersteren das so berühmt gewordene Mexiko) und gingen als Sieger aus den Völkerschlachten hervor. Die Azteken gründeten darauf ihr Reich, welches von Meer zu Meer sich erstreckte.

Diese Geschichte ist außerordentlich charakteristisch. Es ist natürlich ein Nonsens, daß die Tolteken verschwunden sein sollen. Nur reichte das historische Gedächtnis der Bewohner Anahuaks nicht weiter als bis zu den Leistungen ihrer letzten Vorfahren. Die Tolteken werden außerdem selbst einst eine kriegerische Horde gewesen sein, welche vom Hochlande aus über die kulturell höher stehenden Ackerbauer des Tieflandes herfiel, deren aktuelle

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Widerstandskraft aber erlahmt war, infolgedessen sie von den Nachströmenden als friedliebend bezeichnet wurden. Sie vererbten ihre Güter den Nachkommenden und gingen in ihnen auf. Daß die Azteken später die meisten Kulturerrungenschaften als die ihren bezeichneten, kann uns nicht Wunder nehmen, da jedes derartige Volk einen Stolz darin sieht, alles selbst gemacht zu haben.

Die große Volkswucht der Völker Anahuaks beruhte in der Organisation des Reiches, welche eine der denkbar gesundesten war, indem die Ernährungsweise den Grundstock bildete und sie durch einen starken religiösen Puls, sowie endlich durch eine energische Konzentration gestützt wurde. Jedes Stückchen nutzbaren Ackerbodens ward erschöpft, und der Ackerbau ward getragen durch den heiligen Sonnendienst, welcher mit ihr aufs innigste verbunden war. Der historischen Vergangenheit zufolge, ward das Land regiert von einem König, dessen Würde aus der Zeit des Eroberungszuges herübergerettet war. Daneben aber hatte der republikanische Geist, den alle Ackerbauvölker besitzen, eine Volksvertretung in Gestalt eines Reichsrates hervorgerufen, der sich aus den Großgrundbesitzern, dem Adel zusammensetzte. Infolge letzterer Erscheinung nahm das ganze Volk regen Anteil und persönliches Interesse an der Entwickelung der Dinge, infolge ersterer aber ward eine Zentrale des Reiches geschaffen, eine Königsstadt im wahren Sinne des Wortes, in der gleichzeitig der Haupttempel des Sonnengottes lag.

Mexikanischer ausgezeichneter Krieger im Mantel mit Schild und Wurfbrett
Nach einem alten Codex indianischen Ursprunges im Römischen Vatikan

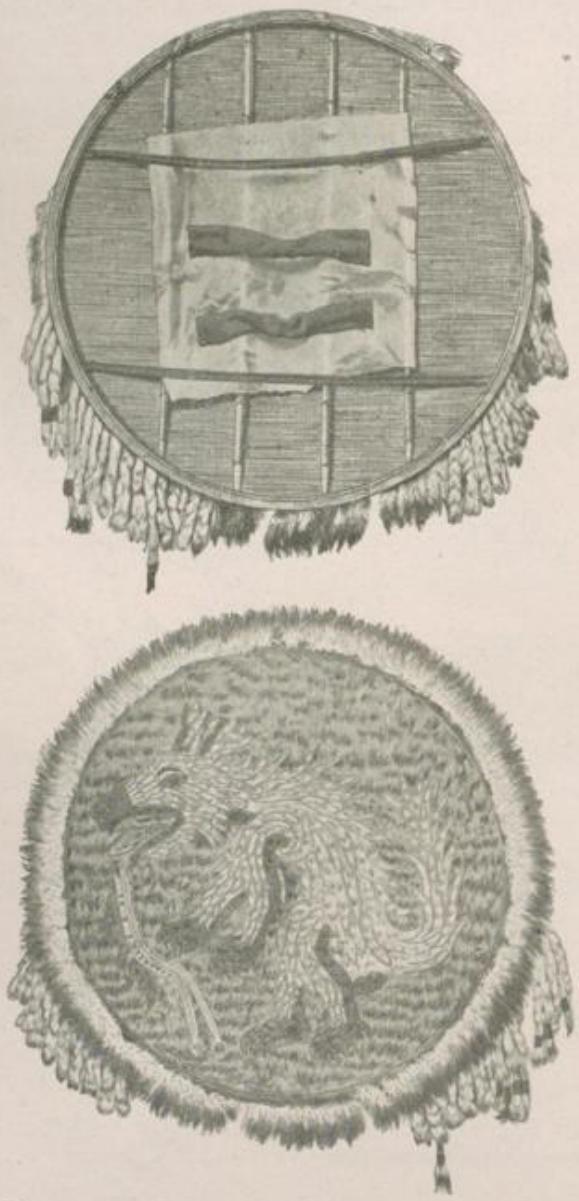
Als die Spanier Mexiko eroberten, lebte noch der alte kriegerische Geist, der das Land Anahuak so stark und kräftig gebildet hatte, in den Azteken, und der König war selbst noch ein erfahrener Krieger. Die Schutzgottheit der Azteken war der Kriegsgott. Ein großer Zweck ihrer kriegerischen Unternehmungen war, Hekatomben von Gefangenen für seine Altäre zusammen zu bringen. Der Krieger, welcher in einer Schlacht fiel, wurde plötzlich in das Bereich unaussprechlicher Seligkeit in den glänzenden Wohnungen der Sonne versetzt. Jeder Krieg wurde daher zum Kreuzzuge, und der von religiöser Begeisterung entflammte Krieger war gleich den Sarazenen oder dem christlichen Kreuzfahrer nicht nur in der Stimmung, die Gefahr zu verachten, sondern er strebte danach um der unvergänglichen Märtyrerkrone willen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

a) Junger Mann, der einen Feind gefangen nimmt und dafür mit einem Mantel (rechts oben) belohnt wird. b) Mann mit einem Wappenschild und einem Mantel ausgezeichnet für die Gefangennahme zweier Feinde. c) Schmuck eines Mannes, der fünf Kriegsgefangene gemacht hat. d) Mann mit dem Abzeichen eines besonders tüchtigen Kriegers

Die Schwerter der siegreichen Krieger bei a und b und der Unterworfenen bei a und c sind mit Obsidiansplittern besetzt. Nach dem Codex Mendoza reproduziert bei Mallery

Die Kriegsfrage wurde in einem Rate des Königs und seines höchsten Adels verhandelt. Vor der Kriegserklärung wurden Gesandte abgeschickt, um den feindlichen Staat zur Aufnahme der mexikanischen Gottheiten und zur Zahlung der gebräuchlichen Abgabe aufzufordern. Die Personen der Gesandten waren in ganz Anahuak für heilig geachtet. Blieb die Gesandtschaft ohne Erfolg, so wurde eine Herausforderung oder offene Kriegserklärung abgeschickt; man zog eine ziemlich bedeutende Anzahl von Leuten aus den eroberten Landschaften, welche letztere stets dem Kriegsdienste und der Zahlung von Abgaben unterworfen waren, gewöhnlich mit dem König an der Spitze zu dem Kriegszuge heran.



Ein Schild Montezumas, der durch den Conquistadoren an Karl V. nach Wien gesandt und welchen Zelia Nutall im Schlosse von Ambraß wieder aufgefunden hat

Die Heere waren in Scharen von 8000 Mann geteilt und diese wieder in Hauptmannschaften von 3 bis 400, deren jede ihren eigenen Befehlshaber hatte. Es gab eine Volksfahne, und die Hauptmannschaften sowie die großen Häuptlinge hatten ihre eigenen Banner. Eine hervorragende Stellung nahmen in der Armee außerdem die Ritter regelrechter Orden ein, zu denen jedermann Zutritt hatte, die sich aber nur nach schweren kriegerischen Prüfungszeiten den Novizen eröffneten.

Die Kriegsführung war so beschaffen, wie sie sich von einem Volk erwarten läßt, bei dem der Krieg wohl ein Gewerbe, aber nicht zum Range einer Wissenschaft erhoben war. Sie rückten singend und unter Kriegsgeschrei auf den Feind los, zogen sich eben so schnell wieder zurück und machten Gebrauch von Hinterhalten, Überrumpelungen und leichten Plänkeleien nach Art der Guerillakriegsführung. Doch war ihre Kriegszucht so groß, daß sie ihnen das Lob der spanischen Eroberer erwarb. In der Schlacht waren sie

nicht so sehr bestrebt, ihre Feinde zu töten, als sie zu Gefangenen zu machen. Die Tapferkeit eines Kriegers wurde nach der Anzahl seiner Gefangenen geschätzt.

Ihr Kriegsgesetzbuch trug dieselben strengen Züge, wie ihre übrigen Gesetze. Ungehorsam gegen Befehle wurde mit dem Tode bestraft. Auch stand bei einem Krieger der Tod darauf, seine Fahne zu verlassen, den Feind anzugreifen, ehe das Zeichen hierzu gegeben war und sich eines anderen Gefangenen oder Beute zu bemächtigen. Einer der letzten teskukanischen Fürsten tötete, im Geiste eines alten Römers, zwei seiner Söhne, nachdem er ihre Wunden geheilt hatte, weil sie das eben erwähnte Gesetz übertreten hatten.

Das ist die Kriegsverfassung eines jungen, staatlich aufblühenden Ackerbauvolkes. Wir werden nun aber ein Volk kennen lernen, welches die Kriegswissenschaft höher entwickelt hatte.

## 2. Perus Kriegswesen

Wie die Reiche Anahuaks, so trug auch das Kaisertum Tahuantinsuyu alle charakteristischen Merkmale der transozeanischen Kulturvölker. (Vergl. Buch II, Kapitel 1.) Die alten Peruaner waren ein ausgebildetes Ackerbauvolk, welches in der Sonnenverehrung seinen höchsten Triumph sah. Anders wie in Mexiko war die Schwerpunktsverteilung im Lande. Die Macht stützte sich weniger auf die Bedeutung der Hauptstadt, sondern mehr auf die Stellung des Kapak Inka, d. h. des Kaisers. Dieser war — um mit Dr. Brehm zu reden — nicht die Spitze, sondern der Grundstein seines Reiches. Durch ihn war es weise aufgebaut worden; mit ihm hörte es auf zu sein. Von ihm erging jedes Gesetz, jede Verwaltungsmaßregel; in seine Hand flossen nicht bloß alle Steuern, sondern auch alle Güter des Volkes, ebenso, wie einzig und allein von ihm aus wieder Gnade, Wohlstand, Heil und Segen auf sein Volk zurückströmte. Wenn die dreisten, unreifem Munde entstammenden Worte: „Der Staat bin ich", von ihm ausgesprochen worden wären, würden sie ihrer Frechheit entkleidet worden sein und vollste Berechtigung erlangt haben; denn der Inka vereinigte in That und Wahrheit alle Kräfte, Mittel und Triebfedern eines ganzen Volkes in sich. Ebenso wie in Mexiko rollte das Schicksal dieser Völker von den Höhen der Randgebirge herab. Und trotzdem die Spanier dies Reich zu einer Zeit erschlossen, in der die Kraftentfaltung seine höchste Blüte erlangt hatte, drohten doch damals auch am Ostabhange der Andenkette die menschenfressenden Stämme Tschuntscha, Moxa ꝛc. in ungebrochener Kraft dem Reiche, so daß der Kaiser, der an dem schmalen Küstenlande entlang immer weiter nach dem Norden vordrang, ein Volk nach dem anderen unterwarf, diesen rohen Völkern gegenüber nichts vermochte als eine Kette von Grenzfesten zu erbauen und sie in Schach zu halten. Zu unterwerfen und zu vernichten vermochte das hoch entwickelte Thalvolk der

Peruanische Krieger
Vasenbemalung

Ackerbauer die in ihren Felsennestern fest eingewurzelten Gebirgsbewohner nicht. In derselben Weise werden einst die Inkas am Rande der Kultur gehaust und den Augenblick abgewartet haben, da die kriegerische Kraft derer im Tieflande soweit erlahmt war, daß sie dem Ansturme nicht zu widerstehen vermochten. Das dies so ist, geht für mich mit aller

Mexikanisches Gemälde aus dem 16. Jahrhundert, eine Episode aus den Conquistadoren-Kämpfen darstellend
In der alten Manier gemalt. Näheres siehe im 3. Buch, letzter Teil über die Conquistadorenkriege.

Gewißheit aus den sagenhaften Berichten ihres Ursprunges, welcher der Nachkommenschaft der Sonne zugeschrieben wird, hervor. So haben es ja alle diese siegreichen, mit geringer Kulturhöhe ausgestatteten hochländischen Eroberungsvölker gemacht. Sie sind zu stolz, es zuzugeben, daß sie wohl die Volkskraft dem Ackerbaulande wieder eingeflößt haben, selbst aber nichts anderes vermochten, als die Kultur, die sie vorfanden, zu ererben und sie fortzuführen. Daher die Sage der Abstammung vom Sonnengotte, die sie auch sicher nicht

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erfunden haben, sondern welche jedes Volk solcher Art schon im Thale vorfindet. Die Inka waren eine herrschende Rasse, welcher die sämtlichen Fürsten und der größte Teil des Adels in Peru entstammte. Ich lasse eine spezielle Schilderung der kriegerischen Organisation hier folgen.

Alle Inka waren unablässig bestrebt, Frieden im Innern ihres Reiches zu erhalten, ebenso aber auch bedacht, allzeit Mehrer des Reiches zu sein. Jeder Kaiser führte weiter, was seine Vorfahren begonnen hatten und hielt es für eine seiner wichtigsten Regierungsaufgaben, den Staat zu vergrößern, benachbarte Gebiete diesem einzuverleiben und ihre barbarischen Einwohner zu gesitteten Menschen zu machen. Solches Bestreben führte notwendigerweise zu Kriegen mit den Nachbarstämmen.

Krieger und Heerhaufe der Floridaindianer zur Zeit der Conquistadoren
Nach altem Stich

Die Inkas waren stets vortrefflich gerüstet und auf alle Wechselfälle des Krieges eingerichtet. Starke Festungen sicherten die wichtigsten Städte, insbesondere die Hauptstadt wie die Grenzen des Reiches; stets gefüllte Verpflegungs- und Ausrüstungsspeicher lagen an allen Hauptstraßen, welche im wesentlichen zu Kriegszwecken erbaut worden waren; sorgfältig durchdachte Stellungsgesetze gaben jederzeit bis ins Kleinste genauen Aufschluß über Anzahl und Leistungsfähigkeit der Krieger und Ersatzmannschaften; ebenso genaue Vorschriften regelten die während eines Krieges zu leistenden Frondienste und Abgaben oder Lieferungen seitens der nicht eingezogenen Bevölkerung. Denn eines jeden eingezogenen Kriegers Land mußte von den Zurückgebliebenen bestellt, die Fouragierung des Heeres stets auf dem Laufenden erhalten werden.

Jeder waffenfähige Mann eines bestimmten Alters war verpflichtet, sich dem Inka zum Kriegsdienste zu stellen. Diese Verpflichtung trat wahrscheinlich mit dem 25. Lebensjahre ein und mag sich über das ganze Mannesalter erstreckt haben. Alle Dienstpflichtigen hatten sich monatlich zwei- oder dreimal in den Waffen zu üben und wurden zu diesem Zwecke in die Hauptstadt oder doch in ihre Kreisstädte einberufen, waren aber in Friedenszeiten während der übrigen Tage des Monats dienstfrei. Es soll den letzten Inkas möglich gewesen sein, ein Heer von 200 bis 300000 Streitern aufzubieten. Die verschiedensten Stämme setzten das Heer zusammen, bildeten aber nach ihrer Mundart besondere Abteilungen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wurden von zugehörigen Führern befehligt und trugen außer ihrem stammeseigentümlichen Kopfputze von einander abweichende Pelzzeichen. Je 10 Mann standen unter dem Befehl eines Gefreiten, 50 wurden von einem Waibel, 100 von einem Oberwaibel, 500 von einem Hauptmann, 1000 von einem Oberst, 5000 von einem Feldherrn, 10000 von einem Feldzeugmeister geführt. Oberbefehlshaber über alle Feldzeugmeister war ein in der Kriegskunst wohl erfahrener Inka, ein Verwandter des Herrschers, welchem jedoch stets einer oder mehrere alte erfahrene Krieger kaiserlichen Geblütes als Ratgeber beigegeben wurden.

An einem Grunde zum Kriege fehlte es dem Inka nie. Umwohnende barbarische Stämme, gegen deren Einbrüche in das friedliche Land an des Reiches Grenzen stark besetzte Bollwerke errichtet waren, nötigten oft zur Abwehr, von Zeit zu Zeit sich geltend machende Übervölkerung der verhältnismäßig kleinen fruchtbaren Strecken des Reiches zur Eroberung neuer Provinzen; Ruhmsucht der Herrscher führte nicht minder häufig zum Kriege.

Als Hauptbeweggrund des Krieges ward meistens religiöse Anregung vorgeschützt. Der Herrscher versicherte seinen Getreuen, daß der Sonnengott ihnen geboten habe, diesen oder jenen Stamm, der in Barbarei versunken sei, zu unterwerfen, damit er den einzig wahren Glauben annehme. In einer Versammlung um den prunkhaften Kriegsstein ward dies erörtert und der Kriegsplan festgestellt. Nachrichten wurden nun über das Land entsendet. Infolge des ausgezeichneten Post- und Läuferwesens vermochte jeder Kriegsfürst in kürzester Frist die geforderte Anzahl von Kriegern einzuberufen. Von der Hauptstadt ausziehend, mehrte sich das Heer infolge des bis in die äußersten Details durchdachten Gestellungsplanes von Meile zu Meile, und die Anzahl der Krieger wuchs in demselben Verhältnisse, in welchem es vorrückte. Gleichwohl trat niemals Mangel an irgend welchen Kriegsbedürfnissen ein; denn ebenso wie die Krieger, mehrten sich auch die Fronarbeiter, Lastträger ꝛc., welche die nötigen Bedürfnisse herbeischafften. Diese Einrichtungen sicherten dem Inka schon im Voraus den endgültigen Sieg, weil sie allen Nachbarstämmen mangelten, und der wohlgerüstete Feind bereits an den Grenzen stand, bevor sie im stande waren, auch nur ihre Streiter zu sammeln.

Musterhafte Ordnung herrschte während des Aufmarsches; strengste Mannszucht hielt Gemeine und Obere in Schach. Ein Soldat, welcher die Heerstraße verließ und ein anliegendes Feld betrat, wurde hart, einer, welcher plünderte, unnachsichtlich, also auch ohne Rücksicht auf seine Stellung, mit dem Tode bestraft. An den Heerstraßen lagen weite Tambos, Herbergen, welche nicht nur die ganzen Truppenteile aufnahmen, sondern auch dem Inka und seiner zahlreichen Leibwache bequeme Unterkunft gewährten. Des Abends erheiterten Spiele und Tänze Mannschaften und Führer; Maisbier erquickte die durstigen Kehlen. Nirgends und niemals durfte es an Lebensmitteln und Getränken fehlen; für diese waren die Speicheraufseher verantwortlich.

Vor dem Einfall in das fremde Reich wurden dreimal hintereinander Gesandte mit der feierlichen Botschaft des Herrschers und der Aufforderung, sich dem Sonnengotte und dem Inka zu unterwerfen, dazu aber auch geheime Kundschafter entsendet, welche letzteren die Beschaffenheit des Geländes und der Armeeverhältnisse festzustellen hatten.

In vielen Fällen unterwarfen sich die eingeschüchterten Feinde, oftmals aber scheiterten auch die Verhandlungen und dann kam es zur Schlacht. Und wenn die Inkas auch einmal geschlagen wurden, blieb ihnen dennoch der Sieg ziemlich sicher, denn sie zogen sich in die befestigten Lager zurück, zogen neue Streitkräfte aus dem Lande heran und griffen aufs Neue ein.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der gewaltigste Machtfaktor des Inkastaates ruhte jedoch in der Behandlung der unterworfenen Feinde.

Zwar wurde gegen manche Stämme, besonders diejenigen, welche dem Feinde zu Hülfe gekommen waren, mit großer Strenge verfahren. Auch ist es sicher, daß mancher Kriegsgefangene dem Sonnengotte geopfert wurde. Im allgemeinen jedoch beruhte das Prinzip der Inka in dem Streben, die unterworfenen Stämme dem Dienste des Staates zu gewinnen. Zu diesem Endzwecke wurden alle angesehenen Männer des Feindes zunächst einmal von dem siegreichen Heere nach Cuzko geführt. Der Inka zog in einem großen Triumphe in die Hauptstadt ein. Die Jungfrauen aus dem Sonnentempel und die Behörden waren dem Heere entgegengeeilt und jubelten ihm zu. Ein feierlicher Opferdienst im Tempel fand hierauf statt. Während der Zeit nun, welche folgte, wurden die fremden Gefangenen aufs Liebenswürdigste behandelt; sie wurden mit Schmuck und Kleidung beschenkt, wurden eingeführt in die Kenntnisse und das Staatsleben ihres neuen Heimatreiches und mit dem großartigen System dieser Regentschaft betraut gemacht. Gleichzeitig entsandte der Inka in die unterworfenen Länder Gelehrte, Baumeister und allerhand Beamte, welche diese Gebiete ausmaßen, die Nutzbarkeit des Landes feststellten, Straßen und Brücken bauten und über alles das regelmäßig berichteten. Es zogen aber auch Scharen von Arbeitern aus, welche allerhand Ackerfrüchte mit sich trugen und sogleich das Land anbauten. Wenn nun nach einer geraumen Weile die nach Cuzko Geführten in ihre Heimat zurückkehrten, so fanden sie in erstaunlicher Weise durchgeführte Neuerungen vor. Aber damit war es noch nicht genug. Der Inka versetzte ganze Völkerstämme aus einem Teile seines Reiches in einen anderen, um so stets eine gesunde Mischung herbeizuführen. Die Verteilung des Ackerlandes war eine solche, wie sie auch das Land Judäa in seinen Jubeljahren durchführte. Das heißt, das ganze Land war in Lose eingeteilt, und jeder Mann erhielt nach seinen Familienzuständen, nach dem Bereiche seiner Kinder und Verwandten gehöriges Gebiet zuerteilt. Diese Einrichtung fand nun auch in den neueroberten Gebieten statt. Nimmt man noch hierzu, daß Festungen angelegt wurden und Poststationen, Verwaltungsbeamte, Richter, daß Bewässerungs-

Schild Montezumas

Dieser Schild wurde von Cortez dem Kaiser Karl V. zum Geschenke gemacht, kam hierdurch in das Museum in Wien. Von hier nahm ihn aber der Kaiser Maximilian im Jahre 1865 nach Mexiko zurück, wo er sich noch heute im Nationalmuseum befindet

anlagen durch das Land gezogen wurden ꝛc., so hat man einen ungefähren Überblick über die Art, in welcher solche Gebiete dem Reiche einverleibt wurden.

Bei diesem Volke war also der Krieg nicht mehr Zweck, sondern Mittel geworden, er war nicht mehr Gewerbe, sondern nur eine Handhabe.

Die Neueinrichtung des Landes, welche durch die Eigenart und die Verhältnisse des Grundstaates bedingt waren, zwangen den Inkastaat zu ständiger Erweiterung auf der einen Seite, zu einem langsamen Tempo derselben aber auf der anderen. Alle Grundfesten des Reiches wären ins Schwanken geraten, wenn nicht jedes neue Gebiet in derselben Weise als Teil des Ganzen organisiert, wenn nicht alle neuen Bürger des Staates denselben Arbeitsverpflichtungen und Besitzbegrenzungen unterworfen worden wären, wie die Alteingesessenen. Die Neugestaltung bedingte wieder eine gesunde und kräftige Friedensarbeit und gab dem Ganzen wieder einen organischen Zusammenhang.

Die Kriegsgeschichte des alten Peru ist demnach etwa die gleiche, wie die des alten Rom. Vor uns haben wir die Entwickelung der von historischem Bewußtsein belebten Ackerbauvölker des höheren Typus.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 25. Die Kriege Ostasiens

Das mächtige ostasiatische chinesische Reich, eine der ältesten Heimstätten hoher Kultur und entwickelten Ackerbaues auf der Erde, bietet uns eine reichgegliederte, eingehend und mehrseitig bewahrte Überlieferung, deren kriegsgeschichtliche Einzelheiten gar reiche Beute vor dem Forscher auf unserem Gebiete ausbreiten, so daß es schwer ist, in wenigen Absätzen auch nur das Wesentlichste zusammenzufassen.

Indem ich auch hier wieder von den geographischen Geschichtsbedingungen ausgehe, muß ich den Unterschied zeigen, der die Entwickelung dieser Länder sehr weit verschieden von derjenigen der amerikanischen Kulturvölker und der alten Römer erscheinen läßt. Eine riesige, außerordentlich fruchtbare Ebene, deren Bevölkerung verschiedentlich zwischen 250 und 500 Millionen geschätzt wird, liegt das Land auf der einen Seite durch eine unbewegliche Küste begrenzt, direkt neben dem zentralasiatischen Hochlande, welches wir als die Brutstätte eines kulturarmen, aber im Kriegsfalle durch seine Beweglichkeit und seine Masse fürchterlichen Nomadenvolkes kennen gelernt haben.

Also wieder ein Ackerbauervolk im Thale an der Grenze des Hochlandes. Es läßt sich voraussehen, daß wir denselben Kreislauf der Kriegs- und Kulturgeschichte wieder erkennen werden, der in dem Stichworte zusammengefaßt werden mag: Neubelebung nach politischem Erschlaffen infolge kultureller Vererbung der höheren Kultur an tiefere Räuberhorden! In der That ist damit der Gang der Entwickelung charakterisiert. Ich werde das an den beiden großen dynastischen Veränderungen infolge des Mongolen- und des Mandschureneinfalls zeigen. Und doch weicht China in einem wesentlichen Punkte von dem Werdegang des alten Babylon, Roms ꝛc. ab. Wir haben hier keine kulturelle Entwickelung einem Stromthale oder einem Küstenstreifen entlang folgende. Wir haben hier die ausgesprochene Riesenfläche, durch welche sich die verschiedensten Ströme hinziehen. Auf diese Weise fällt das großartige Moment der Zentralisierung einer Hauptstadt zu fort. Es ist außerordentlich bezeichnend, daß, unbeschadet der Reichs-

Mit Schild, Speer und Seymitar (einschneidigem Krummschwert) bewaffnete chinesische Fußkämpfer
Nach Porzellanmalerei bei Demmin

organisation, die Residenz nach Nanking, von Nanking fort nach Peking ꝛc. verlegt werden konnte. Ein Rom, ein Mexiko hätte man nicht verlegen können. Weiterhin war es für das Schicksal Chinas entscheidend, daß diese Kultur nach keiner Richtung hin mit der Hoffnung auf langen Besitz einen Eroberungszug unternehmen konnte. Infolge der natürlichen Begrenzung durch Meer, Hochland und Gebirge blieb es immer auf seinen alten Umfang angewiesen. Infolgedessen konnte kein Herrscher dem Reiche neue Absatzgebiete, befruchtende junge Menschenrassen und Kulturvölker zuführen, auf solchen Eroberungszügen den Blick erweitern, das Nationalgefühl stärken oder überhaupt durch zweckbewußte kriegerische Unternehmungen das chinesische Volk stärken. Auf diese Weise haben wir es zu erklären, wenn alle Dynastien Chinas ein ganz besonderes Gepräge tragen. Fast jeder Herrscher aus neuer Dynastie ist ein bedeutender Mann, der zweite fällt schon ab und der Rest verkümmert.

Neuzeitige mandschurische Ausrüstung
Nach Demmin

Aber wenn wir auch selten mit den neuen Herrscherstämmen und kriegerischen Ereignissen eine Volkskräftigung eintreten sehen, die eine Generation überdauert, so ist auch auf der andern Seite aus demselben Grunde kein Volk, keine Kultur der ganzen Erde, und wenn es auch die europäische ist, so fest mit dem Boden verwachsen, wie der Chinese. Der Begriff des „Chinesischen" ist bei uns fast sprichwörtlich geworden und sicherlich verbinden wir mit dieser Bezeichnung nichts Schmeichelhaftes. Aber infolge dieser Eigenart ist das chinesische Volk zu dem wenigst beeinflußbaren und fast unzerstörbaren Kulturvolk der Erde geworden. Diese Kultur ist so fest mit dem Lande verwachsen, daß man sagen kann, jede Ackerkrume hauche ihren Geist aus und jedes Reiskorn befruchte das Land mit dem alten Geiste aufs Neue.

So sehen wir aus denselben Eigenschaften den Segen langlebiger Kultur aufwachsen, aber gleichzeitig das Elend schwerfälliger Beweglichkeit bedingt.

Da nun China infolge seiner Fesselung an die Scholle niemals seine Elasticität in kriegerischer Übung neu beleben kann, so können wir von seinen Soldaten noch heute das sagen, was schon ein mittelalterlicher Reisender gesagt hat: Diese Kriegsvölker sind wohl bekleidet und wohl bewaffnet, und haben ein sehr gutes Ansehen, wenn sie auf dem Zuge sind oder gemustert werden; doch können sie weder in Ansehung ihres Mutes, noch in Betrachtung ihrer Volkszucht mit den europäischen Soldaten in Vergleich gesetzt werden; denn man kann sie leicht in Unordnung bringen und zerstreuen. In China ist es nicht nötig, jemand mit Gewalt anzuwerben, oder ihm Handgeld zu geben, wenn man Leute dahin bringen will, daß sie sich in die Musterrolle einschreiben lassen, wie in Europa geschieht, denn der Soldatenstand wird daselbst als eine gute Versorgung angesehen, und daher suchen die Leute begierig durch Vermittlung ihrer Freunde oder durch Geschenke, die sie den Mandarinen bringen, dazu zu gelangen. Ihren Dienst verrichten sie ordentlich in dem Lande, wo sie wohnen.

Dazu die Schilderung des modernen Reisenden:

Die Rekrutierung erfolgt am Werbetische, und trotz des erbärmlichen Soldes ist der Andrang doch immer stärker als der Bedarf. Ich sah eine derartige Rekrutierung in Nanking.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auf dem freien Platze vor dem Hause eines der höheren Offiziere war ein Zelt aufgeschlagen, in welchem sich einige Offiziere befanden. Ein paar Soldaten, mit Lanzen bewaffnet, hielten die sich heandrängenden Bewerber und das Volk in Ordnung. Vor dem Zelte lag ein etwa sechs Fuß langer Bambusstock auf dem Boden, mit runden Steinen, im Gewicht von etwa 65 Kilogramm, an den Enden des Stabes gleichmäßig verteilt. Die Soldaten ließen die bis zur Hüfte entblößten Applikanten der Reihe nach vortreten. Die Offiziere warfen ein paar prüfende Blicke auf sie, dann wurde ihnen befohlen, den Bambusstock mit beiden Händen bis über den Kopf empor zu heben. Bestanden sie diese Kraftprobe, so wurde ihr Name in ein Register eingetragen und ihnen geheißen, im Lager vorzusprechen. Dort erhielten sie einiges Handgeld, kaum viel mehr als eine Mark und blauen Stoff, um ihre Uniform daraus nähen zu lassen. Damit waren sie kaiserliche Soldaten.

Militärmandarin
Nach Hesse Wartegg

Wenn nun auch die Chinesen die wichtigsten Punkte des Landes mit starken Festungen, hohen Mauern und tiefen Gräben versahen, wenn sie auch ständig große Armeen anwarben und auf den Füßen erhielt en, so war es selbstverständlich, daß sie in ernsten Fällen mit den Truppen gegen einen entsprechenden Feind nichts auszurichten vermochten. Auch heute noch gilt der muskelstarke Offizier in China als brauchbarer, denn der strategisch oder taktisch gebildete. Es ist gar nicht zu leugnen, daß in der chinesischen Geschichte Leistungen großartiger Tapferkeit ebenso zu vermerken sind, wie in der manches anderen Volkes. Aber das blieb vereinzelt und die große Masse hatte nie einen Begriff von kriegerischer Tüchtigkeit oder Erziehung. Ein wunderhübsches Bild aus dem Soldaten- und Kriegsleben mag dies besser beleuchten als lange Auseinandersetzungen. Als nämlich die Chinesen vor einigen Jahren in dem Kriege um Korea von den Japanern in eine Schlacht verwickelt waren, da begab es sich, daß es zu regnen anfing. Und siehe, da spannten mit einmal die chinesischen Recken — Regenschirme auf, und das ganze tapfere Kriegsheer rannte dahin, wo es nur immer einen Schutz vor dem gefürchteten Himmelnaß erhoffte.

Wie es um die Kriegstüchtigkeit des Volkes gar jämmerlich beschaffen ist, ebenso kümmerlich ist die Organisation der Gesamtheit der chinesischen Kriegsmacht. Auch hierfür ein Beispiel.

Als im chinesisch-japanischen Kriege die Flotte des Inselvolkes den nördlichen Festlandgestaden sich näherte, da standen China vier Geschwader zur Verfügung unter dem Regime der vier Vizekönige von Tientsin, Nanking, Futschau und Kanton. Dem angreifenden Japan trat aber lediglich das nördliche Peiyanggeschwader Li-hung-tschangs gegenüber. Die anderen rührten sich überhaupt nicht, bis im Jahre 1895 Graf Ito diese Flotte bei Wei-hai-wei gefangen nahm. Damals nun richtete der Taotai Niu an Ito folgendes Schreiben:

„Excellenz!

Ich habe die Ehre, Sie darauf hinzuweisen, daß das Kriegsschiff „Kuangping" zum Geschwader von Kanton gehört. Als der Vizekönig Li-hung-tschang im vorigen Frühling eine

Flottenparade abhielt, nahmen drei Schiffe des Geschwaders von Kanton, darunter der „Kuangping", daran teil. Nachher blieben sie noch eine Weile in den nördlichen Gewässern und wurden somit in den Krieg verwickelt. Zwei dieser drei Kriegsschiffe sind schon verloren gegangen, und nur der „Kuangping" ist noch übrig. Der jetzige Krieg geht nun die Provinz Kuangtung gar nichts an; wie sollen wir uns nun vor dem Höchstkommandierenden dieser Provinz wegen des Verlustes aller seiner drei Schiffe verantworten? Euer Excellenz wird dies gewiß einsehen und uns daher den „Kuangping" zurückgeben. Ich verspreche dann, daß das Schiff in diesen Kriegen nicht mehr gegen Japan kämpfen soll. Wenn wir nicht das Kriegsschiff mit Ausrüstung zurückerhalten können, dann vielleicht doch den Rumpf ohne die Waffen, damit wir in der Lage sind, wenigstens etwas nach Kanton zurückzuschicken. Hoffentlich wird Euer Excellenz unsere Verlegenheit zu würdigen wissen."

Japanische Originalillustration zum letzten chinesisch-japanischen Kriege

Dieser Brief ist ganz wundervoll bezeichnend und stellt ganz deutlich dar, wie jeder Vizekönig sich nur verantwortlich hält für das Bestehen, die Ruhe und Sicherheit seiner Provinz. Und dieser eigenartige Grundzug geht durch alle chinesischen Auslandskriege. Das Volk ist und bleibt gleichgültig, der Provinzialchef nur fühlt sich verantwortlich, weil ihn der Kaiser für die Sicherheit seiner Provinz verantwortlich macht. Der Gouverneur wieder verlangt die gleiche Amtsausführung von seinen Oberbeamten, und so zieht sich das ganze Interesse am Kriege als Verpflichtung nach unten. Ein nationales kriegerisches Gefühl giebt es nicht und als die Japaner Port Arthur besetzt hatten, da berichtete ein unterer Mandarin dies mit den Worten: „Der Taotai (Regierungspräsident) hat ein Telegramm bekommen, wonach die Japaner Port Arthur besetzt haben; das ist eine böse Geschichte für Li-hung-tschang." Aufregen konnte das die guten Chinesen nicht weiter. Nur daß dem Vizekönig damit ein Unglück widerfahren sei, das war eine interessante Sache, — denn dessen Pflicht war ja Verteidigung des Hafens.

Greifen wir nun in die größeren historischen Schicksale Chinas hinein und suchen nach Beispielen, die für die Bedeutung der Kriegsgeschichte einen einschneidenden Wert haben, so treffen wir auf die großen Eroberungen Chinas seitens der Hunnen, Mongolen und der Mandschuren.

Als der Welteroberer Dschengis-Chan die inneren Gebiete der Mongolei seinem Szepter unterwarf, saß auf dem Throne Chinas die schwächlich gewordene Dynastie der Song. Im Jahre 1209 drang der Mongolenkaiser zum ersten Male in China ein. Im Jahre 1280 war sein zweiter Nachfolger dazu berufen, die Yuendynastie in China zu gründen. Die Entwickelung vom ersten Ansturme der Mongolen bis zu diesem

ersten anerkannten Chinesenkaiser entspricht dem Entwickelungsgange, den alle rohen Hochlandvölker vor, während und nach ihrer Eroberung des Kulturlandes durchmachen. Dschengis-Chan begann als roher Nomade. Als der Chinesenkaiser damals die hochmütige Forderung stellte, Dschengis-Chan solle die Botschaft seines Mandarinen knieend in Empfang nehmen, da wandte sich der Mongolenfürst ab, spie zum Zeichen der Verachtung in die Luft und ritt davon. Damit war der Krieg anberaumt. An sich selber aber verspürte der große Eroberer die Macht der nahen Ackerbauerkultur. Noch vor seinem Ende neigte er sich dem von Osten kommenden Buddhismus zu. Sein Sohn Ogotai legte noch ausgeprägter dar, wie der angreifende Steppenfürst von den Kulturfegnungen des Landes, mit dem er in Fehde liegt, Gebrauch zu machen lernte. Er nahm die weisen Lehren des Tscheukong und des Kongtse für die Verwaltung seines eigenen Reiches an, erließ das Verbot, den Beamten Geschenke darzubringen und schaffte die Steuern an. Als Ogotai im Jahre 1241 starb, war die Macht Chinas noch nicht überwunden. Der Großchan Hupilai führte die mongolische Schrift ein, welche er durch einen Lama ausarbeiten ließ. Dieser Fürst war es, welcher den Dynastienamen Yuen einführte. 71 Jahre hatten die Mongolen gebraucht, um die Kultur Chinas zu verstehen und verwenden zu lernen, dann erst traten sie die Herrschaft an. Lange haben sie nicht regiert. Dem ersten ausgezeichneten Herrscher folgten schon schwächliche Kulturprodukte, die sich allzu sehr dem Luxus und dem Bureaukratismus hingaben. Im Jahre 1355 tauchte ein einfacher buddhistischer Mönch auf, welcher den Wahlspruch ausrief: Beruhigung der Welt, Erlösung der Völker! Ein einfacher Soldat hat in dieser Zeit sich bis zum General und bis zum Gründer einer neuen Eingeborenen-

Japanische Originalillustration zum letzten chinesisch-japanischen Kriege

Japanische Originalillustration zum letzten chinesisch-japanischen Kriege

Marschordnung eines chinesischen Heerhaufens
Nach dem alten Bienhof

dynastie, der Ming, aufgeschwungen. Im Jahre 1368 bestieg er den Thron. Es war ein großer und stolzer Kaiser. Im Jahre 1644 endete aber schon wieder der letzte dieser Dynastie, indem er sich in seinem Palaste erhängte.

Wenn die Geschichte der Mongolenkaiser in China besonders charakteristisch ist, zumal in jenen Punkten, welche die Übernahme der Kultur andeuten, so ist der Sieg der Mandschurendynastie vorzüglich bezeichnend für die Fehler und schädlichen Eigentümlichkeiten, welche das chinesische Volk in kriegerischen Verwirrungen zu der traurigsten Rolle verurteilt haben.

Japanische Originalillustration zum letzten chinesisch-japanischen Kriege

Im Jahre 1583 war infolge chinesischer Ränke ein kleiner mandschurischer Fürst an der Nordgrenze des Reiches ums Leben gebracht worden. Dessen Sohn, Tai-su mit Namen, sandte darauf an den chinesischen Kaiser eine geharnischte Kriegserklärung, — man denke, ein Fürst über 13 Leute an den Herrscher über Heere, die nach Hunderttausenden zählten. Tai-su schwor, zweimal hunderttausend Chinesen den Mannen seines Vaters zu opfern.

Japanische Originalillustration zum letzten chinesisch-japanischen Kriege

Tai-su hat seinen Schwur gehalten. Nachdem es ihm erst gelungen war, die sämtlichen Mandschurenfürsten, sei es auf friedlichen, sei es auf kriegerischen Wege sich gefügig und unterthan zu machen, nachdem er die sippenweise Organisation seines Heeres nach chinesischem Muster in eine militärische umgewandelt hatte, fügte er mit seinen Heeren alsbald den Chinesen Schäden zu, welche in kurzer Zeit auf 310 Generale und 45 000 Soldaten an Toten betrugen. Die Provinz Liau-tung ward erobert. Nur ein enger Festungsgürtel schützte noch die Hauptstadt Peking. Damals wäre es den chinesischen Kaisern wohl möglich gewesen, die Mandschurenhorden zu überwältigen und fernzuhalten. Sie begingen aber alle Fehler, welche geeignet waren, dem Feinde das Land zu eröffnen. Kam es zu

Unterhandlungen, ſo ſpielten die Chineſen die Stolzen und Übermütigen. Unterlagen ſie, brachen ſie in Wehklagen aus. Fand ſich ein tüchtiger General, der dem Feinde die Spitze zu bieten vermochte, ſo wurde er alsbald abgeſetzt, weil ſich die Furcht einſtellte, dieſer Mann möchte zu mächtig und für die Herrſchaft der Ming gefährlich werden. Durch die Kriegslaſten wurden die einzelnen Provinzen mit immer höheren Steuern belaſtet. Die Schraube nahm kein Ende. Es kann in China vorkommen, daß die Steuer eines Mannes zwei Drittel ſeiner Einnahmen verſchlingt.

So wenig wie es dem erſten anſtürmenden Mongolenkaiſer gelungen war, den Block im Tieflande zu überwinden, ebenſo wenig vermochte dies der erſte Mandſchure. Dem

Südtataren als Geſandſchaft am chineſiſchen Hofe
Nach dem alten Nieuhof

Tai-ſu I. folgte Tai-ſu II. Dem erſten Mandſchufürſten nach dieſem, alſo dem dritten Herrſcher derſelben überhaupt, gelang es, in Peking den Drachenthron zu beſteigen. 61 Jahre hatten ſie um dieſen Preis gerungen.

Aber wie dies endlich gelang, das iſt ſo außerordentlich charakteriſtiſch für die chineſiſchen Kriegsverhältniſſe. Die Mandſchuren hatten den Feſtungsgürtel umgangen, hatten vor Peking im Kriegslager gelegen, der letzte Schritt wollte aber nicht gelingen. Mittlerweile hatte ſich, zumal im Süden des Reiches, eine ungeheure Menge Unzufriedener, deſertierter Soldaten, unter dem Steuerdrucke landflüchtig gewordener Bauern, abgeſetzter Beamter ꝛc. angeſammelt. Dieſe Bande wurde durch den kurzweg Li genannten Organiſator zu einem großartigen Heere gemacht. Seine Gewalt wälzte ſich durch das Reich gen Norden. Im Jahre 1844 ſteht er vor den Thoren Pekings. Verrat öffnet ihm das Thor. Der letzte Ming erhängt ſich. Da waren es Chineſen, welche die Mandſchu in das Reich riefen,

durch die Thore jener Festung im Panzergürtel des Landes, die die Mandschu einst nicht zu erobern vermocht hatten. Und die Mandschu haben die Rebellen auseinander getrieben, haben dem Volke wieder die Ordnung gegeben.

---

Am klarsten wird uns wohl das Bild des chinesischen Kriegswesens, wenn wir einen bestimmten Feldzug schildern. Ich glaube, daß die Schilderung, welche Prschewalski von den Kriegen in der chinesischen Provinz Gan-su entworfen hat, als Beispiel außerordentlich wertvoll ist und greife aus derselben verschiedene Abschnitte heraus.

Der muhamedanische Aufstand, welcher im Anfang der 1860iger Jahre ganz Westchina ergriff, hatte im Anfang sichtlich alle Aussicht auf Erfolg im Kampfe mit der mandschurischen

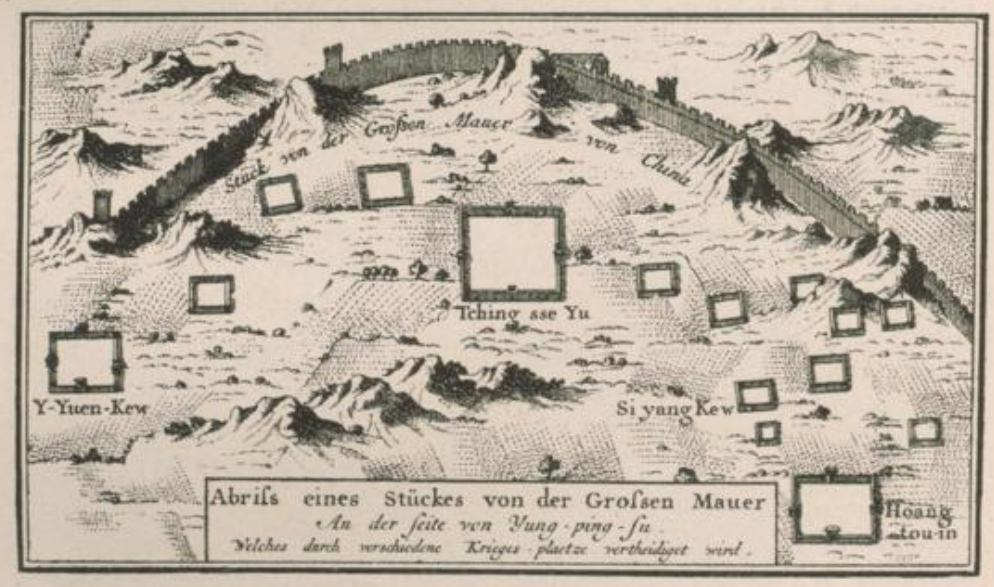
Das Ende der Mingdynastie. Der Kaiser hat sich erhängt
Nach dem alten Nieuhof

Regierung, befand sich aber schon am Ende dieses Jahrhunderts im vollständigen Verfalle. Die „Dunganen" hätten nur selbst eine bessere Organisation und einen höheren Kriegsmut besitzen müssen, um die errungenen Vorteile festzuhalten und weiter auszudehnen. Dies war aber nicht der Fall. Es standen sich hier eben zwei erbärmliche Kriegshaufen gegenüber.

Nachdem die chinesische Regierung während einiger Jahre ganz Ostturkestan, das Gebiet am Tjan-schan und den größten Teil der Provinz Gan-su eingebüßt hatte, merkte sie erst die furchtbare Gefahr, welche ihr seitens des westmuhamedanischen Aufstandes drohte, und entschloß sich, alle Mittel anzuwenden, um die Insurrektion zu verhindern, in die nördlichen Provinzen des eigentlichen China einzudringen. Zu diesem Behufe wurde an einem natürlichen Saume, und zwar am mittlern und obern Chuan-che, eine Verteidigungslinie

errichtet. Hier wurde eine chinesische Armee von 70000 Mann aufgestellt, welche teilweise als Besatzung in die Städte Kuku-choto, Bau-tu, Dyn-chu, Nin-sja, Lan-tschschen ꝛc. verwendet, teils aber auch in kleinen Abteilungen in den zwischen diesen Städten belegenen Dörfern aufgestellt wurde. Außerdem wurden auch die Besatzungen der Städte in Gan-su verstärkt, welche im Besitze der Chinesen verblieben waren. Für den Anfang ließ man es hierbei bewenden. Die Dunganen, welche sich mit den bisherigen Erfolgen, hauptsächlich aber mit der Abschüttelung des chinesischen Joches begnügten, gaben die Offensivbewegung auf und befaßten sich speziell mit Räubereien, während die chinesischen Besatzungen sich hinter ihren Lehmmauern verschlossen und ruhig Zuschauer der gänzlichen Verwüstung der Gegend blieben.

Die chinesische Armee, welche am Chun-che und in Gan-su aufgestellt war, ist aus

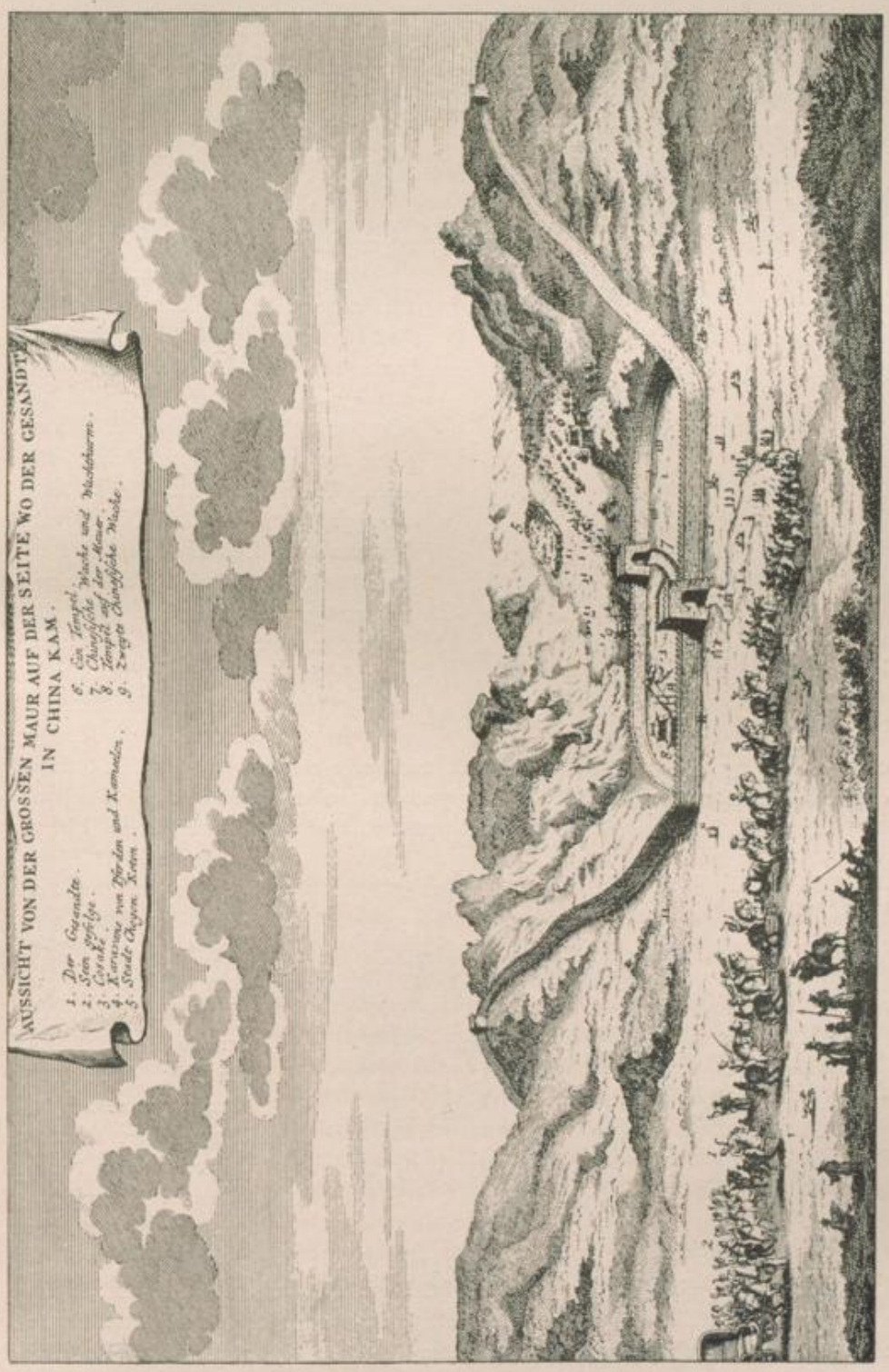



Ein Stück der großen chinesischen Mauer
Nach altem Kupfer

den südlichen Provinzen Chinas herbeigeschafft worden und glänzt bei den Bewohnern unter dem Namen der „Choanten"; auch Solonen aus der Mandschurei befinden sich hier, wenn auch in geringer Zahl. Alle Soldaten sind mit Säbeln und Luntenflinten, teils aber auch mit glattläufigen europäischen Gewehren, welche die chinesische Regierung von Engländern gekauft hat, bewaffnet. Bei den Choanten findet man manchmal englische Doppelpistolen und bei den Solonen Doppelflinten aus Tula, mit denen sie sich wahrscheinlich am Amur versehen haben. Die Kavallerie, sowie einige Infanteristen sind mit langen Bambuspiken bewaffnet, welche mit großen, roten Flaggen und dem Bilde des Drachens geschmückt sind.

Die moralischen Eigenschaften sind in jeder Beziehung dermaßen ungeheuerlich, daß es dem Europäer unmöglich wird, zu glauben, es könne eine solche Armee, besonders aber auf dem Kriegstheater, existieren. Beginnen wir damit, daß jeder, Offizier wie Gemeiner, fast ohne Ausnahme Opiumraucher ist und ohne Opium nicht einen Tag begehen kann.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main




Die chinesische Mauer
Nach altem Kupfer aus der Zeit der Jesuiten in China

Nicht bloß im Quartier und in der Kaserne, sondern auch während des Marsches, ja selbst im Angesichte des Feindes, geben die chinesischen Krieger ihre verderbliche Gewohnheit nicht auf und rauchen jeden Tag so lange, bis sie besinnungslos zu Boden fallen. Als Folge hiervon macht sich sowohl eine physische als geistige Erschlaffung, eine vollständige Unfähigkeit der Soldaten, die Mühen und Entbehrungen des Krieges zu ertragen, geltend.

Koreanische Soldaten
Nach Photographie

Thatsächlich würde schon, wenn man alle anderen Fehler des chinesischen Soldaten unberücksichtigt ließe, der Umstand, daß der chinesische Soldat nicht einmal einige Tage Herr seiner selbst zu sein versteht, eine chinesische Armee einem energischen, kühnen Feinde als sichere Beute überliefern. Jeden Tag berauscht sich ein Teil der Offiziere und Soldaten durch Opiumrauch und fällt in Totenschlaf. Vorpostendienst und Rekognoszierungen kennt man hier nicht; alle Nachrichten über den Feind erhält man ausschließlich durch Spione. Aber ebenso unfähig ist auch der Soldat zum Ertragen physischer Beschwerden. Zum Marsche während eines Regens oder sonstigen Unwetters, noch mehr aber während der Nacht, kann ein chinesischer Soldat nur bei Todesstrafe gezwungen werden. Während des Marsches reitet übrigens die Infanterie ebenso wie die Kavallerie, häufig aber wird sie auf Wagen weiter befördert. Fußmärsche sind in der chinesischen Armee unerhörte Dinge. Auch seine Waffen trägt der chinesische Soldat während des Marsches nicht bei sich; Flinten und Lanzen werden auf Wagen oder Kamele geladen und besonders transportiert, während die Soldaten vollständig ohne Waffen und Gepäck reiten, als ob sie spazieren ritten.

Chinesische moderne Artillerie in Wutschang
Nach Hesse Wartegg

Kaum ist eine chinesische Heeresabteilung ins Quartier gekommen, so zerstreut sie sich, um bei den Bewohnern des Ortes zu stehlen und zu rauben. Hühner, Ferkel, Mehl, Heu ꝛc. werden mit Gewalt zusammengeschleppt und man haust im eigenen Lande wie in einer

eroberten, von Feinden bewohnten Gegend. Die Offiziere genießen mit den Soldaten die Früchte des Raubes, wenn sie auch nicht direkt rauben. Klagen werden nicht angenommen, ja die ruhigen Bewohner wagen sie nicht laut werden zu lassen und sind froh, wenn sie für ihre Person mit heiler Haut davonkommen.

Das Verfahren der Vaterlandsverteidiger während des Marsches und in den Standquartieren ist den Bewohnern sehr wohl bekannt, und desbalb brechen die Mongolen, sobald sie erfahren, daß sich eine Militärabteilung ihrem Aule nähert, sogleich ihre Jurten ab, um sich einige Kilometer von ihrem früheren Wohnorte niederzulassen, oder sie fliehen mit ihren Herden und ihrer Habe in unzugängliche Gebirgsschluchten.

Eine Art der Verproviantierung der Armee ist, daß diese sich beständig auf dem Marsche befindet. Nachdem nämlich der Ort, wo eine Armeeabteilung in Garnison steht, und seine Umgegend ausgesogen ist, ziehen kleine Abteilungen in entfernter liegende Gegenden, um zu souragieren, wobei sie sich häufig auf mehrere Tagemärsche vom Standquartiere entfernen. Einen Teil des Raubes erhalten die Offiziere. Doch hiermit begnügen sich diese nicht. Vom Unteroffizier bis hinauf zum Korpskommandeur denkt jeder nur daran, wie er die Staatskasse bestehlen oder betrügen kann, und dieses ermöglichen hauptsächlich Desertionen und Sterbefälle; für Deserteure und Verstorbene bezieht der Korpskommandeur noch lange nach ihrem Ausscheiden aus der Armee die vorgeschriebenen Emolumente. Deshalb ist es auch leicht erklärlich, warum die Desertion in der chinesischen Armee ungemein entwickelt ist, und man sagt, daß die 70000 Mann starke Armee, welche von der Regierung nach dem Chuang-che gesendet worden ist, thatsächlich kaum 30000 Mann gezählt hat. In Peking weiß man freilich hiervon nichts; es wird ihnen dorthin nicht berichtet, weil man die Verantwortlichkeit fürchtet und die Emolumente für die Fehlenden so lange wie möglich beziehen will.

Tatarengeneral mit Gefolge
Nach Hesse Wartegg

Solche Vergehen wie überhaupt die moralische Versunkenheit der chinesischen Soldaten werden durchaus nicht durch grausame Strafen beseitigt. Abgesehen vom Bambusrohre, mit dem die Schuldigen wegen kleiner Vergehen auf die Fußsohlen gepaukt werden, wird Desertion, Ungehorsam und manchmal auch Raub mit dem Tode bestraft. Die Strenge des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Trachten der Kriegs- und Verwaltungsmandarinen
Nach altem Kupfer

Gesetzes erweist sich jedoch da als machtlos, wo das Verbrechen nicht eine vereinzelte Erscheinung, sondern ein in den Massen wurzelndes Übel ist. Wenn ein Räuber totgeprügelt ist, findet sich gleich ein anderer, ihm ähnlicher Marodeur; kaum ist ein Deserteur erhängt, so desertieren auch schon Zehne, und die Demoralisation der Armee wird mit jedem Jahre größer.

Alle diese glänzenden Eigenschaften der Verteidiger des himmlischen Kaisertums bilden noch lange nicht die Summe der Eigenschaften der chinesischen Armeen. Das charakteristischste und wichtigste Merkmal derselben ist wohl die unendliche Feigheit, welche übrigens den Chi-

Tanguten am Küke-Nur
Nach Photographie der Holderexpedition bei Futterer

nesen im allgemeinen angeboren ist. Diese Gemeinheit wird hier sogar nicht als entehrend betrachtet, und die Flucht angesichts des Feindes wird oft eine vernünftige Handlung genannt. Die ganze Taktik während der Schlacht ist auf das Einschüchtern des Feindes berechnet; der Kampf wird nie durch einen kühnen, gemeinsamen Angriff entschieden. Das System der Aufstellung der Armee im Bogen, um den Feind gleichzeitig in der Front und auf den Flanken anzugreifen und ihn zu überflügeln, das Schießen aus einer Entfernung, welche die Tragweite der chinesischen Waffen um das Zehnfache übertrifft, das furchtbare Geschrei, welches nach jedem Schusse erhoben wird, um seine Wirkung zu unterstützen, sind kindische Eigentümlichkeiten der chinesischen Kriegskunst, die höchstens im Kampfe mit einem Feinde gleichen Kalibers angewendet werden können. Ein kühner, mit europäischen Waffen aus-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gerüsteter Feind kann in jede Gegend des vereinten Reiches marschieren und von vornherein auf sicheren Sieg rechnen. Um die Zahl der Verteidiger des himmlischen Kaisertums braucht er sich durchaus nicht zu kümmern; ein Wolf zwingt eine Herde von 1000 Schafen zur Flucht, und ein solcher Wolf ist jeder europäische Soldat im Vergleiche mit den chinesischen Kriegern.

Der muhamedanische Aufstand befand sich während einer Reihe von 10 Jahren in einer und derselben Lage. Die chinesischen Armeen hielten die Städte besetzt, welche in der Gewalt des himmlischen Reiches verblieben waren, und neben ihnen lebten die Choj-Chojer, welche das Joch abgeschüttelt hatten. Diese und jene beraubten sich gegenseitig, aber von irgend welchen kriegerischen Unternehmungen war nicht die Rede. Der chinesische Regent

Tanguten
Nach Futterer-Holder

von Gan-su lebte in der Stadt Dschun-lin und in seiner ehemaligen Residenz Si-ning herrschte ein dunganischer Achun. Man sagt sogar, daß man die Regierung von Peking während ganzer drei Jahre von dem Verluste dieser Stadt nicht benachrichtigt hat.

Endlich entschloß man sich in Peking, energische, kriegerische Schritte gegen die Aufständischen in Gan-su zu thun und eine neue Armee von 25000 Mann dahin zu senden. Das Hauptziel der Chinesen war die Zurückeroberung von Si-ning, das wegen seiner bedeutenden Einwohnerzahl, besonders aber wegen seines Handels von hoher Wichtigkeit ist. Indem sich die chinesische Armee langsam und in kleinen Echelons vorwärts bewegte, kam sie endlich im Juni 1872 in Gan-su an und besetzte zwei Städte, Nim-bi und Ujam-bu, welche 40 oder 50 Kilometer von Si-ning entfernt sind. Hier verbrachten die Krieger des himmlischen Kaiserreiches volle zwei Monate in gänzlicher Unthätigkeit, beschäftigten sich nur mit Räubereien in der Umgegend und ließen so den Aufständischen die nötige Muße, in

Si-ning eine Armee von 70000 Mann anzusammeln. Endlich begannen die Chinesen im September gegen diese Stadt vorzurücken und ihr Lager in der Nähe ihrer Mauern, in denen sich die Verteidiger gewohnheitsgemäß eingeschlossen hatten, aufzuschlagen. Als Hauptscheuche gegen die Aufständischen dienten vier europäische Kanonen, welche von den chinesischen Truppen aus Peking mitgebracht worden waren. Die höchstwahrscheinlich glattläufigen Geschütze wurden von je sechs Maultieren gezogen, waren mit rotem Seidenzeuge umwickelt, und es war bei Todesstrafe verboten, sich ihnen zu nahen. Man hatte zu diesen Geschützen Vollkugeln, ja sogar Granaten mitgebracht, welche der chinesischen Armee den größten Dienst leisteten. Als nämlich der Kampf begonnen, d. h. als die Chinesen Sining angegriffen und einige Granaten in die Stadt geworfen hatten, welche in den Straßen platzten, vergingen die Dunganen vor Schrecken. Um das Unglück zu vollenden, hoben sie eine Granate, welche nicht geplatzt war, auf, und es versammelte sich ein großer Haufen, um das Wunderding zu beschauen und zu entladen. Zu dieser Operation versammelte sich eine große Menge Neugieriger; da man aber unvorsichtig zu Werke ging, platzte die Granate und ihre Splitter verletzten und töteten viele neugierige Gaffer. Der Kampf dauerte übrigens nach diesem Ereignisse noch einige Tage; endlich bemächtigten sich die Chinesen der Mauern, und die Dunganen schlossen sich in einer anderen Befestigung ein.

Tanguten
Nach Futterer-Holderer

Um diese Zeit gelangte die Nachricht von der Vermählung des Bogdo-Chans ins Lager der Chinesen. Die Operationen gegen den Feind wurden sofort eingestellt; es wurde ein Theater eingerichtet und andere Festlichkeiten begangen, um das hochwichtige Ereignis würdig zu feiern. Während einer Woche dauerten ohne Unterbrechung Theatervorstellungen, Feuerwerke und ähnliche Lustbarkeiten, wobei der größte Teil der Soldaten und Offiziere betrunken war oder vom Opiumrauche betäubt dalag. Und alles dieses geschah angesichts

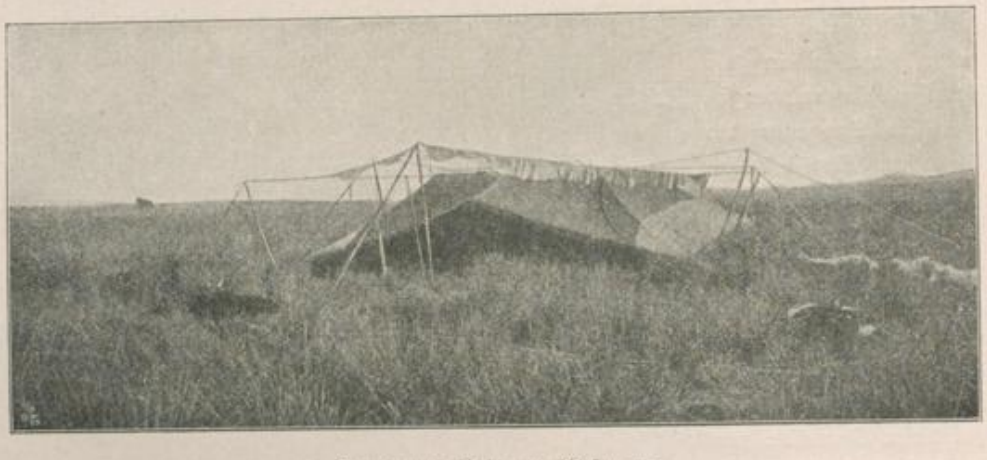


Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

des Feindes! Wenn damals ein energischer Führer an der Spitze der Dunganen gewesen wäre, oder wenn sich 100 Mutige gefunden und einen nächtlichen Überfall gewagt hätten, so wäre die chinesische Armee verloren gewesen. Doch auch diese Hand voll Mutiger fand sich nicht unter der Menge ganz verächtlicher Hasenherzen, aus denen die Verteidiger Si-nings bestanden. Sie wußten sehr wohl, daß sie bei der endgültigen Einnahme der Stadt auf Gnade nicht zu rechnen hatten; trotzdem vermochten sie es nicht, ihre Feigheit zu besiegen und zogen keinen Nutzen von dem ihnen höchst günstigen Umstande.

Hierin besteht eben die moralische Fäulnis des Ostens, daß der dortige Mensch selbst den tierischen Instinkt der Selbsterhaltung überwinden kann und sich überall, wo er sich selbst überlassen ist, als unglaublicher Feigling zeigt. Endlich gerät dieser Feigling in eine Lage, aus der er keinen Ausweg sieht, und dann wird er apathisch und geht, wie ein unvernünftiges Tier, zur Schlachtbank!

Nachdem die Festlichkeiten der Vermählung vorüber waren, erneuerten die chinesischen Truppen ihre kriegerischen Unternehmungen und eroberten bald Si-ning. Nun begann eine



Tanguten-Zelt am Küke-nur
Nach Futterer-Holderer

allgemeine Ausrottung der Besiegten. Augenzeugen erklärten uns, daß die chinesischen Soldaten, als sie durchs Schlachten mit den Waffen ermüdet waren, die Dunganen in große Haufen zusammelten, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht ins Gebirge trieben und hier in Abgründe stürzten. So wurden, wie man sagt, gegen 10000 Menschen ausgerottet!

Nach der Einnahme von Si-ning brachten die Chinesen wiederum den Statthalter von Gan-su hierher und eroberten hierauf im Laufe des Winters noch drei dunganische Städte und zwar: Sen-guan, Jü-nan-tschen und Tetung. Hier wurden nur diejenigen Aufständischen begnadigt, welche bereit waren, dem muhamedanischen Glauben zu entsagen und die Lehre Buddhas anzunehmen. Eine sehr große Anzahl Dunganen entkam nach Westen zu ihren Glaubensgenossen.

Nachdem die chinesische Armee aus Peking neue Verstärkungen erfahren hatte, drang sie weiter gen Westen vor und eroberte im Sommer 1873 einen für die Aufständischen höchst wichtigen Punkt, die Stadt Su-tschschen, wo, wie man sagt, ein allgemeines Menschenschlachten stattgefunden hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eine passende Illustration zu obiger Beschreibung verdanken wir Professor Futterer, der am Ende des vorigen Jahrhunderts die Provinz Gan-su durchwandert hat. Der Reisende schreibt:

„Des Aufzuges eines chinesischen Soldaten sei hier, seiner Originalität wegen, Erwähnung gethan. Eine Sarte trieb einen Esel, der mit Gepäck und Kleidungsstücken beladen

Dungane
Nach Futterer-Holderer

war; obenauf lag festgebunden das Gewehr des Soldaten; ein zweiter Esel trug ebenfalls Bagage und oben darauf einige Waffen; der brave Krieger selbst aber ritt voraus, auch auf einem Esel, und trug in dem weiten, faltigen Gewand eine Katze, die offenbar sein Lieblingstier war."

Man sieht, im Osten Asiens entwickelt das Militär sich anders als bei uns und etwas langsam.

# 26. Entwicklungsgeschichte der ursprünglichen Waffen

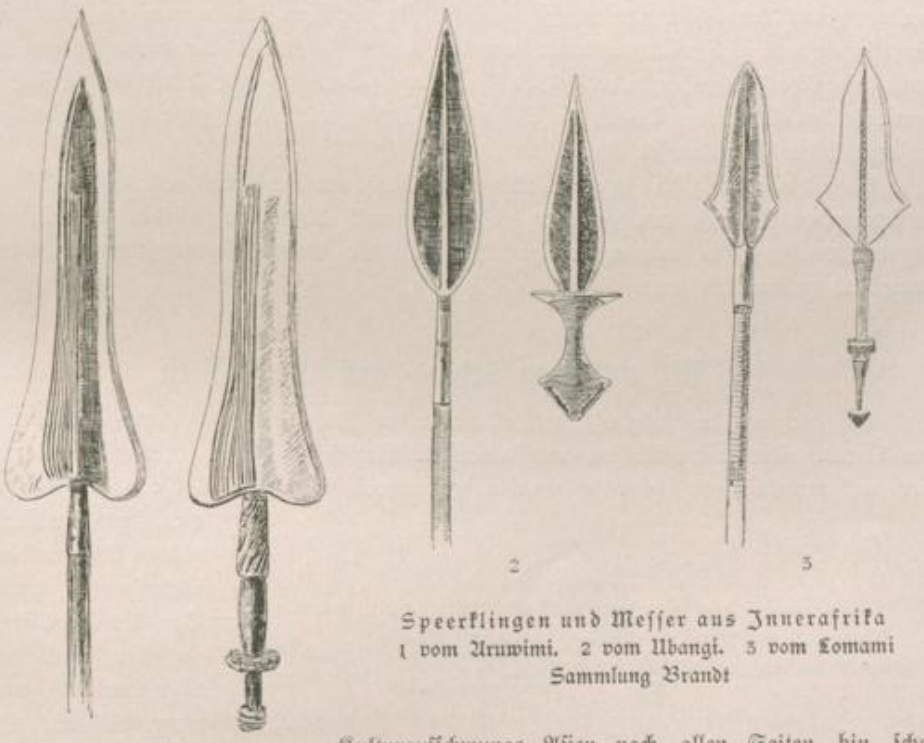
Während wir in der Entwickelungsgeschichte des Krieges selbst einen Aufbau sich entwickelnder Typen nur in großen Zügen nachweisen können, bietet die Entwickelungsgeschichte der Waffen das Bild langsamen, folgerichtigen, zusammenhängenden Aufwachsens. Was von jedem anderen Kulturgegenstande gesagt werden kann, daß nämlich keine Erfindung und keine Entwickelung vom Himmel falle, das gilt selbstverständlich und ganz natürlich auch von den Waffen. Daß plötzlich sprungweise irgend jemand etwas erfindet, das ist ausgeschlossen.

Wer nun etwa unternimmt, der Urgeschichte, der Entstehung und Entwickelung der Waffen nachzuspüren, dem muß anfänglich gar bang zu Mute werden, denn bei der unglaublichen Mannigfaltigkeit primitiven Waffenwerkes ist eine direkte Antwort auf die Frage nach der Entstehung oder der Reihenfolge der Formen infolge des Durcheinanders von Vorkommnissen fast ausgeschlossen. So ist es denn eine Reihe mühevollster Arbeiten, ein Untersuchungswerk von fast einem Jahrhundert, welches uns heute wenigstens eine annähernde Sicherheit in Bezug auf die primitive Waffengeschichte verleiht. Seit den Vorgängern des alten Klemm hat gar mancher sich an diesem Stoffe versucht und ist seit damals sehr vieles Tüchtige gerade auf diesem Gebiete geleistet worden. Die Klarheit der Resultate darf aber den Lesenden über die Schwierigkeit der Aufgabe nicht hinwegtäuschen.

Die Namen von Erfindern primitiver Waffen können wir natürlich nicht nennen, wohl aber glaube ich, bestimmte Kulturepochen angeben zu können, welche die eine oder andere Waffenform geschaffen hat. So gehören z. B. der ältesten Kulturform dieser Erde, deren Repräsentanten noch mit einiger Sicherheit auf den südlichsten Spitzen Südafrikas, Australiens, Südamerikas nachgewiesen werden können, das Wurfbrett, der Stockschild und das Wurfholz. Daß die Neuholländer, welche diese Waffen nebeneinander bis heute noch bevorzugten, gerade von den ersten Trägern dieser Waffen abstammten, können wir nicht beweisen, daß aber

Graben mit Fußangeln als „Menschenfallen" bei den Stämmen der Lukenje
Diese Gräben werden Nachts mit Sträuchern zugedeckt
Nach Originalskizze

auf dem Boden Neuhollands heute noch die Reste jener alten Kulturform lebendig sind, dürfen wir mit ziemlicher Gewißheit annehmen. Eine weitere Schicht der Kultur zieht sich über den Äquator. Sie ist erhalten in Westafrika, im zentralen Ozeanien und im zentralen Südamerika. Neben anderen Resten gehören der Bogen und der Bogenschild zu den heute noch lebendigen Merkmalen dieser. Die dritte Epoche, welche uns in der Kulturgeschichte der Menschheit entgegentritt, ist die asiatische. Hier stehen wir „fast" auf historischem Boden. Ich sage fast, weil wir das Vordringen dieser Kulturform, von welcher auch unsere derzeitige Kultur abstammt, über die Erde hin verfolgen können. Ganz abgesehen nämlich von Europas heutiger kulturellen Machtentfaltung, hat auch vor unserem europäischen



Speerklingen und Messer aus Innerafrika
1 vom Aruwimi. 2 vom Ubangi. 3 vom Lomami
Sammlung Brandt

Kulturaufschwunge Asien nach allen Seiten hin schon die in Frage kommende, junge Kultur über die Erde hin entsandt. Von uns gänzlich unabhängige Träger derselben sind über die Beringsstraße nach Amerika gezogen, über Indien und auf die Inseln des großen Ozeans, durch Nordafrika ꝛc. Ein Leitfossil dieser Kultur ist einerseits der zusammengesetzte Bogen, andererseits der Speer oder Armschild.

Die Aufeinanderfolge dieser Waffen ist außerordentlich charakteristisch. Nicht nur, daß jede der drei Kulturepochen eine Schildform zu Tage gefördert hat, nein, jede dieser Schutzwaffen bedingt eine andere Angriffswaffe. Der Stockschild muß entstanden sein im Zweikampfe, also im Kampfe gegen die Keule, den Knüppel. Der Bogenschild ist ein Beweis des Entfernungskampfes, während endlich der Rundschild, das Symptom der ersten menschlich edlen Kriegsführung, wahrscheinlich in Gemeinschaft mit dem Schlachtspeer und möglicher-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

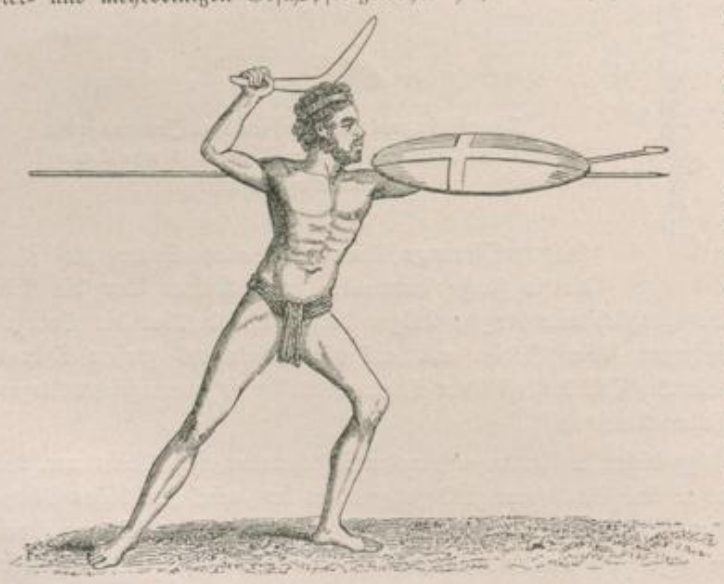
weise in den Händen eines ersten Reiter- oder doch wenigstens Streitwagen führenden Volkes entstanden ist.

Die Entwicklungsgeschichte der Waffen bietet mancherlei Überraschungen. Sehr merkwürdig erscheint es auf den ersten Blick, daß der Stoßspeer, der Streithammer, das Messer ursprünglich fehlen. Der Stoßspeer selbst tritt wohl erst in der letzten asiatischen Kulturepoche als wirkliche mächtige Waffe auf. Steingeräte waren ursprünglich nur Werkzeuge. Das Steinbeil als Waffe figuriert zum größten Teil mit Unrecht und spielt nur als veraltete Hypothese in der europäischen Litteratur seine Rolle. In Wahrheit kann es kaum eine unglaublichere Waffe geben als das Steinbeil oder die Steinhacke. Das Messer endlich wird auch in der Steinzeit kaum eine hervorragende Rolle gespielt haben. Es ist sehr wichtig, daß wir seine Entstehung aus der Speerspitze wenigstens in Afrika verfolgen können, wo die Form vieler Speerspitzen und Messerklingen nicht nur die gleiche ist (vergl. die vorherstehende Fig.: innerafrikanische Messerklingen und Speerspitzen!), sondern wo wir direkt wissen, daß die speertragenden Völker die Spitzen dieser Waffen als Messer und Werkzeuge benutzen, während die eigentlichen Arbeitsmesser fehlen.

Es ist nicht möglich, in aller Kürze eine auch nur annähernd vollständige Liste der vorkommenden Waffenformen zu geben. Ich muß mich darauf beschränken, die wichtigsten Typen herauszugreifen und an einigen Beispielen die Entwicklungsgeschichte des Ganzen wenigstens zu charakterisieren.

## 1. Die einfachen Schlag- und Wurfwaffen

Ich darf an den Ausgangspunkt erinnern: des Menschen erster Kampf war der mit den Tieren. Die ersten Waffen, mit denen der Mensch sich gegen die überlegenen zwei-, vier- und mehrbeinigen Geschöpfe gewehrt hat, waren sicher keine Waffen der Intelligenz, wenigstens so weit nicht, als es sich um direkte Kampfwaffen handelt. Von der Jagdlist abgesehen, stand dem Menschen wohl wenig mehr als der Stein und der Knüppel zur Verfügung. Allerdings muß ich darauf aufmerksam machen, daß gerade im Kampfe mit den Tieren, zumal in der zweiten Kulturepoche, eine Menge der sinnreichsten Apparate zur Entwicklung gekommen sind. Die sämtlichen Völker der erwähnten Kul-



Neuholländer mit dem Bumerang werfend
Nach Wilkes

turepoche besitzen z. B. automatische Fisch- und Vogelfallen, die Harpune ꝛc. Wenn nun auch derart komplizierte Maschinen der ältesten Kulturepoche resp. Kulturform noch fehlten, so gab es doch mancherlei andere kleine Vorrichtungen, welche geeignet schienen, das Material zu einer Kriegswaffe zu liefern. Die einfache Form der Fußangeln, in den Boden gesteckte Holzspitzen, welche zumeist vergiftet sind, ja sogar Fallgruben, in denen feindliche Elemente sich aufspießten, sind wohl hierher zu zählen. (Siehe Abbildung Seite 244.)

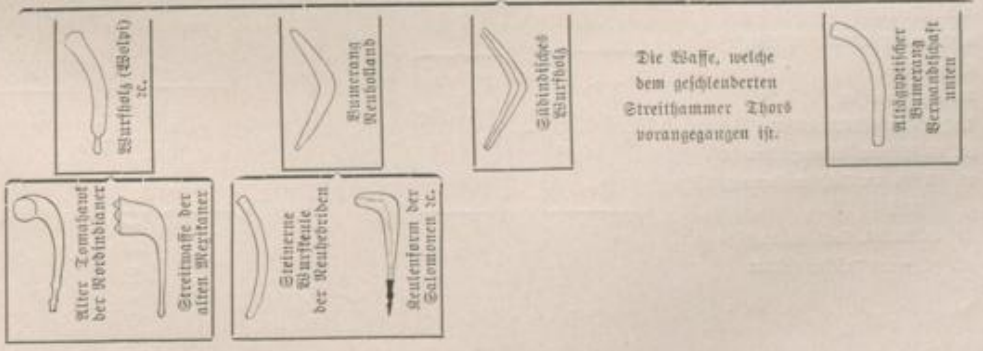
Die Flugbahnen des Bumerang
Nach Wilkes

Sehen wir aber von diesen Vorrichtungen ab, so bleibt als erste Waffe doch immerhin der Knüppel und der Stein übrig. Mit dem Stein wurde zumeist geworfen, mit dem Knüppel geschlagen. In der That vermögen wir auf diese beiden Elemente nicht nur die meisten Waffen überhaupt, sondern auch ihre Führung zurückzuführen. Es sind hierzu nicht nur all die vielen Keulen, die vierkantigen, die flachen und runden, die mit Stein beschwerten, mit Steinspitzen oder Haifischzähnen besetzten, die eisenbeschlagenen ꝛc. Keulen zu rechnen, sondern auch alle jene Waffen, welche in die Verwandtschaft des weltberühmten Bumerang gehören. Beim Bumerang und seinen Verwandten wollen wir ein wenig verweilen.

Ich habe auf unten und umstehend zwei Tabellen gezeichnet, welche den nachfolgenden Erklärungen zu Grunde liegen und ihr Verständnis erleichtern sollen. Es ist die Verwandtschaft des Bumerang auf dem ersten Stammbaum im allgemeinen skizziert, auf dem zweiten des näheren für Afrika auseinandergesetzt. Unter dem Wurfholze müssen wir uns ein flaches, leicht gekrümmtes brettartiges Holzstück vorstellen, welches derart geschleudert wird, daß es im Fluge seiner Krümmung folgt, d. h., daß es sich im Fluge gleichsam überschlägt. Die Hauptsache beim Wurfholz ist nicht, was oft so fälschlich geglaubt wird, daß es, am Ende seiner Bahn angelangt, sich zurückwendet und so wieder in die Hände des Werfenden

## I. Die Verwandtschaft der Wurfhölzer (Skizzenheft).

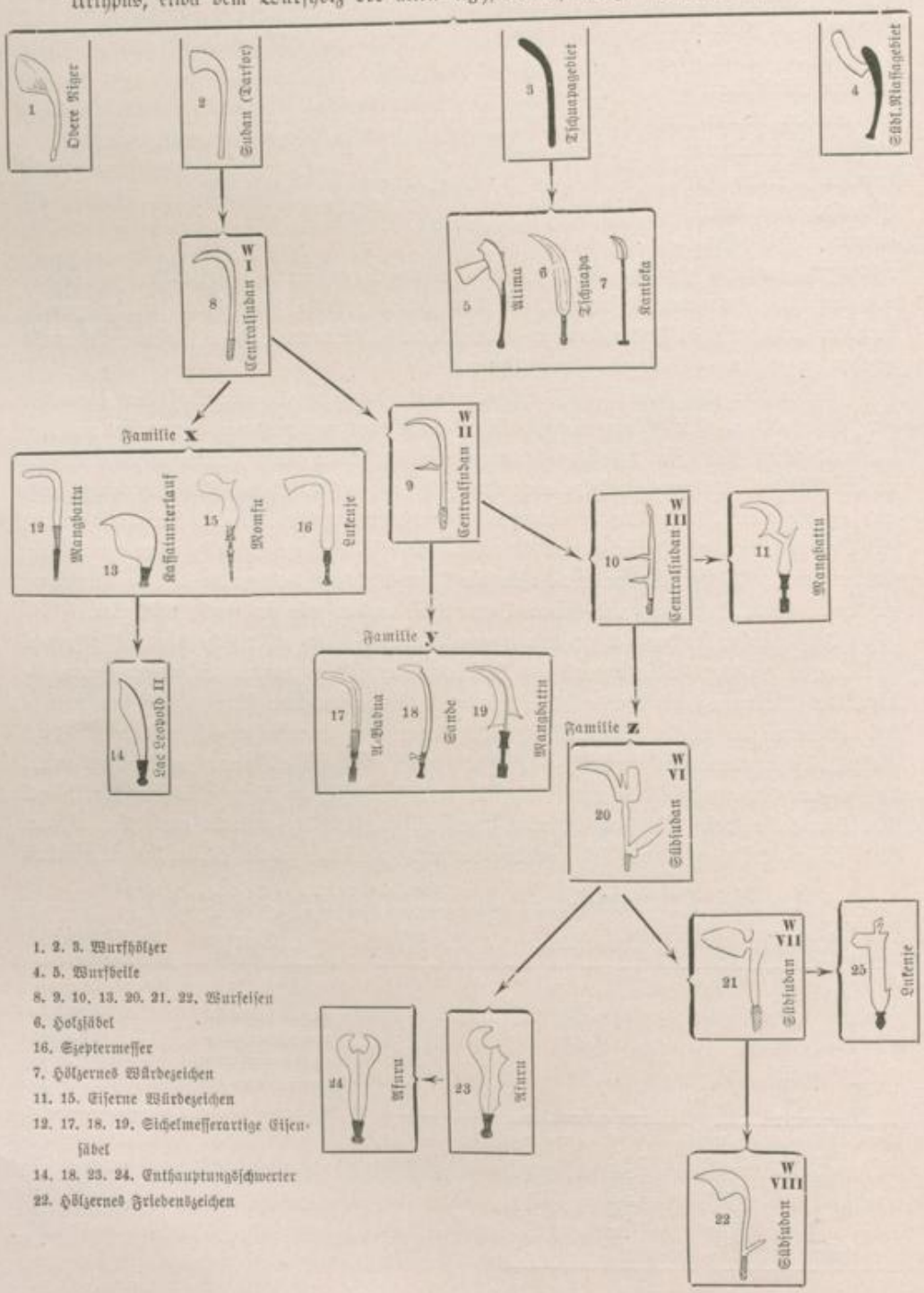
1. Amerika. 2. Ozeanien. 3. Asien. 4. Europa. 5. Afrika.




Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

## II. Die Verwandtschaft der afrikanischen Wurfhölzer (eingehend).

Urtypus, etwa dem Wurfholz der alten Ägypter auf voriger Tabelle entsprechend.




1. 2. 3. Wurfhölzer
4. 5. Wurfbeile
8. 9. 10. 13. 20. 21. 22. Wurfeisen
6. Holzsäbel
16. Szeptermesser
7. Hölzernes Würdezeichen
11. 15. Eiserne Würdezeichen
12. 17. 18. 19. Sichelmesserartige Eisensäbel
14. 18. 23. 24. Enthauptungsschwerter
22. Hölzernes Friedenszeichen

gelangt. Das ist eine gewissermaßen spielerische Eigenart vieler Bumerangs, die nie im Kriege, sondern nur zur Unterhaltung und Belustigung auch bei den Neuholländern benutzt werden. Die eigentliche Waffe kehrt nicht zurück.

Alle Waffen, welche von diesem Wurfholze abstammen, haben eine Eigentümlichkeit: ihre Schnittfläche, resp. ihr Treffpunkt liegt entweder auf der nach vorne gerichteten Spitze oder auf der Innenseite des Bogens, die die Waffe bildet. Eine Waffe, die z. B. sicherlich nicht vom Bumerang, resp. Wurfholz abstammt, ist unser aus Asien stammender Säbel, da dessen Schneide auf der Außenseite der Krümmung liegt. Ganz im Gegensatze hierzu liegt die Schärfe des innerafrikanischen Säbels auf der Innenseite. Nun ein Wort über die Verbreitung im allgemeinen.

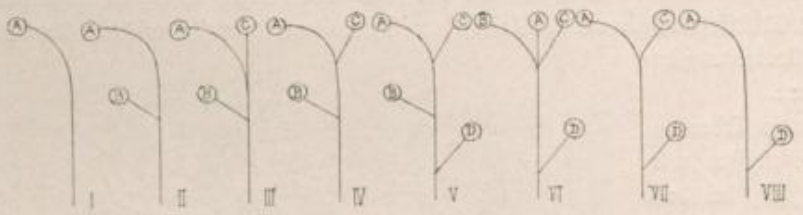
Altegyptischer Edelmann mit dem Wurfholz jagend
Egyptische Darstellung nach Wilkinson

Um im Osten zu beginnen, treffen wir das Wurfholz bei den Amerikanern noch heute an. Die Wolpi werfen es nach dem Wilde. (Der Leser wolle fortlaufend die umstehende Tabelle im Auge behalten!) In Amerika sind aber noch zwei andere Waffen bemerkenswert, welche mit ziemlicher Sicherheit hinsichtlich ihres Ursprunges festgelegt werden können. Die eine ist diejenige Form des Tomahawk, welche die Europäer bei den Präriestämmen fanden, und welche erst ziemlich spät von dem importierten Eisenbeile verdrängt wurde. Die zweite war eine mexikanische Schlachtkeule, die an ihrer Kopfseite mit 3—7 Obsidiansplittern besetzt war. Für Ozeanien kommt natürlich zuerst der neuholländische Bumerang in Frage, von welchem ich vordem schon bemerkte, daß er absolut nicht immer in die Hand des Werfenden zurückkehrt. Auf Neuholland finden wir auch eine ganze Reihe von Keulen, welche diesem Ursprungstypus entstammen. In der Nähe des Festlandes wäre einerseits das „steinerne Wurfholz", die Kawa von den Neuhebriden, dann eine ganze Serie von Schlagkeulen von den Salomonen, Neuhebriden, Fidschi ꝛc. zu erwähnen.

Im Süden Indiens ist nicht nur heute noch das schlichte Wurfholz in Benutzung, sondern hier treffen wir auch seine erste metallene Variante, das eiserne Wurfholz. Für Europa verweise ich auf die eigentümliche Fähigkeit des Hammers Thors. Dieser Hammer muß als ziemlich spätes Produkt in die deutsche Heldensage eingewandert sein, in einer Zeit, in der man jedenfalls den Gebrauch dieser Waffe nicht mehr verstand. Man brachte die Waffe des Donnergottes mit den berühmten sogenannten Donnerkeilen in Verbindung. So

entstand das Steinbeil in der Hand Thors. Wenn man daraus schließen wollte, daß die Altvorderen unserer braven Germanen Steinbeile besessen hätten, die sie im Kriege verwandten und die die Eigenschaft hatten, in die Hand des Werfenden zurückzukehren, so schreibt man ihnen die Entdeckung einer physischen Wunderbarkeit zu, die nachzuahmen uns sogar noch schwer fallen dürfte. Ein Hammer mit Stein beschwert, der derartig vorgezeichnete Bahnen durchschwirrt?

Wir dürfen uns nicht damit trösten, daß es ein Gott war, der diese wundersame That




Die 8 Stadien der Entwicklung des Wurfeisens
Im Wesentlichen nach Heinrich Schurtz

vollführte, müssen vielmehr versuchen, menschlich den Ellipsen durcheilenden Hammer zu erklären. Und da bleibt eben nur übrig, anzunehmen, daß auch den Vorfahren unserer alten Germanen der Bumerang nicht unbekannt war.

In Afrika endlich haben die alten Ägypter mit richtigen, regelrechten Wurfhölzern gejagt (siehe die Abbild. Seite 249). Aber auch sonst ist in diesem Erdteile die Verwandtschaft und zumal Nachkommenschaft des Wurfholzes eine so riesengroße, daß wir uns nur an der Hand der umstehenden Tabelle durch sie hindurch zu finden vermögen.

Da sind zunächst die einfachen Wurfhölzer von beiden Seiten des Sudan (auf der Tabelle Nr. 1 und 2), dann aus dem Innersten des Kongogebietes (Nr. 3) und endlich von der Südspitze Afrikas (Nr. 4). Über die letztere Form bin ich selbst sehr erstaunt gewesen und war ich, als sie mir ein Sammler vorführte, ziemlich skeptisch. Nachher aber habe ich gefunden, daß auch Fritsch im Südosten Afrikas Wurfeisen verzeichnet.

Während nun dem innerafrikanischen Wurfholz (Nr. 3) einige wenige Nachkommen entstammen, — als da sind: ad I ein Wurfbeil am Alima (auch eine neue Entdeckung, welche die merkwürdige Gestalt des Griffes vieler Ogowebeile erklärt), dann ein Holzschwert, welches mit der Spitze nach vorn zumeist verwendet wird, und drittens ein Holzscepter,

Entwicklung des Wurfeisens zum Säbelmesser bei den Stämmen nördlich des Kongo

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

welches bei außerordentlicher Länge nur noch eine sehr geringe und zusammengeschrumpfte, krumme Holzfläche besitzt, — ist das nordafrikanische Wurfholz der Stammvater einer unglaublich zahlreichen Familie. Schon Schurtz hat die engere Verwandtschaft der Wurfeisen nachgeprüft. Ihm fehlte aber noch das Riesenmaterial der unzähligen Säbelmesser, Trumbasche ꝛc., dessen auch ich erst in diesem Jahre Herr geworden bin, während ich noch vor einigen Jahren eine unrichtige Ansicht von der Entwicklung dieser Formen publiziert habe. Die Entwicklungsgeschichte stellt sich kurz skizziert etwa folgendermaßen dar.

Mit der Einführung des Eisens bildete sich das Wurfholz zum Wurfeisen um, wie wir es in seiner wesentlichsten Gestalt auf der Tabelle unter W I sehen. In dieser Form ist es ein direkter Nachkomme des einfachen Wurfholzes. Die sich von diesem Stadium abzweigende Entwicklung ist in der oben stehenden Abbildung: „die 8 Stadien der Entwicklung des Wurfmessers" skizziert. Zuerst sehen wir nur die Klinge A. Auf der Innenseite entsteht nunmehr der Ausläufer B (Stadium II), der dem Zwecke der Tragerleichterung — das Wurfeisen wird gewöhnlich über die Schulter gehängt getragen, wie die Abbildung Seite 251 zeigt — oder der Schwerpunktsverschiebung dient, wogegen C (Stadium III) direkt aus der Grundachse des gebogenen Stabes aufwächst. Dieses Blatt C nimmt aber im allgemeinen eine dienende Stellung ein und hat seine senkrechte Geradheit bald eingebüßt (Stadium IV). Der Vorsprung D entsteht als kleiner Haken, der der Griffbildung, im allgemeinen eine Umschnürung mit Rottang oder Leder, zunächst einen Halt bietet (Stadium V), sich jedoch später sehr frei und kräftig als selbständige Klinge entwickelt. In dem Augenblick, in dem D auftritt, also im Stadium V, rückt B nach oben, A ganz zurück, so daß C und D gegenüber oft auf einer wagerechten Linie fortragen und A senkrecht nach oben strebt, welche Bewegung das Stadium VI ergiebt. Im Folgenden (Stadium VII) beginnt die Verkümmerung; B fällt fort. Im letzten Stadium (VIII) endlich verschmelzen A und C.

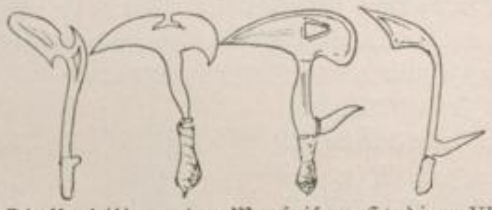
Bussо mit Wurfholz über der Schulter
Nach Nachtigall

Wenden wir uns nun an der Hand dieser schematischen Darstellung wieder der großen Tabelle der Entwicklung des Wurfholzes in Afrika zu, so sehen wir die Hauptstadien unter W I — W III in engerem Zusammenschlusse getrennt von W VI — W VIII aufgeführt. Die erstere Gruppe repräsentiert das Vorkommen auf der Nordachse, d. h. zwischen Nil und Niger, das Vorkommen auf jener großen Bahn, auf der einst die Araber hinzogen, auf

Wurfeisen im Stadium VII
Sämtliche Formen von Stämmen am Ubangi und seinen Nebengewässern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

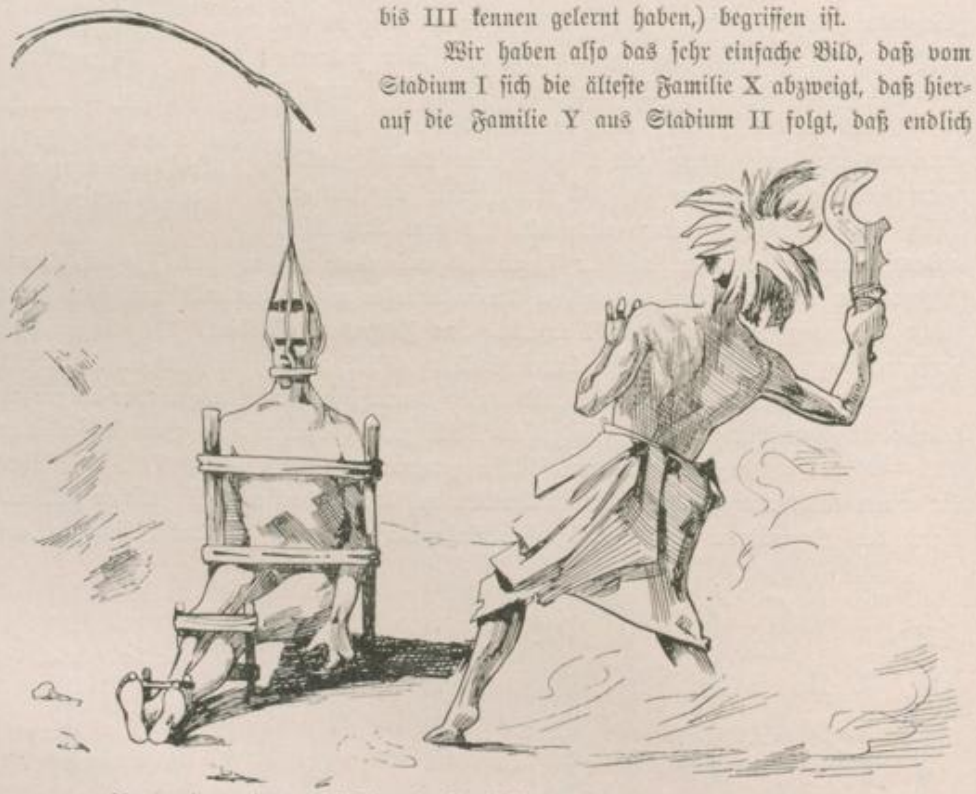
welcher die Fulbe die Länder überschwemmten und auf welcher noch jüngst die Scharen des falschen Mahdi ihren Siegeszug abhielten. In diesem Gebiete des weiten Hochlandes und der Hirtenvölker hat das Wurfeisen noch seine langgestreckte, leicht verwendbare praktische Gestalt beibehalten. Bei der Ausbreitung nach dem Süden zu aber gelangte es in den Besitz der, Waldungen und Flußufer bewohnenden Stämme, in Gegenden, welche großen Wanderungen nicht Raum bieten.



Die Umbildung des Wurfeisens Stadium VII zu VIII vorgestellt an 4 Messern vom Sfanga

Auf diesem neuen Gebiete, welches ein Land darstellt, in welchem die sonst in Afrika so schwach entwickelte Phantasie zu ungewöhnlicher Entfaltung gelangt und allerhand seltsamen Formreichtum schafft, hier nun wurde das Wurfeisen eigentlich erst lebendig und nahm dann die lustigsten Gestalten an. Ich unterscheide als wesentlich im Stammbaume die drei Zweige X, Y und Z. — von denen der erstere den äußersten Ausläufer darstellt (also sowohl geographisch am äußersten Rande der Verbreitung heimisch als auch der Nachkomme der ältesten Form des Wurfeisens ist) — von denen Y als zweiter Deszendent bezeichnet werden muß, — deren jüngster endlich (Z) noch heute in lebendiger Entwicklung in der engsten Nachbarschaft der älteren Wurfeisenentwicklung (als welche wir Stadium I bis III kennen gelernt haben,) begriffen ist.

Wir haben also das sehr einfache Bild, daß vom Stadium I sich die älteste Familie X abzweigt, daß hierauf die Familie Y aus Stadium II folgt, daß endlich



Anwendung des nachstehend abgebildeten Enthauptungsschwertes
Nach der Skizze eines Begleiters auf Stanleys zweiter Kongofahrt

das Stadium III als jüngste Familie im engsten Zusammenhange mit den Wurfeisen des Nordens auf der Bildfläche erscheint.

Die Beweisführung für die Stammbaumentwicklung im einzelnen muß ich mir hier natürlich versagen. Aber auf einzelne Momente möchte ich doch hinweisen. Sowie das Wurfeisen das Hochplateau verläßt, ob nun aus Stadium I., II oder III herauswachsend, verändert es sofort seine Funktion als Waffe. Es tritt entweder als Säbelmesser auf (die Formen Nr. 12, 16, 17, 18, 19) oder es neigt sich zur rundlichen Flächengestaltung, zu der sich dann vielerlei lustige Zacken vereinigen (vergl. die obenstehende Abbildung der „Wurfmesser des Stadiums VII"). Am Kongo selbst bildet aber ein neuer Typus sich aus: das Enthauptungsmesser. Ob aus Fig. 13 zu 14 sich umbildend, ob aus 9 zu 18, ob aus 20 zu 23, ob aus 23 zu 24, immer wieder wird ein Enthauptungsmesser daraus. In bezug auf 23 habe ich hier eine Abbildung beigefügt, an der ich die alten Buchstaben der Klingen oder Vorsprünge des Wurfeisens den einzelnen Zacken beigefügt habe.

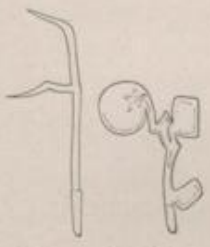
Enthauptungsschwert der Bangala, hervorgegangen aus dem Wurfmesser

Die Fortsätze sind mit den Buchstaben des Schemas Seite 250 gezeichnet

Ich habe mich bei der Entwicklungsgeschichte des Wurfholzes in Afrika so lange aufgehalten, weil ich gleich bei der ersten Waffe, die sich uns darstellt, als an einem Beispiele von mehreren gezeigt haben möchte, wie die Entwicklung der einzelnen Formen und Vorkommnisse im engsten Zusammenhange sich nachweisen läßt. Wir sehen daraus, daß keine neue Form und Erfindung einfach vom Himmel fällt, und daß die Formen bei den Naturvölkern sich nach den Lebensbedingungen und der Kampfesweise, wie die jeweilige geographische Beschaffenheit sie mit sich bringt, umbilden. Es ist ausgeschlossen, daß das Wurfeisen des Hochplateaus bei den Fluß- und Waldvölkern, bei den Gartenbauern die gleiche Gestalt behalten könnte.

## 2. Die einfachen Wurfmaschinen

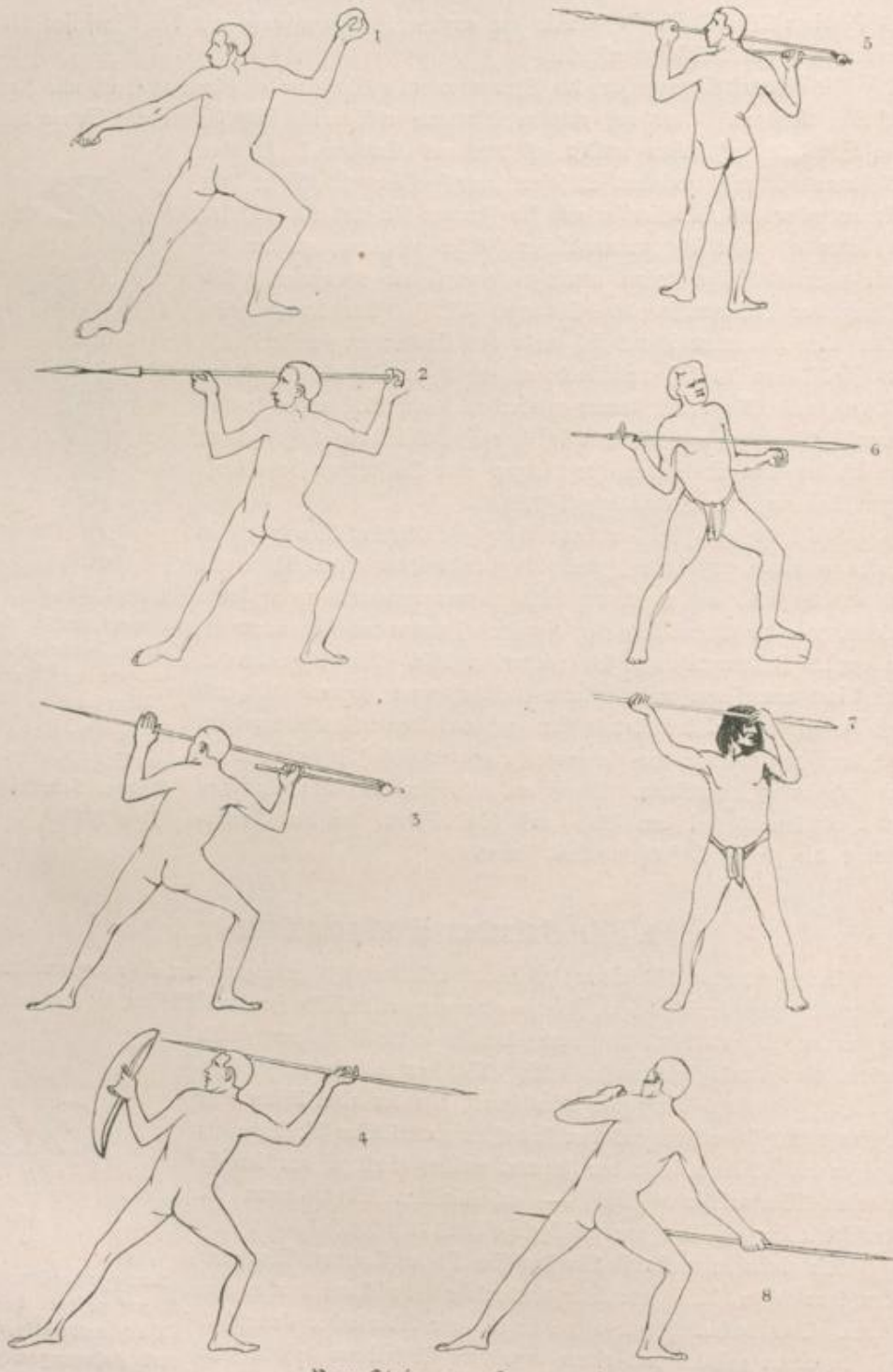
Ausgehend von der Benutzung des Steins und Knüppels, gelangten wir, ohne angewendete Hilfsmaschinen zu berücksichtigen, schon zu einer ganz erklecklichen Zahl von Waffen, die aber nun, wo wir die Hilfsmittel des Entfernungskampfes in Berücksichtigung ziehen wollen, gar gewaltig anschwellen wird. Wie der einfache Holzknüppel zum Holzschwert und dann zum Eisenschwert, also der ritterlichsten aller Waffen wird, so entsteht aus den simpelsten natürlichsten Vorlagen ein Wachsen und Sichentwickeln der Formen, welches direkt zu den kompliziertesten Wurfmaschinen führt, — auf direktem Wege, wenn die Menschheit ihn auch langsam zurückgelegt hat.



Langgestrecktes Wurfmesser des Hochlandvolkes und gedrungenes des Waldvolkes

Die einfachste natürliche Wurfmaschine ist der Arm des Menschen. Man kann sagen, diese habe keine sonderliche Entwicklung durchmachen können. Und doch behaupte ich, daß ein sehr bedeutender Unterschied zwischen einem geübten und einem ungeübten Schleuderer bestehe. So sage ich denn, daß schon der geübte Arm eine entwickeltere Maschine ist.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main




Vom Stein- zum Speerwurf

1. Steinwurf. 2. Alter Stockwurf. 3. Wurfbrett. 4. Der freie Speerwurf. 5. Zum Wurf mit dem Wurfbrett antretend. 6. Wurf mit dem Wurftau. 7. Harpunenwurf bei den Patagoniern. 8. Wurf bei den Polyneſiern

Es ist das keine reine Wortklauberei, es soll das vielmehr andeuten, auf welchem Wege die einfachsten künstlichen Maschinen hervortraten. Denn der des Werfens ungewohnte Mensch hat sicherlich nicht die Hebekraft des Armes auf eine Maschine zu übertragen gewußt.

Die ersten Hilfsmittel nach dem Arme, mit welchen ein Stein oder ein Knüppel auf einige Entfernung spediert wurde, waren ein Strick und ein Knüppel. Aus dem Stricke entstand die ganz einfache Schleuder, wie solche nicht nur David geführt hat, nicht nur der alte griechische Held, der hochkultivierte Peruaner und der zum Wildentum zurückgekehrte Europäer (vergl. die Abbild. eines auf den Markesasinseln entlaufenen europäischen Matrosen auf Seite 256). Vielmehr ist die Schleuder eine urwüchsige Waffe, welche die Viehzüchter und Schäfer Rußlands ꝛc. noch heute im Kampf gegen sich heranschleichende Wölfe und ähnliches Raubgesindel benutzen.

Wurftau der Neukaledonier
Nach Cook

Mit dem Stricke wurde aber nicht nur der Stein geworfen; auch der Stock trat mit ihm in eine gewisse Beziehung als Objekt, sobald er selbst eine Wandlung durchgemacht hatte, sobald er nämlich bis zum fertigen Speer vorgedrungen war.

Wir stehen hier vor einem ziemlich schwierigen Problem. Daß aus dem Knüppel so ohne weiteres die Wurflanze hervorgegangen sei, ist gar nicht anzunehmen. Das ist ein sehr großer Fortschritt, daß der Stock nicht mehr sich überschlagend, sondern seiner Längsachse entlang durch die Luft saust. Die Erscheinung ist um so merkwürdiger, als es zwei verschiedene Formen des Lanzenwerfens giebt, zwei Formen, die als entwicklungsgeschichtliche Thatsachen bis jetzt verkannt worden sind. Ich gebe oben stehend zwei Serien von Stein- und Speerwerfern. Ich mache darauf aufmerksam, wie verschiedenartig diese Wurfformen sind, wie zunächst der Steinwurf (Fig. 1) zum Lanzenwurfe (Fig. 2) übergeht, — ein Übergang, der dadurch charakterisiert ist, daß der Speerwerfer mit der einen Hand das Ende des Speeres erfaßt, wie den zu schleudernden Stein. Der freie Wurf der Lanze muß seiner geographischen Verbreitung nach eine ziemlich späte Erfindung sein, wogegen der Speerwurf mit Anwendung von zwei Händen uns zu den tieferstehenden Völkern führt.

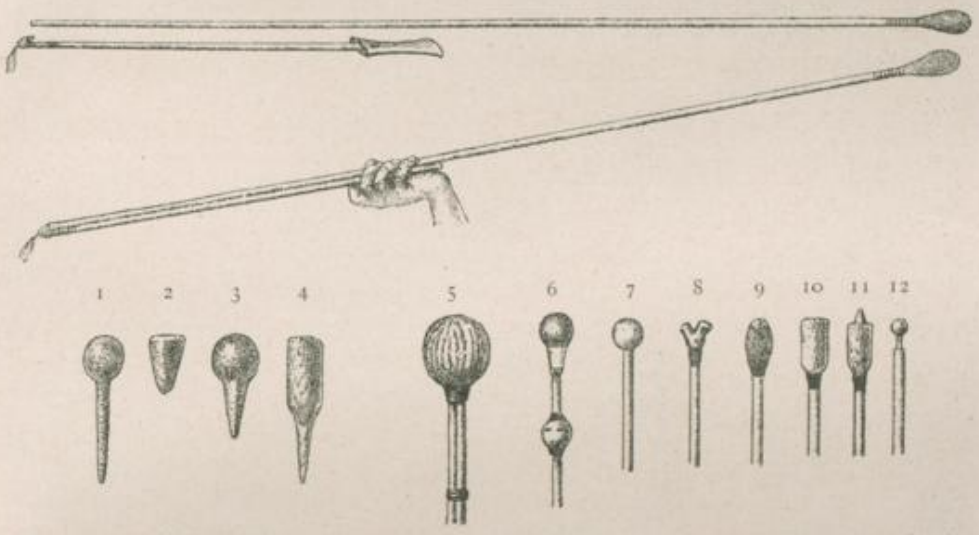
Der letztere nun ist es, bei welchem wir die Entwicklung der einfachen Wurfmaschinen verfolgen können. Als eines der ältesten Werkzeuge dieser Art ist das Wurftau zu bezeichnen, welches vornehmlich auf Neukaledonien vorkam (vergl. die oben stehende Abbildung und die Tragweise der Wurftaues im Kopfputz auf der Tafel, sowie unter den Speerwerfern Fig. 6), das aber auch noch in die klassische Zeit hineinreicht. Ob dieses Instrument älter ist, als das gleich zu erwähnende Wurfbrett, müssen wir zunächst dahingestellt sein lassen. Ich glaube es nicht, weil die Art dieses Werfens schon als ziemlich frei bezeichnet werden muß. Diese Wurftaue oder Wurfriemen waren an dem einen Ende mit einem Knoten versehen und liefen am anderen Ende in eine runde Schleife aus. Zum Gebrauche wurde der Zeigefinger der rechten Hand durch die Schleife gesteckt, der Wurfspeer mit diesem Finger und dem Daumen in der Mitte ergriffen und dann die Schnur mit dem Knoten einmal um den Schaft des Speeres, hinter einem hierzu am Speere angebrachten Knopfe oberhalb der Hand gelegt. Wird der Speer nun geschleudert, so erhält er durch die Schnur, die als Hebel dient, größere Wurfkraft, die Schnur löst sich, bleibt aber am

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Entlaufener englischer Matrose, naturalisierter Wilder von den Markesasinseln mit der Schleuder. Nach Langsdorff

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zeigefinger hängen, und der Speer fliegt ab. Auf 30—40 Schritte verfehlen die Neukaledonier ihr Ziel selten und werfen sie mit einer solchen Gewalt, daß auf eine Entfernung




Wurfbrett, Wurfbrettanwendung und Wurfpfeilspitzen südcentralbrasilianischer Tupistämme
Nach Carl von den Steinen

von 15—20 Schritt die ganze Spitze noch durch einen 4 Zoll dicken Pfahl hindurchdringt. Auf eine Entfernung von 60—80 Schritt werfen sie dagegen selten, obgleich sie den Speer bis auf 250—300 Fuß zu werfen vermögen.

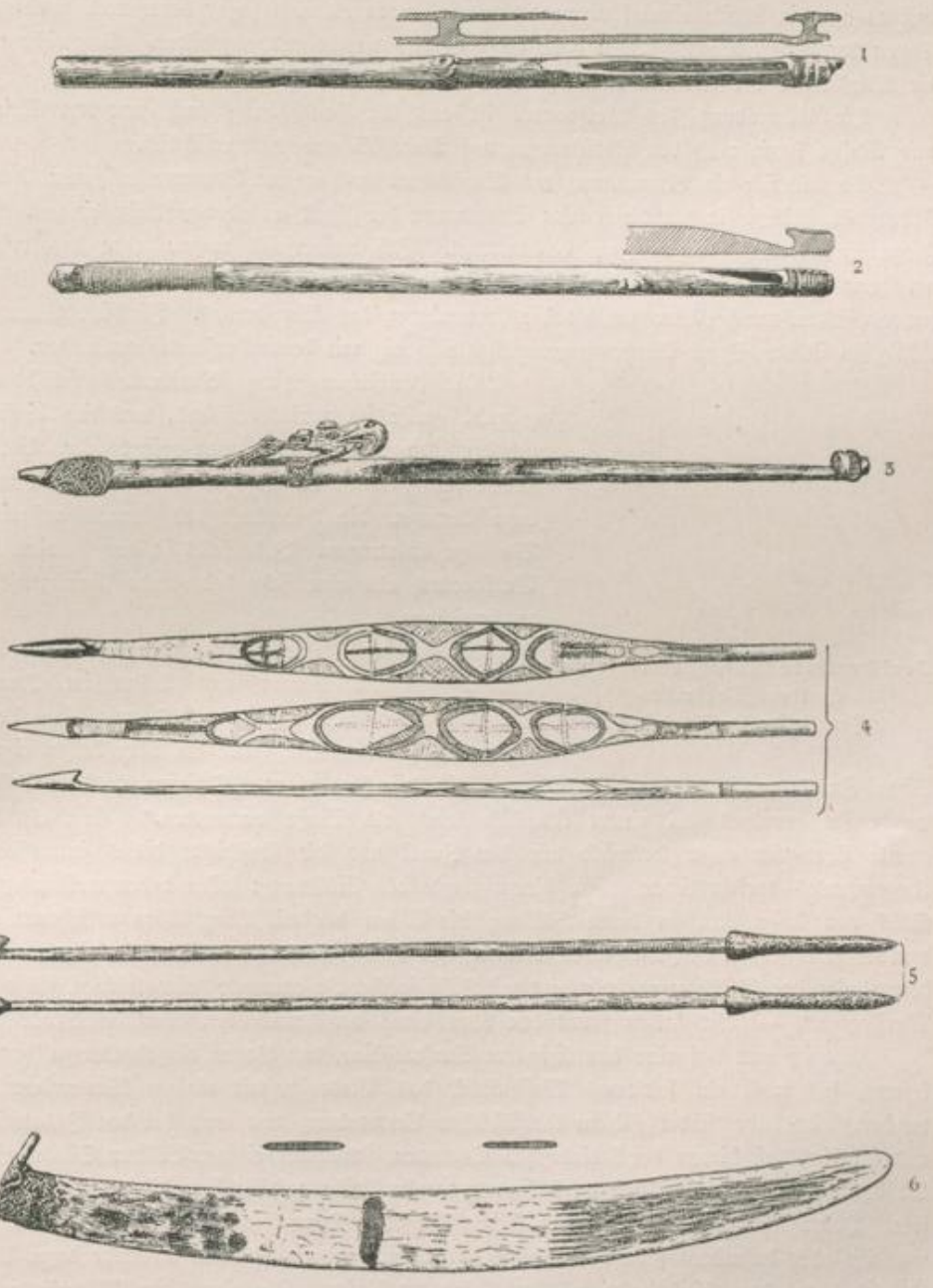
Ist es immerhin möglich, das Wurftau als ein vereinzeltes Vorkommen zu bezeichnen, so ist dies hinsichtlich des Wurfbrettes ausgeschlossen. Die Verbreitung des Wurfbrettes ist

Eskimo mit dem Wurfbrett
Nach Mason

eine sehr beträchtliche, dokumentiert sich aber als ein Relikt aus den ältesten Kulturformen der Menschheit. Es ist heimisch gewesen bei allen neuholländischen Stämmen, kommt vereinzelt noch in der Südsee vor, befand sich im Besitztume der Tupi des südlichen Amerika, sowie der Inkakrieger, war in verschiedenen Formen vertreten bei vielen Völkern des mexi-

Neukaledonier mit Wurftau am Kopfputz
Nach Cook

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

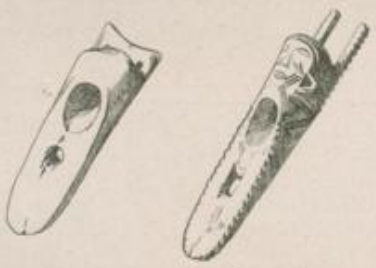



Ozeanische Wurfbretter
Nach von Luschan. Alle im Berliner Museum
1. Ulea, Centralkarolinen; 2. Pelau; 3. Neuguinea; 4—6. Neuholland

kanischen Kulturkreises, ist heute noch Gemeingut der Eskimos und einiger Nachbarstämme und war im prähistorischen Europa anscheinend nicht unbekannt. Ich werde gleich zeigen, daß es auch in Afrika einmal verwendet wurde, wenn es nicht sogar heute noch vorkommt. Typen der verschiedenen Formen habe ich vor- und nachstehend abgebildet. Vergleiche auch die Wurfbretter der Amerikaner nach Ratzel Seite 261.

Die Anwendung des Wurfbrettes ist aus der Handhabung nach von den Steinen und Mason sowie nach den Abbildungen auf Seite 55 und 257 ersichtlich.

So wie sich die Verwendung des Wurfbrettes nach unsern Speerwerferfiguren 3 und 5 darstellt, schließt sie sich direkt dem Speerwurfe der Fig 2 an oder geht ihr voraus. Die Frage ist allerdings schwer zu beantworten. Ich meinerseits nehme eher das erstere an, denn ich kann der geographischen Verbreitung gemäß keine Form des freien Speerwurfes finden, welche älter ist als die Anwendung des Wurfbrettes. Ist diese Annahme richtig, so ist der Speer überhaupt ziemlich gleichzeitig mit dem Wurfbrette entstanden.



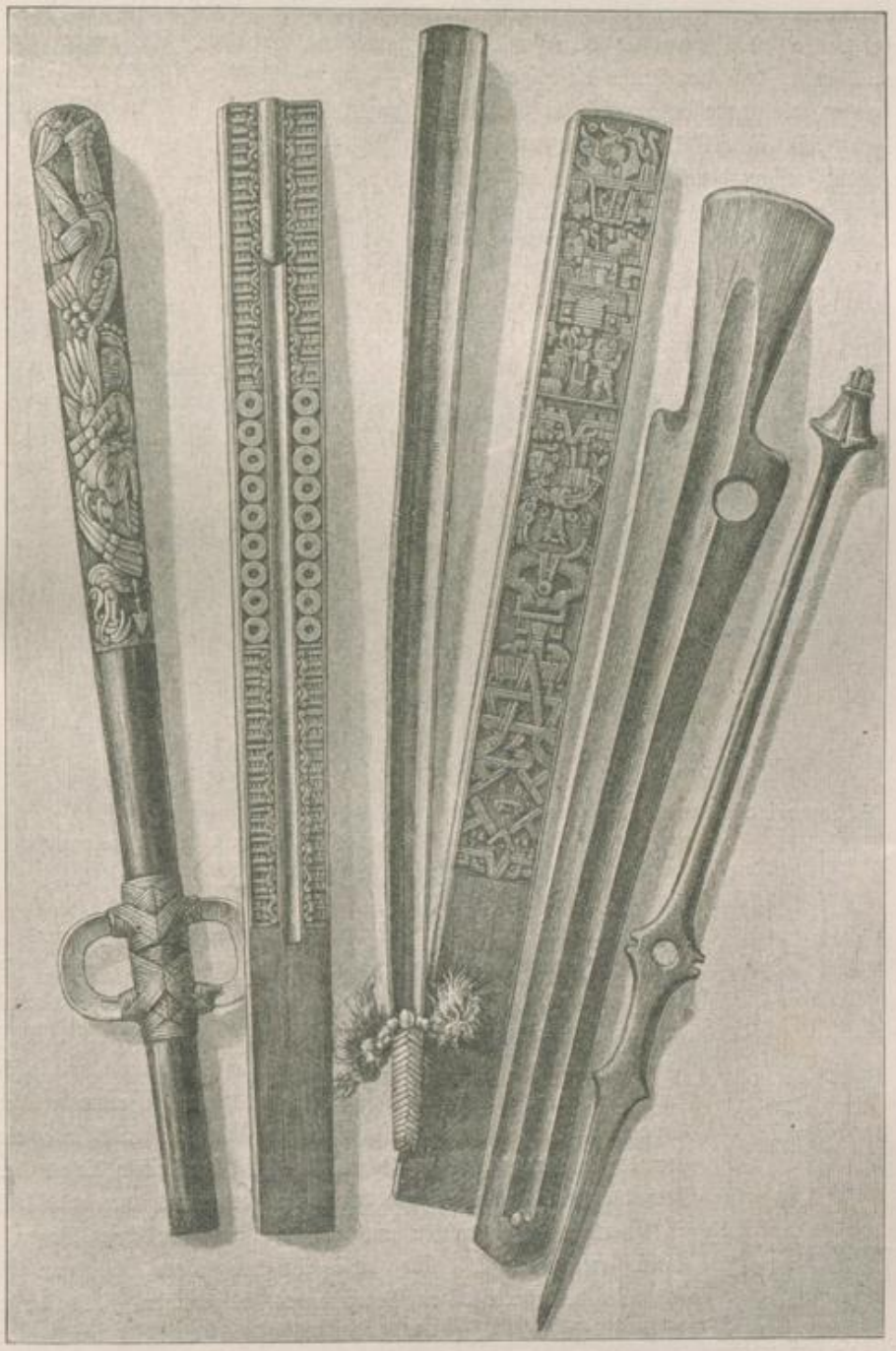
Verkümmerte Wurfbrettformen
Centralsüdafrikas
Im Besitze des Verfassers

Die Entstehung des Wurfbrettes selbst angehend, greife ich zurück auf das, was ich hinsichtlich der Übung des Armes oben gesagt habe. Völker, welche sehr gewiegt im Werfen waren, konnten wohl dazu kommen, die Hebelkraft des Armes auf einen Stab zu übertragen. Jedenfalls ist der Gewinn des Wurfbrettes als eine sehr bedeutende Errungenschaft zu bezeichnen.

Nebenstehend bilde ich 2 Gegenstände aus dem Gebiete zwischen Djuma und Lulua im Innern des westlichen Afrika ab. Als mir das erste Stück übersandt wurde, war ich über dessen eigentlichen Zweck um so mehr im unklaren, als beigefügt war: „Instrument der Träger, welche sie eventuell bei einem Überfalle auch als Waffe verwenden.“ Erst als das zweite Exemplar anlangte, ward mir der Zweck und die Geschichte dieses interessanten Instrumentes verständlicher, denn hierzu folgte als Erklärung: „Sie haben meistens zwei Stück von dieser Art, in deren Höhlung die Enden der mit Längsstäben versehenen, auf dem Kopfe ruhenden Traglast gesteckt werden. Ein in den Wäldern zwischen den Strömen sich herumtreibender Volksstamm schleudert mit Hilfe solcher Instrumente seine leichten, hölzernen Wurfspeere.“ — Wir haben somit den Rest eines verschwindenden Wurfbrettes vor uns.

Ehe ich nun auf eine kompliziertere Wurfmaschine, den Bogen, eingehender zu sprechen komme, soll noch ein seltsames Waffenstück, das Blasrohr, mit einigen Worten erwähnt werden. Dasselbe findet sich in thatsächlicher Verwendung nur noch bei den Indonesiern und im Anschluß hieran bei südindischen Stämmen, sowie bei einigen Völkern Südamerikas. Ob dasselbe jemals eine besonders hervorragende Rolle gespielt hat, dürfte zu bezweifeln sein. Jedenfalls gehört es zu den niederen Waffen. Denn sein Zweck ist, nicht etwa eine wuchtige oder besonders scharfe Waffe zu befördern, sondern es dient vielmehr dazu, kleine Giftpfeile aus dem Hinterhalte auf den Feind zu blasen. Die eigentliche Giftwaffe gehört aber zu jenen kriegerischen Werkzeugen, welche der Jagd entstammen und zwar der Jagd, welche den Gegner weniger durch Kraft und Intelligenz als durch gewissermaßen gemeine Grausamkeit und Hinterlist zu überwinden weiß.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main




Amerikanische Wurfbretter

1. Wurfbrett, wahrscheinlich mexikanisch, mit zum Teil ergänzten Ösen aus Muschelschalen, teilweise vergoldet; 2 und 4. Mexikanisches Wurfbrett aus Tlaxiaco, Vorder- und Rückseite; 3. Wurfbrett aus Antioquia, Columbia; 5. Wurfbrett der Eskimo von der Barrow-Spitze; 6. Altes Wurfbrett, wahrscheinlich von den Tupi, Brasilien. Nach Friedrich Ratzel

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

## 3. Die Geschichte des Bogens

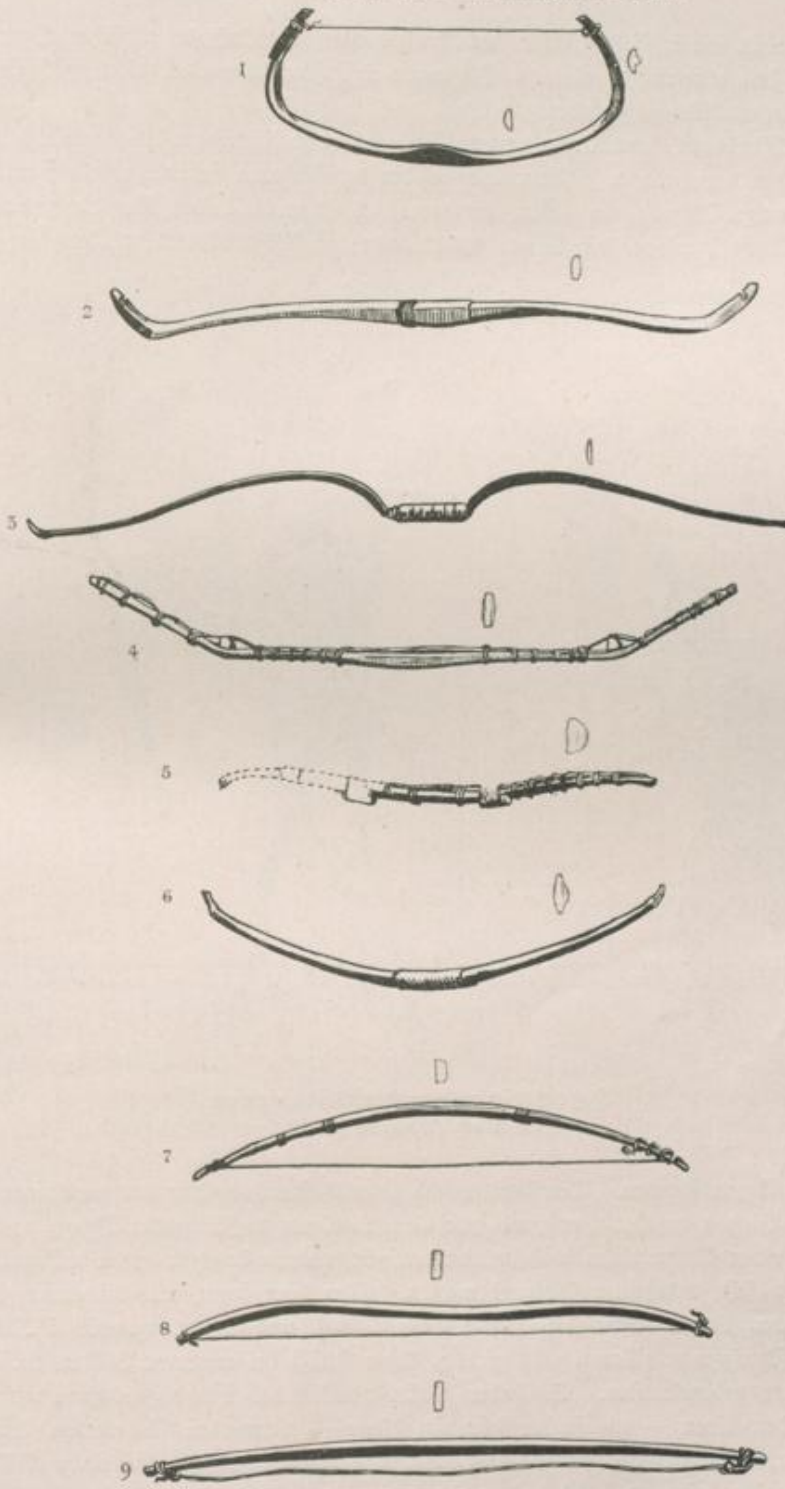
Wir gelangen nunmehr zu einer Waffe, welche historisch hochbedeutsam ist, zu einer Waffe, welche die Naturvölker direkt mit den Kulturvölkern verbindet. Ich werde sogleich zeigen können, daß der Bogen diejenige Waffe ist, welche die weitesten historischen Ausblicke gewährt. Es ist im Laufe der letzten Jahre eine ganz außerordentlich beträchtliche Fülle

Südamerikaner mit dem Blasrohr
Nach Creveaux

Phillipiner, mit dem Blasrohr
Nach Photographie

Verschiedene Arten des Bogenspannens
Nach Morse

von Arbeiten über die Entwicklungsgeschichte des Bogens erschienen, welche uns seine Probleme näher gerückt haben. Den Anfang machte Friedrich Ratzel mit einer Studie über den afrikanischen Bogen sowie einem Anhang über die entsprechenden Waffen bei einigen ozeanischen Stämmen. Dann traten Balfour und von Luschan mit Studien über den asiatischen Bogen hervor, Hermann Meyer behandelte die südamerikanischen Bogen, Mason publizierte einen Katalog nordamerikanischer Bogen, ich selbst bearbeitete dieses Gerät, soweit es bei Ozeaniern und Afrikanern vorkommt, und endlich hat in allerletzter Zeit Adler uns für die nordasiatischen Bogen zu interessieren gewußt. Alle diese Arbeiten haben viel zum Verständnis des betreffenden Gegenstandes beigetragen. Und da nun diese Waffe das erste Gerät des Menschen darstellt, welches der ethnologischen Wissenschaft den Mut eingeflößt hat, einmal mehr die Sache selbst als die Träger derselben zu beobachten, so werden wir

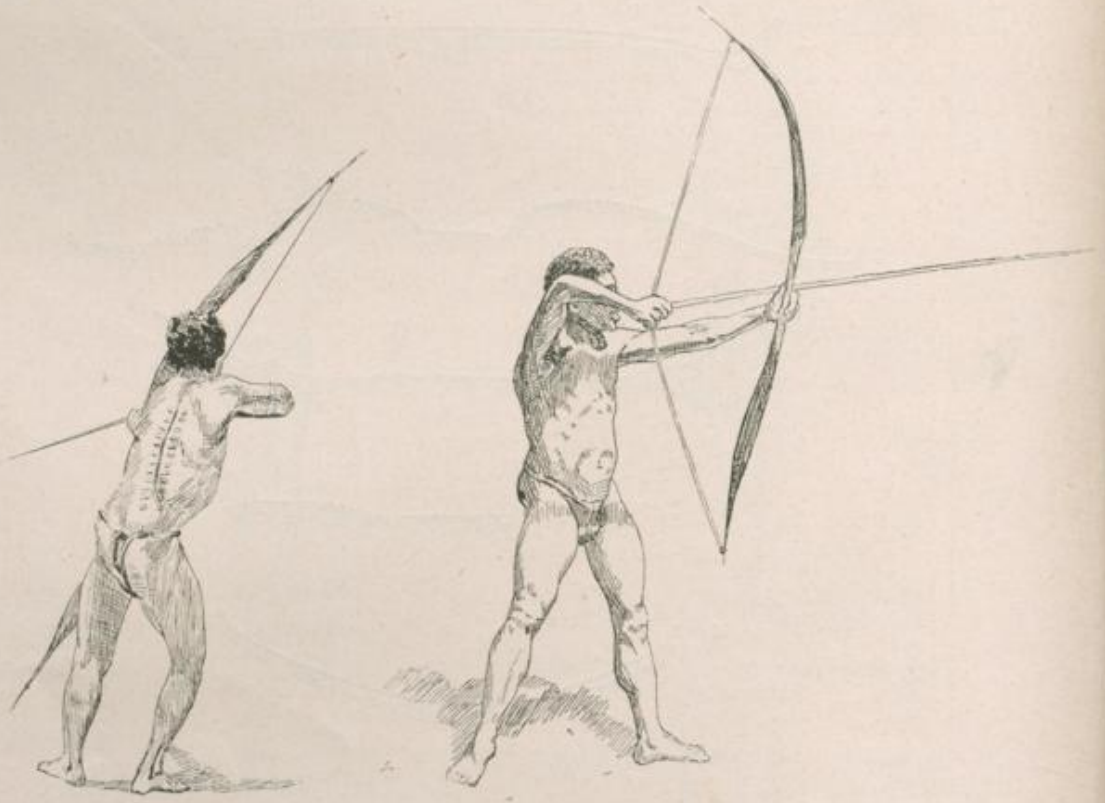


Eine Serie asiatischer Bogen aus Innerasien und Nordamerika

1. Aus Turkestan; 2. Baschkiren; 3. Eiserner Bogen ungenauer Provenienz; 4. Eskimo Alaska; 5. Eskimo Hudson Bai; 6. Hupa Kalifornien (unbespannt); 7. Utah, die gleiche Bogenform bespannt; 8. Dakota-Sioux; 9. Bogen der Steppenindianer. 1 und 2 zusammengesetzt; 3, 4, 5, 6 mit Sehnen auf dem Rücken verstärkt; 8, 9 Holzbogen. In $^1/_{15}$ der natürl. Größe. — Aus der Sammlung des Verfassers

uns gerade in einer Weltgeschichte des Krieges nicht der Aufgabe entziehen können, den Gegenstand des näheren zu erörtern. Ich werde einen Versuch machen, die Einzelforschungen zu einem Gesamtbilde abzurunden.

Der Pfeilbogen, sowohl vom geographischen als vom historischen Standpunkte betrachtet, nimmt bei den verschiedenen Völkern und auf den verschiedenen Gebieten eine außerordentlich verschiedenartige Stellung ein. Wir vermögen dies schon in kleinen Punkten zu erkennen. Hat doch Morse bewiesen, daß in großen Gebieten die Völker Mann für Mann in gleicher

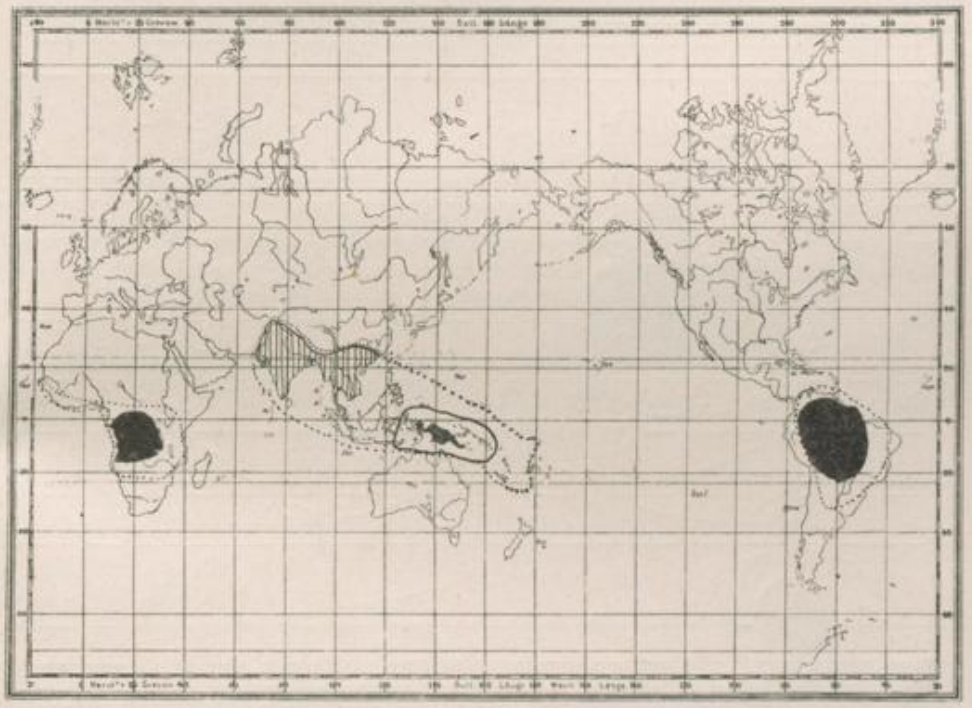


Bogenschützen von den Andamanen
Nach Photographie

Weise den Bogen spannen. Die Gebiete sind ziemlich streng voneinander zu trennen. Die Form des Bogens angehend, erkennen wir viele Hunderte verschiedenster Typen, von denen die einen einen kümmerlichen und minderwertigen, andere dagegen einen außerordentlich starken und fast imposanten Eindruck machen. Man kann sagen, alle bei einem Stamme vorkommenden Bogen hätten die gleiche Gestalt, Kraft und Bedeutung. Es ist das aber nicht sehr scharf zu präzisieren. Es giebt z. B. in Afrika bei mehreren Völkern verschiedene Bogenformen nebeneinander. So haben Völker nördlich des Kongo zwei ganz verschiedene Typen. Den einen — es ist der sehr viel ältere — verwenden sie nur auf der Jagd, den anderen dagegen nur im Kriege. Nun ist aber zu bemerken, daß einige Völker den Bogen eingehen lassen, während andere ihn bevorzugen und weiter ausbilden. Man kann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

im allgemeinen sagen, daß die Völker, welche sich von der Verwendung des Bogens zurückziehen, nur noch gar jämmerliche Exemplare dieser Waffe besitzen, während sie überall, wo sie mehr und mehr in den Vordergrund tritt, an Gewalt und Kraft und sorgfältiger Herstellung gewinnt. Sehen wir nun ganz davon ab, daß der Bogen, was thatsächlich der Fall ist, heute im Verschwinden begriffen ist, und berücksichtigen wir vielmehr die Geschichte des Bogens in den verschiedenen Erdteilen, wie sie sich nach allen Daten und Forschungen darstellt, so ergiebt sich ein verhältnismäßig großartiges und einheitliches Bild. Ich habe ver-



Kartenskizze der Verbreitung der typischen Merkmale des „äquatorialen Bogens"
Die wichtigsten Gebiete geschlossener Verbreitung sind schwarz angelegt. Die punktierten Randlinien geben den weiteren Kreis der Verbreitung zumal in Ozeanien an, wo noch im Speziellen auf die Beziehung zum südostasiatischen Kugelbogen hingewiesen werden soll, dessen Vorkommen durch ein hochschraffiertes Feld angedeutet ist. — Entwurf des Verfassers

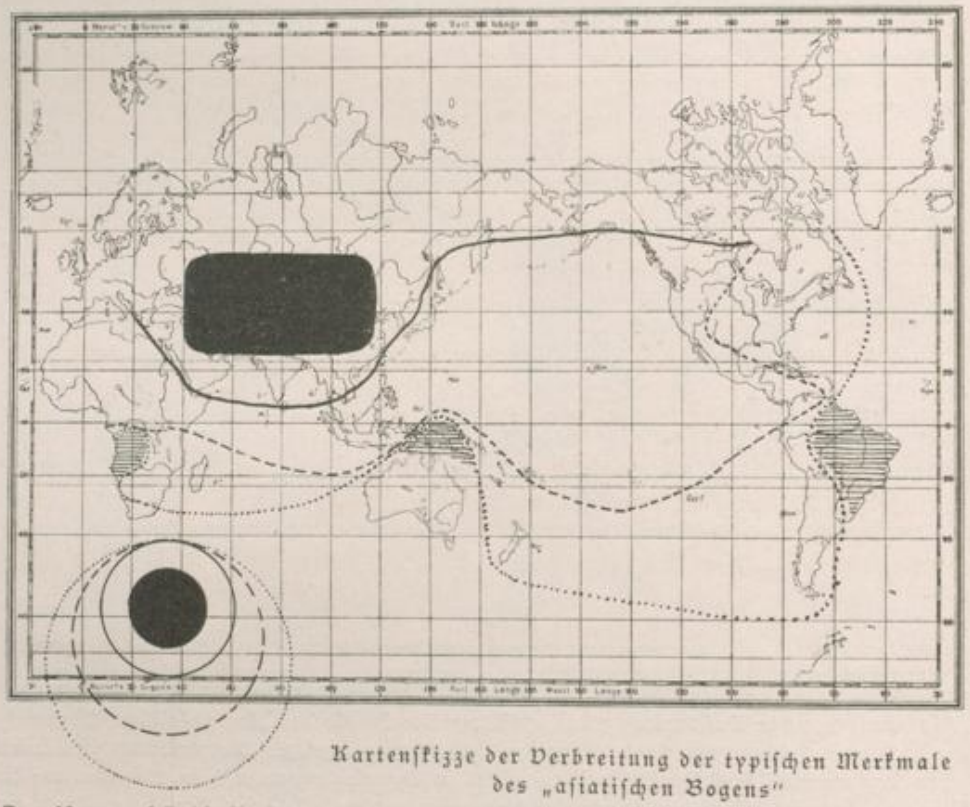
sucht, dasselbe auf den beifolgenden Karten allgemeinverständlich wiederzugeben, muß zunächst aber dem Leser die großen Züge der Bogengestaltung vorführen.

Es giebt auf der Erde zwei verschiedene Bogenformen. Die eine will ich schlechthin als die „äquatoriale", die andere dagegen als die „asiatische" bezeichnen.

Der äquatoriale Bogen besteht aus einem ca. mannshohen, im Ruhezustande geraden oder wenigstens fast geraden Bogenstabe, welcher nur zur Zeit der Benutzung mit der Sehne versehen ist. Die Sehne ist meist ebenso lang wie der Bogen selbst, erreicht allerdings zuweilen diese Länge nicht, während sie dagegen anderweitig, z. B. auf dem holländischen Neuguinea, den Bogenstab wieder an Länge übertrifft. Das Merkwürdigste an diesem Bogen ist die Befestigung der Sehne. Damit dieselbe nämlich fest lagert, ist auf der Spitze

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein Wulst aufgezwängt, welcher den Sehnenbügel verhindert, während der Bogen gespannt ist, zu weit vom Ende weg der Mitte zu über das Holz hinzugleiten. Derartige Sehnenlager aus den verschiedenen Gebieten habe ich nachfolgend zur Abbildung gebracht. Teilweise sind Wülste aus Stuhlrohrgeflecht (3. 6. 10.) oder Baumwollfäden (7.), dann Holzknöpfe (2, 9.) übergeschoben, oder eine Scheibe aus Kürbisschale mußte diesem Zwecke dienen (12.), oder auch die Knöpfe wurden gleich am Bogenholz festgeschnitzt (1, 4, 5, 8, 13), oder endlich über die festen Holzknöpfe wurde noch ein Rottangmantel gezogen (11.).



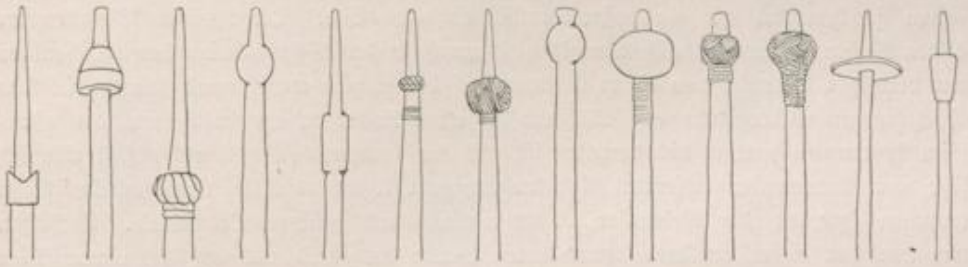
Kartenskizze der Verbreitung der typischen Merkmale des „asiatischen Bogens"

Das schwarze Feld die Region der Entstehung, der Herd. Die Linien deuten die Schwemmgrenzen an. Bis ———— die Verbreitung des vollendeten asiatischen Bogens. Bis – – – – – – – die Wanderschaft einzelner ausschlaggebender Merkmale, sei es in der Biegung, sei es in der Verstärkung. Bis ..... die Ausdehnung, vereinzelter, kümmerlicher Merkmale, die nicht mehr konstruktiv sondern nur noch traditionell sind. — Die Kreiszeichnung ein Schema. Entwurf des Verfassers

Der Grund dieser Verstärkung der Bogenenden muß notgedrungen auf eine Eigenart der Sehnen dieser Bogen zurückgeführt werden. Diese Sehnen bestanden nämlich aus einer mehr oder weniger unbiegsamen und schwerfälligen, jedenfalls sich nicht allzu fest anschmiegenden Pflanzenfaser. Am häufigsten ist bei diesen Sehnen Verwendung von Bambus, Stuhlrohr, Rindenfaser. Sehnen aus tierischen Stoffen werden bei den äquatorialen Bogen sehr selten verwendet. Sobald sich die Sehne aus tierischer Faser dem Gebiete der äquatorialen Bogen nähert, verschwindet derselbe und macht dem asiatischen Bogen Platz.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der asiatische Bogen besteht dem gegenüber zumeist aus einem Holzstabe, welcher mit Stoffen aus Tierfasern montiert ist. Dieser Bogen ist ein sehr kompliziertes Gebilde. Obenstehend ist das Typischste aus der Form und der Verwendung dieser Bogen abgebildet Da




Sehnenwülste äquatorialer Bogen
1. Südsiam; 2. Tanembar; 3. Holländisch-Neuguinea; 4. Kaiser-Wilhelmsland; 5. Holländisch-Neuguinea; 6. Salomonen; 7. Cayapo (Südamerika); 8. Djunca-Quango; 9. Sankuru-Kassai; 10. Kassai; 11. Sankuru-Losnami; 12. Lualaba; 13. Westliche Ubanghi

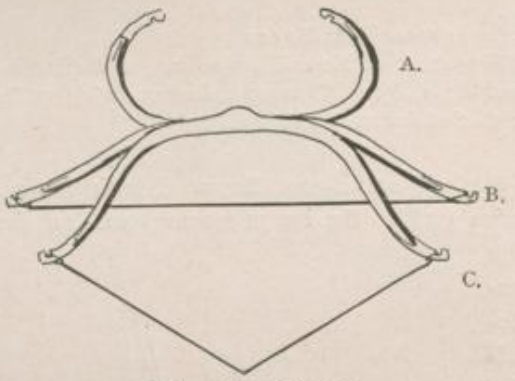
tritt die Eigenschaft der großartigen Federkraft deutlich vor Augen. Ist die Waffe nicht gespannt, so schlagen die Arme nach außen zurück. Um ihn zu spannen, was ein ziemlich kompliziertes Verfahren darstellt (siehe die Abbildung eines griechischen Bogenspanners auf Seite 268), muß der Bogen vollkommen anders herum zurückgedrückt werden. Jetzt ist der Bogen bespannt, nun muß er erst noch gespannt werden. Diese außerordentliche Kraft des innerasiatischen Bogens ist auf seine kunstreiche Konstruktion zurückzuführen. Seine Außenseite ist nämlich mit Stoffen versehen, welche eine hervorragende Federkraft besitzen. In eine äußere Rinne werden lange Hornstreifen gelegt, dann werden Sehnen darüber gedeckt und das Ganze wird, um es in einen einheitlichen Guß zu bringen und um es vor Nässe zu schützen, mit Birkenrinde, Haut, Faden, Lackschichten ꝛc. überzogen. Die Sehne dieser Bogen, deren Herstellung Jahre in Anspruch nimmt, weil jede der Länge nach auf den Rücken gelegte Sehnenschicht erst vollkommen trocknen muß, bevor die nächste folgen kann, besteht naturgemäß stets aus einem sehr festen Stoffe, nämlich

Bogenschütze aus Bogadjim, Neuguinea
Mit äquatorialen Bogen und Schild, der ursprünglich asiatischer Gestalt in einen Bogenschild umgewandelt wurde. — Nach Photographie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

abermals aus Sehnen, welche in Schnuren gezogen sind. — Im Gegensatz zu den äquatorialen Bogen sind die ursprünglichen Typen des asiatischen Bogens verhältnismäßig klein.

Nehmen wir nun die Stellen auf der Erde, auf welchen diese beiden Bogenformen heute noch aktuell sind oder wenigstens vor dem Eingreifen der europäischen Kultur aktuell waren, so bemerken wir ein außerordentlich einfaches Bild. Die typischen Gestalten der beiden Waffen kommen nämlich niemals gleichwertig in der Nähe voneinander vor, sondern wir vermögen vielmehr, von einem Centrum auf das andere marschierend immer dieselben Erscheinungen wiederzuerkennen. Während der asiatische Bogen nur im Innern des asiatischen Kontinentes heimisch und vertreten ist, tritt der äquatoriale Bogen uns auf 3 räumlich sehr weit voneinander entfernten Gebieten entgegen: 1. im westlichen Centralafrika, 2. im centralen Ozeanien oder Melanesien, 3. im centralen und östlichen Südamerika. Verfolgen wir nun von einem der drei letzterwähnten Punkte ausgehend und auf das innere Asien



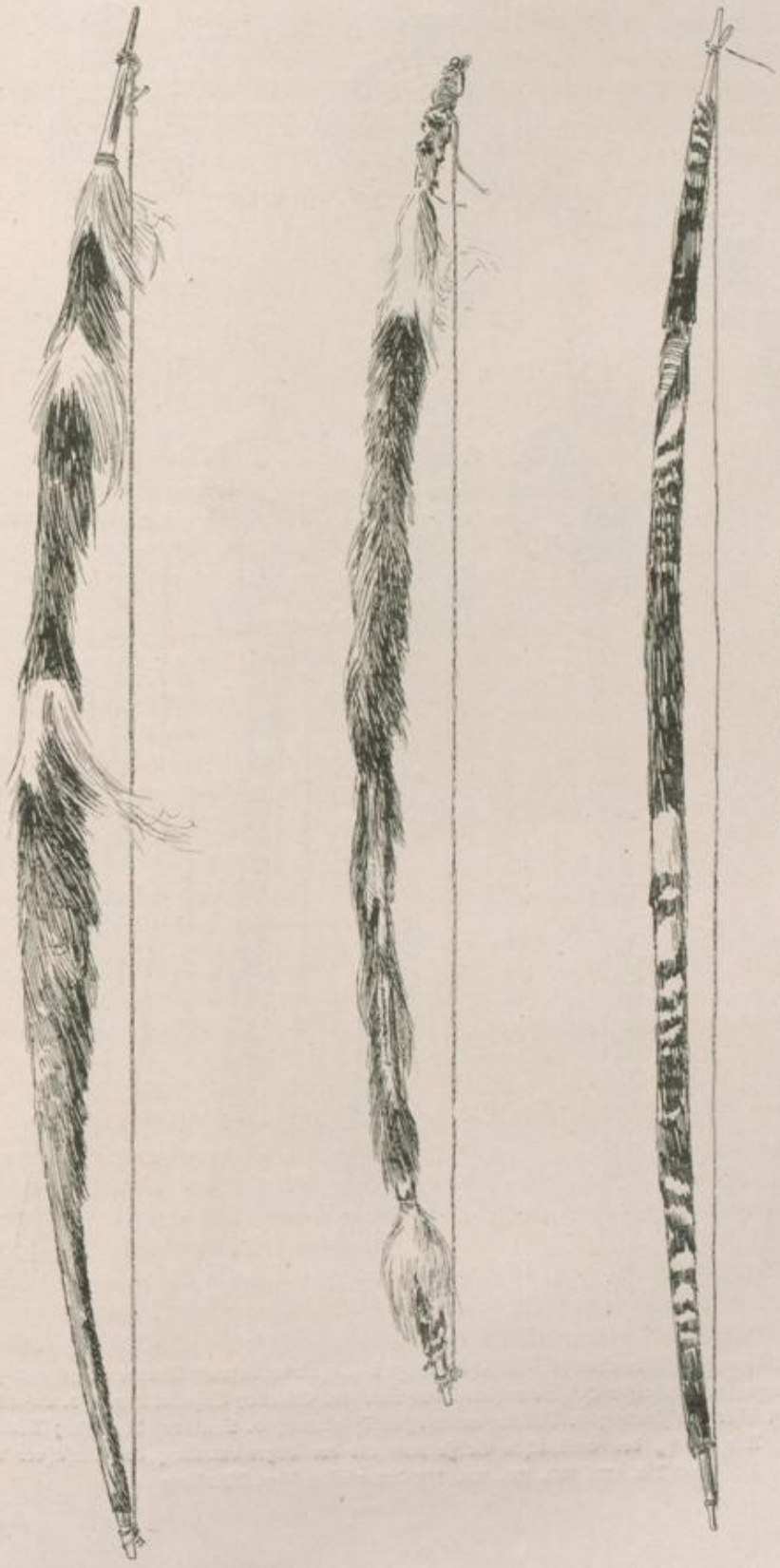

Asiatischer Bogen
A. abgespannt; B. bespannt; C. gespannt

Griechischer Bogenspanner von alter Vase
Der Mann spannt den Bogen nicht, er bespannt ihn
Nach Jähns

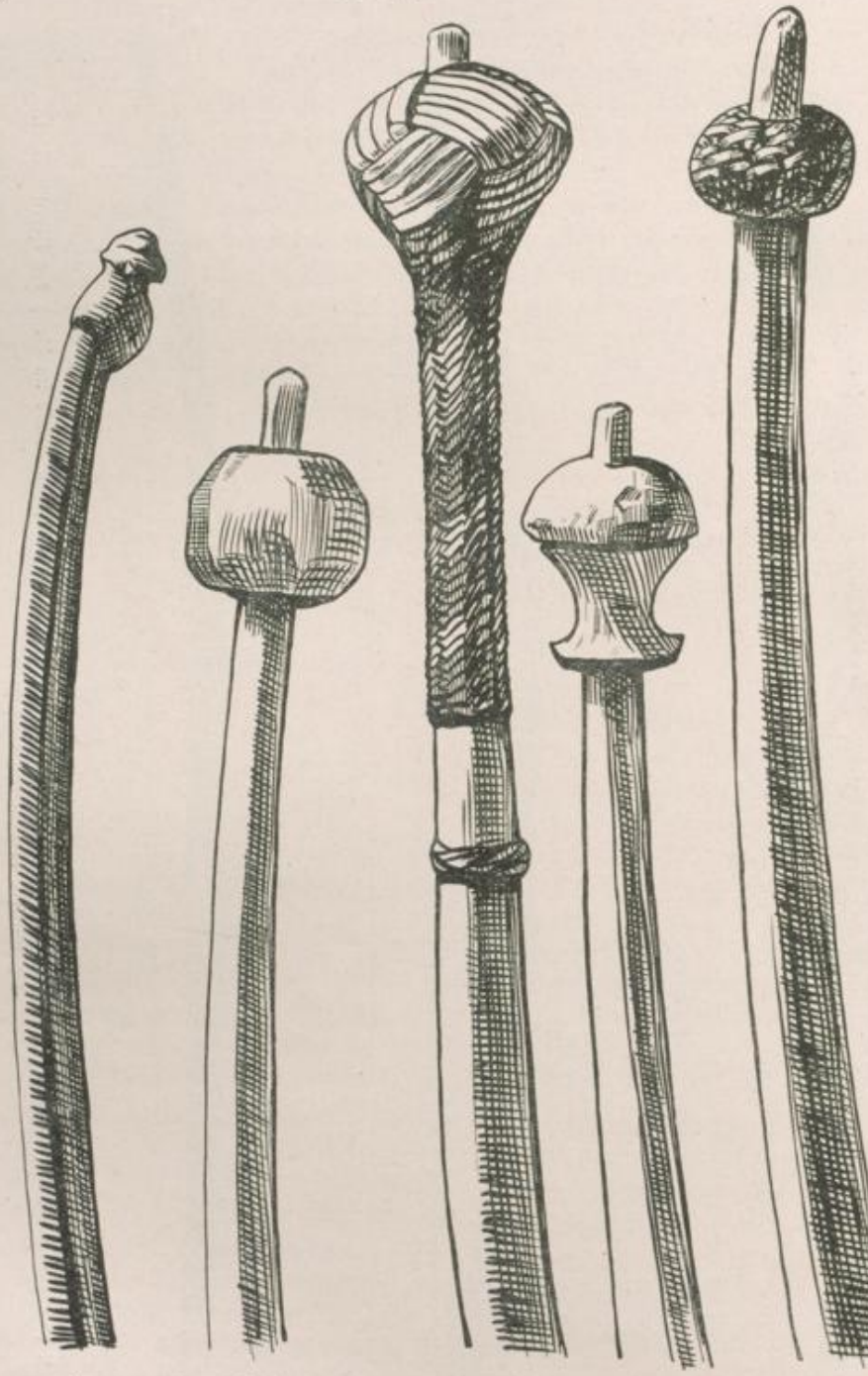
zumarschierend die Entwicklung der verschiedenen Bogen, welche uns auf diesem Gebiete begegnen, so wiederholt sich einmal wie das andere Mal dieselbe Folge der Thatsachen. Zuerst verkümmert der äquatoriale Bogen, er nimmt eine charakterlose Gestalt an, statt der Pflanzensehne tritt eine Tiersehne auf, die Wülste verschwinden, der Bogen wird kleiner. Im nächsten Stadium kommt ein Gebiet, in dem der Bogen überhaupt fehlt. Wo er aber vorhanden ist, da zeigt er kaum mehr äquatoriale Merkmale, sondern nur noch, wenn auch verkümmerte, Symptome asiatischer Verwandtschaft: Etwa die Biegung oder Einhängung der Sehne nach asiatischer Art (in Kerben von außen) oder Sehnen und Fellumwicklungen oder asiatische Namen ꝛc. Und je mehr wir uns dem centralasiatischen Herde nähern, desto deutlicher tritt die Affinität hervor.

Es drängt sich uns die Vermutung auf, daß der äquatoriale Bogen einst ein großes zusammenhängendes Gebiet beherrscht habe. Diese Vermutung wird durch vielerlei bestätigt. Ich habe den Gang der Entwicklung auf der zweiten Karte, Seite 266, möglichst verständlich zu machen gesucht. Das untere Kreisbild zeigt die Entwicklung schematisch. Der schwarze Kreis bedeutet das Gebiet, welches als Herd und Heimstätte des asiatischen Bogens wohl in Anspruch genommen werden darf. Hier ist er in seiner vollendetsten typischen Gestalt erhalten. Der erste Linienstrich zeigt, wie weit der asiatische Bogen in seiner fast

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



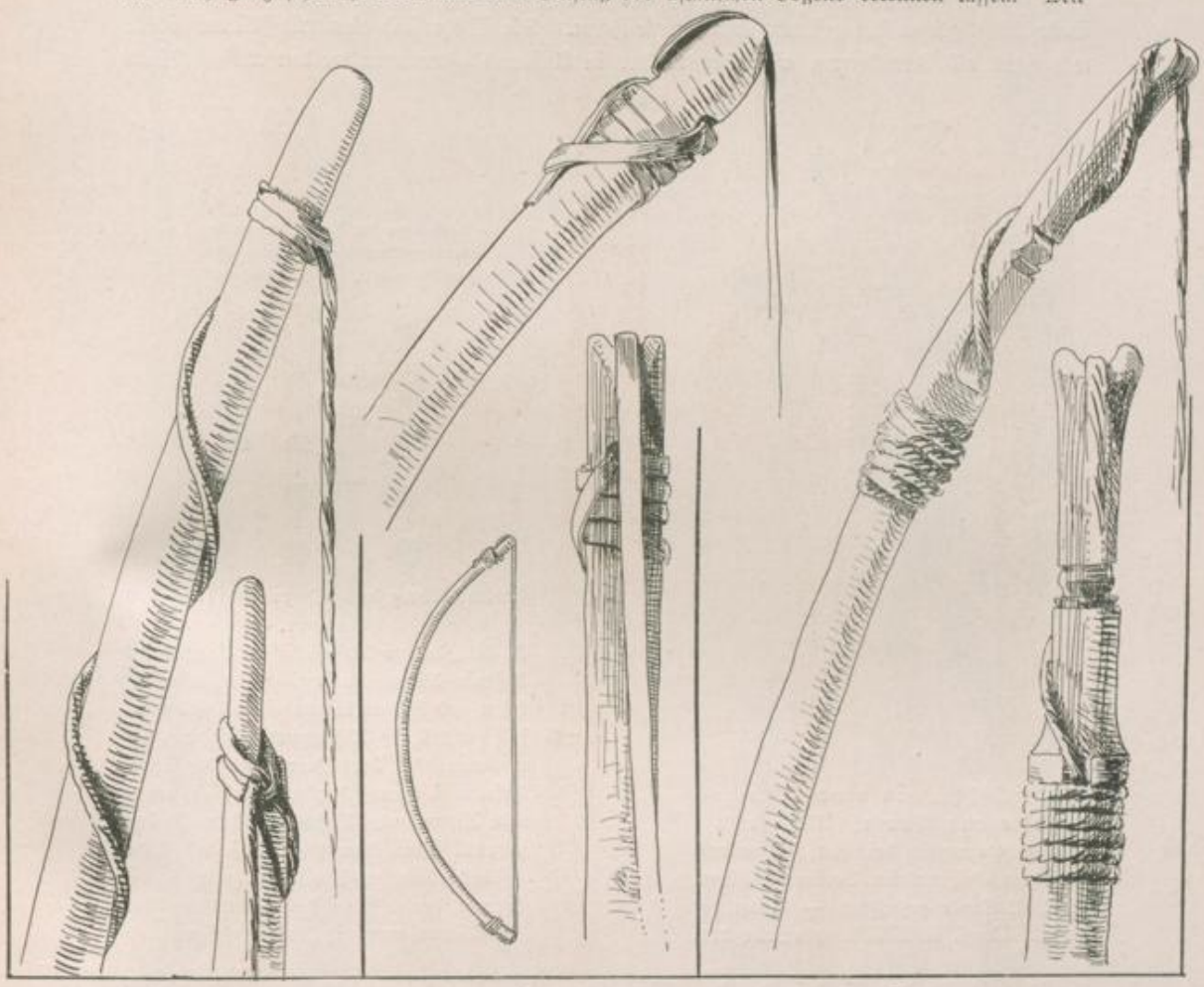
Drei Bogen vom Bussera im Innern Afrikas
Äquatoriale Gestalt (nur zum Gebrauch bespannt). Asiatisches Merkmal: Fellumwicklung. Die beiden äußeren Stücke im Besitz des Herrn Grillet, das mittlere in dem des Verfassers




Fünf Bogenenden innerafrikanischer Bogen „äquatorialer" Verwandtschaft
1. Vom Quango, festgeschnitzte Holzknoten; 2. Vom Sankuru, Ostseite; Elfenbeinknauf; 3. Lusambo-Rotanggeflecht über Holzknoten; 4. Bakoto; aufgesetzter Holzknauf; 5. Sankuru, Norduf er; Rotanggeflechtwulst. Alle in $^2/_3$ der natürlichen Größe und aus der Bogensammlung des Verfassers und zwar No. 122, 140, 100, 106, 139 der afrikanischen Abteilung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vollendeten Gestalt sich verbreitet hat. Die in Strichen ausgeführte Linie zeigt das Vordringen der einzelnen Symptome (Rückenverstärkung, äußere Gestalt, z. B. in der Mitte eingebogen, Sehnenbefestigung ꝛc.). Nach Süden zu gelangen wir dann in die Zone, in welcher nur noch ganz schwache Merkmale den Einfluß des asiatischen Bogens erkennen lassen. Mit



1 2 3

Enden dreier afrikanischer Bogen der alten asiatischen Form
1. Oberguinea; von der Seite und von innen; 2. Watumba; von der Seite und von innen; ganzer Bogen; 3. Nordostkongo; von der Seite und von innen. 1. und 2. No. 28 und 151 der Afrikanischen Abteilung der Bogensammlung des Verfassers. No. 3. Wiener Hofmuseum, Sammlung Baumann

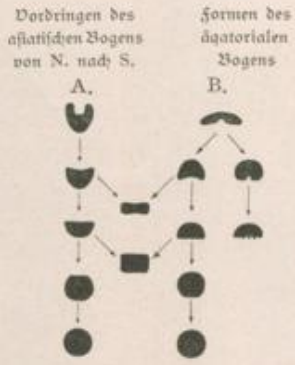
der punktierten Linie ist ungefähr die Grenze seiner Macht und Einwirkung gezogen. Betrachten wir nun die Winkel, welche die punktierte und die in Strichen gezogene Linie lassen, so sehen wir ganz deutlich die Gefilde übrig bleiben, in welchen entweder die Waffe ganz fehlt (der Südrand) oder der äquatoriale Bogen von den Europäern noch als kräftige und allgemein übliche Waffe angetroffen wurde. Es ist das Westafrika, Centraloceanien und Ostsüdamerika.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

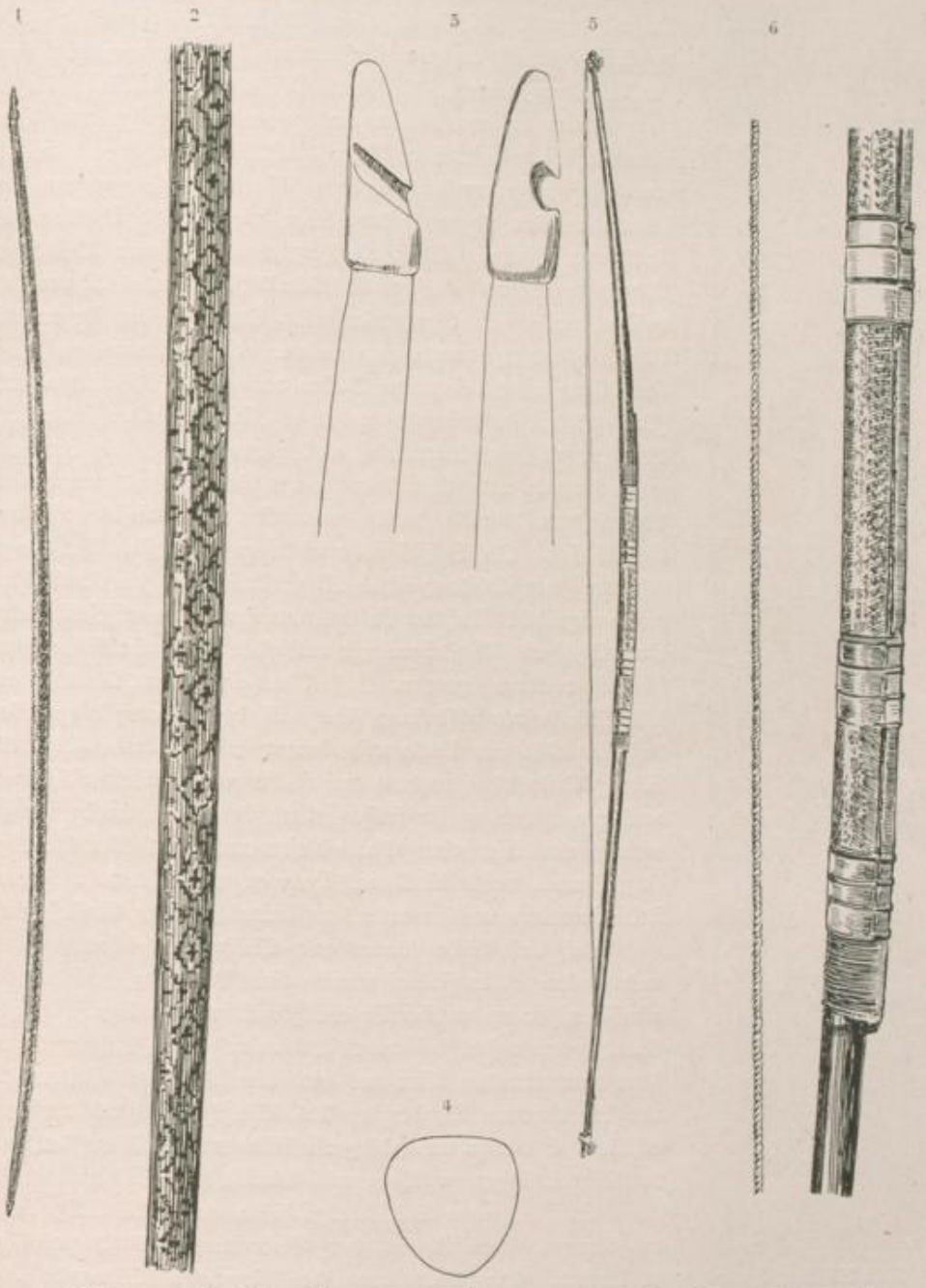
An einigen nebenstehenden, vorhergehenden und folgenden Bildern wolle der Leser ein besseres Verständnis für dieses Bild gewinnen.

Da sind z. B. in Afrika einige Bogentypen, an denen wir die beiderseitige Verwandtschaft deutlich wahrzunehmen vermögen. Drei Bogen vom westlichen Kongogebiet (Abbildung Seite 269) zeigen die gestreckte äquatoriale Form. Die Stäbe sind aber mit Fell umwickelt, was stets als Annäherung asiatischer Kultur in Anspruch genommen werden muß. Thatsächlich läßt sich der Einfluß, der den Sjangastrom heruntergekommen ist, beweisen. Dann sind da die kleinen Typen der Nordkongoform. Siehe die Abbildung Seite 271. Der mittelste von den dreien mit seiner Rottangsehne und in seiner Kleinheit ist der prächtigste Repräsentant der Mischung. Die Sehne liegt fest am Bogen. Daß ist stets ein Zeichen des Einflusses asiatischer Bogen in Gebieten, in welchen der äquatoriale Bogen einstmals geherrscht hat. Gleichzeitig fällt die wunderliche Sehnenbefestigung auf. Die Sehne läuft hier über den Kopf des Bogens. Dieses Merkmal haben alte babylonische Bogen vielleicht schon gehabt. Aus dem Mittelalter ist uns eine Bronzeplatte von Benin erhalten (siehe nebenstehende Abbildung). Sie zeigt dieselbe Sehnenbefestigung. Wir haben hier also ein Relikt aus älterer Zeit. Es hat sich hier am Westrande Afrikas und am Nordrande der Heimatsgefilde des äquatorialen Bogens demnach eine Reihe von Spuren erhalten, welche

Bogenschütze von einer Bronzeplatte aus Benin, Westafrika
Nach Photographie bei von Luschan und nach dem Original im Berliner Museum für Völkerkunde gezeichnet. — Asiatischer Bogen. Vergl. die Abbildungen Seite 271.




Entwicklung des Querschnittes des Bogens.
A Die Formen des asiatischen Bogens mit äußerer Rinne, in welcher ursprünglich Horn und Sehnen lagern. Den Pfeilen zufolge allmählich Abflachung respektive Abrundung. B. Der Querschnitt des äquatorialen Bogens, der ursprünglich innen eine Rinne hat. Abflachung den Pfeilen folgend. Man kann sehen, daß das Ende beiderseits der Kreisquerschnitt ist
Excerpt der afrikanischen Abteilung der Bogensammlung des Verfassers




1—4 Alter mexikanischer Bogen. 5—6 Bogen aus dem nördlichen Südamerika Beide im Mus. Porte de Hal. 1. Der ganze Bogen. 2. ein Stück, welches die zierliche Flechtarbeit des Stuhlrohrmantels zeigt. 3. Ende des Bogens mit Hornaufsatz. Das seitliche Loch führt aus der linken Seite von außen nach innen. 4. Der Querschnitt in der Mitte 5. Der ganze Bogen. 6. Das Mittelteil, welches den außen aufgebundenen Verstärkungsstab trägt



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mit Rückensehnur verstärkter Bogen aus dem nördlichen Südamerika
a) Das Mittelstück, b) Der ganze, Mus. Pore de Hal.

den einstigen Einfluß einer längstverschollenen Form des asiatischen Bogens beweist. Einen assyrischen Bogner aus dem Jahre 730 v. Ch. werde ich in dem Kapitel über die babylonischen Kriege zur Abbildung bringen. Dieser Mann hat einen ähnlichen Bogen.

Einem anderen Gebiete uns zuwendend, treffen wir einen alten Einfluß des asiatischen Bogens auf die oceanische und mittelamerikanische Formwelt einwirkend. Da ist ein Bogen von den Paumotu. Der Bogen ist der gleiche, wie ihn die Tahitier, die Nachbaren, führten. Es ist ein Holzstab mit äußerer Abflachung. Über diese äußere Abflachung läuft ein breites, starkes Schnurband, welches die Federkraft verstärken soll. Dann ist der Bogen mit dieser Schnur zusammen umwunden. Die Umwindung resp. Umwicklung ist an einzelnen Stellen noch mit Fischbein verstärkt. (Siehe näheres in meiner Abhandlung: „Die Bogen der Oceanier.") Von hier aus nach Amerika ist es kein großer Schritt. Im centralen Amerika und seinen benachbarten Gefilden sind verschiedene Bogenformen heimisch, welche nahe Verwandte dieses tahitischen Bogens sind. In Brüssel habe ich einen altmexikanischen Bogen gefunden (siehe Abbidung Seite 273). Er ist ganz fein überflochten, außen abgeflacht. Auf den Enden waren Hornstücke aufgesetzt, welche einen Einschnitt als Sehnenlager enthielten. Das eine dieser Hornstücke ist verloren gegangen. Es soll das ein Bogen „Montesumas" sein. Die äußere Abflachung führt mich dazu, darauf hinzuweisen, daß hier nicht nur Rückenverstärkungen mit Schnuren (siehe Abbildung Seite 274), sondern auch solche mit Holzstabverstärkungen vorkommen, wie ich sie früher schon für die Aruinseln nachgewiesen habe. Wir haben also in diesem centralen Gebiete Amerikas Bogenformen, welche direkt nach Oceanien weisen, d. h. nach jenem Teile Oceaniens, welcher unter dem starken asiatischen Einflusse steht.

Auf diese Weise können wir Stichproben ziehen, wo wir auch wollen. Wir finden überall eine Beziehung zwischen den asiatischen Formen, welcher Beziehungsreichtum uns beweist, daß die Annahme einer strahlenförmigen Ausbreitung der asiatischen Bogenform vom centralen Asien aus eine berechtigte ist. Indem wir nun die einzelnen Wanderzüge des asiatischen Bogens verfolgen, erhalten wir das zusammenhängende Bild, welches ich auf der Karte deutlich vor Augen zu führen mich bemüht habe.

Es ist also ein Stück Weltgeschichte, ein Stück Weltgeschichte des Krieges, welches aus der Verbreitung des Bogens hervorleuchtet. Die Ausdehnung des siegreichen Momentes, des asiatischen Bogens wird uns aber auch zu einem wichtigen Fingerweise.

Diejenigen Leute, welche die Viehzucht und den eigentlichen Ackerbau von den Hochebenen Asiens in die Plantagengebiete der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

großen Stromthäler des Euphrat, Indus ꝛc. trugen, diese Leute, welche der Kultur den Wagen erobert haben, die müssen auch den asiatischen Bogen in die Thalwelt hinausgetragen haben. Und eben diese Verbreitung zeigt also, welche mächtigen Wellen, welche Wanderungen dieser Vorstoß innerasiatischer Kultur zur Folge hatte.

Es zeigt uns dies Bild aber noch etwas: Nämlich den Untergang des äquatorialen Bogens. Der äquatoriale Bogen muß dereinst eine immense Verbreitung gehabt haben. Ich führe nur als Beispiel an, daß die Pfahlbauern der Schweiz ihn gehabt haben. Gefallen ist diese Bogenform unter dem Einflusse des asiatischen Bogens.

Es ist ein weltgeschichtliches Symbol. In gleicher Weise ist einst die äquatoriale Kultur untergegangen.

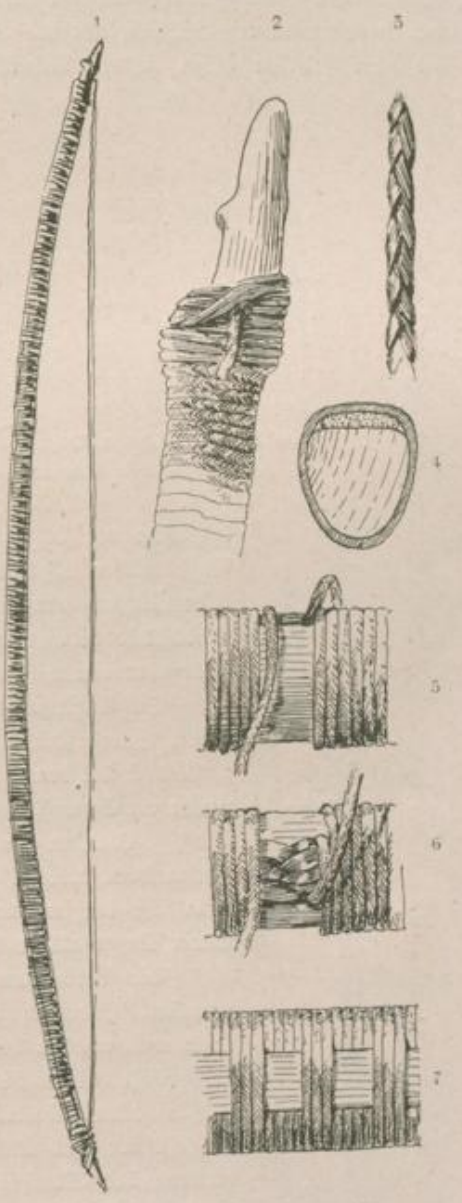
Der Bogen, hervorgegangen aus einem Jagdgerät, ist also im stande, gar mancherlei aus der Zeit der größten menschlichen Kulturzüge zu erzählen.

## 4. Die Geschichte des Schildes.

Kaum weniger interessant als die Geschichte des Bogens ist diejenige des Schildes. Ich habe mich im Laufe der letzten Jahre sehr eingehend mit dieser eigentlichen Schutzwaffe beschäftigt und bin somit in der Lage, auch für diese Kriegswaffe einige charakteristische Züge vermerken zu können.

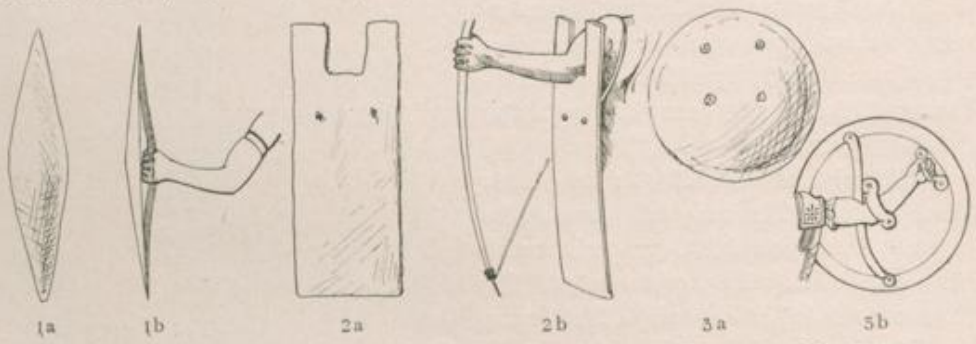
Es müssen drei ganz verschiedene Typen des Schildes unterschieden werden: 1. Der Hand- oder Stockschild, 2. der Bogen- oder Schulterschild und 3. der Arm- oder Speerschild.

Der Hand- oder Stockschild führt den ersteren Namen, weil er nur mit der Hand gehalten wird, den zweiten dagegen, weil er zunächst nur in Verbindung mit dem Stocke, in welcher Form es auch sei, gehandhabt ward. Wir haben diesen Schild schon mehrmals angetroffen. Es war stets bei Gelegenheit der Zweikämpfe. (Siehe die Abbildungen Seite




Bogen von den Paumotu
Leipziger Museum für Völkerkunde. 1. Der ganze Bogen 2. Das obere Ende. 3. Die Sehne. 4. Querschnitt der Mitte. 5. Mitte nach Aufrollung eines Stückes der Endschnur von der Seite. 6. Dasselbe von außen. 7. Außenansicht bei *. Hier ist noch eine Verstärkung mit Fischbein zu vermerken. Der Bogen ist etwas zu plump gezeichnet

5. 43. 100. 103). Thatsächlich hat sich die Waffe auch am längsten in Verbindung mit den Zweikämpfen erhalten. Dieselbe hat noch im Mittelalter bei uns Verwendung gefunden; die alten Griechen haben sie auf Vasenbildern dargestellt und in den Kapiteln über die



1a 1b 2a 2b 3a 3b

1. Stock- oder Handschild. 2. Bogen- oder Schulternschild. 3. Speer- oder Armschild.
a) Von vorn, b) die Handhabung.

Stockschild und Schlagstock der Watataru in Ostafrika
Zeichnung von Weule bei von Luschan

ägyptische und babylonische Kriegsführung wird der Leser ebenfalls die Waffe wieder abgebildet finden. Wo sie auch auftritt, ist sie immer erkenntlich an dem senkrechten Griff, der teilweise nach hinten aus der Schildfläche vorragt und teilweise in der Fläche verläuft, in welchem Falle aber eine Höhlung für die Hand herausgearbeitet ist.

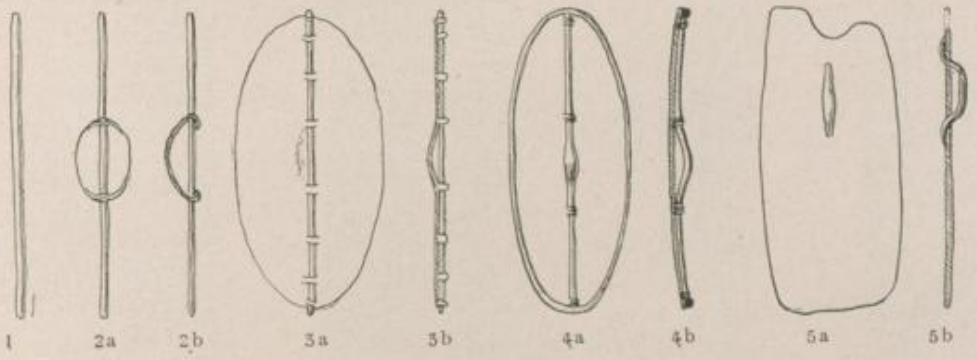
Die Entstehung dieses Schildes ist verhältnismäßig leicht zu verstehen. Zuerst schützte der einfache Stock als Parierstange. So ist es z. B. noch bei den Hottentotten. (Siehe Abbildung Seite 43). Dann wurde ein Schutz für die Hand gesucht, indem man entweder ein Stück Stoff, z. B. Leder, darüber deckte, oder indem man ein Loch in den Stock machte, durch welches die Hand griff. Die Entwickelung zur Fläche ist dann sehr langsam vor sich gegangen. Der Schild war und blieb immer länger als er breit war.

Die Verbreitung dieses Bogens ist eine sehr einfache. Südoceanien, Südafrika sind die einzigen Gebiete, in welchen er sich heute noch erhalten hat. Ich kenne aber auch einen Schild dieser Verwandtschaft aus Ostasien. Wie schon erwähnt, haben die alten Ägypter und die alten Babylonier, sowie die deutschen Stämme des Mittelalters ihn geführt. Das Bild deckt sich also fast genau mit der alten Verbreitung des Wurfholzes. Daß die Südamerikaner den Stockschild früher besessen haben, glaube ich aus einigen Symptomen schließen zu dürfen. Es hat nämlich ganz hölzerne Schilde gegeben. Der vollkommen aus Holz bestehende Schild kommt aber eigentlich nur in Gebieten vor, in welchem der Stockschild gebräuchlich ist oder war.

Die afrikanischen Formen habe ich wenigstens zur einen Hälfte in nebenstehender Abbildung zur Darstellung gebracht. Da haben wir erst den einfachen Stock, dann die Hülle über die Hand; die Hülle wächst zum großen Oval, worauf das bis dahin verwendete Fell in das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Leder der Dickhäuter umgesetzt wird und außerdem eine Randverstärkung erhält; und endlich haben wir die mächtige Dickhäuterschale mit leichtem Holzgriff. Es ist das die Entwickelung, wie sie sich auf der Ostseite Afrikas abgespielt hat. Der erste Schild ist der weitest südliche, der letzte der am meisten nach Norden und in den Bereich der asiatischen Kultur vorgeschobene. Mit dem letzten Worte haben wir das ausschlaggebende Moment für die Entwickelung dieser Schildserie charakterisiert. Wo die asiatische Kultur eingewirkt hat, da hat sich der Stockschild überall aus dem Holz- erst in einen Fell- und dann in einen Lederschild umgewandelt. Das ist in Afrika und Oceanien gleich. Dagegen ist die Umbildung einer zweiten Serie des ursprünglichen Stockschildes im westlichen Teile des afrikanischen Kontinentes in sofern eine andere, als hier statt des Felles das Rotanggeflecht die Schutz-




Stockschilde

1. Südafrika, Hottentotten; 2. Südostafrika, Südliche Nianza; 3. Ostafrika, Zuluschild; 4. Nordostafrika, Massai und Nilvölker; 5. Nordafrika, Tuareks

a) von vorn, b) im Längsschnitt der Mitte. Das Bild zeigt die Einwirkung der asiatischen Schilde die von Norden nach Süden vordringt

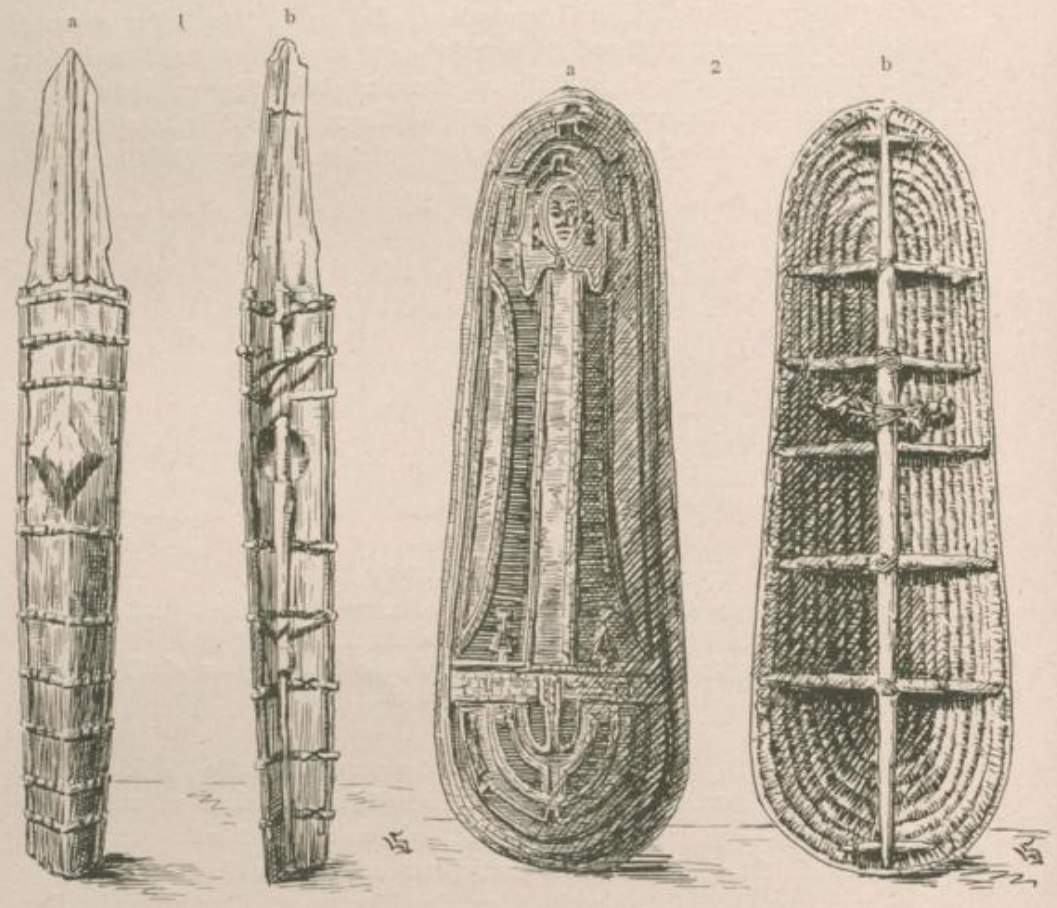
wand verstärkt hat. Ich bilde diese Serie hier nicht ab, auch beschreibe ich sie nicht, da wir uns sogleich in Oceanien mit der analogen Entwickelung in einem anderen Gebiete beschäftigen werden. — Jedenfalls steht soviel fest, daß der Stockschild mehr oder weniger unter dem Einflusse der asiatischen Kultur gewichen und entschwunden ist.

Ich mache nun gleich einen ziemlich bedeutenden Sprung und führe auf umstehender Abbildung die wichtigsten Schildformen Oceaniens vor.

Da sind zunächst die natürlichen ersten Stockschilde mit dem Handgriff. Von diesen zweigen sich zwei Gruppen ab, einerseits die Schilde mit versenkter Grifföhle, andererseits diejenigen mit hervorragendem Griff. Das sind echte alte Hand- und Stockschilde. In einer weiteren Gruppe treten uns nun die ersten Bogen- oder Schulterschilde entgegen und in der letzten der Arm- oder Speerschild. Die Verwendung des letzteren — um diesen hier kurz vorweg zu nehmen — geht aus der schematischen Darstellung (Seite 277) hervor. Die Hand wird durch beide Öffnungen geführt, der Griff, durch den sie zuerst glitt, kommt so auf den Oberarm, den zweiten packt sie von innen. Man sieht hieraus, daß die Kraft bei der Schildführung hauptsächlich von dem Arme ausgeht. Der Schild ist im allgemeinen rund; es ist der allgemein bekannte Schild, der Schild der eigentlichen asiatischen Kultur, derselben Kultur, der auch der Bogen gleichen Namens entstammt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ursprünglich aus Fell bestehend und der Form nach rund, hat er in Oceanien die Materiale oder die Form der anderen dort heimischen Schilde frühzeitig angenommen. Teilweise ist er aus Holz gebildet und rund, oder er ist aus Leder und dann viereckig, oder er ist viereckig aus Holz mit asiatischem Griffe ꝛc.



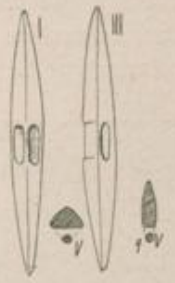

1. Schild von den Talautinseln. Stockschild aus Indonesien; 2. Schild aus Rotanggeflecht mit Muscheleinlage von den Salomonen. Zwitterbildung aus Melanesien Der Stock führt auf den Handschild, der Quergriff aus Rotang auf den asiatischen Armschild. Beide im Reichsmuseum in Leyden. a) Von außen, b) von innen

Diese Schildform hat in Oceanien keine anderen Schicksale erfahren, als der Bogen gleichen Ursprunges. Es ist ganz genau das gleiche, das ihm auch in Afrika und Amerika zu teil wurde: Er büßte an ursprünglicher Kraft ein und seine äußersten Vorposten zeichnen sich mehr durch äußere Ähnlichkeit als durch innere konstruktive Macht aus. Einen afrikanischen Verwandten sieht man abgebildet in Kapitel 14, Seite 133, einen amerikanischen in Kapitel 24, Seite 218. Die große Zahl der asiatischen Schilde in Europa gelangt natürlich erst auf den folgenden Blättern zur Darstellung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Oceanische Schilde

## Hand- oder Stockschilde. I. Gruppe

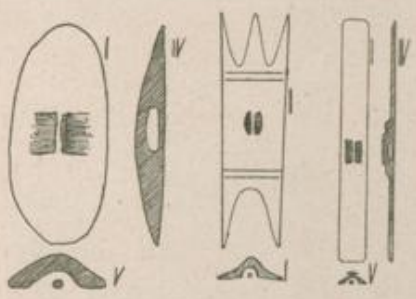


1

2

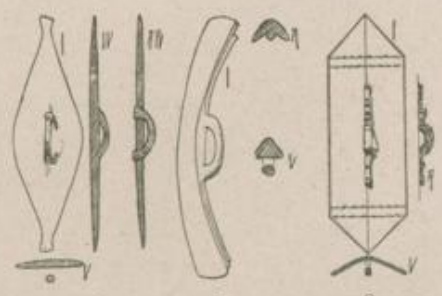
Ursprüngliche Form
1. Südostneuholland
2. Allor

## Hand- oder Stockschilde. II. Gruppe



3 4 5

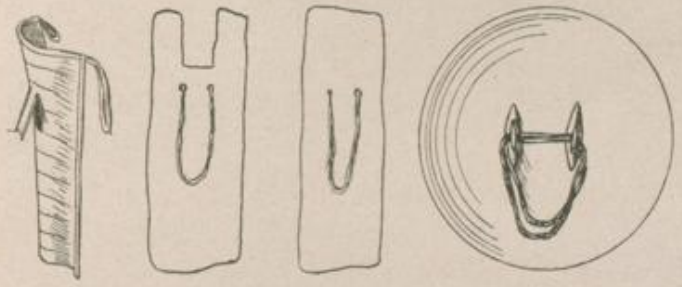
## Hand- oder Stockschilde. III. Gruppe



6 7 8

3. Ostneuholland; 4. Nördliche Philippinen; 5. Forrestier-Inseln; 6. Nordneuholland; 7. Molukken; 8. Dajak

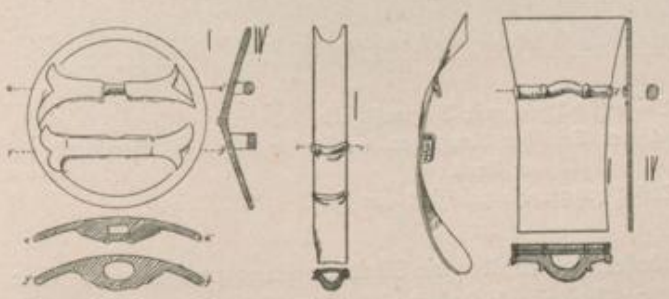
## Schulter- oder Bogenschilde



9 10 11 12

9. Aru
10. Papuagolf
11. Angriffshafen.
12. Astrolabebai

## Arm- oder Speerschilde



13 14 15 16

13. Suluinseln
14. Allor
15. Finschhafen (von der Seite)
16. Battak (Sumatra)

Anmerkung: Die Bezeichnungen I–V bedeuten stets I = Rückansicht. II = Vorderansicht. III = Seitenansicht, Griff stets rechts liegend. IV = Längsschnitt durch die Mitte. V = Querschnitt durch die Mitte. A ist der Schnitt durch eine andere Stelle des Schildes. — NB. Auf Allor kommen zum Beispiel alle 5 Schildformen nebeneinander vor.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dagegen repräsentiert der Schulter- oder Bogenschild eine ganz außerordentlich seltsame Waffe, auf welche ich erst vor vier Jahren aufmerksam geworden bin. Seine Verbreitung in Oceanien habe ich damals in einer Kartenskizze bei Petermann veröffentlicht. —

Bogenschützen mit Bogenschild
Kerema im nordöstlichen Papuagolf des Britischen Neuguinea. — Beachte auch das „Herzblatt" auf der Brust
Nach Photographie publiziert von Foy

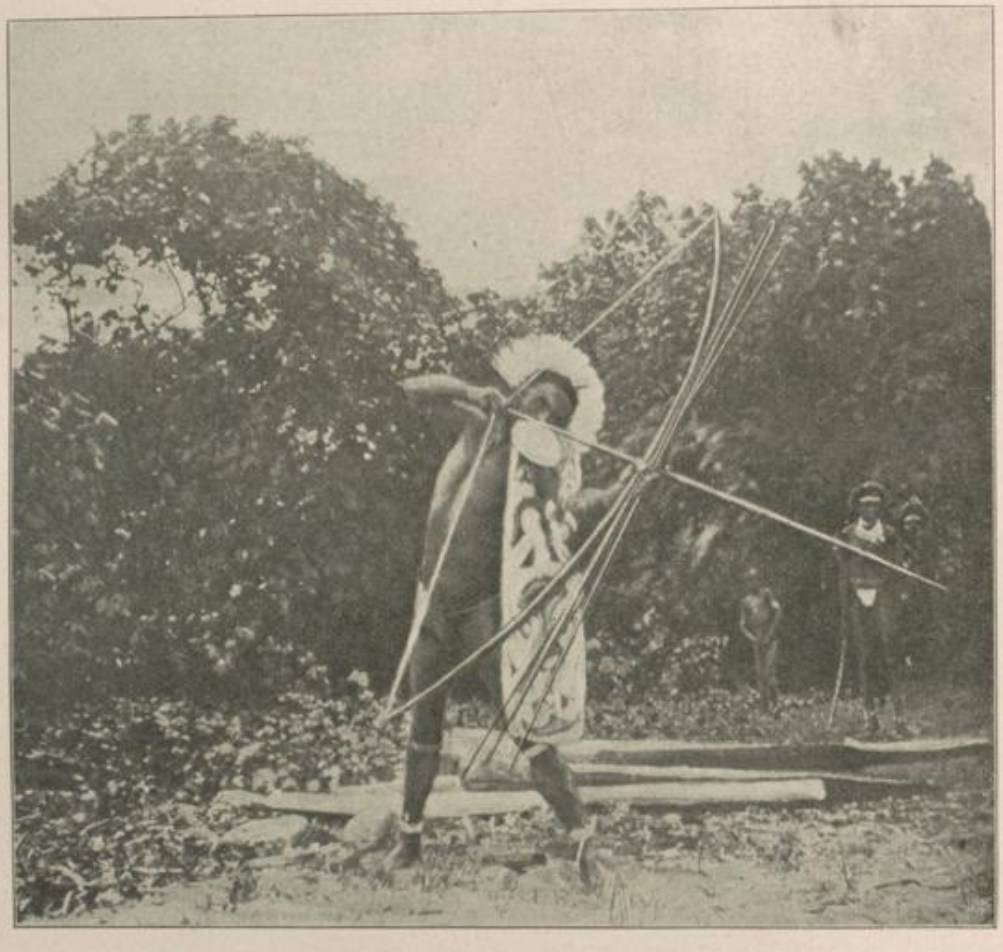
Der Schild hat seinen Namen daher, daß er über die Schulter gehängt getragen wird. Eine Öffnung gestattet dem einen Arme Freiheit, so daß derselbe den Bogenstab erfassen kann, während der andere Arm den Pfeil zu dirigieren vermag. (Siehe die Abbildungen Seite 280. 281. 282).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Oceanische Krieger mit dem Bogenschild

1 u. 2 Solorkrieger von vorn und hinten. Mit „Herzblatt" auf Brust und Schulter, sonst asiatischer Schild. Nach Statue im Reichsmuseum in Leyden. Fig. 3 Krieger von Allor mit Bogenschild. Nach Jakobsen. Fig. 4 Krieger von Angriffshafen mit Bogenschild und Panzerweste. Nach Finsch. Fig. 5 Arukrieger mit Bogenschild. Nach Original-Skizze.

Das Material dieser Schilde besteht entweder aus Holz oder aus Stuhlrohr. Die Holzplatte oder die Stuhlrohrplatte ist mit einer Schnur versehen, welche über die Schulter geschlungen wird. Die vollendeste Form dieser Schilde findet sich auf den Aruinseln (siehe Abbildung Seite 281), während diejenigen, welche auf Neuguinea vorkommen, teilweise schon

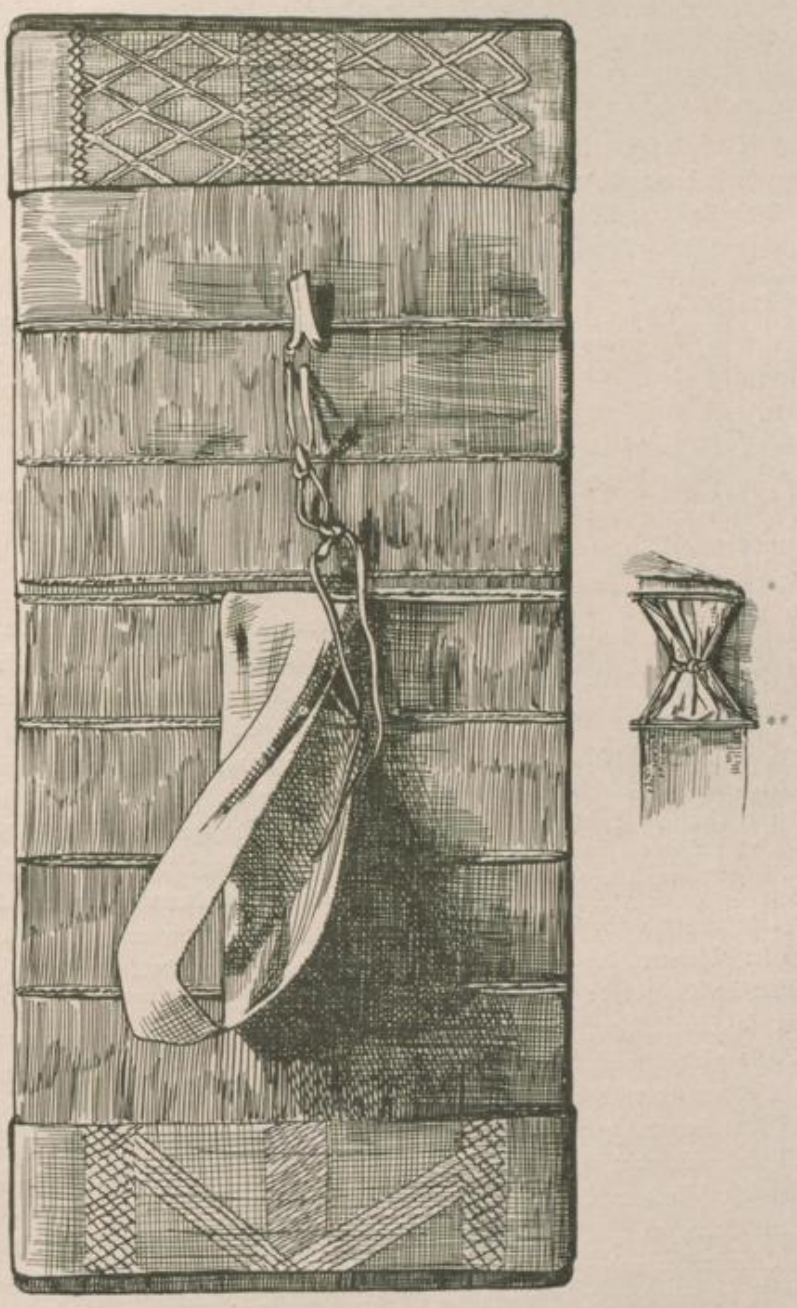


Papua mit äquatorialem Bogen und Bogenschild

einen asiatischen Einfluß aufweisen. Der Astrolabeschild, welcher auf Seite 279 abgebildet ist, repräsentiert einen derartigen, asiatisch beeinflußten Typus.

Ich muß bemerken, daß genau in die gleiche Kategorie auch bestimmte kleinere Schutzwaffen gehören, die kaum bedeutungsvoller als die Herzleder der deutschen Studentenpaukereien sind. Man vergleiche z. B. die Abbildung eines Kriegers von Solor, die nach einer Statue im Reichsmuseum zu Leyden gezeichnet und auf Seite 281 abgebildet ist. Wir sehen zwei hosenträgerartige Bänder über die Schulter laufen, an denen sowohl auf der Brust wie auf dem Rücken eine Holzplatte hängt, welche mit Muscheln besetzt ist. Das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

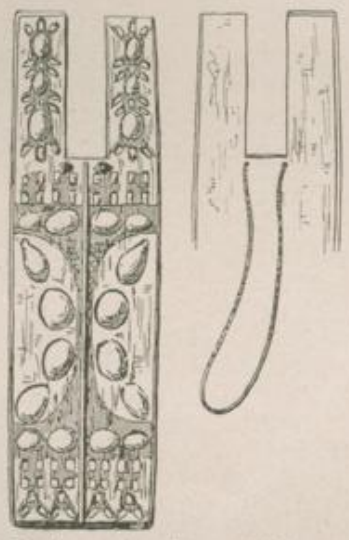


Schild der südlichen Mangbattu

Von innen. — Der von oben herabhängende Lederriemen dient zum Hineinstecken und Tragen der Waffen auf der Wanderschaft. Der breite gehäkelte Gurt wird über die Schulter gelegt. Derselbe bildet infolge Zusammenfassens zwischen den Lederriemen * und ** einen senkrechten Griff, welcher nebenstehend gezeichnet wurde, da das darüberfallende Gurtband auf dem Schild ihm sonst dem Auge entzieht. — Im Besitze des Verfassers

Vorkommen derartiger Schutzblätter ist über die ganzen Gebiete des äquatorialen Bogens nachzuweisen, so daß ich annehmen möchte, daß wir in diesen Schutzblättern eine ziemlich ursprüngliche Schutzwaffe zu erblicken haben, welche gleichzeitig mit der Verwendung des Bogens als Kriegswaffe entstanden sein dürfte. Das Blatt oder Band ist, soweit ich es bis jetzt in Afrika zu erkennen vermochte, hier ebenso wie in Oceanien ursprünglich aus Rotanggeflecht hergestellt worden.

Diese Thatsache läßt mich annehmen, daß diese Herzblätter die Vorgänger des eigentlichen Bogenschildes sind. Die Bogenschilde und Herzblätter kommen nebeneinander in allen Gebieten des äquatorialen Bogens vor bis auf das östliche Brasilien, wo ich sie bisher nicht nachzuweisen vermochte. Wenn es nun richtig ist, daß ich in dem Herzblatte den Vorgänger des Bogenschildes gefunden habe, dann glaube ich in einem anderen Waffengebiete auch den Nachkommen des Bogenschildes nachweisen zu können. Ehe ich hierauf aber des Näheren eingehe, möchte ich dem afrikanischen Bogenschild noch einige Worte widmen.



Schulter- oder Bogenschild von Solor
Reichsmuseum in Leyden

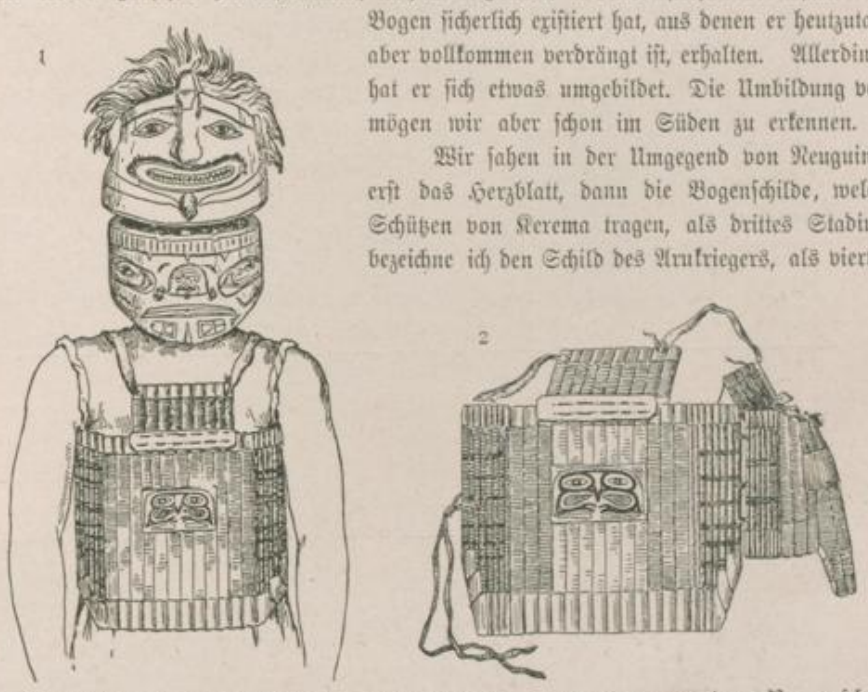
Der afrikanische Bogenschild kommt vor im Gebiet des Aruwimi, des Sankuru, des Lomami, des Bussera, des Sfangha und des Lualaba. Er besteht im allgemeinen aus Rohrplatten, welche über die Schulter gehängt werden. Es ist auffallend, daß so wenig Exemplare bis jetzt nach Europa gelangt sind. Es ist mir oft davon erzählt worden, gesehen habe ich bis jetzt sehr wenige. Dagegen ist mir die Verwendung anderer Schilde als Bogenschilde so deutlich gemacht worden, daß an dem Vorkommen der eigentlichen Bogenschilde nicht mehr zu zweifeln sein wird. Ich habe z. B. umstehend einen Schild der südlichen Mangbattu abgebildet, der zum größten Teil aus Holz besteht, das aber oben und unten mit einem Stuhlrohrbande verstärkt ist. Die Handhabung dieses Schildes ist nun sogar von unserem so scharfsichtigen und genauen Professor Schweinfurth falsch gezeichnet worden. Der Schild wird nämlich nicht an einem Querbande gefaßt (dann wäre es ein asiatischer Schild), sondern er wird vielmehr an einem Längsgriffe mit der Hand gepackt. Es ist also ein Griff, welcher uns zunächst auf eine Beziehung zum Stock- oder Handschilde führt. Und doch ist dies nicht ganz richtig, es ist nur eine Annäherung. In Wahrheit ist dieser Griff nur von sehr sekundärer Bedeutung. Er ist folgendermaßen entstanden. Ein breites, starkes, gehäkeltes Band, welches auf meiner Zeichnung weiß ist, ist in der Mitte, zwischen den beiden Lederstreifen und ** zu einem Griff zusammengefaßt. An den beiden Lederstreifen und ** ist es mit dem Holz verbunden. Wir haben also ursprünglich ein Band, dessen Verwendung mir sehr genau beschrieben worden ist. Auch die Ababua haben gleiche Schilde und die Beschreibung verdanke ich den Schilderungen eines Sammlers bei den Ababua. Der Schild wird mit dem breiten Gurte über die linke Schulter gehängt, so daß er den Träger halb links deckt. So getragen, reicht der Schild vom Wadenansatz bis zur Stirne. Die Ababua tragen den Schild derart auch auf dem Marsche, trotzdem er beim Gehen immer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gegen die Beine schlägt. Sie thuen es, um sich so gegen die hinterlistigen Angriffe der bogenführenden Pygmäen zu schützen. Die Ababua führen selbst kleine Bogen mit Giftpfeilen, welche sie jedoch nur gegen die Pygmäen anwenden. Beim Kampf mit dem Bogen wird immer dieser Bogenschild mit dem breiten Gurt geführt, während der Ababua beim Kampfe mit Messer und Speer, den er gegen seine sonstigen Nachbaren führt, einen ganz andersartigen Schild handhabt, welcher eine ausgesprochene Verwandtschaft zur Schau trägt; es ist ein Stockschild.

Ich komme nun auf die Entwickelung des Bogenschildes, die ich oben andeutete, zu sprechen. Der Bogenschild hat sich nämlich auch in Gegenden, in denen früher der äquatoriale Bogen sicherlich existiert hat, aus denen er heutzutage aber vollkommen verdrängt ist, erhalten. Allerdings hat er sich etwas umgebildet. Die Umbildung vermögen wir aber schon im Süden zu erkennen.

Wir sahen in der Umgegend von Neuguinea erst das Herzblatt, dann die Bogenschilde, welche Schützen von Kerema tragen, als drittes Stadium bezeichne ich den Schild des Arukriegers, als viertes



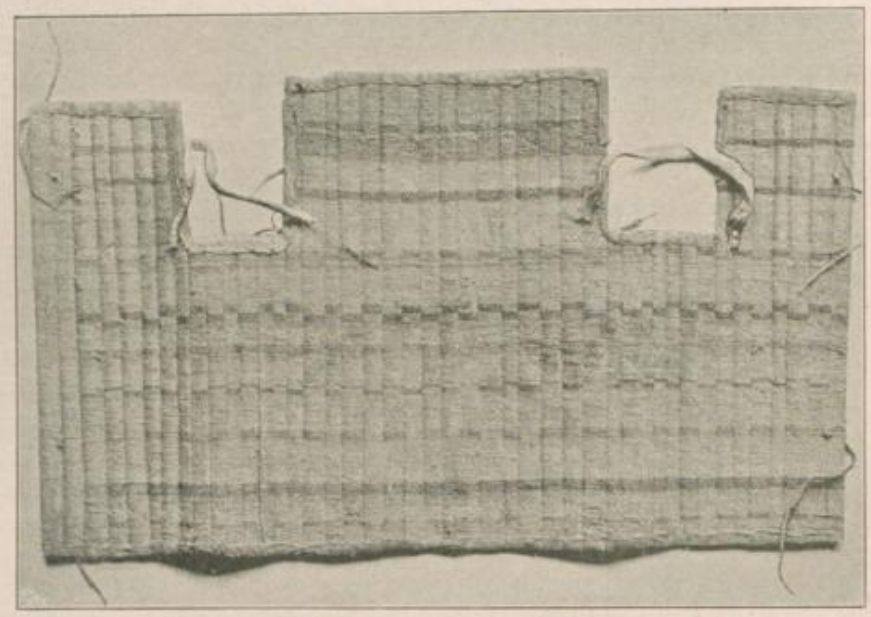

Der Nordpacifische Stäbchenpanzer, Panzerweste, entstanden aus dem Bogenschild
1. Panzerung eines Tlingit; 2. Panzerweste eines Tlingit

endlich müssen wir eine Umwandlung bezeichnen, welche direkt zum Panzer führt. Auf Seite 281 sind zwei Krieger von Angriffshafen auf Neuguinea mit Bogenschild und Panzerweste abgebildet. Diese Panzerweste, welche nebenbei gesagt auch in Indonesien heute noch recht häufig ist, und früher wohl in Zentralamerika vorkam, besteht aus einem starken Stuhlrohrgeflecht, gleichsam aus einer Röhre, welche der Träger sich über den Kopf und die Schulter zieht. Gehalten wird sie an zwei Bändern, welche auf der Schulter festliegen. Wir sehen also, daß diese Panzerweste ebenso „hängt“ wie der Bogenschild. Ich fasse denn auch die Panzerweste nur als eine entwickeltere Gestalt des Bogenschildes auf.

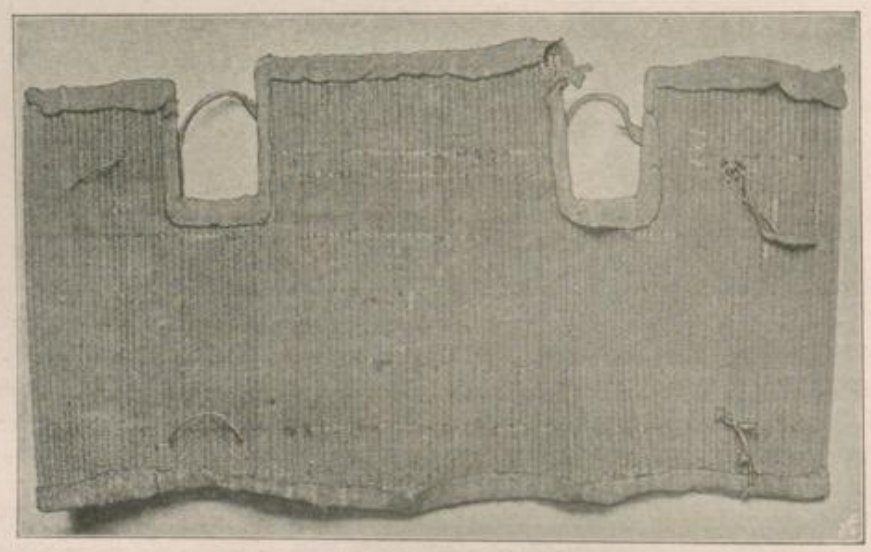
Noch verständlicher und plausibler wird diese Vorstellung meinen Lesern werden, wenn sie sich die Abbildung eines Tschuktschen-Kriegers auf Seite 217 und die Abbildungen von derartigen Panzerwesten aus Neuguinea auf Seite 281 vergegenwärtigen. Diese nordwestamerikanischen und nordostasiatischen Stäbchenpanzer — unter diesem Namen figurieren sie

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

3



4



Der Nordpacifische Stäbchenpanzer, Panzerweste, entstanden aus dem Bogenschild
3. Panzerweste eines Klamath; 4. Panzerweste eines Hupa (Californien)
Alle vier nach Walter Hough

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in der ethnologischen Litteratur — sind eigentlich nichts weiter als verdoppelte und dann zugeknöpfte Bogenschilde.

Welchen Einfluß von hier ausgehend der Bogenschild auf dem Wege über die Panzerweste oder den Stäbchenpanzer derart gewonnen hat, festzustellen, ist sehr schwer. Es würde uns auch zu weit führen, dies zu verfolgen.

Tschuktschen mit dem Stäbchenpanzer. Nach Aquarell von W. Alexander (1797)

Es genügt ja, wenn wir auf diese Weise und bis hierin schon nachgewiesen haben, daß eine Waffe immer aus der anderen hervorwächst, daß ohne Übergang und Vermittelung keine einzige Waffe in die Welt gesprungen ist. Wir sehen außerdem die großen Züge der Weltgeschichte des Krieges in der Geschichte der Waffen sich wiederspiegeln. Dem Zweikampf diente der älteste Schild und der älteste Holzschläger. Aus Jagdwaffen gingen der Bogen, die Speerschleuder, die Schleuder u. s. w. hervor. So gliedert sich eins an das andere.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Gesamtbild dieser Waffen repräsentiert annähernd auch die Ausrüstung der Krieger im Anbeginn der historischen Kriegsführung. Wenn wir nun im nächsten Teile die alten Steinakten zu Rate ziehen, die in den Thälern des Nil und Mesopotamiens aufgespeichert liegen, dann wird uns auch kein weiterer Vorrat an Kriegswerkzeug fürs erste entgegentreten, es sei denn, daß der Streitwagen herangezogen wird, mit welchem thatsächlich das Symbol einer neuen Ära des Krieges geboten ist.

Man ist im allgemeinen geneigt, die Kulturformen, die vor der historischen Rechnung und Aktensammlung aktiv auftraten, in die Hände der sogenannten Naturvölker zu legen. Vom Standpunkte der Kriegswissenschaft bietet das Material der Waffenkunde nicht das Material zu solcher Klassifizierung. Hier gehen Natur- und Kulturvölker ineinander über. Hier gerade zeigt sich aufs Deutlichste, wie unberechtigt solche Trennung ist. Was die sogenannten Kulturvölker des Altertums von unserem Standpunkte aus über die sogenannten Naturvölker und die archaistischen Kulturvölker unserer Zeit stellt, das werden wir im nächsten Buche zu berücksichtigen haben. Die vorliegende Untersuchung der Waffen lehrt uns aber, daß die Urgeschichte des Krieges bei den Kulturvölkern erst sehr spät ausklingt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

II. Buch

# Geschichte der Landkriege

bearbeitet von

## H. Frobenius

mit einer Einleitung vom Herausgeber



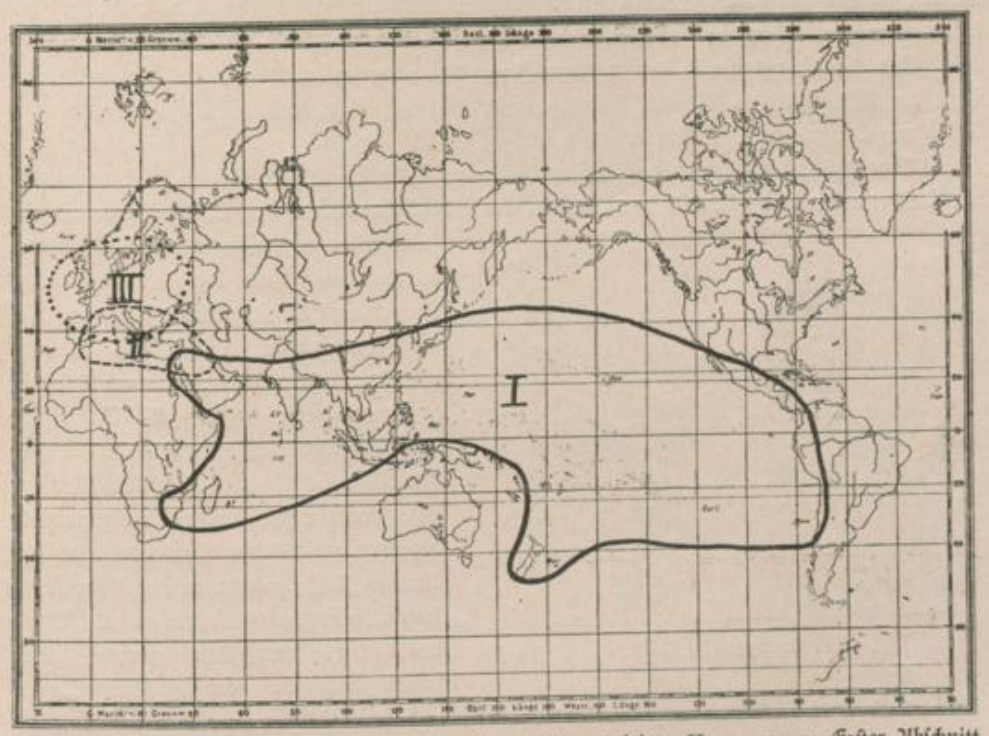
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Bogen und Schwert

## 1. Einleitung

Solange wir den Typenaufbau der „Weltgeschichte des Krieges“ außerhalb des eigenen historischen Gesichtskreises verfolgten, waren wir nicht gezwungen, den Wegweiser der historischen Wissenschaft zu übernehmen. Ich erinnere nochmals daran, daß wir nicht Geschichte im üblichen Sinne treiben, sondern Geschichte des Krieges; wir sind hier nicht Historiker, sondern Naturforscher. Und wir haben die Natur des Krieges erforscht bis an die Grenze des historischen Wissens.




I. ——— Ausdehnungsgebiet der vorhistorischen Kulturperiode. II. – – – – – Erster Abschnitt der historischen Kulturperiode. (Ausdehnung an dem Mittelmeergestade). III. ..... Zweiter Abschnitt der historischen Kulturperiode. (Ausdehnung über Europa).



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In diesem zweiten Buche nun ist unseren Arbeiten insofern eine große Erleichterung geboten, als wir nicht mehr ruhelos über die Erde hinzuschweifen brauchen, als wir es nicht mehr nötig haben, die Entwicklung des Typus außerhalb des geographischen Zusammenhanges aufzusuchen, als wir nicht mehr von den abhängigen Menschen reden, die, einmal abhängig von der momentanen Lage der Heimat, ein andermal abhängig von den Launen

Streitwagen auf Cypern

es Nachbarn, herabsinken oder kulturell emporsteigen, — als wir also nicht mehr ungeschichtlich zu suchen brauchen, sondern in dem Geleise der abgeschlossenen Wissenschaft fahren dürfen.

Den Lauf dieses Geleises müssen wir uns hier vergegenwärtigen.

Die testierte Wissenschaft beginnt mit den Babyloniern und den alten Ägyptern ihre Thätigkeit. Vor dem ist Dunkel. Wie die Sumerer zu ihrer Kultur im Zweistromlande gelangt sind, weiß die Geschichte eben so wenig zu sagen, als wie wir historisch die Entstehung des alten Ägypten zu erklären vermögen. Das Dunkel, welches die vorhergehenden Zeiten verhüllt, wird die Geschichte auch niemals zu zerteilen vermögen. Für sie setzt hier eine vollendete Kultur reif und jeder Kindheit bar ein.

Und doch liegt wohl der größere Zug, die gewaltigere Kraft und die mächtigste That der Menschheit zeitlich und formal gefaßt, historisch und naturwissenschaftlich vor der Schöpfung der sumerischen Kultur.

Aber das ist nicht nur auf diesem Fleck der Erde so. Das gleiche Bild vermögen wir im zentralen und südwestlichen Amerika, im südöstlichen Asien, auf Madagaskar und im

Streitwagen in Nimrud

südöstlichen Afrika zu erkennen. Überall starren uns hier die Knochen einer längst verstorbenen Kultur entgegen, die in ihrem inneren Wesen uns zu dem Glauben einer allgemeinen Verwandtschaft zwingen, wenn nicht etwa eine wüste und ungeregelte Spekulation das Ungeheuerliche annehmen will, das die Menschheit einst erfindungsreicher, unendlich begabter, vielseitiger und bis in die kleinsten Teile zusammenhangsloser Kulturgebilde ingeniöser gewesen sei. Alles das, was um den großen oder stillen und um den indischen Ozean lagert, alle diese Gebiete zeigen uns Reste einstiger Blüte. Es kann nicht meine Aufgabe hier sein, in eine eingehende Beweisführung für diesen Zusammenhang einzutreten. Ich muß mich damit begnügen, darauf hinzuweisen, was an anderem Orte hierüber gesagt werden wird.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auf dem vorhergehenden kleinen Kärtchen habe ich den fraglichen Kulturkreis in geschlossener Linie umrandet und mit einer I versehen. Die Träger dieser Kultur müssen eine gewaltige Schiffahrt betrieben haben. Ihr Zerfall in einzelne geographisch getrennte Teile muß vor unserer historischen Zeit liegen. Die Kultur war überall lebendig und wurde überall heimisch, wo ein glückliches Stromthal sich gegen das Meer, also gegen das große Verbindungsgebiet der alten Seefahrer, hinzog. Mit der Schiffahrt verfiel sie, in den Stromthälern aber erhielt sich die Kultur.

Streitwagen in Khorsabad

Was ich im vorletzten Kapitel des ersten Buches, bei den alten Chinesen, dann aber auch bei den Kulturvölkern Amerikas so eingehend verfolgt habe, ich meine das Herabströmen der Hochlandvölker in die Flußthäler, das müssen wir auch hier im Auge behalten; mit diesem Symptom müssen wir auch die Form der Kultur zu erklären suchen, die uns in den alten Indern des Industhales, in den Sumerern, in den alten Ägyptern verkörpert erscheint.

Streitwagen in Persepolis

Der Verkehr der Schiffahrt auf den Meeren war abgebrochen. Die Kultur hatte sich von der Mündung zurückgezogen und blühte mehr landeinwärts. Da strömten von den Hochsteppen Türkvölker und Arier herab, unterwarfen die verweichlichten Ackerbauer, schufen kraftvoll einen neuen Typus und nannten sich selbstherrlich und hochmütig die „Schöpfer der Gesamtkultur", wenn sie dieselbe auch nur um- und ausgebaut hatten.

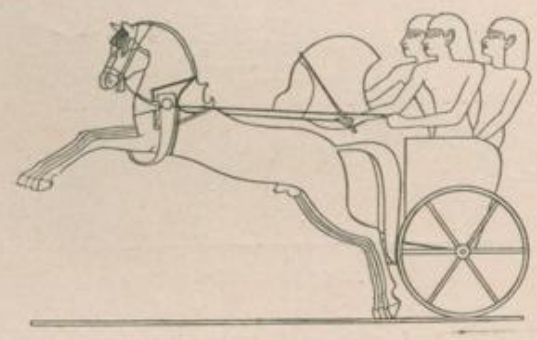
Altägyptischer Streitwagen
Der Sohn Ramses II. und sein Fahrer

Auf solche Weise verstehen wir, wie es möglich war, daß diese Kulturländer nicht nach den Meeren hin, sondern in das Land hinein sich entwickelten. So wie dies aber geschah, mußte die ganze Kulturgeschichte eine gewaltige Wendung nehmen, die sich nicht zum wenigsten in der Form der Kriege, der Kriegsführung dokumentierte. Es entstand der Völker- und Landkrieg, es entstanden unter dem Einflusse der siegreichen Hochlandvölker König- und Kaiserreiche, es entstand der Eroberungskrieg, welcher nicht nur lediglich Raubzug war. Völker waren es, welche unter der Obhut eines Königs um das Vorrecht der höchsten Kulturwürde rangen. Die Nation entstand. Und die Nation

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erhielt als selbständiger Organismus wieder die Kraft und den Willen der Selbsterhaltung, der vor dem nur die einzelne Person leitete.

Geographisch genommen tritt mit der historischen Kulturgeschichte ebenfalls ein neues Faktum ein. Die Geschichte und damit die „Weltgeschichte des Krieges" eröffnete eine neue Periode, welche mit der Unterwerfung der älteren zwei Stromlandvölker durch die Sumerer beginnt und welche mit der Ausdehnung der Völker der iberischen Halbinsel über Europa hinaus, nach Afrika, nach Amerika ꝛc. endet. Die Epoche ist dadurch charakterisiert, daß die Kultur, langsam und siegreich das Nomadentum unterwerfend, sich von Kleinasien aus über das gesamte Europa hin erstreckte und überall staatlich feste Organismen ins Leben rief. In allen diesen Zeiten ist das Charakteristische die Überwindung halbbarbarischer Nomadenvölker und die Fortführung durch Ausnutzung der unverbrauchten Kraft dieser neuen Kulturbürger.



Chetitischer Streitwagen

In dieser enormen Epoche vermögen wir aber zwei Stadien zu erkennen (auf der Kartenskizze II und III). Das erste Stadium (II), welches wir im allgemeinen historisch als Zeit der klassischen Völker bezeichnen, ist in seinem inneren Wesen wohl nichts als ein kleines Spiegelbild oder eine Wiederholung der Erscheinung, die sich vor unserer Periode im Bassin des großen oder stillen Ozean abgespielt hat, oder auch ein Vorläufer derjenigen, die heutzutage die dritte große Kulturperiode einleitet, nämlich die Kultivierung der Meeresgestade, ausgehend von einem Halbinselvolke. Diese drei Erscheinungen:

Rekonstruktion ägyptischer Streitwagen in Projektionszeichnung
Nach Wilkinson

1. Ausdehnung der Kultur an den Gestaden des großen und indischen Ozeans,

2. Ausdehnung der Kultur an den Gestaden des Mittelmeeres,

3. Ausdehnung der Kultur an den Gestaden des atlantischen Ozeans, stellen gewissermaßen aber nur Bindeglieder des ganzen Kulturaufbaues und nicht etwa selbständige Perioden dar. Die Ausdehnung ist zumeist eine sehr schnelle, verbunden mit ziemlich reicher innerer Umbildung. Dem inneren Wesen nach täuscht die Großartigkeit solcher Zeitläufe jedoch sehr. Denn die eigentliche Kraft erwächst nicht aus dieser Ausdehnung. Die Kraft entsteht im Lande und auf dem Lande. So ist unsere ganze historische Kulturperiode ein Produkt des Aufschwunges der Kultur im Lande und nicht auf der Seefahrt. Und deshalb

ist auch das Wesentliche in unserer historischen Kulturperiode nicht aus den Zeiten des Mittelmeeres entstanden, nicht aus der Schiffahrt der Griechen, Karthager oder Phönizier, sondern aus der Landkultur der alten Griechen, der Römer, Romanen und Germanen.

Und der Aufschwung der Kultur, den wir in unserer historischen Periode ja Stufe für Stufe ganz eingehend studieren können, der beruht in dem Kampfe der ackerbauenden Kulturvölker gegen die Nomaden oder Halbnomaden, wobei die Überwindung der Halbnomaden immer wieder neue Kraft hinzu führt.

Den Einfluß solcher Entwicklung auf die Formen des Krieges verfolgen zu können, scheint mir eine hervorragend schöne Aufgabe, deren Lösung an der Hand kulturgeschichtlicher Vorschrift mit dem nächsten Kapitel mein militärwissenschaftlicher Mitarbeiter übernehmen mag.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 2. Ägypten

Von dem Punkte an, wo der Nil das nubische Sandsteinplateau verläßt, um in dem schmalen Thalboden, den er sich in Jahrtausende langer Arbeit zwischen der Libyschen Sandwüste im Westen und dem felsigen Hochland des Arabischen Gebirges im Osten im weichen Kalkboden ausgewaschen hat, seine Gewässer dem Mittelländischen Meere zuzuführen, bis zu dem breiten Marschlande des Deltas, welches der Strom sich an der Mündung in das Meer hinausbaute, erstreckt sich das alte Kulturland Ägypten, ein Land alter und hoher Kultur bereits in der Zeit, bis zu welcher unsere ältesten Kenntnisse zurückreichen. So langwierige und schwierige Arbeit es auch erfordert haben muß, die wilden Gewässer, welche in ungezwungenem wirren Lauf die wenige Meilen breite Thalsohle durchfurchten und mit ihrem jährlichen Hochwasser Monate lang überfluteten, in bestimmte Grenzen zu bannen und durch regelmäßige Verteilung der von ihnen mitgeführten Schlammmassen der Befruchtung der Ackerflächen dienstbar zu machen, so bot das fruchtbare Thal doch der Ansiedlung große Vorteile, da die begrenzenden Gebiete auf allen Seiten mit alleiniger Ausnahme des Südens eine natürliche Schutzwehr gegen Nachbarn bildeten, welche in ihnen für eine Ansiedlung die ungünstigsten Verhältnisse und selbst für einen zeitweiligen Aufenthalt nur sehr dürftige Hilfsquellen fanden.

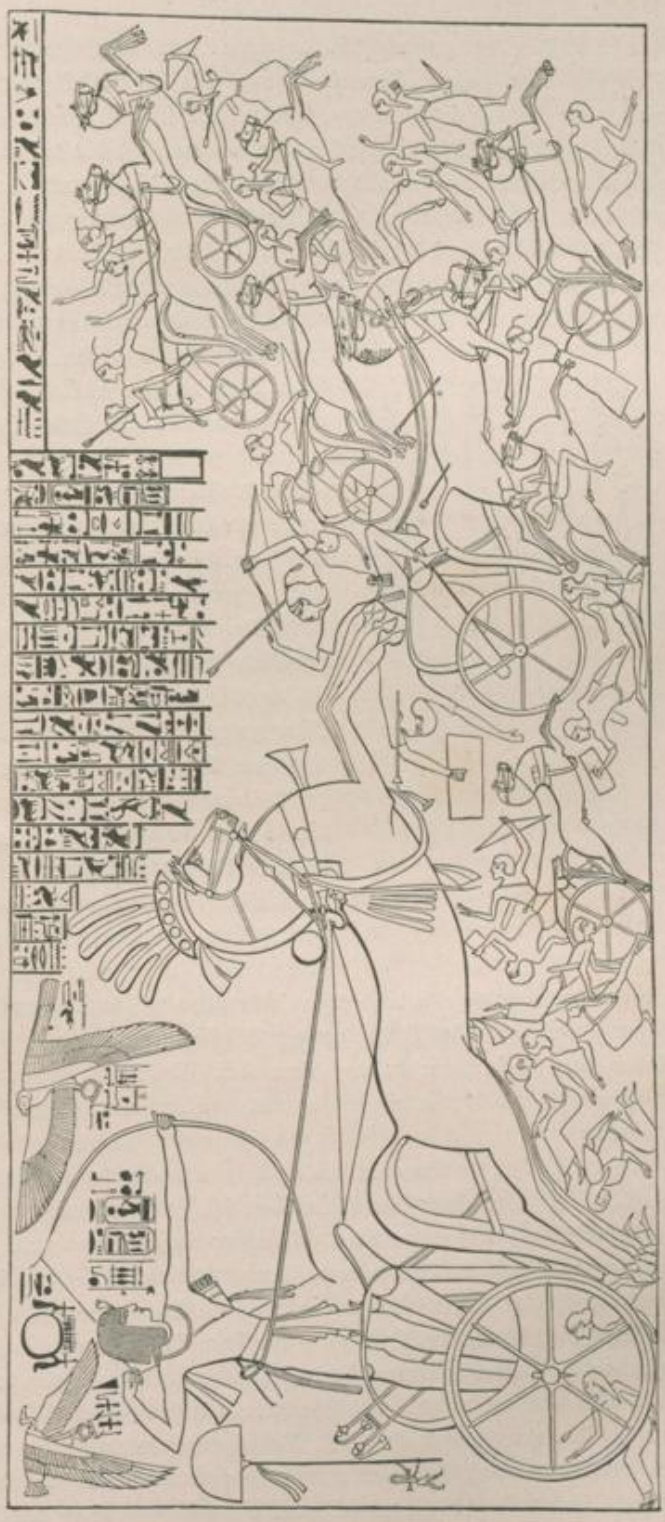
So konnte sich in Ägypten der Ackerbau und mit ihm die Kultur ungestört entwickeln und ein Menschenschlag entstehen, der alles andere eher als seine kriegerische Tüchtigkeit ausbildete. Die Einzelansiedelungen der Gaue hatten sich bereits früher als 3000 Jahre vor Christus zu zwei Staaten zusammengeschlossen, deren südlicher und wahrscheinlich älterer bis zum Fajum sich erstreckte, während der nördliche hauptsächlich das Delta umschloß; und der erste uns bekannte König Mena, dessen Regierungszeit mindestens so weit zurückreicht, herrschte bereits über die vereinigten Reiche.

Die großen Herrscher dieses ersten sogenannten alten Reiches haben in ihren Grabdenkmälern, den Pyramiden, den Beweis ihrer unbeschränkten und über gewaltige Kräfte verfügenden Macht hinterlassen; denn nur mit der Unterordnung aller Organe und aller Mittel des Landes unter einen einzigen starken Willen waren diese Riesenbauten zu leisten. Die ersten kriegerischen Zusammenstöße, welche nachweisbar sind, werden zum Teil wenigstens auf die Pyramidenbauten zurückzuführen sein, wenn auch nicht ausgeschlossen ist, daß sowohl die Nubier im Süden als die semitischen Nomadenstämme, welche die Sinai-Halbinsel und das Arabische Gebirge durchstreiften, durch räuberische Einfälle auch ohnedies Veranlassung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

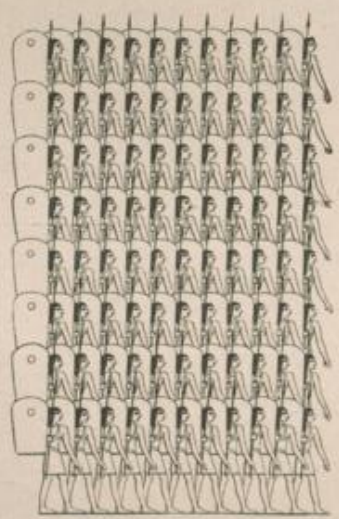
zu Fehden gegeben haben mögen. Die Steinbrüche, welche das beste Material für die Pyramiden lieferten, liegen zum Teil am Rande des nubischen Plateaus (und zum Zweck ihrer Benutzung ward eine Kolonie nach dem ersten Katarakt, Syene, jetzt Assuan, vorgeschoben), zum Teil in dem östlichen Gebirgsland (Wadi Hammamat) und teilweise auf der Sinai-Halbinsel (Wadi Maghara); die Berührung mit den Nubiern und Beduinen war also nicht zu vermeiden.

Ein Teil von Nubien wurde tributpflichtig. Von den Kämpfen mit den Nomaden der Sinai-Halbinsel zeugt ein Denkmal aus Wadi Maghara, welches den König Snofru (gegen 2800) darstellt, wie er mit der Stabkeule einen Beduinen niederschlägt. Welchen Charakter diese Kämpfe trugen, darüber belehrt uns die Schilderung des wahrscheinlich ersten größeren mit den Heruscha (südlich Kanaans) geführten „Krieges". Der Bericht lautet: „Seine Majestät



Sethos I. in der Schlacht. Altägyptisches Wandgemälde

rüstete ein Heer von vielen Zehntausenden, aus dem ganzen Süden, aus dem Nordlande, aus dem ganzen Tempelgut, aus [den *** Festungen, aus den Negerländern A'artet, Zam, Amam, Uauat, Kaau, Tatam, und seine Majestät entsandte mich an der Spitze des Heeres. Da standen die Grafen, die Schatzmeister, die vertrauten Freunde des Palastes, die Nomarchen des Südens und des Nordlandes, die Freunde des Goldes, die Oberpriester des Südens und Nordlandes und Vorsteher des Tempelgutes an der Spitze der Mannschaften des Südens und Nordlandes, der Städte, die sie verwalteten, und der Neger aus diesen Ländern, und ich machte ihnen den Plan, obgleich ich nur ein Vorsteher des Chentlandes des Pharao war. **** Da rückte das Heer glücklich aus und hackte das Land der Heruscha auf, da rückte es glücklich aus und zerstörte seine Verhaue, da rückte es glücklich aus und schnitt seine Feigen und Weinstöcke ab." Die Ortschaften werden in Brand gesteckt, „viele Zehntausende" niedergemacht und zahlreiche Gefangene fortgeschleppt. „Seine Majestät lobte mich dafür über alles. Fünfmal sandte mich seine Majestät mit dem Heere aus, um das Land der Heruscha bei jedem ihrer Aufstände zu verwüsten."



Phalanx ägyptischer schwerer Infanterie

Dr. E. Meyer macht mit Recht auf den völlig unmilitärischen Charakter der Ägypter aufmerksam, welcher sich in diesem Bericht des Heerführers Una ausspricht. „Der ganze große Krieg ist doch schließlich nichts anderes als eine Razzia, bei der die Hütten und Pflanzungen der Beduinen verwüstet und, was man von Menschen in die Gewalt bekommt, niedergemacht oder fortgeschleppt wird." Außerdem können wir aber aus der angeführten Grabinschrift des Una entnehmen, daß die Ägypter bereits damals Grenzbefestigungen hatten errichten müssen, um sich gegen räuberische Einfälle ihrer Nachbarn zu sichern, was bei deren noch geringer Bedeutung auf die Schwäche der eigenen militärischen Organisation schließen läßt. Die Ausführung solcher Befestigungen auf dem Isthmus von Suez als der „Mauer des Fürsten, welche den Amu den Eintritt in Ägypten verwehren soll", wird auch besonders erwähnt in einem Papyrus, welcher der Zeit des Verfalls des alten Reiches entstammt.

Aus den inneren Kämpfen, welche dem alten Reiche ein Ende machten, erhob sich um etwa 2300 das „mittlere" Reich, im Gegensatz zu jenem ein Vasallenstaat, in dessen Gauen sich eine erbliche Stellung der Adelsgeschlechter eingebürgert hatte. Neben diesen Nomarchen gewannen auch einzelne Städte bezw. deren Herrscher eine selbständige Stellung. Der sich entwickelnde Handel brachte Ägypten in friedliche Beziehungen zu anderen Ländern, namentlich Arabien, auch die nächsten Oasen der Libyschen Wüste wurden in friedlicher Weise in Besitz genommen. Kriegerische Unternehmungen waren nur im Süden notwendig, wo die Grenzen des Reiches durch wiederholte Vorstöße allmählich bis zum 22. Breitengrad vorgerückt wurden, woselbst Usertesen (Wesortosen) III. Befestigungen anlegte und auf einer großen Inschrifttafel verkündete, daß sich hier „die Südgrenze Ägyptens befinde, die kein Neger stromabwärts überschreiten dürfe, es sei denn ein Kahn mit Vieh der Neger, oder ein Neger, der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

im Lande Handel treiben wolle oder als Bote komme." Daß diese „Kriegszüge" zur Hebung des kriegerischen Geistes und Geschickes besonders beigetragen haben, ist nicht anzunehmen, denn die hierauf bezüglichen Inschriften wissen nur von fortgeschleppten Negerweibern und von vernichtetem Getreide und Vieh zu berichten, aber „Seine Majestät kehrte glücklich zurück, nachdem er seine Feinde in dem elenden Lande Kusch besiegt hatte, und ich (der Feldherr) folgte ihm als tapferer Mann, ohne das ich einen Verlust an Mannschaft erlitten hatte."

Wenn in diesen Jahrhunderten der großen Tempelbauten durch Vererbung des Berufes vom Vater auf den Sohn die Entwickelung der Kasten beginnt, so wird wohl von einer Kriegerkaste kaum die Rede gewesen sein, da die kriegerischen Leistungen über die Kräfte und Fertigkeiten von Milizaufgeboten nicht hinausgingen. Hier schuf erst die Fremdherrschaft der Hyksos, eines Nomadenstammes, der, von dem babylonischen König Iri-Aku bei seinem Angriff auf Sodom und Gomorra 1940 aus der Syrischen Wüste verdrängt, durch den Isthmus von Suez in Ägypten eindrang, in gründlicher Weise Wandel. „Sie nahmen", wie Manetho erzählt, „das Land leicht ohne Kampf in Besitz. Und nachdem sie die Führer des Landes bewältigt hatten, steckten sie die Städte grausam in Brand und zerstörten die Tempel. Alle Einheimischen behandelten sie auf das feindlichste, die einen machten sie nieder, die anderen schleppten sie mit Weib und Kind in die Knechtschaft. Endlich machten sie auch einen von sich zum König, der Salatis hieß. Und dieser kam nach Memphis erhob Abgaben im oberen und unteren Lande und legte Besatzungen in die geeignetsten Orte. Vor allem aber sicherte er die östlichen Gebiete, da er einen Angriff der damals mächtigen Assyrer (richtiger Babylonier) fürchtete, und als er im sethroitischen Gau östlich vom bubastischen Nil-Arm eine sehr günstig gelegene Stadt Auaris gefunden hatte, besiedelte er dieselbe und machte sie sehr fest und siedelte in ihr an 240000 (?) Mann Schwerbewaffnete zur Bewachung an. Dahin ging er im Sommer, teils um Getreide und Sold auszuteilen, teils um die Truppen zur Abwehr auswärtiger Gefahren sorgfältig zu üben."

Ägyptischer Bogenschütze

Hiermit sehen wir eine Jahrtausende alte Kultur kraft- und widerstandslos zusammenbrechen, weil ihr das eine Moment fehlt, das der Kriegserziehung; wie eine Treibhauspflanze wird sie vom ersten Windstoß umgeblasen, da sie, geschützt bisher gegen Sturm und Wetter, aller Widerstandskraft entbehrt. Als die Ägypter nach annähernd vierhundertjähriger harter Schulung das Joch der Fremdherrschaft zu brechen die Kraft gewinnen, haben sie zwei wesentliche Gewinne eingeheimst: Handelsbeziehungen bis nach Syrien und ein organisiertes Kriegswesen. Einen harten Kampf kostet die Überwältigung der Hyksos, drei blutige Schlachten muß A'ahmes, der Gründer der neuen Dynastie, gewinnen, bevor er an die Belagerung der starken Grenzfestung Auaris gehen kann; mit ihrer Eroberung ist die Macht der Fremden endgültig gebrochen, aber der neue Geist zeigt sich schon darin, daß der König, hiermit nicht zufrieden und bestrebt, der Widerholung ähnlicher Invasionen vorzubeugen, bis in den Süden von Palästina vordringt und sich der Stadt Scharuhan nach längerer Belagerung bemächtigt, um sie wie einen festen Brückenkopf vor dem Einfallthor festzuhalten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

An die Stelle der Gaumilizen trat jetzt eine einheitliche Armee; ihren Kern bildeten Berufssoldaten, deren große Masse das Aufgebot des ganzen Landes stellte; neben das Fußvolk traten die Streitwagen, welche man gleichzeitig mit dem von den Hykſos eingeführten Pferd kennen gelernt und in derſelben Weiſe wie alle Vorderaſiaten gleichſam als Kavallerie benutzte. Der friedfertige Bauer wurde zum Krieger und dürſtete nach Eroberung und Beute.

Das Einfallthor des Iſthmus ward nun zum Ausfallthor gegen Syrien, das zu erobern ſich die neue Dynaſtie des „neuen Reiches“ zum Ziel geſetzt zu haben ſcheint. Thutmoſis (Dhutmoſe) III. (gegen 1500) drang, nachdem er in einem erſten Feldzug durch eine Schlacht bei Megiddo ſich zum Herrn von Paläſtina gemacht hatte, in jährlich wiederholten Vorſtößen allmählich nicht nur bis zu dem damals erſtehenden Reiche Cheta vor, ſondern dehnte ſeine Macht bis zum Euphrat und dem Amanos-Gebirge aus. Aber ſeine Nachfolger wußten dieſen Beſitz nicht feſtzuhalten, denn mit Verwüſtung und Plünderung meinte man, wie es ſcheint, meiſt das Ziel des Krieges erreicht zu haben. Gefangene wurden mitgeſchleppt, die Fürſten der im allgemeinen noch kleinen Staatsweſen zur Tributzahlung verpflichtet, aber keine Maßregeln ergriffen, welche der Sicherung und Feſthaltung des Beſitzes hätten dienen können. So mußte Seti I. von vorn wieder anfangen (um 1350), und nachdem er gegen den immer mehr erſtarkenden Staat von Cheta jedenfalls nur einen ſehr zweifelhaften Erfolg errungen hatte, blieb ſeinem Sohn Ramſes II. die Aufgabe, mit dem ebenbürtigen Gegner abzurechnen.

1 2

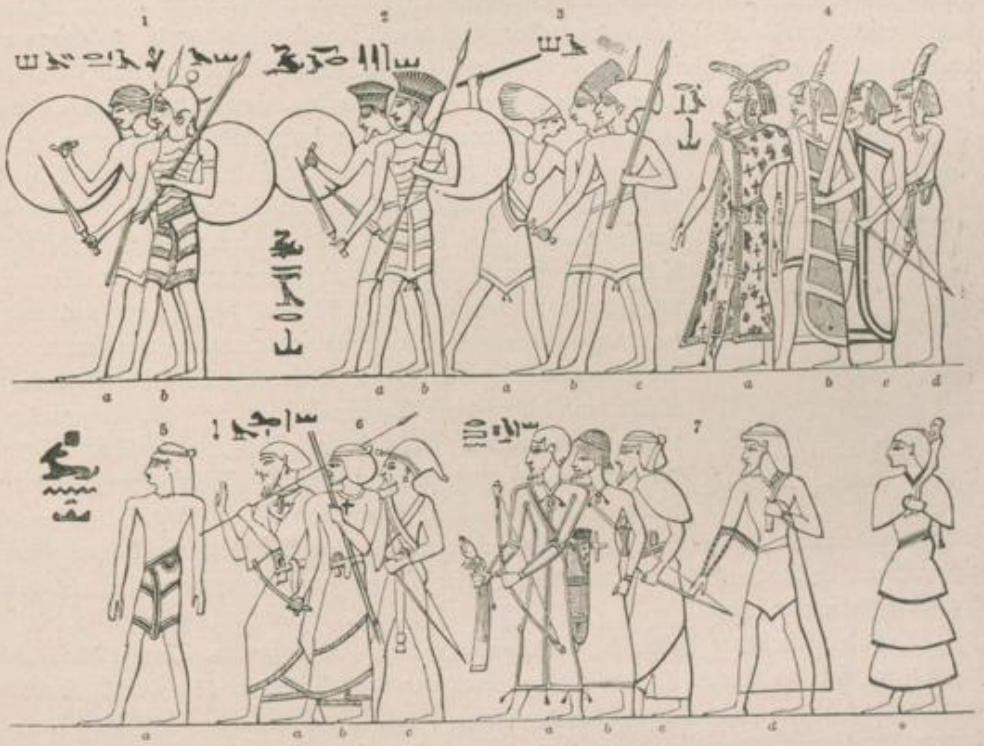
Handhabung der ägyptiſchen Schilde
1 nähert ſich dem aſiatiſchen Armſchild; 2 dagegen unverfälſchter Handſchild

Zu dieſer Zeit vollzog ſich aber eine verhängnisvolle Wandlung in der Zuſammenſetzung des ägyptiſchen Heeres, nämlich die Einſtellung von Soldtruppen, den Schardana-Kriegern, neben denen das einheimiſche Fußvolk in vier „Legionen“ geteilt ward; an der Spitze ſtanden und kämpften die Wagenkämpfer, die Schardana bildeten die Leibgarde des Königs.

Nachdem Ramſes in einem erſten Feldzuge bis in das Amoriterland (Nordpaläſtina) vorgedrungen war, ließ er bei dem zweiten eine Legion in Paläſtina zurück und ging gegen die Cheta-Feſtung Kadeſch vor. Der König der Chetiter erwartete ihn mit verſammelter Macht hinter dieſer, wußte aber durch Überläufer Ramſes die Meinung beizubringen, daß er ſich weiter zurückgezogen habe. Dieſer ging deshalb nur mit einer Legion ſchneller vor, um ihn zu verfolgen, und ließ die beiden anderen langſamer nachkommen. Als er bei Kadeſch ſeines Irrtums gewahr wurde und die zurückgebliebenen Truppen heranziehen wollte, ward ſeine eine Legion bereits durch die Chetiter angegriffen. In dieſer kritiſchen Lage griff er perſönlich ein, indem er ſich an der Spitze der Streitwagen mitten in die feindlichen Scharen ſtürzte, ſeine Truppen zum Stehen brachte und den Gegner auf den Orontes zurückdrängte. Dieſer Sieg ſcheint aber die Kräfte der Ägypter über die Maßen geſchwächt zu haben, denn Ramſes war nicht im ſtande, ihn auszunutzen und die Offenſive fortzuſetzen; 30

seine Absicht, das Chetareich niederzuwerfen, war gescheitert. Da auch die folgenden Jahre dies Ziel nicht erreichen ließen, traten die beiden sich gleichbürtigen Staaten in ein Freundschaftsverhältnis zu einander. Gleichzeitig faßte aber Ramses die Verstärkung des Landesverteidigungssystems wieder ins Auge, indem er die Landenge von Suez mit neuen Befestigungen versah.

Von da ab geht es mit Ägypten bergab. Der Reichtum des Landes verlockt die Seevölker, mit denen es in Handelsbeziehungen gestanden haben mag, sich zu einem Einfall an der Küste Libyens zu sammeln (um 1230); der König Merneptah tritt ihnen rechtzeitig



Volksstämme, mit denen die alten Ägypter Krieg führten
1. Schardana; 2. Takkari; 3. Araber; 4. Libyer; 5. Einwohner des Landes Punt; 6. Nord-Syrier; 7. Ost-Syrier

entgegen und wendet durch eine sechsstündige blutige Schlacht die Gefahr ab; an zehntausend Leichen, denen man als Siegeszeichen teils die Hände, teils die Geschlechtsteile abhieb, deckten das Schlachtfeld, und ungefähr eben so viel wurden gefangen. Aber die libyschen Fürsten hatten doch in Unterägypten festen Fuß gefaßt und Ramses III. brauchte Jahre, um sie wieder zu vertreiben, Jahre, während deren auch ein neuer Einfall von Seevölkern, viel gewaltiger als der erste, zurückzuwerfen war. Doch diese Siege verdankte der König nicht den eingeborenen Truppen, sondern den Söldnern und Hilfsvölkern, welche mehr und mehr an Bedeutung gewannen.

Mit dem Ende der Großmachtstellung fällt das Zuströmen der Libyer zum ägyptischen Kriegsdienst zusammen; sie nehmen äußerlich die ägyptische Kultur an, halten sich aber von

den Ägyptern vollständig gesondert und werden auch von diesen als Fremde angesehen; sie bilden einen völlig geschlossenen Stand, eine Kaste, aus ihrer Mitte gehen ihre Obersten, die „Fürsten der Ma“ hervor, ihren Kopfschuck bildet noch die Feder der heimischen Stammesgenossen. Wenn auch die alte Miliz des Landes noch neben den Ma besteht, so ist sie doch ohnmächtig und kann dem Einfluß nicht wehren, welchen diese mehr und mehr im Staatsleben auszuüben beginnen. Mit der Thronbesteigung Scheschonks I. werden die Söldner Herren Ägyptens. Er war Oberbefehlshaber der libyschen Truppen (939).

War vorher die Macht der Pharaonen durch die herrschsüchtige Priesterschaft untergraben, so scheiterte das Bestreben der Söldnerfürsten, das Reich zu einigen, an der Eifersucht der früheren Genossen, der anderen Truppenführer. Die „Großen der Ma“ begannen im Streben nach Souveränität sich zu befehden, und während die Gefahr von Assyrien, dessen König Salmanassar II. 854—842 gegen Syrien vorging, immer näher rückte, begann das Pharaonenreich sich in lauter Kleinstaaten aufzulösen. So kann es nicht wunder nehmen, daß die Herrscher des dereinst mit soviel Verachtung behandelten Landes Kusch sich unterfangen konnten, die Grenzen ihres Reiches, dessen Hauptstadt Napata bei dem vierten Katarakt gelegen war, nach Norden vorzuschieben; Pianchi drang 775 bis zum Delta vor, und wenn er auch noch nicht allgemein anerkannt wurde, konnte er sich doch als König von Ägypten betrachten, die festen Orte und Städte mit äthiopischen Truppen belegen und die Verwaltung in die Hand nehmen. Noch hatte sein Nachfolger Sabako mit seinen Widersachern zu kämpfen, als der assyrische König Tiglatpilesar III. 742—732 seine systematischen Kriegszüge gegen Syrien und Damaskus unternahm, und kaum hatte er 728 den letzten Widerstand im eignen Lande gebrochen, als er 720 dem Assyrer Sargon entgegentreten mußte und bei Raphia geschlagen wurde.

Schardana
Aus der Leibgarde Ramses'

Besondere Umstände hielten diesmal wie auch nach einem zweiten Siege (700) die Assyrer ab, sich des Landes zu bemächtigen, doch machte Assarhaddin 671 der Äthiopen-Herrschaft ein Ende. Er übertrug die Regierung Ägyptens 20 örtlichen Dynasten, Nachkommen der alten Söldnerfürsten, und deren einer, Psametik, wußte mit Hilfe von karischen und ionischen Söldnern sich nochmals die Selbständigkeit zu erringen, nachdem die Äthiopen, überzeugt, sich gegen die Assyrer nicht halten zu können, freiwillig das Land geräumt hatten. Schwere Kämpfe, in welche die Assyrerkönige verwickelt waren, erleichterten sein Vorhaben, und durch Heranziehen immer neuer griechischer Söldner-Scharen gelang es ihm, 645 Ägypten zu befreien und unter seinem Szepter zu vereinigen.

Die neue Dynastie, eigentlich keine eingeborene, sondern eine libysche, stützte sich vollständig auf die griechischen Söldner, zu welchen bald auch Syrer, Phönizier und andere Völkerschaften traten. Sie wurden in 2 Korps, ein griechisches und eins der „Andersredenden“, gegliedert; ersteres zählte 570 bereits 30000 Mann. Neben ihnen standen die einheimischen Krieger, die sich aber nicht aus den des Kriegshandwerks längst entwöhnten ägyptischen Bauern, sondern aus den Nachkommen der alten libyschen Soldtruppen rekrutierten. Sie hatten einen großen Teil des Ackerlandes im Besitz und bildeten ein anspruchsvolles und widerspenstiges Korps, das an die neue Ordnung nicht leicht zu gewöhnen war

und zum Teil sogar nach Nubien auswanderte. Natürlich führten diese Verhältnisse zu Fehden zwischen den verschiedenen Klassen der Krieger und zu Aufständen, die blutig unterdrückt werden mußten.

Wenn in dieser Periode der Restauration Ägypten in einer bisher unbekannten Weise dem Handel sich erschließt, so ist dies nicht der Nation, sondern den Fremden zuzuschreiben, welche niemals vorher so ungehindert das Land überströmen und besiedeln konnten; es sind vornehmlich die Griechen, welche Ägypten ausbeuten und nach außen repräsentieren, während die Ägypter von dem Gedächtnis vergangener großer Zeiten zehren. So konnte sich mit Hilfe der Flotte selbst eine Herrschaft zur See entwickeln, wo die asiatischen Staaten zu dieser Zeit ohnmächtig waren, ohne das auf fremde und nicht auf einheimische Kräfte gestützte Reich widerstandsfähiger zu machen. Noch einmal versuchte Necho (610—594) Syrien wieder zu unterwerfen, als 606 die assyrische Herrschaft durch Meder und Babylonier gebrochen wurde, aber die Niederlage bei Karkamisch (605) ließ ihn der Übermacht der Babylonier weichen, und nachdem diese ihre Machtstellung an die Perser verloren hatten, gewannen letztere auch die Überhand zur See, und Kambyses machte durch die siegreiche Schlacht bei Pelusium (525) der Selbständigkeit Ägyptens für immer ein Ende.

---

Ägypten bietet uns das Bild eines Ackerbaustaates, dem es, durch die örtlichen Verhältnisse bedingt, niemals gelungen ist, eine Wehrordnung zu schaffen, welche ihn befähigt hätte, aus eigner Kraft und mit eignen Mitteln seine Selbständigkeit zu behaupten und gegen die um sich greifende Macht der Nachbarn zu verteidigen, geschweige denn sich selbst durch Erweiterung seiner Machtsphäre die Großmachtstellung für die Dauer zu erwerben. In der Zeit, wo es eine solche eingenommen hat, ist es ein Fremdvolk, sind es die viehzüchtenden Hyksos, welche es dazu befähigten. Und dies nicht nur durch die während ihrer 400jährigen Herrschaft ausgeübte Erziehung, sondern zweifelsohne auch durch die Elemente, welche sie während dieser Zeit der Bevölkerung beigemischt hatten. Nicht lange aber hat diese wohlthätige Wirkung vorgehalten, denn das Einstellen von Soldtruppen läßt erkennen, daß es den Königen nicht gelang, die Bevölkerung zu zuverlässigen Streitern zu erziehen. Das hängt mit der Entwickelung der Streitmittel und mit der schwierigeren Erlernung ihrer Handhabung eng zusammen; für die Milizen war der Kampf vom Streitwagen herab ebensowenig als die Bedienung der bei den Belagerungen erforderlichen Maschinen ohne zeitraubende Übungen zu erlernen, die Aufstellung von Berufssoldaten war unentbehrlich, und da hierzu die Ägypter nicht zu gebrauchen waren, mußten Soldtruppen für sie eintreten. Als zuverlässigste, das heißt zunächst bestausgebildete Krieger bildeten sie auch die Leibgarde der Fürsten und erhielten dadurch eine begünstigte Stellung. Diese verstanden sie sehr wohl auszunutzen, und wir sehen hier zum erstenmal, was wir in der Geschichte später sich immer wiederholen sehen, daß die fremde Kraft, auf welche der Staat sich stützt, die Obmacht gewinnt und sich der Staatsgewalt bemächtigt.

Seit Scheschonk I. ist die Gewalt dauernd in Händen von Fremden, der Nubier und der Libyer, die sich zuletzt wieder auf die Griechen stützen, ein Ägypter reinen Blutes hat den Thron nicht wieder bestiegen; und wenn diese auch hinreichendes Interesse daran hatten, das Land nicht verkommen zu lassen, sondern die Entfaltung seiner kommerziellen und industriellen Kräfte zu begünstigen, so waren sie doch nicht im stande, ihm seine politische

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Stellung zu wahren, da ihr Widerstand gegen äußere Feinde sich nicht auf die breite Basis der Volkskraft stützen konnte. Welcher Art war nun der Krieg und die Kriegführung?

Bis zum Einfall der Hyksos beschränken sich die Ägypter auf die Verteidigung gegen die noch unbedeutenden Nachbarn; wo sie offensiv auftreten — und auch dies geschieht nur in defensivem Sinne, nämlich zum Schutze der Steinbrüche und Bergwerke gegen feindliche Störungen —, handeln sie in Nachahmung der plündernden und verwüstenden Einfälle ihrer Gegner; von einem Kampf kann bei den verlustlosen Erfolgen keine Rede sein, offenbar suchen sich die überfallenen Stämme — Nomaden — dem Kampf schleunigst zu entziehen. Selbst eine Anerkennung irgend einer Obergewalt scheinen die Ägypter in dieser Zeit nicht angestrebt zu haben, denn von auferlegten ständigen Tributen ist keine Rede, sondern nur von heimgebrachter Beute. Nur ein Teil von Nubien — und zwar soweit die Ausnutzung der Steinbrüche von Syene es notwendig machte — wurde derart unterworfen, daß die Stämme zu Frondiensten und Heeresfolge verpflichtet wurden.

Schwarze Sklaven mit Weibern und Kindern werden von einem ägyptischen Schreiber gebucht

Nach Vertreibung der Hyksos nimmt der Krieg einen anderen Charakter an. Die Ägypter haben durch diese und mit ihnen kämpfen gelernt, sie scheuen auch den Kampf nicht mehr, um die in ihnen erwachte Begierde nach Gebietserweiterung zu befriedigen. Daß jener ein außerordentlich blutiger war, ist einesteils daraus zu schließen, daß die Hyksos die Lehrmeister waren — und diese schleppten, was sie nicht niedermachten, in die Sklaverei —, anderseits aber auch aus den Abbildungen der Könige und aus den Inschriften, welche Massenschlächtereien und riesige Gefangenenzüge vor Augen führen. Es ist das älteste und grausamste Prinzip der Kriegführenden, den Gegner durch möglichste Vernichtung seiner Streitkräfte derart zu schwächen, daß er an einer Erneuerung des Kampfes möglichst lange verhindert sei. Daß hierbei auch die ursprüngliche Menschenjagd noch nachklingt, zeigt die Sitte, einzelne Körperteile als Trophäen den Leichen abzuschneiden, wie sie aus der Schlacht gegen die Seevölker und Libyer (1230) berichtet wird. Die Anerkennung der Oberherrschaft durch die besiegten Völkerschaften spricht sich in der Verpflichtung zu regelmäßiger Tributzahlung aus, welche in Landeserzeugnissen geleistet wurde und auf den aus der Zeit des neuen Reiches stammenden Abbildungen zur Anschauung gebracht wird. Eine Sicherung der eroberten Länder durch Statthalter und Besatzungstruppen scheint den Ägyptern noch fremd gewesen zu sein.

Die Entwicklung der Streitmittel ist derartig auf asiatischen Einfluß zurückzuführen, daß sie am besten gemeinsam mit der der asiatischen Streitmittel besprochen wird.

---

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 3. Babylonien — Assyrien, Medien — Persien

Allem Anschein nach noch viel weiter zurück, als die Ägyptens, reicht die Kultur des unteren Stromgebietes des Euphrat und Tigris, wo sich zuerst ein Turk-Stamm, die Sumerer, ansiedelte; ihre ältesten Inschriften scheinen mehr als 1000 Jahre älter zu sein, als die ältesten Denkmäler am Nil. Aber nicht so ungestört und friedlich wie die Ägypter konnten sich die Sumerer entwickeln, denn weder die Syrische Wüste, welche das Flußgebiet im Südwesten, noch die Gebirgszüge, welche es im Osten begrenzen, waren so abschreckend öde wie die Grenzgebiete des Nilthals, und die fruchtbaren Ebenen im Nordwesten luden ebenso andere Volksstämme zur Besiedelung ein, wie die Sumerer. So erklärt es sich, daß semitische Stämme, welche wahrscheinlich im vierten Jahrtausend aus Arabien einwanderten, sich zwischen die bisherigen Ansiedler schoben, wo das Gelände Raum genug gewährte, daß sie ihr freizügiges Nomaden- und Hirtenleben fortsetzen konnten; und aus der Stetigkeit der Einwanderung ergab sich bald die Notwendigkeit für die Ansiedler, sich in größeren Gemeinschaften zusammenzuthun, Städte zu gründen und diese zum Schutze mit Befestigungen zu versehen; hieraus erklärt sich auch die ungeheure Ausdehnung, welche die wichtigsten dieser Städte besaßen, da sie den Zufluchtsort für größere Gebiete bildeten und nicht nur Raum für deren Besitztum, sondern auch zum Anbau der notwendigsten Feldfrüchte in sich schließen mußten.

Mit dem Lande bemächtigten sich die Semiten aber auch dieser Städte, unter denen Agadi (Akkad) und Sirgulla (Lagasch) bald eine Rolle spielten; ihre Herrscher gewannen, bald der eine, bald der andere, eine Art beherrschender und einflußreicher Stellung, gegen das Jahr 2800 ersteht sogar ein Königtum von Sumir und Akkad im Süden, vor 2000 (nach Gründung der Stadt Babel) das Reich Babylon im Norden; aber dazwischen fallen erfolgreiche Einfälle der Nachbarvölker, namentlich der Elamiten, welche die Berge des heutigen Arabistan bewohnten, so daß wir hier ein Jahrtausende währendes Ringen vor uns sehen, aus dem nur sehr langsam der spätere babylonische Staat sich entwickeln konnte. Trotz der starken Befestigungen, welche gegen Elam erbaut wurden, warf dessen König Kudur-Mabug, welcher gemeinsam mit seinem Sohn Iri-Aku etwa 1960—1920 regierte, das Reich von Sumir und Akkad über den Haufen und zwang sogar den König von Babylon, sich an einem großen Heereszug in die Westländer zu beteiligen. Dieser ist nicht nur deshalb bemerkenswert, weil er die Babylonier zum erstenmal mit den Ländern nahe am Mittelmeer in Berührung brachte, sondern auch, weil der Zug durch die Syrische Wüste die dortigen Beduinenstämme jedenfalls aufgeschreckt haben muß und durch die sich fortpflanzende Wirkung wahrscheinlich den Einfall der Hyksos in Ägypten veranlaßt hat.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nachdem Chamuragas (Hammurabi), König von Babylon, die Elamiten vertrieben hatte (etwa 1920), genoß das zum erstenmale vereinigte Reich Babylonien annähernd 200 Jahre des Friedens, während welcher die Könige durch Grenzbefestigungen die östlichen Nachbarn abzuhalten verstanden, nicht aber die militärische Kraft des Landes hinreichend organisiert zu haben scheinen, um den von anderer Seite drohenden Feinden im Felde standzuhalten. Es ist nur hierdurch zu erklären, daß die Chetiter, welche damals von der späteren Entwickelung ihres zeitweise mächtigen Staates im Norden Syriens noch weit entfernt waren, gegen 1730 in das Land einfallen, Babylon verwüsten und die Götterbilder entführen, sowie eine allgemeine Empörung des ganzen Landes veranlassen konnten. Die Verwirrung wußte aber wiederum ein Bergstamm des Ostens, die Kassiten (vielfach wohl fälschlich Kossäer), zu benutzen, um sich zum Befreier des Landes von den Chetitern aufzuwerfen und selbst die Herrschaft sich anzumaßen, welche beinahe sechs Jahrhunderte (bis 1154) in ihren Händen blieb.

Die Könige der Kassiten scheinen sich auf Truppen ihres eigenen Stammes gestützt zu haben, denn diese erhielten mit der Zeit eine solche Macht, daß sie um 1400 den König Kara-murdasch stürzen und einen aus ihrer Mitte, den Nazibugasch, zum König erheben konnten. Zu dieser Zeit beginnt auch Assyrien, eine babylonische Kolonie am linken Ufer des Tigris nördlich des kleinen Zab, das sich bereits gegen 1600 die Selbständigkeit erkämpft hat, als Rivale Babyloniens aufzutreten. Wenngleich dieses noch Jahrhunderte lang mit wechselndem Glück gegen die Obergewalt Assyriens ankämpft, wird es doch durch die Kämpfe mit den östlichen Nachbarn derart in Anspruch genommen und geschwächt, daß es schließlich unterliegen muß. Von dem König, welcher wahrscheinlich auch der Herrschaft der Kassiten ein Ende machte, von Nebukadnezar (Nabi-kudurri-ussur) I. (1154—1137?), besitzen wir die Schilderung eines Kriegszuges gegen die Elamiter, welche folgende Stellen enthält:

„Von dir, der Feste des Gottes Anu, aus richtete er Verwüstung 30 Meilen weit an. Im Monat Tammuz (Juli) unternahm er den Zug; die Macht der Hitze sengte wie Feuer, und die Glut der Wege züngelte wie Flammen, nicht war vorhanden Wasser, abgeschnitten waren die Brunnen, die Kraft der großen Rosse nahm ab, und des tapferen Mannes Mut wich zurück. Da zog hin der mächtige König, die Götter trugen ihn, es rückt aus Nabu-kudurri-ussur, der einen Rivalen nicht hat; nicht scheute er die Schwierigkeit des Terrains, die Hindernisse räumte er aus dem Wege. — — — Er eilte vorwärts und der mächtige König gelangte bis ans Ufer des Flusses Ulai (in Elam), und es versammelten sich die Könige ringsum, eine Schlacht zu liefern; zwischen ihnen ward das Feuer entfacht, durch ihre Masse das Antlitz der Sonne verfinstert. Ein Wetter jagt einher, es tobt der Sturm, im Sturm ihrer Schlacht erkennt der Wagenlenker nicht mehr seinen Genossen. — — — Nicht scheute er die Schlacht, er zog hinab gegen den Feind, und auf die Feinde seines Herrn drang er wütend ein. Auf Befehl der Istar und des Ramman, der Götter, der Herren der Schlacht, ließ er Unglück ringsum kommen fürwahr zum König von Elam; er unterwarf sein Land, und der König Nebukadnezar stand siegreich da, nachdem er Elam genommen, fortführend dessen Habe."

Während Babylonien im allgemeinen sich stets auf das untere Stromgebiet des Euphrat und Tigris beschränkte und nur seine Grenzen gegen feindliche Nachbarn zu schützen bemüht war, trat Assyrien, sobald es die Kraft dazu hatte, in Mesopotamien als Eroberer auf. Vom

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Beginn des vierzehnten Jahrhunderts an ermüdeten die Könige nicht, einen Kriegszug nach dem andern in die unwegsamen Gebirge, erst im Osten, dann auch im Norden, zu unternehmen, um den feindlichen Nachbarn zuvorzukommen und durch ihre Unterwerfung dem Lande eine ungestörte Entwickelung zu ermöglichen; da sie aber mit Verwüstung der Städte und festen Plätze, mit möglichster Vernichtung der Streitmacht, mit Wegführen von Gefangenen und reicher Beute sich begnügten, da sie nicht die eroberten Gebiete in Besitz nahmen, d. h. durch Besatzungen sich sicherten, sondern nur die Verpflichtung zu Tributzahlungen auferlegten, waren die Grenzen des Reiches durchaus abhängig von der Gutwilligkeit der Unterworfenen, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Fühlten sie sich stark genug, einen neuen Kampf zu wagen so verweigerten sie die Zahlung des Tributes, und ein neuer Krieg mußte sie dazu zwingen.

So ging, was ein Herrscher erworben, oft unter dem nächsten schon wieder verloren; so mußte z. B. Tiglatpilesar I. (1117—1106) ziemlich wieder von vorn anfangen, und unter seinen Nachfolgern ging so viel verloren, daß Assurnassirpal (884—860) beinahe seine ganze Regierungszeit mit Feldzügen ausfüllen mußte, um den Besitzstand seines Vorfahren wiederherzustellen. Dieser Fürst ist der erste, welcher Mittel ausfindig macht, seine Eroberungen auch zu sichern, und hat dadurch eine ganz besondere Bedeutung für die Entwickelung des Krieges.

Assyrischer König blendet gefangene Häuptlinge

Zunächst befolgte er das auch schon von Tiglatpilesar angenommene Prinzip, mit unnachsichtlicher Strenge alle zu strafen, welche durch Tributverweigerung, durch Empörung und bewaffneten Widerstand sich den übernommenen bezw. auferlegten Verpflichtungen zu entziehen suchten, dagegen die Unterwürfigen und die zum ersten Male Besiegten zu schonen. Tiglatpilesar ließ die geschlagenen Fürsten sogar als Vasallen in ihren Stellungen; damit wurden aber schlechte Erfahrungen gemacht, und in der Folge kam die Gewohnheit auf, sie in Gefangenschaft zu führen. Für die Grausamkeit der Strafen führe ich einige charakteristische Beispiele an. Im Jahre 883 zog Assurnassirpal gegen einen von ihm eingesetzten Stadtobersten Chulai, der sich empört und eine andere assyrische Stadt, Damdamusa, angegriffen hatte. Als er ihn bei Eroberung der Stadt Kinabu in die Hände bekam, ließ er ihn schinden und mit seiner Haut die Mauer von Damdamusa bekleiden. Hierauf nahm er eine andere gleichfalls abtrünnige feste Stadt und nahm an ihren Bewohnern grausame Rache; den einen ließ er die Arme, den anderen Nase und Ohren abschneiden, wieder anderen die Augen ausstechen, und ihre Jünglinge und Jungfrauen verbrannte er samt der Stadt selbst mit Feuer. Nachdem dann der König in Tuscha den Tribut der Könige von Naïri, bestehend in Streitwagen, Pferden, Maultieren, Silber, Gold, bronzenen Gefäßen, Rindern, Kleinvieh und Wein, empfangen, fährt der Bericht fort: „Einen Fronvogt setzte ich über die Länder von Naïri, auf meiner Rückkehr von den Ländern von Naïri empörte sich das Land Nirbu im Gebirge Kaschgar; ihre Städte verließen sie, auf die Stadt Ischpilibria, ihre Feste, und einen unzugänglichen Berg vertrauten sie, die Spitzen des Berges nahm und eroberte ich, inmitten des gewaltigen Berges richtete ich unter ihnen ein Gemetzel an, mit ihrem Blut färbte ich wie Wolle den Berg, ihre übrigen verschlang die Bergschlucht."



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Rädelsführer einer Empörung wurden gewöhnlich geschunden, so im Jahre 884 die der Stadt Suru, mit deren Haut ein vor der Stadt errichteter Pfeiler bekleidet wurde, während andere gepfählt oder ihrer Glieder beraubt wurden. Der Köpfe wurden meist nur die in dem Kampfe gefallenen beraubt, wie 867 die 600 Empörer von Damdammasa, welche in der Schlacht gefallen sind und deren Köpfe zu einem Pfeiler aufgeschichtet wurden, während 400 Gefangene vor den Stadtthoren gepfählt wurden.

Genug der Grausamkeiten, mit denen Assurnassirpal die Rebellen strafte; so notwendig der hierdurch verbreitete Schrecken sein mochte, und so erklärlich diese Greuel als Reste der ursprünglichsten Anschauungen vom Kriege mit den „Anderen" sein mögen, so sind es doch andere Maßnahmen des alten Assyrers, welche als ein großer Fortschritt betont werden müssen. Um bei dem Kriege von 883 zu bleiben, so wurde bereits erwähnt, daß der König in Tuscha einen Statthalter (Fronvogt) über die Länder von Naïri eingesetzt habe. Es wird darüber weiter berichtet: „Die Stadt Tuscha baute ich ganz neu; ihre alte Burg riß ich nieder, ihre Stätte säuberte ich, ihre Feste schleifte ich, eine neue Burg führte ich von ihrem Grundbau bis zu ihrer Bedachung auf, vollendete sie, schmückte sie aus, machte sie gewaltig, einen Palast baute ich zum Sitze meiner Herrschaft hin, Thürflügel machte ich, in seine Thore hängte ich sie ein, diesen Palast von seinem Grund aus bis zu seiner Bedachung führte ich ihn auf, vollendete ihn, ein Bild meiner Person von weißem Quaderstein machte ich, den Ruhm meiner erhabenen Macht und den Bericht meiner Tapferkeit, die ich in den Ländern von Naïri vollführt, schrieb ich darauf und stellte es in Tuscha auf, eine Gedenktafel ließ ich schreiben und in seine Burg thun, die Völker des Landes Assur, diejenigen, die vor Hunger und Not nach anderen Ländern (also wohl in die höchsten Gebirge) aufgestiegen waren, brachte ich wieder zurück und siedelte sie in Tuscha an, diese Stadt schlug ich zu meinem eigensten Besitz, Getreide und Korn des Landes Nirbi schüttete ich in ihr auf, die übrigen des Landes Nirbi, welche vor meinen Waffen geflohen waren, kamen herab und umfaßten meine Füße, von ihren Städten und zahlreichen Häusern ließ ich sie wieder Besitz ergreifen."

Hier beginnt Assurnassirpal, in seinem zweiten Regierungsjahr, damit, Zwingburgen in den eroberten oder aufsässigen Gebieten zu erbauen, Statthalter einzusetzen, eine andere Bevölkerung in den neubefestigten Städten anzusiedeln und durch Aufspeichern alles Getreides des Gebietes Depotplätze zu schaffen, welche nicht nur der Besatzung einen etwa nötigen längeren Widerstand, sondern auch seiner Armee die Kriegführung auf dem betreffenden Kriegstheater ermöglichten, ohne große Vorräte mit sich schleppen zu müssen. In dem obigen Falle gestattet der König der geflohenen Bevölkerung die Rückkehr in ihre Wohnstätten; später tritt bei den assyrischen Herrschern mehr und mehr das Prinzip hervor, die Bevölkerung soweit wie möglich aus ihren Wohnsitzen zu entfernen und andernorts anzusiedeln, andere Stämme aber an ihre Stelle zu setzen. Das Beispiel des Volkes Israel, das meist als Gefangenschaft aufgefaßt wird, wiederholt sich allerorten. Assurnassirpal beginnt damit in seinem fünften Regierungsjahr, durch einen derartigen Wohnungswechsel unzuverlässige Elemente seiner Beaufsichtigung näher zu rücken, und führt dann diese Maßregel systematisch durch.

Die in der Richtung nach dem Kaspischen, dem Roten und dem Mittel-Meer vordringenden Kriegszüge hatten schon Tiglatpilesar bis an die Küste des letzteren geführt; in der Folge ist das Streben unausgesetzt darauf gerichtet, die Macht bis hierhin auszudehnen, wo der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Seehandel neue unbekannte Erzeugnisse heranführte. Assurnassirpal drang im Jahre 876 ohne große Schwierigkeiten über den Orontes und durch das Cheta-Reich bis zur Küste vor und verfolgte diese bis Sidon; mit reichen Schätzen, unter diesen auch Cedernstämme vom Libanon, kehrte er heim. Aber erst Salmanassar II. (860—825) gelang es, das Land bis zum Euphrat, in welches immer neue Semiten- (Aramäer-) horden eindrangen, planmäßig (durch feste Besatzungen) dem Reiche einzuverleiben und sich dadurch den Weg nach Syrien zu öffnen; als er dann im Jahre 854 den Euphrat überschritten hatte und bis zum Orontes vorgedrungen war, trat ihm eine starke Armee von 12 verbündeten Fürsten (unter Führung von Damaskus Hamath, Ahab von Israel, phönizische Städte), gegen 65000 Mann und 4000 Kriegswagen, entgegen. Er schlug sie und färbte mit dem Blut von 25000 (nach anderer Angabe nur 14000) erschlagenen Feinden das Blachfeld und die Fluten des Orontes, aber aus dem Umstand, daß diesem Feldzug weitere gegen eine ähnliche Koalition und noch mehrere blutige Schlachten folgten, ist zu schließen, daß trotz dieser großen Verluste die Gegner durchaus noch nicht entscheidend geschlagen waren. In der Folge belagerte er auch Damaskus, ohne es aber in seine Gewalt zu bekommen.

Assyrische Siegestrophäe
Vorführung erbeuteter Köpfe

Unter Salmanassars Nachfolgern ist die Königin Sammuramat (Semiramis) von Bedeutung, welche für ihren Sohn 811—783 die Regierung führte und auch von Damaskus Tribut erhielt; jedoch erstarkte für Assyrien im Norden ein gewaltiger Gegner in dem Reiche Urartu (Armenien), da jenes durch innere Kämpfe geschwächt und durch Kriege mit Medien beschäftigt wurde. Tiglatpilesar III. war es vorbehalten, Sarduris II., welcher bereits erobernd in die assyrischen Gebiete vordrang, zu schlagen und Armenien zu unterwerfen, nachdem er zuvor mit allen anderen Gegnern abgerechnet hatte. Zunächst nahm er den Kampf mit den am Tigris bis zur Küste des Persischen Golfes nomadisierenden Aramäern auf, brachte sie bis zum Meer durch Errichtung von Zwingburgen unter seine Herrschaft, und zwang sie zur Ansiedlung; dann unterwarf er ganz Medien und besiedelte die genommenen Orte mit Kriegsgefangenen anderen Stammes, und hiernach machte er der Herrschaft des Armenier-Königs, den er bereits in einem früheren Feldzuge geschlagen hatte, ein Ende (735). Seine letzte Aufgabe war die Unterwerfung von Syrien, wo Damaskus wiederum belagert werden mußte und diesmal (732) erobert wurde. Nachdem auf diese Weise die Grenzen des Reiches beinahe bis zu den vier in Frage kommenden Meeren ausgedehnt waren, folgte die Krönung des Werkes, indem Tiglatpilesar dem babylonischen Reiche ein Ende machte und 729 sich selbst dessen Krone aufsetzte. Bei allen seinen Kriegen verfolgte der König mit Konsequenz das Prinzip, die unterworfenen Völker nach Möglichkeit in andere Gebiete seines Reiches zu versetzen und ihre Wohnplätze neu zu besiedeln, sowie den weiteren, Statthalter einzusetzen und Depotplätze anzulegen.

Assyrien hatte, wenn man von der Eroberung von Ägypten (durch Assarhaddon 670) absieht, unter Tiglatpilesar III. und seinen nächsten Nachfolgern die Grenzen seiner Macht erreicht. Mit Sargon, welcher 721 den Thron besteigt, beginnt die Zeit der größten Blüte, aber „seine Kriege zeigen uns zugleich“ um mit Winckler zu reden, „woran das Reich zu Grunde ging. Die unterworfenen Völker waren noch nicht so entartet, daß sie sich willig

jedem Joche gebeugt hätten. Sie hatten sich noch ein starkes Nationalgefühl bewahrt und wollten sich nicht zum willigen Tributzahlen an eine Macht verstehen, die dafür ihnen nicht den geringsten Schutz gewährte. Tiglatpilesar wie Sargon haben in richtiger Erkenntnis dieser Verhältnisse eine Verschmelzung der vielen unter ihrer Herrschaft vereinigten Nationen durch zahlreiche Verpflanzungen ganzer Völker in entfernte Gegenden herbeizuführen gesucht. Es war sicher das beste, was sie thun konnten, aber die Entwickelung des Reiches war eine zu schnelle gewesen, und was sie in dieser Beziehung begonnen, scheinen ihre Nachfolger nicht fortgeführt zu haben. So war die ganze assyrische Geschichte der letzten Zeit nichts als ein fortwährendes Gewinnen und Verlieren einzelner Teile des Reiches, und alle ihre zahlreichen Kriege haben den Assyrern selbst keine Früchte getragen, sondern nur ihren Erben, den Persern."

Die Herrschaft Assyriens hat sich unter den Sagoniten wohl nach Westen über Kilikien (Sinacherib 695), Ägypten (Assarhaddon 670) und Judäa (721 fiel Samaria, 700 wurden 200 000 Menschen nach Assyrien abgeführt) erstreckt, und Assurbanipal unternahm 642 sogar einen erfolgreichen Feldzug in die Wüste gegen die Araber, welche in immer neuen Einwandererzügen das Land überschwemmten und brandschatzten, — aber nach Norden wurde niemals das Schwarze Meer erreicht, nach Osten niemals die Gebiete westlich, und südlich des Kaspischen Meeres überschritten oder gar, wie früher angenommen wurde, die Herrschaft bis zum Indus ausgedehnt. Im Gegenteil fällt mit dieser Zeit der höchsten Blüte die Erstarkung Mediens zusammen, dessen einzelne Stämme durch die Notwehr gegen die immer wiederholten Angriffe der assyrischen Könige zum Zusammenschluß und zur Bildung eines Königreichs veranlaßt werden. Die Bestrebungen Mediens, das Joch ganz abzuschütteln, wurden durch eine neue Erhebung Armeniens während der Herrschaft Sargons (722—705) wesentlich unterstützt (diese endete 714 mit dem freiwilligen Tode des Königs Rusa), die mächtigste Hilfe leisteten ihnen aber ihre Stammverwandten, die Kimmerier, deren Vorhut sie selbst bildeten.

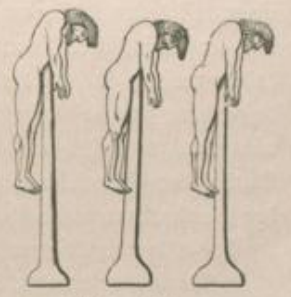
Mit diesen tritt das Element in den Vordergrund, welches die Nachfolge der Semiten in der Herrschaft über Westasien übernehmen sollte, die Indogermanen in ihrem iranischen Zweige. Bereits gegen Ende von Sargons Regierung beginnen sie Armenien, dessen Kraft von Assyrien gebrochen war, zu überschwemmen; ein Schwarm dieser Völkerwanderung folgt dem anderen, und es zeugt von der diplomatischen Geschicklichkeit des Königs Assarhaddon (681—668), daß er einen dieser Stämme, die Ashkuza, gegen die anderen auszuspielen verstand. Sie drängten auf die Kimmerier und veranlaßten eine Überschwemmung ganz Kleinasiens durch sie, der nur die Burg von Sardes widerstand, welche aber mit den Elementen des sich verteilenden und auflösenden Volksstromes das ganze Gebiet durchsetzte. Durch das Verdrängen der Kimmerier und durch das Bündnis mit Assyrien wurden die Ashkuza (die „Skythen" Herodots) Herren von Armenien bis zum Schwarzen Meer.

Die fortwährenden inneren Zwiste hatten Sinacherib (705—681) im Jahre 689 zur Eroberung und Zerstörung von Babel veranlaßt. Assarhaddon baute die Stadt und ihre Festungsmauern wieder auf; sein Nachfolger Assurbanipal (668—628) war aber schon wieder genötigt, gegen die Stadt vorzugehen, da sich sein dort residierender Bruder gegen ihn empörte. Nur dessen freiwilliger Tod bewahrte Babel vor einer abermaligen Zerstörung. Bald nach Assurbanipals Tode sehen wir einen Chaldäer, Nabupalossor, sich der Herrschaft in Babel bemächtigen; er verbündete sich mit den Medern, und ihrem gemeinsamen Angriff fiel 606 die Hauptstadt Assyriens, Ninive, zum Opfer, wobei auch der Tigris

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eine wesentliche Hilfe geleistet haben soll, indem er mit seinen angeschwollenen Fluten ein Stück der Mauer einstürzen machte. Wohl kamen die Ashkuza ihren Verbündeten zu Hilfe, aber sie wurden vom König der Meder, Kyaxares, geschlagen, und dieser erweiterte dadurch die Grenzen seines Reiches bis nach Kleinasien hinein, wo er den reichen und mächtigen König von Lydien, Alyattes, zum Nachbar gewann.

Drei Reiche bestanden nun für kurze Zeit nebeneinander: das neubabylonische unter einer chaldäischen Dynastie, deren zweiter Herrscher, Nebukadnezar II. (605—561) deshalb bemerkenswert ist, weil er Babel durch eine neue äußere Befestigungsmauer verstärkte und sein Reich durch die vom Euphrat bis zum Tigris reichende „medische Mauer" zu sichern suchte; — das lydische, welches die griechischen Kolonien einschloß und einem Eroberungsversuche des Kyaxares mit Erfolg Widerstand leistete (unentschiedene Schlacht am Halys 585); — und das medische unter iranischen Herrschern, das sich nach Osten über die stammverwandten Sagarten, Hyrkanier und Parther (also das heutige Chorasan) erstreckte und im Westen bis zum Halys reichte. Die befestigte Hauptstadt Ekbatana diente ihm als Zentralpunkt. Schon 550 geht die Gewalt in letzterem auf das Geschlecht der Achämeniden über, indem sich Kyrus mit Hilfe des den Medern verwandten und wahrscheinlich bereits ihnen verbundenen Stammes der Perser durch Sturz des Königs Astyages der Herrschaft bemächtigt. Dem von Kyaxares gewiesenen Wege folgend, bringt er hierauf den König Krösus von Lydien zum Fall (547) und krönt sein Werk durch die Eroberung von Babel im Jahre 540. Damit begann die Herrschaft der Indogermanen über ganz Westasien, eine Herrschaft, bei welcher die in die alten Kulturländer eingerückten Sieger deren höhere Entwickelungsformen sich anzueignen suchten und durchaus in der Richtung der bisherigen Träger, der Semiten, sie weiter entwickelten. Die Perser waren bereits seit einiger Zeit Herren von Elam und Susa, als solche mit der babylonisch-assyrischen Kultur in unmittelbare Beziehung getreten, und als nun ihr Adel mit dem König an der Spitze das schlichte persische Lederkleid mit den reichen assyrischen Gewändern vertauschte, da ging ihre Nationalität im Babyloniertum verloren.



Gepfählte Gefangene
Assyrien

Nachdem Kambyses, der Sohn und Nachfolger des Kyrus, auf der Rückkehr von seinem Siegeszuge, welcher ihn durch Ägypten bis nach Napata und Meroe geführt hatte, durch eigne Hand das Leben verloren hatte, trat eine Reaktion ein, indem der Teil des Adels, welcher den östlichen Stämmen angehörte und bisher zu kurz weggekommen zu sein glaubte, mit Darius an der Spitze sich der Herrschaft bemächtigte (521). Die Einführung einer eigens dazu erfundenen persischen Schrift, die Umformung der bisherigen Verwaltung (Zusammenfassen der zahlreichen kleinen Provinzen in wenige große Satrapien unter persischen Beamten) zeugen von dem bewußten Bestreben, das Persertum zur Herrschaft zu bringen. Jedoch vermochte dieses, wie die Folge lehrte, sich nur in den östlichen Teilen des Reiches von Elam und Medien an, welche noch nicht in den Bannkreis der babylonischen Kultur geraten waren, und in welche Darius mit der Hauptstadt Persepolis den Schwerpunkt des Reiches zu verlegen suchte, zu erhalten, während in den Gebieten der alten Kultur diese sich als der stärkere Faktor erwies.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Darius hatte zunächst 6 Jahre zu kämpfen, um seine Herrschaft zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, und zwar ist es bemerkenswert, welche hervorragende Rolle hierbei die alte starke Festung Babel spielte. Während sie ihn persönlich 19 Monate vor ihren Mauern fesselte, gewannen andere Landesteile Zeit, ihre Kräfte zu organisieren und sich zu energischem Widerstand zu sammeln; die Generale, welche Darius dieser Volkserhebung entgegenstellte, vermochten nur mit Mühe in Defensivstellungen die Belagerungsarmee von Babel gegen Entsatzversuche zu decken, und so spielte sich der Krieg in ähnlicher Weise ab, wie der von 1870/71, denn erst nach dem Fall der Hauptstadt war Darius in der Lage, die Rebellenheere niederzuwerfen und friedliche Verhältnisse herzustellen.

Nun faßte er die Erweiterung seines Reiches ins Auge, dehnte es zunächst in östlicher Richtung bis zum Indus aus und wandte sich dann nach Westen. Hier galt es den Kampf um die Mittelmeer-Länder mit den Griechen, welche als Herren des Meeres auch die von ihnen besiedelten Küstenstriche in der Hand hatten. Persien fehlte es zunächst an einer Flotte mit der allein dieser Kampf durchzuführen war; in welcher Weise die Küstenvölker hier aushelfen mußten und welche Entwicklung der Seekrieg hierdurch gewann, ist in Band III zu besprechen; für die Gestaltung des Landkrieges sind die mit den Griechen geführten Kriege nicht weniger wichtig und deshalb hier nicht zu übergehen. Dafür wird aber erst im vierten Kapitel der Platz sein, da hierbei die bereits auf eine höhere Stufe entwickelte Kriegskunst der Griechen zur Sprache kommt. Es erübrigt jetzt nur, die Maßnahmen der Perserkönige, welche zu diesen Kriegen führten, einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

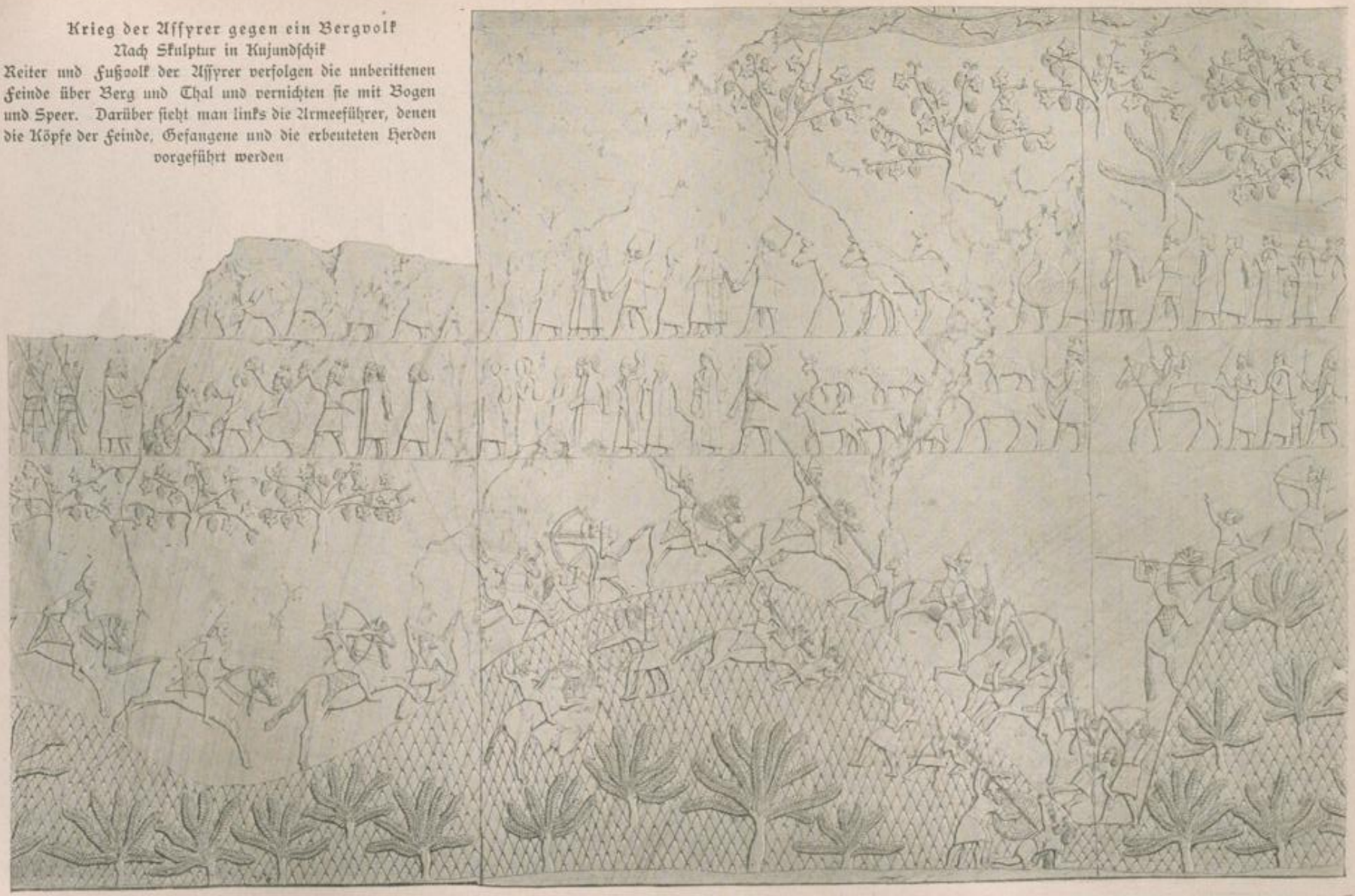
Darius unternahm 513 mit einer Armee von 700000 (?) Mann einen Feldzug gegen die auf der Balkan-Halbinsel sitzenden Skythen, gegen deren auf niederster Kulturstufe stehenden Nomadenstamm der Skoloten. Wenn er den Plan hatte, die Griechen anzugreifen, so war dies auf dem Landwege nur nach Thrakiens Unterwerfung zu erreichen; um aber den Weg durch dies Land frei zu halten, war die dauernde Fernhaltung der Skythen geboten, der gegen sie unternommene Feldzug also das geeignete Mittel, um ihnen Achtung einzuflößen und ihren Einfällen vorzubeugen. War der Plan also strategisch wohl richtig, so war doch seine Ausführung fehlerhaft, denn Darius ließ sich verleiten, den zurückweichenden Reiterscharen ins Steppenland zu folgen, wo für sein Heer kein Unterhalt zu finden war, und mußte sich, nachdem er das Vergebliche dieses Luftstoßes erkannt hatte, unter sehr empfindlichen Verlusten zurückziehen. Wäre er der Küste gefolgt, so hätte er die Flotte für die nötige Zufuhr ausnützen können. Trotzdem blieb immer der Vorteil der Unterwerfung Thrakiens und der hellenischen Städte am Hellespont.

Ein Aufstand der ionischen Griechen und deren Unterstützung durch Athen und Eretria gab den Vorwand zu den beiden Feldzügen von 493 und 490, welche bei Marathon (12. 9. 490) zu Ungunsten Persiens entschieden wurden. Den Rachezug, an dessen Ausführung der Tod den Darius gehindert hatte (485), unternahm sein Sohn und Nachfolger Xerxes (485—465) im Jahre 480 mit einem ungeheuren Aufgebot von Truppen und Schiffen; er bietet nur zwei wichtige Landkämpfe, an den Thermopylen und bei Platää (September 479). Nach dem Verlust des letzteren gaben die Perser ihre Sache in Griechenland verloren, ihre Gegner gingen zur Offensive über, sie übernahmen die Führung auf dem Gebiete des Kriegswesens, und dessen Meister Alexander machte der Perserherrschaft ein Ende.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Krieg der Assyrer gegen ein Bergvolk
Nach Skulptur in Kujundschik

Reiter und Fußvolk der Assyrer verfolgen die unberittenen Feinde über Berg und Thal und vernichten sie mit Bogen und Speer. Darüber sieht man links die Armeeführer, denen die Köpfe der Feinde, Gefangene und die erbeuteten Herden vorgeführt werden



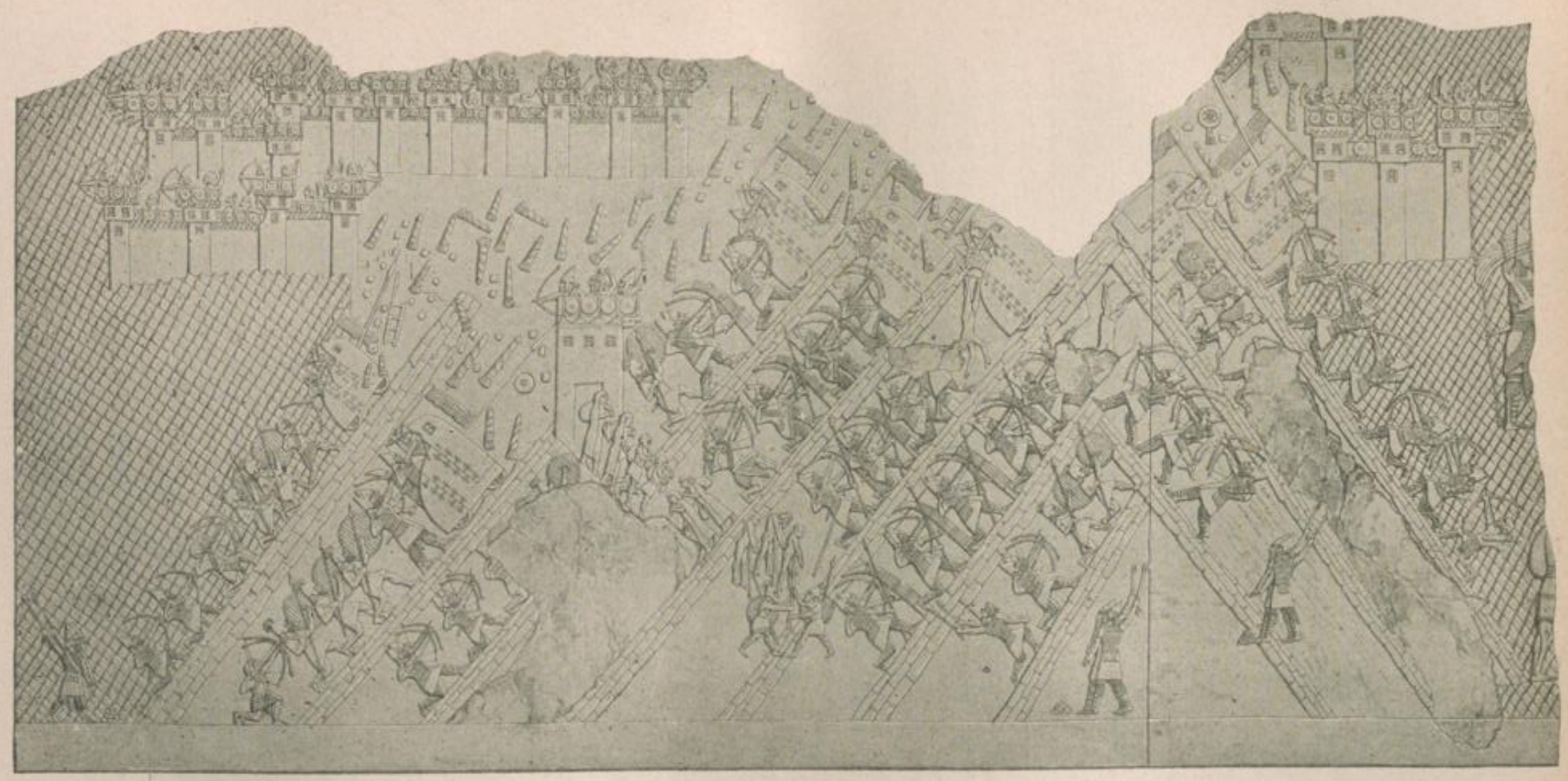
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

All die verschiedenen Volksstämme, deren Fluten sich über Babylonien und Assyrien ergossen und die Herrschaft des Landes an sich rissen, haben nicht vermocht, dessen Kulturentwickelung in andere Wege zu leiten, und so ist auch die Ausgestaltung des Krieges und des Kriegswesens unzweifelhaft eine in derselben Richtung stetig fortschreitende, aber sie haben immer neue Elemente herbeigebracht und durch diese wesentlich die Entwickelung gefördert. Ganz im Gegensatz zu Ägypten, wo die ursprüngliche Ackerbaubevölkerung nicht imstande war, aus eigner Kraft eine militärische Organisation zu gestalten, wo der kriegerische Geist erst durch Fremdvölker hineingetragen werden mußte, wurde die ursprüngliche Bevölkerung Babyloniens durch die wohl kaum jemals unterbrochene Einwanderung und Beimischung von semitischen (arabischen) Elementen zur Übung des Waffendienstes erzogen und durch das Andrängen der östlichen Stämme nicht nur zur Sicherung ihres Besitztums mit Befestigungen gezwungen, sondern auch zum Gegenangriff im Sinne des Rachezuges veranlaßt. Doch war die Entwickelung des Feudalbesitzes, der Stadtkönige, mit einer abhängigen Bevölkerung nicht geeignet, eine zuverlässige Wehrmacht zu erziehen, und die Überlegenheit Assyriens wird darin zu suchen sein, daß in diesem einheitlich entwickelten Staate eine freie Bauernbevölkerung den Grundstock für eine tüchtige Wehrmacht abgab. „Assyriens Stärke", so sagt H. Winckler mit Recht, „gegenüber den industriell hochentwickelten Landschaften der Euphratniederung beruht von vornherein auf einem Heere; nur durch ein solches konnte es überhaupt emporkommen oder sich behaupten. Die Leute konnte ein Land mit einem Bauernstande liefern. Als dieser später zu Grunde ging und auch Tiglatpilesar ihn nicht zu retten vermochte, hatte man Söldnerheere, die sich aus allen Ländern, unterworfnen und barbarischen, rekrutierten; mit diesen haben Sargon und seine Nachfolger Kriege geführt. Mit solchen konnte man wohl, solange Sold und Beute für sie reichlich da waren, den Orient niederhalten; nach einem großen Schlag aber und ohne Geld war eine Neuerhebung unmöglich. In seinem Heer und seiner Bevölkerung beruhte also Assyriens Stärke; mit deren Umwandlung vollzog sich auch eine vollkommene Veränderung seiner Grundlagen. Während es sich von früheren Niederlagen immer wieder erholen konnte, mußte das ganz babylonisierte Assyrien, der Staat einer auf ein Söldnerheer gestützten, herrschenden Militär- und Priesterkaste, der keine nationale Bevölkerung mehr besaß, spurlos verschwinden."

Reiterskulptur aus Khorsabad
Jüngere Form des Reitens

Reiterskulptur in Nimrud
Ältere Form des Reitens

Assyrien hatte es bei seinem Bestreben, Mesopotamien gegen feindliche Eingriffe zu schützen, meist mit den von Süden einwandernden Horden der Araber zu thun, mit denen es leicht fertig werden konnte, da diese den geschlossenen Truppen nur Reiterscharen ohne organisatorischen Zusammenhang entgegenstellen konnten; die Schwierigkeiten lagen hier in dem stetigen Nachdrängen immer neuer Einwanderer. Ganz anders lag die Sache, als zum ersten Male ein größeres organisiertes Heer den Assyrern entgegentrat, als Salma-



Belagerung einer Bergfestung. Nach Skulptur in Kujundschik (Assyrien)

Auf mit Steinplatten geebneten Angriffswegen rücken die Kolonnen gegen eine weitläufige, mit Vorwerken versehene Festung vor, auf deren Mauern und Türmen die Verteidiger mit Schilden verstärkte Aufbauten errichtet haben und mit Pfeilen, Steinen und Brandfackeln dem Sturm entgegentreten. An der Spitze jeder Kolonne fährt ein Schirmwerk, das auch zur Aufnahme und gesicherten Handhabung der Mauerbrecher dient, dann folgen beschildete Speer- und Schwertkämpfer für die Ausführung des Sturmes (die Leiter-Ersteigung war augenscheinlich auf dem ausgebrochenen Stück dargestellt), Bogner und Schleuderer zur Bekämpfung der Besatzung. Auch der Auszug der Weiber aus der Festung und gepfählte Gefangene sind dargestellt

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

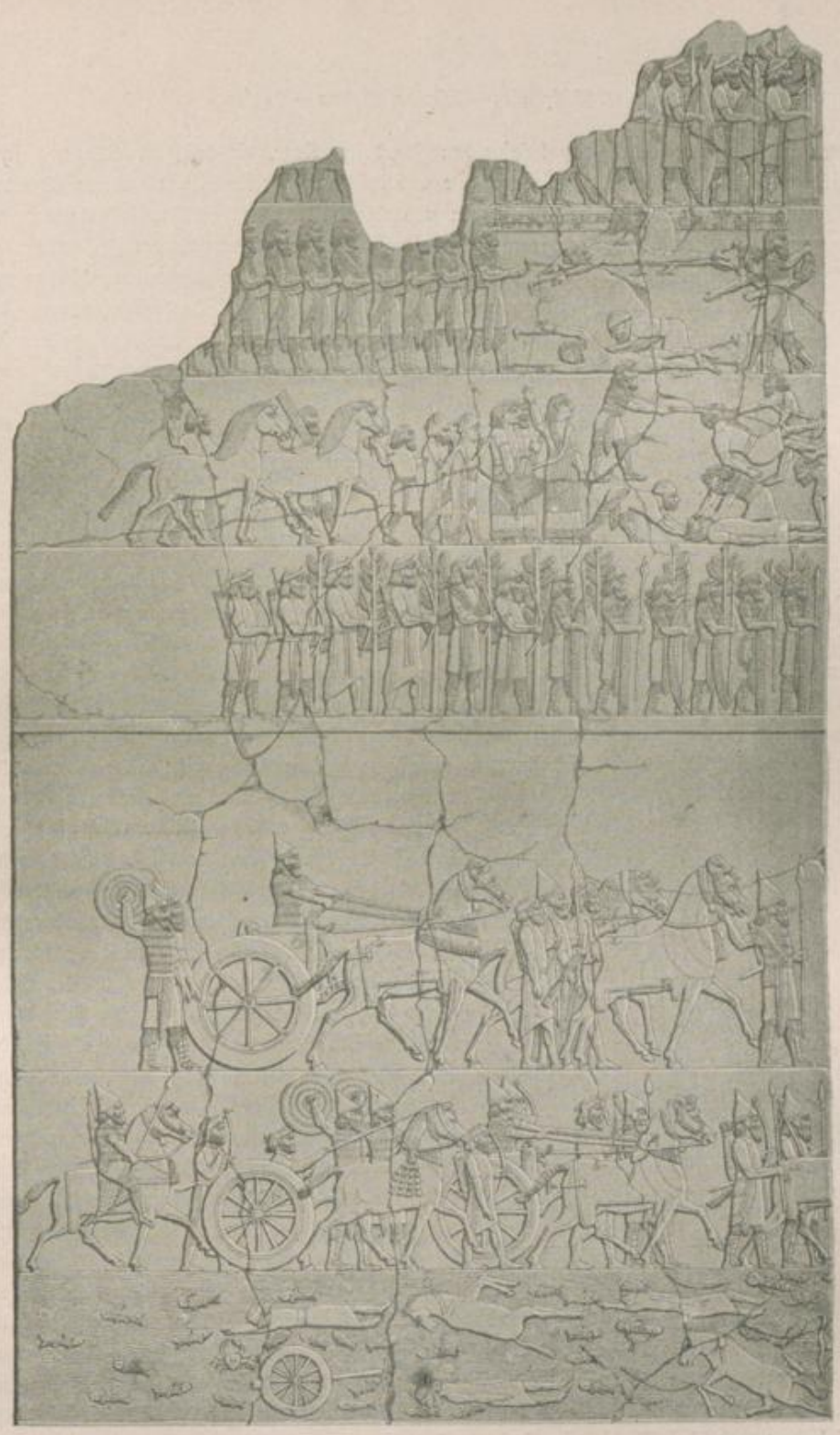
naſſar II. gegen Damaskus vorging. Hier iſt es ein ſyriſcher Vaſallenſtaat, deſſen militäriſche Organiſation möglicher Weiſe auf der Baſis des zertrümmerten Cheta-Reiches ſich entwickelt hat, und welchen die aſſyriſche Kriegsmacht ſelbſt mit dem Aufgebot ihrer Milizen zu überwinden nicht imſtande war. Ebenſowenig konnten die Meder zu einer dauernden Unterwerfung gezwungen werden, nachdem die aſſyriſchen Angriffe ſie zum Zuſammenſchluß veranlaßt hatten; dafür zeugt das Feſtungsſyſtem, das ſchon Sargon ihnen gegenüber für nötig erachtete.

Näheres wiſſen wir von dieſen Nomaden nicht, etwas mehr von den ihnen verwandten Perſern. Deren Stammverfaſſung (dieſelbe wie bei den Medern) trennte, wie es den Anſchein hat, die ſeßhaft gewordenen, landbauenden Stämme von den nomadiſierenden und von den kriegführenden Stämmen, eine Trennung, wie ſie ſich bei allen ſkythiſchen Völkern fand und wie ſie noch jetzt den Kurden eigen iſt, die ſich in landbauende und kriegeriſche Stämme ſcheiden. Der kriegeriſchen Ausbildung waren dadurch weſentliche Vorteile geſichert, und die großen Erfolge der Perſer ſind hieraus zu erklären. Auch zeigen die erſten Könige, vor allen Kyros und Darius, hervorragende militäriſche Eigenſchaften. Die den Satrapen verliehene, namentlich dann, wenn neben der Verwaltung auch das Kommando der in der Satrapie befindlichen Truppen in ihrer Hand lag, außerordentlich große Machtfülle hatte allerdings einen ſehr energiſchen Herrſcher zur Vorausſetzung und ließ die ihr innewohnenden Gefahren deutlich hervortreten, als unter den ſpäteren Königen der wachſende Einfluß des Harems und der Höflinge dazu benutzt wurde, um die Selbſtändigkeit und Eigenmächtigkeit der Satrapen zu gefährlicher Höhe zu ſteigern. Wie der König ſeine Leibtruppen, ſchufen ſie ſich aus Söldnern kleine Armeen und waren mehr als einmal geneigt, ſich mit deren Hilfe die Selbſtändigkeit zu erobern. Die Königstruppen des Kyros beſtanden außer den Wagenkämpfern, den Schützen und mediſchen, armeniſchen, hyrkaniſchen, kaduſiſchen und ſkythiſchen Reiterſcharen aus 6000 Leibgarden zu Fuß, 2000 Lanzenträgern und vier Kavalleriekorps von je 10000 Mann. Die Garniſonen beſtanden, zunächſt wenigſtens, aus ariſchen Kriegern; behufs großer Unternehmen wurde eine allgemeine Aushebung im ganzen Reiche veranſtaltet.

Nicht zu übergehen iſt der Bau von Straßen durch Darius. Sie wurden als Zweige an die große Königsſtraße angegliedert, welche von Suſa über Arbela und Melitene bis Sardes führte, und deren Übergänge über Euphrat und Halys durch befeſtigte Thore geſichert. Der ſchnelle Verkehr wurde durch 111 Poſthäuſer ermöglicht, außerdem ein Poſtdienſt reitender Boten eingerichtet.

Der Charakter der Kriegführung iſt bis ins erſte Jahrtauſend ein durchaus brutaler; ſie beſchränkt ſich in der Hauptſache auf Verwüſtung weiter Länderſtrecken, auf Metzelei und Plünderung, die Verſtümmelung der Leichen findet ſogar in noch ſpäteren Zeiten ſtatt. Der Kriegszweck beſteht im Heimbringen des feindlichen Beſitztums, wobei natürlich die den eigenen Ländern fehlenden Erzeugniſſe die Hauptrolle ſpielen; die Kriege werden dadurch zu reinen Raubkriegen und gewähren das Mittel, ungeheure Schätze in der Hauptſtadt aufzuhäufen. Die beſiegten Volksſtämme werden nicht dem Reiche einverleibt, ſondern zur Zahlung eines Tributes verpflichtet, und es hat den Anſchein, als wenn dabei die Erwartung mitgeſprochen hätte, daß eine Tributverweigerung den willkommenen Anlaß zu neuer Beraubung und Auferlegung noch höherer Abgaben bieten werde. Selbſt die Aſſyrer begnügten ſich zunächſt mit dem feſten Beſitz von Meſopotamien und folgten im übrigen dem geſchil-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Siegeszug eines assyrischen Königs. Skulptur aus Kujundschik

In der 2. und 3. Reihe sind die an den Gefangenen vollzogenen Strafen (das Schinden in der 2. Reihe) dargestellt, dann folgen beschildete Speerkämpfer und Bogner, Wagenkämpfer und Reiter; und der zum Schluß dargestellte Strom führt die Leichen und Waffen der Besiegten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

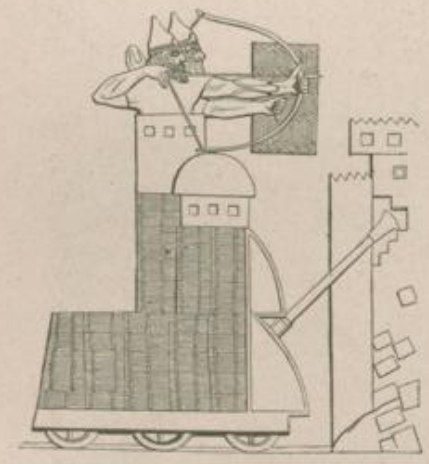
derten Prinzip; erst Assurnassirpal faßte den Zweck ins Auge, die besiegten Stämme seinem Reiche anzugliedern, indem er sie verpflanzte und ihr Land mit Kolonisten anderen Stammes besiedelte; er suchte durch feste Besatzungen und Statthalter diese Gebiete festzuhalten, trat also zuerst als zielbewußter Eroberer auf. Als Eroberungskriege kennzeichnen sich auch in der Folgezeit die Unternehmungen der Meder und Perser, nur daß sie die organisatorischen Maßnahmen des Assyrers und damit das einzige Mittel, das vielleicht eine Verschmelzung der vielgestaltigen und noch wenig staatlich organisierten Völkerschaften mit der Zeit ermöglichen konnte, außer Augen ließen. Dagegen machte sich bei einzelnen Herrschern, namentlich bei Kyrus, das Bestreben geltend, die Greuel des Krieges zu mäßigen, und ihm ward die bisher unerhörte Genugthuung, daß er von den Bewohnern des eroberten Babel wie ein Befreier mit Jubel empfangen wurde.

Spitzramme
Assyrien

---

Wenn wir nun versuchen wollen, uns eine Vorstellung von der Entwickelung der taktischen Formen in Ägypten und Westasien zu machen, so müssen wir die zur Verfügung stehenden Waffen ins Auge fassen, welche die Kampfweise bedingte, denn aus dieser erst konnten sich die taktischen Elemente gestalten.

Die Fernwaffen, Wurfspeer und Bogen, konnten den Ägyptern des alten Reiches kaum unbekannt sein, trotzdem scheinen sie erst zur Geltung gekommen zu sein, nachdem durch die Hyksos Pferd und Streitwagen eingeführt waren; vordem sehen wir den König mit derselben Stabkeule, wie afrikanische Negerstämme sie führen, ihre Feinde erschlagen, und jene Fernwaffen scheinen auch später hauptsächlich die Ausrüstung der Wagenkämpfer gebildet zu haben, während die Fußkämpfer Keule, Kriegsbeil und Stoßspeer, das Schwert erst seit der Aufstellung der Schardana-Truppe (im 14. Jahrhundert) benutzen. Während vor der Fremdherrschaft die Bekleidung nur aus einem Schurz, die Schutzwaffen aus einfacher Kopfbedeckung und Schild bestand, finden wir im neuen Reiche bereits eine vollständige Uniformierung, welche entweder einen leinenen, unten mit Fransen besetzten Rock, oder eine aus Lederstreifen zusammengesetzte Brustbeschirmung bildete. Auch die Kopfbedeckung und Form der Schilde ward nun eine sehr verschiedenartige, da die Söldner ihre nationale Tracht beibehielten.



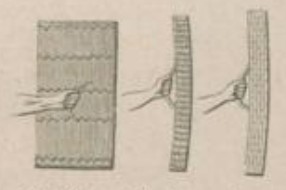
Angriffs-Rollturm mit Mauerbrecher
Assyrien

Hand in Hand mit der vervollständigten Ausrüstung ging im neuen Reiche die Gliederung der Truppe. Neben den durch die Hyksos eingeführten Wagenkämpfern bestand die Armee lediglich aus Fußvolk, und dies gliederte sich in schwere und leichte Infanterie, erstere mit Speer, Beil und Keule, letztere auch mit Bogen ausgerüstet. Das schwere Fußvolk bildete wahrscheinlich die vier Legionen des Ramses; es bewegte sich nach dem Klange von Trommeln und Trompeten in geordneten Reihen, anscheinend sogar im Gleichschritt

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und formierte tiefe Kolonnen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Formation der chetitischen Truppen, mit denen die Ägypter ja schon vor Ramses in Berührung kamen, als Vorbild gedient hat. Deren Kern bildeten in tiefer Kolonne aufgestellte Fußsoldaten mit Lanze und kurzem Dolchmesser, neben ihnen kämpften die Streitwagen und Leichtbewaffnete mit der Schleuder, letztere wohl in aufgelöster Ordnung.

Die Infanterie der Asiaten hat sich in ähnlicher — und wahrscheinlich für sie vorbildlicher — Weise entwickelt, wie die der Ägypter. Jedoch ist schon bei den Assyrern die Ausrüstung reichhaltiger und vielgestaltiger, entsprechend der größeren Zahl verschieden gearteter Volksstämme, welche dazu beitrugen. Das schwerbewaffnete Fußvolk trug entweder ärmellose, sehr widerstandsfähige Linnenpanzer oder umwickelte den Oberkörper mit breiten, verzierten Binden; an Stelle stählerner, bis zu den Knöcheln reichender Panzerhemden, wie sie früher die ganz schwer Bewaffneten trugen, traten später Panzerjacken mit aufgenähten Eisenblechen, welche in noch späterer Zeit durch Panzerhosen oder Beinschienen und Stiefel vervollständigt wurden. Die hohlgearbeiteten Lederschilde wurden mit Metallbeschlägen verstärkt, die Kopfbedeckung, eine kegelförmige Lederkappe mit Ohrenklappen, welche mit metallenen Reifen versehen war, entwickelte sich später zum eisernen oder bronzenen Kegelhelm. Schwert und Dolch gebührten dem vornehmen Assyrer und waren deshalb meist kunstvoll gearbeitet, Stabkeule und Streitaxt vervollständigten die Ausrüstung. Die leichten Truppen, Bogen- und Speerschützen und Schleuderer, sowie die Milizen, trugen ein hemdähnliches Gewand, bedeckten das Haupt gewöhnlich mit einer metallbesetzten Stirnbinde und führten meist nur einen kleinen länglichen Schild mit Handgriff aus starkem Rudergeflecht; wurden aber auch wohl durch Schildträger begleitet, welche mannshohe Tartschen (aus Holz, mit Leder überzogen) vor den Schützen aufpflanzten.



Schildhandhabung im alten Babylonien

Handschild; Schild aus Flechtwerk

Bogenschütze und Schildträger im alten Assyrien

Neben der Infanterie sind schon auf den ältesten Skulpturen Reiterscharen abgebildet, und zwar auf den älteren Bildern ohne Sattel, auf den späteren mit einem Sitzkissen, doch haben die Reiter weder Sporen noch Steigbügel. Die Pferde der Bogenschützen wurden je von einem zweiten begleitenden Reiter gelenkt, Lanzenreiter führten ihre Pferde selbst, doch nur selten Schilde. Die vornehmste Waffe der Assyrer, der Streitwagen, hat sich nach Westen bis nach Ägypten und Griechenland, nach Osten bis zum Ganges den Weg gebahnt und hat den Kämpfen der Asiaten einen eigenartigen Charakter aufgeprägt. Es waren die vornehmsten Streiter, an ihrer Spitze die Herrscher, welche mit dem Gefährt dem angreifenden Heere voraneilten, um mit Speer und Pfeil ihre Opfer in den feindlichen Reihen zu suchen und dann ebenso schnell sich zurückzuziehen. An der Brüstung des hinten offenen zweirädrigen Wagens hingen zwei Köcher mit Pfeilen, ein krummer (asiatischer) Bogen, ein Wurfspieß und eine Streitaxt, neben dem Kämpfer stand der Lenker der zwei oder drei Rosse (dieser ist bei den ägyptischen Königswagen nicht mit abgebildet, um den Herrscher mehr in den Vordergrund zu stellen), zwischen beiden bei den Asiaten noch der Schildträger. Von den Persern ward der Wagen zum Sichelwagen entwickelt, indem an den Radnaben

und an der Deichsel scharfe Sicheln angebracht wurden, welche beim Durchrennen der feindlichen Schlachtreihe die Glieder der getroffenen Krieger glatt abschnitten. Zur Vermehrung der Stoßkraft wurden bis zu 8 Pferden vorgespannt, doch war diese neue Angriffswaffe auf die Schwerfälligkeit der Infanterie berechnet und verlor ihren Wert, sobald diese ihre Glieder zu öffnen lernte, um die Wagen ohne Schaden vorbeijagen zu lassen (Alexander der Große).

Es würde zuweit führen, wollte ich die vielgestaltige Ausrüstung weiter schildern, wie sie dem Völkergewirr des persischen Heeres zueigen war. Kyrus war bemüht, deren jedes in seiner gewohnten Waffenführung auszunutzen, den Iraniern aber diejenige militärische Ausbildung zu geben, welche ihm die wertvollste dünkte, und dies war die kavalleristische. Die Heimat der Nationalperser war für Pferdezucht und Pferdebenutzung durchaus ungeeignet und sie waren dementsprechend kein Reitervolk, aber Kyrus erzog sie dazu und erreichte, daß sie den ersten Rang unter der Reiterei einnahmen. Bereits schied sich bei den Persern die mit leichtem Schuppenpanzer bekleidete leichte Kavallerie der berittenen Bogenschützen von den schwer gewaffneten Reitern, welche in der blanken Waffe, — lange Schwerter und Stoßlanzen — ihre Stärke suchten und neben Erzhelm und ehernem Panzer Halsberge und Beinschienen trugen. Neben anderen vorzüglichen Reitervölkern, wie Meder, Parther, Sagarter (mit Lasso), Paphlagonier traten auch Araber auf Dromedaren in die Schlachtreihe, so daß die persische Armee über eine vielgestaltige vorzügliche Reiterei verfügte. Trotzdem blieb die Infanterie wohl immer die Hauptwaffe, ihre aus tiefen Kolonnen gebildete Schlachtreihe, in welcher die Nationalperser das Zentrum, die anderen Völkerschaften die Flügel einnahmen, hatte sowohl den Angriff des Gegners auszuhalten, als den entscheidenden Stoß zu führen, die Reiterei nebst den Streitwagen die Schlacht nur einzuleiten; von einer taktischen Formation kann man daher auch nur bei der Infanterie sprechen, es war die Phalanx, deren weitere Entwickelung die Griechen in die Hand nahmen; die Kavallerie entbehrte der einheitlichen Organisation, und jede Schar focht in der ihrer Nation üblichen Weise.

Assyrische Krieger
Speerwerfer, Bogenschütze, Schleuderer, Reiter

Um auch für die Entwicklung des Festungsbaues eine Grundlage zu gewinnen, werden wir noch einen Blick auf die mächtigen Befestigungen werfen müssen, mit denen die babylonischen und assyrischen Herrscher ihre Hauptstädte umgaben; die des Perserreiches haben sich ihnen im Charakter angeschlossen. Die Ausgrabungen, welche Teile der alten Befestigungen aufgedeckt haben, haben den Beweis erbracht, daß die von alten Schriftstellern überlieferten, bis dahin angezweifelten Größenverhältnisse dieser Städte, Babel und Ninive, und die erstaunlichen Abmessungen der Befestigungen durchaus nicht übertrieben sind. Die in Form eines Rechtecks angelegten Mauern Ninives scheinen nach Layards Entdeckungen einen Umfang von 142 Kilometern gehabt und einen Raum von 956 Quadratkilometer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eingeschlossen zu haben. Sie waren 100 Fuß hoch und 50 Fuß breit, von 1500 Türmen überhöht. Es handelt sich also hier nicht um die Befestigung einer einzelnen Stadt, sondern eines ganzen Gebietes, das außer mehreren, auch den Namen nach bekannten Städten große nutzbare freie Flächen in sich schloß. Die Hauptstützpunkte der so weit ausgedehnten Stellung bildeten die mächtigen Palastbauten, welche auf mindestens 10 Meter über die Thalsohle sich erhebenden Plattformen erbaut wurden und an sich kleine Festungen darstellten. So mißt die Terrasse des Sargon-Palastes von Khorsabad (in Babel) 314 zu 344 Meter bei 14 Meter Höhe; eine 3 Meter starke Mauer, durch Pilaster verstärkt und mit Thürmen besetzt, umgiebt das Ganze und setzt sich als Umfassung der Stadt fort, welche mit dem Palast in unmittelbarer Verbindung steht. Dieser umfaßte 210 Räume, die sich um 30 Höfe gruppierten. Die Umfassungsmauern der Stadt Khorsabad, welche, wie gesagt, in die Stadt Babel eingeschlossen war, haben einen Umfang von beinahe 7 Kilometer, sind 24 Meter stark und mit 64 Türmen von 13 Meter Breite und 4 Meter Vorsprung versehen. Sieben Thore von $6^1/_2$ Meter Höhe und 4 Meter Weite durchbrechen sie mit regelmäßigen Rundbogen. (Vergl. Abbldg. i. Kap. 7.)

Persischer Krieger
Auf einer Vase im Louvre zu Paris

Eine noch größere Stärke suchte Nebukadnezar II. der Befestigung von Babel zu geben, die Assarhaddon wiederhergestellt hatte; sie bestand aus doppelten Mauern von großer Höhe und Stärke, beschränkte sich aber auf das linke Ufer des Euphrat. Nebukadnezar erbaute nun eine neue Mauer auf 2—3 Kilometer von der alten und schloß dadurch auch das rechte Ufer in die Befestigung ein. Die alte Urkunde sagt: „Damit kein feindlicher Angriff Imgur-Bel, der Mauer von Babel, sich nahe, ließ ich, was kein König vor mir gethan hatte, 4000 Ellen weit, fern und unerreichbar, die Umgebungen Babels mit einer starken Mauer auf der Ostseite Babels umschließen, ihren Graben grub ich, sein Ufer baute ich aus mit Erdpech und Backsteinen, die starke Mauer an seinem Rande baute ich bergehoch, weite Thore fügte ich ihr ein und Thorflügel aus Cedernholz mit ehernem Überzug errichtete ich." Daß dieser Neubau auch das westliche Ufer umfaßte, ergiebt sich aus der Eroberung durch Kyros, welcher den Fluß ableitete und durch sein Bett in die Stadt eindrang. Damit hatte sich der Assyrer aber noch nicht genug gethan; er fährt fort: „Um niederzuwerfen das Antlitz des Feindes, daß er die Umfassungen Babels nicht bedränge, umgab ich das Land mit mächtigen Fluten, der Wassermenge des Meeres vergleichbar", womit er die Überschwemmung des Vorfeldes mit dem Wasser der Bewässerungskanäle bezeichnen will. Zur Vervollständigung des Verteidigungssystems sperrte Nebukadnezar endlich das zentrale Gebiet des Landes durch die vom Tigris bis zum Euphrat reichende „medische Mauer" ab.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 4. Hellas, Makedonien

Der von Ost nach West sich bewegende indogermanische Völkerstrom, dessen südlicher Zweig mit den Eroberungszügen der Perserkönige in Kleinasien und Ägypten die Küsten des Mittelmeeres erreichte, ergoß sich mit seinem nördlichen Zweige über Europa und drang bis zum Atlantischen Ozean vor. Hier staute er sich, und die nachdrängenden Wellen mußten nach Süden ausweichen, wo sie in den Halbinseln des nördlichen Gestades des Mittelländischen Meeres die Grenzen ihrer Bewegung fanden. Die geographischen Verhältnisse waren hier der Entwickelung einer seßhaften Bevölkerung besonders günstig, da die Meeresfläche zunächst ein schützendes Hindernis bildete, und die Gebirge als nördliche Grenzen die Verteidigung gegen nachdrängende Scharen erleichterten. Auch hier stießen die Arier auf alte Kulturen, welche auf asiatischen Ursprung, zum Teil unter ägyptischer Beeinflussung (Italien) zurückzuführen sind. Aber sie wurden nicht, indem sie das Erbe der unterworfenen Insassen antraten, ihrerseits zu Dienern von deren Kultur, wie die Meder und Perser, sondern die Hellenen zertrümmerten sie, um aus den Bausteinen einen ganz neuen Kulturbau zu errichten, die Römer ließen durch Aufnahme ihnen zugetragener Elemente der hellenischen Kultur die vorgefundene Kultur weit über ihre Grenzen hinaus sich entwickeln.

Die eigentümliche vielgegliederte Gestaltung ihrer Halbinsel, die Nähe der ihr vorgelagerten Inseln mußte die Hellenen zu Seefahrern erziehen, und als solche treten sie in dem Kampf um das Mittelmeer in den Vordergrund; aber sie spielen eine nicht weniger bedeutende Rolle in der Entwickelung des Landkrieges, und dies haben sie hauptsächlich einem ihrer Stämme, den Doriern, den Spartanern, zu danken. Allerdings pflegten die Hellenen im allgemeinen die kriegerische Ausbildung, aber mehr in dem Sinne der Entwickelung des Körpers zu der ihnen allen als erstrebenswert geltenden Wohlgestalt, wie sie nur durch eine sachgemäße Übung aller Organe zu erreichen ist; und hierfür waren die kriegerischen Übungen die nächstliegenden und geeignetsten. Aber die Dorier schufen die Truppe und wurden dadurch die Lehrmeister ihrer Stammesgenossen.

Bei ihrer Einwanderung aus dem Tempe-Thal nach dem Peloponnes mußten sie sich in den Ebenen Thessaliens gegen schwärmende Reitervölker schützen, bei dem Marsch durch Hellas die Streitwagen der Minyer und Achaier abwehren, dabei lernten sie sich zu der lebendigen Mauer der Phalanx zusammenzuschließen, und diese Kampfweise wußten sie später in geschickter Weise weiter zu entwickeln, denn die Spartaner waren der einzige Stamm von Hellas, welcher eigentümlicher Weise sich niemals mit der Schiffahrt befreunden konnte,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sondern den Ackerbau vor allem pflegte und einen reinen Militärstaat bildete. Die Taktik der Spartaner werden wir deshalb in erster Linie zu betrachten haben.

Auch die alte Phalanx der Hellenen erscheint auf den ersten Blick als eine Kolonne, als ein Heerhaufe von beträchtlicher Tiefe; ihr Hauptbestandteil, die Hopliten, formierten aber eine frontale Linie, deren Gliederzahl nach der Tiefe sehr verschieden war und bei den alten Spartiaten 4—6, später 8 betrug. Hinter den schwerbewaffneten Spartiaten standen die Heloten, deren jeder von ihnen mehrere (bei Platää z. B. sieben) bei sich hatte. Die Hopliten trugen den aus der erzbeschlagenen Pelzkappe entstandenen eisernen Helm, einen Plattenpanzer (Harnisch) mit ledernen metallbeschlagenen Panzerflügeln, einen blechbeschlagenen

Schwergerüstete Griechen (Hopliten)

a Helmkappe; b Stirnschirm; c Nackenschirm; d Backenschirm; e Helmbügel; f Helmschmuck; g Bruststück; h Rückenschale; i Schulterstücke; k Verbindungsrippen; l ledernes Untergewand; m Panzerflügel (Metallfedern); n Gurt; o Beinschienen; p Schildtrage, um den Schild über die Schulter zu werfen; q Armband des Schildes; r Handhabe des Schildes; s Schilddecke; t Schwert. (Nach Jähns)

Leibgurt und ebensolche Beinschienen; der linke Arm führte einen großen, ovalen, aus mehreren Rindshäuten gefertigten Schild mit ehernem Rand, der an einem, Hals und linke Schulter umfassenden Wehrgehäng hing, die Rechte einen Speer und das zur Linken hängende Schwert. Die vordersten Glieder der leichtbewaffneten Heloten schleuderten über und durch die Reihen der Hopliten Wurfspieße und Handsteine, und da nach dem Einbruch in den Feind die Geschlossenheit der Speerkämpfer naturgemäß aufhörte, so drangen nun die Heloten in die Zwischenräume; und während die Hopliten, sobald die Spieße zerbrochen, zum Schwert greifend rastlos vorwärts stürmten, folgten die Heloten Schritt für Schritt, brachten ihre gefallenen oder verwundeten Herren in Sicherheit und schlugen die liegen gebliebenen Feinde mit Keulen und Knitteln vollends tot.

Bei dieser Kampfweise ist von einem selbständigen Gefecht der Leichtbewaffneten noch keine Rede.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Man kann nicht sagen, daß die hellenischen Stämme jemals sehr friedlich neben einander gehaust hätten, sie bekriegten sich fast fortwährend, aber ohne Haß und Leidenschaft, mehr wie Brüder im ritterlichen Spiel und im Wetteifer um den Preis des besseren Könnens; sie verloren, wenigstens bis zu den Perserkriegen, nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit. In diesen trat zum ersten Male die Notwendigkeit an sie heran, um ihre Existenz zu kämpfen, und sie gingen glänzend daraus hervor. Nicht die Spartaner, sondern die Athener sollten zuerst mit den Persern sich messen.

Als diese 490 Eretria durch Verrat genommen, an der Ostküste von Attika gelandet waren und nun in der Ebene von Marathon lagerten, hatten die Athener ihnen 9 bis höchstens 10000 Hopliten und ebensoviel Leichtbewaffnete entgegenzustellen; während sie, um die Straße zur Stadt zu decken, in verschanzter Stellung auf den die Ebene beherrschenden Höhen lagerten, stießen 1000 Platäer als einzige Hilfe zu ihnen. Die Streitmacht der Perser wurde auf 100000 Mann geschätzt, und wenn man von diesen den Troß und die Ruderknechte in Abzug bringt, bleibt immer noch eine sehr bedeutende Übermacht auf ihrer Seite. Trotzdem beschloß Miltiades, an dem Tage, wo ihm der Oberbefehl zufiel, anzugreifen. Um aber nicht durch die Perser überflügelt zu werden, dehnte er seine Schlachtreihe so lang aus, als die durch Sümpfe eingeschlossene Ebene es gestattete und dies ermöglichte er durch geringe Tiefe der Phalanx im Zentrum, während die Flügel ihre Stärke behielten.

Kampfszene
Auf einer griechischen Vase im Hofmuseum in Wien

Die Tuba schmetterte zum Gefecht, und, den Schlachtgesang anstimmend, stieg die Phalanx von den Höhen herunter; bald aber ging sie in Sturmlauf über, um an den Feind heran zu kommen, bevor dessen Reiter sie mit Pfeilen überschütten könnten. Nur das persische Fußvolk gewann Zeit, seine Schlachtreihen zu ordnen, bevor die Griechen herankamen, eine starre, unerschütterliche Linie gefällter Speere, gegen welche die leichten Schilde, kurzen Lanzen und Schwerter der Orientalen nicht Stand hielten. Doch wenn auch die vorderste Reihe niedergeworfen wurde, so durchbrachen in der Mitte, wo die besten Kämpfer der Nationalperser standen, diese die schwachen Glieder der Athener und drängten sie thalaufwärts zurück, wo das Gelände ihnen Hilfsmittel bot, den Kampf zum Stehen zu bringen. Indessen schlugen die beiden griechischen Flügel die gegenüberstehenden Asiaten, und Miltiades schwenkte dann mit ihnen gegen das feindliche Zentrum ein, das vom weiteren Vorgehen Abstand nehmen und nach drei Seiten Front machen mußte. Einer solchen Beanspruchung ihrer Manövrierfähigkeit waren aber die Asiaten nicht gewachsen und wurden nach heißem Ringen

auf ihre Schiffe zurückgetrieben. Die griechische Taktik hatte ihren ersten schwerwiegenden Sieg errungen.

Ein außerordentlich charakteristisches Bild von den Verhältnissen bei dem persischen wie bei dem griechischen Heere giebt die Schlacht bei Platää (479). Mit dem ersteren, das an Fußvolk 300000 Mann zählte und noch durch etwa 50000 angeworbene Hellenen verstärt war, hatte Mardonius eine starke Stellung am linken Ufer des Asopus bezogen und stützte sich auf das in seinem Rücken gelegene, den Persern freundlich gesinnte Theben. Von dem rechten Ufer etwa 6 Kilometer entfernt, erhebt sich gegenüber der Rücken des Kythäron, an dessen nördlicher Abdachung die Hellenen sich sammelten. Bis zu den entscheidenden Tagen hatten sie es auf 110000 Mann gebracht, von denen etwa 40000 Hopliten, der Rest Leichtbewaffnete waren; den Oberbefehl hatte der Spartaner Pausanias, dessen Vaterstadt mit 5000 Hopliten und 35000 Heloten vertreten war, während Athen 8000 Hopliten gestellt hatte; die übrigen Streitkräfte verteilten sich auf nicht weniger als 19 kleine Staaten.

Krieger auf Lekythos von Eretria
Britisches Museum in London

Der erste Zusammenstoß fand zwischen den Megarern (3000 Mann) und der persischen Reiterei statt, welche am rechten Ufer schwärmte. Als jene dem Ansturm nicht mehr gewachsen waren, kamen ihnen die Athener mit 300 Schwerbewaffneten und ihren Leichtbewaffneten zu Hilfe; bei den Angriffen der Reitergeschwader stürzte der persische Führer Masistios, als sein Pferd durch einen Pfeil verwundet wurde. Der goldene Schuppenpanzer, den er unter dem Obergewand trug, schützte ihn zunächst gegen die Waffen der Athener, bis er durch einen Stich in's Auge getötet wurde. Um den Leichnam entspann sich ein heftiger Kampf, an dem sich mehr und mehr alle Hellenen beteiligten, so daß die Reiter in die Flucht geschlagen wurden. Nachdem man hierauf den Persern Zeit gelassen, die Trauerfeierlichkeiten wegen des Masistios zu erledigen, stellten die Hellenen sich zwischen Platää und dem Asopus in Schlachtordnung, wobei die Athener den linken, die Spartiaten den rechten Flügel erhielten. Mardonius führte seine Truppen aus dem befestigten Lager bis an den Fluß vor und ordnete sie gleichfalls zur Schlacht. Da aber die Opferschau beiderseits dem Angreifenden einen ungünstigen Ausgang verkündete, zögerten beide Teile, durch eine Angriffsbewegung die gefürchtete Niederlage sich zuzuziehen und blieben 10 Tage unthätig einander gegenüber stehen.

Diese Zeit nutzte indessen Mardonius aus, indem er seine Reiterei in das Kythäron-Gebirge sandte, um den Griechen Zufuhr und Verstärkungen abzuschneiden, und ebenso das rechte Ufer des Asopus besetzte, so daß die Hellenen aus diesem kein Wasser entnehmen konnten. Sie waren nun auf eine Quelle in der Nähe ihres rechten Flügels beschränkt; am 11. Tage beschloß Mardonius trotz der ungünstigen Opfer den Angriff, dies ward den Hellenen in der folgenden Nacht verraten, und Pausanias ward bedenklich, ob die Spartaner den ihnen gegenüberstehenden Nationalpersern gewachsen sein würden. Er tauschte deshalb mit den Athenern „da sie die Meder und ihre Kampfweise von Marathon her kennten" den Platz in der Schlachtenreihe. Als Mardonius dies durch böotische Späher erfuhr, stellte er am folgenden Tage die persischen Kerntruppen auf den rechten Flügel, so daß

sie wieder den Spartanern gegenüger standen, und diese sahen sich veranlaßt, nochmals den Flügel mit den Athenern zu tauschen, worauf auch Mardonius wieder wechselte, aber hierauf durch einen Herold die Spartaner zu einem Sonderkampf mit den Nationalpersern herausfordern ließ. Es ist wenig rühmlich, daß diese darauf keine Antwort fanden.

Nun schickte Mardonius seine Reiter vor. „Und die Reiter jagten heran und thaten dem ganzen hellenischen Heere viel Schaden durch ihre Wurfspieße und Pfeile, denn sie sind reitende Schützen und lassen sich schwer ankommen." Aber sie thaten noch mehr, sie verschütteten die Quelle, aus der die Hellenen ihr Wasser entnahmen. Da es ihnen außerdem gelang, 500 Wagen, welche Lebensmittel brachten, abzufangen (sie töteten Alles ohne Barmherzigkeit und verschonten weder Menschen noch Vieh), so beschlossen die Griechen, in der folgenden Nacht sich auf Platää zurückzuziehen, wo zwei Flußarme eine günstige Verteidigungsstellung bieten, die Hälfte der Truppen aber abzusenden, um die Pässe des Kythäron wieder in Besitz zu nehmen. Die Nacht kam, und sämtliche Abteilungen mit Ausnahme der Athener, Spartaner und Tegeaten machten sich schleunigst auf den Weg, um sich noch über jene Stellung hinaus gleich bis Platää zurückzuziehen.

Kampf des Herakles mit Amazonen
Vase im Hofmuseum in Wien

Die Spartaner hatten die Nacht mit Gezänk und Hader verbracht, gegen Morgen zogen sie am Gebirgshang, die Athener, von ihnen getrennt, über das Blachfeld in der Richtung auf Platää in geordneter Schlachtreihe ab. Nicht nur die mit Tagesanbruch wieder schwärmende Kavallerie fiel nun über die Spartaner her, sondern auch Mardonius, der nicht anders glaubte, als daß die Hellenen auf der Flucht seien, um sich seinem Angriff zu entziehen, brach mit den Persern sofort auf, um mit ungeordneten Massen ihnen schleunigst zu folgen; andere Abteilungen überschritten in derselben Weise nach ihm den Fluß, und so erfolgte ein vollständig ungeordneter Angriff auf die Spartaner und Tegeaten durch die Perser, auf die Athener durch die griechischen Hilfstruppen, unter denen aber nur die Böotier wirklich ernstlich zur Sprache kamen.

Den schwierigsten Kampf hatten, wie ersichtlich, die Spartaner durchzukämpfen (einschließlich der Leichtbewaffneten und Tegeaten 53000 Mann), und diesen schildert Herodot folgenderweise: „Sie opferten nun, um mit Mardonius und seinem Heer zu schlagen; aber das Opfer war nicht günstig, und während dessen fielen Viele von ihnen und noch viel mehr wurden verwundet. Denn die Perser machten eine Brustwehr von ihren Schilden und sandten eine so ungeheure Menge von Geschossen ab, daß die Spartaner hart bedrängt wurden. Und da das Opfer nicht günstig ausfiel, schaute Pausanias hin nach dem Tempel der Here in Platää und rief die Göttin an und bat, sie möchte doch ihre Hoffnung nicht lassen zu Schanden werden. Während er noch so betete, erhoben sich die Tegeaten zuerst und gingen auf den Feind los. Auch die Lakedämonier erhielten alsbald nach dem Gebet des Pausanias ein günstiges Opfer, sie gingen auf die Perser los und die Perser ihnen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

entgegen und schossen nicht mehr. Erst gab es nun ein Gefecht um die Brustwehr der Schilde, und als diese gefallen, gab es dann ein hitziges und langwieriges Gefecht dicht am Tempel der Demeter, bis es endlich zum Handgemenge kam; denn die Feinde faßten die Speere mit den Händen und zerbrachen sie. An Mut und Stärke standen die Perser nicht nach; sie hatten aber keine Rüstung, dazu waren sie ungeschickt und ihren Gegnern an Klugheit nicht gewachsen.

Wo nun Mardonius selber stand, der ein weißes Schlachtroß ritt, und um sich die Auslese der tausend tapfersten Perser hatte, da machten sie auch den Gegnern am meisten zu schaffen. Und so lange Mardonius lebte, hielten sie stand und wehrten sich tapfer und erlegten eine Menge Lakedämonier; als aber Mardonius gefallen und der Haufen um ihn, der tapferste im Heer, auch gefallen war, da wendeten sich auch die übrigen und wichen vor den Lakedämoniern."

Sich rüstende Krieger
Auf einer Vase im Louvre zu Paris

Alle jene Abteilungen, die noch garnicht in den Kampf eingetreten waren, folgten dem Beispiel der Perser; nur die Reiterei deckte die Flucht, indem sie immer am Feinde blieb und die Hellenen nicht an das Fußvolk herankommen ließ. Während dem hörten auch die anderen griechischen Abteilungen, welche bisher unthätig bei Platää standen, von dem Siege der Spartaner und Athener; nun waren sie nicht faul und stürzten ungeordnet herbei, um ihren Anteil an der Beute zu gewinnen, und dabei ereignete es sich, daß die Megarer von der Reiterei angefallen, daß ihrer 600 niedergemacht und die übrigen 2400 in den Kythäron gejagt wurden.

In ihr befestigtes Lager gekommen, setzten sich die Trümmer des Perserheeres zur Wehr, und als die Lakedämonier herankamen, entstand ein sehr heftiger Kampf um die aus Holz gefertigte Umwallung. „Denn so lange die Athener nicht da waren, wehrten sich jene und hatten sogar das Übergewicht über die Lakedämonier, die den Mauerkampf nicht verstanden; als aber die Athener dazu kamen, da gab es einen sehr hitzigen und langwierigen Mauerkampf. Am Ende aber erstiegen die Athener durch ihre Tapferkeit und Standhaftigkeit die Mauer und brachen sie, und die Hellenen strömten herein. Aber die Feinde hielten nicht mehr zusammen, als die Mauer gefallen war, und keiner dachte mehr an mutige Gegenwehr, sondern waren voll Angst und Schrecken, weil sie auf einen engen Raum zusammengescheucht und so viel tausend Menschen zusammengedrängt waren und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ließen sich totschlagen von den Hellenen, also daß von dem Heer von 300 000 Mann — mit Ausnahme von 40 000, mit denen Artabazos rechtzeitig geflohen war — nicht 3000 übrig blieben." Die Spartaner verloren 91, die Athener 52, die Tegeaten 16 Mann.

Die große Übermacht ihres Fußvolks kam den Persern in dieser Schlacht gar nicht zu statten, sondern war eher hinderlich, denn das durch Fluß und Gebirge eingeengte Gelände hätte ihre Entwickelung gar nicht gestattet, wenn auch Mardonius Kaltblütigkeit genug besessen hätte, seine Truppen geordnet vorzuführen; auch für die Kavallerie waren die Bergabhänge wenig günstig, und doch hat diese Waffe verstanden, sich ihren Ruf zu bewahren; sie hat wenigstens Teilerfolge errungen.

Jedoch versagte sie ihre Unterstützung vollständig bei dem Entscheidungskampf und nahm ihre Thätigkeit erst wieder auf, um die zurückflutende Infanterie zu decken; an ein möglichst Zusammenwirken der Waffen hatte eben noch niemand gedacht.

Die Marathonschlacht in der Poikile
Reproduktionsmanuskript gezeichnet von Hermann Schrenk



Die Schlacht giebt in ihrem Verlauf ein Bild von den beiden miteinander kämpfenden Mächten in allen ihren charakteristischen Eigenschaften. Auf der einen Seite ein buntes Gemisch von Nationen ohne allen organischen Verband, nur zusammengehalten durch den despotischen Willen eines Herrschers, jede in ihrer gewohnten Weise kämpfend, eine ohne jede Unterstützung durch die anderen, wenn sie Hilfe braucht; auf der anderen Seite eine große Zahl selbständiger und ihre Selbständigkeit eifersüchtig wahrender Abteilungen, die sich angesichts des Feindes über den Vorrang in der Schlachtstellung streiten, die bei der geringfügigsten Gelegenheit der Hand des gemeinsamen Führers entgleiten, die aber anderseits durch Bande des Blutes, durch die gleiche taktische Schulung, durch die Liebe zum bedrohten Vaterlande untereinander verbunden sind; drüben die Söldner einer alten Kultur, die bei aller Macht- und Prachtentfaltung niemals einen dauerhaften staatlichen Organismus schaffen konnte, vermischt mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den jüngsten Usurpatoren dieses Kulturbesitzes als den eigentlichen, selbst aber noch halbrohen Trägern der Kraft; hüben die Idealisten der persönlichen politischen Freiheit, der weiten Weltanschauung eines Seefahrervolkes, gestützt auf die festgefügte Kraft des höher organisierten Ackerbaustaates, die Hüter einer neuen, nicht auf die Machtfülle Bevorrechtigter, sondern auf die Vervollkommnung jedes Einzelnen gerichteten Kultur. Den Sieg, den diese bei Platää erkämpfte, sollte Alexander der Große anderthalb Jahrhundert später in glänzender Weise vervollständigen.

Dazwischen liegen in langer Reihe die blutigen Kämpfe, welche die Griechen untereinander, jetzt aber mit einem die gegenseitige Existenz bedrohenden Ernst führten, und welche in eifersüchtigem Ringen um die Vorherrschaft die Kräfte in dem Maße schwächten, daß Philipp von Makedonien kein allzu schweres Spiel hatte, um sie an sich zu bringen. Daß unter diesen Kämpfen die Kultur der Griechen nicht zu Grunde ging, sondern im

Kampf des Ajax mit Hektor
Auf einer griechischen Vase in der Sammlung des Prinzen Napoleon

Gegenteil sich weiter zu höherer Blüte entwickelte, beweist die ihr innewohnende Lebenskraft, welche in gleicher Weise, wie die vorderasiatische Kultur die indogermanischen Eroberer, auch die Makedonier zwang, ihr zu dienen und ihr zum Siege zu verhelfen.

Die dazwischen liegenden Kriege mußten dazu dienen, die Waffen zu fertigen für den von Alexander durchzuführenden harten Streit; wir sehen in diesen Jahrzenten die Kriegskunst sich mächtig entwickeln und den wichtigsten Schritt vorwärts machen; sie gewann eine wissenschaftliche Grundlage, welche auf Jahrhunderte hinaus ihre volle Geltung behielt. Das Wichtigste müssen wir kurz zusammenfassen, vorher aber noch eines Vorganges erwähnen, welcher dafür von besonderer Bedeutung war, der Schlacht bei Kunaxa und des ein volles Jahr beanspruchenden Rückzuges der 10000 Griechen unter Xenophon.

Der durch seine Mutter begünstigte Aufstand des Kyrus gegen seinen Bruder, den König Artaxerxes Mnemon, zeigt in dem Kampf des übermächtigen Satrapen gegen die Staatsgewalt die Schwäche des großen Staatsorganismus. Wäre jener nicht bei Kunaxa gefallen, so hätte das mit ihm verbündete Griechentum schon im Jahre 401 den Einzug

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in Persien gehalten, denn die 13000 griechischen Söldner des Kyrus hatten die Schlacht zu seinen Gunsten entschieden.

Als dessen Marschkolonne durch die Nachricht vom Nahen des Königs überrascht wurde, blieb kaum Zeit, die Schlachtordnung einzunehmen: Auf dem rechten Flügel, an den Euphrat gelehnt, die Griechen, in der rechten Flanke durch ihre Leichtbewaffneten (Peltasten) und durch 1000 paphlagonische Reiter gedeckt; auf dem linken Flügel Ariäus mit den anderen barbarischen Truppen, im Zentrum Kyrus mit 600 Reitern „alle mit großen Panzern, Beinharnischen und Helmen bewaffnet, alle Pferde hatten Stirn- und Brustschilde, und die Reiter führten auch griechische Schwerter". Dann rückte der König heran: „Auf dem linken Flügel Reiterei, mit weißen Harnischen ausgerüstet, unter Tissaphernes, an diese schlossen sich Truppen mit geflochtenen Schilden; ihnen zur Seite marschierte

Wagenkämpfer
Auf einer griechischen Vase im Museum zu Florenz

schwergerüstetes Fußvolk, mit hölzernen Schilden, die bis an die Füße reichten, dem Vernehmen nach Ägypter; noch andere Truppen, teils Reiterei, teils Bogenschützen, folgten diesen. Das gesamte Kriegsheer war nach Völkerschaften abgeteilt, die in geschlossenen Vierecken geschlossen aufmarschierten. Vor der Front fuhren Sichelwagen, durch große Zwischenräume von einander getrennt." Klearch, welcher die Griechen führte, erhielt von Kyrus den Befehl, das feindliche Zentrum anzugreifen, wo sich der König befände; er trug aber Bedenken, den Flügel vom Flusse abzuziehen und der Umfassung auszusetzen. Der König rückte im Frontalmarsch heran. „Kaum 3 oder 4 Stadien (500—600 Meter) waren nun beide Heere von einander entfernt, als die Griechen ihren Schlachtengesang anstimmten und auf den Feind losgingen. Durch das schnelle Vordringen eines Teiles ihrer Linie bekam diese eine Beugung, so daß die anderen laufen mußten um keine Lücke zu machen. Während dieses allgemeinen Laufens erhoben alle ein Geschrei, wie es bei der Anrufung des Ares gewöhnlich ist und schlugen zugleich Schild und Lanze zusammen, um die Pferde scheu zu machen. Eh' es aber noch zum Pfeilschuß kam, wendete sich die feindliche Kavallerie und floh. Die Griechen verfolgten sie aus allen Kräften, die Sichelwagen aber, ihrer Führer beraubt, gingen teils selbst durch das feindliche Heer, teils durch die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Griechen. Diese, die es voraus bedacht hatten, öffneten jetzt ihre Reihen; mancher wurde zwar dabei, wie auf der Rennbahn, gestreift und von seinem Platze verdrängt, doch hat man nicht gehört, daß Einer dabei verletzt wäre.

Da nun aber der König, dessen Zentrum schon den linken Flügel des Kyrus überragte, keinen Feind vor sich fand, der ihn angriff, so machte er eine Schwenkung, um den Feind einzuschließen." Kyrus, der jetzt besorgte, daß der König die Griechen im Rücken fassen möchte, ging ihm entgegen, griff mit seiner Garde von 600 Mann die 6000 Mann starke Reiterei, die vor dem König stand, an und schlug sie in die Flucht; den Anführer Artagerses tötete er mit eigener Hand. Seine Kavallerie indessen zerstreute sich bei der hitzigen Verfolgung, nur wenige Freunde blieben bei ihm; da erblickte er den König unter seiner Bedeckung, und nun hielt ihn nichts mehr, sondern mit den Worten: „Ich sehe ihn" sprengte er auf ihn los und verwundete ihn mit einem Stoße auf die Brust durch den

Amazonenschlacht
Auf einer griechischen Vase, im Besitze des Grafen von Syrakus

Harnisch. Während dem warf ein anderer dem Kyros mit großer Gewalt einen Wurfspieß unter das Auge; er fiel, und über ihn wurden 8 seiner tapfersten Begleiter hingestreckt. Hierauf wurden ihm Kopf und rechte Hand abgehauen.

Da Ariäus nicht Stand hielt, drang der König ungehindert bis zum Lager seiner Gegner vor; hier vereinigte er sich mit Tissaphernes, welchen die Peltasten auf dem griechischen rechten Flügel nicht hatten verhindern können, am Flußufer vorzudringen und rückte gegen die Griechen vor. Als diese sich in Rücken und linker Flanke bedroht sahen, stimmten sie wieder den Schlachtgesang an und gingen noch mutiger als das erste Mal zum Angriff vor. Die Feinde warteten diesen gar nicht ab, sondern wandten sich zur Flucht; eine Reiter-Abteilung schien sich zwar wieder setzen zu wollen, als aber die Griechen wieder vorrückten, verließ sie den von ihr besetzten Hügel und zwar nicht geschlossen, sondern in voller Flucht. Die Griechen hatten die Schlacht gewonnen, aber der, um den sie geschlagen war, hatte sie nicht überlebt, und so hatte der Sieg keinen Wert.

Der an diese Schlacht sich anschließende Rückzug unter Leitung Xenophons stellte den Griechen nun neue, bisher ganz unbekannte Aufgaben. In den heimischen Kriegen waren sie gewohnt, sich die Schlachtfelder auszusuchen und den Kampfplatz ohne lange Märsche und vom Gegner unbehelligt zu erreichen; hier mußten sie jeden Augenblick eines über-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

raschenden Angriffs gewärtig sein, das für den Kampf ihnen aufgezwungene Gelände war meist für die schwerfällige Form der Phalanx gegenüber den feindlichen leichtbewaffneten Scharen höchst ungünstig: die eigene leichte Infanterie erhielt einen überraschend hohen Wert. Deshalb gab Xenophon die geschlossene Phalanx auf: „Die Phalanx muß sich in unebenem Gelände", sagt er, „da ein Berg nicht überall wegsam ist, von selbst auflösen; die Wahrnehmung aber, daß die gewohnte geschlossene Ordnung nicht erhalten werden kann, erzeugt leicht Mutlosigkeit. Ferner, rücken wir eng zusammengepreßt in tiefer Masse an, so werden die Feinde uns überflügeln; breiten wir uns zu dünner Linie aus, so wird diese durch einen auf einen Punkt geführten kräftigen Stoß durchbrochen und hierdurch die ganze

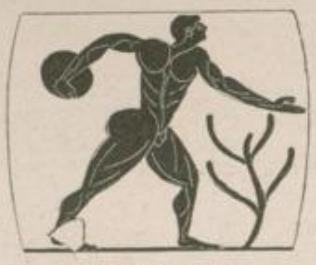
PL. VII.

Zweikampf
Auf einer griechischen Vase im Britischen Museum in London

Phalanx geschlagen. Mein Rat ist daher, zwar auf einer Linie, aber in mehreren einzelnen Kolonnen anzugreifen, und zwischen diesen so viel Raum zu lassen, daß wir den Feind rechts wie links überflügeln. Jede Abteilung nimmt die tüchtigsten Leute an die Spitze und marschiert da, wo das Gelände gangbar ist. Schwerlich wird der Feind zwischen die Kolonnen eindringen, denn er setzte sich damit Flankenangriffen aus; schwer dürfte es ihm auch werden, eine unserer Kolonnen zu werfen, denn der bedrohten kämen die benachbarten zu Hilfe."

Die von Xenophon eingeführte Auflösung der starren Masse in kleine selbständige Glieder hat sich nicht ohne weiteres eingebürgert, kam vielmehr erst bei den römischen Manipeln zur Durchführung; dagegen ward die von ihm für nötig erachtete Erleichterung der Infanterie und gesteigerte Fürsorge für die Leichtbewaffneten durch Iphikrates mit Energie durchgeführt. Es ist die bemerkenswerte Zeit, wo in Attika das Söldnertum zur Einführung und gleichzeitig des Iphikrates Neuorganisation zur Geltung kam. Das Beschaffen einer vollen Rüstung war kostspielig und gerade den tüchtigsten Soldaten oft unmöglich, die Zugabe von je einem Schildträger für jeden Schwerbewaffneten belastete die

Armee in unnützer Weise, was um so mehr zu vermeiden war, als den an der alten Kampfart starr festhaltenden Spartanern gegenüber die Leichtigkeit der Bewegung die beste Waffe war. Seit Iphikrates teilt sich die griechische Infanterie in: 1. die etwas erleichterten Hopliten als eigentliche Linieninfanterie, welche mit dem Langspieß als Hauptwaffe stets die geschlossene Phalanx beibehält; 2. die Peltasten als eine ebenso für den Kampf in Linie (hierzu die Ausrüstung mit langem Speer) wie für das zerstreute Gefecht geeignete Mittelinfanterie (sie führte als Fernwaffe kürzere Riemenspeere, welche eine größere Treffsicherheit durch die Rotation erhielten, die ihnen durch den beim Wurf sich abwickelnden Riemen erteilt wurde); 3. die Gymneten, ein nur für das zerstreute Gefecht bestimmtes Fußvolk, d. h. schildlose Schleuderer, Bogner und Speerschützen.



Diskuswerfer
Auf einer griechischen Vase im Hofmuseum zu Wien

Die Reiterei konnte nur geringen Umfang gewinnen, weil das Gelände im allgemeinen für die Pferdezucht nicht günstig war. Selbst die sich entwickelnde Ritterschaft der „Hippeis" war zunächst unberitten. Erst zur Zeit der Makedonier ward das anders. Die Streitwagen gehören in Hellas ganz der Heroenzeit an.

Noch einen Blick auf die Schlachtentaktik, bevor wir zu deren Meister, Alexander gelangen. Leichte Infanterie und Reiter ändern vor ihm noch nichts daran, daß die Entscheidung lediglich bei der Phalanx liegt; während des von jenen geführten Vorgefechts setzt sie sich langsam in Marsch und beide Teile ziehen sich dabei nach rechts, so daß sie sich in gleicher Weise überflügeln; da sich bei diesem Halbrechtsmarsch der rechte Flügel unwillkürlich immer vorschiebt, entsteht thatsächlich eine schiefe Stellung. Diese Angriffsweise war zur Gewohnheit geworden, weil jeder Teil auf den als gefährdeter angesehenen rechten Flügel (die vom Schild nicht gedeckte Seite) die besten Streiter brachte und dadurch den linken Flügel zu dem thatsächlich schwächeren machte; jeder suchte nun diesen zu überflügeln, und so geschah das Gleiche von beiden Seiten. Epaminondas nun wich hiervon in der Schlacht bei Leuktra ab, indem er seinem linken Flügel die von Xenophon erfundene tiefe Kolonnenform gab, den rechten aber in der Form der alten Phalanx formierte. Ersterer, für den entscheidenden Stoß gegen den feindlichen gewohnheitsgemäß stärkeren rechten Flügel bestimmt, wurde links durch die Reiterei, rechts durch den Defensivflügel gedeckt, welch letzterer zurückgehalten, also während der Schlacht versagt wurde. Diese grundsätzliche Einteilung in einen Offensiv- und einen Defensivflügel charakterisiert die sogenannte „schiefe Schlachtordnung".

Der wesentliche Schritt, welchen später Alexander that, bestand darin, daß er die Flügel nicht nur verschieden *formierte*, sondern auch *organisierte*. Er machte wieder den rechten Flügel zum entscheidenden, da er es nicht mit Griechen und deren Gewohnheiten zu thun hatte, das ist also nebensächlich, er setzte ihn aber in bewußter Absicht ihrer zweckentsprechenden Verwendung aus verschiedenen Waffen zusammen und schuf damit den Kampf der *organisch verbundenen Waffen*, während bisher das Gefecht der Leicht- und Schwerbewaffneten ohne allen Zusammenhang miteinander gewesen war. Der erste Angriff kam natürlich der Kavallerie zu, sie ward in wirkungsvollster Weise durch die leichte Infanterie unterstützt, deren Kern die ähnlich den Peltasten ausgerüsteten Hypaspisten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bildeten, und zwar leitete letztere auf dem rechten Flügel die Schlacht ein, bei dem geringsten sich bemerklich machenden Schwanken attackierte die schwere Reiterei der Ritterschaft staffelweise, gefolgt von den Hypaspisten, welche in den Kampf der Kavallerie schleunigst eingriffen. Inzwischen rückt das schwere Fußvolk, phalangitisch geordnet, in breiten Staffeln nach, so daß nun die ganze Schlachtordnung schräg gegen die feindliche Front steht, der rechte kämpfende Flügel sie bereits durchschneidend, der linke, deckende, noch weit entfernt; die linke Flanke der vorrückenden Phalangiten wird ebenso durch die thessalische Reiterei gedeckt. Mit diesem taktischen System, der höchsten Entwickelung der hellenischen Kampfweise, schlug Alexander seine Schlachten in den vier ersten asiatischen Feldzügen. Als Beispiel wähle ich die Schlacht bei Gaugamela (Oktober 331.)

In der Ebene zwischen Ninive und Gaugamela hatte Darjawusch (Darius) das Reichsheer, 1000000 Streiter und 40000 Pferde, zusammengezogen, die streitbarsten Völkerschaften dazu entboten, Perser, Meder, Kaukasier, Baktrer, Iraner, Armenier, Inder und Babylonier, weite Strecken des Kampffeldes hatte er ebnen lassen, um für seine Reiterei und namentlich für die Sichelwagen günstige Bodenverhältnisse zu schaffen, andere Strecken waren vor der Front durch Wolfsgruben und Fußangeln unzugänglich gemacht. Am vierten Tage, nachdem Alexander den Tigris überschritten hatte, stieß er auf feindliche Reiter, einige wurden gefangen und gaben ihm die ersten Nachrichten über den Feind und seine Stärke. Er schlug sein Lager etwa $1^1/_2$ Meilen vom persischen Heere entfernt auf und verwendete 4 Tage auf die sorgfältige Befestigung, da er Gepäck und Kranke hier zurücklassen wollte; in der 5. Nacht ließ er die Truppen antreten und rückte in Schlachtordnung gegen Gaugamela vor, machte etwa 30 Stadien vor der feindlichen Front halt und erkundete persönlich mit Kavallerie und einigen Leichtbewaffneten das Gelände. Dann ließ er vorrücken.

Bogenschütze
Auf einer griechischen Vase im Louvre zu Paris

Alexanders kleine Armee zählte 40500 Mann Infanterie, 7000 Reiter; diese hatte er in zwei Treffen aufgestellt, 30500 Mann zu Fuß und 4200 schwere Reiter im 1., 10000 zu Fuß und 2800 Pferde im 2. Treffen. Die Mitte der Schlachtstellung nahmen die Hopliten (6 Phalangiten-Taxen zu je 4100 Mann) ein, auf dem rechten Flügel standen die makedonischen Ritter, von den Hopliten durch die Hypaspisten getrennt, rechts durch Leichtbewaffnete gedeckt; hinter ihnen, im 2. Treffen, befanden sich die Peltasten und die leichte Reiterei der Sarissophoren, Päonier und Griechen. In ähnlicher Weise wurde der linke Flügel im 1. Treffen durch die thessalische Reiterei und griechische Bundesgenossen, im 2. Treffen durch Fußvolk und leichte Reiter der Thraker gebildet. Den rechten Flügel kommandierte Alexander selbst, den linken Parmenion. Darius stand mit seinen Kerntruppen im Zentrum, bei ihm seine Leibgarde, die griechischen Söldner, persische Reiter, Inder und Karer, dahinter in Reserve die Babylonier, davor eine Reihe Elefanten und

ein Geschwader von 50 Sichelwagen; das Vortreffen des linken Flügels bildeten 100 Sichelwagen, die baktrischen und skythischen Reiter, das des rechten Flügels 50 Wagen, die armenische und kappadokische Reiterei.

Als Alexander die letzte Hügelreihe überschritt, welche ihm die Perser verbarg, sah er seine Schlachtreihe gerade dem Zentrum des Gegners gegenüber und beschloß, seine ganze Streitmacht im Sinne einer Angriffskolonne gegen den persischen linken Flügel zu werfen. Dazu mußte er sich halbrechts ziehen. Darius erkannte wohl die Absicht und ließ die Bewegung durch eine Ausdehnung seines linken Flügels nach halblinks beantworten, und als Alexander die Grenze des geebneten Geländes erreichte, glaubte Darius seinen Weitermarsch nach rechts hindern zu müssen, da er in dem unebenen Gelände seine Sichelwagen nicht benutzen konnte; er ließ die skythischen Reiter gegen rechte Flanke und Rücken der Makedonier vortraben. Alexander warf ihnen die Flügelabteilungen der leichten Reiter seines 2. Treffens entgegen (Griechen und Päonier); Darius bringt nun seine baktrischen Reiter ins Gefecht, und es entspinnt sich ein hartnäckiger Kavalleriekampf, in dem auch die makedonische Reiterei schwere Verluste erleidet.

Krieger auf Lekythos von Lokri
Britisches Museum in London

Da aber Alexander währenddessen in stetem Vorgehen bleibt, läßt Darius die Sichelwagen des linken Flügels gegen die makedonische schwere Reiterei vorgehen; jedoch werfen sich die leichten Speerschützen schnell ihnen entgegen, töten und verwunden die Wagenlenker und machen die Rosse scheu, so daß die geschlossene Masse sich lockert; einige Wagen rennen wohl durch die makedonischen Abteilungen, aber diese vermögen, da sie vereinzelt sind, ihnen Gassen zu öffnen, hinter der Front werden sie von Troßknechten angehalten.

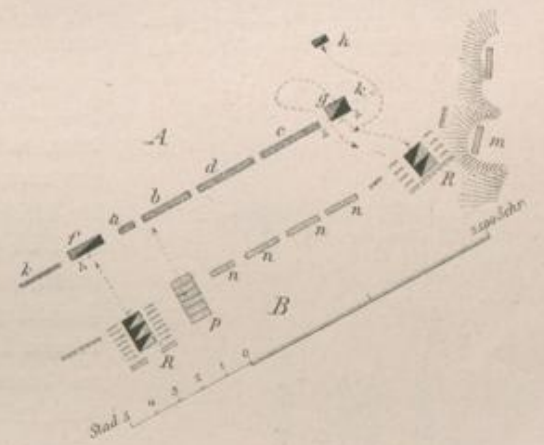
Auf dem Vormarsch nähern sich nun die makedonischen Ritter (Hippeis) bereits dem linken Flügel der Perser, Darius zieht die ganze Kavallerie vor, um sie ihnen in die äußere Flanke zu werfen, dadurch entsteht eine Lücke, da das Fußvolk nicht so schnell den von den Reitern verlassenen Platz auszufüllen vermag, und dies benutzt Alexander, um mit größter Kühnheit seine Ritterschaft, keilförmig doppelt gestaffelt, vorstoßen zu lassen; damit faßt er das Fußvolk in der linken, die Kavallerie gleichzeitig in der rechten Flanke und im Rücken; gleichzeitig aber packen die Hopliten und Hypaspisten in der Front an, während

Alexander und Darius
Bild auf einer griechischen Vase im Museum zu Neapel

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die bisher immer noch in Reserve gehaltenen Sarissophoren die umgehende Bewegung der persischen Reiter zum Scheitern bringen. Der Sieg ist auf diesem Flügel entschieden, und Alexander nimmt die Verfolgung auf.

Auf dem linken Flügel stand es nicht so gut. Bei dem Halbrechts-Vormarsch der in Taxen gestaffelten Hopliten war eine Lücke entstanden, der linke Flügel war abgerissen. Die vor dem persischen Zentrum befindliche Kavallerie benutzte dies, warf sich in die Lücke und, die Front durchbrechend, auf die ihr folgende kleine Bagage. Anstatt nun die Lücke durch das zweite Treffen schnell auszufüllen, ließ Parmenion dies gegen die persischen Reiter Kehrt machen und stand nun ganz isoliert den Reitermassen gegenüber, welche vom feindlichen rechten Flügel heranstürmten. Er sandte zu Alexander, um Hilfe zu erbitten, und dieser nahm sofort von der Verfolgung Abstand, um sich durch die im Rückzug befindlichen Heeresmassen der Perser durchzuarbeiten, wobei seine Hippeis starke Verluste erlitten; jedoch war es den Thessalern indessen gelungen, den Kavallerie-Angriff auf den linken Flügel abzuweisen, und die Verfolgung konnte mit allen Kräften aufgenommen werden, da die ganze feindliche Armee ihr Heil in der Flucht suchte.




Schlachtordnung bei Mantinea (362 v. Chr.)
A) Lakedämonische Bundesgenossen: a) Arkader; b) Lakedämonier; c) Athener; d) Eleer, Achäer ꝛc., f) Lakedämonische Reiter; g) Attische Reiter; h) Eleische Reiter; k) Leichtes Fußvolk. — B) Boeotische Bundesgenossen: m) Detachements des rechten Flügels; n) Defensivflügel der Hopliten (Thessalier, Lokrer, Arkader ꝛc.); p) Offensivflügel (Angriffskolonne der Thebaischen Hopliten); R) Reiterkolonne mit Hamippen und anderem leichten Fußvolk.

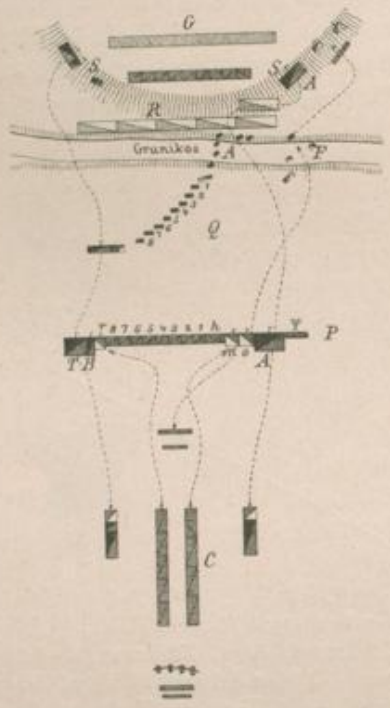
Die Schlacht bei Gaugamela war wie die bei Issos und am Granicus eine ausgesprochene Flügelschlacht, aber der persischen Hauptarmee gegenüber viel vorsichtiger angesetzt, als jene, bei denen Alexander die Schlachtstellung unmittelbar aus der Marschordnung entwickelte. Der Offensivflügel wirkte, wie bei Issos, durch die Verbindung von schwerer Reiterei mit der leichten Infanterie und schützte sich durch das 2. Treffen, das aus der Tiefe vorging. Die Hoplitenphalanx bildete noch die große Masse, aber die Entscheidung lag in der zur schweren Schlachtenkavallerie ausgebildeten Ritterschaft, also bei der aus dem Adel bestehenden Gefolgschaft des Königs.

Nachdem durch diese Schlacht die Macht des Perserreichs zertrümmert war, stand Alexander der Weg offen, um bis zum Jaxartes und über den Indus vorzudringen und die Grenzen seines Reiches weiter auszudehnen, als die Perserkönige es jemals vermocht hatten. Als er 324 nach Susa zurückkehrte, konnte er an die Durchführung seines großen Planes gehen, durch Verschmelzung des Orients mit dem Occident ein makedonisch-persisches Weltreich auf Grund der Gleichberechtigung zu gründen. Er vermählte sich mit einer Tochter des Darius, 10000 seiner Krieger mit asiatischen Frauen, er begann den Bau von Verkehrsstraßen zwischen den von ihm in allen Teilen des Reiches neugegründeten und mit griechischen Kolonisten besetzten Städten; aber der Tod ereilte ihn, bevor er seine Ideen



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

alle verwirklichen konnte, und bevor das ungeheure Reich einigermaßen systematisch ausgebaut war. Die auf der Person beruhende Einheit mußte unter den Kämpfen der Nachfolger Alexanders, der Diadochen, in Trümmer gehen, aber die hellenische Kultur, deren vornehmster Träger er gewesen war, erwies sich als stärker, denn in den Einzelreichen der sich befehdenden Reichsverweser und Statthalter gewann sie mehr und mehr an Boden, und unter blutigen Kriegen entwickelte sie sich zu solcher Blüte, daß man die letzten drei Jahrhunderte vor Christus als den Höhepunkt der hellenischen Kultur bezeichnen kann.



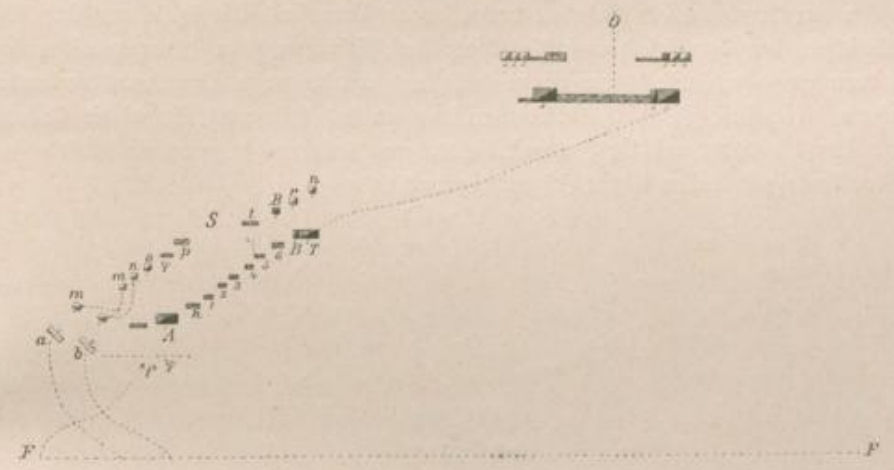

Schlacht am Granicus (334 v. Chr.)
Perser: R) Reiterei; S) Griechisches Fußvolk in persischem Solde. — Makedonier: A) Ritter; T) Thessaler; B) Griechische Bundesgenossen; C) Anmarsch Alexanders; P) Aufstellung; Q) Angriff auf die persische Reiterei; S) Angriff auf die griechischen Söldner. — Leichte Reiterei: o) Sarissophoren; n) Päonier; r) Thraker. — Linien-Fußvolk: h) Hypaspisten; p) Peltasten; 1, 2, 3 ꝛc. Hopliten. — Leichtes Fußvolk: γ) Agrianer, Makedonische Bogner, Kretische Bogner, Schützen der Balakrer

Faßt man ins Auge, in welch kurzer Zeit zwei makedonische Könige das Riesenwerk vollendeten, nicht nur die Hegemonie in Griechenland zu gewinnen, sondern auch an der Spitze der Hellenen die Weltherrschaft sich anzueignen, so möchte man wohl die Frage aufwerfen, warum nicht einer der hellenischen Stämme, sondern ein bis dahin doch als Fremdling betrachtetes Staatswesen dies Werk vollbringen konnte. Nur an die Dorer, an Sparta, wo deren Eigenart die glänzendste Entwickelung fand, kann man hierbei denken, denn das auf die individuelle Ausbildung der Seelenkräfte gerichtete Streben der Jonier von Athen machte diese zur Ausbildung eines straffen staatlichen Organismus ungeeignet. Sparta entwickelte sich auf der Grundlage einer unterworfenen Ackerbaubevölkerung zu einer Aristokraten-Oligarchie, welche durch die Betonung der einseitigen Willensausbildung zum reinen Militärstaat wurde und als Lehrmeister in der Kriegführung die nächste Anwartschaft auf die Hegemonie in ganz Hellas zu haben schien. Sparta hat diese aber, nachdem es Athens Macht (404) gebrochen hatte, nur kurze Zeit zu behaupten vermocht, weil ihm die Fähigkeit abging, die großen Aufgaben der hellenischen Kulturmission zu begreifen und sich anzueignen, weil es keine anderen Mittel fand, der Kleinstaaterei ein Ende zu machen, als Gewaltthätigkeit und Zwang. Mit dem Königsfrieden von 386, welcher die kleinasiatischen Griechen der persischen Tyrannis überantwortete, schlug es den heiligsten Empfindungen der Hellenen ins Gesicht. Dazu kommt aber, daß auch auf dem militärischen Gebiet der Spartaner nur bis zu einem gewissen Punkt entwickelungsfähig war, daß er einem Athener und einem Thebaner es überlassen mußte, mit freierem Blick die starren Formen der Phalanx zu lösen und Gefechtsformen zu finden, denen er, der frühere Lehrmeister, unterliegen mußte. Der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

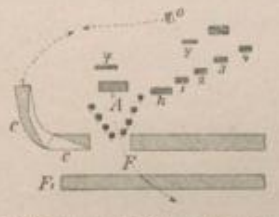
Spartaner hat der Entwickelung der hellenischen Kultur nicht zu folgen vermocht, er ist immer ein Eindringling, ein Fremdling geblieben, der wohl eine Zeitlang im Dienste der Allgemeinheit arbeiten, aber sich nicht mit ihr identifizieren konnte; er war durchaus ungeeignet zum Träger der hellenischen Kultur und ihrer Aufgaben.

Ganz anders die beiden Könige von Makedonien. Kam Philipp von vornherein zu Gute, daß er der vielköpfigen Kleinstaaterei der Hellenen mit seinem einheitlichen fou-




Schlacht bei Gaugamela (331 v. Chr.) I
Anmarsch und Einleitung. O) Anmarsch Alexanders; S) Schlachtordnung; F) Persische Front; a u. b) Baktrische und skythische Reiter; f) Sichelwagen

veränen Willen gegenüberstand, so half ihm anderseits eine hervorragende politische Begabung, die richtigen Mittel zu finden, um jene seinem Willen zu unterwerfen und dabei sich ihnen so unentbehrlich zu machen, daß sie seine Anführung sogar wünschen mußten. Dabei war er selbst Grieche durch und durch, er hatte das Verständnis für ihre Gedanken und Wünsche, das den Spartanern fehlte, und als er den Krieg gegen Persien vorbereitete, da wußte er, daß ganz Hellas hinter ihm stände. Alexander, welcher die glänzenden Eigenschaften seines Vaters mit dem glühenden Empfinden seiner Mutter Olympias — auch einer echten Griechin — vereinigte, ward durch seinen Lehrer Aristoteles sozusagen mit hellenischem Geiste angefüllt und gewissermaßen die Verkörperung des diesem innewohnenden Idealismus. Seine militärische Begabung ließ ihn die Tragweite der von Xenophon, Iphikrates und Epaminondas eingeführten formellen und organisatorischen Neuerungen begreifen und selbständig weiter entwickeln. Das Kriegsinstrument, dessen er sich bedienen konnte, war aber das denkbar beste, denn den Kern seines Heeres bildete die Reiterei seiner Gefolgschaft, dessen Masse die erprobte und taktisch vorzüglich ausgebildete Hoplitentruppe der Griechen. Selbst deren Söldner, wie sie Athen




Schlacht bei Gaugamela II
Entscheidungskampf des makedonischen Offensivflügels. F) Erstes persisches Treffen; $F_1$) Zweites Treffen; cc) Arachosische und dahische Reiter

besonders in großer Anzahl eingestellt hatte, waren keine Stammesfremde, sondern Hellenen.

Die Gefolgschaft finden wir bei allen Indogermanen; auch der Perserkönig Kyrus hat sie, aus den Söhnen der Vornehmsten zusammengesetzt, immer in seiner persönlichen Begleitung, die Blüte des Stammes, aus welcher sich der Verdienstadel entwickelt; und ebenso ist sie von den Heldenführern der germanischen Stämme nicht zu trennen. Den König voran, sehen wir sie die Perser-Schlachten entscheiden, mit ihrem Führer in den Kämpfen der Germanen die Wahlstatt decken, wenn jenen das Kriegsglück verläßt. Es ist ihr Schicksal, daß der Erfolg auch die Keime des Niedergangs in ihnen zuerst gedeihen läßt, denn ihre Verdienste führen sie zu Besitz und mit diesem zu allen damit verbundenen Gefahren. Die Gefolgschaft des Alexander trug an des Schwertes Spitze die hellenische Kultur über die Erde, und ihr Verdienst bleibt deren Ausbreitung, wenn sie selbst auch der Last der ihnen zufallenden Macht sich nicht gewachsen zeigte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 5. Italien, Rom, Karthago

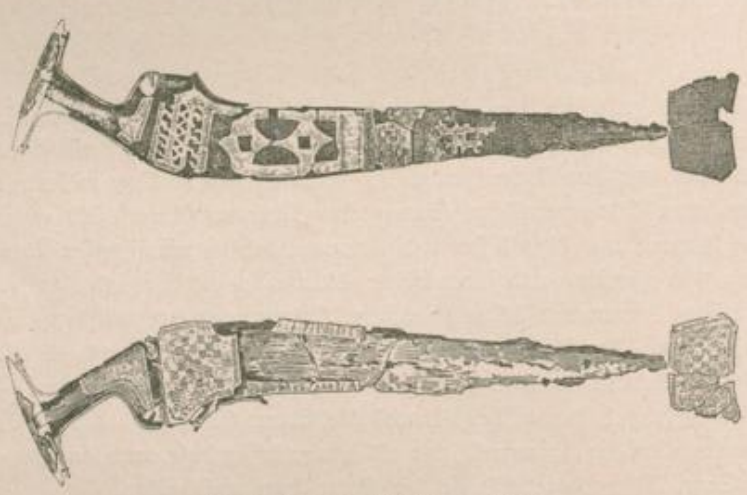
In Griechenland sind uns zwar die Überreste der alten mykenischen Kultur erhalten, sie erzählen von einem Reichtum und von einer Kunstfertigkeit, welche an die assyrischen Hofhaltungen erinnert; aber von den Ereignissen, welche sie in Trümmer schlug, wissen wir nichts. Nur von der letzten indogermanischen Einwanderung, der der Dorer, sind einige Nachrichten auf uns gekommen, und diese lassen uns vermuten, daß die mannigfachen Übereinstimmungen zwischen dem römischen und spartanischen Staat nicht zufällige sind, sondern in der längeren Verbindung der nordwestlichen griechischen Stämme und der italischen Einwanderer ihren Grund haben. In Italien liegen die Verhältnisse insofern anders, als die Kämpfe mit dem dortigen älteren Kulturstaat, mit Etrurien, in eine viel spätere Zeit fallen, — als die einheitliche Entwickelung des römischen Staates die Veranlassung gab, Nachrichten über seine geschichtliche Ausgestaltung zu sammeln, und als infolge dessen diese, wenn auch vielfach im Gewand der Sage, bis zu den Anfängen der Stadt Rom zurückreichen.

Nur durch die Wasserfläche des Tiber vom Lande der Etrusker geschieden, mußte die Stadt Rom sehr bald, nachdem sie von den Einwanderern gegründet war, mit diesen in Beziehungen treten, und solche konnten keine freundschaftlichen sein, da dies alte Kulturvolk mit Erfolg bestrebt war, seinen Machtbereich über ganz Italien auszudehnen. Die Vermutung ist daher gerechtfertigt, daß die spätere Beherrscherin der Welt zeitweise sogar unter etruskischer Herrschaft gestanden hat; wenigstens spricht die Darstellung der römischen Schriftsteller von der Regierung der drei tarquinischen Könige als etruskischer Einwanderer wohl kaum dagegen. Die auf etruskisches Vorbild zurückzuführenden Einrichtungen des römischen Staatswesens sind dann erklärlich. Mit der etruskischen Kultur nahmen sie auch Wehrordnung und Kampfweise an, sie ließen die ihnen ursprüngliche Gliederung nach Stämmen, Geschlechtern und Familien fallen, als ihnen die Vorzüge der Einteilung nach Vermögensklassen vor Augen traten, und nicht auf der mitgebrachten, sondern auf dieser übernommenen Organisation errichteten sie ihre Macht. Wir erkennen hier schon die Eigentümlichkeit, welche die Römer stets beibehalten haben: das nationale Bewußtsein, das bei den Griechen im Rassenstolz sich äußerte, aber nicht stark genug war, um dem Streben nach persönlicher selbständiger Entwickelung und Freiheit die Wage zu halten, zeitigte in den Römern die hohe Auffassung von der Bedeutung des Staates, gegen dessen Wohl das des Einzelnen völlig verschwand; dem Staatsgedanken wurde alles, Persönlichkeit, Nationalität, Kultur und Religion untergeordnet, ihm mußte alles dienen, was dem Römer dazu geeignet erschien, und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

er zögerte nicht einen Augenblick, das Gewohnte abzustreifen, wenn ihm irgend etwas, von wem auch immer zugetragen, zweckmäßiger erschien. So wurde der Römer in allen Gebieten zum Eklektiker, wie wir es im besonderen im Kriegswesen verfolgen können.

In der Zeit, wo Rom in die Geschichte eintritt, hat es die alte Kampfweise, bei welcher, ebenso wie in der Heroenzeit der Hellenen die fürstlichen Wagenkämpfer, die schwergerüstetete Reiterei der Patrizier den entscheidenden Kern bildete, bereits aufgegeben. Die Centuriatverfassung des Servius Tullius schuf nach etruskischem Vorbilde ein tüchtiges Fußvolk. Heeres- und Steuerverfassung fielen bei ihr in eins zusammen: Auf Grund der Erwägung, daß nur der Besitzende an der Verteidigung und Erhaltung des Staates Interesse habe, wurden die Armen und Besitzlosen zum Heeresdienst nur in geringer Zahl als Ersatzmannschaft herangezogen; die Patrizier stellten 18 Rittercenturien von je 100 Pferden; das Fußvolk ward in 168 Centurien derart von der Bürgerschaft gestellt, daß die erste Vermögensklasse deren 80, die zweite, dritte und vierte je 20, und die fünfte 28 Centurien füllte, wozu noch je 2 Centurien Spielleute und Handwerker traten. Der Besitz war danach noch in der Weise verteilt, daß mehr als die Hälfte der Bürger Vollhufner waren. Entsprechend dem Vermögen war auch die Bewaffnung, welche jeder sich selbst zu beschaffen hatte, verschieden; nur die Krieger der ersten Klasse waren Schwerbewaffnete (Helm, Schild, Beinschienen und Panzer), die zweite Klasse entbehrte den Panzer (lorica), die dritte auch die Beinschienen, die vierte den Helm; alle diese führten ein kurzes Schwert und einen Speer; dagegen die aller Trutzwaffen entbehrende fünfte Klasse die Schleuder. Die letzten 2 Klassen wurden wohl meist als Leichtbewaffnete in zerstreuter Ordnung verwendet.



Bronzenes gallisches Schwert
Aus einem Grabe bei Novilara

Die Formation war die der dorischen Phalanx entsprechende Legion, deren erste 4 Glieder die erste Klasse, das fünfte und sechste die zweite und dritte, das siebente und achte die letzten Klassen bildeten, wahrscheinlich als principes, triarii und hastati bezeichnet. Jede, aus 42 Centurien bestehende Legion erhielt außerdem 3 Centurien der Ritterschaft (in turmae zu je 30 Pferden) und 2400 Ersatzmannschaften, welche solange, bis ihr Eintritt in die Reihen erforderlich wurde, zu militärischen Hilfsleistungen, namentlich zur Ausbesserung der Straßen, verwendet wurden. Von den 4 Legionen waren immer 2 zum Felddienst bestimmt. Da die allgemeine Wehrpflicht beibehalten wurde, auch als durch Angliederung weiterer Gebiete die Zahl der Dienstpflichtigen sich vermehrte, wurde die Anzahl der Aus-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hebungsbezirke (tribus) von 4 auf 20 (später 21) vermehrt; die neuhinzugekommenen „tribus rusticae“ hatten aber anfangs nur 8 Centurien und stellten nur je 200 Mann, die Zahl der Legionen ward erst im Jahr 385, als die Centurien dieser Tribus verdoppelt wurden, vermehrt. Abgesehen von den Rittercenturien wurden nun 40000 Mann ausgehoben, das Feldheer (20000 Mann zu Fuß) ward dann in 4 Legionen geteilt, deren jede also anstatt 4200 5000 Mann stark war.

Nachdem durch Vertreibung der Tarquinier der Etruskerherrschaft ein Ende gemacht war (510?), übernahmen die Konsuln die Führung des Heeres, und in der Folge ward die Stärke eines konsularischen Heeres mit 2 Legionen festgehalten.

Den ersten Schritt zur Loslösung von dem etruskischen Vorbilde machte die römische Armee gelegentlich der schweren Kämpfe mit diesen ihren Nachbarn im Norden. Um den Besitz von Fidenä, das, am linken Tiberufer gelegen, den Etruriern als Brückenkopf diente, entspann sich ein Streit, welcher die Römer zu einer zehnjährigen Belagerung der starken Stadt Veji veranlaßte. An Kriegsvolk gebrach es ihnen nicht, denn sie hatten bereits bei der Ausdehnung ihres Machtbereichs über Latium das Prinzip durchgeführt, durch Einverleibung des Adels der unterworfenen Städte in Rom und durch Kolonisieren der erworbenen Gebiete die Zahl der mit vollem oder teilweisem Bürgerrecht Ausgestatteten stetig zu vermehren und die Erweiterung ihrer Macht durch systematische Angliederung zu vollziehen. Die Armee war aber durch die Belagerung gezwungen, auch während des Winters in Dienst zu bleiben, die ihr angehörenden Bürger wurden ihrer friedlichen Beschäftigung vollständig entzogen, und es wurde notwendig, ihnen hierfür einen Ersatz zu leisten. Dies führte zur Zahlung eines Soldes, womit aus der Bürgerwehr ein ständig schlagfertiges Heer wurde. Jedoch hüteten sich die Römer wohl, der griechischen Art zu folgen und zum Anwerbesystem überzugehen, sondern hielten daran fest, den Kriegsdienst als eine Ehrenpflicht des Bürgers zu betrachten und den Sold nicht als Lockung zu einem gewinnbringenden Gewerbe, sondern nur als Erleichterung der Last zu benutzen. Es entwickelte sich daraus ein Konskriptionssystem, welches mit der Zeit die Gliederung nach Census immer mehr in den Hintergrund und eine solche nach Tüchtigkeit und Dienstalter an deren Stelle treten ließ.

Bronzener gallischer Schild
Aus einem Grabe bei Novilara

Es braucht hier nur daran erinnert zu werden, daß diese Veränderungen in der Organisation des Heeresdienstes mit den inneren Kämpfen des Staates, mit der sich langsam durchkämpfenden Gleichberechtigung der plebs, d. h. der allmählich freiwillig oder gezwungen zuziehenden Neubürger mit den altansässigen Patriziern Hand in Hand und teilweise aus ihnen hervorgingen. Bald nach der 396 durchgeführten Eroberung von Veji, womit die Kraft Etruriens gebrochen war, fanden auch die inneren Kämpfe mit dem Zugeständnis, daß einer der Konsuln stets ein Plebejer sein müsse, ihren vorläufigen Abschluß (367).

Mit einem neuauftretenden Feind folgte die zweite Etappe in der Entwickelung des Heerwesens sehr rasch der ersten. Das Vordringen der Gallier aus Norditalien brachte Rom in große Gefahr. Die Schlacht an der Allia ward im Jahr 390 verloren, die Halbbar-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

baren verbrannten Rom, und nur dem Dazwischentreten des verbannten Camillus war es zu danken, daß das römische Reich nicht durch ein gallisches verdrängt wurde. Ihm sind auch die Neuerungen zuzuschreiben. Dem Ungestüm der gallischen Angriffe begegnete er durch die achtgliedrige Aufstellung der Legion, wobei auch die niedrigsten Censusklassen in die Reihe der Hopliten aufgenommen werden mußten; dies wirkte auf das bereits erwähnte Verlassen des Klassensystems, nötigte zur Durchführung einer gleichmäßigeren Bewaffnung und zur Bevorzugung der Tüchtigeren und Geübteren bei Anordnung der Aufstellung, denn mit der größeren Tiefe der Phalanx wurden die Evolutionen erschwert. Ferner nötigte die Kampfweise der Gallier, welche mit ihren Schwertern die Köpfe zu treffen suchten, zur Einführung einer glatten metallenen Sturmhaube an Stelle des bisherigen wahrscheinlich ledernen und mit Metall beschlagenen Helms und des länglich-viereckigen Schildes (scutum) anstatt des kleineren Rundschildes (clypeus).

Bronzener gallischer Helm
Novilara

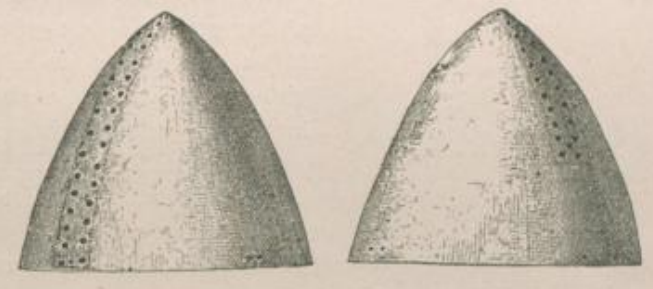
Eine weitere hochwichtige Neuerung betrifft den Marsch- und Lagerdienst. Camillus machte bei dem Überfall bei Ardea, wo er die mit Vernachlässigung jeden Sicherungsdienstes schlafenden Gallier in ihrem Lager überraschte und ein schreckliches Blutbad anrichtete, die Erfahrung, daß die Sicherungsmaßregeln auch nicht eine Nacht außer Augen gelassen werden dürfen und nahm die seitdem beibehaltene Gewohnheit an, das Lager stets mit einer Umwallung zu versehen. So lästig oftmals dies System sein mochte, so hat es der römischen Armee doch immer den Vorteil gebracht, daß ihre Aktionen vor überstürzender Hast bewahrt blieben, daß stets der Übergang aus der Offensive in die vorbereitete Defensive ihr zu Gebote stand. Wo diese Lager bei dauernder Benutzung zu Standlagern (castra hiberna, castra stativa) wurden, und infolge dessen auch den provisorischen mit dem permanenten Charakter vertauschten, wurden sie in späteren Kriegen die wichtigsten Glieder der Befestigungslinien, mit denen die unterworfenen Völker gefesselt wurden, und gestalteten sich vielfach zu Mittelpunkten der Städte, deren jetzige Bedeutung noch von dem richtigen Blick der Römer bei Auswahl der Örtlichkeiten zeugt.

Die dritte Etappe seiner Entwickelung verdankt das römische Kriegswesen den Samniterkriegen (343—290), bei welchen das gebirgige Kriegstheater in derselben Weise Berücksichtigung verlangte, wie bei den Kriegsmärschen des Xenophon; und wie hierbei die Gliederung der Phalanx, so ergab sich für die Römer die Zerlegung der Legion in die selbständigen Einheiten der Manipeln. Diese wurden in der Stärke von 64 Mann (8 Mann tief und breit) in der rangierten Legion mit Abständen und Zwischenräumen, die ihrer Frontbreite gleichkamen, in drei Treffen aufgestellt, wobei das zweite Treffen die Intervalle des ersten deckte (Quincunx-Stellung). Gleichzeitig mußte die Bewaffnung geändert werden, da der Gebirgskrieg den Wert der Wurfwaffen in erhöhtem Maße hervortreten ließ. Die schwere Waffe der Samniter, das Pilum, ein starker Holzschaft mit langer eiserner Spitze, die sich besonders zur Verteidigung des Lagerwalls eignete, ward dem dritten Treffen, den Triariern, übergeben, welche den Wert einer Gefechtsreserve erhielten; die ersten Glieder des ersten Treffens dagegen wurden aus Leichtbewaffneten, also aus Schützen gebildet, welchen die Aufgabe zufiel, das Gefecht durch den Kampf mit den feindlichen Schützen einzuleiten und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sich dann durch die Intervalle hinter das erste Treffen zurückzuziehen. Dessen Manipel erhielten dadurch eine für den Gebirgskrieg sehr wichtige Selbständigkeit. Hinter der Front befanden sich endlich die leichtbewaffneten Rorarier und die Ersatzmannschaften der accensi.

Es ist ein auffallender Umstand, daß die Römer fast jeden Krieg, weil gegen einen ihnen noch ungewohnten Gegner, mit einer Niederlage beginnen; aber es ist, als hätten sie dadurch die bewunderungswürdige Zähigkeit des Widerstandes erworben, welche sie niemals verzagen, sondern nach jeder verlorenen Schlacht nur um so energischer alle ihre Kräfte aufbieten ließ, um die zweckentsprechenden Mittel zu finden, welche zum Siege führten. So auch in den Kämpfen mit Pyrrhus von Epirus, welcher von dem bedrohten Tarent gegen sie zur Hilfe gerufen wurde (282—272). Hier trat sich die griechische Phalanx und die römische Legion, die Söldnerarmee eines der bedeutendsten Nachfolger Alexanders des Großen und das Bürgerheer der Republik, das erprobte Feldherrntalent und die nationale Volkskraft gegenüber; diese Abrechnung zwischen Hellas und Rom war die wichtige Vorbereitung auf den Lebenskampf mit Karthago.



Bronzener gallischer Helm
Novilara

Pyrrhus hatte nach asiatischer Sitte seiner Armee die Elephanten einverleibt, sie bildeten gemeinsam mit leichten Fußtruppen ein Vortreffen, das Zentrum seiner Schlachtordnung nahmen wie bei Alexander die Phalangiten mit der Tiefe von 16 Gliedern und bewaffnet mit der 5 Meter langen Sarissa, ein, auf den Flügeln hielt die starke Reiterei. Die römischen Manipeln erwiesen sich der kompakten Masse der Phalanx nicht gewachsen, ihr und den Elefanten verdankte Pyrrhus hauptsächlich seine teuererkauften Siege; den Römern gab es Veranlassung zur weiteren Ausgestaltung der Manipular-Legion; der Speer der Hastaten war zu schwach gegen die Sarissa, während das Pilum sich bewährt hatte, und die Folge war die allgemeine Ausstattung der vordersten Manipeln mit dem Pilum. Die wuchtige Waffe wurde auf kurze Entfernung geschleudert und unmittelbar darauf der Einbruch in die erschütterten Gegner mit dem Schwert ausgeführt.

Auf der Grundlage von Dienstalter und Tüchtigkeit teilte sich das Fußvolk nunmehr in 4 Klassen: Die Triarier, 600 Mann von 40—45 Jahren, stellten, mit der Hasta bewaffnet, die 10 Manipeln des dritten Treffens; die Pricipes, 1200 Mann von 32—40 Jahren, bildeten das zweite, die Hastati, ebenfalls 1200 Mann von 25—32 Jahren und wie die vorigen mit dem Pilum ausgerüstet, das erste Treffen, also je 10 Manipeln von 120 Mann. Die jüngsten und gewandtesten Leute bildeten, ebenfalls 1200 Köpfe stark, eine leichte Truppe, die Velites. Sie waren mit leichtem Lederhelm, ledernem Rundschild, Schwert und mehreren Wurfspießen ausgestattet und zu je 40 allen Manipeln zugeteilt, wodurch deren Selbständigkeit wesentlich erhöht wurde.

Beim Aufmarsch waren die Schützenzüge der Veliten stets den Manipeln angeschlossen, sodaß die Intervalle frei blieben. Nahm man eine Verteidigungsstellung ein, so rückten sie,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

um diese zu schließen, in die Lücken; ging man angriffsweise vor, so bildeten die Veliten aller drei Treffen als große, von bundesgenössischen Schleuderern und Bognern unterstützte Plänklermasse ein Vortreffen. Sie besetzten, vorauseilend oder entsendet, wichtige Punkte des Geländes, wurden bisweilen auch zur Bedrohung der feindlichen Flanke auf einem Flügel massiert und zogen sich, wenn vom Feinde gedrängt, durch die Zwischenräume hinter ihre Manipeln zurück. Nun nahmen die Hastaten die eigentliche Schlacht auf; sie gingen im Schritt oder laufend vor, machten auf zehn Schritt vom Feinde einen Augenblick Halt, die zwei vorderen Glieder schleuderten die Pila und brachen dann mit dem Schwerte ein. Vermochten die Hastaten nicht des Gegners Herr zu werden, so gingen sie durch die Intervalle zurück, und das zweite Treffen, die Principes, nahm seinerseits den Kampf auf, während die Triarier sich auf ein Knie niederließen und mit den gegen die Schulter gelehnten Schilden und den gegen die Erde gestemmten Spießen eine Art Wall bildeten. Vermochten die beiden ersten Treffen nicht, den Feind zu werfen, so wurden sie zurückgezogen und die Triarier gingen, von ihnen gefolgt, ins Treffen.

Gallischer Helm
Aus einem Grabe bei Arcevia

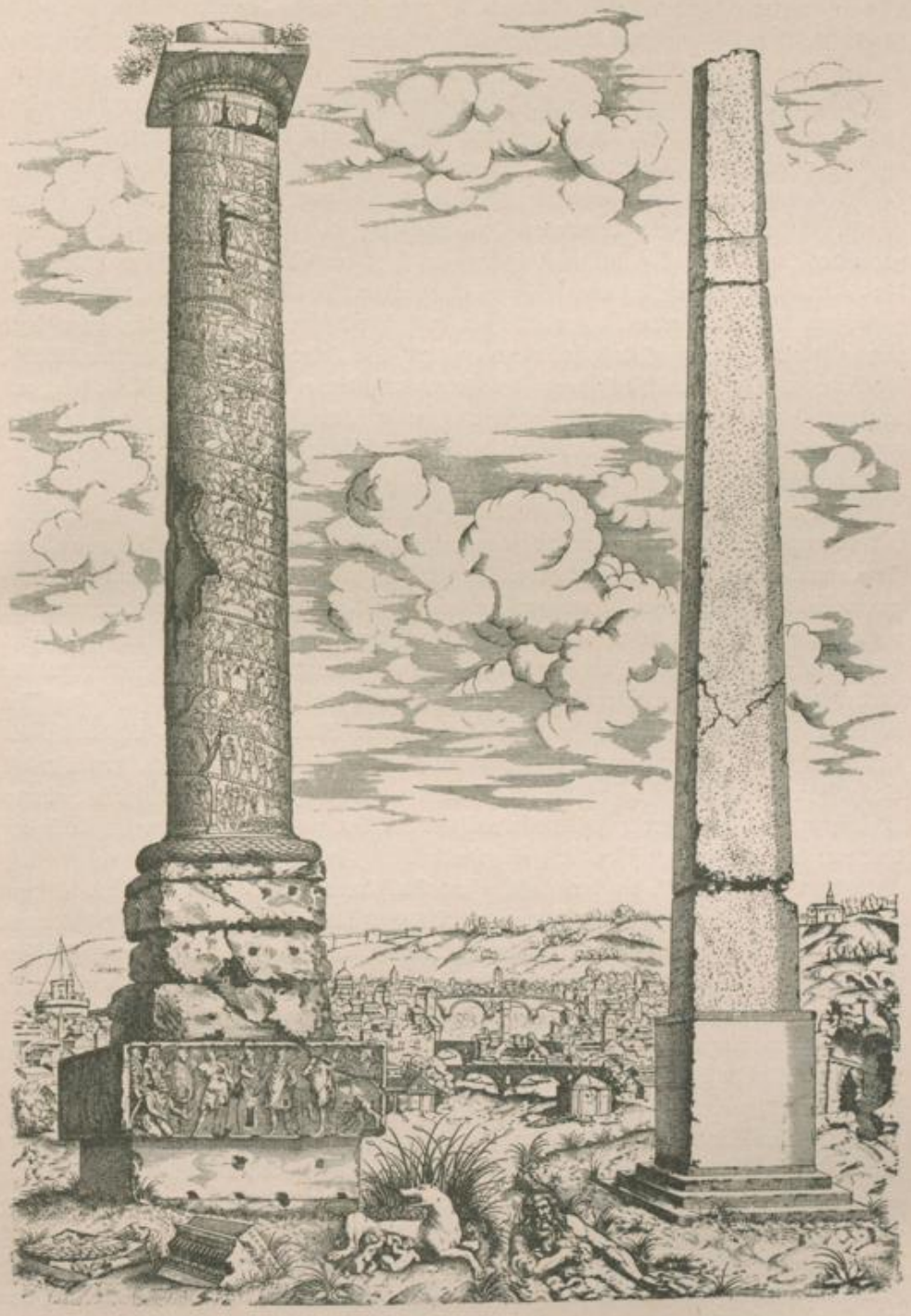
Die Kavallerie behielt ihre Einteilung, 18 Turmen von je 30 Pferden bei jeder Legion; sie wurden drei Glieder tief aufgestellt und attakierten in geschlossenen Geschwadern mit gefällten Speeren, saßen bei stehendem Gefecht aber auch wohl ab und kämpften zu Fuß. Gelegentlich gab man ihnen Leichtbewaffnete mit, welche, mit 7 Wurfspießen bewaffnet, auf der Kruppe aufsaßen, in Wurfweite vom Feinde absprangen und den Einbruch der Reiter durch das Schleudern ihrer Geschosse vorbereiteten. Während die nationalrömische Reiterei als schwere Kavallerie zur Deckung der Flanken diente, versah die der Bundesgenossen den Dienst der leichten Kavallerie und hielt bis zu ihrer Verwendung hinter dem dritten Treffen.

Die 2 Legionen eines Konsularheeres (8000 Mann Infanterie) wurden durch bundesgenössische Truppen in Stärke von 10000 Mann zu Fuß und 1800 Reiter verstärkt, von ersteren wurden 1600, von letzteren 600 Mann als „extraordinarii“ auf die Flügel genommen, die aus dem Rest der Fußtruppen formierten 2 Legionen standen links und rechts der das Zentrum bildenden nationalrömischen Legionen. Die Bundesgenossen (socii) wurden aber nicht in Manipeln, sondern in Cohorten (jede Legion in deren 10 von 420, die Extraordinarii in 4 zu 400 Mann) geteilt.

Dies war die Organisation des römischen Heeres, als mit dem Hinausgreifen des Staates über die Festlandsgrenzen der Zusammenstoß mit Karthago, der Beherrscherin des Mittelmeeres und seiner Inseln, unvermeidlich wurde.

Englische Schriftsteller haben wiederhalt ihr Vaterland mit Rom, den Gegner Hannibal mit Napoleon verglichen, sehr mit Unrecht, denn wenn einmal verglichen werden soll, so würde Großbritannien viel eher mit Karthago in Parallele zu stellen sein. Die phönizischen Karthager trieben eine rein kaufmännische Politik, ihre Kriege sind nicht Selbstzweck, wie bei den Römern, sondern Handelsunternehmungen, für welche ihr Leben einzusetzen gar keine Veranlassung vorlag, für welche sie also soviel Truppen kauften, als der zur erwartende

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Die Markusfäule. Nach Enea Vico

Gewinn ratsam und vorteilhaft erscheinen ließ. Die eigentliche Waffe des Staates war die Flotte, die ihm Sicherheit vor Angriffen und Freiheit des Handels gewährte, solange keine stärkere Seemacht im Mittelmeer auftrat. Der Ackerbau, welcher sich aus dem Begehren nach Grundbesitz entwickelte, gab wohl Veranlassung zur Sklavenwirtschaft und zu Getreidespekulationen, aber nicht zur Erziehung einer kriegstüchtigen Ackerbaubevölkerung.

Der Besitz von Sizilien wurde zum ersten Streitobjekt zwischen Karthago und Rom; der hieraus sich entspinnende erste punische Krieg wurde hauptsächlich auf dem Wasser ausgefochten und hat für uns nur insofern Interesse, als sein für Karthago ungünstiger Ausgang, der Verlust von Sizilien, auf Ursachen zurückzuführen ist, welche die schwachen Seiten der Handelsstadt deutlich erkennen lassen: die Unzuverlässigkeit der Soldtruppen und der geknechteten Ackerbevölkerung, deren gleichzeitiger Aufstand Karthago vollständig lahm legte und in seiner Existenz auf das ernsteste bedrohte. Die Folge war, daß Hamilkar Barkas, der Retter aus der Not, die Führung des Heeres und der auswärtigen Politik in die Hand bekam, daß seiner, von tiefem Haß gegen Rom erfüllten Familie freies Spiel gegeben wurde, um Rom zu demütigen und die für den Handel unentbehrliche Herrschaft zur See wiederherzustellen.

Da die Römer die Verlegenheit Karthagos auch benutzt hatten, um sich Sardiniens und des wichtigen Caralis zu bemächtigen, mußte Hamilkar zunächst darauf bedacht sein, dem Staate neue Absatzgebiete und eine neue Machtstellung zu schaffen; er war damit auf Landunternehmungen in Spanien angewiesen, und dieses sollte ihm zur Brücke werden, um Rom von der Landseite anzugreifen, nachdem der Angriff von der Seeseite aussichtslos erschien. Die Römer hatten vor der Hand genug zu thun, um ihren Besitz gegen Seeräuber und die Gallier der Po-Ebene zu sichern; nach der siegreichen Schlacht bei Telamon (225) ergriffen sie von dieser mit den Kolonien Placentia, Cremona und Mutina Besitz und führten die bis Spoletium bereits früher gebaute Straße weiter über den Apennin und nach der Küste des Adriatischen Meeres, wo sie zunächst bei Ariminum endigte (Via Flaminia). An weiteren Maßregeln, um ihre Herrschaft im cisalpinischen Gallien zu sichern, wurden sie durch den Ausbruch des zweiten punischen Krieges gehindert.

Rom stand damals an der Spitze einer Konföderation, welche ganz Italien bis zum Po umfaßte und im Notfall eine Armee von 700000 Mann zu Fuß und 70000 Reitern aufbringen konnte; für diese waren bestimmte Sammelplätze vorgesehen und durch Straßen mit Rom verbunden, so Ariminum und Arretium im Norden durch die Via Flaminia und Cassia, Brundisium im Süden durch die Via Appia; die befestigten Kolonialstädte sicherten den Besitz der Straßen, doch fehlten noch alle Verbindungen über die mittleren Apennin-Pässe; die Verhältnisse im Keltenlande waren noch im Werden begriffen, als Hannibal hier auftrat.

Als Hamilkar in Spanien vordrang und auch die an der Küste gelegenen Griechenstädte bedrohte, hatten die Römer mit Sagunt ein Bündnis geschlossen. Als nach Hasdrubals Ermordung Hannibal vom Heer zum Führer erwählt wurde (221), und um seine Stellung gegen seine Widersacher in Karthago zu behaupten, loszuschlagen gezwungen war, ward durch die Belagerung und Zerstörung von Sagunt (219) der casus belli gegeben. Rom rüstete zwei Heere, deren eins von Sizilien aus auf 160 Schiffen nach Afrika, das andere von Pisä auf 60 Schiffen nach Spanien übergesetzt werden sollte. Aber auch karthagischerseits war der Krieg wohl vorbereitet. Afrika war von Spanien aus stark besetzt, letzteres wurde

durch ein zweites Heer unter Hannibals Bruder Hasdrubal behauptet; von hier sollte Hannibal selbst, der auf dem Landwege nach Italien ging, seine Unterstützungen erhalten.

Relief der Markussäule (etwa 176 n. Chr.)
Römische Reiter in Ketten- und Schuppenpanzer

Mit dem Kern der Armee über die Alpen gelangt, erwartete er in den zum Teil noch gar nicht unterworfenen Kelten Oberitaliens Bundesgenossen zu finden. Freilich hatte er mit den ihm unbekannten Schwierigkeiten, welche der Übergang über das Hochgebirge bereitete,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht rechnen können und kam mit sehr geschwächten Kräften in der Po-Ebene an. Hier stieß er alsbald auf die Truppen des Konsuls P. Cornelius Scipio, welche ihm bereits den Übergang über die Rhone, allerdings vergeblich, hatten wehren wollen. Der Konsul hatte, auf der Fahrt nach Spanien Massilia anlaufend, der Karthager Anwesenheit durch aufklärende Kavallerie festgestellt und war, als er ihren Marsch nicht mehr hindern konnte, schleunigst umgekehrt, um sie beim Abstieg zu empfangen.

Fünf Monate nach seinem Abmarsch von Neu-Karthago kam Hannibal 218 in Italien an; von den 50000 Mann zu Fuß, 9000 Reitern und 35 Elefanten, mit denen er abmarschiert war, hatte er 30000 Mann Fußtruppen, 3000 Reiter und fast alle Elefanten unterwegs verloren, aber das Glück wollte, daß zuerst die beiderseitigen Reiter und leichten Fußtruppen (am Ticinus) zusammenstießen, und daß sich hierbei die Überlegenheit der numidischen Reiter und der balearischen Schützen geltend machte. Scipio führte sein Heer über den Po zurück, um ein für die Karthager weniger günstiges Gelände aufzusuchen, der erste Erfolg brachte aber Hannibal bereits die von Seiten der Gallier erwartete Hilfe; brachen doch selbst aus dem römischen Lager einige Tausend der gallischen Bundestruppen aus, um sich Hannibal anzuschließen. Und auch die wichtige Frage der Verpflegung löste sich in unerwartet günstiger Weise, da sich der Kommandant von Clastidium bestechen ließ und mit der Festung die daselbst aufgespeicherten Vorräte überlieferte.

Mit Scipio, der in dem Reitergefecht verwundet war, vereinigte sich an der Trebia sein Amtsgenosse Tiberius Sempronius Longus, ein Heißsporn, der gar nicht schnell genug an den Gegner herankommen konnte, obgleich der Winter schon recht heftig auftrat. Hannibal suchte dies auszunutzen, bevor der gefährlichere seiner Gegner wieder hergestellt war. Er legte einen Hinterhalt an der Trebia und lockte dann durch seine scharmützelnde Reiterei die Römer am frühen Morgen, wo sie noch ungefrühstückt waren, aus ihrem Lager heraus, verleitete sie, das eisige Wasser des Flusses zu durchwaten und griff dann die Hungernden und Erstarrten an. Die Balearen und andere Leichtbewaffnete, beinahe 8000 Mann, stellte er als Vortreffen auf, dahinter das schwerbewaffnete Fußvolk, auf die Flügel die bereits auf 10000 Mann angewachsene Kavallerie und den Rest der Elefanten. Sempronius gab seiner im gestreckten Laufe verfolgenden Reiterei, als sie unvermutet von den plötzlich Halt machenden Numidern angegriffen wurde, das Zeichen zum Rückzug und stellte sie beiderseits des Fußvolks. Die Römer waren 18000, die latinischen Bundestruppen 20000 Mann stark, von gallischen Hilfstruppen waren nur die Cremonaner treu geblieben.

Die römische Reiterei kam sofort in eine sehr bedrängte Lage, denn ihre Minderzahl von 4000 Pferden konnte den gemeinsamen Angriff der Leichtbewaffneten, der Kavallerie und der Elefanten nicht Widerstand leisten; nachdem sie geworfen, griffen die Leichtbewaffneten die Flanken der römischen Infanterie an, die Elefanten versuchten frontal einzubrechen, und die im Hinterhalt gelegenen Truppen kamen ihr in den Rücken. Trotzdem hielten sich die Legionen. Da ließ Hannibal die Elefanten gegen die auf dem Flügel stehenden Gallier los, und als diese in wilder Flucht davon liefen, mußten die umzingelten Römer den Kampf aufgeben; 10000 Mann schlugen sich nach Placentia durch.

Im folgenden Jahre finden wir eine Konsulararmee in Ariminum, die andere in Arretium, beide also getrennt durch den Appennin. Hannibal ist Herr von der Po-Ebene und Ligurien, und überall schließen sich die noch nicht lange von den Römern Unterworfenen ihm an. Noch setzt der Winter dem Durchmarsch durch das Gebirge die größten Schwierig-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

keiten entgegen, als er bereits den Apennin überschreitet, das Arnothal gewinnt und sich unvermutet zwischen die beiden römischen Armeen schiebt; Flaminius folgt ihm von Arretium und wird, in einen Engpaß gelockt, am Trasimenischen See vollständig geschlagen. Obgleich dem Vormarsch gegen Rom auf der Via Cassia nun nichts im Wege steht, wendet sich Hannibal über Spoletium, das seinem Angriff widersteht, zur Küste des Adriatischen Meeres, wo er hofft, neue Bundesgenossen zu finden. Hierin enttäuscht, geht er durch Samnium nach Apulien, gefolgt von dem zum Diktator ernannten Q. Fabius Maximus (Cunctator), welcher unter Vermeidung einer Schlacht ihn durch zahlreiche kleine Gefechte zu schwächen sucht. Hannibal zeigt auch für diese Art der Kriegführung volles Verständnis, weiß ihr mit List zu begegnen (im Paß Callicula) und seinen Gegner in Rom zu diskreditieren.

Relief der Markussäule (etwa 170 n. Chr.)
Römische Soldaten in Ketten- und Schuppenpanzer

Im Jahre 216 beschloß der Senat, den beiden Konsuln L. Ämilius Paullus und C. Terentius Varro die doppelte von der üblichen Truppenzahl, also je 4 Legionen zur Verfügung zu stellen, so daß ihre vereinigten Armeen mit den bundesgenössischen Kontingenten 80000 Mann an Fußtruppen betrugen. Hannibal hatte mit seiner Armee, die jetzt 40000 Mann zu Fuß und 10000 Reiter zählte, bei Geronium in Apulien überwintert und im Frühjahr sich der mit großen Vorräten ausgestatteten Burg von Cannä bemächtigt. Die ganz offene, nur von dem Aufidus geteilte Ebene war für die Verwendung seiner stärkeren Kavallerie (die Römer hatten nur 6000 Pferde) überaus günstig. Bei seinen Gegnern machte sich die Zweiteilung des Befehls in ungünstigster Weise geltend (das Kommando wechselte täglich zwischen den zwei vereinigten Konsuln), denn der überlegte Ämilius Paullus, welcher die Karthager in ein für das Fußvolk günstigeres Gelände locken wollte, fand bei seinem siegesgewissen und übermütigen Kollegen kein Verständnis für seinen Plan. In der Entfernung von 6 Milien von Hannibal hatten die Römer ihr Lager aufgeschlagen. Aus diesem ging Varro, sobald der Befehl an ihn kam, gegen die Karthager

vor. Hannibal ließ die Marschkolonne sofort durch seine Numider angreifen, und nur der unter Ämilius Führung von dem Fußvolk geleistete Widerstand ließ den heftigen Ansturm abprallen. Nun lagerten beide Heere einander gegenüber, die Römer mit dem linken, die Karthager mit dem rechten Flügel an den Fluß gelehnt. Um aber die jenseits des Aufidus zu Beitreibungen ausgesandten Truppen zu sichern, ließ Ämilius ein Drittel der Armee dort in einem Flußbogen ein kleineres Lager beziehen.

Sobald Varro anderen Tages mit dem Oberbefehl die Hände frei hatte, führte er die Truppen über den Fluß, zog auch die Besatzung des dortigen Lagers an sich und bot Hannibal in Schlachtordnung den Kampf an. Diese wich von der gewohnten nur durch eine tiefere Aufstellung der Manipeln und durch Verringerung der Zwischenräume ab; die römische Reiterei stand auf dem rechten, angelehnten, die der Bundesgenossen auf dem linken Flügel. Hannibal folgte der Aufforderung sofort, indem er gleichfalls den Fluß überschritt. Er stellte seine spanische und gallische Reiterei auf den linken, die Numider auf den rechten Flügel, bildete das Zentrum aber nicht in gewohnter Weise aus den afrikanischen Kerntruppen, sondern aus Kelten und Iberern, zu deren beiden Seiten er die Afrikaner nicht in gleicher Höhe, sondern etwas zurückgezogen aufstellte. Er selbst übernahm die Führung der Mitte, Maharbal führte den rechten, Hasdrubal den linken Flügel. In dem Gefecht der römischen Reiter kam es zum Handgemenge; hierbei sprangen sie vom Pferde, um zu Fuß zu kämpfen, wobei sie natürlich den kürzeren zogen. Entscheidend wurde aber diesmal der Kampf des Fußvolks, welcher trotz des vom entgegenwehenden Wind in die Augen getriebenen Staubes von den Römern mit einem ungestümen Angriff begonnen wurde. Die Gallier mußten dem Stoß weichen, je weiter sie aber zurückgingen und je weiter die Römer ihnen folgten, desto günstiger gestaltete sich der Kampf für die auf den Flügeln stehenden Afrikaner, welche den zusammengepreßten Keil der Römer in den Flanken und im Rücken faßten und um so leichteres Spiel hatten, als diese sich von vornherein des Raumes zur freien Entwickelung beraubt hatten.

Das Gemetzel endigte mit einer Niederlage, in welcher nach Polybius 70000, nach Livius 45000 Leichen, unter ihnen der Konsul Ämilius, 21 Kriegstribunen, 80 Senatoren die Wahlstatt bedeckten; der diese verschuldet hatte, Terentius Varro, hatte sich bei Zeiten in Sicherheit gebracht. Hannibal verlor 4000 Gallier und Spanier, 1500 Afrikaner und 200 Reiter. Die unmittelbare Folge der Schlacht war die Lossagung der Samniten, Lucaner, Bruttier, der Abfall von Capua, Syrakus und vieler anderer unteritalischer Städte von Rom; doch niemals bewies dies eine würdigere Haltung, indem es Hannibals Gesandten die Thore verschloß und selbst die Einstellung von Sklaven nicht scheute, um ein neues Heer auf die Beine zu bringen. Mit dem nächsten Jahre begann der Umschwung, da Hannibal fast gar keine Unterstützung aus der Heimat erhielt und sich mehr und mehr auf die Devensive beschränkt sah. Capua wurde 211, nachdem Hannibals Entsatzversuch gescheitert war, erobert und einem furchtbaren Strafgericht unterworfen, auch in Spanien, wo die beiden Scipionen in diesem Jahre unter Massinissas Beistand geschlagen und gefallen waren, trat 209 mit der Entsendung des Sohnes P. Cornelius Scipio (Afrikanus) die Wendung ein, er eroberte Neukarthago, während gleichzeitig Q. Fabius Maximus Tarent wiedergewann.

Im Jahre 208 gelang es Hasdrubal, sich seinem Gegner in Spanien, Scipio, geschickt zu entziehen, indem er nicht durch die östlichen Pyrenäen, wie dieser voraussetzte, sondern durch deren westlichen Teil die Halbinsel verließ und endlich den Plan zur Ausführung brachte, seinem Bruder neue Kräfte zuzuführen. Über Erwarten schnell legte er

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den schwierigen Weg zurück und stieg im Frühjahr 207 in die Ebene des Po hinab. Der Vereinigung beider Brüder glaubten die Römer mit Recht energisch entgegen treten zu müssen, aber wie sehr auch sie durch die elf Jahre des Krieges geschwächt worden waren, ergiebt die Zählung dieses Jahres: die 272000 Bürger waren auf 137108 zusammengeschmolzen. Trotzdem vermochten sie, auf allen Kriegsschauplätzen verteilt, 23 Legionen aufzustellen. Ein konsularisches Heer unter M. Livius Salinator deckte die Flaminische Straße, daß andere unter C. Claudius Nero stand in Lucanien gegen Hannibal und wußte ihm bei Grumentum eine Schlappe beizubringen. Hannibal ging nach Metapontum zurück, wo er Verstärkungen aus Bruttium erhielt; Nero aber, der ihm stetig folgte, griff die Boten auf, welche ihm die Ankunft und Pläne seines Bruders mitteilen sollten und faßte den kühnen Entschluß, von Venusia, wo er 40000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter versammelt hatte, mit einer auserlesenen Schar von 6000 Fußsoldaten und 1000 Reitern die Armee zu verlassen und seinen Kollegen zu verstärken.

Hasdrubal war indessen nach vergeblicher Belagerung von Placentia gegen Ariminum vorgerückt, wobei er die römischen Truppen vor sich her trieb. Auch der Konsul Livius wagte, nachdem er alle im Norden stehenden Kräfte vereinigt hatte, den Kampf nicht mit ihm aufzunehmen; er wich bis Sena Gallia hinter dem Metaurus zurück. Bis hierhin hatte Nero einen Weg von etwa 400 Kilometer zurückzulegen. Er marschierte Tag und Nacht, in Reih und Glied nahmen die Soldaten ihre von der Bevölkerung ihnen dargereichte Nahrung und ruhten abwechselnd in den Fuhrwerken, welche bereitwilligst gestellt wurden und der Marschkolonne folgten. Zur Nacht traf Nero in Sena Gallia ein, nicht mit verminderter, sondern mit viel größerer Truppenzahl, da ihm unterwegs Freiwillige von allen Seiten zugeströmt waren. Er gab keinen Tag Ruhe, sondern drang darauf, sofort zu schlagen, um möglichst rasch auf seinen verlassenen Posten zurückzukehren. Trotz aller angewendeten Vorsicht hatte Hasdrubal doch die Verstärkung des römischen Heeres in Erfahrung gebracht und beschloß, dem Angriff am nächsten Tage auszuweichen und in der folgenden Nacht sich über den Metaurus zurückzuziehen. Er ward jedoch von seinen Wegweisern über die Lage der Fuhrten getäuscht und suchte noch bei Tagesanbruch vergeblich nach einer Übergangsstelle, als die römische Reiterei hinter ihm erschien. So gut es das ungünstige Gelände gestattete, formierte er seine Truppen, die spanische Infanterie und die wenigen Afrikaner auf den rechten Flügel, die ligurische Infanterie ins Zentrum und die Gallier auf den linken Flügel; seine 10 Elefanten stellte er vor das Zentrum und den rechten Flügel, den er selbst befehligte. An Reitern scheint er Mangel gehabt zu haben. Die Römer waren in herkömmlicher Weise rangiert; Nero führte den rechten, Livius den linken Flügel, der Prätor Porcius das Zentrum. Die beiden letzten stießen auf sehr energischen Widerstand und konnten keine Fortschritte machen; besonders die Elefanten kamen hier Hasdrubal sehr zu statten. Nero bemühte sich lange vergebens, an die Gallier heran zu kommen, welche durch einen steilen Abhang gedeckt standen, und Hasdrubal benutzte dies zu heftigem Andrängen gegen den römischen linken Flügel; da aber Nero sah, daß die Gallier hartnäckig zurückgehalten wurden, wiederholte er sein strategisches Manöver in einer taktischen Bewegung: er beschäftigte den linken Flügel Hasdrubals und führte seine Kerntruppe hinter der römischen Schlachtreihe entlang zum linken Flügel, wo er unvermutet die vordringenden Spanier in der Flanke anpackte. Diese und die Ligurier sollen nach tapferem Kampfe bis auf den letzten Mann gefallen sein, die Gallier wurden nun eingekreist und gleichfalls niedergemacht, Hasdrubal fiel.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

So schnell er gekommen, kehrte Nero nun nach Süden zurück, und die erste Kunde, welche Hannibal von seinem Bruder erhielt, bestand in dem ihm abgeschlagenen Kopf, der ihm ins Lager geworfen wurde. Er wich in die Südspitze der Halbinsel, nach Bruttium, zurück und behauptete sich hier. Doch die Entscheidung des Krieges fiel in Afrika. Scipio, welcher die Karthager aus Spanien ganz vertrieben und mit dem Numiderkönig Massinissa ein Bündnis geschlossen, führt 204 von Sizilien ein Heer nach Afrika; Hasdrubal, Gisgos Sohn, und sein Schwiegersohn Syphax werden von ihm und Massinissa geschlagen, Hannibal von seiner Vaterstadt in höchster Not zurückgerufen, bei Zama kommt es zur letzten, über die Weltmacht entscheidenden Schlacht.

Hannibal bildete sein erstes Treffen aus Liguriern, Galliern, Balearen und Mauren, das zweite aus Karthagern, Afrikanern und Makedoniern, als Reserve dienten die aus Bruttium mitgeführten Italer; auf dem rechten Flügel stand die karthagische, auf dem linken die numidische Reiterei, vor der Front nicht weniger als 80 Elefanten. Dagegen hatte Scipio die italischen Reiter auf den linken, die Numider auf den rechten Flügel genommen, die beiden Rivalen, Massinissa und Syphax, standen sich also gegenüber; die Intervalle seiner Infanterie hatte er außergewöhnlich groß angeordnet, um für die Elefanten breite Gassen herzustellen; er füllte sie mit Leichtbewaffneten, welche dem Angriff der Tiere ausweichen und sich hinter die Manipeln zurückziehen sollten, um sie von hier aus in der Seite anzufallen. Bei dem gleichzeitigen Geschrei, das die Römer bei Beginn der Schlacht erhoben, wurden die Elefanten vor dem linken Flügel scheu und brachten die eigenen Truppen, Mauren und Numider, in Verwirrung, so daß hier Massinissa leichtes Spiel hatte; und auch die des rechten Flügels, welche in die römischen Reihen einbrachen, wurden durch den auf sie niederfallenden Hagel von Geschossen zur Umkehr veranlaßt und brachten die karthagische Reiterei in Unordnung, so daß auch hier das Gefecht schnell zu Gunsten der italischen Reiter entschieden war.

Als das Fußvolk zum Kampf kam, waren die punischen Flügel von Kavallerie bereits entblößt, die beiden Gegner also an Vertrauen und Stärke nicht mehr gleich. Die nun beginnende Schlacht schildert Livius in charakteristischer Weise: „Das Geschrei der Römer war einstimmig, und darum desto stärker und fürchterlicher; gegenüber stimmten bei so vielerlei Völkern von ungleich klingenden Sprachen die Töne nicht zusammen. Das Gefecht der Römer, die mit Körper- und Waffengewicht sich auf den Feind einsenkten, war feststehend; auf jener Seite war mehr ein Ansprung, mehr Behendigkeit als Kraft. Also schoben die Römer gleich im ersten Angriffe die feindliche Linie vom Platze. Als sie jetzt gegen die durch Stöße mit Arm und Schild Weggedrängten sich in Bewegung setzten, rückten sie, als hätten sie niemand gegen sich, eine ziemliche Strecke vor; auch drängten die letzten Glieder, sobald sie das Fortrücken der Linie bemerkten, den Vordersten nach. Bei den Feinden hingegen waren die Afrikaner und Karthager so weit davon entfernt, als zweite Linie ihre Hilfsvölker aufzuhalten, daß sie sich sogar selbst zurückzogen, damit der Feind durch das Einhauen auf die hartnäckig standhaltenden Vordermänner nicht auch an sie gelangen möchte. Also kehrten ihre Hilfsvölker plötzlich dem Feind den Rücken, und gegen die ihrigen gewandt flohen sie teils in die zweite Linie, teils hieben sie diejenigen, welche sie nicht einlassen wollten, nieder, wurden sie doch vorhin nicht von ihnen unterstützt und jetzt ausgeschlossen. Hier bekam die Schlacht beinahe ein doppeltes Ansehen, weil sich die Karthager genötigt sahen, zugleich mit den Feinden und mit den Ihrigen zu kämpfen. Und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dennoch nahmen sie diese Bestürzten und Ergrimmten nicht in ihre Linie auf, sondern drängten sie vermittels ihres Gliederschlusses aus dem Gefecht auf die Flügel und in das

Relief der Markussäule (etwa 170 n. Chr.)
Römische Soldaten in Ketten- und Schuppenpanzer

freie Feld hinaus, um nicht in ihrer festen frischauftretenden Linie ein Gemisch von Leuten zu haben, welche durch Flucht und Wunden verschüchtert waren.

Übrigens hatten den Platz, auf welchem diese Hilfsvölker kurz vorher gestanden hatten, so viele Leichen und Waffen bedeckt, daß es beinahe schwerer ward, hier durchzukommen, als vorher durch die dichtgedrängten Feinde. Folglich gerieten in der voranschreitenden ersten Linie, wo jeder Römer, so gut er konnte, über Haufen von Körpern und Waffen und durch zu Kot vertretenes Blut den Feind verfolgte, die Glieder in Unordnung; auch das zweite Treffen verlor die Richtung, weil es das erste ohne Haltung sah. Als Scipio dies gewahr wurde, zog er das erste Treffen sogleich zurück, ließ die Verwundeten hinter die Front bringen und führte das zweite und dritte Treffen auf die Flügel, um so dem in die Mitte genommenen ersten mehr Schutz zu geben. So begann die Schlacht aufs neue wieder, denn nun erst trafen die Römer auf die eigentlichen Feinde, die an Ausrüstung, Erfahrenheit, Kriegsruhm und in Bezug auf die Wichtigkeit der Entscheidung ihnen gleich kamen. Doch an Zahl sowohl als an Mut war das Übergewicht auf Seite der Römer, weil sie schon die Reiterei, schon die Elefanten geschlagen hatten, schon nach Besiegung der ersten Linie gegen die zweite fochten. Da fielen Lälius und Massinissa, welche die geschlagene Reiterei verfolgt hatten, bei ihrer Rückkehr zur gelegenen Zeit der feindlichen Linie in den Rücken und dieser Angriff brachte die Entscheidung. Von den Karthagern und ihren Verbündeten fielen über 20000, fast die gleiche Zahl kam mit 133 Fahnen und 11 Elefanten in Gefangenschaft. Die Römer verloren 2000 Mann."

Durch diesen glänzenden Sieg war auch zu Lande die Obmacht der Bürgerarmee über das Söldnerheer, der Kraft einer festgefügten Nation über das Ingenium eines der bedeutendsten Feldherrn entschieden; nur ein allerdings sehr wesentlicher Mangel der römischen Organisation war immer und überall hervorgetreten: der Wechsel und die fehlende Einheitlichkeit des Kommandos, ein Mangel, welcher mit der Staatsform der Republik zu eng verknüpft war, als daß er ohne deren Änderung sich hätte beseitigen lassen.

Rom konnte nun beginnen, zu seinen Gunsten die Grenzen zu regulieren; vorher hatte es aber mit allen italischen Städten abzurechnen, welche zu Hannibal abgefallen waren: sie verloren ihr Gebiet zu Gunsten von römischen und solchen Kolonisten, die treu geblieben waren. Dadurch ward in den Seestädten das griechische Element durch das latinische verdrängt. Aus Oberitalien wurden ganze Volksstämme verpflanzt, und bis an die Alpen heran Kolonien, d. h. Festungen vorgeschoben, um alle als strategisch wichtig erkannten Örtlichkeiten zu sichern. Damit gingen Straßenbauten Hand in Hand, von Arretium nach Bononia und von Ariminum nach Placentia. Nachdem in dieser Weise die nationale Einigung und Festigung Italiens durchgeführt war, ward die Herrschaft ausgedehnt über die Küstenländer des östlichen Mittelmeers. Der Sieg über Makedonien schloß die Hegemonie über Griechenland in sich; der über Antiochus III. von Syrien veranlaßte die Abtretung aller europäischen Besitzungen und der asiatischen bis zum Taurus; das Nachspiel des dritten punischen Krieges (149—146) führte zur Zerstörung Karthagos, welcher die Vernichtung von Korinth auf dem Fuße folgte. So bestanden im Jahre 146 bereits 8 Provinzen, welche von Proprätoren oder Prokonsuln verwaltet wurden: Sicilia, Sardinia nebst Corsica, Hispania citerior und ulterior, Gallia cisalpina, Illyricum, Afrika und Macedonia. Diese waren zu Steuern und Heeresfolge verpflichtet, in Italien blieb der Gegensatz zwischen römischen Bürgern, welche durch Verleihung des Bürgerrechts an einzelne Personen und ganze Gemeinden vermehrt wurden und zwischen Verbündeten (socii) bestehen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 6. Imperium romanum

Die organische Verbindung der militärischen Pflichten mit den sozialen Rechten, die den jeweiligen Verhältnissen geschickt sich anpassende stete Entwickelung des Heerwesens hatte Rom die Vorherrschaft in den Mittelmeerländern verschafft; jetzt traten aber Rückwirkungen des erweiterten Besitzes auf die sozialen Verhältnisse ein, denen diese sich nicht anzupassen vermochten, und mit den hierdurch hervorgerufenen Verwirrungen wurden die Grundlagen der Wehrverfassung untergraben, mußten sich Veränderungen vollziehen, welche mit der Zeit zerstörend auf sie einwirkten. Die vornehmsten Dienstpflichtigen, die Ritter, wußten sich bald ihrer Pflicht ganz zu entziehen, ihre Klasse wurde zu einer solchen der Geldmänner, und sie zogen große Vorteile aus der Weltherrschaft Roms. Anders ging es dem Bauer. Ihm war, da er an den Siegen der Republik den wesentlichsten Anteil hatte, die Steuerfreiheit als Belohnung zugefallen; aber diese half ihm wenig, denn der überlegene Wettbewerb der unterworfenen Gebiete: Sardinien, Sizilien, Afrika, welche billiges Getreide nach Italien lieferten, zum Teil als Steuer liefern mußten, machte den Ackerbau so unrentabel, daß der Bauer lieber nach der Stadt, nach Rom zog, daß die Landstädte entvölkert wurden, die Äcker brach lagen und in Rom die Menge des stimmberechtigten Proletariats immer mehr anwuchs.

Dies führte einerseits zu den sozialistischen Bewegungen, welche das zweite und erste Jahrhundert v. Chr. anfüllen, anderseits dazu, daß die Ärmeren den Heeresdienst als eine Erwerbsquelle zu betrachten begannen und einem ihnen behagenden Feldherrn in Masse als Freiwillige zuliefen. Konnten sie doch hoffen, für ihre Dienste später durch Ansiedelung und während der Kriege durch Beute belohnt zu werden. Das freie Waffenrecht der Bürger wandelte sich hierdurch so schnell um, daß Marius die ganze servianische Kriegsverfassung über den Haufen werfen und (107) an Stelle des bürgerlichen Aufgebots das Werbesystem setzen konnte; er hob meist die Ärmsten, auch aus den „capite censi“, und bald sogar Freigelassene und Sklaven aus. Letztere entstammten in Rom, wie überall bei den Völkern des Altertums, den besiegten Völkerschaften, und die Armee ward infolgedessen bald ein Gemisch aller Nationen; der Unterschied zwischen den national-römischen und Legionen der Bundesstaaten hörte dadurch von selbst auf. Auch ward die Gleichmäßigkeit durch die allgemeine Bewaffnung (auch der Triarier) mit dem Pilum befördert. Nur in der cohors praetoria, in der aus besonders erfahrenen und zuverlässigen Kriegern gebildeten Leibwache des Feldherrn, behielt Marius eine Elitetruppe bei. Der Bedarf an leichtem Fußvolk ward

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

durch „Auxiliartruppen“ gedeckt, die teils in regelmäßig ausgehobenen Kontingenten unterworfener Staaten, teils in geworbenen Söldnerscharen nicht unterworfener, freier Barbarenstämme bestanden. Ebenso mußte die Reiterei, nachdem die „equites“ ganz fortfielen, durch Auxiliartruppen: Thraker, Numider, Spanier, Germanen, gebildet werden.

Die Entnationalisierung der Armee war auf die Dauer mit der republikanischen Staatsform nicht vereinbar. Die Bekämpfung der inneren und äußeren Feinde, welche den Staat bedrohten — Jugurtha, die Cimbern und Teutonen, die italischen Bundesgenossen, welche das volle Bürgerrecht verlangten und erreichten, Mithridates — rückte einzelne tüchtige Armeeführer ungebührlich in den Vordergrund, zwang dazu, ihnen das Konsulat auf längere Zeit (Marius 104—100) zu übertragen oder ihnen den unbeschränkten Oberbefehl in großen Gebieten und auf längere Zeit zuzuerkennen (Pompejus in Asien 66—63, Cäsar 10 Jahre in Gallien), machte diese zu unumschränkten Gebietern großer kriegsgeübter Heere und ließ in ihnen den Wunsch nach Befestigung und Erweiterung ihrer Macht anwachsen. Die tiefgreifende Spaltung der Bürgerschaft in Optimaten und Popularier ließ beide Parteien in bestimmten Feldherren und ihren Truppen geeignete Werkzeuge zur Erreichung ihrer Zwecke erkennen und begünstigen, während sie anderseits diesen dienlich war, um ihre persönlichen Wünsche durchzusetzen. Dieses Hineinziehen der militärischen Macht in die politischen Kämpfe führte zu den Bürgerkriegen (Sulla erobert Rom 88, um den Marius zugedachten Oberbefehl gegen Mithridates sich zu sichern; Cäsar führt 49 seine Legionen nach Italien, um sich gleiche Rechte mit Pompejus zu wahren) und machte diese blutig und grausam, da der obsiegende Feldherr nachsichtslos gegen die politischen Gegner vorging (Marius' Schreckensherrschaft 87 und Sullas Proskriptionen 82). Die Armee trat hierbei immer mehr in den Vordergrund, und dies mußte zum Militärstaat und zum absoluten Prinzipat führen.

Das Werbesystem gab das Mittel, um die Mannschaften dauernd bei der Fahne zu behalten, so daß sie, wenn nicht ein Friedensschluß die Entlassung früher herbeiführte, die ganze gesetzliche Dienstzeit von 20 Jahren unter den Waffen blieben. Dies mußte zum stehenden Heer führen, dessen Mitglieder, auch wenn sie entlassen, in die Heimat beurlaubt waren, immer zur Verfügung des Feldherrn standen. Da die lange Dienstzeit zu Exerzitien und Drill, besonders zu Fechtübungen benutzt werden konnte, sobald die Truppe ihr Standquartier erreicht hatte, waren die alten Legionen im Einzelkampf vorzüglich ausgebildet, und da auf einen solchen das ganze Infanterie-Gefecht hinauslief, waren sie den neu ausgehobenen ganz bedeutend überlegen. Um die jungen Leute an Blutvergießen zu gewöhnen, ließ man bei den öffentlichen Spielen im Fechten ausgebildete Kriegsgefangene in großer Zahl gegeneinander auftreten und den Kampf blutig durchführen. Dies ist der Anfang des barbarischen Schauspiels der Gladiatorenkämpfe. Der grausamen Kriegsgewohnheit, keinen Pardon zu geben, sondern alle Feinde erbarmungslos niederzumachen, woraus sich die enormen Verluste der Besiegten ergeben, ward dadurch Vorschub geleistet.

Einem neu auftretenden Feinde, den germanischen Stämmen der Cimbern und Teutonen, ist es zu danken, daß Marius der Legion, welche nach wie vor den Kern der Armee bildete, eine neue Gestalt gab. Die Verschlechterung des Ersatzes, die das Werbesystem mit sich brachte, ließ die Manipel zu schwach erscheinen, um dem Ansturm der wilden Horden, welche ungestüm durch die Zwischenräume der Schlachtstellung eindrangen und alle Treffen gleichzeitig in den Kampf verwickelten, zu widerstehen. Marius formte aus drei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Relief der Trajanssäule (108—113 n. Chr.)
Römische Legionssoldaten bauen eine Befestigung, Reiter sichern gegen den Feind, dessen Hütten in Brand gesteckt werden

UB
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

nebeneinander gestellten Manipeln eine Kohorte (600 Mann) und stellte diese 10 Glieder tief; die nun in 10 Kohorten, 30 Manipel, 60 Centurien oder Ordines zerfallende Legion zählte also 6000 Mann und ward anfangs in einem, später in zwei Treffen zu je 5 Kohorten oder in drei Treffen (mit 4, 3, 3 Kohorten) aufgestellt. Diese Legion des Marius ist es, welche auch Cäsar beibehielt, nur waren seine Legionen bedeutend schwächer, durchschnittlich 3600 Mann. Die Einrichtung, das leichte Fußvolk lediglich aus Auxiliartruppen zusammenzusetzen, bewährte sich aber nicht, da diese meist nur zum Fernkampf zu brauchen waren, im Nahkampf aber, wie er z. B. bei Festhaltung eines wichtigen Punktes unvermeidlich war, versagten. Cäsar half sich damit, daß er jeder Manipel 10 Mann entnahm, diese auf dem Marsch vom Tragen des Gepäcks entband und diese Schützenzüge als Avantgarde sowie zur Unterstützung der Reiterei benutzte, er nannte sie „antesignani". Auch bei der Reiterei genügten ihm die Auxiliartruppen nicht, welche bei Beginn des Winters auseinander zu gehen pflegten, er schuf sich daher einen festen Stamm von geworbenen Germanen, Galliern und Spaniern.

Von den beiden großen Feldherren des ersten Triumvirats (Crassus war dabei der Geldmann, der Cäsars Schulden bezahlte), hat Pompejus das Verdienst, Asien bis zum Euphrat unterworfen und daselbst geordnete Verhältnisse hergestellt zu haben; Cäsar erweiterte die Macht des Staates bis an die Küsten der Nordsee und des Atlantischen Ozeans und trug die römischen Waffen zweimal über den Rhein nach Germanien, zweimal über den Kanal nach der britannischen Küste. Er befolgte bei der Unterwerfung Galliens den Grundsatz, welcher der römischen Politik im allgemeinen eigen ist, bei jedem Zwiespalt fremder Stämme sich zum Schutzpatron des einen aufzuwerfen, mit seiner Hilfe den anderen zu überwinden und jenem, der nun zum Dank verpflichtet ist, die römische Vormundschaft aufzunötigen. Tüchtige Männer traten ihm in diesen Kämpfen entgegen, und die Not vereinigte bedeutende Streitkräfte unter ihrer Führung; aber wenn auch einzelne römische Unterführer Niederlagen erlitten, blieb Cäsar dank seines Feldherrngenies und der strammen Organisation seiner Truppen immer Sieger. Grausam war häufig die Behandlung der Besiegten, wie bei der Eroberung von Uxellodunum im Jahre 50, wo der ganzen Besatzung die Hände abgehauen wurden. In anderen Fällen begnügte sich Cäsar damit, die Besatzungen der genommenen Stadt in die Sklaverei zu führen, wie bei Alesia (52), wo er jedem seiner Soldaten einen der gefangenen 80 000 Mann zum Geschenk machte; Völkerschaften, die er Grund hatte, sich zu Freunden zu machen, gab er aber wohl auch ihre Gefangenen frei.

Zur Charakterisierung der römischen Kampfweise diene die Schilderung der Schlacht, welche Cäsar den Helvetiern im Jahre 58 lieferte. Mit 4 alten und 2 neuen Legionen begann er den ersten Feldzug, seine zahlreichen Hilfsvölker machten ihn aber wohl stärker als seine Gegner, welche nach Napoleons Berechnung höchstens 60 000 Streiter in der Schlacht hatten. Nachdem Cäsars erster Plan, die Helvetier in günstiger Stellung zu bekämpfen, durch eine falsche Meldung seiner Kavallerie vereitelt war, ging er der Verpflegung wegen auf Bibracte zurück, die Feinde folgten und begannen, den Nachtrab zu necken. Sobald Cäsar dies wahrnahm, zog er sich mit dem Fußvolk auf den nächsten Hügel und beauftragte die Reiterei, den vorrückenden Feind aufzuhalten. Den zwei neuen Legionen gab er den Auftrag, auf der Hügelkuppe die Sicherung des Gepäcks zu übernehmen und sich zu diesem Zweck zu befestigen; die 4 alten Legionen stellte er am Abhang in 3 Treffen auf.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

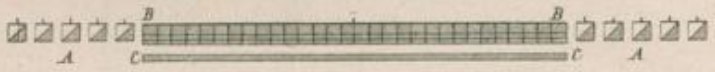
Relief der Trajanssäule (108—113 n. Chr.)
Heeresmusterung römischer Legionare (mit viereckigen Schilden und Platten-Panzer) durch den Feldherrn. An der Spitze die Signiferi

UB
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Die Helvetier fuhren indessen ihre Wagen zusammen, warfen die Reiter Cäsars zurück und griffen in geschlossenen Haufen an.

Cäsar ließ alle Pferde hinter die Front bringen, hielt die übliche Ermutigungsrede und ging den Feinden entgegen. Mit den aus der höheren Stellung auf sie geschleuderten Pilen brachten die Römer sie in Verwirrung und drangen mit gezogenen Schwertern auf sie ein. „Zum großen Nachteil der Gallier in diesem Treffen wurden mehrere Schilde durch einen Wurfspieß zugleich durchbohrt und aneinander geheftet; wenn nun das Eisen sich umgebogen hatte, so konnte man ihn weder zurückziehen, noch auch mit dem so gehinderten linken Arme streiten. Viele warfen daher nach vergeblichem Schütteln den Schild fort und kämpften mit ungeschütztem Oberkörper." Nach großen Verlusten wichen die Gallier auf einen etwa 1000 Schritt entfernten Berg zurück, und als die Römer folgten, fielen die Bojer und Tulinger, die mit ungefähr 15000 Mann den Nachtrab bildeten, ihnen unvermutet in die linke Flanke. Cäsar zog sofort sein drittes Treffen auf diesen Flügel und warf es ihnen entgegen. Nach langem unentschiedenem Kampfe zogen sich die Helvetier weiter auf den Berg, die Bojer und Tulinger auf ihre Wagenburg zurück, und um diese ward bis in die Nacht gekämpft; kein Gallier floh. Von den Wagen herab warfen sie ihre Geschosse auf die Römer oder schleuderten sie zwischen den Wagen und Rädern hindurch, so daß das Lager erst nach hartnäckigem Gefecht erobert wurde. Der Rest der Helvetier, 130000 Menschen (ein Drittel der Ausgewanderten, da sich Viele in die gallischen Städte zerstreuten) kehrten in ihre Heimat zurück; Cäsar konnte sie nicht verfolgen, was auf starke Verluste und Desorganisation schließen läßt.

Entwicklung der Legion




1. Phalangitische Legion der Frühzeit

A) Reiter (equites) 3 Centurien in 10 Turmen zu je 30 Pf. — B) Phalanx der 3000 Spießträger (hastati) in 3 Klassen, deren 1. (principes) 2000, die 2. und 3. (triarii) je 500 zählt. — C) Leichtbewaffnete (rorarii)

Seinen zweiten Kampf hatte Cäsar im selben Jahre mit einem Germanenstamm, mit den Sueven unter Arioviſt, zu bestehen. Nach einer ergebnislosen Unterredung bezog dieser ein Lager, 2000 Schritt von dem römischen entfernt, und schnitt ihm dadurch die Zufuhr ab. Cäsar detachierte deshalb, nachdem er seinem Gegner 5 Tage hintereinander vergeblich die Schlacht angeboten hatte, 2 Legionen und einen Teil der Hilfsvölker nach einem zweiten kleineren Lager, das er in der linken Flanke Arioviſts, etwa 6000 Schritt von ihm entfernt, anlegte. Diese Arbeit ließ er durch 2 Legionen ausführen und durch die anderen 4 gegen die Angriffe der Reiterei und der Leichtbewaffneten Arioviſts decken. Als sich dieser zwei Tage später endlich entschloß, eine Schlacht anzunehmen, stand ihm Cäsar mit 6 Legionen in drei Treffen gegenüber, vor dem kleinen Lager hatte er in demonstrativer Weise seine sämtlichen Hilfstruppen aufgestellt. Die Germanen nahmen in einzelnen Haufen — jeder Stamm für sich — und in gleichen Zwischenräumen Aufstellung, umschlossen von einer Wagenburg (um jede Aussicht auf Flucht zu benehmen, meint Cäsar), von welcher herab die Weiber mit fliegenden Haaren und unter Thränen die Krieger beschworen, sie nicht in die Knechtschaft der Römer fallen zu lassen. Da die Zahl seiner Legaten nicht ausreichte, um die Kommandostellen der 6 Legionen zu besetzen, ließ Cäsar deren eine durch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Schlacht von Bibrakte (Pilensalve) 58 v. Christus
Nach dem Original-Karton von Karl Jauslin im Internationalen Kriegs- und Friedensmuseum zu Luzern

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

den Quästor (Generalintendanten) führen; unter ihnen standen in jeder Legion 6 Kriegstribunen, 10 Tribunen (Kommandeure der Kohorten) und 30 Centurionen. Er selbst übernahm den rechten Flügel, da er hier den Feind am schwächsten fand. (Da die Schlacht wie alle römischen eine Frontalschlacht war, hätte er nach unseren Begriffen den Angriff gegen den stärksten Flügel persönlich leiten müssen, doch widersprach dies der Gewohnheit, mit Staffeln vom rechten Flügel beginnend anzugreifen; wollte er selbst den linken Flügel führen, so hätte er dies Verhältnis umkehren müssen).

Auf das Angriffssignal stürzten beide Gegner so heftig aufeinander los, daß man von den Wurfwaffen gar keinen Gebrauch machen konnte, sondern sofort zum Schwerte griff. Dabei schlossen die Germanen sich sofort aneinander und rückten ihre Schilde, auch über den Köpfen, dicht zusammen, um vollständige Deckung gegen die Schwerter zu finden. Die tapfersten der Römer sprangen aber auf die Schilde hinauf, rissen sie auseinander und stießen von oben mit den Schwertern. So ward der rechte Flügel überwältigt und in die Flucht geschlagen, dagegen drängten die Germanen auf dem anderen Flügel die Römer zurück. Wieder war es, wie bei der Helvetier-

2. Manipel-Legion des Livius
A) Antepilani (Spießträger): a) hastati (zu 1/3 leichtbewaffnete); b) principes. — B) Pilani (mit pilum Bewaffnete) oder Triarii. — C) Rorarii. — D) Accensi. Jede Manipel hat 8 Mann in Front und Tiefe

Schlacht, die Reserve, das dritte Treffen, dem der Sieg zu danken war; denn der magister equitum, Publius Crassus, führte dieses rechtzeitig ins Gefecht, um dies zu Gunsten Cäsars zu entscheiden. Auf der Verfolgung zeigte die Reiterei die ganze Brutalität, welche den Kriegen jener Zeit eigen ist, indem sie nicht nur die Bewaffneten, sondern auch die Frauen erbarmungslos niedermachte. Wollten wir Cäsars andere Feldzüge in Gallien verfolgen, so würden wir sie bei fast jedem feindlichen Zusammenstoß wiederfinden. Es ist aber wichtiger, sein Heer auch im Kampfe mit gleichwertigen Gegnern, nicht bloß im Ringen mit Volksheeren, zu betrachten, die bei aller Tapferkeit gegen die Kriegskunst eines organisierten Heeres nicht aufkommen konnten.

Als nach Ablauf des zehnjährigen Triumvirates der Zwiespalt zwischen Cäsar und den Optimaten, an deren Spitze jetzt Pompejus stand, ausbrach, zog sich dieser über das Adriatische Meer nach Dyrrhachium zurück; Cäsar warf erst die Legaten seines Gegners in Spanien zu Boden und folgte ihm dann nach Illyrien, wozu er merkwürdiger Weise nicht den Weg durch Venetien und an der Ostküste einschlug, sondern gleichfalls von der italischen Küste übersetzte. Da Pompejus mit seiner Flotte das Meer beherrschte, war dies gefährlich; nachdem Cäsar seine erste Staffel gelandet und die Schiffe zurückgesandt hatte, um die zweite zu holen, fielen diese seinem Gegner in die Hände. Pompejus deckte mit seinen 9 Legionen Dyrrhachium, während Cäsar mit nur 6 Legionen und 600 Reitern, nur durch einen Fluß getrennt, ihm gegenüber lagerte. Fünf Monate ließ Pompejus so verstreichen, ohne von seiner Übermacht Gebrauch zu machen, dann traf endlich, im Februar 48, Antonius mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

noch 3 Legionen bei Cäsar ein. Pompejus, welcher ihm entgegen gegangen war, um die Vereinigung seiner Feinde zu hindern, erreichte Dyrrhachium erst wieder, nachdem diese begonnen hatten, diesen seinen Depotplatz zu belagern; er baute sein Lager auf einem Felsen am Meer, so daß er durch seine Flotte mit Lebensmitteln stets versorgt werden konnte. Cäsar bot ihm vergeblich die Schlacht an und schloß ihn dann mit einer Verschanzungslinie von etwa 24 Kilometern Ausdehnung (26 Kastelle) ein, weshalb er seine Truppen, welche gleichzeitig die feste Stadt angreifen sollten, derart auseinanderziehen mußte, daß Pompejus, als ihn Wasser- und Futtermangel zwang, seine Stellung zu verlassen, kein allzuschweres Stück Arbeit hatte, Cäsars rechten Flügel über den Haufen zu rennen.

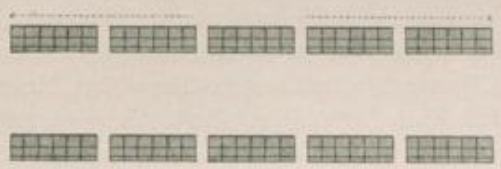
Pompejus ging nach Thessalien, wo er sich mit Scipio vereinigte; Cäsar folgte ihm und zog den Domitius an sich; nach mancherlei Märschen und Gegenmärschen standen sie sich in der Ebene von Pharsalus gegenüber, Pompejus mit 11 Legionen — 110 Kohorten — etwa 45000 Mann, 2000 freiwillig eingetretenen Veteranen, die gleichmäßig auf die anderen Truppen verteilt waren, etwa 4000 Bognern und Schleuderern und 7000 Reitern, außerdem Hilfsvölkern, deren Zahl nicht feststeht; Cäsar mit 8 Legionen — 80 Kohorten — etwa 30000 Mann und 1000 Reitern, auch bei ihm ist die Zahl der gallischen und griechischen Hilfstruppen nicht bekannt. Täglich führte Cäsar seine Truppen aus dem Lager, aber sein Gegner ließ sich auf eine Schlacht nicht ein, und er war im Begriff, das Lager abzubrechen, als Pompejus am 20. Juli von der Höhe seines Lagers in die Ebene hinabstieg. Hierdurch begab er sich des Vorteils der überhöhenden Stellung, welche wegen der Wirksamkeit der Wurfgeschosse (Pilen) von den Römern stets aufgesucht wurde; er hoffte aber in der Ebene von seiner überlegenen Kavallerie größere Vorteile.

Pompejus lehnte den rechten Flügel an den Enipeus-Bach, auf dem linken standen die zwei Legionen, welche früher Cäsar ihm abgetreten hatte, und die gesamte Reiterei, begleitet von den Bognern und Leichtbewaffneten; die Hilfstruppen standen hinter der Front. Während er Zentrum und linken Flügel aus je 4 Legionen bilden konnte, hatte Cäsar in der Mitte nur 2, auf jedem Flügel 3 Legionen, von denen die beste „zehnte“ auf dem rechten Flügel, bei dem er sich selbst befand. Beide Heere standen in drei Treffen, jedoch bildete sich Cäsar noch ein viertes hinter dem am meisten bedrohten rechten Flügel aus 6 Kohorten der im Zentrum stehenden Legionen; außerdem verstärkte er die Kavallerie durch Antesignanen in der von ihm in Gallien erprobten Weise.

Nachdem die beiden Feldherren von Legion zu Legion ihre Ansprache gehalten, gab Cäsar das Signal zum Angriff. Gleichzeitig setzte sich sein Gegner in Bewegung. Nach römischer Gewohnheit mußten beide Schlachtreihen bis auf Speerwurfweite im Schritt einander sich nähern, um dann in vollem Laufe die Pilen zu schleudern und mit den Schwertern in den Händen einzubrechen. Bei der geringen Wurfweite mußten die Speere kraftlos vor dem Gegner zu Boden fallen, wenn er seinen Schritt verkürzte, anstatt den Geschossen entgegenzustürmen. Auf eine solche List war Pompejus bedacht, aber Cäsars Legionen waren auf allerhand Kriegslisten zu achten gewohnt, und als ihre Gegner plötzlich den Vormarsch auf 250 Schritt Entfernung unterbrachen, anstatt in Lauf zu fallen, hielten sie auch von selbst an und erwarteten die Wiederholung des Angriffszeichens; dann stürzten sie vor, die ersten zwei Glieder, nach ihnen die zwei folgenden, warfen beiderseits die Pilen, die ungeraden Nummern des ersten Gliedes sprangen vor, um Bewegungsfreiheit zu haben, und der Schwertkampf begann, Mann gegen Mann, im massenhaften Zweikampf. Die Römer

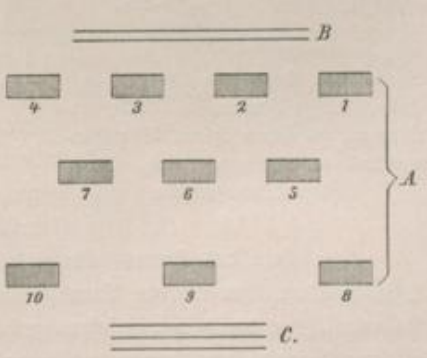
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

benutzten das zu Hieb und Stoß eingerichtete spanische Schwert, das sie seit den punischen Kriegen angenommen hatten, meist als Stichwaffe, da sie den weniger tödlichen Hieb für lächerlich und wegen des Entblößens der Armhöhle für schädlich hielten. Bei der sorgfältigen Ausbildung durch Fechtmeister waren diese Schwertkämpfe ebenso mörderisch als erbittert.



3. Kohorten-Legion des Marius
6000 Mann, gleichmäßig mit pilum bewaffnet, jede Kohorte 60 Mann Front, 10 Mann Tiefe (je 3 Manipel oder 6 Centurien)

Cäsar hatte sein zweites Treffen auf 100 Schritt folgen, das dritte halten lassen; in den hierdurch entstandenen Zwischenraum schob er als Defensivflanke die 6 Kohorten des vierten Treffens, und das sehr zur rechten Zeit, denn die feindliche Reiterei begann in starken Geschwadern staffelweise die Flanke zu attackieren, wobei die Bogner und Schleuderer in zerstreutem Gefecht sie unterstützten. Cäsars mutig entgegengetretene Kavallerie mußte der Übermacht weichen, diese war im Begriff, ihre Turmen zu einer umfassenden Schlachtlinie zu entwickeln, als sie überraschend von dem vierten Treffen angegriffen wurde; die meist aus Germanen bestehenden Kohorten stürzten sich so blitzschnell und ungestüm auf die im Abschwenken begriffenen Massen, daß Fußvolk und Reiterei ihre Eigenschaften ausgetauscht zu haben schienen; als nun auch die schnell gesammelte Kavallerie Cäsars wieder vorging, stob die gesamte Reitermasse in wilder Flucht davon, und die armen Leichtbewaffneten fielen, des Schutzes beraubt, unter Hufen und Schwertern der Verfolgenden. Die Hilfsvölker nahmen die Gelegenheit wahr, um sich ebenfalls nach dem Lager zurückzuziehen und mit ihrer Habe aus dem Staube zu machen.




4. Kohorten-Legion Caesars
A) Subsignanen: 10 Kohorten von je 3 Manipeln (10 Mann tief, 10 Mann breit) nebeneinander. B) Antesignanen. C) Postsignanen

Indessen war der Kampf der Infanterie in der Weise weiter geführt worden, daß die Kohorten des ersten und zweiten Treffens sich nach dem Grad der Ermüdung und Verluste ablösten. Der Moment war gekommen, wo frische Truppen den Ausschlag geben mußten. Da Cäsar sein drittes Treffen nach den geschilderten Vorgängen zur freien Verfügung hatte, ließ er dies frontal vorgehen; da aber, wie vorauszusehen war, alsbald auch Pompejus sein stärkeres drittes Treffen entgegenwarf, war es von ausschlaggebender Bedeutung, daß jener auch sein viertes Treffen, sobald es sich wieder geordnet hatte, einsetzte und zwar gegen die linke Flanke seines Gegners. Damit war die Schlacht entschieden. Cäsar folgte dem zurückflutenden Heer nach dem Lager, nahm auch dieses und erreichte die flüchtige Armee, als sie sich auf einer Höhe wieder gesetzt hatte; hier schnitt er sie durch eine verschanzte Linie vom Wasser ab und zwang sie dadurch zur Übergabe. Pompejus erlitt einen Verlust von 15 000 Mann in der Schlacht und von

24 000 Gefangenen nach dieser; Cäsar verlor nach den höchsten Angaben nicht mehr als 1200 Mann.

Cäsar erreichte es nicht, obgleich er nach Überwindung des Pompejus stets Inhaber der obersten Staatsgewalt war, daß ihm zum Imperatortitel auch der Purpur zuteil wurde; erst seinem Großneffen C. Julius Cäsar Octavianus gelang es mit Hilfe der Veteranen Cäsars und mittelst blutiger Bürgerkriege, die an Grausamkeit nicht hinter denen des Marius und Sulla zurückblieben (Proskriptionen im Jahre 43). Der Cäsar Augustus beendete diese, und von seinen Tagen an erfreuten sich 6 Geschlechter hintereinander fast ungestörten inneren Friedens. „Nur fern an den Grenzen klirrten", wie Lindner diese Zeit schildert, „hin und wieder die Waffen, und siegreiche Kämpfe gaben die glückliche Bürgschaft, daß der uralte Ruhm Roms nur größer werden könne. Der Umfang des Reiches erweiterte sich noch beträchtlich, um Germanien, Britannien, Dacien und am Euphrat; die Kriegslast, die der Staat zu tragen hatte, war nicht groß, denn das stehende Heer zählte trotz des ungeheuren Umfangs der Herrschaft nur gegen 300 000 Mann, und die Truppen lagerten zum allergrößten Teil an den Grenzen verteilt. Da sie bald nur aus freiwillig Geworbenen bestanden und meist von den roheren Völkerschaften innerhalb des Reiches und von den Barbaren aufgebracht wurden, drückte die Blutsteuer nicht. Der Zweck der Kriege war nicht eigentlich Eroberung, sondern die Sicherung des Reiches, nur daß sie gelegentlich ein gewaltsames Vorschieben der Grenze erforderte. Die wuchtige Schwere des Reiches drückte weiter von innen nach außen, nach den Rändern zu. Doch um die Mitte des zweiten Jahrhunderts schienen keine Feinde von bedrohlicher Stärke mehr vorhanden und die notwendige Ausdehnung erreicht zu sein. Rom war gesättigt."

Gladiatoren

Samnit mit Dolch und Thrakier mit hakenförmiger Handwaffe. Beide mit Skutum, gallischem Helm, Beinschienen und rechtarmigem Schutz. Nach altem Wandgemälde

Den Kern des Heeres bildeten nach wie vor die Legionen, deren Augustus 25 hinterließ, nachdem ihm in der Varusschlacht 3 zu Grunde gegangen waren. Die Form der Kohortenlegion ward nur insofern geändert, als die Kohorte des rechten Flügels, welche als zuerst angreifende besondere Wichtigkeit hatte, als „cohors milliaria" auf 1100—1200 Mann verstärkt wurde, während die anderen 5—600 Mann behielten. Unter den „auxilia" verstand man alle Provinzialtruppen neben den Legionen, gleichgültig, ob es Römer oder Fremde waren; sie wurden bald die vorzugsweise fechtende Truppe. Nachdem die Feldherrnwürde ein dauerndes Attribut des in Rom residierenden Kaisers geworden, mußte auch sein Hauptquartier, das „praetorium", und damit die „cohors praetoria" dorthin verlegt werden. Ihre 9 Kohorten waren von Augustus an verschiedenen Orten, 3 in Rom untergebracht, aber Tiberius vereinigte sie hier in einer befestigten Kaserne, wodurch sie eine verhängnisvolle Bedeutung erhielten.

Die Zahl der Truppen reichte bei weitem nicht aus, um alle Provinzen mit Besatzungen zu versehen, für Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit mußten deshalb besondere Truppen zur Verfügung der Verwaltungsorgane aufgestellt werden: die Kommunal- und Provinzialmilizen; letztere besetzten die Grenzfestungen und schützten die Militärstraßen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die lange Friedenszeit und die Befreiung von der Wehrpflicht machte bald die Bürgerschaft unkriegerisch, kein Wettbewerb mit feindlichen Kräften regte die inneren Kräfte an, der Staat wurde konservativ, und das Streben, den bestehenden Zustand zu erhalten, verhinderte eine lebensvolle Weiterentwicklung. Daher bildete das Heer, das an den

Eröffnung des Gladiatorenspieles durch einen Hornbläser

Grenzen in Übung blieb, die einzige lebensvolle Kraft, aber der Niedergang, der unvermeidlich schien, machte sich auch bei ihm geltend. Immer rücksichtsloser drängt sich die Herrschaft des Soldaten, die Militärdespotie, an die Spitze des Staates, die Prätorianergarde, dem Kaiser unentbehrlich, wird zur höchsten Machtquelle, sie besetzt nach Willkür den Thron und stürzt seine Inhaber; die Provinzial-Legionen folgen dem verderblichen Vorbilde, und endlich sind die Kaiser der Mehrzahl nach selber Provinzialen. So ward 68 n. Chr. Nero gestürzt, so Vespasian 69 durch die orientalischen Legionen zum Kaiser ausgerufen, und nach der Ermordung des elenden Commodus (192) fügten sich die Provinzialen

Gladiatorenkämpfe. Nach Stuckrelief

nicht dem Wunsche der Kaisergarde, sondern stellten in Syrien, Britannien und an der Donau gleichzeitig Imperatoren auf, von denen nach blutigen Kämpfen der Afrikaner Septimius Severus den Sieg davontrug. Die dann folgende Militärherrschaft, welche einen Kaiser nach dem anderen hinschlachtete, endete erst 284 mit der unbeschränkten Monarchie.

Zerrüttend mußten diese Verhältnisse auch auf die Armee einwirken. Die Soldaten suchten sich die Gunst des Herrschers zu gewinnen, dieser sich durch Donationen in Gunst

zu erhalten; Luxus, Despotie, Kriecherei nach oben, Frechheit nach unten wurden allgemein; die Selbstsucht nahm zu, die Kampfesfreudigkeit ab, man sträubte sich bereits gegen die Strapazen des Dienstes. Die Folge war die Abstreifung der Schutzwaffen, welche dem Träger unerträglich erschienen und doch anderseits für den Kampf Mann gegen Mann, wie er bei dem vorherrschenden Nahkampf unvermeidlich war, ganz unentbehrlich waren. Das führte auch zur Veränderung der Trutzwaffen: für das Pilum griff man zu Wurf- und Schußwaffen, man strebte aus dem gefährlichen Nahkampf heraus, für den man nur einen Spieß beibehielt. So näherte man sich wieder der Bewaffnung der Griechen, ohne aber ihre Schutzwaffen beizubehalten; so kehrte man auch zur Taktik der geschlossenen Phalanx zurück, hiermit den Weg des Rückgangs erst unwillkürlich, dann mit vollem Bewußtsein betretend. Im dritten Jahrhundert ward die Phalanx wieder eingeführt, Hand in Hand damit suchte man die mangelnde Tüchtigkeit der Truppen durch massenhafte Zuteilung von Schützen, Reitern und Artillerie zu ersetzen.

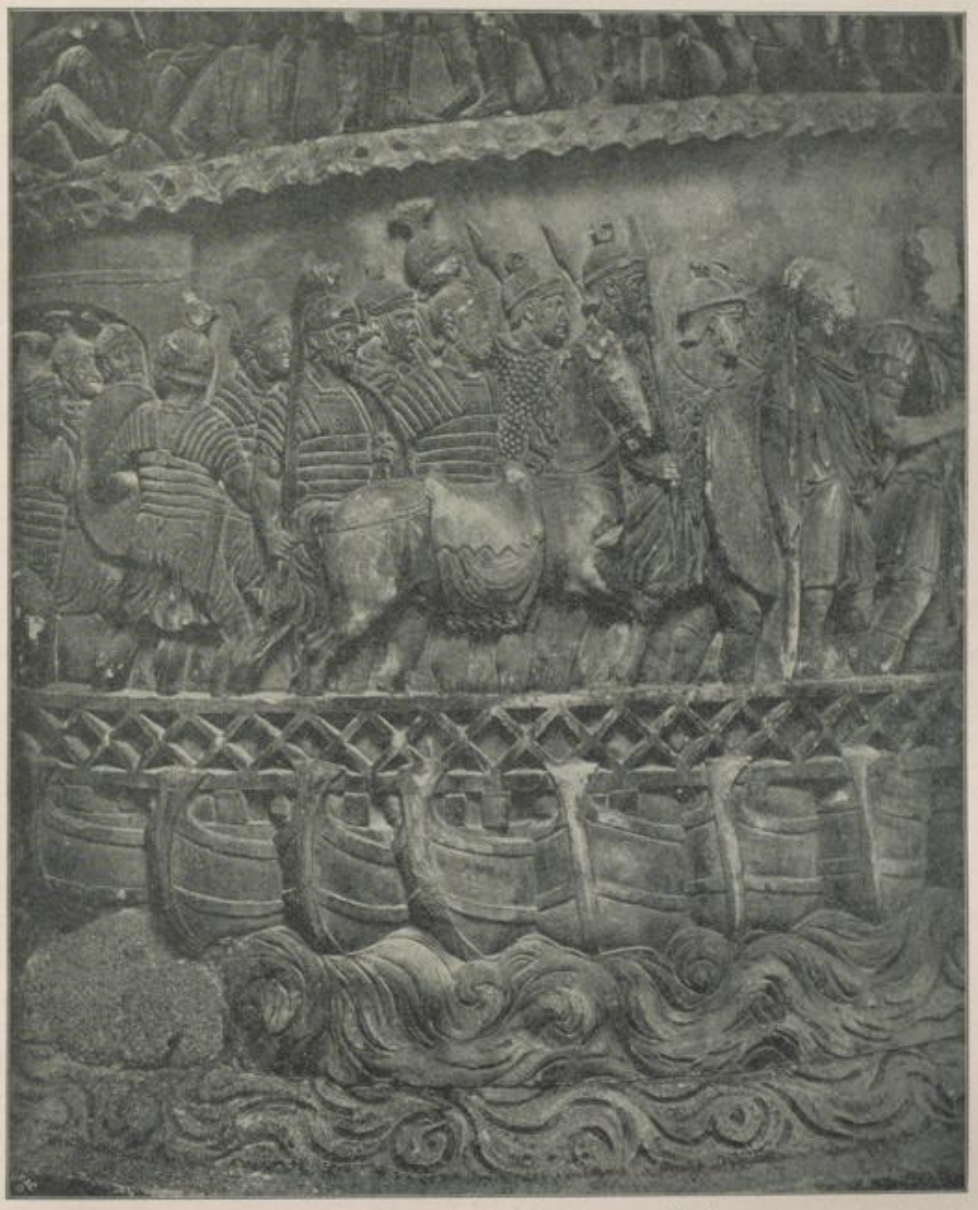
Severus verdankte seine Erhebung und seinen Sieg den illyrischen Legionen, echten Barbaren, die sich im Gegensatz zu den Kulturlandschaften fühlten, welche bisher den Ton angegeben hatten. Die von diesen gestellte Garde ward deshalb aufgelöst, der Kern der neuen durch Illyrier gebildet und sogar eine Legion als Besatzung nach Italien, in die Nähe von Rom gelegt; Italien ward wie eine eroberte Provinz behandelt. Die inneren Kämpfe, von deren einschneidender Bedeutung dies ein Beispiel ist, ermutigten die Völker an den Grenzen. Von fast allen Seiten stürmten Feindesmassen heran und drangen verheerend bis ins Innere vor, am Rhein Franken und Alemannen, an der Donau die Goten und ihre Verbündeten. Zum Überfluß entstand (224) in Asien als gefährlichste Nachbarschaft ein lebenskräftiges neues persisches Reich.

Die soldatische Tugend der illyrischen Kaiser hielt den militärischen Niedergang eine Zeitlang auf; Claudius (268—70) siegt über Alemannen und Goten, Aurelian (270—75) überläßt diesen zwar Dacien, stellt aber im Orient und in Gallien die alten Grenzen wieder her, Probus (276—82) sichert den Grenzwall zwischen Rhein und Donau und Syrien gegen Persien. Nachdem Diocletian die einzig noch mögliche Regierungsform, den militärischen Despotismus, verfassungsmäßig festgestellt hat, nachdem durch Einsetzung eines Mitregenten die Zweiteilung des Reiches angebahnt worden ist, nachdem durch Konstantin dessen Schwerpunkt nach dem Osten verlegt worden ist (Einweihung von Konstantinopel 330), treten neue wichtige Veränderungen im Heerwesen ein, welche nicht ohne kulturelle Bedeutung sind. Der Rückgang der Bevölkerung im Innern verminderte die Steuereingänge, die nicht mehr lohnenden Beschäftigungen kamen in Gefahr unterzugehen, und staatliche Verordnungen mußten eingreifen, um steuerbare Leute zu erhalten und zu verhüten, daß notwendige Betriebe ganz eingingen; der Sohn ward deshalb gezwungen, das Gewerbe des Vaters zu ergreifen, die freie Selbstbestimmung und Bewegung hörte auf, es entstanden Kasten und Klassen, unter ihnen auch die Erblichkeit des Kriegsdienstes. Die ausgehobenen Rekruten blieben durch 25 Dienstjahre bei der Fahne, traten nach der Entlassung nicht als kräftigendes Element ins Volk, sondern ließen sich draußen ansiedeln. Ihre Kinder, im Lager geboren, wurden meist wieder Soldaten.

Da es im Innern eine Miliz nicht mehr gab, der Staat sich auch scheute, der Bürgerschaft wieder die Waffen in die Hand zu geben, aus Furcht vor inneren Unruhen, so wurde es notwendig, die Standquartiere der Linienarmee auch in den Binnenländern zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

verteilen, um von ihnen aus nach Bedürfnis an die bedrohten Stellen zu rücken. Die alten großen Legionsverbände, an deren Stelle Grenzfeldherren traten, wurden aufgelöst, die



Relief der Markusſäule (etwa 176 n. Chr.)
Fluß-Übergang mittelſt Schiffbrücke (Legionsſoldaten)

kleineren Truppenkörper der beſſeren Verpflegung wegen vereinzelt. Die dauernde Beſatzung der Grenzen bildeten nun ausſchließlich die „limitanei“, feſt angeſiedelte, ackerbauende Soldaten, denen nicht nur die Verteidigung der „limes“, ſondern auch die Be-

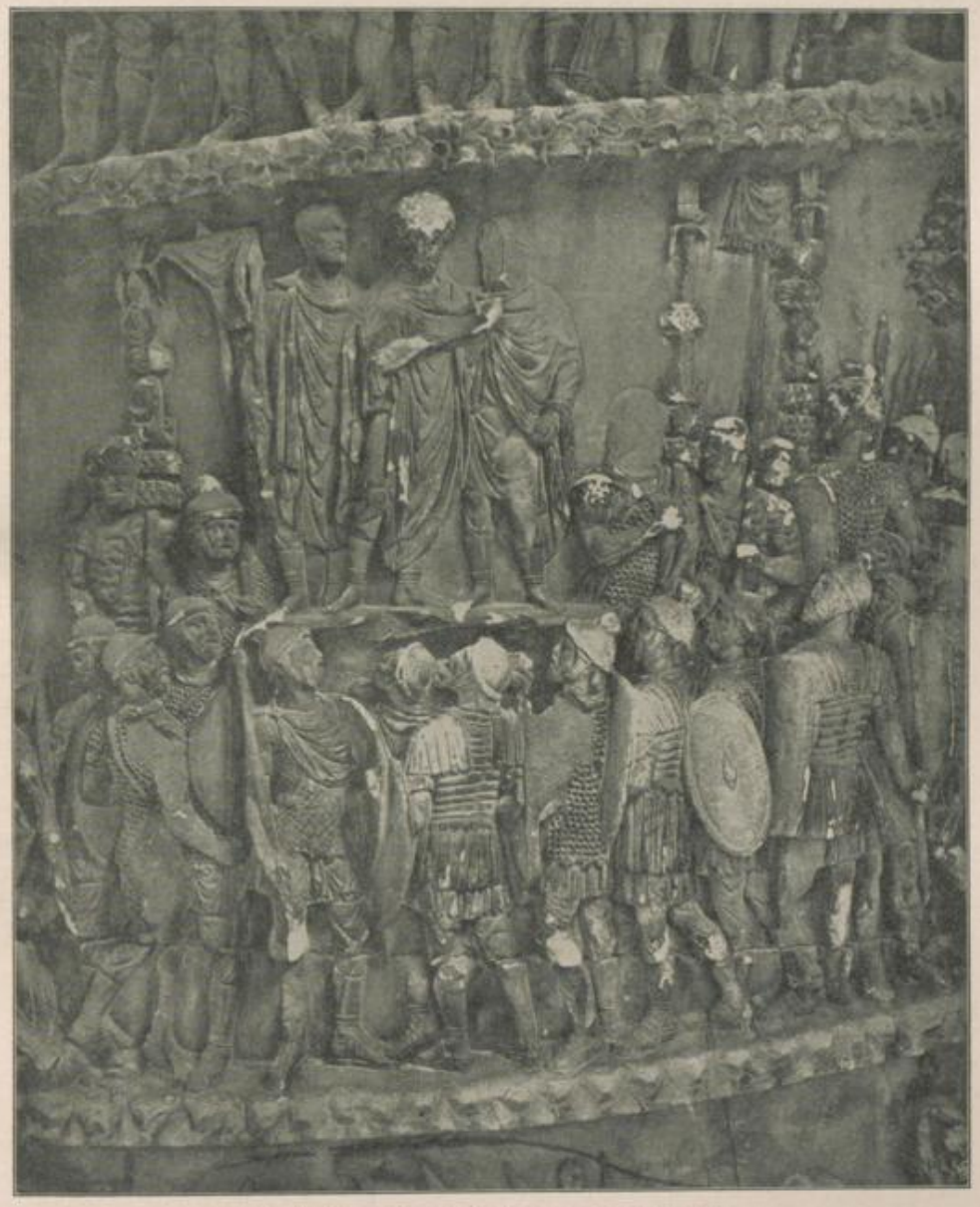
bauung der Grenzländer oblag. Sie hatten sich seit Alexander Severus (222—35) bereits auf Grund der Verordnung entwickelt, daß das den Grenzern angewiesene Land an den Sohn nur forterben dürfe, wenn er gleichfalls Soldat würde. Da die Grenzer meist den barbarischen Völkerschaften angehörten, wurden sie zu dem vermittelnden Gliede zwischen den kultivierten und unkultivierten Gebieten.

Aus dem alten römischen Bürgerheer war so mit der Zeit eine Kriegerkaste geworden, deren Mitglieder zum weitaus größten Teile denselben Barbarenstämmen angehörten, gegen deren Andrängen sie sichern sollten; im ganzen Binnenlande gab es keine Elemente mehr, welche im Falle der Not den Schutz, den diese Fremden allein gewährten, hätten ersetzen oder gegen sie, wenn sie abtrünnig wurden, den Staat hätten verteidigen können. Rom war vollständig in ihrer Hand. Doch hätten die germanischen Stämme, welche den Untergang des weströmischen Reiches später herbeiführten, weder einen Treubruch der Truppen zu veranlassen unternommen, noch den Bestand des Staates ernstlich gefährdet, wenn nicht ein gewaltiger Anstoß von außen, durch die Hunnen, gekommen wäre. Die Goten, welche nach Mitte des zweiten Jahrhunderts ihre Wohnsitze von der Ostseeküste nach den pontischen Ländern am Schwarzen Meer verlegten und durch den Druck auf die an der Donau sitzenden Stämme Vorstöße gegen Italien veranlaßten (Markomannen 180 und Mitte des dritten Jahrhunderts), hielten doch, nachdem Dacien ihnen eingeräumt war, lange Zeit Ruhe und zeigten sich der römischen Kultur und dem Christentum (Arianische Lehre) durchaus nicht unzugänglich, bis die Westgoten (372) den Hunnen zu weichen gezwungen wurden und um Aufnahme im römischen Reich bitten mußten. Und dann war es nur die schamlose Habgier der Beamten, die sie zur Empörung trieb; und nachdem sie Valens 378 bei Adrianopel geschlagen, ließen sie sich doch von Theodosius leicht zum Frieden bewegen, da er ihnen neue Wohnsitze in Mösien und Thrakien anwies. Doch einmal in Bewegung gesetzt, durchbrechen nun auch an anderer Stelle germanische Scharen die römischen Grenzwälle, die Vandalen, Sueben und Alanen verlassen die Donauländer, überschreiten nach harten Kämpfen mit den Franken den Rhein und nehmen (409) Spanien in Besitz; die salischen Franken setzen sich im nördlichen Gallien, die Burgunder am Mittelrhein fest; und Alarich führt seine Westgoten nach Italien, um Rom einer ersten Plünderung zu unterziehen. Aber er hat nicht die Absicht das Reich zu zerstören oder sich selbst zum Herrscher aufzuwerfen, die Westgoten ordnen sich willig dem römischen Kaiser unter, als er sie nach Gallien sendet, und stehen ihm als treue Genossen zur Seite bei dem letzten ruhmreichen Kampfe Roms, in der Schlacht gegen Attila, den Hunnenkönig, auf den katalaunischen Feldern.

Nachdem die Hunnen mit der Überschreitung des Don den Anstoß zur Bewegung der germanischen Völker gegeben und ihre Herrschaft bis über die Donau und an den Kaukasus ausgedehnt hatten, trat ein Stillstand in ihrer Bewegung ein. Doch im Jahre 450 bot Attila seine Scharen auf, um das westliche Europa zu erobern und zwar unter dem leeren Vorwand, die Westgoten im Interesse Roms zu züchtigen. Spät erst, da er über die vielleicht gegen Italien sich richtenden Absichten des Hunnenfürsten ganz im unklaren war, brach der römische Feldherr Aëtius mit einem Teil seiner Streitkräfte auf, und nun erst ließen sich auch die Goten bestimmen, unter ihrem König Theoderich sich zu rüsten. Attila hatte bereits Orleans genommen (24. 6. 451), als er durch das Erscheinen der Römer genötigt wurde, die Plünderung zu unterbrechen und sich zur Schlacht vorzubereiten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Attila hatte alle Stämme, die er auf seinem Zuge berührt hatte, gezwungen, sich ihm anzuschließen, seine Armee (die auf 500 000 Köpfe angegeben wird) bestand deshalb aus einem



Relief der Markussäule (etwa 176 n. Chr.)
Römische Signiferi und Fußvolk jeder Art

bunten Gemisch verschiedener Völkerschaften. Als er am Schlachttage 3 Uhr nachmittags seine Scharen ordnete, gab er seinen hunnischen Reitern das Zentrum, zur Rechten stellte er Rugier, Heruler, Thüringer und Gepiden, zur Linken salische Franken, Burgunder und Ostgoten.

Ihm gegenüber führte Aëtius seine eigenen Truppen auf dem linken Flügel, den rechten bildeten die Westgoten, das Zentrum Burgunder, Franken, Armoriker und Alanen; die Stärke der Hunnen lag also in der Mitte, die ihrer Gegner auf den Flügeln. Zwischen beiden Heeren befand sich eine Bodenerhebung, deren sich beide gleichzeitig zu bemächtigen suchten und bei dem sich entspinnenden Vortreffen wurden einige Hunnengeschwader von dem westgotischen Königssohn Thorismund zurückgeworfen. Dann begann die Schlacht. Ost- und Westgoten eröffneten sie, und als letztere ihre Gegner geworfen hatten, fanden sie den Leichnam ihres Königs zertreten und fast unkenntlich, ein Zeichen, mit welch wilder Leidenschaft auch zwischen den Bruderstämmen gefochten war. Das hunnische Zentrum hatte indes mit einem Keilangriff das des Aëtius in Verwirrung gebracht und halb geschlagen, als die Westgoten von links und bald darauf die Römer von rechts in die Flanke fielen und die Hunnen veranlaßten, in wilder Jagd nach ihrem Lager zurückzustürzen. Von ihrer Wagenburg herunter bekämpften die Bogenschützen die gotische Reiterei bis spät in die Nacht. Attila erwartete am anderen Morgen einen erneuten Angriff; er hatte deshalb die hölzernen Sättel inmitten des Lagers aufhäufen lassen und bestieg diesen Scheiterhaufen mit seinen Weibern und Schätzen, um den Flammentod zu sterben, wenn das Lager nicht zu halten sei. Aëtius griff aber nicht an, versuchte auch nicht, die Hunnen auszuhungern, sondern zog sich zurück und gab dadurch Attila die Möglichkeit, bis zu seinem Tode (453) weiter zu hausen. (Er gab im folgenden Jahre durch Vertreibung der Einwohner von Aquileja Veranlassung zur Gründung von Venedig in den Lagunen.)

Schnell sollte auf diese letzte ruhmvolle Waffenthat der gänzliche Zusammenbruch des weströmischen Reiches folgen. Auch sie war nicht mit eigner Kraft, sondern hauptsächlich durch die germanischen Bundesgenossen errungen, und durch die Hand der Germanen ward das morsche Gebäude umgeworfen. Nachdem die Vandalen 455 die Gebieterin der Welt einer vierzehntägigen Plünderung unterzogen, wird der letzte Kaiser, Romulus Augustulus (welche Ironie des Schicksals liegt in dieser Namenzusammenstellung!) von dem Anführer seiner germanischen Truppen, Odovakar, 476 — nicht ermordet — sondern seines Amtes enthoben; und bezeichnender Weise trachtet dieser nicht danach, sich selbständig zu machen, sondern nur, dies Amt unter der Oberhoheit des oströmischen Reiches und besser als der Abgesetzte weiter zu verwalten. Das Ansehen Roms überträgt sich vollständig auf das noch mächtige Byzanz.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 7. Festung und Festungskrieg, Geschützwesen

Die ersten Eroberer der europäischen Mittelmeergestade stützten ihre Herrschaft durch Befestigung hochgelegener, strategisch und taktisch wichtiger Punkte; anfangs in der rohen Form des Kyklopenmauerwerks, später aus unregelmäßigen Quadern ohne Mörtel zusammengesetzt, erregen ihre Ringmauern durch die gewaltigen Abmessungen noch heute das Erstaunen. Sie wurden in Griechenland von den Hellenen als Akropolen ihrer Städte benutzt und ausgebaut, hierbei entwickelte sich der regelmäßige Quaderbau und der Palastbau, welcher die Citadellen der Städte nicht nur mit passiver Stärke, sondern auch mit schönen Formen auszustatten strebte. Später machte sich auch die Notwendigkeit geltend, die Ansiedlungen, welche die Hochstadt umgaben, also die Unterstädte, gegen Räuber und Feinde zu schützen, und so entstanden die Mauerumzüge der Städte.

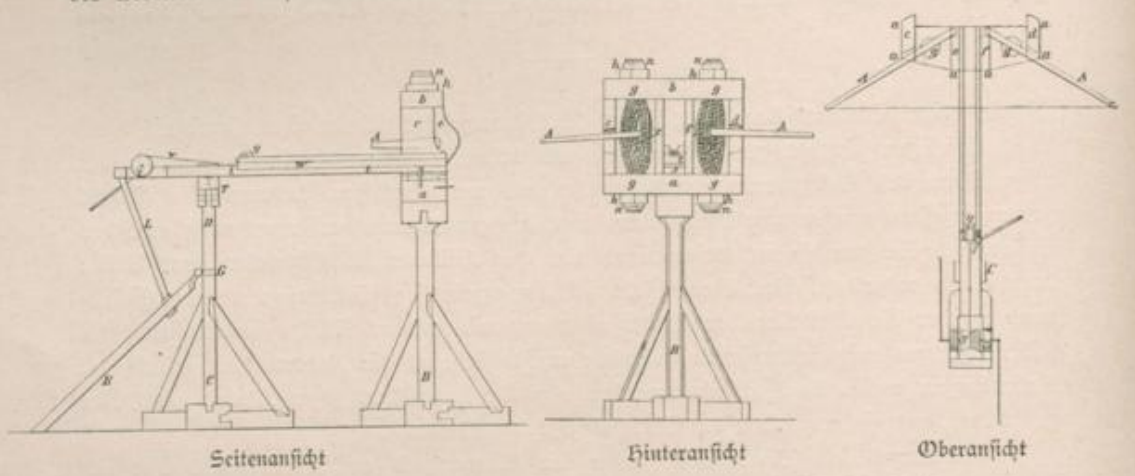
Als Xerxes sich 480 näherte, gaben die Athener bis auf die Akropolis ihre ungenügend befestigte Stadt auf, zögerten aber nach dem Abzug der Perser keinen Augenblick, trotz des Widerspruchs der Spartaner schleunigst die neuerrichtete Stadt mit einer starken Mauer von 11 Kilometer Umfang zu umgeben und die beiden Hafenorte Peiraieus und Munychia in gleichem Umfange zu befestigen. Ebenso entwickelte sich Rom aus den Einzelbefestigungen der 7 Hügel, auf denen sich nacheinander Italiker, Sabiner, Etrusker, Latiner ansiedelten, und welche erst Servius durch den Bau einer 8000 Schritt langen Umfassungsmauer zu einer Stadt vereinigte.

Bei allen Stadtbefestigungen des Altertums ist das Bestreben zu erkennen, dem Verteidiger eine hohe, beherrschende Stellung zu verschaffen, weshalb die Mauerhöhe von mindestens 9 Metern angestrebt und die ursprünglich wohl als verstärkende Vorbauten aufzufassenden Türme noch höher aufgeführt wurden. Das Hindernis ward in der Mauerhöhe gesucht, ein Graben nur selten hinzugefügt, die Verteidigung war rein frontal von der Höhe herunter, und der Gedanke, die vorspringenden Türme zur Flankierung zu benutzen, liegt dem Altertum fern. Sie fehlen oft gänzlich (Straßburg), ihre Abstände sind ganz willkürlich und wechselnd. Das Hauptaugenmerk ist auf die Thore gerichtet, welche dem Einbruch am günstigsten sind; hier findet man vielfach beiderseits einen Turm angeordnet, das Ganze in späteren römischen Bauten zu einem Propugnaculum, d. h. einem von den Türmen beiderseits und von einem inneren und äußeren Thor eingeschlossenen Hofraum ausgestaltet, der von oben mit Geschossen überschüttet wurde, wenn der Feind in ihn eingedrungen und durch herabgelassene Fallgatter abgesperrt war. Das schönste Beispiel eines Propugnaculum bietet

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die porta nigra zu Trier, eigentlich schon eine Thorburg zu nennen; nicht ganz so großartig ist das Thor von Aosta. Bei der porta Appia zu Rom fehlt noch der äußere Thorabschluß.

Die Mauern der Hellenen sind einheitlich in Mauerwerk, und zwar meist in schönem Quadermauerwerk ohne Mörtel aufgeführt und mit einer Zinnenbrüstung versehen; in Rom brachten die Etrusker den Quaderbau zur Einführung, wie die alten Reste der Stadtmauern Roms ergeben haben, suchten aber eine Verstärkung auch durch Gegenschütten eines „agger", eines Walles, zu erzielen. Dieses führte zu der den Römern eigentümlichen Konstruktion, zunächst den Wall zwischen zwei Bekleidungsmauern einzuschließen, später nach Erfindung des Mörtelbaues diese beiden Mauern in Bruchstein und Mörtel aufzuführen, den Zwischen-



Seitenansicht Hinteransicht Oberansicht

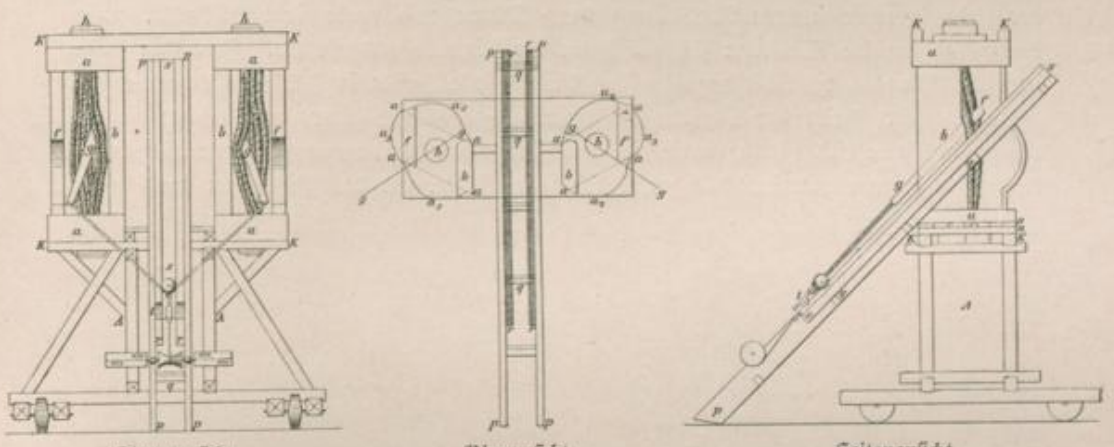
Katapulte (Euthytonos) Horizontalgeschütz (auch Skorpion genannt)

a, b) unterer und oberer Kaliberträger; c, d) Außenständer; e, f) Mittelständer; zusammen a, b, c, d, e, f) Spannkasten. — A) Bogenarme; g) Kaliberlöcher; h) Spannköpfe; n) Spannbolzen; p) Spannnerven; t) Läuferbahn (Pfeife); w) Läufer (t und w die Pfeilbahn); γ Spannhaspel. — B, C, D, T, E, L, G bilden Gestell und Richtmaschine

raum mit kleinen Steinen auszufüllen und diese mit Mörtel zu vergießen, also zu den sogenannten Gußmauern. Indem man die innere Mauer höher hinaufführte und dahinter im Bedarfsfalle einen hölzernen Auftritt herstellte, erhielt man einen ringsumlaufenden inneren Abschnitt, wodurch die Widerstandsfähigkeit wesentlich vermehrt wurde. Diese Konstruktion zeigen die Mauern von Pompeji und Aosta. Aus ihr entwickelte sich der Gedanke, mehrere Mauern vor einander anzuordnen, deren innere die äußere überhöht, wodurch die sogenannten Zwinger entstanden, wie die Befestigung von Konstantinopel sie zeigt.

Während die Hellenen der Feldbefestigung wenig Interesse schenkten und höchstens Barrikaden bauten, hat die Römer der Spaten auf allen Feldzügen begleitet, hat er ihnen stets einen starken Rückhalt geschaffen und das Mittel gewährt, mit geringen Kräften auch mitten in Feindes Land dauernd Fuß zu fassen. Seit Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. hat keine römische Truppe jemals im Kriege genächtigt, ohne ihr Lager mit Wall und Graben zu umgeben; letzterer gab das Material für ersteren und ward je nach der Standfestigkeit des Bodens gestaltet, seine Tiefe war zwischen 2 und 4 Meter; der Wall sollte

Überhöhung gewähren und ward an der Vorderseite möglichst steil gehalten, die Brustdeckung aus Palissaden oder Erde (Rasen) hergestellt, wonach man „vallum“ und „murus“ unterschied; das Hindernis des Grabens ward wohl auch durch Hindernisse anderer Art verstärkt.

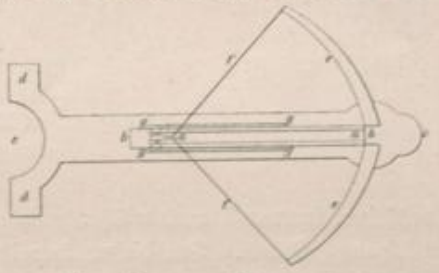


Hinteransicht Oberansicht Seitenansicht

**Balliste** (Palintonos, auch Lithobolos) **Wurfgeschütz**

a, a) Kaliberträger; b) Mittelständer; f) Außenständer; h) Spannköpfe (a, b, h, f bilden die getrennten Halbspanner); g, g) Bogenarme; e, e) Spannnerven. — A) Gestell; p, p) Leiterbäume mit Sprossen q; r, r) Federn (p, q, r die Leiter oder Läuferbahn). — s) Läufer; t) Schloß

Bei Standlagern wurden, um die Überhöhung zu steigern, auch Türme in Holzkonstruktion auf dem agger errichtet, jedoch entwickelten sich solche provisorischen Anlagen auch zu ständigen in Mauerkonstruktionen ausgeführten Befestigungen. Das großartigste Bild einer solchen bieten die Ruinen des Lagers von Gamzigrad in Serbien, welche ein Viereck von 425 bis 595 Meter Seitenlänge darstellen, auf dessen Ecken sich Rundtürme von 56,5 Meter Durchmesser und $7^1/_2$ Meter Mauerstärke erheben, während kleinere Rundtürme in unregelmäßigen Zwischenräumen aus der Mauerflucht vorspringen. Etwa 34 Meter innerhalb der Umfassung liegen Trümmer einer zweiten Turmreihe, und den Mittelpunkt nimmt die Substruktion eines Bauwerks von 26 und 41 Meter Seitenlänge ein, in dem man wohl die Reste des Prätoriums vermuten darf.



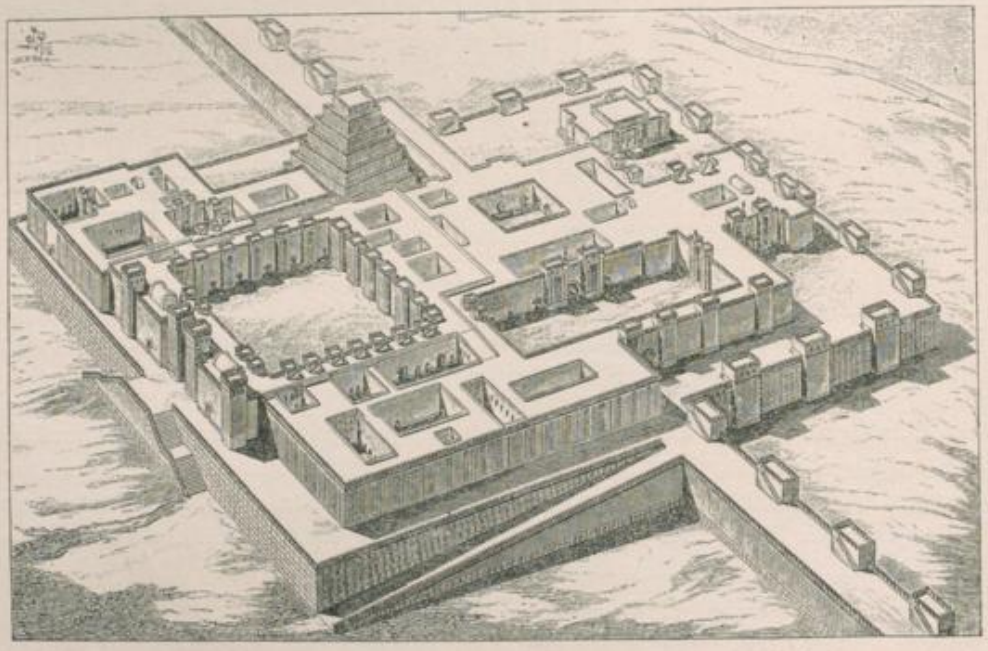
**Bauchspanner** (Gastrapheta)

a) Läufer; b) Läuferbahn; g) Zahnstange; c) Spannholz; d) Handgriffe; e) Bogenarme; f) Sehne

(Die 3 Geschütze nach Rüstow und Köchly)

Häufiger als die großen Lager (castra) sind die kleineren Kastelle permanent ausgebaut und zu Mittelpunkten von Städteanlagen geworden. Sie wurden für die Besatzungen errichtet, welche die unterworfenen Gebiete im Zaum halten sollten, und welchen die Überwachung und erste Verteidigung der Grenzbefestigungen zufiel. Diese bestanden nur aus einigen Kohorten, da die Unterstützung im Fall eines Angriffs durch rückwärtige Reserven gewährleistet war. Grundriß und Einrichtung entsprachen den Lagern. Als die römische

Kriegführung nicht mehr gestattete, zur Verteidigung der Grenzen immer starke Kräfte bereit zu halten, als die Kastelle längere Zeit sich selbst überlassen werden mußten, mußte der Mangel an taktischen durch materielle Widerstandsmittel ersetzt werden; es entwickelte sich der Gedanke einer inneren Verteidigung durch Türme und vorbereitete Abschnitte, unter denen das massive Prätorium sich zur Form der Citadelle ausgestaltete. Fernerhin suchte man als Bauplatz möglichst unzugängliche Punkte, wie Inseln in Flüssen, Felskuppen im Gebirge. Hier schrieb der Bauplatz die Anordnung des Baues vor, man ersetzte die mit Mauer bekleidete Erdschüttung durch eine mit Zinnen und Mauergang versehene Ringmauer, welche die inneren widerstandsfähigen Wohngebäude stützte, und das Prätorium durch einen



Der Palast Sargons zu Khorsabad (Rekonstruktion, Babylonien)
(Vergleiche Seite 321)

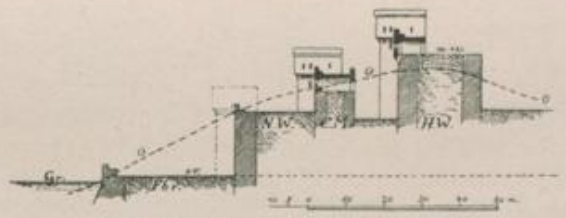
mächtigen inneren Turm, welcher auch nach Verlust der Mauer noch eine hartnäckige Verteidigung gestattete. Von diesen „burgi" sind noch viele ganz oder teilweise erhalten. Sie gaben die Vorbilder zu den mittelalterlichen Burgen.

Bevor ich den Festungsangriff skizziere, muß ich einen Blick auf das Geschützwesen werfen, soweit es sich bei Hellenen und Römern entwickelte. Jene haben die ersten Anregungen aus Asien, wahrscheinlich von den Phöniziern, kaum vor dem 4. Jahrhundert erhalten und das Geschützwesen erst zur makedonischen Zeit, hauptsächlich unter den Diadochen, zu einer höheren Stufe entwickelt. Die Römer haben von den Griechen Maschinen und Schießkunst übernommen.

Die sämtlichen Flach- und Steilbahngeschützen zu Grunde liegende Idee ist die der Armbrust: das Geschoß wird auf einer Läuferbahn gelagert und durch eine Sehne geschleudert, welche an den Endpunkten zweier Bogenarme befestigt ist; jedoch wird nur bei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dem „Bauchspanner" die Kraft durch die Elastizität der Bogenarme (wie bei der Armbrust) erzeugt, bei allen anderen, größeren Maschinen aber durch Torsion elastischer Stränge, welche in der Regel aus Frauenhaaren oder Tiersehnen geflochten wurden. Zu dem Zweck ist ein Spannkasten hergestellt, welcher in drei Abteilungen zerfällt: in der mittelsten ruht die Läuferbahn, durch sie passiert das geschleuderte Geschoß; in den beiden anderen sind die „Spannnerven" ausgespannt. Zwischen deren Stränge werden die Bogenarme gezwängt und wirken beim Spannen der Sehne als Hebel, um jene zusammenzudrehen, erzeugen dadurch also die Kraft, welche beim Loslassen die Sehne vorschnellen läßt. Bei wagerechter Lagerung der Läuferbahn erhält man ein Horizontalgeschütz: Katapulte oder Euthytonos, welches zum Schleudern von Pfeilen gebraucht wurde; die Pfeillänge betrug in der Regel 0,70—1,40 Meter, ihr Gewicht 0,25—2 Kilogramm, die normale Schußweite bis 470 Meter, die Anfangsgeschwindigkeit etwa 188 Meter. Die horizontale Lagerung machte außer dem Gestell für den Spannkasten natürlich ein zweites zum Auflegen des hinteren Endes der Läuferbahn notwendig; bei dem Wurfgeschütz (Palintonos, Winkelspanner, Balliste) fiel dies letztere weg, da man die unter 45 Grad geneigte Läuferbahn gegen den Erdboden stemmen konnte. Die hiermit geschleuderten Steine erreichten Gewichte von mehr als 80 Kilogramm und Wurfweiten von höchstens 800 Metern; ihre Bedienung erforderte meist 6, die der Euthytonos 2—5 Mann.



Profil der Befestigung von Susa (Perser)

Das Geschützwesen entwickelte sich um die Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. in Alexandria zu einem wissenschaftlich durchgebildeten System; die Verhältnisse aller Konstruktionsteile zu der verlangten Leistung und anzuwendenden Kraft wurden genau festgestellt, so daß man auch das Gewicht der Geschütze je nach dem Kaliber, d. h. der Stärke der Spannnerven, bestimmen konnte. Auch ging man zur Verwendung anderer Kräfte über, jedoch sind die Nachrichten über solche Maschinen, wie Erz- und Luftspanner, zu unklar, um eine Vorstellung davon gewinnen zu lassen. Die Römer traten lediglich das Erbe der Alexandriner an, ohne es weiter zu fördern.

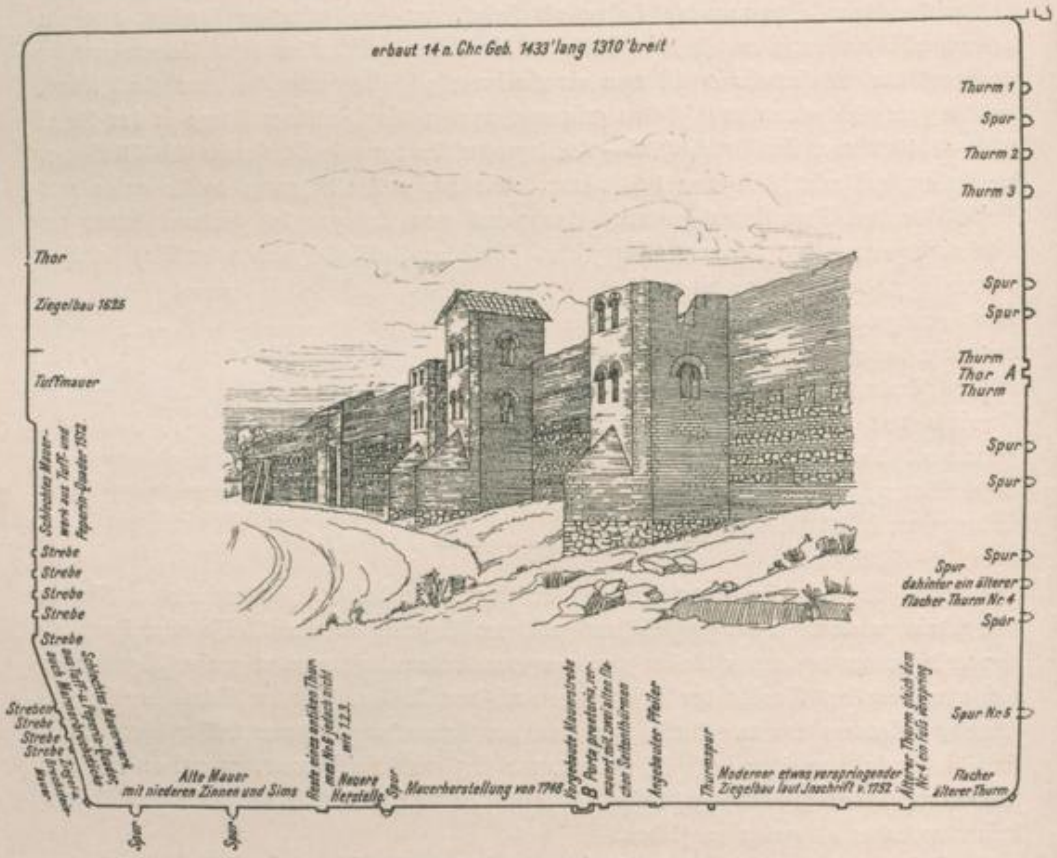
Bei den Hellenen spielte der Festungskrieg noch keine große Rolle, die für den Angriff verfügbaren Kräfte waren meist zu gering, als daß man den Widerstand einer befestigten Stadt damit hätte brechen können, man griff zu List und Bestechung. Erst die Makedonier führten zahlreichere Belagerungen durch und stellten den förmlichen Angriff an Stelle der bisher üblichen Blockade. Um sich den Zugang zu der feindlichen Stellung zu verschaffen, hatte man drei Mittel:

1. Das Breschelegen mittelst des bereits den Assyrern bekannten Sturmbocks (Widder), mit dem man die Mauer einzustoßen suchte, oder mit dem Mauerbohrer, welcher dazu diente, Löcher in der Mauer herzustellen, die mit Holz gefüllt wurden, dessen Verbrennung den Einsturz herbeiführte. Die eingedeckten Gerüste, unter denen diese Maschinen und die Arbeiter während ihrer Thätigkeit standen, hießen Schildkröten; sie erreichten nicht unbedeutende Abmessungen (eine Widderschildkröte hatte bis zu 23, 19 und 12 Meter in Breite, Länge und Höhe). Befanden sich Vertiefungen oder Gräben vor der Mauer, so wendete

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

man Schüttschildkröten an, um sie auszufüllen, damit man die Breschmaschinen heranrollen konnte.

2. Der Hochbau, mittelst dessen man die Stellung auf der Mauerkrone überhöhte, die Verteidiger vertrieb und auch wohl unmittelbar sie stürmte: hierzu rechnet in erster Linie der Erddamm. Bei der Belagerung von Platää (429—27) eröffnete König Archidamos den förmlichen Angriff, indem er von seiner aus Ziegeln gemauerten und mit



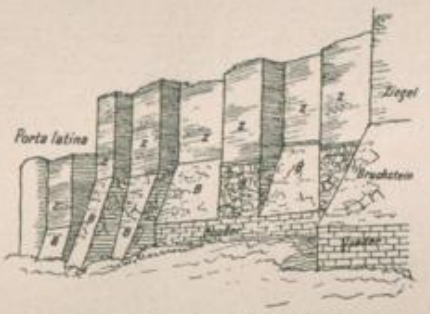

Prätorianerlager vor Rom
Erbaut 14 n. Chr.

Türmen besetzten Circumvallationslinie an einen Damm gegen die Stadtmauer hin schüttete, dessen Seitenböschungen mit Holz bekleidet wurden. In 70 Tagen war der Damm ziemlich vollendet. Als die Belagerten nun ihre Mauer durch Holzbau erhöhten, schütteten auch die Peloponnesier den Damm höher; schon berührte er beinahe die Mauer, als die Verteidiger herausbrachen und den Boden des Dammes in die Stadt zogen, so daß dieser nachzustürzen begann. Nachdem die Angreifer die Bresche mit Erdkörben verstopft hatten, trieben die Städter einen Minengang unter den Damm und zogen wieder den Boden herein, auch bauten sie einen Abschnitt innerhalb der Mauer. Die Angreifer hatten indessen Widder aufgestellt, aber die Platäer umfingen mit starken Seilen die Widderköpfe und zogen sie auf die Seite oder schlugen sie durch herabgestürzte Steine ab. Nach vergeblichen Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

suchen, die Stadt einzunehmen, sah sich Archidamos auf die Blockade beschränkt, doch fiel die Stadt nach zweijähriger Belagerung durch Überfall mit Leitererſteigung.

Die fortschreitende Technik ließ an Stelle der Dämme die Wandeltürme treten, welche man bis zu mehr als 50 Meter Höhe außerhalb Schußweite (auch wohl aus mitgeführten Hölzern) zusammensetzte und an die Mauer heranschob. In den Türmen brachte man auch Geschütze oder Widder zum Umstoßen der Zinnen zur Aufstellung und versah sie zum Sturm mit einer Fallbrücke.

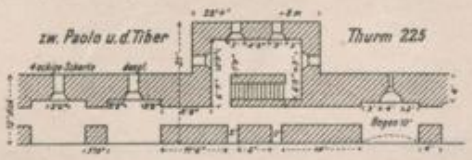



Rom, Aurelianische Mauer
271—282 n. Chr.

3) Minen, d. h. Hohlgänge, mit denen man bis unter die Mauer vorging; nachdem der untergrabene Mauerteil mit Hölzern abgestützt war, umwickelte man diese mit leicht brennenden Stoffen, entzündete diese und brachte so die Mauer zum Einsturz.

Diese Angriffsmittel zeigen das Bestreben, alle Kraft auf einen Punkt der Umwallung zu vereinigen, anstatt wie bei der Blockade die Kräfte ringsum zu verteilen; dieser konnten die großen Städte spotten, dem auf einen Punkt geführten Stoß fielen sie zum Opfer, wenn auch die Einschließung garnicht ausgeführt worden war. Die Vervollkommnung der Geschütze war für diese Angriffsart von derselben Bedeutung, wie bei dem modernen Festungskrieg, und bei der Belagerung von Theben im Jahre 219 führte Philipp von Makedonien nicht weniger als 150 Flachbahn- und 25 Steilbahngeschütze mit sich. Aber auch die Festungen rüsteten sich mit solchen aus und besetzten damit ihre Türme.

Zur Charakteristik der römischen Handhabung des Festungskrieges, welche sich im allgemeinen von der der Diadochen nicht unterscheidet, will ich die Belagerung von Massilia (49) kurz skizzieren. Massilia, eine der mächtigsten Städte des Mittelmeers, erklärte sich für Pompejus, und Cäsar ließ sie durch Cajus Trebonius mit 3 Legionen belagern; zugleich ließ er, da er auch das Meer behaupten wollte, in Arelates innerhalb 30 Tagen 12 Galeeren bauen, deren Befehl er Domitius Brutus anvertraute. Dieser behauptete sich sowohl gegen die Schiffe der Massilier, als gegen eine von Pompejus ihnen zur Unterstützung gesandte Flottille. Massilia lag auf einer Halbinsel, auf der Landseite war es durch die Beschaffenheit des Geländes und durch eine sehr hohe Mauer gut gesichert. Trebonius machte zwei Angriffe, einen vom Hafen aus, den anderen von der entgegengesetzten Seite, und brachte aus der ganzen Provinz Menschen, Zugtiere und vor allem alles zu erreichende Holz zusammen, denn er ging mit einem „agger“ von jeder Seite vor. Ein solcher wurde mit einer oberen Breite von 15—16 m ganz aus Holz und so hoch als die Stadtmauer errichtet (die von Massilia war 25 m hoch). Durch Laufhallen, welche gegen die Geschosse der Festung sicherten, ward das Baumaterial herangeschafft, hinter großen Frontschirmen ward der Boden geebnet und der Bau des Dammes ausgeführt. Dieser erfolgte in Schichten




Rom, Aurelianische Mauer
271—282 n. Chr.

von etwa 2 m Höhe, indem eine neue Schicht immer in Angriff genommen wurde, wenn die darunter befindliche weit genug vorgeschritten war, daß die Arbeiter und ein neuer Frontschirm darauf Platz fanden. Jede Schicht wurde aus sich kreuzenden Balkenlagen, deren Zwischenräume mit Steinen, Rasen und dergl. ausgefüllt wurden, in der Weise hergestellt, daß in der Mitte ein 3—4 m breiter Gang ausgespart und mit Balken eingedeckt wurde. Diese Gänge dienten zum gesicherten Vorbringen des Baumaterials bis zum vorderen, fortschreitenden Ende (Abbildungen Seite 383, 384). Bei großen Mauerhöhen war der Bau eines solchen Dammes, wie ersichtlich, eine gewaltige Arbeit. Bis unmittelbar an die Mauer konnte er nicht herangeführt werden, die letzte Lücke mußte durch eine Schüttung ausgefüllt werden, wozu das Material durch die Gänge nach vorn geschafft werden mußte.

Veste Steinsberg
(Großherzogtum Baden)
(Vergl. Abb. Seite 382)

Massilia verfügte über sehr große Wurfmaschinen, deren Geschossen, Pfählen von 4 m Länge mit eisernen Spitzen, selbst die mit vierfachem Flechtwerk versehenen Schutzdächer nicht widerstehen konnten. Daher wurden Schutzgänge mit Balkendecken nötig und ein Schirmdach von 20 m Länge aus sehr starkem Holz angefertigt, um die Arbeiter zu sichern, welche den Boden vor dem Damm zu ebnen hatten. Mit der Wirkung ihres Geschützes verbanden die Massilier zahlreiche Ausfälle, bei denen sie den Wall und die vom Angreifer gebauten Türme in Brand zu stecken versuchten. Einer dieser Türme ward sogar aus Ziegeln errichtet. Zunächst nur niedrig, war er von den Arbeitern in der Nähe der Mauer gebaut worden als Zufluchtsort bei plötzlichen Ausfällen. Seine etwa $1^1/_2$ m starken Mauern bildeten ein Quadrat von $9^1/_2$ m Seitenlänge. Als er Geschoßhöhe erreicht hatte und eingedeckt war, wurde das darüber befindliche Schutzdach auf 4 Schrauben gesetzt und auf der feindlichen Seite mit einem aus starken Tauen geflochtenen langherabhängenden Schutzmantel versehen. Dann hob man das Dach mit den Schrauben so hoch, daß der Taumantel noch Deckung gewährte und mauerte dann das nächste Geschoß hoch; in dieser Weise erreichte der Turm die Höhe von 6 Stockwerken. Er wurde als Ausgangspunkt für eine gedeckte Galerie benutzt, welche mit etwa 19 m Länge bis an die Mauer reichte und aus starken Hölzern hinter dem Turm erbaut wurde, um dann mittelst Walzen bis an die Mauer vorgeschoben zu werden.

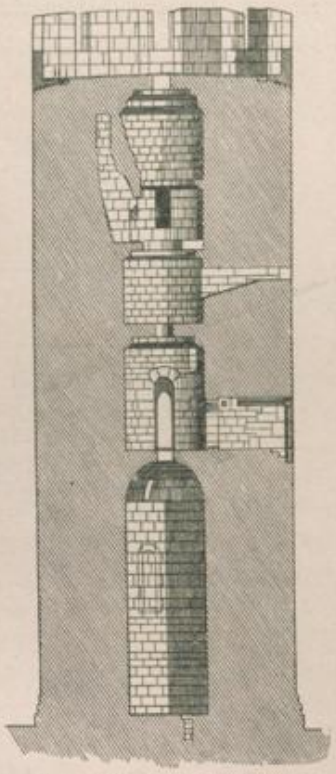
Als diese Galerie die Mauer berührte, versuchten die Städter vergebens, sie mit herabgeworfenen Steinen zu zertrümmern und durch brennende Pechtonnen in Brand zu stecken; von dem Satteldach rollte alles herab, ohne Schaden zu thun. So gelang es den

Angreifern, unter dem Schutz der Galerie mit Hebebäumen das Fundament der Mauer zu zerstören; der angegriffene Turm begann einzustürzen, und die Massilier entschlossen sich zu einer List. Sie kamen heraus und flehten um Schonung, um Waffenstillstand bis zu Cäsars erwarteter Ankunft. Die Angreifer ließen sich täuschen und zogen sich, zufrieden mit der Unterbrechung der schweren Arbeit, von den Belagerungswerken zurück; da brachen die Belagerten an einem stürmischen Tage unvermutet aus der Festung und steckten alle Belagerungswerke in Brand, sodaß binnen kurzem Damm, Galerie, Türme und Schirmdächer ein Raub der Flammen waren. Ein zweiter Versuch am folgenden Tage gegen die Angriffsarbeiten vor der anderen Front (welche weniger vorgeschritten waren) mißlang allerdings, aber Trebonius war doch gezwungen, die Arbeit noch einmal von vorn anzufangen. Hierbei stieß er auf große Schwierigkeiten, da er die erforderliche Menge von Holz nicht wieder beschaffen konnte. Er stellte nun die beiden Seitenwände des Dammes aus 2 m starken Ziegelmauern her und brauchte nur noch Holz zum Eindecken der Mittelgänge, welche um so viel breiter wurden, daß die Gesamtbreite des Dammes die nämliche wurde, und deren Decken durch Pfeiler gestützt wurden. Die Schnelligkeit, mit welcher diese Arbeit vollendet wurde, sodaß sie beinahe die Mauer erreichte, wirkte so entmutigend auf die bereits an Hunger leidenden Massilier, daß sie die Stadt nach halbjährigem tapferen Widerstand übergaben. Cäsar hatte seine guten Gründe, die wichtige Stadt zu schonen, er belegte sie mit zwei Legionen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 8. Rückblick

Der Kampf ums Dasein, der sich weltgeschichtlich im Kriege äußert, ist der mächtigste Förderer der Gesellschaft, des Zusammenschlusses, des Nationalitätsgefühls. Wenn auf dem natürlichen Verbande der Familie die größere staatliche Gemeinschaft sich aufbaute, so konnte dies nur unter dem Zwang der Notwendigkeit sich anbahnen, zur Verteidigung des Besitzes, zur Geltendmachung eigener Ansprüche sich gegen die Nachbarn zusammenzuschließen, also die Kräfte für den Krieg zu vereinigen. Das erwiesene Übergewicht im Kampfe brachte die kleinen Gemeinwesen gleicher Abstammung zum Zusammenschluß unter Führung des Kriegsgewaltigsten, beugte andersgeartete Feinde unter seine Herrschaft. Dadurch vollzog sich stets die natürliche Auslese unter den sich drängenden Völkern und ihren einzelnen Gliedern; körperliche und geistige Leistungs- und Entwickelungsfähigkeit mußten vor allem in Kriegsbereitschaft und Kriegsfertigkeit sich dokumentieren. Wo die Kraft erlahmte, oder der Geist eines Volkes auf Wege geriet, welche eine freie kulturelle Entwickelung nicht gestatteten, da unterlag es im Kriege einer Fremdmacht und mußte mit der Selbständigkeit die Existenzberechtigung aufgeben, falls es nicht dadurch zur Wiedergeburt und zu einer die Ketten zerbrechenden Kraftentfaltung sich anregen ließ. So erwies sich der Krieg als eines der wichtigsten Kulturmomente und hat trotz allen vergossenen Blutes und aller vernichteten Kulturerzeugnisse die kulturelle Entwickelung des Menschengeschlechts mächtig gefördert.

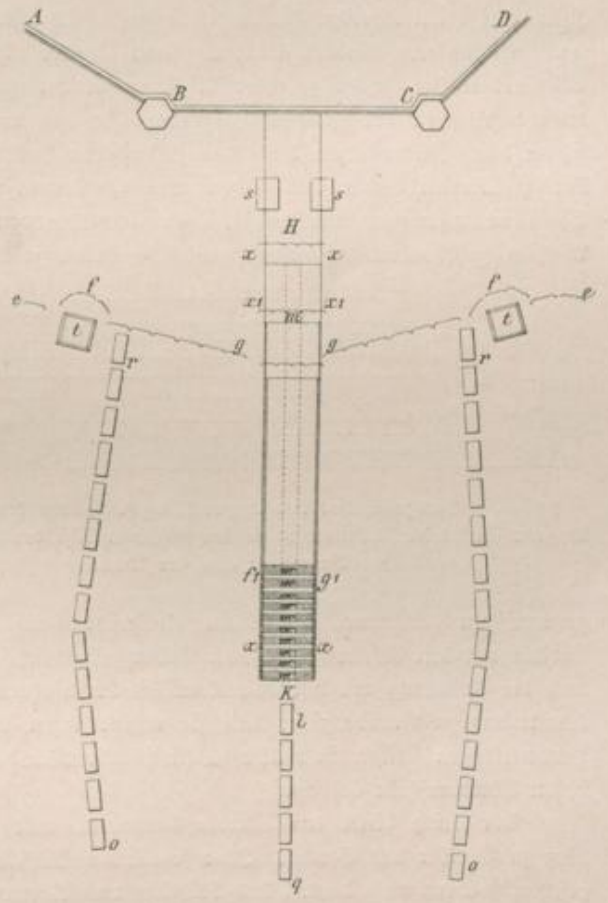


Durchschnitt des Turmes, welcher inmitten einer Ringmauer (der inneren, höheren der Ansicht) den wichtigsten Teil der römischen Burg Steinsberg bildete
(Vergl. Abb. Seite 380)

Mit dieser fortschreitend hat der Krieg natürlich seinen Charakter, seine Erscheinungsformen stetig gewechselt, er giebt ein Bild des Kulturstandpunktes, welchen zu erzeugen er geholfen hat, welcher die ihn bedingenden Streitfragen gezeitigt hat, und welcher ihm die Kampfmittel darbietet. Wir können diese Veränderungen auch im Altertum beobachten, wobei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Rückfälle in frühere Formen selbstverständlich häufiger sind, als in neueren Zeiten, und sich schon aus dem Eintreten neuer, auf niedrigerer Kulturstufe stehender Völkerschaften in den Kreis der uns bekannten geschichtlichen Begebenheiten erklären. Mag aber die Entwickelungsstufe eines Volkes noch so hoch sein, mag es seine Macht über noch so ungeheure Gebiete ausdehnen und die Schätze der Welt in seinen Besitz gebracht haben, so kann das alles nicht die mangelnde oder zurückgehende Kriegstüchtigkeit ersetzen. Die Geschichte lehrt auf jedem Blatt, daß ein Staat, welcher nicht durch die Kraft seiner eigenen männlichen Jugend gestützt und verteidigt wird, über kurz oder lang rettungslos dem Untergang verfällt. Die Weiterentwickelung des Menschengeschlechts bedarf stets der ungeschwächten körperlichen und geistigen Kraft des Volkes, das ihr als Werkzeug und Vorkämpfer dient, deshalb wird jedes alternde Kulturvolk durch ein anderes, jüngeres und noch ungeschwächtes abgelöst. Da dies auf dem Wege des Krieges, des erfolgreichen Ringens der jungen mit der greisen Volkskraft geschieht, so tritt der Nachfolger in der Kulturaufgabe meist auch in den örtlichen Besitz des Unterlegenen, wodurch die Übertragung der Kultur außerordentlich erleichtert wird, so daß wir den Sieger auf dem Schlachtfeld sehr bald der höheren Kultur des Besiegten unterliegen sehen. Dagegen ist offenbar die Übertragung der Kulturkeime in andere geographische Verhältnisse erforderlich, um einen eigenartigen neuen Kulturkreis entstehen zu lassen; und hierzu bedarf es der Wanderungen und Eroberungszüge der Volksstämme, welche diese Keime zu übertragen bestimmt sind, und wieder sind es kriegerische Vorgänge, welche sie nötigen, ihre Heimat zu verlassen und den Grund zu legen zu einer Kultur, die im neuen Gelände zu höherer Entwickelung sich

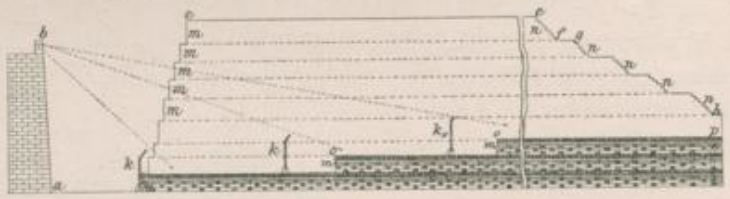



Der römische belagerungsmäßige Angriff einer befestigten Stadt (A, B, C, D)

K H) Angriffsdamm (agger); s, s) Schütt-Schildkröten (testudines); e, f, g) Frontschirme (plutei) für Schützen; t) Wandeltürme (turres); r, o) Laufhallen (vineae); l, q) gedeckter Laufgang zum Heranschaffen der Brennstoffe; m, n) ausgesparter bedeckter Gang. x, x) plutei für Arbeiter

entfalten kann. Die Entstehung des Kulturkreises der Mittelmeerländer neben dem vorderasiatischen ist ein deutliches Beispiel.

Solange der Krieg sich auf Abwehr feindlicher Einfälle und auf eigene Plünderungs- und Verwüstungszüge beschränkte, hat er scheinbar nur zerstörend und nicht fördernd gewirkt; ebenso sind die verheerenden Einfälle der in Bewegung gesetzten Nomadenstämme aller Zeiten bei deren niedriger Kulturstufe, oberflächlich betrachtet, der Entwickelung der Kultur nur hinderlich und feindlich gewesen. Dem ist aber nicht so. Wie der Sturmwind, welcher als Vorbote des Frühlings über die Erde braust, so sind gerade jene großen Völkerbewegungen von der größten Bedeutung für das ungehinderte Völkerleben; sie schaffen Raum durch Niederstürzen des Alten, Morschen; sie bringen neue, unverdorbene Keime in den gesäuberten Boden und tragen manchen Samen mit sich fort, um ihn an günstiger Stelle einzupflanzen. Die aus Arabien einwandernden Semiten, welche Babylonien und Assyrien jahrhundertelang überschwemmten, haben zu der Entwickelung dieser Länder ebensoviel beigetragen, als die Völkerwanderung der Indogermanen zu der Kräftigung und Erziehung Persiens für die ihm zugedachte Machtstellung; die Einwanderung der Hunnen störte die germanischen Stämme aus ihren Wohnsitzen auf und hinderte sie, in friedlichem Verkehr mit den Römern sich deren Kultur allmählich anzueignen, aber sie hielt dadurch auch die Ansteckung mit den Kulturkrankheiten von ihnen fern, an denen das römische Reich krankte und zu Grunde ging, und sie erhielt ihnen die jugendliche Kraft durch die jahrhundertelangen Kriege, in welche sie sie stürzte. Nur dadurch wurden die Germanen zu ihrer hohen Kulturaufgabe befähigt.



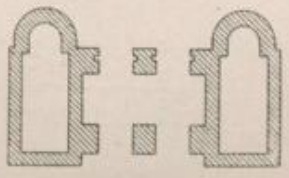
Längsschnitt des agger (Angriffsdammes)
k) Frontschirme der Arbeiter; m, n) die einzelnen Schichten (Stockwerke) des Bauwerks; c, e) die Krone

Der Krieg bietet den allerdings rauhen, aber für die Naturvölker oft alleinigen Weg zu Verkehr und Handel. Ihre feindlichen Einfälle sind nicht nur auf Zerstörung abgesehen, sondern auch darauf, das Nützliche und Wertvolle mitzunehmen. Dabei lernt man manches kennen und schätzen, was man selbst noch nicht besaß und nicht anfertigen kann, das bahnt den friedlichen Austausch an. Weiter ausgreifende Heereszüge der Ägypter und besonders der Vorderasiaten hatten den ausgesprochenen Zweck, die der Heimat fehlenden Erzeugnisse fremder Länder, deren Wert man durch vorangegangene, meist kriegerische Berührung kennen gelernt hatte, in Gestalt des den Besiegten auferlegten Tributes sich anzueignen. Sie dienten dazu, Kunst und Gewerbe weiter zu entwickeln, konnten später auch in friedlichen Zeiten nicht entbehrt werden und wurden zu wichtigen Handelsprodukten. Mit der Entwickelung des Heerwesens ging in allen großen Weltreichen der Bau von Straßen Hand in Hand, welche in erster Linie stets strategischen Zwecken dienten, in der Folge aber für den Völkerverkehr von außerordentlicher Bedeutung geworden sind. Wir finden sie in Asien so gut, wie im römischen Reiche, und wenn dem Verkehr mit der Zeit kein noch so rauhes Gebirge, kein noch so breites Gewässer mehr hindernd im Wege steht, so ist dies

den Anstrengungen derselben Kriegerscharen zu danken, welche keine Schwierigkeiten des Weges scheuen durften, um dem Gegner Krieg und Verwüstung ins Land zu tragen. Es sind die Kriegszüge der großen Eroberer, welche überall auf der Erde in dieser Weise die Wege für Handel und Verkehr eröffneten, sowohl die der großen Könige Assyriens, wie des Kyrus und Darius, Alexanders des Großen und der Feldherren der Römer.

Der Krieg dient der Ausbreitung und Entwickelung der Kultur, indem er deren Gebiet zugleich mit den Grenzen des Machtgebietes des betreffenden Kulturvolkes erweitert. Er führt aber für dieses selbst die größten Gefahren mit sich, denn kein Organismus kann über gewisse Grenzen hinaus sich entfalten. Diese sind mit der Fähigkeit, alle Teile in einem gesunden und zweckmäßig ineinandergreifenden Zustande zu entwickeln, gegeben. Hierzu gehört vor allen Dingen die organische Angliederung aller dem Organismus neu hinzutretenden Teile. Nur die Römer haben die Kunst besessen, eine solche durchzuführen, die asiatischen Staaten haben wohl einen Anlauf dazu genommen, sind aber an den ihnen sich bietenden Schwierigkeiten gescheitert, und auch Rom fand in dem Übermaß seines Machtgebietes den Untergang, weil ihm die Kraft versagte, es zusammenzuhalten. Nach Überwindung aller ihm ebenbürtigen Gegner fehlte es an einer äußeren Kraft, deren Drohen den Weltstaat bis ins Herz hinein erschüttern, ihn zur Anspannung all seiner Kräfte hätte anregen können; so war die römische Jugend dem Kriege entfremdet, sie glaubte, wenn sie fremde Söldner mit ihrem Gelde bezahlte, die Grenzen gegen die im Grunde ungefährlich erscheinenden Barbarenhorden gesichert. Sie vergaß, daß nicht fremde, gemietete, sondern nur die eigenen Kräfte einen Organismus zu erhalten vermögen, und so auch den Organismus des Staates. Indem sich Rom dem Söldnertum zuwandte, entnervte es die eigene Jugend, vernachlässigte es seine Flotte, gab sich der Willkür der Heerführer preis und ließ die Kräfte in inneren politischen Kämpfen sich verbrauchen. Das ermöglichte den Vandalen, sich in Spanien festzusetzen, sich zu Herren des Mittelmeeres zu machen und Rom seine wertvollste, weil getreidereichste Provinz, Afrika, zu entreißen; Rom war ohnmächtig, dies zu hindern, und es war zu spät, als die germanischen Scharen von allen Seiten andrängten, das Heerwesen umzugestalten; glaubte man doch, den Germanen mit besseren Soldaten nicht begegnen zu können, als mit ihren Bruderstämmen, und so mußten die eigenen Soldtruppen den letzten Streich vollführen, um das wehrlose Rom von seiner Höhe zu stürzen.

Durchschnitt



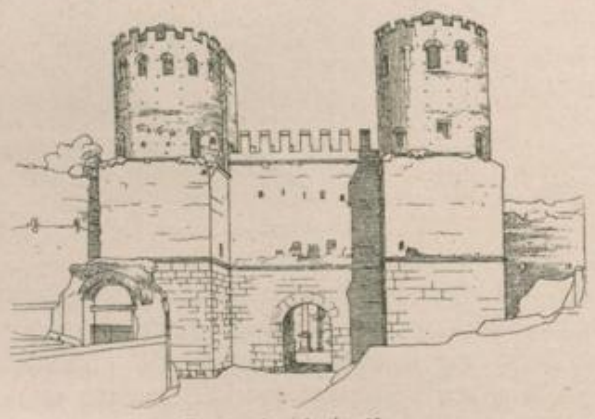
Grundriß

Innenansicht

Porta nigra zu Trier

Dem Naturvolk erscheint jeder Fremde, jeder Angehörige eines anderen Verbandes als Feind; das Verhältnis zwischen den Nachbarn ist das des Krieges, solange es nicht durch Friedensverträge vorübergehend geändert wird. Auch nach den Anschauungen des Altertums war der Krieg das natürliche Verhältnis aller Völker zu einander, zwischen denen nicht Frieden und Freundschaft ausdrücklich vereinbart war; und so konnte der Janustempel in Rom fast niemals geschlossen werden, da es immer Nachbarn gab, mit denen der Friede nicht vereinbart war. Aus der steten Kriegsbereitschaft, welche dieser Zustand verlangt, ergab sich die Pflicht jedes Bürgers, in jedem Augenblick bereit zu sein, die Waffen für die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes zu ergreifen, also die allgemeine Wehrpflicht; sie dauerte so lange, als die Körperkräfte zur Führung der Waffen ausreichten, vom 17. bis zum 60. Lebensjahre, wobei die letzten 15 Jahrgänge im allgemeinen nur zur örtlichen Verteidigung herangezogen wurden. So entstand die Miliz, das Bürgerheer mit seinen Altersabstufungen, wie wir sie noch jetzt z. B. in der Schweiz in Geltung sehen. Es ist die natürliche Wehrordnung aller jungen lebenskräftigen Völker. Soweit diese seßhaft waren, konnte die Miliz in der Hauptmasse nur aus Fußvolk bestehen, die Reiterei nur von den Wohlhabendsten gestellt werden; die Ausbildung der Infanterie ist also die erste taktische Aufgabe, ihre dichtgeschlossene Masse giebt die Entscheidung in den Kämpfen ackerbautreibender Völker. Die Reiterei entwickelt sich lediglich bei den Nomadenvölkern in größerem Maßstabe, ihre Unentbehrlichkeit drängt sich jenen in den Kämpfen mit den flüchtigen, nach jedem Vorstoß zerstiebenden Reitergeschwadern auf; wo sie ihrer durch Bündnis oder durch Unterwerfung habhaft werden können, bilden die seßhaften Völker mehr und mehr ihre Kavallerie aus nomadisierenden oder pferdezüchtenden Fremdvölkern. Bedeutende Heerführer aber, wie Kyrus und Alexander, bestreben sich mit Erfolg, eine nationale Reiterei zu schaffen, welche jedoch in anderer Art, nämlich als schwere Schlachtenkavallerie zur Verwendung kommt und zu den ersten Anfängen einer organischen Verbindung der Waffen Veranlassung giebt. Die Römer haben auffallender Weise diese Anfänge nicht weiter zu entwickeln verstanden, woran die inneren Kämpfe und das frühzeitige Zurückziehen der vermögenden Klasse, der equites, vom Kriegsdienste die Schuld tragen. Während das schwere Fußvolk dem Nahkampf diente,

Stadtmauer von Pompeji
a) Wallschüttung zwischen zwei Mauern; b) Turm; c) Ausfallpförtchen



Porta Appia in Rom
(Nach v. Cohausen)

führten Leichtbewaffnete im zerstreuten Gefecht den Fernkampf. Da dieser die Entscheidung nicht herbeiführen konnte, ward auf ihn kein großes Gewicht gelegt, er lag in den Händen der ärmeren Klassen, die sich die schwere Ausrüstung nicht beschaffen konnten, und fiel später mehr und mehr verbündeten Fremdvölkern anheim.

Die Kriege waren grausam und blutig, anfangs auf Vernichtung des Gegners gerichtet; seine Wohnstätten wurden zerstört und ausgeraubt, was man nicht totschlug, in die Sklaverei geschleppt. Als der Zusammenschluß zu größeren Verbänden den Kämpfen eine größere örtliche und zeitliche Ausdehnung gab, ward solches Vorgehen unmöglich, auch leiteten die wachsenden Bedürfnisse des eigenen Landes zu der Überlegung, daß der besiegte Gegner in zweckmäßigerer Weise ausgenützt werden könne, wenn man ihm Tributzahlung und Heeresfolge auferlegte; die Politik gab mehr und mehr die Richtschnur für die Behandlung des Besiegten, und die brutalste Grausamkeit steht oft neben auffallender Milde, welche man sich aber wohl hüten muß etwa den Einflüssen einer fortschreitenden Gesittung zuzuschreiben. Es ist in dieser Beziehung kein Unterschied zwischen den assyrischen Königen und den römischen Feldherren und Imperatoren. Ausnahmen hiervon machen vielleicht einzelne Persönlichkeiten, wie Sargon, Kyrus und Alexander in seinen ersten Kriegszügen.

Burg Rotwasserstelz am Rhein
in der Verteidigungslinie des Diokletian (gegen 300 n. Chr.)

Aus der Heeresfolge der Besiegten ergab sich die erste Verschiedenartigkeit der Truppen. In den Armeen der Ägypter, Assyrer, Perser erzeugte die Gewohnheit, jenen ihre Landestracht und Bewaffnung zu lassen, und sie nach Stämmen gegliedert zu verwenden, ein außerordentlich buntes Bild der Schlachtordnung, aus dem die Nationaltruppen als Kern deutlich sich abhoben; die Römer hielten, solange sie die allgemeine Dienstpflicht aufrecht erhielten, die „socii“ auch getrennt von den Vollbürgern, aber sie führten gleiche Bewaffnung und Taktik bei dem Fußvolk durch. Solange die Feldzüge nur kurze Zeit beanspruchten, die Truppen also nach Wochen oder Monaten entlassen werden konnten, war die Milizverfassung durchführbar, jedoch zeigten sich die Anfänge stehender Truppen bereits in den Leibwachen der Herrscher ziemlich frühzeitig. Sie hatten einen sehr verschiedenen Charakter bei den Ägyptern, Babyloniern und Assyrern einer-, bei den Persern und Makedoniern anderseits; dort angeworbene Söldner, meist fremden Stammes, hier eine Gefolgschaft stammesangehöriger Jünglinge aus den besten Familien; dort die Anfänge der Prätorianertruppen, welche überall so wie in Rom die Quelle von staatsumwälzenden Bestrebungen wurden, hier die Anfänge eines ritterlichen Verdienstadels, welcher einerseits die stärkste Stütze des Herrschers, anderseits der Herd ehrgeiziger Pläne und Intriguen wurde.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Entwickelung der Kriegskunst stellte mit der Zeit an Ausbildung und taktische Gewandtheit der Truppen Anforderungen, denen die Bürger nicht gerecht werden konnten, ohne ihre bürgerlichen Berufe, welche in gleicher Weise sich vervollkommneten und komplizierten, zu vernachlässigen. Die Länge der Dienstverpflichtung ward als eine unerträgliche und mit der Fürsorge für die Familie unvereinbare Last empfunden. In Rom griff man zu dem Auskunftsmittel der Löhnung, welche auch die ärmsten Volksklassen zum Heeresdienst heranzuziehen gestattete, und führte die Konskription ein. Aber auch hier zwang die lange Dauer der Kriege in entfernten Ländern (Spanien), mehr und mehr Freiwillige einzustellen, wodurch der Übergang zum Werbesystem gegeben war. In Ägypten, Asien und auch in Griechenland gelangte man durch die Anwerbung sehr bald zum Söldnerwesen, welches überall die Kraft des Volkes dem Kriegsdienst entzog; daran gingen alle Staaten des Altertums zu Grunde, daß sie den Weg nicht fanden, die stehenden Heere, deren Notwendigkeit sich aus den Fortschritten der Kriegskunst ergab, aus der Kraft des eigenen Volkes zu ergänzen, ohne dessen anderweiten kulturellen Aufgaben Abbruch zu thun.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Speer und Schwert

## Mittelalter

## 9. Byzanz

Mit dem Sturz des letzten Kaisers von Rom erhielten die von Germanen bereits in Besitz genommenen, aber noch immer unter Roms Oberhoheit gestandenen Provinzen ihre volle Selbständigkeit. Das Reich der Vandalen umfaßte Afrika von der großen Syrte an, Sardinien, Korsika, die Balearen; in Spanien behaupteten die Sueben sich in der nordwestlichen Ecke, die übrige Halbinsel, sowie Gallien zwischen Loire und Rhone unterwarf der Westgoten-König Eurich; zwischen der Loire und den Alpen saßen die Burgunder, nördlich von ihnen beiderseits des Rheins die Alemannen im Grenzstreit mit den Franken, die das nördliche Gallien einnahmen. In Britannien setzten sich Jüten und Angelsachsen fest, an der mittleren Donau drangen Heruler, Rugier und andere Stämme vor, aus Noricum wurde die römische Bevölkerung durch Odovakar nach Italien versetzt, Pannonien ganz den Ostgoten und Gepiden überlassen. Doch sollte das Abendland noch nicht zur Ruhe kommen; das oströmische Reich verstand es, die Ostgoten sich vom Halse zu schaffen und gleichzeitig

Reiterangriff auf eine Festung
Nach einer byzantinischen Miniatur des X. oder XI. Jahrhundert in der Nationalbibliothek in Paris

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Odovakars Herrschaft in ihren Anfängen zu vernichten, indem es jene veranlaßte, im Jahre 488 nach Italien aufzubrechen. In drei Schlachten geschlagen, ward Odovakar nach Ravenna gedrängt, das er nach dreijähriger, tapferer Verteidigung übergab, um selbst ebenso wie alle seine Krieger in treuloser Weise hingemordet zu werden. Damit begann 493 unter Theoderich das Reich der Ostgoten in Italien, der Form nach dem Kaiser in Byzanz untergeordnet, thatsächlich selbständig, aber von jenem Respekt vor der alten Kultur und ihren Einrichtungen getragen, welcher allen germanischen Staaten jener Zeit eigen war und sich noch durch das ganze Mittelalter bemerklich machte, indem er die Blicke der Fürsten und die Wünsche ihrer Völker immer wieder auf Italien lenkte.

Während im Abendlande das alte römische Volkstum von einem neuen durch- und zersetzt wurde, blieb das morgenländische Reich zunächst noch von den Fremdvölkern verschont; während dort die Völker sich abmühen mußten, neue, ihnen angemessene Lebensbedingungen zu schaffen, konnte der Orient auf dem alten, niemals zerstörten Fundament der Vorzeit weiterbauen, und dies verlieh dem oströmischen Staat die bewunderungswürdige Festigkeit, daß er jahrhundertelang überhaupt der einzige Staat nach modernen Begriffen war und beinahe ein volles Jahrtausend das weströmische Reich überleben konnte. „Jahrhundertelang hätte Byzanz von andern Völkern kaum etwas lernen können. Allmählich wuchs jedoch neben ihm verachtet und unbeachtet im Westen eine andere Kultur empor, deren nach allen Seiten hin ausstrahlender Jugenddrang die würdevolle Matrone von ihrem Throne stieß“ (Th. Lindner).

Mit den alten Kulturschätzen, die Byzanz aufspeicherte und mit denen es sein langes Leben fristete, ohne etwas Wesentliches dazu zu erwerben, übernahm es auch das römische Heer und das römische Kriegswesen, dessen bereits begonnenen Verfall es nicht hindern konnte, dessen tüchtiges Fundament aber selbst unter dem verweichlichenden orientalischen Einfluß noch lange als haltbar sich erwies.

Die Bewaffnung zeigt dieses zuerst: sie bleibt im allgemeinen die der Kaiserzeit, aber die bereits begonnene Entkleidung von Schutzwaffen schreitet fort, der große, viereckige Schild wird ganz durch den kleinen, runden verdrängt, der lederne Koller, welcher vom Panzer allein noch übrig geblieben war, verliert die den Unterleib deckenden Flügel, an Stelle des schweren Helms tritt ein flacher Metallhelm oder eine Stoffkappe. Läßt dies schon erkennen, daß die Infanterie für den auf einen Zweikampf hinauslaufenden Nahkampf ungeeignet ausgestattet war, so zeigt die Bevorzugung des Bogens als Trutzwaffe den völligen Umschwung in der Taktik. Schon zur Zeit des Belisar und Narses führten nur die ersten und letzten drei Glieder der als Normalform angenommenen Phalanx noch Spieße, die anderen den Bogen. Mit der Betonung des Schützengefechts trat aber die Waffe in den Vordergrund, welche dieses zuerst angewandt hatte, die Nomadentruppe der Reiterei. Die Verwertung des Fernkampfes zur Vorbereitung des Anfalls mit der blanken Waffe ward gar nicht mehr in Erwägung gezogen; infolgedessen trat die Infanterie derart in den Hintergrund, daß man sie, wenn irgend möglich, hinter einem Wall oder einer Wagenburg versteckte und den Troß mit einem gewaltigen Vorrat von „spanischen Reitern“ beschwerte, um die nur schießende Infanterie gegen den Angriff der Kavallerie zu sichern.

Prokop erzählt, daß Belisar, als die Goten ihm vor den Thoren von Rom eine Schlacht anboten, nur Reiterei habe verwenden wollen. Einige Infanterie-Offiziere erhoben dagegen Einspruch, schoben den Verfall des Fußvolks auf die Untüchtigkeit vieler seiner Befehlshaber,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

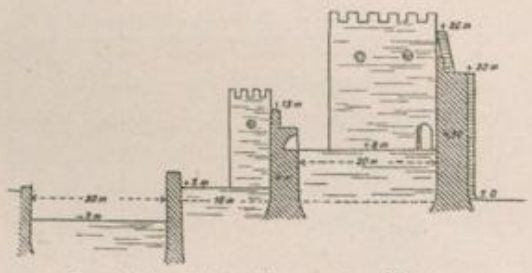
welche selbst zu Pferde säßen und auf diesen das Signal des Ausreißens gäben, und erboten sich, ihrerseits das Fußvolk zu Fuße anzuführen. Belisar gab diesen Vorstellungen insofern nach, als er wenigstens einen Teil der Infanterie, den besten, mit auf das Schlachtfeld nahm, aber doch nur hinter der Reiterei im Rückhalte aufstellte, während der Rest, dem römischen Volke zugesellt, die Besetzung der Mauern und die Bedienung der dort aufgestellten Geschütze übernehmen sollte. Aber beim ersten entscheidenden Angriffe der Goten lief das hinter der Kavallerie aufgestellte Fußvolk rücksichtslos davon.

Krieger
Nach einer byzantinischen Miniatur des IX. Jahrhundert gezeichnet bei Schlumberger

Es ergiebt sich schon aus dieser Vernachlässigung der Infanterie, daß die romäischen Feldherren großen entscheidenden Schlachten auszuweichen suchen mußten, daß sie durch eine geschickte Führung des kleinen Krieges den Feind zu ermüden strebten, ihm durch partielle Siege in Reitergefechten und durch Verwüstung seines Landes Schaden zufügten und die Kriege dadurch ungebührlich in die Länge zogen. Aus der Minderwertigkeit des Fußvolks entwickelte sich die Aufstellung in zwei Treffen, deren erstes die Reiterei, das zweite die Infanterie einnahm; letztere sollte nach Vorschlag des Orbikios, welcher im Anfang des 6. Jahrhunderts

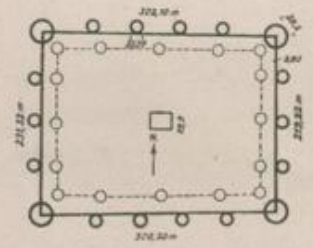
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die spanischen Reiter zur Einführung brachte, in der Weise gegen Kavallerie-Angriffe gesichert werden, daß dies Hindernismittel vor den vier Fronten der Phalanx aufgestellt, auf den Ecken Geschütze zur Bestreichung der Fronten aufgepflanzt werden sollten. Letztere und vorgesandte Schützen sollten den Feind hindern, durch abgesessene Reiter die Hindernisse zu entfernen; bemerkten aber die heranbrausenden Geschwader diese nicht, so mußte sich der Schock unzweifelhaft an den Wehrbäumen brechen. Jähns bemerkt richtig, daß die Anwendung solcher Schutzmittel stets ein Zeichen davon ist, daß die Kraft des Fußvolks, das sich ihrer bedient, lediglich in der Fernwaffe ruht. „So bedienten sich die trefflichen englischen Bogner während des hundertjährigen Krieges in Frankreich gegenüber der schwergewappneten französischen Kavallerie gleichfalls leichter, schnell einzurichtender Pallisadierungen, und zu der Zeit, da das moderne Fußvolk sich dem Gebrauche der Pike entfremdete, ohne daß das Bajonett zu allgemeiner Anwendung gelangt war, führte man abermals die spanischen Reiter ein."



Profil der Befestigung von Byzanz

Die Truppen des stehenden Heeres bestanden teils aus Heimischen, teils aus Fremden. „Die Aushebung schonte das Land, um nicht den Ackerbau zu schädigen, kein Grundsteuerzahler war heerpflichtig; doch gab es zahlreiche Soldgüter durch das ganze Reich, auf denen erbliche Dienstpflicht lag. Die tüchtigsten Mannschaften stellten rauhe Gebirgsländer, die Hauptmasse der Truppen lieferten die nach alter Weise in den Grenzländern angesiedelten barbarischen Stämme. Auch Landmilizen wurden in den Provinzen aufgeboten. Unaufhörlich strömten in den byzantinischen Dienst die Söhne fremder barbarischer Völker aus Europa und Asien: Germanen, Slaven, Hunnen, Armenier, Isaurer, Perser, Araber; sie bildeten meist ihrer Abkunft nach besondere Truppenkörper, welche die ihnen eigentümliche Bewaffnung und Fechtweise beibehielten, und stellten oft die beste Kraft des Heeres dar." Sie vermittelten auch die Einführung manches Ausrüstungsstückes, das bald an die germanische Heimat gemahnt, wie das lange Schwert und der unten zugespitzte Schild, mit denen die Leibwache im 11. Jahrhundert auftritt, bald den asiatischen Völkern entstammt, wie die im 9. Jahrhundert übernommenen, aus kleinen Erzplatten zusammengesetzten Panzer.



Ganzigrad am Timok

Bei derartig zusammengewürfelten Heeren lag die Gefahr nahe, welche den Untergang Roms zum guten Teil herbeigeführt hatte, daß die Heerführer alle Gewalt an sich rissen, und dies um so mehr, als die Kaiser sich meist persönlich an den Feldzügen nicht beteiligten; aber sie trugen stets Sorge, daß nicht Feldherren allzu fest in den Sattel kamen, und schadeten durch zu großes Mißtrauen nicht selten der Kriegführung. Den besten Schutz gegen die Übermacht der Armee bot die neben ihr stehende zweite Macht im Staate, die Kirche, welche ihre Spitze seit der Loslösung von Rom auch in der Person des Kaisers fand. Die inneren kirchlichen Streitigkeiten, welche an die Stelle der sozialen Bürgerkriege traten und haupt-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sächlich in der Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse ihren Grund hatten, schwächten den Staat nicht weniger als die Kriege mit den äußeren Feinden und hörten erst auf, nachdem durch den Verlust von Syrien und Ägypten die Orthodoxen die Oberhand gewonnen hatten.

Die in kriegerischer Hinsicht ruhmvollste Zeit des byzantinischen Reiches ist die der Regierung Justinians (527—65). Er unternimmt es, die alte Macht des römischen Reiches wiederherzustellen, und beginnt mit der Zurückeroberung der Nordküste von Afrika. Sein Feldherr Belisar zerstört 534 das Reich der Vandalen, aber Byzanz ist nicht im stande, an Stelle der vernichteten Bevölkerung und ihrer in rascher Entwickelung begriffenen Kultur, wie das alte Rom, einen Ersatz durch Kolonisation zu schaffen, Justinian muß sich begnügen, in derselben Weise, wie in allen seinen Provinzen, feste Plätze anzulegen, um mit geringen Kräften die Verteidigung durchführen und die Armee entlasten zu können. Die einst so reiche Provinz Afrika ward zur Wüste und fiel kaum ein Jahrhundert später mühelos den Mohammedanern zu. Nicht anders ist es mit Italien, wo ein Krieg nach dem andern gegen das Ostgoten-Reich geführt wird, um alles, was die bisherigen blutigen Kämpfe noch verschont haben, mit Vernichtung zu bedrohen. Zwanzig volle Jahre wehrten sich die tapferen Goten, bis Narses sie (555), ebenso wie Belisar die Vandalen, vom Erdboden vertilgte und Italien wieder zurückerorberte. Auf wie lange? Kaum hatte Justinian die Augen geschlossen, als derselbe Narses die Longobarden herbeirief, und was die Romäer noch übriggelassen, vernichteten diese unter Alboin bei ihrer Festsetzung im Jahre 568.

David und Goliath
Goliath in der Tracht eines alten byzantinischen Kriegers
Nach altem Manuskript bei Labarte

Lindner schildert den durch diese Kriege erzeugten Zustand in treffender Weise: „Die schreckliche, seit den ersten Angriffen der Byzantiner auf die Ostgoten andauernde Verwüstung veränderte jammervoll den Zustand des Landes. Neben den Greueln der Kriege häuften furchtbare Pesten, die Landschaft versumpfende Wasserfluten und Hungersnöte das Verderben zu schauerlicher Höhe. Weite, vordem fruchtbare Strecken wurden menschenleer, zur Wildnis oder fieberschwangeren Einöden. Die Städte litten furchtbar; Mailand war völlig vernichtet und mußte wieder neu werden. Die Lebenshaltung sank zu armseliger Fristung des Daseins herab; in den nördlichen Gebieten wurde, wie im Frankenreich, die Naturalwirtschaft üblich. Mit Ausnahme der südlichen Länder stand es in Italien schlimmer als in Spanien und Südgallien. Am schwersten wurde Rom selbst betroffen. Gegen Ende des Gotenkrieges war die Stadt so gut wie menschenleer, und die sich wieder sammelnde Bewohnerschaft betrug kaum den zehnten Teil der ehemaligen. Die alten Familien erloschen, und ein dürftiges, aus bunter Bastardmischung geborenes wildes Geschlecht hauste innerhalb der viel zu weit gewordenen Ummauerung. Die antiken Bauwerke stürzten zusammen, ausgeweidet wie totes Wild, indem man die die Decken tragenden Säulen schonungslos herausriß und in Kirchen verpflanzte, dann die Trümmer als bequeme Steinbrüche für die ärmlichen Behausungen der heruntergekommenen Nachwelt benutzte. Die Marmorstatuen wanderten in die Kalköfen, Bronzewerke in den Schmelztiegel. Während Konstantinopel in reichster Lebensfülle über die Welt strahlte, schleppte sich Rom nur noch als düsterer, der Unterwelt verfallener

Schatten hin. Doch es ging nicht unter, sondern wurde erhalten vom Papsttum, und so vollzog sich die große Wandlung des zerfallenden antiken Rom zum neuaufstrebenden päpstlichen."

Ein nicht von ihnen gesuchter, sondern sich ihnen aufdrängender Feind war den Romäern in dem neupersischen Reiche erwachsen. Bei dem Verfall des syrischen Reiches der Seleuciden hatten sich im dritten Jahrhundert v. Chr. die Parther unter der Herrschaft der Arsaciden selbständig gemacht. Mit ihnen kämpften die Römer nach Besiegung des Mithridates. Nach fast fünfhundertjähriger Dauer erlag das parthische Reich dem neupersischen unter den Sassaniden in derselben Weise, wie das der Meder dereinst dem altpersischen unter den Achämeniden. Lange Kämpfe mit Rom endeten mit dem schmählichen Frieden des Kaisers Jovian (364), der die Veste Nisibin aufgab. Neupersien umfaßte damals Mesopotamien, den größten Teil von Armenien, das ganze Iran vom Kaspischen Meer bis zum Arabischen Meerbusen. Es stellte dem romäischen stehenden eine Art Lehnsheer entgegen. Während ein mächtiger Adel mit gewaltigem Grundbesitz die Reichsämter verwaltete, ward der Kern der Nation von dem ritterlichen Landadel der Dinkhane gebildet, welcher an der Spitze der Landgemeinden stand. Sie stellten die schwergewappnete Reiterei; ihre Schuppen- oder Ringpanzer reichten bis zum Knie hinab, ein glockenförmiger Helm deckte den Kopf, neben einem kurzen Gürtelschwert, dem keinem Perser fehlenden Bogen und einem erzbeschlagenen Rundschild führte der Ritter eine lange Stoßlanze in einer an die Turnierlanzen erinnernden Weise; auch das Roß war — mindestens an Kopf und Brust immer — gepanzert. Die Masse der hörigen Ackerbaubevölkerung stellte das Fußvolk und die leichte Reiterei, welche die Masse der Armee bildete.

Die Taktik der Neuperser war der der Parther nachgebildet, welche sich in der Schlacht bei Carrhä (53 v. Chr.) gegen die römischen Legionen des Crassus so gut bewährt hatte. Die Römer hatten sich hier, guten Rates ungeachtet, verleiten lassen, quer durch die Ebene zu marschieren; plötzlich sahen sie sich von parthischen Reiterscharen umringt. Crassus formierte sein Fußvolk in ein Viereck, nahm die leichten Truppen in dessen Mitte und schützte die Flanken durch seine Reiterei. Anfangs hielten die Parther ihre Hauptmacht zurück; doch als die Römer im Sturmschritt vorgingen, ertönten die Heerpauken, die seidenen Standarten winkten zum Angriff, und das von Metallrüstungen strahlende Heer brauste heran. Aus großer Entfernung schon wurden die Legionen mit dichten Schauern von Pfeilen überschüttet, deren Widerhaken sich ins Fleisch hingen. Vergeblich hofften die Römer, die Köcher der Parther würden sich erschöpfen; auf Lasttieren, zumal auf Kamelen, folgten den Reitern ganze Wälder von Geschossen. Die Legionen litten entsetzlich. Crassus ließ endlich seinen Sohn mit gallischer Kavallerie und einer Legion einen Vorstoß machen. Zum Scheine wichen die Parther; doch als das Detachement sich weit genug vom Hauptheer entfernt hatte, machten sie plötzlich Front, umzingelten und vernichteten es völlig. Und nun gingen die Parther auch gegen das Hauptheer vor, indem die schwergepanzerten Lanzenreiter attackierten, während der Pfeilregen unermüdlich und unerschöpflich andauerte. Das Römerheer wurde gesprengt, niedergeritten und in die Flucht gejagt.

Hatte schon Rom schwere Kämpfe mit diesen neuerstandenen Vertretern des alten asiatischen Kulturkreises zu bestehen gehabt, so erhielten sie für Byzanz eine erheblich gesteigerte Bedeutung, da sie sich zu einem Ringen um die Vorherrschaft in Asien und damit um die Existenz steigerten. An Tapferkeit gaben die Perser den Romäern sicher nichts nach,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und alle technischen Mittel wußten sie in ebenbürtiger Weise zu gebrauchen; sie hatten in den Kriegen mit den Römern gelernt, dagegen deren Erben, die Byzantiner, ihre alternde Kriegskunst durch asiatische Beigaben nicht gerade verbessert. Nur mit der äußersten Anstrengung aller zu Gebote stehenden Mittel gelang es Byzanz, aus diesen Kämpfen als Sieger hervorzugehen.

Es scheint, als habe Byzanz bis zu deren Ausbruch im 6. Jahrhundert den Frieden durch Übernahme einer gewissen Tributpflicht erkauft; das rings von Feinden umgebene Reich war ja oft nicht in der Lage, nach mehreren Richtungen gleichzeitig die Waffen zu führen, und erachtete es deshalb nicht für schimpflich, unter Umständen den Frieden durch Zugeständ-

Orientalische Krieger im X. Jahrhundert
Nach altem Manuskript bei Hefner Alteneck

nisse sich zu sichern. So flossen große Summen den barbarischen Stämmen zu, um sie in Ruhe zu erhalten. Man benutzte dies Mittel, um ihre Bundesgenossenschaft zu erkaufen oder auch sie aufeinander zu hetzen, was allerdings ihren Appetit nur reizte und anderseits eine Auslese der Stärkeren herbeiführte, die sich später geltend machte.

Nach einem furchtbar verheerenden Kriege in den Jahren 502—506, dessen Abschluß wieder in Tributverpflichtungen endigte, brach ein neuer Zwist unter Justin I. aus und vererbte sich auf Justinian; dieser beauftragte Belisar, hart an der Grenze eine neue Festung zu erbauen, doch widersetzten sich dem die Perser, schlugen Belisar und nötigten ihn, sich nach der Festung Dara zurückzuziehen, wo, wie es scheint, Verstärkungen unter Hermogenes zu ihm stießen. Als die Perser unter Perozes heranrückten, trafen die Römer in bezeichnender Weise ihre Vorbereitungen: sie hoben an der Anmarschstraße einen Graben aus, dessen beide Flügelstücke durch zweimalige rechtwinklige Brechung der Trase um ein Stück vor die kurtinenartige Mitte vorsprangen. Hinter diesem Hindernis stellte Belisar seine Truppen so

auf, daß die Kavallerie hinter den Offensivflanken und auf den äußersten Flügeln stand. Die Perser stellten sich ihm gegenüber in Schlachtordnung, trugen aber Bedenken, anzugreifen; es kam nur zu einem unbedeutenden Reiterscharmützel und zu zwei Einzelkämpfen, wie sie auch in ähnlicher Weise zwischen Römern und Germanen ausgefochten wurden. Die Herausforderung eines jungen Persers wagte kein Römer, sondern nur ein Diener, der Turnlehrer in einer Ringschule in Byzanz gewesen war, anzunehmen. Er war geschwinder als sein Gegner und stieß ihn mit dem Speer vom Pferde, worauf er ihn mit einem kleinen Messer abschlachtete. Die Perser sendeten nun einen stärkeren, aber bereits ältlichen Kämpfer, und abermals nahm der Diener Andreas den Kampf auf. Als beide mit den Speeren hitzig aufeinander einstürmten, prallten diese von den Brustpanzern ab, die Pferde, welche mit den Köpfen zusammenstießen, stürzten zu Boden und mit ihnen die Reiter; wieder war Andreas behender, stieß jenen in das Knie, daß er nicht aufstehen konnte, und schlachtete ihn ab. Darob war natürlich großer Jubel bei den Romäern.

Als Perozes andern Tages 10000 Mann Verstärkung erhielt, sandte er Belisar einen herausfordernden Brief, welcher zu einem längeren schriftlichen Wortgefecht Veranlassung gab; man stellte sich beiderseits wieder zum Kampfe auf, die Führer hielten ihre Ansprachen, und dann begann der Kampf mit einem anhaltenden Gefecht, wobei die Perser die ermüdeten Bogenschützen des ersten Treffens ständig aus einem zweiten ablösten. Jedoch hatten sie keinen wesentlichen Vorteil davon, da ein starker Gegenwind ihre Pfeile abschwächte. Nachdem beiderseits alle Pfeile verschossen waren, griffen die Perser mit den Speeren an und warfen den linken romäischen Flügel zurück; jetzt fielen ihnen aber die hinter einem Hügel gestandenen Heruler der Offensivflanke in den Rücken, trieben sie zurück und verursachten ihnen große Verluste. Indessen ging auch der persische linke Flügel mitsamt der Reserve der „Unsterblichen“ vor und zwang die Romäer zur Flucht, rechtzeitig griff aber auch hier die Reiterei der Flanke ein, durchbrach die Angriffskolonne, schnitt einen Teil ab und machte ihn, 5000 Mann stark, nieder. Damit war der Sieg für Belisar entschieden, doch unterließ er, wohl aus Mangel an frischen Kräften, eine Verfolgung.

Diese Schlacht fand im Jahre 530 statt; im folgenden Jahre erlitt aber Belisar eine Niederlage, da er, den nach dem Euphrat sich zurückziehenden Persern folgend, durch seine revoltierenden Soldaten sich nötigen ließ, einen Kampf anzunehmen, den er eigentlich vermeiden wollte. Sein Gegner, Azarethes, griff ihn, die Perser auf dem rechten, die Sarazenen (Araber) auf dem linken Flügel, an. Länger als den halben Tag dauerte das Gefecht mit dem Bogen, dann griff Azarethes den rechten Flügel Belisars an, welcher gleichfalls aus Arabern bestand. Diese hielten, vielleicht nicht ganz ehrlich, nicht stand, und die Perser durchbrachen die Schlachtlinie; Belisar war gezwungen, sich auf sein zweites, aus dem Fußvolk gebildetes Treffen zurückzuziehen; hier ließ er seine Reiter absitzen und sich am Fußkampf beteiligen, indem er sich mit dem Rücken an den Fluß lehnte, um nicht umzingelt zu werden. Wenn man Prokop Glauben schenken darf, hat er sich hier bis zum Abend gehalten. „Die Fußvölker, sehr gering an Zahl, hatten gegen die ganze persische Reiterei zu kämpfen; gleichwohl konnten die Feinde sie weder zurückdrängen noch auf andere Weise überwältigen, denn sie hatten sich dicht aneinander gedrängt und so fest als möglich die Schilde zusammengeschlossen. Sie verwundeten die Perser viel empfindlicher, als sie von ihnen getroffen werden konnten. Die Perser standen häufig ab und stürmten aufs neue gegen sie an, um sie in Unordnung zu bringen, allein sie mußten unverrichteter Sache abstehen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

weil ihre Pferde, durch das Rasseln der zusammengeschlagenen Schilde erschreckt, sich bäumten und samt den Reitern in Unordnung gerieten." Als die Nacht eingetreten war, zogen die Perser in ihr Lager zurück. Die Romäer erreichten schwimmend und auf Booten die Inseln des Flusses und anderen Tages dessen anderes Ufer.

Der hierauf geschlossene Friede währte nicht lange; 540 brachen die Perser unter Chosrau I. in Syrien ein, eroberten und zerstörten Antiochia und zwangen Justinian einen Frieden auf, der ihn wiederum zu hohen Geldzahlungen verpflichtete. Der Perserfürst war ernstlich darauf bedacht, die Herrschaft über den gesamten Verkehr nach dem fernen Osten, nach China, und dem fernen Süden, nach Indien, sich zu sichern, und machte gute Fortschritte, bis er schließlich doch den byzantinischen Waffen (579) unterlag. Der Krieg entbrannte aufs neue, als die Ermordung des Maurikius durch Phokas Chosrau II. den Vorwand gab, als Bluträcher aufzutreten, da der Ermordete ihm dereinst zu seinem Rechte in Persien verholfen hatte. Er ließ sich in diesem Vorhaben nicht dadurch hindern, daß Heraklius den Elenden 610 beseitigte und die Regierung übernahm.

Altrussische Krieger
Nach altem Manuskript bei Schlumberger

Die Lage des Reiches war trostlos. Italien war ihm durch die Longobarden entrissen; die Avaren, nach deren Abzug Herren an der Donau, machten, von Slaven begleitet, furchtbare Einfälle und bemächtigten sich der Veste Sirmium an der Save; die Perser drangen siegreich vor, nahmen Syrien und Ägypten in Besitz und eroberten Chalcedon, Konstantinopel gegenüber. Erst als die Avaren 622 durch Hinterlist bis in die Vorstädte der Hauptstadt eingedrungen waren, raffte sich diese zur äußersten Kraftanstrengung auf; die Kirche gewährte durch eine große Zwangsanleihe beträchtliche Geldmittel, ihre kostbaren Gefäße wanderten in die Münze; Heraklius gelang es, damit eine Armee aufzustellen, in welche selbst Verschnittene eingereiht wurden, und übernahm, unbeirrt durch den Einspruch, der Kaiser dürfe nicht seine kostbare Person der Gefahr preisgeben, selbst das Kommando. Nachdem er die Avaren zum Stillsitzen bewogen, begann er seine Unternehmungen von Issus aus in nördlicher Richtung, schlug in großartigen Kreuz- und Querzügen von Syrien bis zum Kaukasus in den nächsten Jahren die starken Heere der Perser und ließ sich nicht einmal durch die große Gefahr der Hauptstadt im Jahre 626 zum Rückzug verleiten. Angeblich 80000 Avaren mit slavischen Bundesgenossen bestürmten die Mauern, während persische Truppen am jenseitigen Ufer des Bosporus standen; aus Mangel an Schiffen konnten sie die Avaren nicht unterstützen, und nach einem Monat ließen sie von der tapfer verteidigten Stadt ab. Heraklius aber gewann bei Ninive eine neue Schlacht, eroberte Dastagerd, nicht weit von Ktesiphon, die reiche Residenz des Großkönigs und entschied damit dessen Schicksal. Ein grausamer Tyrann, der seine unglücklichen Feldherren schmachvollem Tode preiszugeben pflegte, und ein harter Bedrücker seiner Unterthanen, ward er von seinem Sohne Kawad beseitigt; der von diesem erbetene Frieden und die später in Persien ausbrechenden Wirren ließen Byzanz als Sieger aus diesem Kampfe um die Existenz hervorgehen. Die alte

Wurfmaschinen für Brandgeschosse
Nach arabischem Manuskript in der Nationalbibliothek in Paris

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

römische Kriegstüchtigkeit hatte noch einmal aus dem verweichlichenden asiatischen Pomp sich aufgerafft und einen glänzenden Sieg errungen; der letzte Vertreter des asiatischen Kulturkreises, der nahe daran gewesen war, die romäischen Eindringlinge aufzusaugen, war derart geschwächt, daß er einem neuen Ansturm der arabischen Semiten, wie sie seine Vorgänger so manches Mal siegreich überwunden hatten, nicht mehr Widerstand zu leisten im stande war; die Indogermanen mußten in Vorderasien den Arabern unterliegen und an diese die seit mehr als zwölf Jahrhunderten innegehabte Vorherrschaft wieder abtreten.

Es erübrigt, noch einen Blick auf die Befestigungen der Byzantiner zu werfen. In tiefem Verfall bis zum Anfang des 6. Jahrhunderts, gewannen sie an Bedeutung mit den persischen Kriegen und mußten in großer Eile und darum mit schlechtem Material und in ungenügender Stärke hergestellt werden. Mit Justinian wurde das anders; sein Streben ging dahin, jede Stadt durch Befestigung zur eigenen Verteidigung zu befähigen, und seine Befestigungen, teils neue, teils Wiederherstellungen, zählten nach Hunderten. Ein interessantes Beispiel seiner Verstärkungsbauten bietet die armenische Stadt Martyropolis, deren Mauer nur 1,20 m stark und 6 m hoch war. Justinian ließ in 1,20 m Entfernung vor dieser eine zweite von gleichen Abmessungen errichten, den Zwischenraum mit Steingeröll und Mörtel füllen und erhöhte dann die Mauer um 6 m.

Die Rücksicht auf die vorauszusetzende kleine Zahl der Verteidiger ließ besonderen Nachdruck auf die passive Defensivkraft legen; wo das Gelände nicht die Annäherung an die Mauer erschwerte, wurden breite Gräben angeordnet, innerhalb wurde ein überwölbter Gang angelegt, und die Türme als selbständige Abschnitte behandelt. Ein gutes Bild der Befestigungsweise bietet das unweit Nisibin gelegene Dara. Den Platz, dessen Fortifikation Anastasius (490—518) begonnen, Justinian vollendet hat, umgaben zwei Mauern, zwischen denen ein Zwinger von 50 Schritt Breite lag; die an 19 m hohe innere Mauer war mit Türmen von 31 m Höhe besetzt und von zahlreichen Scharten durchbrochen, hinter denen die Verteidiger in einer doppelten Galerie standen; die Befestigung erhob sich auf steilem Fels, und im Südwest, wo sie zugänglich war, wurde ein halbmondförmiges Außenwerk mit breitem Wassergraben erbaut.

Diese zahllosen, nicht nur an den Grenzen, sondern vielfach auch im Innern angelegten Festungen sind ein deutliches Zeichen der Schwäche, welche sich zu Zeiten Justinians angesichts der ringsum erstehenden Feinde fühlbar machte. Die Armee konnte weder mit der Masse der Streiter noch mit ihrer Kriegstüchtigkeit für eine erfolgreiche Verteidigung des Landes Gewähr leisten, und die Regierung suchte den Ersatz in der Masse der Festungen. Mit welch geringem Erfolg, das zeigte sich den Arabern gegenüber, welche, obgleich völlig Neulinge im Festungskrieg, binnen 5 Jahren (633—638) sämtliche festen Plätze von Syrien in ihre Gewalt bekamen; die inneren Streitigkeiten verhinderten eine zielbewußte Kriegsführung im Felde, und die Bevölkerung der Städte zog die Unterwerfung neuen, ihr zwecklos erscheinenden Opfern vor. Nur die Hauptstadt selbst raffte sich zu energischem und erfolgreichen Widerstand auf: weder die von 672 bis 677 Jahr für Jahr wiederholten Angriffe mit der Flotte, noch die mit einem Landangriff kombinierte Belagerung von 717/18 waren im stande, ihn zu brechen. Hierbei kam nun allerdings ein neues Verteidigungsmittel dem hartbedrängten Staate zu Hilfe, dessen weitere Entwickelung in späteren Jahrhunderten das Kriegswesen vollständig umgestalten sollte, das sogenannte griechische Feuer.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dem Ursprung und dem Alter der so bezeichneten Präparate nachzuforschen, ist hier nicht am Platze; jedenfalls waren sie den Byzantinern früher bekannt, als den Arabern,

Polizeichef in Bagdad zu Gericht sitzend
Manuskript Schefer in Paris

sonst würden sie auch von letzteren bei den vor Byzanz sich abspielenden Kämpfen, wo sie den Verteidigern von so großem Vorteil waren, benutzt worden sein. Man kann sie in zwei

Gruppen teilen: Präparate, welche hauptsächlich Naphta enthielten, und deren Flamme auch durch Wasser nicht zu ersticken war, und explodierende Stoffe, welche Salpeter enthielten und bezüglich der Mischung zum Teil dem späteren Schwarzpulver sehr ähnlich waren, nur daß man das Pulver nicht zu körnen und dadurch für die Verwendung als Treibmittel geeigneter zu machen verstand. Die Angaben über die Zusammensetzung der letzteren stammen zwar erst aus dem neunten und zehnten Jahrhundert, jedoch ist hieraus nicht zu schließen, daß sie nicht bereits früher bekannt gewesen sei, da sie als Staatsgeheimnis streng gehütet wurde. Die Romäer benutzten das griechische Feuer hauptsächlich im Seekriege, indem sie die feindlichen Schiffe mit Brandpfeilen überschütteten und mit den an Bord geführten Wurfmaschinen Feuerballen und Feuertöpfe hinüberschleuderten, um dann den Brand mit Naphta zu nähren, das sie mit Pumpen hineinspritzten. Später wurden auch erzbekleidete Rohre (Siphone) benutzt, um Feuer „unter Donner und Rauch" zu entsenden, worunter man allerdings nicht Geschütze verstehen darf, bei denen die Treibkraft des Pulvers zur Verwendung gekommen wäre, aber immerhin doch mit Explosivstoffen gefüllte Rohre, bei denen Ausstoßladungen wie bei Feuerwerkskörpern zur Wirkung kamen. Später fertigte man auch eine Art Raketen und befestigte allerlei Feuerwerkskörper an Lanzen und Streitkolben; besonders waren es die Araber, welche, nachdem sie den Salpeter (im 13. Jahrhundert) gebrauchen gelernt hatten, explosible Stoffe vielfach verwendeten, und sie erfanden auch die erste eigentliche Feuerwaffe, nämlich einen gestielten Handmörser „Madfaa", welcher mit Pulver und einer Kugel oder einem Bolzen geladen wurde. Über den Gebrauch der Feuerwaffen vom 10. Jahrhundert bis zum Ende der Kreuzzüge giebt M. Jähns folgende historische Daten:

941 verbrennen die Griechen einen Teil der Flotte des russischen Zaren Igor mit Feuer, das aus Rohren ausgestoßen wird, und das die Moskowiter dem Blitz vergleichen.

1073 greift König Salomon von Ungarn Belgrad mit Feuerrohren an.

1085 haben die Tunisier auf ihren Schiffen Maschinen, mit denen sie unter Donnergeräusch Feuer schleudern.

1147 verwenden die Araber Feuerrohre gegen Lissabon.

1148 benutzt Plantagenet bei Belagerung von Montreuil-Bellay griechisches Feuer.

1193 wendet Philipp Augusts Ingenieur Gaubert griechisches Feuer an, um die englischen Schiffe auf der Reede von Dieppe zu bekämpfen.

1203 verbrennt Gaubert die Palissadierung von Les Andelys mit Feuerwerkskörpern.

1232 bekämpfen sich Tataren und Chinesen mit Feuerrohren.

1238 beschießt Jakob I. von Aragon Valencia mit Brandgeschossen.

1247 verteidigt sich Sevilla außer mit den gewöhnlichen Kriegsmaschinen auch noch mit Donnermaschinen, deren Projektile die Rüstungen von Roß und Mann durchdringen.

1249 haben die Ägypter Geschosse, welche Skorpione genannt werden und aus einer mit Nitritpulver gefüllten, festgeschnürten Kartusche bestehen: sie steigen empor, brausen, leuchten und brennen. Joinville klagt bitter über die Steinschleudermaschine von Damiette, „qui trayoit si grant foison de pyles, atout le feu grigeois, que il semble que les étoiles du ciel cheissoient."

1290 belagern die Ägypter Ptolemais mit 300 Maschinen, welche griechisches Feuer werfen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 10. Islam, Araber

Von all den Flutwellen, welche der Volksreichtum Arabiens über Vorderasien entsendet hat, ist die des 7. Jahrhunderts die gewaltigste, weitestgreifende und erfolgreichste gewesen; während früher nur einzelne Scharen, in gewissen Zeiträumen einander folgend und ohne Zusammenhang, in Mesopotamien und Syrien eindrangen und als vereinzelte Wellen sich verliefen, gab Mohammed seinem Volke mit dem Islam ein einheitliches Ziel, eine Organisation und den großen kriegerischen Impuls, der es binnen kurzem zum Herren des Orients machte. Der Islam bedeutete Herrschaft, nicht Propaganda. „Den neuen Glauben", sagt Lindner, „machte den Arabern am kostbarsten, daß er sie in den Krieg führte, und in einen, der unermeßliche, nie geahnte Beute ihnen in den Schoß warf. Die armen Wüstenbewohner hatten jahrhundertelang nach dem reichen Persien hinübergeschielt, gerade so wie die Germanen nach der römischen Zauberwelt; jetzt war die Zeit gekommen, ihre gierige Sehnsucht überreich zu stillen. An die Stelle hastiger, angstvoller Raubfahrten traten großgeleitete Kriegszüge, und der Beduine lernte von den lachmidischen Arabern bald, die alte kleinliche Fechtart in nachdrückliche Kampfesweise umzutauschen." Dieser am rechten Euphrat-Ufer bei Hira sitzende Stamm hatte während der Kriege der Perser mit Byzanz gesucht, auf eigene Hand bald hier bald dort für sich durch kühne Unternehmungen einen Gewinn zu erhaschen, und war durch weitausgreifende Raubzüge den Romäern mehr als einmal sehr unbequem geworden. Nachdem Abu-Bekr's Feldherr Chalid 633 Hira genommen, wurden die kriegsgeübten Männer dieses Landstrichs eine äußerst wertvolle Verstärkung für die Araber.

Im Jahre 637 gelang es den Moslim, die persische Übermacht unter ihrem greisen Führer Rustem bei Kadisia, unweit Hira, nach dreitägigem Ringen zu überwinden, sie nahmen Ktesiphon mit seinen unermeßlichen Schätzen, sie kämften Jahr um Jahr, aber die Perser leisteten einen zähen Widerstand, so daß selbst nach der Ermordung des letzten Sassanidenfürsten sich mancher Statthalter noch hielt und die gänzliche Unterwerfung des Reiches niemals gelang. Es ist hieraus zu ersehen, wieviel lebensfrischer es war, als der alte Byzantinische Staat, denn hier war der Widerstand ein sehr schwächlicher. Auf den Einfall in Syrien (634) folgten unmittelbar zwei siegreiche Schlachten und die Eroberung von Damaskus (635); Heraklius hatte wenig Truppen zur Verfügung, und als endlich ein stärkeres Heer zusammengebracht war, wurde dieses (636) entscheidend geschlagen, fielen Jerusalem und Cäsarea. Dann wandten die Araber sich nach Ägypten, das dank den

inneren Zwistigkeiten ebensowenig Widerstand leistete, und als nach dem Tode des Heraklius (641) die Regierung von Byzanz unter der Bedingung, daß den Christen ihre Kirchen erhalten blieben, Frieden schloß, öffnete auch Alexandria den Mohammedanern die Tore, sie waren Herren von Syrien, Mesopotamien und Ägypten.

Ein Umstand war es, welcher die Kriegführung der Araber wesentlich von der der Perser wie der Romäer unterschied und welcher das Festhalten der eroberten Gebiete in

Sarazenenkarawane
Nach Miniatur der Scheferschen Handschrift

hohem Grade erleichterte, das war die Behandlung der Unterworfenen. Die Mohammedaner überlegten sich wohl, daß sie die Bevölkerung nicht entbehren konnten, darum boten sie allen sich freiwillig Unterwerfenden Schonung und Besitz ihrer Ländereien gegen Erlegung einer Grund- und Kopfsteuer, nur die mit Waffengewalt Bezwungenen wurden bisweilen nach hartem Kriegsrecht behandelt, die Männer getötet, Frauen und Kinder verkauft, die Ländereien eingezogen; jedoch trat auch hier häufig Milderung ein, so daß im allgemeinen die Araber viel milder verfuhren, als die christlichen Romäer, im besonderen wurden die von diesen wie von den Persern angewandten grausamen Massen-Verschleppungen in andere Wohnstätten nie ausgeführt. Es genügte dem Islam, zu herrschen, er hatte niemals den Bekehrungstrieb der Christen, der deren kriegerischen Erfolge so oft in Frage stellte, der Über-

Sarazenenheer auf dem Marsche mit Kriegsmusik und Fahnen
Manuskript Schefer in Paris



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

tritt der Christen ward nicht einmal gern gesehen, weil er den Ertrag der Grundsteuer verminderte.

Das Heerwesen der Moslemin beruhte auf der allgemeinen Wehrpflicht: was sie auch in der Heimat gewesen, draußen wurden alle zu Kriegern. Der sich stets mehrende Staatsschatz bot die Mittel, um jedem bis auf die Kinder hinab nach geregelten Sätzen baare Belohnung oder richtiger Besoldung zu gewähren; die Verpflegung wurde durch Naturalleistungen des Landes gedeckt. Schon in den Kämpfen Mohammeds mit den Mekkanern tritt ein gewisses System der Kriegführung hervor: jeder der zum Heer stoßenden Stämme führte seine eigene Fahne, der Prophet ein großes schwarzes Banner, die vereinten Stämme wurden nach dem Dezimalsystem eingeteilt und 5 Hauptabteilungen gebildet: Mitte, linker und rechter Flügel, Vor- und Nachhut. Danach hieß das Heer „chamys" d. i. das fünfgegliederte. Die Aufstellung zur Schlacht geschah in Linie, die Reiter auf den Flügeln, die Schützen in einem besonderen Korps vereinigt.

Die ursprüngliche Bewaffnung, Bogen und Pfeil, Schleuder, Speer von Bambusrohr, kleiner runder Lederschild und dolchartiges Messer, war bereits durch Berührung mit Persern und Byzantinern vervollkommnet; der Panzer ist zwar noch selten, aber der runde Schild ist der Reiterei überwiesen, das Fußvolk führt größere Handschilde, und ein gutes Schwert wird hochgeschätzt. Bei der Aneignung der reichen Kriegsbeute, welche den Eroberern von Persien und Syrien in die Hände fiel, zeigte sich eine hervorragende Befähigung, sich diese nicht nur thatsächlich, sondern auch geistig zu eigen zu machen: die arabischen Rüstungen und Waffen galten bald als die edelsten und schönsten der Welt. Blieb auch der Bogen die Lieblingswaffe, so lernten die Beduinen doch bald die lange Stoßlanze als vornehmste Waffe schätzen (Länge 2, 5—4, 4 m); sie führten ein gerades oder gekrümmtes Schwert, Messer, Dolch, Streitaxt und Streitkolben, entlehnten den Helm, meist in Gestalt einer Pickelhaube mit Behang von Kettengeflecht von den Persern, sicherten den Körper durch ein kurzärmliches, bis zu den Knieen reichendes Kettenhemd, auch wohl durch Schuppenwämser oder Plattenharnische, und die Arme und Beine durch Metallschienen. Die Form des Schildes war im Osten meist rund, während im Westen von den Mauren ein eigentümliches Doppeloval aus Leder mit breitem Metallrande angenommen wurde.

Entsprechend dem Vorherrschen des Kamels in Arabien hatte Mohammed in seinem ersten Kampfe auf 300 Mann 60 Kamele und nur 3 Rosse; in den pferdereichen Ländern vermehrte sich aber schnell die Reiterei, da Mohammed Pferdezucht und Reitkunst mit allen Mitteln zu fördern suchte: die Kamele leisteten dagegen stets gute Dienste bei Beförderung von Kriegsmaterial und Gepäck. Geschütz und Belagerungsmaterial übernahmen die Araber von den Byzantinern. Sie hatten gleich diesen Ballisten und Onager, entwickelten diese aber zu solcher Größe und Leistungsfähigkeit, daß sie Felsblöcke in ganz flachem Bogenwurf mit ungeheurer Durchschlagskraft kernschußartig gegen die Mauern werfen konnten. Diese verbesserten Maschinen traten zum ersten Male bei der Belagerung von Salerno (877) auf; die von En-Nacer bei der Belagerung von El-Mehdiya (1204) benutzten Onager schleuderten Geschosse von mehr als 60 kg. Als Belagerungsmaschinen waren immer noch Widder, Schildkröten und Rolltürme bis ins 14. Jahrhundert im Gebrauch.

Die frische Lebenskraft der mit den Moslemin in den Vordergrund tretenden Nomadenstämme zeigt sich in der ungestümen Tapferkeit und der hingebenden Zucht ihrer Krieger sowie in der geistigen Regsamkeit, welche die bei den früheren Raubzügen gewonnene Ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schicklichkeit rasch zur taktischen Schulung zu entwickeln vermochte. Sie haben sicher mit einfachen Razzien begonnen, wobei sie die wehrlosen Ansiedler überfielen, ausraubten und mordeten; bei dem Kampf mit feindlichen Truppen begann die Reiterei mit einem Scheinangriff, wie es bei allen orientalischen Nomadenvölkern üblich ist; wenn dann der Feind die Verfolgung begann, wurde Halt gemacht und zum wirklichen Angriff gegen den in Unordnung Geratenen übergegangen. Doch hatten sie auch ein Gefecht mittelst Linienanmarsches. Hierbei stand das Fußvolk, nur 3 Mann hoch, in der ersten Reihe mit Schwertern, in der

Arabische Armee im Mittelalter
Nach einer Miniatur der Sammlung Schefer (Schlumberger)

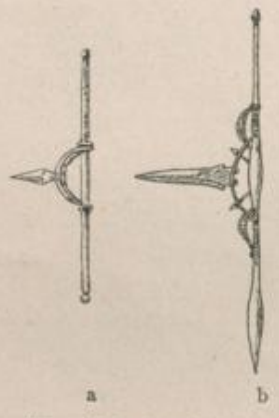
zweiten mit Spießen, in der dritten mit Bogen bewaffnet, das erste und dritte Glied mit Schilden versehen. Das zweite Glied kniete nieder und fällte die Piken, beim Angriff des Feindes durfte kein Mann sich erheben, keiner weichen, die Reiterei aber, die im zweiten Treffen stand, brach, sobald der Gegner im Kampfe begriffen war, hervor und fiel ihm in die Flanken. Diese Fechtweise zeugt von der außerordentlichen Zuverlässigkeit der Truppe. In demselben Entwickelungsgang wie alle alten Heere wurde später die starre Linie in einzelne Glieder, „Kardus“ aufgelöst, welche wie die Kohorten kleine kompakte Körper bildeten.

Anfangs schufen sie sich durch Zusammenscharen ihrer Reit- und Saumtiere sowie des Gepäcks hinter dem Rücken des Heeres einen Rückhalt, später lernten sie von den Byzan-

tinern die Vorteile der Lagerbefestigung kennen und wendeten die Feldbefestigung in der Folge nicht nur für die nächtlichen Marschlager, sondern auch zur Herstellung von verschanzten Stellungen an. Aber auch Standlager errichteten sie mit scharfem militärischen Blick an strategisch wichtigen Punkten, welche gleichzeitig dem Zweck dienten, die Truppen von der Bevölkerung fern zu halten und sich rasch zu großen Verkehrsmittelpunkten entwickelten: Basra am vereinigten Euphrat und Tigris, Kufa am linken Euphrat-Ufer, Fostat in Ägypten und andere.

Sarazenenkurier auf einem Kamel
Nach Miniatur in einer arabischen Handschrift bei Schlumberger

Die blutigen inneren Kämpfe, welche mit dem gewaltsamen Tode des Khalifen Othman im Jahre 656 begannen, hinderten nicht den weiteren Eroberungszug des Islam, 697 ward Karthago zum zweiten Male zerstört, Afrika den Romäern entrissen, die Berber traten zum Islam über, das Griechen- und Römertum ward völlig verdrängt; 711 ging Tarik nach Spanien über und machte durch die siegreiche Schlacht bei Xeres de la Frontera dem Reiche der Westgoten ein Ende; die überwuchernde Macht der Geistlichkeit und des Adels hatten seine Kraft gebrochen. Im folgenden Jahr eroberte Musa ganz Spanien bis nach Saragossa, aber auch die Pyrenäen waren kein Hindernis: 720 eroberten die Moslemin Narbonne und durchstreiften, die alten Römerstädte verwüstend, das südliche Gallien, bis Karl Martell ihnen zwischen Tours und Poitiers siegreich entgegentrat und sie für immer über die Pyrenäen zurücktrieb.



a b

Maurische Handschilde
a) aus Indien, im Britischen Museum in London; b) aus Spanien. Armeria Real in Madrid. — An dem alten Handschild sind hier Stoß- und Speereisen angebracht

Vergebens waren die 672—677 und 717/18 gegen Byzanz gerichteten Angriffe, aber es ist wohl kein Zweifel, daß der Islam schon im achten Jahrhundert den Bosporus überschritten hätte, wenn nicht die Kraft der Araber in zwiefacher Weise gelähmt worden wäre. Die durch die Ausrottung der Omeijaden veranlaßte Spaltung hinderte ein gemeinsames Vorgehen ebensowohl gegen die Franken als gegen die Romäer; die Araber des Ostens unterlagen den Einflüssen des alten Kulturlandes, das sie sich unterworfen hatten. Al Mansur verlegte seine Residenz nach Bagdad, mit der Annahme persischer Sitten und Lebensweise erlosch der kriegerische Drang, und der Gedanke Omars von einem dauernden Kriegszuge als einziger Beschäftigung der Moslemin ward vergessen. Das Khalifat dachte mehr an die Aufrechterhaltung, als an die Erweiterung seiner Macht und ließ sich durch das stärkere Persertum anregen, die alte Kultur wiederaufleben zu lassen und zu höherer Blüte zu entwickeln. So dienten hier die blutigen Kriege der Araber am Ende den Zwecken der Kultur, wie sie in Gallien zur Ausgestaltung eines neuen Reiches wesentlich beitrugen.

# II. Das Frankenreich

Zu derselben Zeit, als der letzte Vertreter der abgewirtschafteten Mittelmeerkultur mit dem neuerstandenen Repräsentanten der vorderasiatischen Kultur um die Existenzberechtigung kämpfte und mit erlahmender Hand den alten Lorbeerkränzen noch einige Blätter hinzuzufügen strebte, begannen an den nördlichen Meeresgestaden Europas in dem Chaos der durcheinander geworfenen Völker die Keime einer neuen Kultur sich zu entfalten und deren erster Sproß nach junger Riesen Art recht roh und ungeschlacht sich zu gebärden. Der Boden, auf dem er erwuchs, war Gallien, welches schon die ersten römischen Kaiser als geographischen und strategischen Schwerpunkt des Reiches erkannt hatten, dem sie ganz besonders ihre Sorgfalt widmeten, indem sie diese Provinz mit dem großartigsten Straßennetz versahen, ihre Städte mit Kunstbauten schmückten und das wichtige Land durch zahlreiche Kolonien fest an das Reich zu ketten suchten; der Boden war mithin gesättigt mit römischen Kulturstoffen, und die Bevölkerung, die Kelten, welche seit langer Zeit das größte Kontingent zu den Heeren Roms gestellt hatte, war romanisiert wie kein zweites. Das Blut aber, das in den Adern des jungen Riesen rollte, war bester germanischer Art, es war Frankenblut; und so ist es erklärlich, daß die Paarung der ihm anhaftenden germanischen Wildheit mit den ihm zugetragenen römischen Kulturlastern dem Stamm der Merowinger einen recht wenig liebenswürdigen Charakter aufprägte.

Die Franken, welche in einzelnen kleinen Abteilungen den Rhein überschritten, um sich allmählich in dem nordöstlichen Gallien festzusetzen, zerstreuten sich nicht über das Land, sondern hielten sich aus militärischen Gründen in geschlossenen Gemeinden zusammen, um stets zu einem neuen Raubzug oder zur Abwehr nachdrängender Einwanderer bereit zu sein. So fanden sie auch Geschmack an dem Besitz des Landes, das sie den keltischen Einwohnern mit dem Recht des Eroberers zu einem Drittel der Fläche abgenommen hatten. Ihre alte Gemeindeverfassung hatten sie trotz aller Spaltungen und Umgestaltungen sich erhalten und damit den Freiheitssinn und die frische Kraft, welche den Germanen überall den Sieg über die römischen Legionen verschaffte. Aber die langdauernden Kämpfe hatten ihnen gezeigt, daß ohne eine starke Leitung dauernde Erfolge nicht zu erzielen seien, die Heerkönige, denen sie für die Dauer eines Krieges zu folgen gewöhnt waren, kamen kaum mehr außer Tätigkeit, und das ständige Königtum erwies sich als eine Notwendigkeit. Mit der Herrschaft über andere Stämme bedurften die Germanen, wo sie auch auftraten, einer machtvollen Persönlichkeit, welche sich an ihre Spitze stellte und nicht nur die Leitung im Kriege, sondern auch die Verwaltung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

im Frieden übernahm. Aber die indogermanische Eigenart, welche sich nirgends so scharf ausgeprägt hat, als bei den Germanen, und welche mit großer Anpassungsfähigkeit den Trieb verbindet, die Individualität zur Geltung zu bringen, wirkte der freiwilligen Unterordnung entgegen; sie ließ die einheitliche Leitung immer erst aus schweren inneren Kämpfen hervorgehen und führte bei geringfügigsten Anlässen wieder zur Zersplitterung.

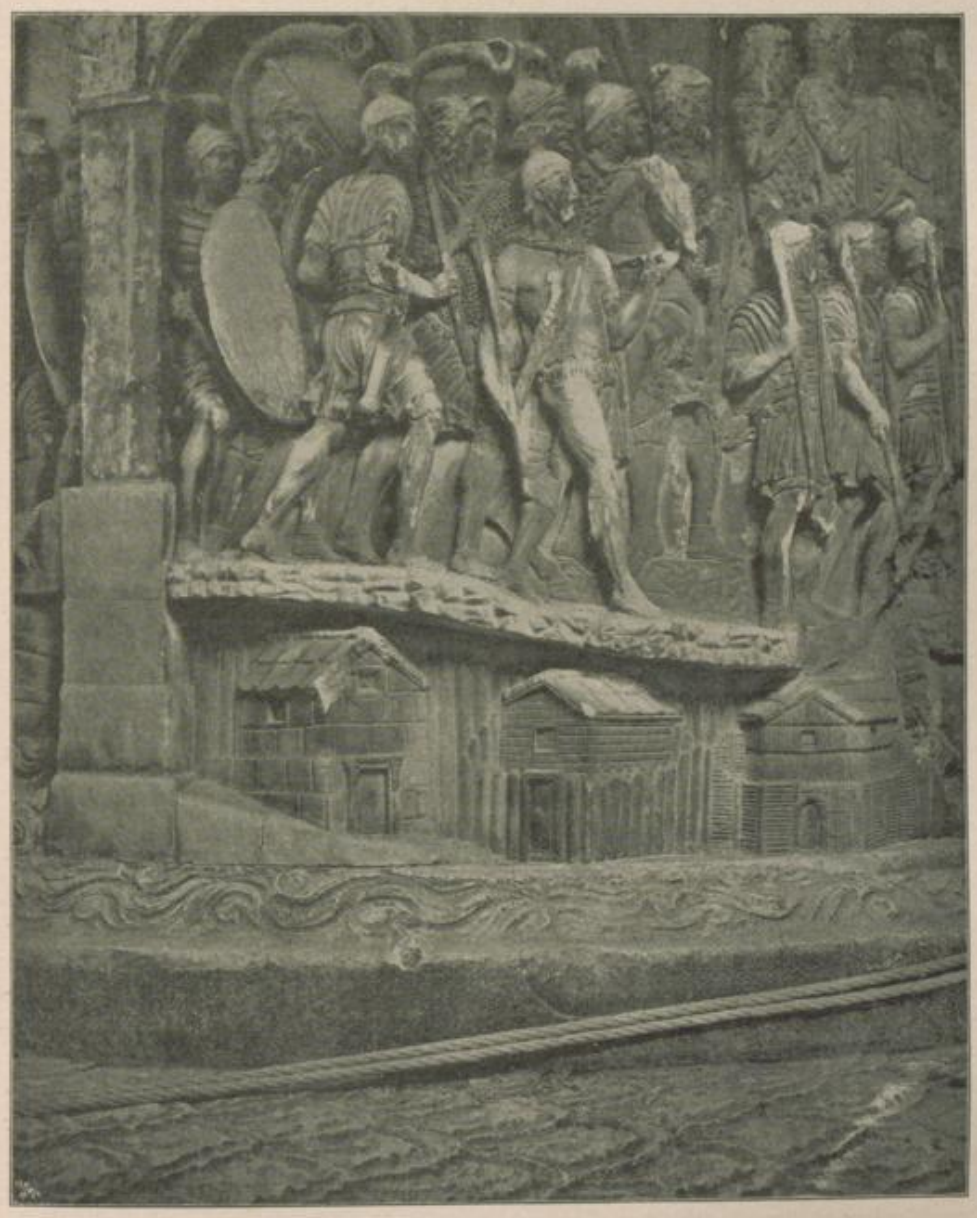
Die geschichtlichen Vorgänge zur Zeit der Merowinger sind vielleicht hieraus zu erklären. Chlodowech (481—511), welcher als Gründer des fränkischen Reiches anzusehen ist, war ein Gemisch von roher Kraft, listiger Verstellung und barbarischer Härte, seine schlechten Charaktereigenschaften steigerten sich bei seinen Nachkommen bis zur Widerlichkeit und ließen ihre Herrschaft schließlich in beispiellose Scheußlichkeiten ausarten. Es ist, als ob dieser Reinigungsprozeß erforderlich gewesen wäre, um Elemente auszuscheiden, welche der weiteren Entwicklung der Kultur im Wege standen, römisches Gift und barbarische Roheit. Chlodowechs Verdienste sind trotzdem nicht zu unterschätzen.

Mit fünfzehn Jahren zur Herrschaft gelangt, verband er sich zunächst mit zwei anderen Frankenfürsten, um dem letzten römischen Statthalter, Syagrius, der sich in seinem Gebiet zwischen Loire, Somme, Aisne und dem Meer selbständig gemacht hatte, seine Herrschaft zu entreißen; dem ungestümen Angriff der Franken bei Soissons erlagen 486 die römischen Söldner. Durch Drohung erreichte Chlodowech die Auslieferung des zu den Westgoten geflohenen Syagrius und ließ ihn durch Henkershand sterben. Dann fand er einen Vorwand, die Alemannen, welche von der Lahn bis zur Schweiz beide Ufer des Rheins bewohnten, mit Krieg zu überziehen, und erwarb ihr Land durch den schwererrungenen Sieg bei Zülpich (496). Im Anschluß hieran that er den folgenreichen Schritt, mit 3000 seiner Edlen zur christlichen Kirche überzutreten. Abweichend von den anderen Germanenstämmen waren die Franken bisher Heiden, aber während jene den arianischen Glauben schon ziemlich frühzeitig angenommen hatten, ward Chlodowech selbstverständlich auf die orthodoxe Glaubensformel getauft, zu welcher sich die Römer und auch der damalige Hof von Konstantinopel bekannten. Dem Frankenreich erwuchs daraus der große Vorteil, daß die Schranke, welche anderweitig die altrömische Bevölkerung von ihren germanischen Herren trennte, gar nicht errichtet wurde; da ferner gleich nach der Besiegung des Syagrius den Römern gleiches Recht mit den Franken bezüglich Eheschließung, Wehrpflicht und Bekleidung von Ämtern eingeräumt wurde, konnte sich die Vereinigung zu einem Reich und Volk ohne Hindernis vollziehen. Dies wurde etwas später noch durch den Titel eines römischen Patricius erleichtert, welchen Chlodowech nach Besiegung der Westgoten von dem Kaiser Anastasius erhielt, da er ihm in den Augen der romanischen Bevölkerung ein legitimes Gepräge und der Eroberung einen gültigen Rechtstitel verlieh.

Zwischen die arianischen Germanen und die Franken trieb allerdings das katholische Bekenntnis einen Keil, und Chlodowech nutzte die Freundschaft der romanischen Christen alsbald aus, um dem Westgotenkönig Alarich feindlich entgegenzutreten. Für diesen war der Arianismus seines Volkes ein unübersteigliches Hindernis, um eine Versöhnung mit den beherrschten Romanen herbeizuführen; sie blickten mit Sehnsucht nach Chlodowech, dem rechtgläubigen Sohn der Kirche, und scheuten sich nicht, ihre Klagen vor ihn zu bringen. Das gab diesem willkommne Gelegenheit, 507 mit seinem Heere gegen die Westgoten aufzubrechen. Bei Vouille in der Nähe von Poitiers besiegte er sie und streckte ihren König selbst beim Zusammenrennen zu Boden. Nur dem Dazwischentreten Theodorichs, des Ostgotenkönigs,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

war es zu danken, daß ein Teil des alten Besitzes der Westgoten in Gallien, der Küstenstrich von der Rhone bis zu den Pyrenäen (Septimanien), ihnen verblieb; Aquitanien fiel den Franken zu.



Relief der Markusſäule (etwa 175 n. Chr.)
Unten germaniſche, umzäunte Gebäude, darüber Legionare, Tubenbläſer im Hintergrund

Nicht ſo gelang es ihm mit Burgund, gegen deſſen König Gundobald er auf Anſtiften ſeiner Gemahlin Chlothilde (deſſen Nichte) einen Krieg unternahm, um deren in blutigen

Familienfehden gemordete Eltern an dem Mörder zu rächen. Er gewann zwar die Schlacht bei Dijon durch Verrat, konnte aber das feste Avignon nicht bezwingen, hinter dessen Mauern Gundobald sich zurückgezogen hatte, da die Franken im Belagerungskrieg noch gänzlich unerfahren waren.

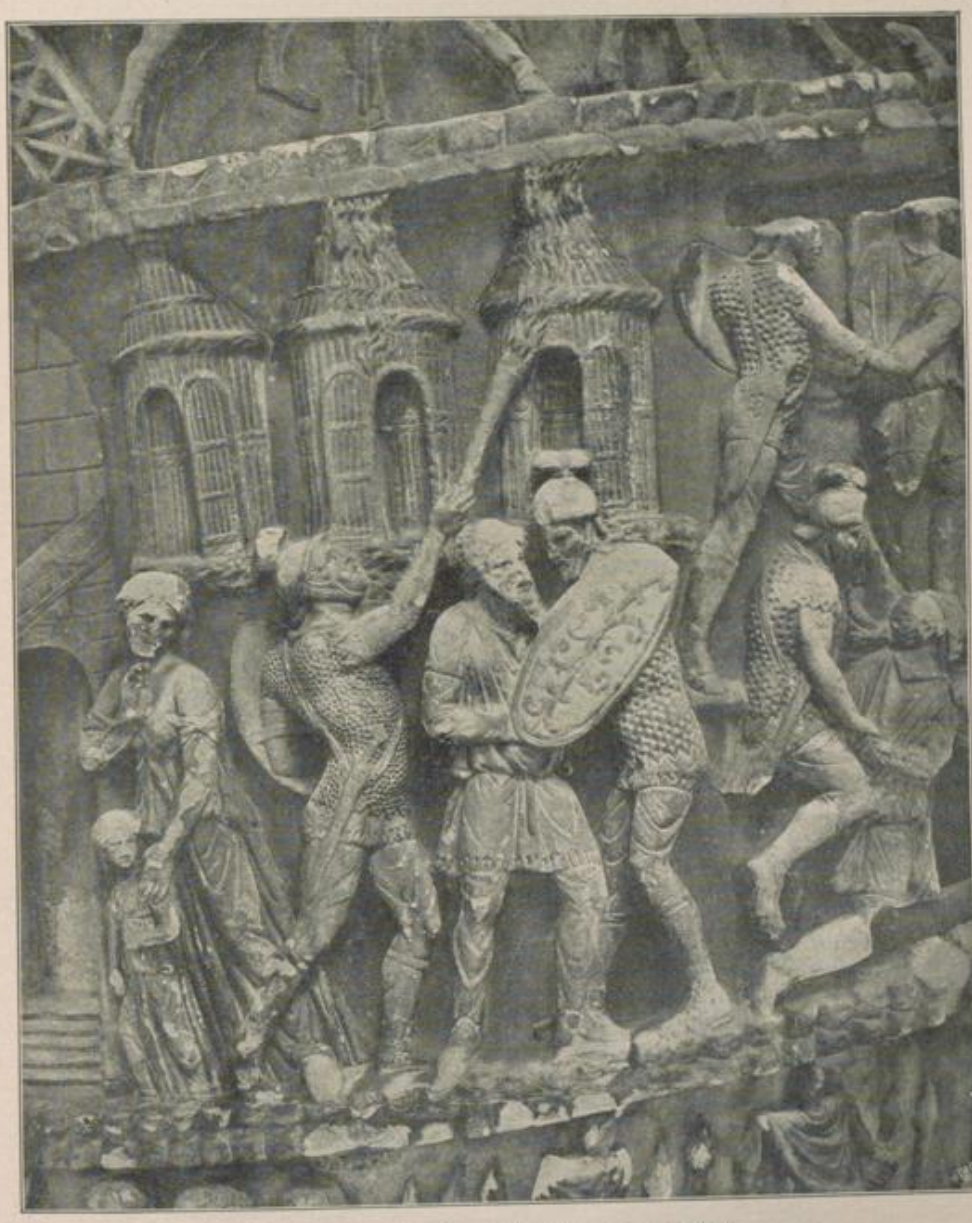
Nun standen Chlodowech nur noch die neben ihm regierenden fränkischen Volkskönige im Wege, aber mit Arglist und Grausamkeit wußte er diese seine Verwandten zu beseitigen, um sich zum Alleinherrscher des Frankenreiches zu machen. Nach seinem Tode ward dies unter seine vier Söhne geteilt, 558—561 durch den seine Brüder überlebenden Chlothar I. wieder vereinigt, nachdem Burgund (534) unterworfen, der südlichste Teil Thüringens (530) einverleibt und Bayern unter fränkische Botmäßigkeit gebracht worden war. Dann vollendete sich während der Jahre blutiger Greuel, welche die wilden Leidenschaften der Königinnen Brunhilde und Fredegunde veranlaßten, die Ausscheidung eines östlichen Reiches (Austrasien) und eines westlichen (Neustrien). Die Teilungen wurden zur hauptsächlichen Quelle der Zerrüttung des Reiches, der moralische Niedergang der Herrscherfamilie beschleunigte den Zerfall. Th. Lindner schildert den sich vollziehenden Entwicklungsprozeß: „In Frankreich war erst der Boden für neue Verhältnisse zu schaffen, ehe eine günstigere Wendung eintreten konnte. Denn weder das germanische noch das römische Wesen waren unter der Wucht der ungeheuren Änderungen in dem Stande haltbar, den sie beim Zusammenstoß hatten. Die Stärke des merowingischen Königtums, über Nacht geworden, war nur ein Schein, der nicht vorhielt, weil die Germanen sie nicht ertragen konnten. Sie zeigten sich für ein Staatswesen weniger geschaffen als die Araber; denn diese bewahrten die vorgefundenen Einrichtungen zum Vorteil ihres Reiches, die Franken ließen sie rasch verfallen. Die Masse des Volkes verlor über den neuen Verhältnissen den Sinn für die ehemalige Freiheit, und die alte Unbotmäßigkeit ging auf die Großen über, zum Schaden der Reichseinheit, aber sie waren es wieder, die einen anfangs drohenden Absolutismus unmöglich machten und damit die Reste germanischer Freiheit erhielten. Indem die Romanen davon ihren Teil abbekamen, erfuhren sie eine wohlthätige Auffrischung, und eine gegenseitige Annäherung war die Folge."

Mit den Franken trat ein Teil jener germanischen Stämme in den geschichtlichen Vordergrund, welche die Römer mit dem Gesamtnamen „Sueven" bezeichneten. Thatsächlich ging bei den Germanen, (welcher Name ihnen auch erst durch keltische Nachbarn beigelegt wurde) das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit nicht über den einzelnen Stamm hinaus, und die zusammenfassende Bezeichnung als größere Völkerschaften ging von den Römern aus. Erst die Völkerwanderung ließ umfangreichere Verbände und damit auch gemeinsame Namen entstehen. Bis dahin war jedes gemeinschaftliche Handeln mehrerer Stämme durch besondere Verträge bedingt. im übrigen standen sie sich eher feindlich gegenüber und trugen kein Bedenken, ihre nächsten westlichen Nachbarn mit Gewalt zu vertreiben, wenn der Druck der von Osten nachdrängenden Scharen sie zwang, ihre Wohnsitze zu verlassen. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die überaus zahlreichen Befestigungsanlagen, deren Reste wir an den Barrieren der Warthe und der Weichsel, der Oder und Elbe noch jetzt vorfinden, von den früher eingewanderten und bereits seßhaft gewordenen Teilen der germanischen Völkerflut als Schutzdämme gegen die nachdrängenden Massen errichtet wurden. Daraus erklärt sich ihre offenbar nach Osten gerichtete Front.

So war es der nach Westen sich fortpflanzende Druck, welcher zu Cäsars Zeit suevische Stämme (man könnte mit demselben Recht sagen: fränkische Stämme) veranlaßte, den Rhein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zu überschreiten, wodurch sie zum ersten Male in den Gesichtskreis der Römer kamen. Es ist bekannt, daß im Jahre 55 v. Chr. die 5000 Mann starke Reiterei Cäsars durch 800



Relief der Markussäule (etwa 176 n. Chr.)
Römische Soldaten stecken die Hütten der (slavischen) Feinde in Brand, vertreiben die Frauen und Kinder und machen die Männer zu Gefangenen

Deutsche eine vollständige Niederlage erfuhr, und daß dieser sich dadurch zu einer völkerrechtswidrigen Handlung hinreißen ließ, indem er die zu ihm ins Lager gekommenen germanischen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Häuptlinge sämtlich festhielt, die führerlosen Gegner in ihrem Lager überfiel und ein schreckliches Blutbad anrichtete. Er selbst erzählt, daß seine Soldaten infolge der Überraschung sehr schnell Herren des Lagers geworden, denn die Weiber und Kinder ergriffen die Flucht, während die Männer in der Wagenburg Widerstand leisteten; als sie aber nun sehen mußten, daß Cäsar die Wehrlosen durch seine Reiterei erbarmungslos niedermetzeln ließ, verließen auch sie schleunigst ihre Deckung. Der Rhein, den sie fliehend an der Mündung der Maas erreichten, gebot ihnen Halt, und was da nicht niedergehauen wurde, fand den Tod in den Wellen. Von den 430 000 Köpfen, welche diese unglücklichen Stämme gezählt hatten, blieben nur die am Leben, die von den Römern im Lager festgehalten worden waren; diese hatten bei der scheußlichen Schlächterei nicht einen Mann verloren. So roh und grausam war die Kriegführung der damaligen Herren der Welt.

Als Rom damit umging, seine Grenzen bis zur Elbe vorzurücken, und seine Feldherrn Drusus und Tiberius mit mehr Glück als Cäsar bei seinen ergebnislosen Rhein-Übergängen das Gebiet der Ems und Weser in Besitz genommen hatten, kam der Tag der blutigen Rache für die Germanen. Quintilius Varus, welcher im Jahr 7 den Befehl in Germanien erhielt, glaubte bereits die Zeit gekommen, das rechtsrheinische Land in der Art einer römischen Provinz von dem Standlager Aliso aus zu verwalten, und trug kein Bedenken, die Körperstrafen des römischen Rechts auch auf die freien germanischen Männer auszudehnen; dies und andere Gewaltthaten ließen den längstgehegten Haß zum Entschluß sich steigern, das römische Joch abzuwerfen. Der Cheruskerfürst Arminius, welcher, wie viele Deutsche, römische Bildung genossen und bereits unter der römischen Fahne gedient hatte, übernahm die Leitung und wußte Varus so gut über die drohende Gefahr zu täuschen, daß er selbst der Warnung seines römerfreundlichen Schwiegervaters Segestes kein Gehör schenkte, sondern in dünkelhafter Überhebung in die ihm gestellte Falle ging. Seine militärische Macht war allerdings so bedeutend, daß sie wohl einen Mann von weniger Charakterstärke und verzweifelter Entschlossenheit abgeschreckt hätte, denn er gebot über drei Legionen (etwa 14 000 Mann), 8—900 Reiter und eine wahrscheinlich noch größere Zahl Hilfstruppen.

Als im Spätsommer des Jahres 9 n. Chr. durch anhaltende Regengüsse im ganzen Gebiet der Boden aufgeweicht war, gab Arminius das Zeichen zum Aufstand den an Ems und Weser wohnenden Stämmen, Varus brach von Aliso mit seinen Truppen und — wider allen römischen Brauch — in Begleitung eines großen Trosses auf, um die Lippe aufwärts gegen die Empörer zu ziehen. „Auf dem Wege," erzählt Stacke, „wurden dann die ihn begleitenden deutschen Häuptlinge entlassen, um ihre Kontingente heranzuführen. Diese trafen nun rasch die letzten Verabredungen; durch das ganze Land vom Harz bis zum Taunus gingen die Botschaften; immer tiefer marschierte das römische Heer in das unwegsame Waldrevier. Da bemerkt man eines Tages — der 9. September wird als Anfang der Katastrophe angegeben —, daß die Wegweiser verschwunden sind, andere bedrohliche Symptome zeigen sich; bald hier bald dort fliegt aus dem Dickicht ein Wurfspeer oder ein Pfeil. Das Wetter wird schlecht, ein heftiger Sturm durchtobt den Wald. Bald zeigen sich dichtere Massen germanischer Krieger: es sind die Hilfskontingente, aber ihre Haltung ist drohend, feindlich, und bald beweisen einzelne Feindseligkeiten ihren üblen Willen. Man ahnte wohl, daß man hier in eine üble Schlinge gefallen war, aber Varus hatte wenig militärischen Blick, er wußte keinen schnellen Entschluß zu fassen, er zeigte sich unsicher, bis das Unge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Relief der Trajansſäule (108—113 n. Chr.)
Beſitzergreifung einer feindlichen Stadt, an deren Mauern aufgeſpießte Köpfe, im Innern ſcheinbar die Reſte der Verteidigungsmaſchinen, die Bewohner fliehen, die Häuſer werden in Brand geſteckt

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

witter ganz zum Ausbruch kam, und die Germanen, bei denen ohne Zweifel Verstärkung auf Verstärkung eintraf, Massenangriffe gegen das marschierende römische Heer unternahmen. Es gelang diesem, noch einen offenen und freien Platz zu erreichen, wo ein Lager aufgeschlagen ward. Es handelte sich darum, den Rückweg nach Aliso zu gewinnen: man veränderte die Marschroute, richtete den Marsch gen Westen. Aber man kam an dem zweiten Tag — 10. September — nur sehr langsam vorwärts, man konnte sich nicht entschließen, den Troß zu opfern, und unaufhörlich, immer wütender erneuerten die Barbaren ihre Angriffe. Die Lage, welche am Morgen des Tages eine höchst bedenkliche gewesen war, verschlimmerte sich im Laufe des Tages mehr und mehr und war am Abend schon eine völlig verzweifelte. Bereits war die Haltung des Heeres so tief erschüttert, daß es nur noch unvollständig gelang, ein Lager fertigzubringen; Regenwetter war eingetreten, welches die Arbeiten hemmte, die Unlust und die verzweifelte Stimmung noch verdüsterte, die Waffen verdarb: so brach der 11. September, der dritte Tag, herein. Man glaubt, daß der Dörenpaß im lippeschen Walde, westlich von Detmold, die Unglücksstätte für das Römische Heer gewesen sei, — von Aliso war man noch etwa einen starken halben Tagemarsch entfernt, aber es war keine Aussicht mehr, dahin zu gelangen. Eine eigentliche Schlacht hat an diesem Tage nicht mehr stattgefunden, in einer Reihe einzelner Gefechte kämpften die einzelnen Abteilungen um ihre Rettung; einer der Unterfeldherren, Vala Numonius, brach mit dem größeren Teil der Reiter durch und floh dem Rheine zu, und nicht ganz wenigen Einzelnen mag es gleichfalls gelungen sein, sich zu retten. Allein für den Feldherrn und das Heer als Ganzes gab es keine Rettung mehr. Die Ordnung des Kampfes wich und gab den Szenen der Verzweiflung Raum: Varus selbst, der, selbst wenn er dem Verderben entgangen wäre, auf römischem Boden nicht mehr leben konnte, stürzte sich in sein Schwert; einige seiner Umgebung fanden noch Zeit, die Leiche da, wo er gefallen, zu begraben, um sie dem Hohne der Feinde zu entziehen. Der Adlerträger der 17. Legion, schwerverwundet, wußte kein anderes Mittel, das ihm anvertraute Heiligtum vor den Feinden zu bergen, als daß er den Adler von der Stange riß und sich mit ihm in einen nahen Sumpf versinken ließ; viele der Soldaten, zum Kampfe nicht mehr fähig, folgten dem Beispiel ihres Oberfeldherrn und bohrten sich das Schwert in die Brust. Und in der That, sie zogen so noch das beste Los: denn die Rache der Barbaren, längst aufgestachelt und durch drei Tage voll Kampf- und Blutszenen berauscht, gestattete sich jede Scheußlichkeit. Die Gefangenen wurden ans Kreuz geschlagen, die den Gefallenen abgeschnittenen Köpfe an die Bäume genagelt, die vornehmsten unter den Kriegsgefangenen, Tribunen und Centurionen, so viele lebend in ihre Hände fielen, schleppten sie nach den nahen Lichtungen, an Altäre in den heiligen Hainen und opferten sie ihren Göttern, die sich diesmal mächtiger erwiesen hatten, als die römischen."

Wenn sich auch die Hoffnung, die Arminius gehegt haben mag, daß die germanischen Stämme in größerer Anzahl sich erheben würden, um das römische Joch abzuschütteln, nicht erfüllte, wenngleich auch Marbuod, der Markomannenfürst, dem es bereits gelungen war, seine Herrschaft über eine große Zahl Stämme auszudehnen, die Gelegenheit von der Hand wies, sich von Rom loszumachen, so war doch die Wirkung der Schlacht im Teutoburger Walde eine gewaltige, und die Römer sahen sich veranlaßt, die ihnen verbliebenen Gebiete am unteren rechten Rheinufer durch Grenzwehren zu sichern. Später wurden solche auch in dem Winkel zwischen Rhein und Main, auf dem Taunus, und zwischen Rhein und Donau in großartigstem Maßstab errichtet, jedoch weicht die Gestalt dieser zusammenhängenden Limes-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Relief der Trajansäule (108—113 n. Chr.)
Kampf mit Germanen, im Hintergrunde deren Wagenburg

UB
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Linien wesentlich von denen am Niederrhein ab, welche mehr als Schutzwälle der einzelnen im Besitz gebliebenen Gaue auftreten.

Im Jahre 16 nahmen die Römer unter Germanicus blutige Rache für die Niederlage des Varus; großartige Vorbereitungen waren dazu getroffen. In der ersten Schlacht, bei Idistaviso, stand die Masse des germanischen Heeres in der Ebene und am Waldrande, die Cherusker hatten die Höhen besetzt, um, wenn die Römer tief genug in den Kampf verwickelt wären, den entscheidenden Stoß zu führen, aber der Ungestüm der germanischen Kriegshaufen versagte der Leitung, eine geschickte Umgehungsbewegung der Römer vereitelte den ganzen Plan. Der Teil der Germanen, der am Waldrande stand, sah sich in die Ebene, der in der Ebene, nach dem Walde gedrängt, die unzeitig vorstürmenden Cherusker wurden von der römischen Reiterei gefaßt; den ungünstigen Kampf abzubrechen, war die ungelenke Kriegskunst der Germanen nicht imstande. Arminius schlug sich verwundet durch, aber die Verluste waren furchtbare. Trotzdem wagten die Germanen unter Inguiomar, dem Oheim des Arminius, noch einen Waffengang, wie man annimmt, nicht weit von Minden. Sie lehnten sich an einen Grenzwall und die Legionen wurden beim ersten Angriff zurückgeworfen; das hierauf in Thätigkeit gebrachte Geschütz soll dann die Reihen so gelichtet haben, daß ein zweiter Angriff vollen Erfolg hatte. Die Schlacht ist durch diese ausschlaggebende Vorbereitung des Angriffs durch Geschützfeuer von besonderer Bedeutung. Auf Befehl des Tiberius schritt Germanicus nicht weiter nach Osten vor; der Kaiser rechnete mit der Mißgunst und dem Hader der germanischen Stämme untereinander, und er verrechnete sich nicht: Rom konnte mit dem Gefühl der Sicherheit dem Waffenlärm lauschen, der fast unausgesetzt über die Grenzen Germaniens herüberdrang.

Die Kampfweise, welche die Germanen gegen die Römer anwandten, hatten auch die Franken noch zur Zeit der Merowinger, und die oben geschilderten Kämpfe müssen Ersatz bieten für solche aus späteren Zeiten, von denen Einzelheiten nicht überliefert wurden. Es ist auffallend, wieviel Ähnlichkeit sie mit der der Dorer aufweist. Die geschworenen Kameradschaften, welche dort die kräftigen Pfeiler der Phalanx bilden, finden wir hier wieder in den Familien- und Geschlechtsgenossenschaften, die geschlossene Phalanx, welche von der Heroenzeit bis zu der der Diadochen die formale Grundlage der griechischen Taktik abgiebt, erscheint bei den Germanen in der Form des Keilangriffs, des sogenannten Eberkopfes. M. Jähns nennt die keilförmige Schlachtordnung eine uralte Mitgabe aus der arischen Heimat aller Indogermanen. Jeder Stamm formierte für die Schlacht einen besonderen Keil, innerhalb dessen sich die Mannschaft nach Familien und Geschlechtern ordnete; den Familienhäuptern verblieben die ersten Plätze an der Spitze. Bei den aus mehreren Volksstämmen zusammentretenden Heeren suchten die für jeden selbständig aufgestellten Keile sich gegenseitig zu unterstützen. Dahinter fuhr die Wagenburg auf, sowohl zur Rückendeckung als zur Verhinderung der Flucht, darauf standen als ermunternde und die Verwundeten pflegende Kampfzeugen die Weiber und Kinder. Eine Reserve ward erst ausgeschieden, nachdem das römische Treffensystem ihnen empfindliche Niederlagen bereitet hatte.

Im Frankenreiche hat die Gliederung nach Familien und Geschlechtern aufgehört und der provinziellen Platz gemacht; die Waffen sind noch die alten, nämlich sehr zahlreiche Wurfwaffen neben Schwert, Dolch, Helm, Schild und Brünne. Es wurden nicht nur die Bogen und Schleudern, mit denen das Gefecht eingeleitet wurde, als Fernwaffen benutzt, sondern auch Streitaxt (Franziska), Streithammer, Ger (Wurfspieß), Frame (kurzer Schaft

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mit vorn breiter scharfer Klinge) und Angon (mit Widerhaken versehenes Speereisen) wurden beim Angriff zuerst geschleudert, wie die Pilen der Römer, aber mit dem Unterschied, daß der Germane dem fliegenden Geschoß ohne Zögern nachsprang, um die in den Schild des Gegners eingedrungene Waffe zu ergreifen und ihn des Schutzes zu berauben. Vom Schild ward schon vor Beginn des Gefechts Gebrauch gemacht, indem er beim Anstimmen des Schlachtgesangs vor den Mund gehalten wurde, um die langsam anschwellenden Töne zu der Kraft sich steigern zu lassen, welche die Römer ihn mit dem Sturmwind vergleichen ließen. Bei der Verteidigung diente er zur Bildung der Schildburg, einer festgeschlossenen Masse von etwa 300 Mann, welche sich nicht nur nach außen, sondern auch über den Häuptern durch Verschildung deckte. In dem engen Drang konnte selbst der Getötete nicht zu Boden fallen, und der Angreifende fand große Schwierigkeit, in die Verschildung ein zubrechen. Ich erinnere an den Kampf Cäsars mit Ariovist.

Germanischer Helm

Hiermit beginnt die bildlich dargestellte Entwickelung des Helms im Mittelalter, zumeist nach G. v. Suttner, „Der Helm“

Eine wichtige Ergänzung fand die starre, unbewegliche Form des Schlachtkeils in dem leichten Fußvolk, das, aus den behendesten und kräftigsten Jünglingen gewählt, das zerstreute Gefecht dem durchschnittenen Gelände vorzüglich anzupassen verstand. „Beim Hervorbrechen aus dem Hinterhalte gegen die Schluchten und Engpässe des Gebirges, sowie gegen die von Sumpf und Wald umschlossenen Schmalwege der Ebene, beim wohlvorbereiteten Rückzugsgefecht am Rand von Forst und Luch, bei überraschendem Massenangriff auf die Flanke des Feindes zeigt sich ein Verständnis für die Natur des Bodens und für die taktischen Eigentümlichkeiten der Gegner, die man nicht hoch genug anschlagen kann. Alle die mannigfachen Vorzüge des römischen Kriegswesens: Fähigkeit zu kunstmäßigen Massenbewegungen, zweckmäßiges Zusammenwirken der Waffengattungen, bessere Bewaffnung — alles das wurde durch jene Weise des zerstreuten Gefechts der Germanen aufgewogen.“ (Jähns.) Hiermit siegte Arminius über Varus.

Von jeher war bei den Germanen der Kriegsdienst zu Pferde heimisch und mit dem Begriff einer Auszeichnung verbunden; die Erfahrungen, welche Cäsar mit ihrer Reiterei machte (ich erwähnte der Niederlage, welche im Jahr 55 seine Kavallerie durch 800 Reiter der Tenchterer erlitt), veranlaßten ihn, sich eine germanische Abteilung als Leibwache zuzulegen, die nach der Schlacht bei Pharsalus und des Pompejus Flucht nach Ägypten den Sieg von Alexandrien dadurch vorbereitete, daß sie schwimmend einen Nilarm überschritt; sie leistete darin nicht weniger, als später die russischen Kasaken. Die Reiterei focht schon zu ältesten Zeiten in wohl zusammengehaltenen Massen — und darin unterschied sie sich von den asiatischen Reitervölkern — wurde aber häufig auch in eigentümlicher Weise mit dem leichten Fußvolk in Verbindung gebracht. Für das zerstreute Gefecht erhielt jeder Reiter einen behenden und kräftigen Fußgänger als Begleiter, mit dem zusammen er eine taktische Einheit bildete; das Ständige unterscheidet diese Einrichtung von der bei den Römern öfter für Einzelzwecke

getroffenen. Die Fußkämpfer leiteten das Kavalleriegefecht mit ihren Wurfgeschossen ein und griffen nach erfolgter Attacke in das Handgemenge ein, indem sie namentlich gegen die Pferde zu wirken suchten, bei schnellen Bewegungen griffen sie in die Mähnen der Rosse ihrer Mitkämpfer und sprangen ihnen zur Seite mit; in dem Kampf Mann gegen Mann, welcher jene Zeiten charakterisiert, erwuchsen aus so enger Vereinigung wesentliche Vorteile.

Die Reiter waren nicht weniger gewandt im Fußkampf, wozu sie absprangen, sicher, ihre dazu abgerichteten Pferde an derselben Stelle wiederzufinden. Ausgerüstet mit der Stoßlanze, übten sie sich gern in Reiterstückchen, und ihre Kampfübungen sind die frühesten Beispiele turnierartiger Kämpfe. Daß sie als Erkundungstruppe tüchtig waren und sich immer am Feinde finden ließen, wird schon von Cäsar bemerkt. Die ausgezeichnete Stellung behielt die Kavallerie auch bei den Franken in späteren Zeiten; die Schar, mit der sich die Merowinger ebenso wie Karl der Große umgaben, erhielt nicht nur Geschenke an Geld, Kleidungsstücken, Lebensmitteln, Schmuck und Waffen, sondern genoß auch besonderer Vorrechte.

Wenn sich auch die Kampfweise der Franken noch unter den Merowingern unverändert erhielt, änderte sich doch bald das Verhältnis der Herrscher zum Volke. Die Könige kamen durch ihre Eroberungen in den Besitz großer erledigter Güter; sie benutzten diese, um Verdienste der Männer ihres Dienstgefolges zu belohnen und diese enger an sich zu fesseln. Da nun schon jeder der Dienstmannen ein Loos, Allodium, als erbliches Grundeigentum erhielt, fügten sie diesem ein Grundstück zu lebenslänglicher Nutznießung hinzu; ein solches hieß Lehn (beneficium oder feudum) und der Inhaber Lehnsmann oder Vasall. Die Lehnsleute waren zu besonderer Treue und dauerndem Kriegsdienst verpflichtet, sie bildeten den Kern der Wehrmacht, den Adel; da sie wieder andere Freie mit Teilen ihres Lehns bedenken konnten (Afterlehn), so gewannen sie ihrerseits wieder Vasallen, aus denen der niedere Adel sich entwickelte. Durch diesen Lehnsadel wurde der alte Geburtsadel verdrängt, zumal die Erblichkeit der Lehne bald von ihm erlangt wurde. Die Klasse der zur Heeresfolge verpflichteten Gemeinfreien, welche Grundeigentum besitzen durften, und in Gaue, Hundertschaften und Gemeinden gegliedert waren, nahm mit starken Schritten ab, da es viele vorzogen, ihr Allod der Kirche oder hohen Adligen zu vergeben und ein größeres Stück als Lehn zurückzuempfangen. Die Germanen wurden zum Ackerbauvolk, darüber ward der geringe Bauer friedlich und verlor die Lust zum Kriegshandwerk: der unentgeltlich zu leistende Heerbann, der mit dem vollendeten zwölften Lebensjahre begann, führte ihn in der besten Jahreszeit fort, und die etwaige Beute blieb bei den Vornehmeren hängen. Das ist die Erfahrung, die sich bei jedem endgültig seßhaft gewordenen Volke wiederholt; denn vor dem war der dauernde Grundbesitz den Germanen fremd gewesen, dafür sorgten die von Osten nachdrängenden Scharen.

---

Das aus dem hohen Adel sich entwickelnde Hausmeistertum machte dem wirtschaftlichen und militärischen Rückgang des Frankenreiches ein Ende. Der Hausmeister von Austrasien, Pippin, besiegte 687 den von Neustrien und brachte die gesamte Reichsregierung an sich, sein Sohn Karl Martell (714—41) sicherte in schweren inneren Kämpfen das Werk des Vaters und das Übergewicht Austrasiens. Zufrieden mit dem Titel eines Majordomus, herrschte er doch wie ein König, unbekümmert um den merowingischen Schattenkönig, zog.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ein gewaltiger Kriegsheld, Jahr für Jahr ins Feld, um die feindlichen Nachbarn, Friesen und Sachsen, zur Ruhe zu zwingen, brachte Bayern wieder zur Anerkennung der Reichsoberhoheit und hielt die Herzöge, welche als oberste Verwaltungsbeamte über den Grafschaften standen, in Gehorsam. Er löste die große Aufgabe, den Ansturm der Moslemin zu brechen und ihnen in den Pyrenäen eine Grenze zu setzen. Er legte den Grundstein, auf welchen Karl der Große sein Kaiserreich erbauen konnte.

Abderrahman, der geschickteste und berühmteste Führer der in Spanien eingedrungenen Araber (Sarazenen) verstärkte seine Truppen durch ein starkes Korps auserlesener berberischer Reiter aus Afrika, überschritt im Sommer 732 die Pyrenäen und überschwemmte das südöstliche Frankenland mit seinen von den Arabern (wohl zu niedrig) auf 80000, von den mönchischen Chronisten (jedenfalls zu hoch) auf 345000 Mann geschätzten Kriegern. Der von Eudes, dem Grafen von Aquitanien, versuchte Widerstand ward gebrochen, und die Sarazenen beluden sich mit reicher Beute aus den eroberten und zerstörten Städten. Die arabischen Chronisten erzählen: „Die Muselmänner schlugen also ihre Feinde, überschritten die Garonne, verwüsteten das Land und machten zahllose Gefangene. Und das Heer ging über alle Orte hin wie ein verheerender Sturm. Das Glück machte diese Krieger unersättlich. Beim Flußübergang warf Abderrahman den Grafen zurück, und der Graf flüchtete in seine Feste, aber die Muselmänner griffen ihn an, drangen mit Gewalt ein und erschlugen den Grafen; denn alles wich vor ihren Säbeln, diesen Lebensräubern. Alle Stämme der Franken zitterten vor dieser schrecklichen Armee, und sie begaben sich zu ihrem König Caldus und erzählten ihm von den Verwüstungen der muselmännischen Reiter, und wie sie nach Belieben durch das ganze Land von Narbonne, Toulouse und Bordeaux ritten, und berichteten dem König den Tod ihres Grafen. Da ermahnte sie der König, guten Mutes zu sein, und versprach ihnen seinen Beistand. Und im 114. Jahre der Hegira bestieg er sein Roß, nahm ein zahlloses Heer mit und zog gegen die Muselmänner. Und er stieß auf sie bei der großen Stadt Tours. Und Abderrhaman und andere kluge Häuptlinge sahen die Unordnung der muselmännischen Truppen, die mit Beute beladen waren. Sie fürchteten aber das Mißfallen der Soldaten zu erregen, wenn sie ihnen beföhlen, alles liegen zu lassen mit Ausnahme ihrer Waffen und Kriegsrosse. Und Abderrhaman vertraute auf die Tapferkeit seiner Krieger und das Glück, das ihn bis dahin begleitet hatte. Aber ein solcher Mangel an Disziplin wird den Armeen immer verhängnisvoll. So griffen Abderrhaman und sein Heer Tours an, um noch größere Beute zu gewinnen, und sie stritten so wacker dagegen, daß sie die Stadt fast unter den Augen der Armee, die zu ihrem Entsatze herankam, erstürmten. Und die Wut und Grausamkeit der Muselmänner gegen die Einwohner der Stadt waren gleich der Wut und Grausamkeit rasender Tiger.

Gallisch-italischer Helm

Unweit des Flusses Loire stellten sich die zwei großen Heere mit den zwei verschiedenen Sprachen und Religionen einander in Schlachtordnung gegenüber. Die Herzen Abderrhamans und seiner Hauptleute und Soldaten schwollen von Zorn und Stolz, und sie waren die

ersten, welche die Schlacht begannen. Die muselmännischen Reiter jagten kühn und oft gegen die Schlachthaufen der Franken, welche mannhaft Widerstand leisteten, und manche sanken todeswund auf beiden Seiten, bis die Sonne ihrem Untergang nahte. Die Nacht trennte die beiden Armeen; als aber der Morgen graute, fingen die Muselmänner von neuem zu fechten an. Bald hatten sich ihre Reiter eine Gasse bis in die Mitte des christlichen Heeres gehauen. Aber viele von den Muselmännern fürchteten für die Sicherheit der Beute, die sie in ihren Zelten aufgestapelt hatten, und ein falsches Geschrei lief durch die Reihen, daß der Feind das ganze Lager plündere. Darauf ritten mehrere Geschwader der muselmännischen Reiter nach den Zelten ab, um diese zu schützen. Es sah aber aus, als ob sie flüchteten, und das ganze Heer geriet dadurch in Unruhe. Und während Abderrhaman bemüht war, der Unordnung zu steuern und jene in die Schlacht zurückzuführen, kamen die fränkischen Krieger daher und durchstachen ihn mit vielen Speeren, so daß er tot blieb. Nun floh das ganze Heer vor dem Feinde, und viele ließen ihr Leben auf der Flucht."

Die Sarazenen machten seitdem keinen ernstlichen Versuch wieder, sich jenseits der Pyrenäen festzusetzen, ein Beweis von der Gründlichkeit der erlittenen Niederlage. Wenn ein mönchischer Chronist die Zahl der fränkischen Streiter auf nur 1007 angiebt, so kann man dem ebenso wenig Glauben schenken, als der übertriebenen Schätzung der Moslemin. Jedoch kann man wohl annehmen, daß der von langer Hand vorbereitete Einfall eine viel größere Kriegerschar unter Abderrhamans Fahnen vereinigt hatte, als Karl Martell mit dem schleunigst aufgebotenen Heerbann zusammenbringen konnte; es war eine förmliche Völkerwanderung der Moslemin, welche nach des Chronisten Worten „mit all ihren Weibern und Kindern und ihrer Habe in solcher Menge aus Spanien daherzogen, daß man sie weder zählen noch schätzen konnte. Sie brachten alle ihre Waffen und alles, was sie hatten, mit sich, als ob sie von nun an für ewig in Frankreich wohnen wollten." Die frische, ungebrochene Kraft der Araber, ihre siegberauschten, fanatisierten Massen, denen die alte, aber in den Händen von Söldnern ruhende Kriegskunst der Romäer auch nicht in einem Kampfe Stand gehalten hatte, scheiterten an der gleichfalls frischen Volkskraft der Germanen und an der durch diese neuangeregten Kriegslust der Kelten. Dort brach infolge dessen eine überalterte Kultur zusammen, hier gewann eine junge, aus Trümmern mühsam sich emporringende die Kraft zu weiterer Entfaltung. Der Krieg war in beiden Fällen ein Existenzkampf von der höchsten Bedeutung.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 12. Das weströmische Reich Karls des Grossen

Karl Martell hatte die Existenz des Frankenreiches durch siegreiche Kämpfe mit Heiden und Sarazenen gesichert, sein Sohn Pippin (der „Kurze", 752—768) machte der Scheinherrschaft der Merowinger ein Ende, nachdem seine Gewissensbisse und die Bedenken seiner Getreuen ob dieses Vorgehens gegen das legitime Königtum durch den Papst beschwichtigt worden waren. Im November 751 wurde er in Soissons „durch die Wahl aller Franken und die Huldigung der Großen" auf den Königsthron erhoben. Bonifatius, der Einiger der fränkischen Kirche und Begründer der päpstlichen Obmacht, vollzog die Salbung, um dem neuen Königtume die göttliche Weihe zu verleihen; die erste Verknüpfung zwischen Staat und Kirche war damit erfolgt und damit gegenseitige Rechte und Pflichten geschaffen, die in Zukunft schwere Zwiste hervorrufen sollten. Den Dank stattete Pippin in der Bekämpfung des Langobardenkönigs Aistulf und in der Zurückgabe der ihm entrissenen Gebiete an den Papst ab. Doch erst Karl der Große konnte ihm diesen Besitz durch Vernichtung des Langobardenreiches endgültig sichern.

Nachdem der Tod seinen Bruder Karlmann 771 weggerafft und dadurch die Quelle drohender Zerwürfnisse beseitigt hatte, ward Karl mit Zustimmung der Großen Alleinherrscher. Ihm fiel die wichtige Aufgabe zu, die noch rohe, übersprudelnde Jugendkraft der germanischen Völker der strengen Zucht der christlichen Kirche und geordneter Rechtszustände zu unterwerfen, die Hindernisse zu beseitigen, welche ihren Zusammenschluß verhinderten und im Begriff waren, sie für immer auseinander zu treiben, und ihnen die Reste der antiken Bildung zur sorgsamen Pflege und Entwickelung einer neuen Kultur zugänglich zu machen. Als er mit 29 Jahren als Alleinherrscher den Thron bestieg, hatte er durch Unterwerfung des aufständischen Aquitanien die westlichen Grenzen bereits gesichert; es galt, mit den östlichen Nachbarn abzurechnen, welche alle feindlich den Franken gegenüberstanden. Da saßen die Friesen an der Nordseeküste bis zur Weser hin und auf den vorgelagerten Inseln; ein kühnes Volk von Seefahrern, das unter seinen Ethelingen, den vollfreien, in Geschlechtsverbänden lebenden Hofbauern, seine alte Germanenfreiheit mit aller Zähigkeit gegen die Franken verteidigte. Diese hatten in den westlichsten Teilen wohl den Widerstand gebrochen und das Christentum eingeführt, konnten aber nicht weiter vordringen, da die Friesen in der Flanke durch die Sachsen gedeckt waren.

Dieses lebenskräftige Volk zerfiel in 4 Abteilungen: die Westfalen zwischen Ruhr, Ems und Lippe, die Engern auf beiden Ufern der Weser, die Ostfalen von da bis zur Elbe und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Nordalbinger zwischen Elbe und Eider; sie lebten in der Art ihrer Vorfahren von Viehzucht und Ackerbau in bescheidenem Umfange, ebenso wie die Friesen in freien Geschlechtsverbänden; nur zur Kriegszeit übertrugen die einzelnen Stämme die Gewalt an Herzöge, niemals aber waren sie während der Kämpfe mit Karl dem Großen gesamt unter einem Führer vereinigt, und das hat ihre endliche völlige Unterwerfung zumeist verschuldet. Zu ihren südlichen Nachbarn standen sie in feindlichem Verhältnis; halfen sie doch den Franken früher, die Thüringer zu unterwerfen, und waren so von den südlichen deutschen Stämmen völlig getrennt und mehr geneigt, sich an die nördlichen Germanen, die Dänen und Normannen, anzuschließen.

Im Süden folgten als Nachbarn des Frankenreiches die Bojoaren, welche bereits in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis standen, hinter ihnen aber saßen die Avaren, noch immer ein wildes Reitervolk, hinter den Sachsen die Sorben, Wilsen, Obotriten, wendische Stämme, und im Norden die Dänen, so daß hier das sich ausdehnende Reich überall auf hartnäckige und ungeschwächte Feinde stoßen mußte. Man sieht, nach der Überflutung Europas durch die germanischen Stämme waren die Gebiete zwischen Elbe, Donau und Ostsee, wo sie vordem gesessen, von den nachdrängenden Völkerschaften besiedelt worden, und nachdem die germanische Flutwelle sich verlaufen, ihre Reste in den meisten Gebieten, die sie sich unterworfen hatten, teils vernichtet, teils aufgesogen waren, beruhte die Lebenskraft der Germanen auf den nördlichen Gliedern und auf den von den südlichen übrig gebliebenen Franken, Sachsen, Alemannen, Bojoaren, Thüringern und Friesen. Diese zum Zusammenschluß zu zwingen, war die schwierige Aufgabe Karls des Großen. Das Reich der Langobarden kommt für die Zukunft nicht mehr zur Sprache, da die germanischen Elemente nach der Zertrümmerung des Staates ebenso beinahe spurlos sich verloren, wie in anderen romanischen Ländern.

Die Stellungnahme des Langobardenkönigs, welcher den Papst zwingen wollte, die Söhne Karlmanns zu Königen zu salben, damit er ein Recht gewönne, für ihre Ansprüche aufzutreten, veranlaßte Karl dazu, 773 mit zwei Heeren die Alpen zu überschreiten, um Desiderius anzugreifen. Während sein Oheim Bernhard über den Jovisberg (St. Bernhard) ging, führte er selbst seine Abteilung über den Mont Cenis. Verrat und Planlosigkeit lähmten die Kraft der Langobarden; Desiderius zog sich nach Pavia zurück, das Karl nach siebenmonatiger Belagerung eroberte, und mit der Verbannung des Königs in ein Kloster verschwand sein Reich aus der Geschichte. Eine Verschwörung des langobardischen Adels bestimmte Karl 775, anstatt der noch beibehaltenen Verfassung die fränkische Gauverfassung einzuführen. Jedoch nicht ganz Italien wurde dem Frankenreiche einverleibt, sondern im Süden behielt Byzanz immer einen bedeutenden Einfluß. Dadurch wurde die Zerstückelung Italiens vorbereitet und andererseits durch den Anschluß von Norditalien an das abendländische Reich sein starker Einfluß in politischer, kirchlicher und kultureller Beziehung begünstigt.

Karl erneuerte das Versprechen Pippins, der römischen Kirche ihr gesamtes Eigentum wiederzuerstatten, und hat dies getreulich gehalten; der Papst erkannte in dem „Patrizius der Römer" die Oberherrschaft über das der römischen Kirche zugestandene Gebiet, über Rom und Ravenna an; das Verhältnis war das zwischen dem Schutzherrn und dem Schützling, die Souveränität des Papstes kam dabei gar nicht zur Sprache.

Im Jahre 778 wurde Karls Hilfe von dem arabischen Statthalter von Saragossa erbeten, da er von dem Khalifen von Cordova vertrieben worden war. Wieder überschritt er

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

das Gebirge in zwei Kolonnen, erstürmte Saragossa, eroberte das Land bis zum Ebro und setzte den Vertriebenen als fränkischen Statthalter über diese „spanische Mark".

Diese Kriege bilden, so viel Kräfte sie auch beansprucht haben mögen, nur Episoden und füllten nur die Zwischenräume aus des gewaltigen Krieges, den man als Karls des Großen Lebenskampf bezeichnen kann, des Krieges mit den Sachsen. Nur die sichere Feldherrnkunst des Königs, sein zähes Ausharren, die Überlegenheit der fränkischen Waffen und der Mangel einer einheitlichen Führung bei den Sachsen ließen die unendlichen Schwierigkeiten überwinden, welche die hartnäckige Tapferkeit dieses Volkes und die Unwegsamkeit ihres Landes entgegenstellten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Sachsen viel leichter sich dem Szepter Karls gefügt hätten, wenn ihnen nicht die Annahme des Christentums und der damit verbundenen kirchlichen Abgaben als Verrat an ihren Göttern und an ihrer Freiheit

Helm Wenzeslaus des Heiligen
(Ermordet 938)

Fränkischer Helm

erschienen wäre; und doch war für Karl die Bekehrung des heidnischen Volkes etwas mit der Unterwerfung selbstverständlich Verbundenes.

Bei seinem ersten Kriegszuge im Jahre 772 drang Karl ohne viel Widerstand zu finden von Mainz aus ins Sachsenland ein, eroberte die befestigte Eresburg an der Diemel, zerstörte die in der Nähe befindliche Irminsäule und ging bis an die Weser vor. Die Sachsen unterwarfen sich, leisteten den Treueid und versprachen, das Bekehrungswerk der christlichen Sendboten nicht zu stören. Doch kaum hatte er 773 den Rücken gewandt, um über die Alpen zu ziehen, so standen sie auf, wählten sich Widukind zum Heerkönig und drangen, nachdem sie die Eresburg zurückerobert hatten, gegen den Niederrhein vor. So zog der König 775 wieder gegen sie, diesmal die Ruhr aufwärts, wo er die Feste Sigiburg nahm, dann eroberte er die Eresburg zum zweiten Male und ging über die Weser bis zur Ocker vor. Dasselbe wiederholte sich, als Karl 776 wieder nach Italien gehen mußte, doch schienen die Sachsen nach der abermaligen Unterwerfung so sicher, daß der König 777 sogar einen Reichstag in ihrem Lande, in Paderborn, abhielt. Und doch benutzten sie schon im nächsten Jahre den Heereszug nach Spanien, um unter Widukind eine große Waffen-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vereinigung zu schließen und trotz aller Eide verwüstend und plündernd an den Rhein vorzurücken; der Heerbann der Ostfranken und Alemannen veranlaßte sie hier zur Umkehr, und sie wandten sich nach Süden, um Thüringen mit Feuer und Schwert zu verwüsten und aus Fulda die Mönche zu vertreiben. Erst 779 konnte Karl diese Unbilden rächen, er besiegte die Sachsen bei Bocholt an der Aa und drang bis zur Weser, in dem Feldzug des nächsten Jahres bis zur Elbe vor, ließ feste Plätze bauen und veranlaßte viele zur Annahme der Taufe.

Zwei Jahre hielten die Sachsen Ruhe; da unternahm der König 782 einen Feldzug gegen die Sorben, welche hinter den Sachsen zwischen Elbe und Saale saßen; Widukind brachte der Abteilung auf dem Durchmarsch bei den Süntelbergen eine vollständige Niederlage bei und begann abermals, die Kirchen zu zerstören und die Priester zu vertreiben. Nun wars aber mit Karls Geduld zu Ende: er zog an Streitkräften zusammen, was möglich war, eilte ins Sachsenland und erzwang die Auslieferung der Schuldigen; nur Widukind entging ihm. Dann hielt er in Werden Gericht und ließ die Ausgelieferten, 4500 an der Zahl, hinrichten. Diese grausame Strafe hatten die Sachsen nicht erwartet, mit elementarer Gewalt brach der allgemeine Aufstand aus, aber Widukind gelang es nicht, die Streitkräfte unter seiner Führung zu vereinigen, vereinzelt erlagen sie in den Schlachten bei Detmold und an der Hase (783) den fränkischen Waffen. Widukind und sein Waffengenosse Albion entschlossen sich, die Taufe anzunehmen, und damit schien der Friede hergestellt.

Karl gewann nun freie Hand, um mit Thassilo, dem Bojoaren-Herzog, abzurechnen, welcher in der Begierde, seine alte Selbständigkeit wiederzugewinnen, mit den Avaren in Unterhandlung trat; im Jahre 787 brach er mit 3 Heerhaufen gegen ihn auf; den einen führte er selbst an den Lech, den zweiten ließ er zur Linken gegen die Donau, den dritten zur Rechten aus Italien gegen Bozen vorgehen. Diesem umfassenden Angriff konnte Thassilo nicht begegnen, er erkannte sein Lehnsverhältnis an. Jedoch ließ er sich in Pläne verwickeln, welche seine Gemahlin, eine Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, gemeinsam mit Romäern und Avaren schmiedete, und dies kostete Bayern den Rest von Selbständigkeit, es ward 788 fränkische Provinz, nachdem seine eigenen Unterthanen den Thassilo des Verrats angeklagt hatten.

Wie im römischen Kaiserreiche zog auch für Karl jede Vergrößerung seiner Herrschaft neue Kriege, neue Gebietserwerbungen nach sich: die Sicherung der Grenzen machte immer ihre Erweiterung wünschenswert. Die Einziehung von Bayern brachte den Krieg mit den Avaren. Der König begann ihn 791 mit zwei Heeren, welche beiderseits der Donau vorgingen, während eine dritte Abteilung von Italien her demonstrierte. Doch mußte er die Niederwerfung und die Zerstörung dieses Reiches seinem Sohne Pippin überlassen, da er selbst durch einen neuen Aufstand der Sachsen zurückgerufen wurde. Jener erreichte sein Ziel 799, die Sachsen beschäftigten Karl noch bis zum Jahre 804, dann erst erreichte dieser Bruder- und Verbrüderungskrieg für immer sein Ende. Die letzten Feldzüge waren gegen die nunmehrigen östlichen Nachbarn, die Slaven und Dänen, gerichtet. Letzteren gewann Karl die Eidergrenze ab; erstere brachte er, soweit sein Arm sie erreichte, in eine gewisse Abhängigkeit, sie behielten ihre heimischen Fürsten, wurden aber zu einem jährlichen Tribut und zur Heeresfolge in Grenzkriegen verpflichtet.

Das Reich Karls des Großen dehnte sich im Anfang des neunten Jahrhunderts vom Ebro bis zur Raab und von der Eider bis zum Garigliano, der Schwerpunkt lag in dem seit 800 Jahren romanisierten Gallien, an das sich wertvolle Teile der beiden Halbinseln

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Italien und Spanien anschlossen; hier überwogen trotz der germanischen Herrschaft die romanisierten keltischen Elemente, hier konnte zwischen den natürlichen Grenzen der Meeresgestade und hoher Gebirge eine friedliche Entwickelung Platz greifen und ein einheitliches Staatswesen sich erhalten. Dagegen waren die rein germanischen Elemente auf einem schmalen Landstrich, der sich jenseits des Rheins von der Nordseeküste bis zum Adriatischen Meer erstreckte, zusammengedrängt; sie dienten dem Reiche als Puffer gegen die im Osten sitzenden und andrängenden Slaven und hatten schwere Kämpfe mit ihnen zu gewärtigen. Es fehlte ihnen ferner der dem Frankenreiche im übrigen gemeinsame Kitt der römischen Kultur bezw. ihrer Überreste; die südlichen Stämme hatten wohl schon eine kurze Zeitlang, die nördlichen aber noch gar keine Beziehungen hierzu gehabt, und was sie von alten Kulturresten erhielten, bekamen sie nicht einmal aus zweiter, sondern aus dritter und vierter Hand. Daraus erklärt sich die schwierige Verschmelzbarkeit dieser germanischen Stämme, welche zu der eigenartigen geschichtlichen Entwicklung Deutschlands geführt hat: es fehlte eine gemeinsame Basis und mußte erst müh- und langsam erkämpft und errungen werden. Deshalb finden wir nicht nur gegen äußere Feinde diese germanischen Stämme in steten Kämpfen, sondern auch den Verbrüderungskampf der Franken und Sachsen sich wiederholen, bevor der endliche Zusammenschluß nach mehr als einem Jahrtausend erreicht wurde.

Deutscher Topfhelm
Um 1184

Die Stellung der deutschen Grenzländer zum Frankenreiche wird gekennzeichnet durch Karls Einrichtung der „Marken“, d. h. der Grenzgebiete, deren Mannschaft unter den Markgrafen den Grenzschutz zu übernehmen hatte; sie ziehen sich natürlich an der ganzen Ostgrenze entlang: Friaul, windische Mark, Steiermark, avarische (später bayerische Ost-) Mark, Nordgau (böhmische Mark), thüringische und sächsische Marken; im Westen finden sich nur die bretonische und hispanische Mark. Das von deutschen Stämmen bewohnte Gebiet ward durch Elbe, Saale, Böhmer Wald begrenzt und erstreckte sich nur im Süden etwas weiter nach Osten; das Ausdehnungsstreben, welches bisher nach Westen schaute, mußte sich jetzt nach Osten wenden, dem Mittelpunkt des Reiches entgegengesetzt, die Grenzwächter mußten bestrebt sein, die andrängenden östlichen Nachbarn, deren Druck sie bisher nachgegeben hatten, zurückzudrängen, um die ihnen anvertrauten Grenzen durch weiteres Hinausschieben am besten zu sichern; wie die Franken früher den Rhein, mußten die Sachsen und Thüringer jetzt die Saale und Elbe zu überschreiten suchen, um die Grenze an die Oder zu verlegen. Ein deutsches Reich war erst möglich, wenn die deutschen Stämme die Nordseeküste und das früher innegehabte Hinterland zurückerobert hatten. So ist nicht zu verkennen, daß das von Karl dem Großen geschaffene Frankenreich eine ganz neue Periode des geschichtlichen Werdegangs in Europa hervorgerufen und die Grundlage der seit ihm in veränderten Richtungen vorschreitenden Entwickelung der europäischen Staaten festgelegt hat.

Die zahlreichen Kriege, welche Karl zu führen gezwungen war, sind zwar von Zeitgenossen nicht eingehend geschildert worden, jedoch läßt sich aus den dürftigen Überlieferungen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ersehen, daß der König in strategischer Beziehung einen überraschend hohen Standpunkt einnahm. Er war durch Unwegbarkeit und kulturell niedrige Stufe der Kriegsschauplätze genötigt, die wenigen Sommermonate auszunutzen, um seinen Kriegszweck zu erreichen; deshalb mußte er suchen, so rasch als möglich die Entscheidung mit überlegenen Kräften herbeizuführen, und teilte seine Truppen in mehrere Kolonnen, welche konzentrisch in das feindliche Gebiet eindrangen und die Entscheidung nach ihrer Vereinigung erzwangen. Daß dies „getrennt Marschieren und vereint Schlagen" ihm stets gelungen ist, läßt an sich auf einen vorzüglichen strategischen Blick und auf richtige Dispositionen schließen. Die bezeichneten Verhältnisse hatten aber anderseits organisatorische Maßnahmen zur Folge, welche auf die weitere Entwickelung des Kriegswesens einen großen, und zwar einen verhängnisvollen Einfluß gehabt haben.

Die Germanen bevorzugten von jeher den Kriegsdienst zu Pferde; diese Vorliebe wurde wesentlich unterstützt durch die Kämpfe mit den Arabern unter Karl Martell, sie zeigte sich seitdem darin, daß die Ausgestaltung des Benefizialwesens sich auf das Innigste mit der des Reiterwesens verknüpfte, daß die Zahl der Reiter im Heer zugleich mit der der Vasallen stieg. Aus dem, was uns über die Schlacht bei Poitiers überliefert ist, geht soviel hervor, daß die fränkische Kavallerie die der Sarazenen geworfen hat, daß sie also für den Massenangriff wohl geeignet war; da aber die Araber ungehindert die Pyrenäen überschreiten konnten, ist zu schließen, daß Karl Martell zur Verfolgung seine Reiter nicht gebraucht hat oder nicht gebrauchen konnte. Nun hatte Karl der Große bei seinen auf strategischer Kombination beruhenden Feldzügen unbedingt damit zu rechnen, daß zum Teil recht bedeutende Entfernungen auf sehr mangelhaften Wegen mit möglichster Beschleunigung zurückgelegt werden mußten, und dies war mit berittenen Truppen am ehesten, mit Fußtruppen kaum zu erreichen. Es scheint, daß bisweilen überhaupt keine Infanterie aufgeboten wurde.

Alter Topfhelm, aufgestülpt
Nach San Marte

Wenn man erwägt, aus wie bescheidenen Anfängen und wie langsam und gleichmäßig das alte römische Reich sich entwickelte, wie klein anfangs der von Staatsmännern und Feldherren ins Auge zu fassende Gesichtskreis war, und wenn man dem die gewaltsame und stoßweise Entstehung des Frankenreiches gegenüberstellt, dessen Regenten mit ganz Europa zu rechnen hatten, so ist es erklärlich, daß dort die kulturelle Entwickelung und damit die Ausgestaltung aller für die Verwendung und Wohlfahrt der Armee so wesentlichen Zweige Schritt halten konnten mit der Vermehrung und den Bedürfnissen des Heeres, daß mit dem Vorrücken der Grenzen die Straßenbauten folgten, daß in den ihrem Schutze dienenden festen Orten ebensoviele Depot- und Magazinplätze für die Armee erstanden, daß das Verpflegungs- und Medizinalwesen bei dieser sich den Bedürfnissen gemäß entwickelte — daß aber von all dem bei den fränkischen Heeren keine Rede war, und daß diesem barbarischen

Zustande auch die Organisation entsprechen mußte, daß sie zurückgriff auf die ursprüngliche Zusammensetzung der nomadischen Reitervölker. Die Armee ward unter den Karolingern mehr und mehr von den Vasallen gestellt, der alte Heerbann trat immer mehr zurück; damit wurde die Reiterei zur Hauptwaffe, die Infanterie verschwand. Aber da sich die Schwerfälligkeit und Unbehilflichkeit der Reiter gleichzeitig steigerte, da sie nur noch den Massenangriff behufs Schlachtentscheidung ins Auge faßten und die freie Beweglichkeit vernachlässigten, bereitete sich eine Taktik vor, welche mit der Einführung des ritterlichen Prinzips in die Heerbildung den größten Rückschritt auf dem Gebiete des Heerwesens in sich schloß.

Nachdem Karl im Jahre 800 vom Papst Leo III. zum römischen Kaiser gekrönt war, schien das zweigeteilte alte Weltreich wiedererstanden zu sein, und eigentümlicher Weise waren die Armeen beider Reiche in der übermäßigen Bevorzugung der Reiterei sich ähnlich, jedoch war dies bei den Romäern ein Zeichen einer überlebten, bei den Franken das Erzeugnis der mangelnden Kultur; und es trieb bei ihnen eine originelle Blüte, das Ritterwesen. Wie dies schon unter den Karolingern zu knospen begann, zeigt nicht nur der um Karl den Großen gesponnene Sagenkreis, sondern auch die Schilderung der Kampfspiele, welche 842 nach der Schlacht bei Fontenay von den Königen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen veranstaltet wurden. Der Chronist erzählt davon: „Dann kamen sie auf einem besonders auserlesenen Platze zusammen, und während ringsherum das Volk sich scharte, stürzten sie zuerst von beiden Seiten gleich starken Scharen von Sachsen, Wasken, Austrasiern und Brittonen wie zum Kampfe in schnellem Laufe auf einander; darauf wendeten die einen ihre Rosse und suchten, mit den Schilden sich deckend, vor dem Angriff der Gegner sich durch die Flucht zu retten, während diese die Fliehenden verfolgten; zuletzt stürmen beide Könige, umgeben von der ganzen jungen Mannschaft, in gestrecktem Lauf die Lanzen schwingend gegen einander, und bald von dieser, bald von jener Seite zur Flucht sich wendend, ahmt man den wechselnden Gang der Schlacht nach. Und es war ein Schauspiel, bewundernswert wegen des Glanzes und der Ordnung, die da herrschten. Denn auch nicht einer von dieser so großen Menge und von diesen verschiedenen Völkern wagte, wie es selbst unter wenigen und unter Bekannten zu geschehen pflegt, einem andern eine Wunde zu schlagen oder einen Schimpf anzuthun.“ Wenn man dies auch noch nicht ein Turnier nennen kann, ist es doch sein unmittelbarer Vorläufer.

Fränkischer Fußkämpfer Karls des Großen

# 13. Das heilige römische Reich deutscher Nation.

Das Reich Karls des Großen konnte seinen Gründer nicht lange überleben: die weitere Ausgestaltung des von ihm begonnenen Werkes hätte eine Reihe hervorragender Fürsten erfordert, welche in seinem Geiste ihre Kraft einsetzten. Anstatt dessen Hader und Streit schon in der zweiten Generation und willenlose Schwäche bei dem Herrscher, dessen Söhne schon zu seinen Lebzeiten ihr Erbe zerstücken und verwüsten. Die erste Teilung (Vertrag zu Verdun, 843) erfolgte nach dem Prinzip, daß jeder der drei Frankenkönige auch ein Stück des alten fränkischen Stammlandes erhalten müsse: deshalb wurde für Lothar, welcher Italien erhielt, ein schmaler, von der Nordsee bis zur Mittelmeerküste reichender Streifen Landes zwischen den seinen Brüdern zufallenden West- und Ostländern herausgeschnitten, wodurch auch die Gebiete der Burgunden und Alemannen zerrissen wurden; das Nationalitätsprinzip kam also hierbei nicht zur Sprache. Erst bei der zweiten Teilung (nach Lothars und seiner Söhne Tode, 870, Vertrag von Meersen), wurden die germanischen Stämme im Ostreiche vereinigt, doch mit Lothringen diesem ein Zankapfel überwiesen, der nicht wenig zu der Zersplitterung seiner Kräfte und zur Ablenkung von seinen nationalen Aufgaben beigetragen hat.

Die Kämpfe begannen sofort nach dem Tode Ludwigs des Deutschen, indem Karl der Kahle in Ostfranken einbrach. Ich erwähne dies, weil die Schlacht bei Andernach, in welcher Ludwig III. ihn zurückwarf, ein Bild von den Reiterschlachten jener Zeit gewährt. „Karl, der gedroht, er wolle ein so mächtiges Heer zusammenbringen, daß seine Rosse den Rhein aussaufen sollten, damit er ihn trocknen Fußes durchschreiten und Deutschland verheeren könne, lag bei Köln. Ihm gegenüber mit nur wenigen Vasallen Ludwigs des Deutschen Sohn. Durch gleißnerische Worte beirrt, hatte er fast sein ganzes Heer auf Futterholen ausgesandt, als er von Kölns Erzbischof vor einem Überfall gewarnt wurde. Darauf sogleich in Harnisch, erwartete er nicht die zerstreuten Mannen, hieß die geringe Schar aus seiner Umgebung zum Abzeichen weiße Gewänder über ihre Rüstung anlegen, und ging den Neustriern kühnlich entgegen. Zwar stutzten die Sachsen, in die Vorderreihe gestellt und noch nicht so geübt im Kampfe zu Pferde und flohen; aber die Ostfranken stritten um so wackerer, erlegten die Bannerträger des Gegners und eroberten, den Übermütigen in schimpfliche Flucht schlagend, eine unsägliche Beute an edlen Metallen, Waffenröcken, Rüstungen und Rossen“ (M. Jähns).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Um der ihm gestellten Hauptaufgabe gerecht zu werden und die Ostgrenzen gegen die slavischen Völker zu sichern, sah sich Ludwig der Deutsche gezwungen, die von Karl dem Großen abgeschaffte Herzogswürde wiederherzustellen. Nur dadurch, daß er den Hütern der bedrohten Marken eine größere Machtfülle einräumte, konnte er sie zur Aufbietung aller Kräfte gegen die den Bestand des Reiches gefährdenden Gegner bestimmen. Und dies war um so notwendiger, als er selbst mit der Abwehr der Normannen, welche in den Strömen mit ihren leichten Schiffen hinauffuhren und das Land brandschatzten, während seiner ganzen Regierungszeit beschäftigt war. Unter seinen Nachfolgern, namentlich unter der Regierung des Kindes Ludwig, kamen durch Besitz und Adel hervorragende Geschlechter als Herzöge an die Spitze der einzelnen Volksstämme, ihr Ansehen und ihre Machtvollkommenheit wuchsen mit den Verdiensten um das Reich, und damit auch die Selbständigkeit der Stämme. Das von Karl dem Großen geknüpfte gemeinsame Band war noch nicht fest genug, das Gefühl der Zusammengehörigkeit noch nicht tief genug eingewurzelt, als daß nicht die Gefahr eines Zerfallens in die alten Stämme: Sachsen, Franken, Thüringer, Alemannen (Schwaben), Bayern und Lothringer nahe gelegen hätte. Das königliche Ansehen sank so tief, daß die Großen eigenmächtig im Lande schalten konnten, und ihre blutigen Fehden (Babenberger und Konradiner) zerrütteten alle Ruhe und Ordnung.

Alter Topfhelm, abgenommen
Nach San Marte

Dazu kam ein neuer äußerer Feind, die Magyaren, welche vom Ural her vordrangen, und für die vorübergehende Hilfe, welche sie Arnulf gegen die Slaven geleistet hatten, sich durch die deutschen Lande bezahlen ließen, die sie verheerend immer aufs neue durchzogen. So vereinigten sich alle inneren und äußeren Gegner, um das ostfränkische Reich dem Zerfall entgegenzuführen, und der Franke Konrad vergeudete seine Kraft vergeblich, um die Königsgewalt bei den Herzögen wieder zur Anerkennung zu bringen, während Dänen, Slaven und Magyaren die Grenzgebiete überfluteten und Lothringen dem Reiche verloren ging.

Die sächsischen Herrscher, Heinrich und Otto, führten eine Wendung herbei. Ersterer erkannte klar, daß er die Einheit der deutschen Stämme nicht durch Vergewaltigung erreichen werde, daß er ihnen die Selbständigkeit in allen inneren Angelegenheiten lassen müsse, und verlieh den Herzögen das Recht, nach altem Herkommen in Krieg und Frieden ihre Stämme zu leiten, die Streitigkeiten im Lande zu schlichten und dessen Grenzen gegen Feinde zu schützen, wozu die Grafen und Herren Heerfolge zu leisten hätten; doch wie die Herzöge über die einzelnen Stämme im Reiche gebieten, so solle hoch über allem Volk und allen Landen der König stehen, als höchster Richter und Heerführer. Und auf dieser Grundlage schuf Heinrich Frieden im Innern. Otto konnte nun einen Schritt weiter gehen, indem er, ohne die Machtfülle der Herzöge anzutasten, ihre Stellung nicht als ein Erblehen, sondern als ein Reichsamt behandelte, sie also nach eigenem Ermessen verlieh, ohne sich an die Stammes-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

angehörigkeit zu kehren. Er stieß damit natürlich auf großen Widerstand, wußte diesen aber zu brechen und beseitigte mit den Nationalherzögen eine große Gefahr für die Reichseinheit.

Nur nach Beseitigung der inneren Widerstände konnte das Reich die Kraft entfalten, welche unentbehrlich war, um seine nationalen Aufgaben zu lösen, nämlich dem Deutschtum die an die Slaven verlorenen östlichen Gebiete wieder zu gewinnen. Noch war König Heinrich damit beschäftigt, dem geeinten Reich Lothringen zurückzugewinnen, als im Jahre 924 die Ungarn wieder ins Sachsenland einbrachen. In kleinen Haufen überfielen sie, plötzlich aus den Wäldern auftauchend, die wehrlosen Gehöfte, das Landvolk floh bei ihrem Nahen entsetzt, überall gleichzeitig angegriffen, überall ohne Hilfe und Widerstandskraft.

Normännischer Helm
1196

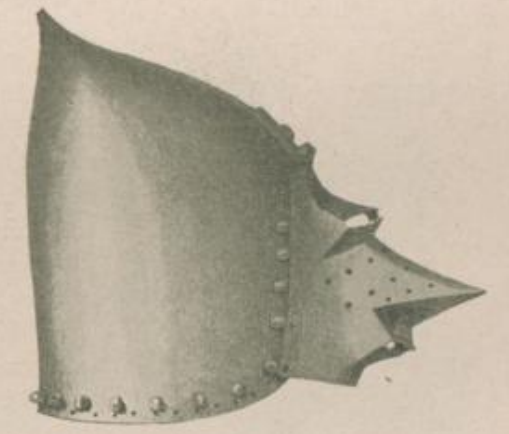
Französischer und englischer Topfhelm. Um 1270.

Heinrich wagte es nicht, mit seinen geringen Streitkräften, zumal da seine Sachsen an das Gefecht zu Fuß gewöhnt waren, den überlegenen ungarischen Reiterschwärmen im Kampf entgegenzutreten, und schloß sich, ohnehin schwer krank, mit seinen Getreuen in der Pfalz Berla hinter den Sümpfen der Ocker ein. Aber das Glück fügte es, daß ein sächsischer Heerhaufe einen Fürsten der Ungarn gefangen nahm, und die Verhandlungen wegen dessen Freilassung führten zu einem neunjährigen Waffenstillstand, während dessen allerdings ein erheblicher Tribut an die Ungarn zu zahlen war. Die Ruhe benutzte Heinrich zur Sicherung des Reiches und zur Verbesserung des Kriegswesens. Die Ungarn hatten bei ihren Einfällen leichtes Spiel gehabt, da die Sachsen einen gründlichen Widerwillen gegen das Leben hinter solch' engen Mauern hatten, wie nur die Königspfalzen, die Burgen des Adels und die Bischofssitze sie besaßen, und vereinzelt auf ihren Gehöften lebten. Heinrich vervollständigte nun die wenigen vorhandenen festen Plätze und baute neue Burgen, in deren unmittelbarem Schutz sich später Städte entwickelten; zur Besatzung nahm er jeden neunten Mann der Bevölkerung, welche als Ansiedler in den Marken von jeher zur Landesverteidigung ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

pflichtet war, während die acht anderen, welche ihr Land weiter bebauen konnten, den dritten Teil ihres Ertrages in die Burg zu liefern verpflichtet wurden. So schuf er Zufluchtsstätten in Fällen der Not und feste Punkte zur Entwickelung eines gewerblichen Bürgerstandes.

Dann widmete er seine Sorgfalt der Verbesserung des Heerwesens. Den Kern seiner Truppen bildeten die Sachsen, welche mit der ihnen eigenen Zähigkeit noch an der alten Fechtweise zu Fuß, mit Schwert und Streithammer, festhielten, während die Romanen und auch andere germanische Stämme, besonders die Lothringer und Franken, sich seit Karl dem Großen immer mehr als Reiter ausbildeten. Gegen die leicht bewaffneten, berittenen Ungarn brauchte er einerseits eine zahlreichere Kavallerie, und dies brachte die Reiterei nun auch bei den Sachsen mehr in Aufnahme, andrerseits lehrte er seine Leute, den Pfeilregen, mit dem die Gegner sie überschütten würden, mit den Schilden auffangen, und übte sie im geschlossenen Reiterangriff und in der Verfolgung.



Kesselhaube mit beweglichem Visier
1370

Nach dreijähriger Übung gaben ihm Kämpfe mit den Slaven Gelegenheit zur Erprobung seiner Taktik. Zur Winterzeit bekriegte er die Heveller, eroberte über die zugefrorene Havel Brennaborg und legte eine Besatzung hinein; dann eroberte er die Stadt der Dalemincier und gründete in der Nähe die Stadt Meißen; die erwachsene Bevölkerung wurde aber erschlagen, die Kinder in Sklaverei geführt und alle Habe dem Heer als Beute überlassen, denn der Krieg gegen die Slaven galt als heiliger Vertilgungskampf. Dies war der Anfang der Eroberung des Landes bis zur Oder, welche nach Überwindung eines allgemeinen Slavenaufstandes im Jahre 929 (Schlacht bei Lenzen, wo der geschlossene Reiterangriff den Ausschlag gab) beendet wurde. Nachdem auch die Lausitzer Wenden 932 besiegt und unterworfen waren, erschienen im folgenden Jahre die Ungarn wieder, um ihren Tribut zu fordern. Nach dessen Verweigerung überschwemmten sie mit furchtbaren Verheerungen die thüringer Lande, dann teilten sie sich, der eine Haufe ging südlich und ward von sächsischem und thüringischem Aufgebot aufgerieben, der andere stieß an der Unstrut (bei Riade) auf den König Heinrich, dessen Sachsen durch Alemannen und Bayern verstärkt waren. Er fürchtete, die Magyaren möchten beim Anblick seiner schwergerüsteten Reiter dem Kampfe ausweichen nnd sandte deshalb einen Teil der thüringer Landwehr mit nur wenigen gewappneten Reitern ihnen entgegen, um sie zum Angriff zu reizen und durch ihre Flucht auf das Hauptheer heranzulocken. Dies glückte; als aber die Ungarn die geschlossenen Reihen der deutschen Reiter erblickten, sollen sie es gar nicht zu einem ernsten Kampf haben kommen lassen, sondern sich möglichst schnell zurückgezogen haben. Das Lager ward erbeutet, aber die Verluste der Ungarn waren so gering, daß man wohl annehmen konnte, sie würden wiederkommen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dies geschah auch, und zwar schon im Jahre 937. Otto, seit 936 König, schlug sie zurück, aber sie benutzten die ungemein schwierige Lage, in welche er durch die aufständischen Herzöge und seine eigenen Brüder versetzt wurde, um im folgenden Jahr abermals in Sachsen einzufallen. Wieder trieb Otto sie aus dem Lande, aber ihnen eine vernichtende Niederlage beizubringen, gelang ihm erst im Jahre 955. Die Ungarn überschwemmten Schwaben bis zum Schwarzwald, ihr Hauptheer drang unter Morden, Sengen und Brennen bis Augsburg vor, dessen Bürger, durch Flüchtlinge verstärkt, sich unter Führung ihres kriegskundigen Bischofs Ulrich tapfer wehrten. Da zog Otto, der gerade rechtzeitig im vergangenen Jahre alle inneren Fehden zum Abschluß gebracht hatte, zum Entsatz heran. Die Magyaren standen von der Belagerung ab und zogen sich auf das rechte Ufer des Lech zurück, während die Deutschen sich auf dem linken näherten. Am folgenden Tage, dem 10. August 955, ward die Schlacht geschlagen.

Schale
1449

Das deutsche Heer war, obgleich alle Vasallen, mit Ausnahme von Lothringen und Sachsen, zur Heerfolge erschienen waren, nur klein im Vergleich mit der ungezählten Menge der Feinde, doch vertraute der König auf seine schwergewaffnete Ritterschaft. Damit nicht der Ungestüm die einzelnen fortrisse, mußte jeder seinem Anführer und Nebenmann treue Pflichterfüllung, d. h. in diesem Falle das feste Zusammenhalten versprechen. Otto teilte sein Heer in 8 Abteilungen, die drei ersten bildeten die Bayern, die vierte die Franken, welche fast nur aus Reitern bestanden; den fünften Haufen, bewährte Streiter aus dem ganzen Heere ausgewählt, führte der König selbst, dann folgten zwei aus Schwaben bestehende Abteilungen und zuletzt ein Haufen von 1000 Böhmen, welcher die Verteidigung des Gepäcks übernehmen sollte.

„Die Ungarn kamen dem Angriff zuvor. Verwegen schwimmen sie im Angesicht des Feindes über den Lech, umschwärmen das ganze Heer und fallen endlich mit starken Haufen auf das letzte Treffen. Die Böhmen sind schnell überwältigt, das Gepäck wird genommen, und die Ungarn werfen sich mit erhöhtem Ungestüm auf die Schwaben. Auch diese geraten in Unordnung und beginnen zu weichen. Da giebt Otto Befehl, Herzog Konrad solle mit seinen Franken vorgehen, und es gelingt dem tapferen, kriegserfahrenen Fürsten, die Schlacht auf dieser Seite wieder herzustellen und den Siegeslauf der Ungarn aufzuhalten. Nun rückt auch Otto, nachdem er seine kurze feurige Rede mit den Worten geschlossen: „Besser ist es, ruhmvoll im Kampfe zu fallen, als unter dem Joche der Feinde ein Sklavenleben zu führen!“ in der Rechten das Schwert, in der Linken die heilige Lanze, mit den vier ersten Schlachthaufen vor, um die Ungarn in den Fluß zu drängen. Nach langem Morden siegten die Deutschen, und die Ungarn wandten sich zu wilder Flucht. Viele fanden ihren Untergang in den Wellen, viele sanken unter dem Schwerte, viele, die sich in die benachbarten Dörfer geflüchtet hatten, starben jämmerlich in den Flammen, als die Deutschen die Dörfer an-

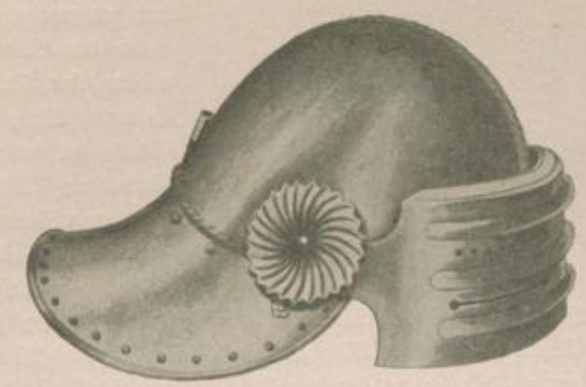
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zündeten. Zwei Tage dauerte die Verfolgung, und nur 7 Ungarn sollen, mit abgeschnittenen Ohren und Nasen, die Heimat wieder gesehen haben. Dieser Sieg auf dem Lechfelde hat den Ungarn einen solchen Schrecken eingeflößt, daß sie seitdem nicht wieder nach Deutschland gekommen sind". (Stacke).

Man sollte meinen, an den fast ununterbrochenen inneren Kämpfen, an den Zwistigkeiten mit Frankreich wegen der westlichen Grenzlande, an dem fortgesetzten Ringen mit den Slaven und Ungarn im Osten, mit den Normanen (Dänen) im Norden hätte das deutsche Reich genug Schwierigkeiten gefunden, um seine gedeihliche Entwickelung beinahe hoffnungslos erscheinen zu lassen. Aber es sollte noch ein neues Kampffeld sich öffnen, um die Kräfte des Landes in einer Weise in Anspruch zu nehmen, daß die Lösung der nationalen Aufgaben zeitweise ganz zurücktreten mußte, das war Italien.

Seit Arnulf die römische Kaiserkrone getragen hatte, war deren Wert so im Preise gesunken, daß sie gar keiner Bewerbung mehr würdig erschien; trotzdem hatte die Idee eines

Italienische Schale
1475



Übergang von der Schale zum Ritterhelm
1490

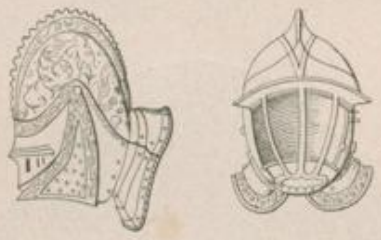
römischen Kaisertums in den Herzen der abendländisch-christlichen Völker tief Wurzel geschlagen. Es ist daraus zu ersehen, welchen überwältigenden Eindruck das weltbeherrschende römische Kaisertum auf die Barbarenstämme gemacht hatte, daß ihnen noch nach Jahrhunderten eine Großmachtstellung undenkbar schien, wenn sie nicht an jenes unmittelbar anknüpfte. Die Erinnerung der alten Kaiserherrlichkeit, welche in Karl dem Großen wieder auferstanden war, hatte die Sehnsucht zurückgelassen, daß ein römischer Kaiser die ganze Christenheit unter seinem Szepter vereine und gegen die Ungläubigen führe. Die Könige des westfränkischen Reiches hatten sich die Kaiserkrone und damit die Weltstellung entgehen lassen, obgleich geographische und politische Verhältnisse die alte gallische Provinz viel geeigneter zur Erbin Roms machten als das damalige Deutschland — vielleicht lag dem praktischen Sinn ihrer Herrscher der ideale Wunsch zu fern, um sie danach greifen zu lassen. Otto I. war der Mann, der den schönen Traum verwirklichen konnte, und die Gelegenheit bot sich in einer den romantischen Sinn der Zeit außerordentlich anmutenden Weise; es



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

galt eine schöne Frau aus der Macht eines gewaltthätigen Mannes (Berengar II., Markgrafen von Ivrea) und seines boshaften Weibes zu befreien und mit der Hand der Königswitwe Adelheid von Burgund auch den Anspruch auf die Kaiserkrone zu erwerben.

Otto erhob sein Reich zu einer Weltmacht; wenn er damit den Versuch machte, die in sich gespaltenen Stämme durch den Glanz eines römisch-germanischen Imperatorentums zu veranlassen, sich um den mächtig gehobenen Mittelpunkt zu einigen und ihre Kräfte gemeinsam gegen die Reichsfeinde zu wenden, so hat er sich bitter getäuscht. Vom deutschnationalen Standpunkt ist das Erstreben der Kaiserwürde nicht genug zu beklagen. Es brachte nicht nur die Römerfahrten aller Kaiser mit sich — und sie entzogen diese ihren andern Aufgaben —, sondern auch zahllose Kämpfe auf italischem Boden, welche dem Vaterland die besten Kräfte raubten und derart das Interesse auf sich zogen, daß die Eroberungen im Osten und Norden verloren gingen, daß sich in Polen, Böhmen und Ungarn selbständige Herrschergewalten entwickelten, welche nicht nur durch das Bestreben, ihre Macht zu erweitern, dem Reiche schwere Kämpfe verursachten, sondern der Germanisierung großer Gebiete (Böhmen, Polen, Ungarn) für immer einen Riegel vorschoben und die Entfaltung der deutschen Kultur auf enggezogene Grenzen beschränkten. Nachdem unter den Nachfolgern des ersten Otto die Slaven wieder ihre Fesseln abgeschüttelt hatten, war doch Heinrich II. gezwungen, gar ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen, um sich den übermütigen Polenkönig Boleslaw vom Halse zu halten, mit dem er nicht weniger als 14 Jahre zu kämpfen hatte, und Heinrich III. gab es den Todesstoß, als die Wenden im Jahre 1056 sein sächsisches Heer an der Havelmündung einschlossen und vollständig vernichteten. Als endlich mit der Germanisierung der Slavenländer Mecklenburg und Pommern ernstlich vorgegangen wurde, war es kein Kaiser, der dazu die Zeit und Kräfte fand, sondern zwei Vasallen, der Sachse Heinrich der Löwe und der Anhaltiner Albrecht der Bär; sie lernten eben, sich selbst zu helfen, da der Kaiser mit den italischen Angelegenheiten meist so beschäftigt war, daß er sein Reich vernachlässigen mußte. Daß damit die Selbständigkeit der Fürsten, ihre Widerspenstigkeit und ihre Herrschsucht stark ins Kraut schossen, ist natürlich, und daraus folgten immer neue innere Kriege, welche das Land nicht zum Frieden und seine Kräfte nicht zu einer organischen Entwicklung kommen ließen.



Burgunder-Helm
16. Jahrhundert

Es kann ja nicht geleugnet werden, daß Deutschland aus der engen Verbindung mit Italien den Vorteil zog, daß es nun endlich wenigstens die Reste der Kultur des Mittelmeeres aus erster Hand erhalten konnte, und deren Einfluß auf Entwickelung der Gewerbe, Kunst und Wissenschaft ist von großer Bedeutung gewesen; dies ist aber für das Kriegswesen erst von sekundärer Bedeutung, während dies durch die nicht zu übersehende Vermehrung der inneren und äußeren Kriege nicht etwa eine Förderung erhalten hat, sondern im Gegenteil auf seinem unvollkommenen und barbarischen Standpunkt festgehalten worden ist. Es ist sehr unrichtig, wenn man den Krieg allein als Förderer des Kriegswesens betrachtet; um Fortschritte auf praktischem, sowie auf wissenschaftlichem Wege zu machen, bedarf es durchaus der Friedenspausen, während welcher die Kritik zu Worte kommen, Fehler in Organisation

und Kriegführung erkannt und Mittel gefunden und bereitgestellt werden können, um besser gerüstet, besser vorbereitet wieder auf den Kampfplatz treten zu können. Das erfordert Zeit. Unverkennbar ist die Wechselwirkung, welche fast immer zwischen dem Gang der Kriegsgeschichte und den Gestaltungen des Kriegswesens stattfindet, denn wie auf der einen Seite das Übermaß an Kriegen die Unmöglichkeit einer geordneten Kriegführung und eben damit den Verfall der Kriegskunst nach sich zieht, so veranlaßt dieser, in seiner Rückwirkung, Kämpfe ohne Plan und Ende, welche weniger zur Entscheidung, als zu noch größerer Verwirrung der Verhältnisse führen.

Um den großen Gedanken, das deutsche Reich unter der Kaiserkrone zu einigen, wirklich ins Leben rufen zu können, hätte es dessen bedurft, womit Rom seine Weltmacht schuf, und woran die römischen Kaiser nie Mangel hatten: Soldaten. Die deutschen Könige konnten mit einiger Sicherheit nur über das Aufgebot des Volksstammes, bezw. des Herzogtums verfügen, dessen Lehen sie selbst in Händen hatten; um den Heerbann des ganzen Landes aufzubieten, bedurften sie der Mithilfe der Herzöge; von dieser war es abhängig, ob sie Krieg führen, ob sie mit genügender Kraft auftreten konnten. Da von der Zustimmung der Herzöge auch die Wahl der Könige abhing, waren die Kronbewerber und ebenso die Könige im Interesse ihrer Söhne genötigt, das Wohlwollen ihrer Vasallen sich durch mancherlei Rechtsbewilligungen zu gewinnen, die der kaiserlichen Machtvollkommenheit Abbruch thaten. Wohl bestand die Wehrpflicht aller Freien noch der Theorie nach, aber das Lehnswesen brachte es mit sich, daß der König nur *seine* Vasallen zur Heeresfolge heranziehen konnte, auf die Dienste der Afterbelehnten und Ministerialen aber keinen Anspruch hatte. Den Fürsten und Städten blieb es also im allgemeinen überlassen, welche und wie viele *ihrer* Vasallen sie über eine vorgeschriebene Mindestzahl aufbringen wollten. Letztere war für die geistlichen Fürsten am größten, nach einem Anschlag der Kontingente aus Ottos II. Zeit für Mainz, Köln, Straßburg, Augsburg je 100 Panzerreiter, für andere bis zu 20 Panzerreitern hinab; dagegen waren die Kontingente der Herzöge viel geringer, 40—70, und die der Grafen 10—30, so daß das ganze Aufgebot des Reiches sich auf wenige tausend Panzerreiter belief. Die Aufbringung eines stärkeren Heeres war von dem guten Willen der Fürsten abhängig, und selbst die Kontingente wurden selbstverständlich von denen verweigert, mit denen der Kaiser irgend eine Fehde auszutragen hatte. Thatsächlich glaubt M. Jähns die Stärke eines deutschen Heeres im 12. Jahrhundert auf 30000 Ritter veranschlagen zu können, also einschließlich Schildknappen und Troß 100000 Mann. Wo bei den inneren Kriegen irgend erhebliche Zahlen der Streiter genannt werden, dort handelt es sich um ein allgemeines Aufgebot von Bauern, also eine für ganz minderwertig angesehene Truppe.

Burgunder-Helm
Mitte des 16. Jahrhunderts

Es fehlte dem Kaiser an der Zahl, aber weitere Schwierigkeiten traten noch der Verwendung entgegen. Jede Heerfahrt mußte mindestens sechs Wochen, eine Romfahrt sogar Jahr und Tag vorher angesagt werden; aber auch das war nicht in des Kaisers Belieben

gestellt, denn seit Heinrich IV. ward es Regel, daß die Fürsten die Reichsheerfahrten beschlossen oder verwarfen. Übrigens lagen die Verhältnisse in Frankreich auch nicht anders; von einem unmittelbaren Heerbann des Königs war seit Karl dem Kahlen keine Rede mehr, die Landbewohner hatten kein freies Eigentum mehr und hatten als Hörige ihrem „Seigneur" Kriegspflicht zu leisten. Der Heerbann war als „Fahnenlehn" an die Herzöge und Grafen gekommen, ihre Banner erschienen auf des Königs Kriegsruf, aber die unteren Massen hörten ihn nicht mehr, während in Deutschland der Kaiser wenigstens in seinem eigenen Herzogtum noch freie Verfügung hatte.

Große Schwierigkeit konnte die Bemessung der Präsenzzeit verursachen. Schon die Dienstverpflichtung der alten Volksheere war auf wenige Monate beschränkt gewesen, die Fürsten und Grafen suchten aber, namentlich in Frankreich, die Zeit immer mehr einzuschränken, und die Folge war eine Überstürzung der Unternehmungen, mangelhafte Vorbereitung, unzulängliche Erkundung, blindes Drauflosgehen, Abbrechen und Auseinanderlaufen nach jeder Entscheidung, ohne sie auszunützen und die errungenen Vorteile weiter zu verfolgen. Deshalb kam es nirgends zu einem dauerhaften Frieden, Jahr auf Jahr standen sich dieselben Gegner gegenüber, und vielfach wurde so das Blut und die Kraft des Landes für kleinliche persönliche Interessen vergeudet, anstatt der großen Sache des Vaterlandes zu dienen.

Deutscher Visierhelm
16. Jahrhundert.
Nach Alwin Schultz

Wie es an jeder einheitlichen Organisation fehlte, war natürlich das Verpflegungswesen vollständig vernachlässigt. Zur Zeit der Karolinger mußte jeder zum Volksheer eingezogene den nötigen Proviant mitbringen, er ward auf Wagen oder Saumtieren mitgeführt; die Lehnsheere gingen dann mehr und mehr zur Requisition über, da ihr Troß, je vollständiger und schwerer die Ausrüstung der Reiter wurde, ohnehin stetig zunahm, denn nicht nur das Streitroß mußte auf dem Marsch geführt, sondern auch die Rüstung auf einem Saumtier befördert werden. Um die Verpflegung der Pferde, welche jetzt häufig die größte Sorge des Feldherrn ausmacht, kümmerte man sich noch wenig, sie mochten weiden, und es ward geradezu als ein Vorteil der Reiterheere angesehen, daß sie leichter zu ernähren seien. Die Folge dieser mangelnden Fürsorge für Verpflegung war, daß das Heer nur in Geländestrecken sich bewegen konnte, wo die Pferde Futter und die Menschen Lebensmittel fanden, daß also alle Operationen an der Grenze der Kultur ihr Ende fanden. Das sollte sich in den Kreuzzügen zeigen.

Während der Ritter die Waffenübung zu seiner Lebensaufgabe machte, ging sie bei dem Bauern umsomehr zurück, je mehr jener als Reiter im Gefecht bevorzugt wurde; deshalb erhielt sie sich bei den Deutschen und hier besonders bei den Sachsen immerhin noch mehr, als bei den Westfranken und im besonderen bei den Lothringern; die Ausbildung des Reiters war aber nur auf Fertigkeit im Einzelgefecht gerichtet, nicht auf die Beweglichkeit geschlossener Truppenkörper. Jede Schlacht gestaltete sich zu einer Anzahl von Einzelkämpfen, wobei große Tapferkeit und Körperkraft entwickelt wurden, wobei jeder Führer mit seiner Schar sich einen ebenbürtigen Gegner suchte und nach dessen Überwindung sich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wieder auf einen andern stürzte, aber von einem Plan der Leitung war selten die Rede, und wo er aufgestellt wurde, kam er nicht zur Ausführung, weil die Unterführer selten ihren eignen Willen aufgaben.

Als taktische Einheit muß man mit den Kontingenten der einzelnen Vasallen, mit den „Bannern“ rechnen, welche in Frankreich zwischen 10 und 25 hommes d'armes stark waren, also mit den Knappen oder Reisigen, deren jeder Ritter 4 oder 5 mit sich führte, Geschwader von 50—125 Pferden bildeten. Sie wurden für das Gefecht in größere Heerhaufen, „Treffen“, zusammenstellt, welche aber nicht immer im heutigen Sinne nach einander in den Kampf eintraten, also hinter einander aufgestellt wurden, sondern häufig in der Front neben einander standen; jedoch wurde stets ein Treffen als Reserve ausgeschieden. „Die auf solche Weise zusammengesetzte Feudalarmee war ein Reiterheer, eine durchweg schwerbewaffnete Panzerreiterei, eine ebenso kostbare als anspruchsvolle Waffe, und wenn

Sturmhauben
Nach Alwin Schultz

man nun erwägt, wie einseitig die Leistungsfähigkeit einer solchen Truppe sein mußte, wenn man ferner bedenkt, wie abhängig so große Massen schwerer Rosse von Futter und Wasser sind, und wenn man endlich in Anschlag bringt, wie kurz bemessen die Frist war, innerhalb welcher das Feudalheer dem Könige zur Verfügung stand, so wird man gestehen, daß es als Kunststück betrachtet werden muß, mit einer derartigen Armee großen Krieg zu führen oder die Macht der Krone zu sichern und zu heben.“ (M. Jähns.)

Diese Verhältnisse, in Frankreich zuerst ausgeprägt, fanden mehr und mehr auch in Deutschland Eingang mit dem Ritterwesen und seinen höfischen Sitten, am meisten befördert durch die Kreuzzüge, welche die Betrachtung in einem besonderen Kapitel erfordern wegen des bedeutenden Einflusses, den sie auf allen Gebieten der Kultur übten. Noch vor diesen und unabhängig von ihnen begann aber ebenfalls in Frankreich sich ein Element zu entwickeln, welches dem überhandnehmenden Ritterwesen und der Überhebung der Feudalherren eine Schranke zu setzen berufen war, die wehrfähige Bürgerschaft der Städte. Schon vom Jahre 1094 an erschienen einzelne Kirchspielmilizen, geführt von ihren Priestern, unter dem Namen „Communiae“ beim Heere des Königs, und 1108 gaben die französischen Bischöfe dieser Institution eine regelmäßige Verfassung, nach welcher der König die Kommunen ebenso wie die Vasallen zum Heeresdienst einberufen konnte. Es ist ihr zu danken, daß von da an das Heerwesen in Frankreich sich wieder in aufsteigender Linie zu entwickeln begann.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Viel selbständiger und großartiger traten schon zur Zeit der sächsischen Kaiser die Bürgerwehren der italischen Städte auf. Deren gesamte Einwohnerschaft: die Valvassoren (Großgrundbesitzer), die (Valvassini (Bürger), die Gildemänner und Zünftler waren zum Zweck der Verteidigung wie des Angriffs fest organisiert, in Banner geordnet unter Führung von Gonfalonieri, und insgesamt befehligt von dem Podestà (Bürgermeister). Die Kreuzzüge, welche die italischen Städte bereicherten und zu Handelsrepubliken sich entwickeln ließen, brachten auch diese Kommunaltruppen zu üppiger Entfaltung, der Zusammenschluß der Städte stellte den Kaisern die größten Hindernisse in den Weg, und da ihre Mannschaft hauptsächlich zu Fuße focht, nahm das Ringen der Reichsgewalt mit den städtischen Partikularisten vielfach den Charakter eines Kampfes zwischen Ritterschaft und Fußvolk an.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 14. Die Normannen

Der nördlichste Zweig der Germanen hatte Skandinavien und Dänemark in Besitz genommen. Seit dem achten Jahrhundert begannen sie als Seeräuber aufzutreten; der wenig fruchtbare Boden der Heimat mochte sie zwingen, ihre Bedürfnisse mit den Erzeugnissen anderer Länder zu befriedigen; die Übervölkerung nötigte sie aber bald, auch Wohnsitze für den Überfluß an Menschen anderwärts zu suchen, und so setzten sie sich im neunten Jahrhundert unter den Slaven am südlichen Gestade des Finnischen Meerbusens und des Ladoga-Sees fest. Sie legten hier den Grund zum russischen Reiche, indem sie ihre Herrschaft bald bis zum Dnjepr ausdehnten, und kamen bereits im zehnten Jahrhundert mit dem oströmischen Reiche in Konflikt.

Aus den deutschen Flußgebieten, in welche die „Wikinger" mit ihren „Drachen" eindrangen, wurden sie noch immer glücklich vertrieben, aber sie dehnten ihre Fahrten immer weiter aus, erst nach England, wo sie mit den Angelsachsen bittere Kämpfe bestanden, bis sie unter Knud dem Großen im Beginn des elften Jahrhunderts die ganze Insel in Besitz nahmen, dann nach Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland und Vorderasien. Von besonderer Wichtigkeit ist ihr Eindringen in Frankreich. Im selben Jahre, wo sie auch Hamburg heimsuchten, 845, fuhren sie auf der Seine bis Paris und besetzten dies; nur durch schweres Lösegeld ließen sie sich zum Abzug bewegen, doch kamen andere Scharen immer wieder, bis sie sich 911 an der Seinemündung festsetzten. Karl der Einfältige gab ihrem Anführer Rolf (Rollo) Rouen zum Lehn, sie nahmen das Christentum an und verschmolzen mit den feineren französischen Sitten ihre rauhe Tapferkeit, ein wichtiges Element in der nationalen Entwicklung Frankreichs. Sie sollten auch ein solches in England werden, denn aus dem von Rolf gegründeten Herzogtum, der Normandie, gingen die letzten, aber auch tapfersten und tüchtigsten Eroberer des Inselreiches hervor. Mit ihrem Auftreten beginnt dieses erst eine Rolle in der Welt zu spielen.

Nach dem Tode Alfreds des Großen, welcher die Dänen (Normannen) mit Glück bekämpft hatte, war deren Andrängen wieder heftiger geworden, der blutige Tag des Jahres 1002, an dem alle auf englischem Boden befindlichen Dänen ermordet wurden, hatte die Stammesgenossen zur Rache gerufen, und die Angelsachsen waren dem Dänen Knud erlegen. Im Jahre 1012 gewann wieder ein Sachse, Eduard der Bekenner, die Krone, aber sterbend hinterließ er keinen Sohn, und zum König wurde Graf Harold, das Haupt des mächtigsten Hauses der Angelsachsen, gewählt. Man erzählt, daß er im vorhergehenden Jahre, 1065,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aus irgend einer unbekannten Veranlassung am Hofe des Herzogs Wilhelm von der Normandie gewesen und von diesem, der selbst nach der englischen Krone strebte, in hinterlistiger Weise gezwungen worden sei, jedem Anspruch auf diese feierlichst zu entsagen; als er nun nach Eduards Tode die Königswahl annahm, bezichtigte ihn Wilhelm des Wortbruchs und rüstete gegen ihn. Er unterbreitete seine Klage dem Papst, welcher feierlich entschied, daß England ihm gehöre, und ihm eine geweihte Fahne sandte, um welche sich rasch alle Abenteuerlustigen sammelten, so daß Wilhelm nicht nur über seine normännischen Vasallen, sondern über 5000 Ritter und 10000 Reisige verfügen konnte, als er im August die Einschiffung begann. Es ist anzunehmen, daß die Mehrzahl sich entschließen mußte, zu Fuß zu dienen, denn es wäre unmöglich gewesen, die erforderliche Menge Rosse einzuschiffen. Die Überfahrt ward durch widrige Winde lange verzögert, und Harold würde Zeit gewonnen haben, eine unüberwindliche Verteidigung der Küste vorzubereiten, wenn nicht sein Land gleichzeitig auch von anderer Seite bedroht worden wäre.

König Harald Hardrada von Norwegen hatte die günstige Gelegenheit benutzt, eine Flotte von 200 Kriegsschiffen und 300 anderen Fahrzeugen ausgerüstet, und war in Yorkshire gelandet. Die Statthalter von Northumbrien hatte er besiegt, und drang weiter nach Süden vor. Harold verließ die Küste, erreichte in einem unglaublich schnellen Marsch von 4 Tagen Yorkshire und traf mit den Norwegern bei Stamfordbridge zusammen. Der Kampf war äußerst hartnäckig und der Erfolg lange zweifelhaft, da es den Sachsen nicht gelang, die geschlossene Masse der Norweger zu durchbrechen; da griff Harold zur List, indem er die Seinen scheinbar fliehen ließ. Die Verfolgung löste die Ordnung der Feinde, und als die Sachsen nun den Angriff erneuerten, gelang es ihnen einzubrechen und damit die Schlacht zu entscheiden; sie endete mit einem schrecklichen Blutbade.

Dies war am 25. September, am 29. landete Wilhelm bei Hastings an der von Verteidigern entblößten Küste. Seine Zimmerleute hatten in den Schiffen das fertige Material zu drei Holzkastellen mitgebracht, deren eins sie noch am Tage der Landung aufrichteten, um die Vorräte darin unterzubringen; mit den beiden anderen wurde tags darauf das Lager befestigt, welches bei dem Orte Hastings angeordnet wurde. Von da aus verbreiteten sich die Normannen plündernd im Lande, wobei sie den Anmarsch der Sachsen erfuhren und sich schleunigst wieder bei Hastings sammelten. Harold war mit Ordnung der Verhältnisse in den von den Norwegern berührten Provinzen beschäftigt, als er die Nachricht von der Landung der Normannen erhielt. Den Rat, sich auf das Festhalten von London zu beschränken und das südliche Land zu verwüsten, um den Gegnern die Lebensmittel zu entziehen, befolgte er nicht, da ihn die Bevölkerung jammerte. Seine Flotte würde, da sie der der Normannen überlegen war, deren Verproviantierung aus der Heimat verhindert haben, und die vom Hunger Gequälten würden eine leichte Beute gewesen sein. Aber Harold raffte nur, was er in der Eile erhalten konnte, an Verstärkungen zusammen und eilte, schwächer als Wilhelm, der Küste zu.

Auf einer Anhöhe, welche durch ein kleines Thal von dem Höhenzug geschieden ist, der sich von Hastings zwei Stunden landeinwärts zieht, nahm er Stellung und verstärkte sie durch Hindernisse, wie Verpfählung, Weidengeflecht und einen aus Eschen und Schilden gebildeten Verhau. Eine Umgehung war bei dem übersichtlichen Vorgelände nicht zu fürchten, dagegen boten die hinter der Front gelegenen Waldungen günstige Verhältnisse im Fall eines unglücklichen Ausganges. Die Kampfweise der Sachsen war noch die ihrer Voreltern: Axt,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Beil und Keule waren neben dem Schwert und Spieß ihre Hauptwaffen, den Körper deckte ein kurzer Panzer, den Kopf ein flacher kugeliger Helm, die Linke war mit einem genabelten Rundschild versehen. Dagegen trugen die Normannen lange Waffenröcke aus Leder, mit eisernen Ringen besetzt, deren Kapuzen, unter dem Helm über den Kopf gezogen, auch den Hals schützten (Halsberge), darunter wahrscheinlich noch als eigentlichen Schutz des Oberkörpers die Brünne. Der Helm sicherte das Gesicht mit einem Nasenblatt, der mandelförmige Schild hatte bei einer Länge von 1,30 eine Breite von 0,65 m, die Stoßlanze 3 m Länge: im Ferngefecht diente ihnen neben der Wurflanze der vorzüglich gehandhabte Bogen. Es standen sich hier die Streiter gleichen Stammes aber ganz verschiedener Zeiten gegenüber, denn die Angelsachsen waren der Fechtweise der alten Germanen zur Römerzeit treu geblieben, die Normannen hatten die der Franken angenommen; jene waren Vertreter des Fußkampfes, diese ausgesprochene Reiter, durch die Verhältnisse aber größtenteils zum Fußkampf gezwungen. Das harte Ringen dieser beiden Gegner liefert den Beweis, daß das Kriegswesen sich zwar verändert, aber gegen das der Barbaren keine wesentlichen Fortschritte gemacht hatte.

Entwickelung der Sehnen-Schußwaffen

Germanischer Bogenschütze
10. Jahrhundert

Nachdem Harold seine Rede gehalten und seine Befehle gegeben hatte, ritt er in die Mitte der Engländer und stieg bei der Fahne vom Pferde. Bei ihm standen seine Brüder und die Männer von Kent und London; sie standen in geschlossenen Gliedern und „hatten einen Graben gemacht, der quer über das Feld ging und die eine Flanke der Armee deckte". Wilhelm stellte die Bogenschützen und das gewappnete Fußvolk ins Vordertreffen, dahinter die Berittenen und teilte seine Truppen in drei Heerhaufen, mit denen er im gemäßigten Schritt, einen hinter dem andern, auf dem Höhenrücken vorrückte, um sie dann in dem vor der feindlichen Stellung befindlichen Thal aufmarschieren zu lassen, wobei er selbst die Führung des mittelsten, aus den besten Streitern bestehenden Haufens übernahm. Ihm gegenüber stand Harold an der leichtest ersteiglichen Stelle. Ein Ritter, Teillefer mit Namen ritt vor der Kolonne her und sang Heldengesänge; dann spornte er sein Roß, um den anderen voran die Schlacht zu beginnen, stieß einem Engländer die Lanze in den Leib, hieb einen zweiten nieder und stürzte dann unter den Hieben der Gegner zu Boden. Der Kampf begann mit Lärm und Kriegsgeschrei.

„Von neun Uhr morgens, da der Kampf begonnen hatte, bis drei Uhr nachmittags schwankte die Schlacht auf und ab, und keiner wußte, wer siegen und das Land gewinnen würde. Beide Teile standen so fest und fochten so gut, daß man nicht erraten konnte, wer die Oberhand gewinnen würde. Die normannischen Bogenschützen schossen einen dichten Hagel von Pfeilen gegen die Engländer; diese aber deckten sich mit ihren Schilden, so daß die Pfeile ihre Leiber nicht erreichen und ihnen keinen Schaden thun konnten, so gut sie auch zielten und schossen. Da beschlossen die Normannen, ihre Pfeile in die Luft hinauf zu schießen, damit sie ihren Feinden von oben auf die Köpfe fallen und diese ins Gesicht

treffen möchten. Die Bogenschützen griffen wirklich zu dieser List und die Pfeile fielen den Engländern auf die Köpfe und schlugen manchem ein Auge aus. Da geschah es, daß ein so im Bogen abgeschossener Pfeil Harold über dem rechten Auge traf und dieses ausschlug. Die Normannen sahen aber, daß die Engländer sich gut verteidigten und so stark in ihren Stellungen waren, daß sie ihnen wenig anhaben konnten", und da griffen sie zu demselben Mittel, welches den Engländern über die Norweger zum Siege verholfen hatte, sie thaten als ob sie flüchteten: und jene ließen sich täuschen, verließen ihre Stellung, lösten ihre geschlossenen Reihen auf und begannen die Verfolgung. Im freien Felde hielten die Normannen im Rückzug inne, hier konnten ihre Reiter mit Vorteil gegen die aufgelösten Scharen der Sachsen vorgehen, welche dem Ansturm mit der Lanze nicht zu begegnen vermochten, da sie beim Gebrauch der schweren Äxte, die mit beiden Händen geschwungen werden mußten, sich Blößen gaben und durchrannt wurden, bevor sie zum Schlage kamen. Die Sachsen wurden in ihre Stellung zurückgeworfen, die Normannen zerstörten mit den Schwertern die Hindernisse, und drängten jene auf die Höhe, wo die Fahne aufgepflanzt war. Hier entspann sich noch ein heißes Ringen, das aber entschieden wurde, als Wilhelm die tausend Ritter seiner Leibgarde zur geschlossenen Attake vorführte; Harold fiel bei seiner Standarte, neben ihm seine Brüder und Barone; damit war die Schlacht entschieden, welche für die Besiegten eine schwere Zeit der Knechtung mit sich brachte, bis die „magna charta libertatum" im Jahre 1215 durch Gewährung gleichen Rechtes die Verschmelzung der Angelsachsen mit den Normannen zu einem einheitlichen Volke anbahnte.

A

Armbrustschütze
11. Jahrhundert

B

Normännischer
Bogenschütze

Dies war gerade für die Entwickelung des Kriegswesens von der größten Bedeutung, denn die Sachsen wurden in dem blutigen Verzweiflungskampfe, den sie zunächst in ihren Wäldern führten, dazu gezwungen, ihre hier unbrauchbaren Wurfwaffen gegen Bogen und Pfeil auszutauschen und entwickelten sich zu den besten Bogenschützen der Welt; dagegen übertrugen sie den Fußkampf, die geschickte Auswahl vorteilhafter Stellungen und das Verständnis für deren fortifikatorische Verstärkung auf die spätere englische Armee, welche in den Kämpfen mit Frankreich (dem sogenannten hundertjährigen Krieg, 1339—1453) sich so vorzüglich bewährte.

# 15. Kreuzzüge und Römerfahrten

Als die Araber im siebenten Jahrhundert Palästina erobert hatten, störten sie die Übungen christlicher Frömmigkeit nicht, zu welchen Wallfahrer schon seit den ersten Jahrhunderten nach Jerusalem pilgerten, und Karl der Große schloß ein Freundschaftsbündnis mit Harun al Raschid, um den Pilgern dessen Schutz zuzuwenden. Im zehnten Jahrhundert bemächtigten sich jedoch die ägyptischen Khalifen der heiligen Lande, und nun begann die Lage der Christen schon gedrückter zu werden. Unerträglich aber wurde das Joch für sie, als (seit 1073) die Schwärme der rohen Seldschuken Palästina in Besitz nahmen. Da wurden die geweihten Stätten geplündert, die Christen mißhandelt und in die Sklaverei geschleppt und ihre Wallfahrten unmöglich gemacht. Diese Trauerbotschaft erscholl weithin ins Abendland und erweckte das Verlangen, das gelobte Land den Händen der Ungläubigen zu entreißen. In Spanien kämpften die Christen ohnehin schon seit dem Beginn des achten Jahrhunderts unablässig mit den Arabern um die Freiheit, Glauben und Wiedereroberung ihres Landes. In diesen Kämpfen war ein höherer ritterlicher Geist bei ihnen erwachsen, und dieses spanische Rittertum trug wesentlich einen christlich-religiösen Charakter, der jede Kraft dem heiligen Glauben weihte. Dieser Kampf in Spanien erinnerte die abendländische Christenheit unaufhörlich an ihre Pflicht, die Ungläubigen zu bekehren oder zu vernichten. So ging denn der ritterlich-religiöse Geist der Spanier auch auf das Rittertum in Frankreich und Deutschland über, weil in ihm allein das höchste Ziel des christlichen Rittertums ausgesprochen war. Eine besondere Begeisterung ward bei den Normannen auf Sizilien und im Süden Italiens rege, wo ebenfalls ein heißer Kampf mit den Arabern entbrannt war, in dem sich der abenteuerliche Geist der alten Germanen durch das Christentum zu einem neuen Rittertum verklärt hatte." (L. Stacke.)

Ein schlichter Einsiedler, Peter von Amiens, verstand es, das Abendland durchziehend, eine überströmende religiöse Begeisterung zu entflammen, und diese hatte eine förmliche Völkerwanderung nach dem Orient zur Folge. Namentlich entstand diese Bewegung unter den niederen Vasallen und Leibeigenen. Sie sahen in dem Aufruf zum Kreuzzug zugleich eine Befreiung von dem Druck des Adels und sammelten sich in Massen um den Einsiedler und seinen Genossen, den Abenteurer Walther von Habenichts. Hunderttausende setzten sich in Bewegung, um ohne Organisation und Führung in Kleinasien von den Seldschuken zum größten Teil aufgerieben zu werden. Mit mehr Vorbedacht rüsteten die großen Herren, von denen namentlich Franzosen und Normannen am ersten Kreuzzug (1096—99) sich be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

teiligten. Aber mit der Heeresleitung sah es auch hier schlimm aus. Und diese war bei einem Heer, so stark wie es das Abendland noch nicht gesehen hatte, von größter Wichtigkeit. Die Scharen, welche auf verschiedenen Wegen Konstantinopel erreichten, sollen 600000 Mann gezählt haben, darunter 40000 Ritter und 60000 berittene Knappen. Sie waren wohl nach Nationen und Stämmen, selbst nach engeren Kreisen heimatlicher Verbindung unter ihren Bannerherren abgeteilt, aber eine Gliederung des Befehls, eine bewußte Unterordnung in aufsteigender Linie bestand nicht. War doch keiner infolge einer Dienstpflicht mitgegangen, sondern freiwillig und als sein eigner Herr. Und wo kein Befehlsrecht, da ist auch keine Verantwortung, keine Fürsorge.

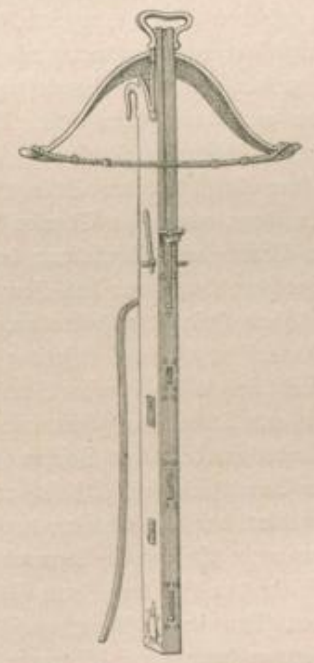
Von den Kriegszügen in der Heimat waren die Römerzüge der deutschen Könige noch die längsten und schwierigsten, aber da wußte man bei deren häufiger Wiederkehr bald Bescheid mit Unterkunft und Wegbarkeit, mit Verpflegung für Mann und Pferd. Jetzt zogen so viel größere Massen hinaus in Länder, welche der Menge ganz fremd, den Gelehrten durch die Erzählungen von Alexanders und der Römer Kriegszügen nur in rohsten Umrissen bekannt waren, ohne Begriff von den Hindernissen, welche klimatische Verhältnisse und feindliche Überraschungen bereiten konnten, und ohne die geringste Vorbereitung von Mitteln, um ihnen zu begegnen. Es kam ein gut Teil von Abenteuerlust, wie sie dem romantischen Rittertum eigen war, zu der religiösen Begeisterung und ließ ein Unternehmen zustande kommen, wie es waghalsiger, unmilitärischer und dabei großartiger niemals zur Ausführung kam. Man hatte auf die ausgiebige Hilfe des griechischen Kaisers Alexius gerechnet, dessen Bitten, ihn aus seiner Bedrängnis durch die Seldschuken zu befreien, nicht wenig zu der allgemeinen Erregung beigetragen hatten; der dachte aber nur an seinen Vorteil, behandelte den Bruder des Königs von Frankreich, der als erster Kreuzfahrer Schiffbruch gelitten hatte, geradezu als Gefangenen, mußte erst durch Gottfried von Bouillon, den erwählten Führer des Heeres, zu seiner Freigabe gezwungen werden und verstand sich erst zur Hergabe von Schiffen für die Überfahrt nach Kleinasien, nachdem die Fürsten der Kreuzfahrer ihm für alle zu erobernden Gebiete den Lehnseid geschworen hatten. Was von diesem Bundesgenossen zu gewärtigen war, konnte man sich denken, und es zeigte sich bereits bei Nicäa, dessen Besitz Alexius in hinterlistiger Weise sich zu sichern verstand, als die Kreuzfahrer im Begriff waren, die Stadt nach langer Belagerung zu nehmen.

In zwei Abteilungen marschierten diese weiter, und deren eine wäre bei Doryläum im alten Phrygien beinahe dem Sultan von Iconium erlegen, wenn die andere nicht rechtzeitig erschienen wäre und die Niederlage in einen Sieg verwandelt hätte. Bald traten Zwiste unter den Fürsten ein, und Balduin, der Bruder Gottfrieds, trennte sich vom Hauptheer, um auf eigene Faust Edessa zu erobern. Dieses erreichte am 18. Oktober 1097 Antiochia und begann eine Belagerung, welche sich wegen des Mangels von Belagerungsmaschinen und der Fertigkeit, sich solche herzustellen, ergebnislos 8 Monate lang hinzog. Hatte schon der Vormarsch viele Entbehrungen gebracht, so mußte sich nun, wo die Menschen und Tiere, in solcher Masse an den Ort gebunden, alle Hilfsmittel im weiten Umkreise schnell verbrauchten, der Mangel aller Verpflegungsmaßregeln auf das Empfindlichste fühlbar machen; der Byzantiner ließ die Kreuzfahrer ganz im Stich, eine dänische Unterstützung wurde von den Seldschuken abgefangen und vernichtet, der Mangel hätte zur Aufhebung der Belagerung gezwungen, wenn nicht noch rechtzeitig genuesische Schiffe Lebensmittel zugeführt hätten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Da kam die Botschaft, daß die Seldschukensultane mit vereinter Macht heranzögen, um Antiochia zu entsetzen; um nicht zwischen zwei Feuer zu kommen, mußte die Stadt in kürzester Zeit genommen werden. Boemund von Tarent fand ein Mittel, nämlich einen Verräter in der Stadt, der ihm in der Nacht zum 3. Juni 1098 einen Festungssturm übergab; die Christen nahmen die Stadt, doch hielt sich ein Teil der Besatzung in der Burg. Die Kreuzfahrer richteten sich nun in der von allen Lebensmitteln entblößten Stadt ein, umschlossen die Burg und stellten Vorposten gegen die Seldschuken aus. Schon am zweiten Tage ließ sich ein Trupp von 30 Reitern erblicken, eine christliche Patrouille von 16 Rittern fiel in einen Hinterhalt, fast gleichzeitig nahm der Vortrab des Feindes die Orontes-Brücke nördlich der

Armbrustschütze mit dem Schild auf dem Rücken



Einfache Armbrust, mit dem linken Fuß und der linken Hand zu spannen

Stadt, und tags darauf sahen sich die Kreuzfahrer ihrerseits in Antiochia eingeschlossen. Der Weg zur Küste war abgeschnitten, es entstand in kürzester Frist eine entsetzliche Hungersnot, heimlich flohen nicht nur niedere Knechte, sondern auch vornehme Herren mittelst der Strickleiter über die Festungsmauern. Da brachte der Wunderglaube Rettung. Graf Raimund von Toulouse fand die heilige Lanze, womit die Seite des Heilands am Kreuz durchstochen war und nun gewann man den Mut, den man merkwürdiger Weise beim Nahen der Seldschuken nicht gehabt hatte, die Entscheidung in einer Schlacht zu suchen. Gottfried verlangte durch einen Parlamentär von dem feindlichen Führer Korboga freie Straße oder Kampf, dieser antwortete voller Verachtung, und so war die Schlacht nach Gebrauch ehrlich entboten worden, und zwei Tage später, am 28 Juni, wurde sie geschlagen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wir müssen noch einen Blick auf die beiden Gegner werfen. Die Seldschuken, ein Bruderstamm der osmanischen Türken und deren Vorläufer bei dem Vordringen aus Innerasien (Buchara) bis nach Syrien und Ägypten, hatten ihre Herrschaft erst in den vorhergehenden Jahrzehnten über Persien und Syrien ausgebreitet, doch war ihr Reich im Jahr 1092 in eine Anzahl kleinerer Sultanate zerfallen. Jetzt hatten sie sich unter dem Emir von Mosul vereinigt, um die Christen zu vertreiben. Diese berittenen Nomadenhorden führten noch mit Vorliebe und großem Geschick den Bogen, nicht weniger aber Schwert, Streitkolben, Axt und Lanze, ihre Schutzrüstung war gering: ein kleiner hölzerner Rundschild, mit konzentrischen Ringen von Stricken bedeckt, ein Turban, mitunter um eine Sturmhaube gewunden, und eine Unterarmschiene. Sie bildeten deshalb eine außerordentlich leichte und bewegliche Reiterei, ganz das Gegenteil der schwergepanzerten, unbehilflichen christlichen Ritter, welche im Heer der ersten Kreuzfahrer meist in normännischer Weise mit Ringpanzern versehen waren, die vom Kopf bis zu den Zehen und Fingerspitzen den ganzen Körper einhüllten. Doch kannten die Seldschuken auch bereits die schwere Waffnung, denn ihr Heer war von 3000 vollständig gepanzerten Agulanen begleitet.

„In der Nacht vor der Schlacht," so erzählt v. Berneck, „hatten die Fürsten Kriegsrat gehalten, dann waren die Streiter Christi noch vor Sonnenaufgang nach den Kirchen gewallt, zur Beichte und Absolution; der Bischof Ademar von Puy hatte heilige Worte zu ihnen gesprochen; dann war das Heer, in sechs Scharen abgeteilt, zum Brückthor gezogen, um in das freie Feld hinauszubrechen. Von den Türmen der Burg, welche die Stadt beherrschte, konnte die türkische Besatzung wahrnehmen, daß sich die Kreuzfahrer zum Auszuge rüsteten, und sobald das außer Zweifel war, wurde oben ein großes schwarzes Banner aufgezogen und Trompeten schmetterten laut über die Zinnen, um dem Emir im Lager, wie verabredet worden, das Zeichen zu geben. Aber der stolze Korboga, der in seinem Zelte beim Schachspiele saß, ließ sich nicht stören, sondern gab nur Befehl, daß 2000 Reiter ausrücken sollten, um den Christen den Auszug aus dem Brücktor zu verwehren. Deren erste Schar unter Hugo von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, und dem Grafen Robert von Flandern, hatte sich schon der Brücke genaht, und der Vortrab, welchen Anselm von Ribugsberg führte, griff dieselbe mit den besten Schützen des Fußvolks, die man vorgezogen hatte, an. Sie waren aber den türkischen Pfeilschützen nicht gewachsen und konnten nicht vordringen; da stürzte sich der Führer fast allein auf den Feind, sein Beispiel begeisterte die Seinigen, welche nun die Brücke in raschem Sturm den Türken entrissen und so den Übergang und die Entwicklung des Heeres sicherten.

Dieses war, seitdem es Asiens Boden betreten und noch mehr, seit es Antiochia berannt hatte, arg zusammengeschmolzen; über die Stärke in der Schlacht fehlen die Nachrichten, doch wird gesagt, daß nur noch 300 vollkommen gerüstete und streitbare Reiter vorhanden gewesen und die Mehrzahl selbst der übrigen Ritter zu Fuß gekämpft habe, was glaublich erscheint, wenn man den Verlust an Pferden auch in den neueren Kriegen bei jedem anstrengenden Feldzug bedenkt und als Thatsache vernimmt, daß der Graf von Flandern und selbst der Oberfeldherr Herzog Gottfried nicht ein einziges Roß mehr besessen, sondern sich Pferde von dem Grafen Raimund von Toulouse geliehen, welcher krank in der Stadt zurückgeblieben war. Dennoch lebte eine solche Zuversicht des Sieges im Heere, daß allen streng untersagt werden konnte, sich mit Beutemachen vom Kampfe abziehen zu lassen, bis die Ungläubigen völlig geschlagen seien.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auch nach dem ersten Erfolg an der Brücke war der Emir durch die dringendsten Vorstellungen der Häuptlinge nicht zu bewegen, die Christen, noch während sie im Anzuge waren, mit seiner Macht anzufallen und in die Stadt zurückzuwerfen und ihre schon übergegangenen Scharen zu vernichten; er erwiderte mit der Ruhe des echten Orientalen: „Laßt sie nur alle hervorkommen, damit kein einziger unserem Schwerte entrinne!“ Aber er gab nun doch dem Heere den Befehl, sich zu rüsten und ließ eine starke Abteilung unter Sokman vom Stamme Ortoks, der einst Jerusalem besessen hatte, ungesäumt nach Westen hin aufbrechen, mit dem Befehle, den Christen in den Rücken zu gehen und ihnen die Flucht nach dem Meere abzuschneiden. Die Hügel, welche hier die Ebene umgrenzten, und das Gebüsch, das sich zum Orontes zog, verdeckte diese Bewegung.

Das Kreuzheer, welchem Korboga in seinem stolzen Mute volle Zeit gegeben, sich zu entfalten, hatte unterdessen seine Schlachtordnung gebildet, die sich in fünf getrennten Haufen, einen sechsten zum Rückhalt, möglichst weit über die Ebene ausdehnte, um nicht von der Übermacht der feindlichen Reiter in der Flanke gefaßt zu werden. Die erste Schar, die das Gefecht an der Brücke bestanden hatte, bildete den rechten Flügel; die zweite befehligte der Herzog von Lothringen selbst, den dritten Heerhaufen der Herzog von der Normandie, Robert, Sohn Wilhelms des Eroberers; die vierte Schar führte der geistliche Herr von Puy, welcher den Harnisch über das Priestergewand gezogen; den fünften Haufen auf dem linken Flügel der junge Normanne Tancred, der Neffe Boemunds. Den Rückhalt endlich bildete die sechste und stärkste Schar unter Boemund, sie war hinter der Mitte, der Stadt zunächst, aufgestellt, um überall Hilfe zu bringen, wo es nötig wurde. In Antiochia war der kranke Graf von Toulouse zurückgeblieben, um mit einer Abteilung die türkische Besatzung der Burg im Zaume zu halten.

Jetzt rückte endlich auch das Heer der Seldschuken unter dem Schall der Trompeten, Cymbeln und Pauken in Schlachtordnung auf das Feld, nach gewohnter Weise in fünf Hauptteile gegliedert (wie Muhammeds Araber): das Vordertreffen, hinter ihm das Haupttreffen mit einem linken und rechten Reiterflügel, in dritter Reihe das Hintertreffen. Die Fürsten und Emire in prächtigen Gewändern, von Gold und Juwelen strahlend, auf Rossen edelster Zucht, ritten vor ihren Scharen; hinter der Mitte, weithin erkennbar auf einem Hügel, hielt Korboga von Mosul und setzte nun langsam seine Scharen zum Angriff in Bewegung.

Ebenso langsam kamen ihnen die Schlachthaufen der Christen unter ihren Bannern mit dem roten Kreuz entgegen, die heilige Lanze als Palladium von einem der bewährtesten Ritter vorangetragen. Da löste sich plötzlich die Ordnung des seldschukischen Vordertreffens, in wilden Schwärmen nach ihrer Fechtart jagten die Reiter heran und überschütteten die Gegner mit einem Pfeilhagel, der zwar an den guten Panzern machtlos blieb, aber doch von den Schlechtgerüsteten manchen verwundete. In geschlossenen Haufen stürmten die drei ersten Scharen des Kreuzheeres den Türken entgegen, welche vor diesem Anrann, wie es ihre Sitte war, auseinanderstäubten und die Front des Haupttreffens frei machten, um die Feinde von den Seiten her zu umschwärmen und mit neuem Ungestüm anzugreifen. Jetzt stießen die beiderseitigen Hauptmassen zusammen, auch die vierte und fünfte Schar der Christen war gefolgt, und der Kampf wurde allgemein. Bald schien sich der Vorteil auf die Seite der Kreuzfahrer zu neigen; sie hielten, wenn auch jeder für sich stritt, fester zusammen und, wie arabische Schriftsteller behaupten, im Heere des Korboga gab es viele

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

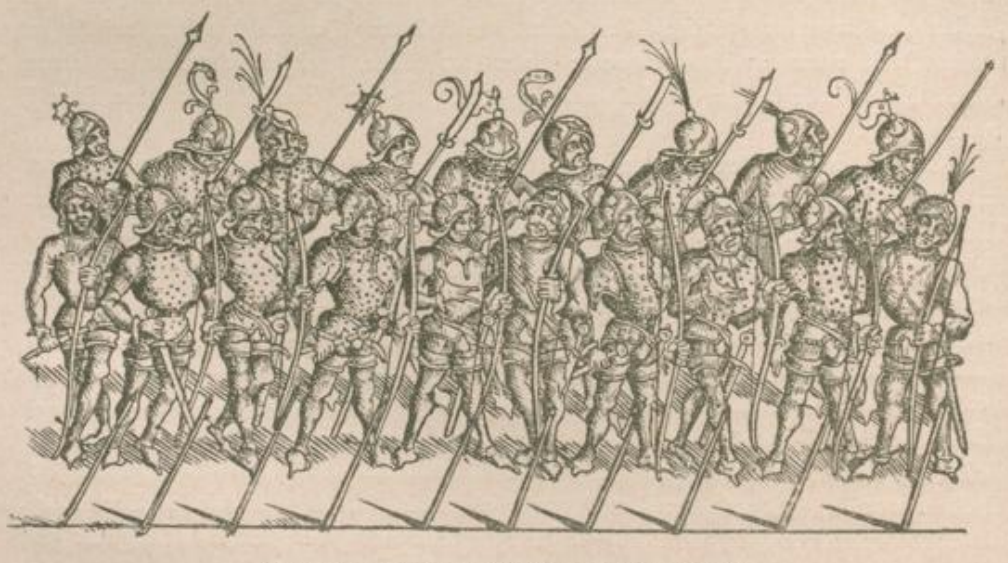
Häuptlinge, die ihm nur widerwillig folgten und den Ruhm des Sieges nicht gönnten; diese flohen daher übereilt und einige in böser Absicht aus dem Treffen.

Da schien sich aber mit einem Male die Schlacht zu wenden. Sokman hatte seine Umgehung unbemerkt ausgeführt und warf sich jetzt mit Kraft auf den Rückhalt, welcher sich

Windenarmbrust

Flaschenzug-Armbrust

des Angriffs nicht versah. Wiederum schossen die Türken erst ihre Pfeile ab, dann aber stürzten sie mit Streitkolben und Säbeln ins Handgemenge. Boemund leistete den kräftigsten Widerstand, aber die Sarazenen wuchsen immer mehr an Zahl, denn vom linken Flügel war der Sultan von Aleppo mit anderen Fürsten, als sie Sokmans glücklichen An-



Bogenschützen hinter ihren Pfahlhindernis

griff bemerkten, vorgebrochen, ihn zu unterstützen. Auf die Mitte der Christen führte nun auch Kilidsch Arslan das Geschwader seiner vollgepanzerten Argulanen, ein Pfeil warf den Träger des Hauptbanners vom Kreuze, Odo den Belgier, nieder, und als dieses in die Wogen der Schlacht niedersank, jauchzten die Türken laut auf und glaubten den Sieg errungen. Aber Wilhelm von Blois hatte das heilige Feldzeichen schon wieder erhoben; der Herzog von Lothringen eilte selbst, alles vor sich niederwerfend, herbei, und auch Tancred, vor welchem der rechte Flügel geflohen, führte seine Schar, schnell gesammelt, seinem Oheim Boemund zur Hilfe. Plötzlich dann, erzählt die Legende, seien unbekannte Reiter auf milchweißen Rossen unter weißen Bannern, geführt von Heiligen des Himmels, den Christen zu Hilfe gekommen. Die prosaische Geschichte hält sich an die Thatsache, daß Sokman durch vereinte Anstrengung der obersten Christenführer um die Frucht seines gelungenen Angriffs gebracht und zurückgeworfen wurde, daß Korboga von seinem Hügel — als er die schändliche Flucht vieler Scharen sah — das Hauptheer hinter ein enges Thal zurückgehen und dort auf den Bergen Stellung nehmen ließ, daß aber die Christen in ihrem Siegeslaufe durch das Terrainhindernis, welches die Front der Muselmänner deckte, nicht mehr aufzuhalten waren, trotzdem Sokman, um den Rückzug zu begünstigen, das dürre Gras der Ebene in Brand gesteckt hatte, dessen Qualm den Feinden schmerzhaft in die Augen trieb. Der Träger der heiligen Lanze stürmte voran, Gottfried, Boemund, Tancred mit den Scharen, die sich alle längst gemischt hatten, überschritten das Thal und griffen die starke neue Stellung der Türken an, ohne sich zu besinnen. Da gab der Emir die Schlacht verloren und ergriff, seine Person zu retten, die Flucht zum Euphrat; Tancred verfolgte die flüchtigen Feinde, soweit die Kraft der kampfmüden Rosse noch reichte; es gelang freilich nicht, viele der besser Berittenen einzuholen und niederzumachen, aber die christliche Bevölkerung des Landes legte ihnen überall Hinterhalte und erschlug sie, wo sie irgend zu überwältigen waren."

Entwicklung der Reiterei im Mittelalter

Bannerherr aus dem 12. Jahrhundert

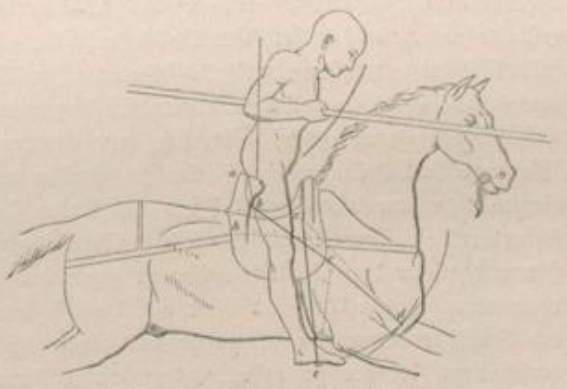
Abgesessene Kreuzritter
(Um 1200)

Große Beute fiel mit dem Türkenlager den Christen in die Hände; Boemund gründete sich in Antiochia einen Fürstensitz, das Heer setzte seinen Zug, dem es nicht an neuen Mühseligkeiten und Streitigkeiten fehlte, nach Jerusalem fort. Im Juni 1099 bekamen die schwachen Reste, 1500 Ritter und 20000 Fußgänger, die ersehnte Stadt zu Gesicht, hinter deren festen Mauern sie 40000 Verteidiger erwarteten. Nach unsäglichen Anstrengungen und Entbehrungen, als auch hier die Not auf den Gipfel gestiegen war, erschien eine genuesische Flotte im Hafen von Joppe und brachte nicht nur Lebensmittel, sondern auch Werkzeug und Zimmerleute zum Bau von Belagerungsmaschinen. Nachdem das Holz dazu aus der Ferne herangeschleppt war, gelang es, einen großen viereckigen Rollturm, dessen gegen die Stadt gerichtete Seite oben doppelte Wände hatte, über den Graben und quer durch den dahinterliegenden Zwinger so nahe an die Hauptmauer zu schieben, daß die äußere jener doppelten Wände durch eine künstliche Vorrichtung brückenartig auf den Mauerrand der Stadt aufgelegt werden konnte, während die zweite aufrecht gebliebene das Innere des starkbesetzten Rollturms vollständig deckte. Über diese Brücke drang dann Gottfried von Bouillon an der Spitze einer starken Abteilung zuerst in die Stadt und besetzte die zunächst gelegenen Teile der Ringmauer. Die Außengebliebenen, von denen je zwei Ritter eine Leiter hatten beschaffen müssen, überstiegen die Mauer unter dem Schutze der Eingedrungenen. Ein zweiter Rollturm arbeitete unter dem Grafen von Toulouse; zahlreiche Wurfmaschinen und durch Schanzkörbe gedeckte Schützen suchten die Zinnen der Türme und Mauern zu zerstören und von ihren Verteidigern zu säubern. Ein furchtbares Blutbad folgte der Erstürmung am 15. Juli 1099; das neuerrichtete Königreich Jerusalem wurde als Lehnstaat nach französischem Vorbilde eingerichtet und durch Eroberungen zunächst erweitert. Ein fortwährender, bald stärker, bald schwächer fließender Strom von Pilgern und Kreuzfahrern führte die Kräfte zu, um den zahlreichen äußeren Feinden mit Erfolg begegnen zu können; auch leisteten die Ritterorden, welche dieser Zeit ihre Entstehung verdanken (Johanniter 1048, Templer 1119, Deutsch-Ritter als Anhang der Johanniter 1128—87, selbständig 1191), nicht geringe Dienste. Die von ihnen gebauten Burgen schützten das christliche Gebiet und dienten als „Gegenburgen“ zur Beobachtung der feindlichen festen Plätze.

Homme d'armes aus der Mitte des 15. Jahrhundert

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Anderseits gewährte die Form des französischen Lehnstaates dem König zu geringe Machtvollkommenheit, als daß die unentbehrliche einheitliche Leitung lange aufrecht zu erhalten gewesen wäre, Eifersucht und innere Fehde arbeiteten den Feinden in die Hand, um dem christlichen Staat bald ein Ende zu machen. Und nicht am wenigsten trug hierzu der Hochmut und die Herrschsucht der Ritterorden bei. Als 1146 Edessa an Nureddin verloren gegangen war, gelang es Bernhard von Clairvaux, noch einmal die erloschene Begeisterung zu entfachen und nicht nur Ludwig VII. von Frankreich, sondern mit äußersten Reizmitteln auch Konrad III. von Deutschland zu einem Kreuzzug zu bewegen. Mit 90000 Mann brach dieser, mit 60000 jener 1147 nach dem gelobten Lande auf; aber sie erreichten gar nichts dank der Mißgunst und Treulosigkeit des Kaisers von Byzanz. Da eroberte Saladin, durch treulosen Verrat christlicher Ritter erzürnt, 1187 Jerusalem, und drei Könige unternahmen es vergeblich, die heilige Stadt wieder zu gewinnen: Kaiser Friedrich I., der in den Wellen des Saleph seinen Tod finden sollte, Richard Löwenherz von England und Philipp II. von Frankreich. Der ganze Erfolg bestand in der Eroberung von Akkon und der Abtretung eines Küstenstrichs zwischen Akkon und Joppe. So folgte ein Kreuzzug auf den anderen, selbst Kinder trug man kein Bedenken, hinauszusenden und zu Tausenden elend umkommen zu lassen. Mehr und mehr wurde es eine Machtprobe des Papsttums, das durch die Kreuzzüge mächtig an Ansehen zugenommen hatte. Nachdem ein letztes Unternehmen Ludwigs IX. (1270) schon in Tunis ein klägliches Ende genommen, erstürmten die Mameluken 1291 Akkon und zwangen die Christen, die letzten Besitzungen in Palästina zu räumen. Der mächtige Impuls, welcher dem ersten Kreuzzug zum Erfolg verholfen hatte, war längst geschwunden, und die mangelhafte Organisation, welche damals durch die höchste Begeisterung überwunden werden konnte, machte sich bei jeder Wiederholung fühlbarer und ließ alle Unternehmungen scheitern.



Der Kampfsitz des Ritters

Die Füße, welche beim Reitsitz in der Richtung b d ausgestreckt sind, gehen nach e (beinahe lotrecht unter dem Festpunkt des Steigriemens c) zurück, das Gesäß wird dabei aus dem Sattel b gehoben und lehnt sich an die Hinterpausche a.

Ohne bleibenden äußeren Erfolg, sind die Kreuzzüge für die kulturelle Entwickelung des Abendlandes doch von der höchsten Bedeutung gewesen. Die vielfachen Berührungen mit einem fremden Völker- und Kulturkreise erweiterten die Anschauungen, ließen neue Verbindungen und Beziehungen anknüpfen, gaben dem Gewerbe mannigfache Anregung und erschlossen der Wissenschaft eine Reihe neuer Gebiete: die Natur der Gesellschaft der europäischen Völker erlitt eine wesentliche Veränderung. Die Kriegskunst zog keinen unmittelbaren Nutzen aus diesen Kämpfen, doch mußte eine Einwirkung sich aus den allgemeinen Einflüssen ergeben und zwar dort am meisten wo letztere sich zumeist geltend machten, in Frankreich, weil dessen Ritterschaft sich am allgemeinsten und am nachhaltigsten an den

Kreuzzügen beteiligt hatte. Die weitere Entwickelung des Rittertums, welche für den Staat, für das gesellschaftliche Leben und für das Kriegsleben hohe Bedeutung gewann, mußte hier zuerst Platz greifen und von hier sich weiter verbreiten. Hierin machte sich das Übergewicht, welches dem Frankenreich seit den Merowingern zukam, noch einmal geltend, das ganze Geistes- und Gefühlsleben des Rittertums stand unter französischem Einfluß.

Die durchaus persönliche Art der Dienstleistungen, denen der Ritter sich widmete, wirkte einer allgemeinen Ausgestaltung und Vervollkommnung des Kriegswesens, wie die Erfahrungen der Kreuzzüge sie wohl hätten anbahnen können, direkt entgegen; sie war auf das Geltendmachen der eigenen Person, ihrer Verdienste und Rechte gerichtet, widerstrebte also der unbedingten und nicht von dem eigenen Entschluß bestimmten Unterordnung unter irgend einen Höherstehenden; sie bestärkte den individuellen Widerstand des Feudaladels gegen den Lehnsherrn und gefährdete durch die bis in die untersten Schichten des niederen Adels angestrebte und gewaltsam bethätigte Selbstherrlichkeit jede staatserhaltende Einrichtung. Anderseits ließ die gemeinsame, religiös-schwärmerische Basis, auf der das Rittertum sich aufbaute, das Gefühl einer internationalen Klassengemeinschaft entstehen, welches nicht nur dem nationalen Zusammenschluß hinderlich war, sondern sogar das Band zwischen den verschiedenen Volksklassen gleicher Nation zu zerreißen und das Rittertum in einen allgemeinen Gegensatz zu dem verachteten Bürger- und Bauernstand zu drängen drohte. Die Kreuzzüge förderten diese Entnationalisierung der Ritter, indem sie sie ohne Rücksicht auf die Abstammung unter dem christlichen Banner gegen den gemeinsamen Glaubensfeind sammelten, ohne aber sie zum Aufgeben ihrer individualistischen Richtung zu vermögen und irgendwie den Zwistigkeiten zu steuern, welche aus dieser, bei den Kreuzfahrten nicht weniger als in der Heimat, bei der geringsten Gelegenheit aufflammten. Auch eine Vertiefung und Veredlung der religiösen Schwärmerei ist in so geringem Maße zu beobachten, daß mohammedanische Mitglieder des sich auf die Moslemin übertragenden Ritterstandes nicht nur die Formen der christlichen Ritter beherrschten, sondern an echter Rittertugend und Edelsinn sie mehr als einmal übertrafen (Saladin). Und wie wenig das Gefühl der internationalen Klassengemeinschaft zu allgemeiner Opferwilligkeit und Hilfsbereitschaft erhob, zeigt die Zurückhaltung der beiden — zuerst entstandenen — welschen Ritterorden gegenüber den Germanen. Sie versagten ihnen ihre Dienste und nötigten sie, selbständig die deutsche Hospitalbrüderschaft als Vorläufer der Deutschritter ins Leben zu rufen.

Der individualisierenden Klassengemeinschaft entsprach die Kampfweise der Ritter. Wie sie im Turnier wohl in zwei feindliche Parteien sich scheiden ließen, ihren Platz nach den Weisungen eines Führers und nach den Kampfregeln einnahmen und das Zeichen zum Angriff abwarteten, dann aber selbständig und ohne Rücksicht auf gemeinsam zu erringende Vorteile sich ihre Gegner suchten und im Zweikampf ihre Kräfte maßen, um persönliche Auszeichnung und Ehre zu erwerben, — so übertrugen sie das Spiel auch auf den Waffengang in der Schlacht. Hinter sich ihre Vasallen und Hörigen, um mit neuen Waffen und Pferden sich versehen zu lassen, wenn die Lanze zersplittert, das Roß gestürzt war, gingen sie in einer Linie gegen den Feind vor, wählten ihren Gegner und suchten ihn im Zweikampf zu Boden zu werfen. In eine Unzahl von Einzelkämpfen löste sich die Schlacht auf, in ein Wirrsal von Reitern, die weniger auf die gegenseitige Vernichtung als auf die Gefangennahme des Überwundenen bedacht waren, um Ehre und Lösegeld zu gewinnen. Auf taktische Erfolge war kein Mensch bedacht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Obgleich der Wert des Fußvolkes in schwerwiegenden Situationen sich geltend gemacht hatte, und die Ritter selbst, nachdem ihre Pferde dem Hunger und den Anstrengungen erlegen waren oder wenn es sich um die Überwindung eines durch Mauern begünstigten Widerstandes handelte, zum Fußkampf genötigt worden waren, blieb doch das Übergewicht der Reiterei in Geltung, und die Rüstung ward im allgemeinen während der Kreuzzüge noch vervollständigt, der Ritter also zum Fußkampf, wenn er sich darin auch übte, immer ungeschickter. Vor allem kam der schwere Topfhelm in Gebrauch, der beinahe ganz die Luft abschloß und deshalb nur während der Kampfes über die leichtere Kopfbedeckung übergestülpt wurde. Im 13. Jahrhundert wurden aber auch schon Plattenrüstungen getragen. Als deren erstes Bestandteil erhielten die Schultern Schutz durch Schulterflügel, dann begann man alle der Verwundung besonders ausgesetzten Körperteile, wie Knie, Hals, Arme, Schenkel, durch Platten über dem Ringgeflecht, mit dem der ganze Körper bedeckt war, zu schützen. Darüber wurde allgemein ein Waffenrock getragen. Neben diesem Bestreben, den Panzerschutz, welcher sich auch auf das Pferd erstreckte, immer mehr zu vervollständigen, ist eine andere Richtung bemerkenswert, welche gerade das Gegenteil im Auge hatte, nämlich die Erleichterung von Roß und Reiter. Sie kam aber wenig zur Geltung, zumal auch die Friedensübungen der Turniere, bei denen möglichste Prachtentfaltung angestrebt wurde, die schweren Rüstungen bevorzugen ließen. Der Einzelkampf spielt auch bei diesen die Hauptrolle: Mut, Kraft und Gewandtheit in der Handhabung der Waffen (Stoßspeer und Schwert) geben den Ausschlag, aber nur das Festsitzen im Sattel und das heftige Anrennen mit dem ungefüge schweren Reittier werden von dem Reiter verlangt, Beweglichkeit, sei es des einzelnen Reiters, sei es einer geschlossenen Schar, kommt gar nicht in Frage. In dieser Beziehung hatte man von den Seldschuken nichts gelernt.

Ritter im Kampfsitz (1250)

---

Während die christlichen Ritter aller Länder im Morgenlande Schulter an Schulter stritten, hatten die Kämpfe in der Heimat kein Ende; spielten sich doch gerade während dieser Zeit die Kämpfe zwischen Welfen und Hohenstaufen ab, hatten doch die deutschen Kaiser in Italien schwere Kämpfe zu bestehen. Von diesen tritt der des Kaisers Friedrich I. mit den lombardischen Städten in den Vordergrund, weil er ein Bild von deren wachsender Macht giebt und die Ritterschaft zum ersten Male den Städten gegenüberstellt.

In Friedrich lebte die Vorstellung von der Machtfülle der römischen Kaiser mit voller Kraft, und sein Streben war darauf gerichtet, ihr Anerkennung und Geltung zu verschaffen. Er suchte zuerst die inneren Streitigkeiten auszugleichen, den Zwist zwischen Welfen und Hohenstaufen beizulegen und Heinrich den Löwen für sich zu gewinnen. Nachdem ihm dies gelungen war, beschloß er seine erste Romfahrt. In den durch Handel und Gewerbefleiß mächtig aufgeblühten lombardischen Städten hatte der Freiheitstrieb republikanische Verwaltungen ins Leben gerufen, die sich von der bischöflichen, herzoglichen und markgräflichen Lehnshoheit losgemacht hatten; durch die reformatorischen Ideen Arnolds von Brescia war nicht nur in diesen Städten, sondern auch in Rom und im Kirchenstaat, in kirchlicher und politischer Beziehung, ein Zustand fieberhafter Schwankungen erzeugt, und im Süden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

war in dem immer weiter um sich greifenden Normannenstaat dem Reiche ein gefährlicher Gegner erwachsen. Sowohl der Senat von Rom als der flüchtige Papst hatten schon Konrad III. zu einem Zuge nach Italien aufgefordert, und den oberitalienischen Städten fehlte zur Herstellung völliger Republiken nichts, als die Abwerfung der oberlehnsherrlichen Gewalt des Kaisers, die seit einem Jahrhundert gänzlich in Vergessenheit geraten war. An der Spitze stand Mailand, das seine Übermacht zur Unterdrückung und Knechtung schwächerer Nachbarstädte mißbrauchte und die Städte Lodi und Como nach langjährigen Kriegen unterjocht hatte. Die Abgeordneten, welche Friedrich dorthin sandte, um Abstellung des Unrechts zu verlangen, entgingen kaum der Volkswut, und das kaiserliche Schreiben ward zerrissen. Das kaiserliche Ansehen verlangte unbedingt Züchtigung der Verwegenen.

Im Herbst 1154 ging Friedrich mit einem Heer von Augsburg über den Brenner nach Italien und entbot in gewohnter Weise die Vasallen nach seinem Lager, das er in der Ebene von Roncaglia (Piacenza) aufschlug. Mailändische Gesandte erkühnten sich, ihm 4000 Mark zu bieten, wenn er ihre Herrschaft über Lodi und Como bestätigte; das wies er natürlich mit Entrüstung zurück, hielt aber seine Kräfte doch nicht für stark genug, um gegen die mächtige Stadt sogleich einzuschreiten, sondern suchte sie zunächst zu isolieren, indem er andere kleinere Orte, welche sich gleichfalls gegen die Lehnshoheit vergangen hatten, streng strafte und hierdurch einen solchen Schrecken verbreitete, daß die meisten Städte sich freiwillig unterwarfen. Neben Rosate, Asti und Chieri, die verbrannt und zerstört wurden, traf ein hartes Schicksal Tortona, das, mit Mailand verbündet, Pavia geschädigt hatte und dem König trotzig entgegentrat. Nach zweimonatlicher hartnäckiger Verteidigung ward die Stadt durch Hunger bezwungen, vollständig ausgeplündert und zerstört, nachdem den Bürgern der freie Abzug mit dem Teil ihrer Habe bewilligt wer, den jeder tragen konnte.

Nachdem er in Rom Ordnung geschaffen, vom Papst die Krone empfangen und einen treulosen Überfall der Römer blutig abgewiesen hatte, kehrte Friedrich nach Deutschland zurück, sollte aber den italischen Boden nicht verlassen, ohne noch einmal an den Ernst der Fehde erinnert zu werden, die er durch seinen Widerstand gegen die Freiheitsbestrebungen der lombardischen Städte heraufbeschworen hatte. Die Veroneser versuchten die Schiffbrücke während seines Überganges über die Etsch durch antreibende Flöße zu zerstören, doch erfolgte der verhängnisvolle Stoß zu spät. Den Eintritt in das enge Etschthal suchten sie ihm durch starke Besetzung einer steilen Felsenburg in der Berner Klause zu verwehren, indem sie durch Herabschleudern von Felsstücken die Straße ungangbar machten: aber da gelang es Otto von Wittelsbach, einen die Burg überhöhenden und beherrschenden steilen Fels mit unsäglicher Mühe zu erklimmen und von hier aus nach schwerem Kampfe die Besatzung zu überwältigen.

Während der folgenden, einer segensreichen Wirksamkeit in Deutschland gewidmeten Jahre gewannen die Mailänder Zeit, ihr Gebiet nach allen Seiten zu erweitern, und auch ihre Verbündeten, die Städte Piacenza, Brescia, Crema und Verona, griffen um sich und setzten sich in guten Verteidigungszustand. Der Kaiser mußte ernstlich daran denken, den Trotz der Lombarden zu brechen und traf seit 1157 die großartigsten Vorbereitungen. Im folgenden Jahre überschritt er die Alpen mit fünf Kolonnen in der Breite vom großen St. Bernhard bis zum Adriatischen Meer, das Reich entfaltete seine ganze Macht, und das Heer zählte, nachdem die treugebliebenen italischen Vasallen zu ihm gestoßen waren, 100000 Mann zu Fuß und 15000 Ritter. Am 6. August ward Mailand eingeschlossen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Bürger hielten sich wacker und erschwerten die Zernierung durch zahlreiche Ausfälle, aber die Not und der Hunger zwangen sie, am 8. September die Stadt zu übergeben. Diese auffallend kurze Zeit des Widerstandes scheint darauf zu deuten, daß die Mailänder den Ernst der Lage doch nicht richtig geschätzt und sich nicht hinreichend mit Lebensmitteln versehen hatten.

Bald nach diesem Erfolge entließ der Kaiser einen großen Teil des Heeres, da die Dienstzeit abgelaufen, in die Heimat und berief einen italischen Reichstag nach der Ebene von Roncaglia, um mit Hilfe von Rechtsgelehrten die dem Kaiser zustehenden Rechte festzustellen. Diese Herren leiteten die Rechtsbestimmungen, ohne auf die geschichtliche Entwickelung irgend welche Rücksicht zu nehmen, aus dem alten römischen Recht her und schufen einen so scharf ausgeprägten monarchischen Feudalstaat, wie er in Italien niemals bestanden hatte. Obgleich ihnen selbst die Ernennung ihrer Obrigkeiten entzogen wurde, beschworen die Städte notgedrungen das neue Staatsgesetz, das durch seine Einseitigkeit in der Folge dem Kaiser einen zwiefachen Kampf auferlegte, mit der geistigen Macht der Kirche und mit dem Freiheitsstreben der Städte.

Ritter im Turnier
(Kampfsitz 1370)

Mit dem Papst begann der Zwiespalt alsbald wegen dessen weltlicher Besitzungen, mit Mailand, sobald dem neuen Gesetz zufolge Friedrichs Abgesandte einen Magistrat bestimmen wollten; es erhob sich ein Volksaufstand und als die Mailänder dem Kaiser erklärten: „Wir schworen zwar den Eid, doch schworen wir nicht, ihn zu halten", da ward abermals die Acht über ihre Stadt ausgesprochen und neue Truppen aus Deutschland herangezogen (16. April 1159). Hiermit begann ein Kampf, der alle Leidenschaften aufwühlte und den Charakter eines mit allen Greueln geführten Bürgerkrieges annahm. Da sich Crema, Brescia und Piacenza dem Vorgang Mailands anschlossen, der Kaiser aber noch nicht hinreichende Kräfte hatte, um dies anzugreifen, begnügte er sich mit einer Überwachung von Como und Lodi aus und wandte sich zuerst gegen Crema. Nach sechsmonatlicher Belagerung war er noch keinen Schritt vorwärts gekommen, die gegenseitige Erbitterung war auf den höchsten Grad gestiegen. Die Belagerer spielten mit den abgehauenen Köpfen der Gefangenen wie mit Bällen, und die Cremenser rissen Kaiserliche auf den Mauern in Stücke. Friedrich ließ Geißeln, darunter mehrere Kinder, an einen Belagerungsturm binden, in der Hoffnung, den Widerstand zu lähmen; aber die Bürger richteten trotzdem ihre Wurfgeschosse dagegen und priesen laut das Los der Kinder, die so früh fürs Vaterland sterben dürften. Als dieser sechs Stock hohe Turm glücklich die Mauer erreicht hatte und über die Fallbrücke einige Deutsche in die Stadt drangen, gelang es den Verteidigern, die Brücke zu zerstören, und die Eingedrungenen wurden niedergehauen. Erst der übermäßige Menschenverlust nötigte nach sieben Monaten des Widerstandes die Cremenser zur Übergabe; 20000 Menschen erhielten freien Abzug, und die Stadt wurde geplündert und zerstört.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Papst Hadrian IV. war indessen gestorben, die kaiserliche Partei wählte Viktor IV., die Mehrzahl der Kardinäle Alexander III., und dieser suchte auf jede Weise den Widerstand der lombardischen Städte zu unterstützen und in seinem Interesse auszubeuten. Da abermals die Truppen hatten entlassen werden müssen, die neuen erst 1161 eintrafen, konnte erst dann die Einschließung von Mailand erfolgen. Auch bei dieser Belagerung suchten sich beide Teile an roher Grausamkeit zu überbieten; um die Verstümmelungen und Blendungen, welche die Mailänder ausübten, an ihnen zu rächen, wurde auch von den Deutschen der größte Teil der Gefangenen aufgehängt; alle, welche ihnen Zufuhr bringen wollten, verloren die rechte Hand. Zu Anfang des Jahres 1162 entstand Hungersnot, da die Vorratshäuser durch eine Feuersbrunst zerstört wurden, die Mailänder begannen Kapitulationsverhandlungen, aber der Kaiser verlangte unbedingte Unterwerfung, und am 1. März zwang der Hunger, sie anzubieten; die Konsuln kamen heraus und unterwarfen sich auf Gnade und Ungnade. Am 4. März wurden von 300 Rittern die Schlüssel und 36 Fahnen übergeben; am 6. März kam das ganze Volk, in hundert Scharen geteilt, barfuß, mit Stricken um den Hals und Asche auf dem Haupte. In Totenstille ging der Zug in unabsehbarer Reihe an dem Kaiser vorüber, und jede Schar legte ihre Fahne vor ihm nieder; dann kam der Fahnenwagen (Carroccio) mit dem vornehmsten Banner der Stadt; der Mast, an dem die Fahne hing, senkte sich, wie um Gnade flehend; der Kaiser ließ ihn zertrümmern, und das gesamte Volk von Mailand stürzte wehklagend zu Boden und flehte um Erbarmen. Schrecklich war der Urteilsspruch, den ein zu Pavia abgehaltener Reichstag abgab: „Mailand soll wüst und leer sein, alle Einwohner verlassen binnen acht Tagen die Stadt und bauen sich in vier Flecken an, deren jeder zwei Meilen vom andern entfernt ist.“ Am 26. März zog der Kaiser, nicht durch ein Thor, sondern durch eine in die Mauer gebrochene Bresche in die Stadt ein, dann wurde sie, mit Ausnahme der Kirchen, Paläste und Kunstwerke, bis auf den Grund zerstört.

Nach einem so furchtbaren Beispiel des Schreckens beugten sich alle lombardischen Städte, Italien schien unterworfen und beruhigt, der Kaiser kehrte nach Deutschland zurück. Aber seine Kronboten zeigten wenig Verständnis für die Aufgabe, Versöhnung und Frieden herzustellen, sie mißbrauchten ihre Gewalt und behandelten die Bürger mit Hohn und Härte; der Kaiser suchte dem, wo er es erfuhr, entgegenzutreten, kam auch 1163 ohne Heer nach Italien, um zum Rechten zu sehen, aber er konnte nicht hindern, daß der beiderseitige Haß immer tiefer sich einfraß.

Im Spätherbst 1166 zog Friedrich mit einem großen Heere zum vierten Male über die Alpen, um seinen Papst Paschalis III. gegen Alexander in Rom zur Geltung zu bringen. Als ihn die Lombarden nach dem mittleren Italien ziehen sahen, ohne daß vorher ihren Leiden Abhilfe geschaffen war, stieg die Erbitterung aufs äußerste. Cremona, Brescia, Bergoma, Mantua und Ferrara schlossen ein Bündnis gegen den Kaiser, sie wollten lieber zu Grunde gehen, als länger ein so schmachvolles Joch tragen; kurz darauf traten 15 Städte unter Mailands Vortritt zusammen und verpflichteten sich einander auf die Dauer von 20 Jahren; die mailändischen Bürger wurden in ihre Stadt zurückgeführt und begannen mit allgemeiner Hilfe, aus den Trümmern neue Festungswerke aufzuführen. Das Glück war ihnen günstig, denn nachdem der Kaiser sein Ziel erreicht hatte, brach unter seinen Truppen eine pestartige Seuche aus, der binnen einer Woche 25000 Menschen zum Opfer fielen: er ging nach Pavia und sprach über die abtrünnigen Städte die Acht aus, aber er konnte

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihr mit seinen geringen Kräften keinen Nachdruck geben, und als die feindliche Macht immer mehr um sich griff, als selbst Pavia schwierig wurde, da mußte er Italien verlassen, nicht auf einer der gewohnten Straßen, denn deren Pässe waren alle von den Lombarden besetzt, sondern heimlich auf dem Umwege durch Savoyen.

Im Jahre 1174 trat Friedrich mit einem glänzenden Heere seinen fünften Zug nach Italien an und betrat über den Mont Cenis die lombardische Ebene. Sein erster Angriff galt Alessandria, der ihm zum Trotz neuerbauten Feste; aber die Herbstregen erschwerten den Angriff in dem sumpfigen Gelände, die Bürger setzten nachhaltigen Widerstand entgegen, und unter den Truppen brachen Krankheiten aus. Als nach sechs Monaten auch der Versuch, mit einem Minengang in die Stadt einzudringen, scheiterte, da die aus dem unterirdischen Gange auf dem Marktplatz Auftauchenden sofort überwältigt und niedergehauen wurden, da ferner ein Heer der Verbündeten zum Entsatz herankam, gab Friedrich die Belagerung auf und ging dem Gegner entgegen. Es kam noch zu keinem Kampf, aber die angeknüpften Verhandlungen führten nur zur Verständigung mit dem Papst, nicht aber mit den Städten. Nun kam für den Kaiser alles darauf an, möglichst stark den bevorstehenden Kampf aufzunehmen, und gerade jetzt ließ ihn sein wertvollster Vasall und Bundesgenosse, Heinrich der Löwe, schmählich im Stich. Im Frühjahr 1176 erhielt er zwar Verstärkungen, aber ehe deren letzte eingetroffen waren, rückte der Kaiser von Como über den Tessino dem von Begeisterung glühenden 100000 Mann starken Heere der Lombarden entgegen. In der Schlacht bei Legnano (29. Mai 1176) brachte der Kaiser persönlich, mit seinem Gefolge den dichtesten Haufen angreifend, den einen Flügel zum Weichen, aber das Mitteltreffen, wo unter Albert da Giussano „die Schar des Todes", 900 Ritter aus edlen Geschlechtern, die geschworen hatten, zu siegen oder zu sterben, und daneben die heilige Schar des Carroccio, 300 Reiter, aufgestellt waren, stand felsenfest. Der ungestüme Angriff der Schar des Todes durchbrach, von einem Flankenangriff der Brescianer unterstützt, die kaiserlichen Reihen; der Bannerträger fiel, und Friedrich selbst, dessen Roß tödlich getroffen zusammenbrach, stürzte und verschwand im Getümmel. Plötzlich erscholl der Ruf: „Der Kaiser ist tot," Schreck und Verwirrung ergriff die Deutschen, sie gaben allen Widerstand auf und überließen in regelloser Flucht das Schlachtfeld den Feinden. Der Kaiser wurde vergebens unter den Gefallenen gesucht, er hatte sich mit dem Schwerte in der Hand auf weitem Umweg nach Pavia gerettet, wo er wie durch ein Wunder am vierten Tage wieder zum Vorschein kam.

Jetzt sah sich Friedrich genötigt, dem Kaisertum nach dem Vorbilde Karls des Großen zu entsagen und aus der phantastischen Welt einer erträumten Imperatorenmacht auf das Gebiet der realen Wirklichkeit herabzusteigen; er leitete Verhandlungen ein, und da der Papst Alexander „um der Herstellung der kirchlichen Einheit willen" die Lombarden im Stich ließ, auch eine Reihe von Städten im partikularistischen Interesse von ihnen sich trennte, kam ein Waffenstillstand zustande, auf den ein Frieden folgte, welcher das Übergewicht der Kirche zur Anerkennung und den Städten mit der freien Wahl der Obrigkeiten die Freiheit brachte. Hiermit trat das Bürgertum der freien Städte als eine Erscheinung von höchster Bedeutung und unendlicher Tragweite ins Leben; das Rittertum war zum ersten Male dem Bürgertum unterlegen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 16. Die Mongolen, Dschingis-Chan, Timur

Während Kaiser Friedrich II. in heißem Kampfe mit den Päpsten lag, nahte von Osten ein neuer mächtiger Feind, dessen wilder Ansturm, wie dereinst der der Hunnen, ganz Europa in Verwirrung zu bringen drohte. Das unbändige Nomadenvolk der Mongolen wurde im ersten Bande bereits in der ersten Entwickelung seiner Macht besprochen, es bleibt hier noch sein Zusammenstoß mit der östlichen Grenzwacht der in der Entwickelung begriffenen europäischen Kultur und die ihm eigentümliche Gestaltung des Kriegswesens zu schildern.

Temudschin, der 1168 im Alter von 13 Jahren die Zügel der Regierung seines Stammes ergriffen hatte, machte sich bis 1203 zum Herrn des größten Teiles der Mongolei, 1204 riefen ihn die Abgeordneten aller unterworfenen Horden zum Chachan aus, und ein für heilig gehaltener Schamane prophezeite ihm die Herrschaft der Welt mit dem Befehl, sich fürderhin „Dschingis“, d. h. der Unerschütterliche zu nennen. Gestützt auf die hierdurch erzeugte Begeisterung der Mongolen unternahm Dschingis-Chan die Eroberung Chinas, überstieg 1209 die große Mauer und nahm 6 Jahre später Peking mit Sturm. Im Jahre 1218 griff er mit einem Heere von 700000 Mann Turkestan an, eroberte und verbrannte die alten Kulturstätten, wandte sich dann zum Dnjepr und brachte 1223 den Russen eine schwere Niederlage bei; die damals schon drohende Gefahr ging an Europa vorüber, da sich der Chachan gegen den König von Tangut wendete, dessen 500000 Streiter er auf dem gefrorenen See Kokonor „vernichtete“. Dieses Wort ist bei den Mongolen wörtlich zu nehmen, da sie ihre Gefangenen, auch wenn sie ihnen das Leben zugesichert hatten, abzuschlachten pflegten. Dies geschah in geregelter Weise, indem je eine bestimmte Zahl einer Hundertschaft zur Schlachtung zugeteilt wurde. Nach jedem geschlachteten Zehntausend richtete man einen Leichnam mit dem Kopfe zur Erde, die Füße nach oben als Trophäe auf. Dschingis-Chan starb 1227, aber seine Söhne setzten seine Kriegszüge fort, unterwarfen ganz China, stürzten das Khalifat zu Bagdad und machten die Seldschuken zinsbar. Ein mongolisches Heer drang 1237 abermals in Rußland ein, 1240 ward Polen von der Völkerlawine überschwemmt und im folgenden Jahre drang Baidar mit 5 Haufen, deren jeder 30000 Streiter zählte, über Krakau und Breslau in nördlicher Richtung vor.

Ehe König Wenzel sich mit Herzog Heinrich von Liegnitz vereinigen konnte, fiel die Entscheidung auf der Wahlstatt bei Liegnitz am 9. April 1241. Die aus 30000 Schlesiern, Mährern und Polen bestehende Streitmacht war gleichfalls in 5 Heerhaufen geteilt, im vordersten focht Boleslaus von Mähren mit schlesischen Bergknappen und freiwilligem Fußvolk,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

im zweiten Treffen standen 2 Haufen, rechts Subislaus mit den Polen, links Miecislaw, Herzog von Ratibor, mit den Oberschlesiern, im dritten Treffen folgten rechts die Deutschritter unter Poppo, ihrem Hochmeister, links Heinrich der Fromme, Herzog von Liegnitz, mit seinem Adel und geworbenem Kriegsvolk.

Nach ruhmwürdigem Kampfe erlag das von Boleslaus befehligte erste Treffen, als es der verstellten Flucht des Feindes unvorsichtig folgte; denn gegen den Hagel der Pfeile waren die Bergleute und die Freiwilligen weder durch Panzer noch durch Helme geschützt. Das zweite Treffen griff wacker ein, und schon schien der Sieg sich auf Seiten der Christen zu wenden, als plötzlich (so wird erzählt) ein unbekannter Reiter „Auf! auf!“ schrie, was Herzog Miecislaus für „lauf! lauf!“ nahm (?) und die Flucht ergriff. Da Herzog Heinrich dies sah, rief er seufzend: „Es steht schlecht mit uns!“ wandte sich aber an den Hochmeister mit der Bitte, standhaft auszuhalten, wozu dieser mit deutscher Tapferkeit bereit war. Heinrich ließ nun die hinter dem Heere aufgefahrene Wagenburg öffnen; die Polen und Schlesier zogen sich in diese zurück. Sie waren hinter den Wagen allerdings vor dem augenblicklichen Eindringen der Feinde, aber nicht vor den Geschossen sicher; denn die Mongolen trieben ihre Pfeile in die Höhe, sodaß sie im hohen Bogen flogen und innerhalb der Wagenburg fast senkrecht niederrasselten. Da ermutigte der Herzog die Seinen zum Ausfalle, um die Mongolen zum Kampfe Mann gegen Mann zu zwingen. Sie brachen aus der Wagenburg hervor; es war aber keine Schlacht mehr, sondern ein Schlachten, indem sie von der ungeheuren Überzahl der Asiaten wie Tiere gemetzelt wurden. Außer dem erwähnten Mißverständnis soll ein „Feldzeichen“ der Mongolen den Christen panischen Schrecken eingejagt haben: ein grauser Kopf, der Feuer spie und Rauch dampfte, wahrscheinlich Naphtafeuer, dessen Gebrauch den Mongolen bekannt war. Die Christen hielten es für Zauberei. Der Hochmeister wie Herzog Heinrich fielen. Kein Deutschritter floh, keiner ward gefangen, alle starben den Heldentod.

Ritter auf der Heimfahrt
(Reitsitz)

Die Mongolen hieben jedem erschlagenen Christen das rechte Ohr ab; neun mit Ohren gefüllte Säcke wurden dem Groß-Chan gesandt. Ihre Verluste auf der Wahlstatt waren aber so groß, der Widerstand, den sie von der abendländischen Ritterschaft erfahren, schien so ganz anders geartet, als der, welchem sie bisher bei Türken und Chinesen begegnet waren, daß sie weiteres Vordringen nach Deutschland nicht für ratsam erachteten. Sie wandten sich daher südwärts, schlugen in furchtbarer Schlacht die Magyaren und erfüllten die pannonische Ebene mit den entsetzlichsten Greueln ihrer Beutegier und ihres Blutdurstes. Endlich kam dem Lande deutsche Hilfe. Herzog Friedrich der Streitbare bot Ritterschaft, Bürger und Bauern Österreichs auf; aus dem Reiche führten der Sohn des Kaisers und Markgraf Hermann von Baden Kriegsscharen herbei. Einer Abteilung der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mongolen, die unter Peta in Mähren eingedrungen war, trat der böhmische Feldhauptmann Jaroslaw von Sternberg mit einem Heer entgegen, schlug sie am Berge Holstein bei Olmütz und tötete Peta mit eigener Hand. Eine andere Abteilung unter Paidar, welche über die Leitha in Österreich einbrechen wollte, fand bei Wiener-Neustadt so kräftigen Widerstand, daß sie von ihrem Vorhaben abstand. Batu-Chan wandte sich nach Osten. Europa war gerettet, das Bollwerk der Germanen hatte dem Ansturm widerstanden.

So schnell entstanden, so schnell zerfiel das ungeheure Reich der Mongolen wieder, veranlaßt durch die Teilung der Stämme in Buddhisten und Moslemin und durch die wachsende Macht der Statthalter. Bald nachdem in Persien durch Gründung einer mongolischen Dynastie die Verschmelzung der Nomaden mit dem mohammedanischen Persertum eingeleitet war, ging (1368) im Osten die Herrschaft über China verloren, aber fast gleichzeitig (1370) kam in den westlichen Gebieten ein Mann zur Macht, welcher noch einmal den Namen der Mongolen zu hoher Bedeutung erhob. Timur, eigentlich Chotbeddin und von seinen Feinden Timur-Leng oder zusammengezogen „Tamerlan“ genannt, war ein Mann von hervorragender militärischer Begabung und für Europa von geschichtlicher Bedeutung, weil er den Andrang der osmanisch-türkischen Flutwelle, welche im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts begann von Asien herüber zu branden, vorübergehend zum Stehen brachte und die gefährdeten Nationen dadurch eine Spanne Zeit gewinnen ließ, um sich auf das nahende Unwetter vorzubereiten. Er brach 1400 in das türkische Reich ein, eroberte Damaskus, zerstörte Bagdad und schlug im Jahre 1402 mit 800000 Mongolen die 400000 Türken des Bajazet vollständig bei Angora.

Von größtem Interesse sind Timurs „militärische Institutionen“, welche neben allgemeinen Grundsätzen der Herrscherkunst Vorschriften zur Bildung einer Armee, über den Sold, die Wahl höherer Offiziere, über Beförderung, Rüstung und Lagerung sowie Nachrichtenwesen enthalten. Zum Zweck des letzteren hatte er dauernd je tausend Dromedare, Pferde und Läufer in Thätigkeit; als Rüstung fordert er für jeden Reiter 2 Pferde, einen Bogen mit Köcher, Säbel, Beil, Pfriem, Packnadel, 10 Nähnadeln, Packtasche und Sack, für den Reiter der Leibwache außerdem Helm und Brustharnisch. Das Fußvolk führt Säbel und Bogen. Von besonderer Wichtigkeit sind die

## „Vorschriften über das Verhalten im Kriege und in Gefechten, für den Angriff wie für die Verteidigung.

Wenn die Stärke des feindlichen Heeres nicht die von 12000 Reitern übersteigt, so zieht mein erster Feldherr mit 12000 Reitern ins Feld, die aus den Stämmen und Horden genommen werden. Sobald er dem Feinde eine Tagereise nahe gekommen, sendet er mir Nachricht. Die 12000 Reiter sollen 9 Abteilungen bilden, hiervon eine Abteilung für die Mitte, 3 für den rechten, 3 für den linken Flügel, 2 für die Vorhut. Von den 3 Abteilungen jedes Flügels ist eine zur Avantgarde bestimmt, die anderen beiden stehen in Linie. Von den beiden Abteilungen der Vorhut bildet eine den Vortrab.

Bei der Wahl des Schlachtfeldes beachte der Feldherr 4 Dinge:

daß er Wasser habe; daß er Raum habe, sich zu entwickeln; daß die Gegend eben und undurchschnitten sei; daß womöglich das Terrain gegen den Feind hin abfalle. Vor allem hüte er sich, die Sonne im Gesicht zu haben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wenn das Heer in Schlachtordnung gestellt ist, soll sich alles geradeaus in Bewegung setzen, ohne die Pferde weder rechts noch links zu wenden. Sobald man das feindliche Heer entdeckt, wird der Schlachtruf angestimmt.

Wenn der Generaladjutant (Vertrauensmann des Herrschers) bemerkt, daß der Feldherr seine Pflichten vernachlässigt, so kann er an dessen Stelle einen anderen ernennen. — Nachdem sich der Feldherr mit dem Generaladjutanten über das, was zu thun ist, geeinigt hat, erkunde dieser sorgfältig den Feind, um dessen Stärke zu erfahren; er vergleiche seines und des Feindes Offiziere, und da, wo er Mängel auf seiner Seite entdeckt, helfe er ihnen ab. Er habe ein wachsames Auge auf alle Bewegungen des Feindes, ob dieser langsam und wohlgeordet heranschreite oder in Unordnung heranstürme.

Vor allen Dingen mache sich der Feldherr mit der Fechtart des Feindes bekannt; ob er nach und nach, oder ob er mit allen Truppen auf einmal angreife; eine Hauptsache besteht endlich darin, richtig und schnell zu beurteilen, wann der Feind sich zum Angriff bewegen will und ob er wiederholten Angriff unternehmen oder es beim ersten bewenden lassen werde. Letzteren Falles sollen die Soldaten ihn mit Ruhe abweisen; denn Ruhe in der Gefahr ist wahre Tapferkeit.

Turnier mit Streitkolben
(1441)

Solange der Feind das Gefecht nicht eröffnet, gehe man ihm nicht entgegen; sobald jener sich jedoch vorwärts bewegt, beginne man mit den 9 Abteilungen zweckmäßig zu manövrieren. — Welches ist nun die Aufgabe eines Feldherrn? Die Bewegungen seiner Truppen zu leiten und im Gefechte keinen Augenblick die Ruhe des Geistes zu verlieren. Gleich einem Fechter stehe er da mit festem Arm und festem Fuß, seine 9 Abteilungen seien ihm ebenso viele Waffen: ein Pfeil, eine Streitaxt, eine Keule, ein Dolch, und jede dieser Waffen brauche er zur gehörigen Zeit und auf die gehörige Art.

Es steht zu hoffen, daß der Feind neun aufeinanderfolgenden Angriffen zuletzt unterliegen werde. — Mit der großen Avantgarde beginne der Feldherr das Gefecht; ihr zur Unterstützung lasse er zuerst die Avantgarde des rechten, dann die des linken Flügels nachrücken, um so 3 Angriffe auszuführen. Müssen diese drei Korps weichen, so rückt die erste Abteilung des rechten Flügels vor und dieser folgt die zweite Abteilung des linken Flügels. Wird auch dadurch noch nichts entschieden, so nehmen die zweite Abteilung des rechten und die erste Abteilung des linken Flügels den Angriff auf; scheitern sogar diese Anstrengungen, so muß die Lage der Sache mir gemeldet werden; der General, meine Fahne im Auge und

in den Himmel sein Vertrauen setzend, stürze sich nun mit der Reserve ins Getümmel; er bilde sich ein, ich sei gegenwärtig in der Schlacht, und er halte sich überzeugt, daß mit Hilfe des Allmächtigen der neunte Angriff den Feind in die Flucht werfen und den Sieg gewinnen werde.

Nichts ist wichtiger, als daß der Feldherr ohne Übereilung handle und in allen Dingen mit Besonnenheit und Vorsicht zu Werke gehe; denn die Verwegenheit ist die Tochter des Teufels; ebenso sei er auf seiner Hut, sich in Unternehmungen zu verwickeln, aus denen schwer herauszufinden sein würde. Ist die Schlacht so weit gekommen, daß der General mit der Reserve ins Gefecht muß, so setze er seine Person nicht allzu sehr aus; denn der Tod des Führers hat immer die unglückliche Folge, daß dadurch der Mut der Unsrigen niedergeschlagen und die Kühnheit des Feindes gesteigert wird.

## Schlachtordnung für mein siegreiches Heer.

Ist der Feind zwischen 12000 und 40000 Reiter stark, so wird ein Heer von 40000 Mann versammelt und der Befehl darüber einem meiner glückseligen Söhne übertragen; 2 Oberfeldherren und mehrere Emire befehligen unter ihnen.

Reiter mit der ältesten Handfeuerwaffe

Ein guter Feldherr wird, nachdem er die Zahl der feindlichen Anführer entdeckt hat, ihnen eine gleiche Anzahl entgegenzusetzen wissen. Mit dem Auge der Aufmerksamkeit beobachte er die Truppengattungen des Gegners: wo die Bogenschützen, Lanzenreiter ꝛc. aufgestellt sind, und ob der Feind seinen Angriff vorsichtig abteilungsweise einleitet oder ihn mit allen Truppen zugleich unternimmt; er mache sich genau mit den Zugängen des Schlachtfeldes, sowohl hinsichtlich des Vorgehens wie des Rückzuges bekannt und studiere vor allem die Schlachtordnung des Feindes. — Es geschieht häufig, daß der Feind, seine Gegner zu locken, in verstellter Flucht zurückweicht; solche Schlingen muß man vermeiden.

Die 40000 Reiter werden in 14 Abteilungen geteilt:

Eine Abteilung bildet das Zentrum,

je sechs Abteilungen bilden die Flügel, nämlich zwei in Front, eine als Avantgarde, zwei als Reserve und eine als Avantgarde der Reserve,

eine starke Abteilung endlich bildet die große Avantgarde; sie wird vor der Mitte aufgestellt und soll aus Bogenschützen, Lanzenreitern und Schwertträgern bestehen.

Die Soldaten, welche zur Avantgarde genommen werden, müssen besonders unerschrocken und erfahren sein; sie sollen stets mit wildem Geschrei angreifen, um die feindliche Vorhut in Unordnung zu bringen. — Dem Angriff des Feindes setze der Feldherr zuerst seine große Avantgarde entgegen; hierauf sende er die Avantgarden der beiden Flügel zur Unterstützung, dann die erste Abteilung des rechten und die zweite Abteilung des linken und darauf die zweite des rechten und die erste des linken Flügels. Hat sich nach diesen sieben

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Angriffen die Schlacht nicht entschieden, so kommen die vorgeschobenen Abteilungen der beiden Flügelreserven, dann diese selbst abteilungsweise ins Gefecht; mißglückten aber alle dreizehn Angriffe, so erhebe sich der Feldherr mit der Abteilung des Zentrums zum vierzehnten Angriff."

Die Führung jeder noch stärkeren Armee übernahm Timur persönlich, teilte 40 Abteilungen ab und verfuhr nach demselben Schema. M. Jähns, dem ich diese Vorschriften entnehme, bemerkt dazu: „Offenbar war es die Absicht des Herrschers, die Kampfweise des Nomadentums zu regeln, das blinde Anstürmen unter allen Umständen zu untersagen und ein planmäßiges, stufenweises Einsetzen der Kräfte grundsätzlich einzuschärfen. Für diesen Zweck erscheint die Schlachtordnung vortrefflich eingeteilt: die große Avantgarde, die Gliederung des Haupttreffens mit seinen Flügelreserven, die Generalreserve, welche zugleich das Zentrum des Haupttreffens bildet, aber durch die Avantgarde gedeckt wird — in alledem ist Einsicht und System." Und darin, muß man hinzufügen, war Timur dem Abendlande mit seiner Systemlosigkeit weit überlegen.

Ritterlicher Zweikampf mit armierten Stockschilden

# 17. Rittertums Todeskampf und Ende

Genau das Gegenteil von dem Entwickelungsgang des Kriegswesens in dem alten römischen Reich, hat sich dieses in den Ländern des neuen Kulturkreises, als dessen Ausgangs- und Mittelpunkt das Frankenreich sich darstellt, gestaltet: nicht durch das Zurückziehen des ritterlichen Adels vom Kriegsdienst, sondern durch dessen Anspruch, fast allein mit seinen Reitergeschwadern den Kampf zu entscheiden, wurde eine ebenso für die militärische Kraftentfaltung wie für die gesunde soziale Entwickelung der Staaten verderbliche Vernachlässigung einer gleichmäßigen Beteiligung aller Organe veranlaßt. Die entgegengesetzte Entwickelung führte zu demselben Ergebnis: scharfe Trennung der Stände, Überwuchern des vornehmsten auf Kosten der anderen, Brachlegen eines großen Teiles der Volkskraft, Ersatz durch Hilfsmittel, welche das Staatswesen und die Durchführung seiner Kulturaufgabe ernstlich gefährdeten. Aber für Rom war die von keinem gleichwertigen Gegner bedrohte Machtstellung die Ursache des fortschreitenden Niederganges, während in den germanisch-romanischen Staaten ihm Einhalt geboten wurde durch die Notwendigkeit, das Ritterwesen zu beseitigen, um im Kampf um die Existenz nicht zu unterliegen. Die Kriege, in denen das einseitig entwickelte Kriegshandwerk einer frischen Volkskraft gegenüber versagte, zwangen dazu, den eingeschlagenen falschen Weg zu verlassen, und mit der Neugestaltung des Kriegswesens wurden auch die sozialen Verhältnisse der Gesundung entgegengeführt. Der Krieg war das unentbehrliche Werkzeug der Kultur, mit dem sie sich den Weg bahnte zu freier, ungehemmter Entwickelung.

Die Umwandlung der Wehrpflicht in ein ihrer Kaste allein zustehendes Recht gab der Ritterschaft das Mittel, eine scharfe Trennung der Bevölkerung in zwei Klassen herbeizuführen, die herrschende der Ritter und die geknechtete der Bauern; der Mittelstand verschwand auf dem platten Lande vollständig; er ward zwar in den Städten aufs neue geschaffen, aber die herrschenden Bürgerfamilien, die Patrizier, wurden von dem Adel angesteckt und waren bestrebt, dessen Sitten und Gerechtsame sich anzueignen. Glaubten doch auch sie den Dienst zu Fuß ihrer unwürdig und führten Reiterkämpfe in den engen Straßen auf, wenn sie mit den Bürgern in Fehde gerieten. Das mit dem Feudalsystem eingerissene Streben nach Selbständigkeit und Macht, das die Fürsten zu Trotz und Widerstand gegen den König veranlaßte, übertrug sich bis in die untersten Schichten des Rittertums und zeitigte nicht nur Fehden gegen die Höheren, gegen die Städte und untereinander, sondern auch Wegelagerei der Stegreifritter und einen Zustand der Unsicherheit und Friedlosigkeit, welcher aller kulturellen Entwickelung hinderlich und der Machtentfaltung nach außen höchst gefährlich war.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schon Friedrich I. hatte mit dem Raubrittertum ernstlich zu kämpfen. Mit dem auf falsche Bahn gekommenen Kriegswesen kam auch die Kultur in Gefahr, zu Grunde zu gehen.

In Deutschland fiel die nationale Aufgabe im Osten ganz in die Hände der Deutsch-Ritter, und sie lösten sich damit vollständig aus der übrigen Ritterschaft los, sie machten sogar den Forschritt zur Einführung von leichter Reiterei. Im allgemeinen ging das Streben nicht nur des Adels, sondern auch der Städte auf Reichsunmittelbarkeit, und was von dem Reiche nicht zu erwarten war, Schutz und Sicherheit, das suchte man durch Sonderbünde (rheinischer, schwäbischer Städtebund, Hansa) zu erreichen. Das deutsche Reich fiel wie das französische auseinander, wie es in Italien bereits geschehen war.

Dabei hat das romantische Rittertum so wenig, wie das Christentum es gethan hat, dem Kriegswesen einen humaneren Charakter verliehen. Die ungeheueren Verluste der Schlachten sind gerade wie bei den heidnischen Völkern des Altertums zum größten Teil der Metzelei zuzuschreiben, welche der Sieger ohne Gnade und Barmherzigkeit an dem Besiegten verübte; zu Gefangenen wurden im allgemeinen nur diejenigen gemacht, für welche ein hohes Lösegeld zu erhoffen war, der gemeine Mann wurde kaltblütig totgeschlagen. Man kann sagen, daß diese barbarische Form der Kriegführung sich am schärfsten ausbildet, wenn der Krieg in Händen einer Kaste liegt, und mag diese aus den vornehmsten Familien eines Volkes hervorgehen. Die Volksinteressen treten damit gegen Partei- und Familieninteressen zurück, und deren Verfechtung war immer am blutigsten und grausamsten, wie alle Bürgerkriege lehren. Jedoch betrachten wir nun, wie die durch das Rittertum gezeitigten Verhältnisse ihr Ende fanden.

Die Mißverhältnisse traten am deutlichsten hervor in dem Feudalstaat Frankreich. Die adligen Vasallen rissen alle Macht an sich, auf einer Seite ward das Königtum ganz in Abhängigkeit gebracht, auf der andern Seite der Bauernstand zur rechtlosen Masse mißhandelter Leibeigener herabgedrückt. Alle Mittel, welche die Herrscher ergriffen, um sich von den mächtigen Lehnsleuten unabhängig zu machen, und welche in der Schaffung einer eigenen Kriegsmacht bestanden, waren vergeblich, da es meist an den Geldmitteln fehlte. Philipp II. August (1180—1223) gelang es, mit Hilfe besoldeter Mannschaft (soudoyers, soldats), die feudale Opposition niederzuschlagen, und auch seine Nachfolger konnten dem Feudalbann noch mit den Milizen der Kommunen und mit den besoldeten Aventuriers das Gleichgewicht halten. Aber dann wurde die notwendige Erhaltung der letzteren im Frieden zu kostspielig, und gegen 1300 war der König wieder auf die wohlwollende Hilfe der Vasallen angewiesen.

Jeder Vasall hatte mindestens eine „Lanze" aufzubringen, welche sich aus dem schwergerüsteten Ritter und seinem Gefolge von mittelschwer Gewappneten und Bognern zusammensetzte; da sich das Gefolge hinter dem Ritter aufreihte, ward „Lanze" gleichbedeutend mit „Rotte". Aus deren Nebeneinanderstellen bildete sich das Banner des großen Vasallen. Die Harnischreiter hielten in der Schlachtordnung im ersten Gliede mit zwei Schritt Zwischenraum, 20—30 Schritt hinter ihnen die „Constilliers" und dann zwei Glieder Bogner. In dieser Ordnung griff das Heer Philipps des Schönen 1302 bei Kortryk die flandrischen Bürger an, welche, teis durch einen Sumpf, teils durch einen von den Rittern nicht rechtzeitig bemerkten Graben gedeckt, zu Fuß ihre Gegner erwarteten. Der tollkühne Angriff endete mit einer gründlichen Niederlage, und zum ersten Male triumphierte hier das mit der Hellebarde bewaffnete Fußvolk über die stolz auf es herabschauenden Ritter.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Trotzdem lebten unter Philipp VI. (1328—50), der in den Ideen des Feudaladels aufgewachsen war, nochmals alle Traditionen der romantischen Ritterwelt auf, Kommunalmilizen und Söldner wurden auf das äußerste eingeschränkt, und die Folgen sollten sich bald in den ersten Schlachten des „hundertjährigen Krieges" zeigen. Auch der Gegner in diesem, England, war ein Feudalstaat, aber um fünfeinhalb Jahrhunderte jünger, als der der Franken, und schon deshalb nicht so einseitig entwickelt; ferner waren seinem Gründer, Wilhelm dem Eroberer, die Schwächen des Feudalsystems wohl bekannt, und er war von Anfang an bestrebt, ihnen entgegen zu arbeiten. Die Gefahr, welche noch lange Zeit von den unterworfenen Sachsen drohte, knüpfte die Vasallen fester an die Krone, und später waren es die Kämpfe mit den Schotten und Wallisern, welche eine einseitige Entwickelung der Wehrkraft verhinderten. Nicht mit Reitervölkern, wie meist in Deutschland, sondern mit Gebirgsvölkern mußten diese durchgeführt werden, und hierbei zeigte sich die Notwendigkeit, anstatt der ganz unbrauchbaren schweren Reiterei ein leicht bewegliches Fußvolk zu besitzen; die Lieblingswaffe, der Bogen, wurde ausgenutzt, die Hintersassen des Adels wurden herangezogen, und anstatt das Wehrrecht der niederen Stände zu beschränken, wurde es gefördert und geregelt. Der kleine freie Grundbesitzer, welcher in Frankreich längst ausgestorben und zum Leibeigenen herabgewürdigt war, erhielt sich in England dank seiner Unentbehrlichkeit im Kriege, und so ist es diesem zu danken, daß in England sich politische Freiheit und zweckmäßige Organisation der Wehrkraft so frühzeitig entwickelten. Mit letzterer schritt England den Kontinentalmächten voran und gewann das Übergewicht über Frankreich, solange es sich auf die eigene Volkskraft stützte. Die geographischen Vorteile ließen freilich in der Folge den Inselstaat den zeitgemäßen Fortschritt vernachlässigen, und es wird sich dies Festhalten an veralteten Einrichtungen bei England ebenso wie bei jedem anderen Staate rächen.

Seit Heinrich II. (1154—89) war der gesamte Mittelstand nach dem Vermögen in Bewaffnungsklassen geteilt und zu Kontrollversammlungen verpflichtet; jeder, der 5 £ vom Grundeigentum einnahm und nicht selbst zum Kriegsdienst erscheinen konnte, mußte zur Aufstellung von Streitern ein nach seinem Einkommen bestimmtes Schildgeld entrichten, und wer aus seinem Grundstück 40—50 £ einnahm, war gesetzlich gezwungen, den Ritterschlag zu erwerben. So ward neben dem Vasallenheer ein stets verfügbares Milizheer geschaffen.

Die Waffengattung der „Men-at-arms" entsprach der der französischen Hommes d'armes, war aber seit alter Zeit besser an das Fußgefecht gewöhnt. Die leichte Reiterei der „Hoblers" führte die alte Streitaxt und ward namentlich zu Erkundung und Unternehmungen des kleinen Krieges benutzt. Die „Archers" (Bogner) fochten stets zu Fuß, waren aber auf dem Marsch vielfach beritten und dann auch vollständiger als mit Brustharnisch und Pickelhaube gewappnet; außer Bogen und Schwert führten sie je einen Pfahl mit sich, welcher als Hindernis diente. Da sie in sechs bis acht Gliedern kämpften, füllten die sechs bis acht Pfähle, mit Stricken verbunden, die von einer Rotte eingenommene Front so weit aus, daß sie gegen plötzlichen Reiterangriff sicherten. Die vierte Waffe der „Foot-men" trug gestopftes Wams und Eisenhaube, ward in Haufen von 1000 Mann acht Glieder tief aufgestellt und führte neben dem Spieß Mordaxt und Messer. Neben dem Volksheer tritt nun eigentümlicherweise schon frühzeitig auch das Anwerben fremder Söldner ins Leben und — was zu denken geben sollte — nicht zum Vorteil der kriegerischen Leistungen. Auch die Angehörigen des Volksheeres wurden übrigens für Dienste außer Landes, und zwar bis zu den Prinzen hinauf, besoldet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Lage der Königs Eduard III. war im Jahre 1346 durchaus keine günstige; auf dem Wege nach Bordeaux mit der Flotte verschlagen, gezwungen, mit seinem schwachen Heer über Seine und Somme die Verbindung mit dem befreundeten Flandern zu suchen, hatte er zwar beide Übergänge glücklich bewerkstelligt, sah sich aber, bevor er sein Ziel erreichte, genötigt, bei Crecy der ihn verfolgenden viel stärkeren französischen Armee unter Philipp VI. die Stirn zu bieten. Er hatte 4000 Ritter und 12000 Mann Fußvolk, die Franzosen 12000 Ritter und 60000 Fußknechte. Seine Stellung wählte er auf einer nach dem Vallée des Clercs sanft abfallenden Höhe, lehnte den rechten Flügel an Crecy, den linken an Wadricourt und stellte vor der Front ein Hindernis aus Gepäckwagen und den Pfählen der Bogner her. Diese Wagenburg besetzte er mit 2000 Bogenschützen als Vortreffen, dahinter folgte das erste Treffen unter dem Prinzen von Wales: 800 ausgesuchte, aber abgesessene Ritter und 1000 wallisische Fußknechte; das zweite Treffen bildeten die Men-at-arms, zwischen deren Kompagnien Fußabteilungen verteilt waren; dieses wie das dritte Treffen und eine Generalreserve standen unter Befehl des Königs.

Das französische Heer kam, siegesgewiß in dem Bewußtsein der Überlegenheit, in großer Unordnung erst gegen Abend heran. Philipp wollte die erste „Bataille" aus 300 Rittern und 6000 genuesischen Armbrustschützen bilden: letztere mußten aus der Nachhut vorgezogen werden und traten, nachdem sie sich durch die Reitermassen durchgearbeitet hatten, ermüdet und unwillig in den Kampf; als zweites Treffen folgten 4000 Gendarmen und ein ungeheuerer Haufe Infanterie, dann ein drittes Treffen unter des Königs Befehl. Als die Genuesen mit lautem Geschrei den Angriff begannen, erschreckte sie die lautlose Ruhe der Engländer, ihre Waffen versagten, da die Sehnen durch anhaltenden Regen erschlafft waren, während die Engländer ihre Bogen in geschlossenen Behältern trocken erhalten hatten. Sie mußten, verhöhnt von dem französischen Adel, zurückweichen; da die Ritter wütend auf sie einhieben, setzten sie sich zur Wehr, und es entspann sich angesichts des Feindes ein wüster Kampf unter den Franzosen, und mitten in die Verwirrung hinein flogen aus der Wagenburg die Kugeln der hier zum ersten Male auftretenden zwei Geschütze. Wirksamer als diese waren aber die Messer der wallisischen Fußknechte, welche aus der Wagenburg vorbrachen und im Getümmel ihre Opfer zu finden wußten, um ebenso schnell wieder zu verschwinden, als die französischen Ritter zur Besinnung kamen und sich rückwärts sammelten.

Zum Angriff auf die seitwärts angebrachten Ausfallöffnungen der Barrikade vorgehend, scheint die französische Ritterschaft auf die heraustretenden englischen Ritter des Prinzen von Wales gestoßen zu sein, und diese kamen stark ins Gedränge; jedoch sandte ihnen der König nicht eher Unterstützung, als bis eine frische Abteilung Gendarmen die Barrikade umging und ihnen in den Rücken kam. Da griff das zweite englische Treffen ein, und ein furchtbares Gemetzel, in dem der gesamte französische Adel erschlagen ward, endigte die Schlacht. Das Feudalheer war vollständig unterlegen.

König Johann II. suchte Rettung durch Annahme von Mietstruppen, wie sie, ähnlich den italienischen Condottieri, in Banden von Kapitänen geführt, sich heute der einen, morgen der anderen Partei zur Verfügung stellten, je nachdem sie bezahlt wurden, mehr räuberisches Gesindel als Soldaten; auch in die Feudalarmee suchte er einige Methode zu bringen, aber es war zu spät. Zehn Jahre nach der ersten traf die zweite schwere Niederlage das Rittertum.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Im Sommer 1356 war der schwarze Prinz (Prinz von Wales) mit nur 2000 Gewappneten, 6000 Bognern und einigem gaskognischen Fußvolk von der Garonne bis zur Loire vorgedrungen, mußte sich aber zurückziehen, da sich bei seinen Truppen unter einer feindlichen Bevölkerung der Mangel fühlbar machte. König Johann brach mit einer bei Chartres still gesammelten Macht gegen ihn auf und bedrohte ihn mit der Vernichtung, da er über fünffache Überlegenheit verfügte (20 Herzöge und Grafen, 140 Bannerherren, 8000 Ritter, zusammen mehr als 50000 Mann); er hätte sein Ziel durch Einkreisung erreichen können, aber es schien ihm unritterlich, ohne Kampf zu siegen, und er sammelte seine Truppen zum Angriff. Der Prinz hatte für seine Stellung durchschnittenes, mit Reben und Gesträuch bedecktes Gelände bei Maupertuis gewählt, durch das dem Anschein nach nur ein einziger schmaler Weg zu dem Plateau führte, das er besetzt hielt. Er stellte die abgesessenen Ritter und das Fußvolk der Mündung dieses Hohlweges gegenüber, die auf 4000 zusammengeschmolzenen Bogner zur Hälfte, wie bei Crecy hinter ihren Pallisaden, vor die Gewappneten, die andere Hälfte hinter alle Hecken und Gesträuche im Vorfeld, namentlich längs des Weges; eine Reserve von je 300 Rittern und berittenen Bogenschützen benutzte er, um aus verdeckter Stellung den Gegner in Flanke und Rücken zu fassen.

Den 17. und 18. September, welche mit Verhandlungen ausgefüllt wurden, benutzten die Engländer zur Verstärkung ihrer Stellung mit einem Graben und mit einer Versperrung des Hohlwegs. Am 19. früh 6 Uhr begann der Angriff in drei großen Batailles, deren erste, 36 Banner und doppelt so viel Pennons, der Duc d'Orleans befehligte, die zweite führte der Dauphin, die dritte der König. Die Ritter stiegen vom Pferde, kürzten ihre Lanzen und legten die Sporen ab; nur eine Schar deutscher (meist lothringischer) Ritter und 300 auserlesene französische Kavaliere blieben im Sattel; statt aber sich in Reserve zu halten, hatten sie den Ehrgeiz, an der Spitze des Angriffs und auf dem schmalen Wege, der nur für vier Pferde Raum gab, die Stellung zu attackieren. Unter den Pfeilen der in den Reben verborgenen Schützen stürzten sie fast alle und versperrten mit ihren und den Körpern der Rosse den Weg; was nicht fiel, wälzte sich rückwärts auf das erste Treffen. Trotzdem versuchten die abgesessenen Ritter in zweimaligem Sturm die Stellung zu durchbrechen, aber vergebens, und als nun die englische Reserve auf einem den Franzosen entgangenen Seitenweg ihnen in den Rücken fiel, als sich der Prinz mit seinen Men-at-arms in den Sattel schwang und von der anderen Seite angriff, wurde die Schlacht mit einer großen Metzelei entschieden. Die englische Kavallerie setzte die Verfolgung bis Poitiers fort, die Franzosen verloren außer einem Herzog und einem Bischof 12 Grafen, 5 Vicomtes, 21 Barone, 2426 Ritter und Edelknappen, 6000 Gemeine, Gefangene aber mehr, als die Gegner Köpfe zählten, darunter den König. Seit dem Tage von Maupertuis, wo der König selbst das Beispiel dazu gab, ward auch für die französische Gendarmerie das Gefecht zu Fuß allgemein üblich.

Die Feudaltruppen hatten vollständig Bankerott gemacht, die Söldnerbanden, auf welche die Könige nicht rechtzeitig sich Einfluß gesichert hatten, wuchsen ihnen über den Kopf, und nach dem Frieden zu Bretigny (1360), welcher ihre Entlassung herbeiführte, erreichten die Greuel ihrer Plünderungszüge ihren Gipfel; Karl VI. (1380—1422) gelang es, mit Hilfe von Bertrand du Guesclin, die Kapitäne und ihre Kompagnien einigermaßen zu organisieren und in Zucht zu erhalten, aber nach seinem Tode gewann das alte Feudalwesen nochmals die Oberhand und mußte nochmals unterliegen, bevor der nationale Aufschwung, den Jeanne

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

d'Arc bei den untersten Volksschichten so gut wie bei dem Adel zu bewirken wußte, eine neue Zeit heraufführte.

Die Schlacht bei Azincourt (1413) ward unter ähnlichen Verhältnissen geschlagen wie die bei Crecy. König Heinrich V. strebte mit einem kleinen Heere (900 Ritterlanzen und 10000 Bogenschützen, zusammen etwa 15000 Mann), von Harfleur aus Calais zu erreichen; seinen ermatteten und hungernden Truppen stellte sich der Connetable mit 50000 Mann in den Weg, doch war die in dem Thal zwischen Tramecourt und Azincourt gewählte Stellung nicht geeignet, die Übermacht zur Geltung zu bringen, weil Höhenwälder beiderseits breitere Frontentwickelung hinderten und das lehmige, von anhaltendem Regen aufgeweichte Gelände der Reiterei große Schwierigkeiten bereitete. Ohne die Ortschaften zu besetzen, war der Connetable bis in das Defilee vorgegangen, hatte drei Treffen, je 20—30 Mann tief, formiert und die gesamte Ritterschaft bis auf 1600 auf den Flügeln aufgestellte Gendarmes absitzen lassen. Im ersten Treffen standen die Schützen (4000 Bogner und 1500 Armbruster) hinter den Gewappneten (8000); die Artillerie und die Hauptmasse der Schützen befanden sich im dritten Treffen. Fast alle Ritter, denen Plätze im zweiten und dritten Treffen angewiesen waren, drängten sich aber ins erste, so daß jene fast ohne Offiziere waren.

Heinrich hatte mit seinen drei Marschkolonnen Zentrum und zwei Flügel gebildet, die Geharnischten des Zentrums waren abgesessen, die Schützen schwärmten vor der Front in doppelter Linie aus und formierten Unterstützungstrupps zwischen Zentrum und Flügeln. Den Vormittag des 25. September benutzte der König, um unbemerkt Schützentrupps zum Flankenangriff in die Wälder vorzuschicken. Gegen 11 Uhr begann er den Vormarsch; die Schützen gingen sprungweise bis auf 20 Schritt an den Feind heran, begegneten hier einer Attacke der französischen Gendarmerie, indem sie ihre Pallisaden vor sich in den Boden stießen und spickten sie mit ihren Pfeilen. Inzwischen drängte das zweite französische Treffen von hinten vor und in das erste hinein, wodurch ein unentwirrbarer, gefechtsunfähiger Haufe von 80 Mann Tiefe entstand; die englischen Schützen hieben sich in diesen mit Schwert und Streitaxt eine Gasse, in welche die Ritter eindrangen, um ein furchtbares Blutbad anzurichten. Den König an der Spitze, drangen sie bis zum zweiten Treffen vor, das sich nach dem Tode seines Führers zur Flucht wandte; da zu dieser Zeit auch die Umgehungen wirksam wurden, wurde die Flucht allgemein, und auch das dritte Treffen ward ohne weiteres darin verwickelt.

Nach dieser Schlacht, welche als das Grab der letzten Feudalarmee Frankreichs anzusehen ist, begann die Entwickelung einer neuen militärischen Organisation, deren als Abschluß der mittelalterlichen Periode mit einigen Worten erwähnt sei. Den moralischen Aufschwung, welcher mit dem Auftreten der Jungfrau von Orleans ins Leben gerufen wurde, ging eine Besserung der unzweckmäßigen Taktik zur Seite: die Verwendung der Artillerie, um zu Beginn der Schlacht den Feind in Unordnung zu bringen und deren Ausnutzung zum schleunigen Vorstoß. Als aber der äußere Feind, die Engländer, besiegt war, so erhoben sich auch wieder die „Armagnaks", die wilden Kameraderien der Söldner, um das unglückliche Land zu überschwemmen. Karl VII. (1422—61) fand ein kühnes Mittel, um dem Unwesen mit einem Schlage ein Ende zu machen. Er sandte 1444 anstatt der verlangten Hilfstruppe von 5000 Friedrich III. von Österreich 50000 Armagnaks zum Kampfe gegen die Eidgenossen. Nachdem ihrer 10—15000 bei St. Jakob unter den Streitkolben und Hellebarden der Schweizer gefallen waren, versammelte er 1445 eine Heeresmasse von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mehr als 90000 bei Châlons, musterte sie und ließ durch für die gute Sache gewonnene Kapitäne ein Korps von 1000 Reitern und 12000 Schützen auswählen, gleichzeitig aber diejenigen Männer festnehmen, welche als Bandenführer gefährlich werden konnten. Den Rest entließ er gleichzeitig aus dem Dienst, ließ sie nach dem Orte der Herkunft ordnen und leitete ihren Abmarsch nach der Heimat durch Aufstellung der Kommunalmilizen an den Straßenknoten so geschickt, daß die 70000 Menschen binnen kurzem zerstreut und unschädlich waren. Aus den Ausgewählten wurden 15 Ordonnanzkompagnien formiert, welche den Stamm für die erste stehende, nur vom Könige abhängige Armee bildeten. Damit war der Beginn einer neuen Entwickelung gegeben.

---

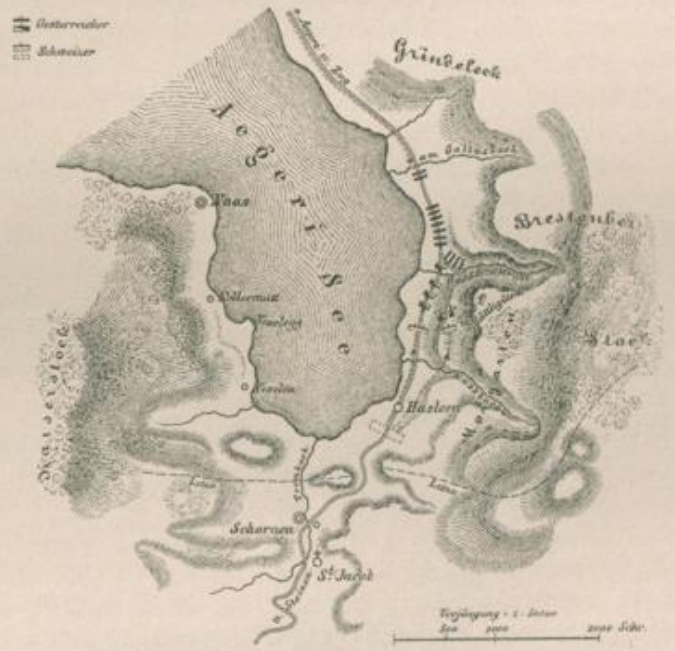
Der Zweikampf zwischen Reiterei und Fußvolk, zwischen feudalem Rittertum und Volkswehr spielte sich auf französischem Gebiet am unvermischtesten ab bei Kortryk im Jahre 1302; in Zwischenräumen von nur sieben Jahren wurde er auch auf anderen Kampfplätzen ausgefochten: 1315 zwischen den Eidgenossen und Österreichs Rittertum bei Morgarten und 1322 zwischen den Bauern der Ditmarschen und dem norddeutschen Adel bei Oldenvörden, drei „Sporenschlachten" von vernichtender Wirkung. In allen Fällen handelte es sich um eine Bevölkerung, welche durch die geographische Beschaffenheit ihres Landes zur Erhaltung ihrer persönlichen Freiheit und eines freien Besitztums befähigt worden war und nun alle Kraft anspannte, um den Angriff auf ihre heiligsten Güter abzuweisen.

Nach dem Tode des Königs Rudolf schlossen die drei Waldstädte Uri, Schwyz und Unterwalden einen ewigen Bund zur Erhaltung ihrer Freiheit. Da sie in dem Thronstreit zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich von Österreich zu ersterem hielten, sandte Friedrich 1315 seinen Bruder Leopold, um sie zu strafen. Dieser sammelte in Zug ein Heer von mehr als 18000 Mann und beschloß, mit der Hauptmacht direkt auf Schwyz vorzurücken, während gleichzeitig der Graf v. Straßberg mit 4000 Mann aus dem Oberlande über den Brünigpaß in Unterwalden einfallen und der Rest von Luzern aus die Süduser des Vierwaldstätter Sees in Besitz nehmen sollte, ein durchaus richtiger strategischer Plan. Die Eidgenossen konnten 2000 Mann stellen, von denen drei Fünftel Hellebardiere und ein Fünftel Schützen sein mochten, alle zu Fuß; da 700 Unterwaldner zur Verteidigung im Westen und Süden Verwendung fanden, waren bei Schwyz 1300 Mann versammelt. Vor ihnen zog sich von Arth über Schornen nach dem Sihltal eine befestigte Linie, die „Letzi".

Schlachtordnung und Marschordnung fielen bei den Schweizern zusammen; die Hauptmasse bildete einen „Gewalthaufen" in der Tiefe von 20 Gliedern, also eine Phalanx, deren Mitte die Hellebarden, die Flanken die Piken formierten; außerdem ward eine Vorhut und eine Nachhut aufgestellt: erstere, aus sämtlichen Schützen, zahlreichen Pikenieren und einigen Hellebardieren zusammengesetzt, hatte das Gefecht einzuleiten, letztere diente zur Deckung des Trosses; beide standen grundsätzlich seitwärts vor und hinter dem Gewalthaufen, ein großer Vorteil gegenüber den genau hinter einander stehenden Treffen, wie die französische Ritterschaft sie stets beibehielt, obgleich sie damit immer dieselbe Erfahrung machen mußte, daß das zurückgeworfene Vordertreffen das hintere mit sich fortriß, oder daß das hintere, in das vordere sich eindrängend, jede Kampffähigkeit verhinderte. Zu dieser Aufstellung kam eine gute Ausbildung in den elementaren taktischen Bewegungen, wodurch der Anfang einer rationellen Durchbildung der Infanterie-Taktik gegeben war.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dem Herzog Leopold stand der Weg westlich und der andere östlich des Aegeri-Sees zur Verfügung; er wählte sehr richtig den letzteren, da er nur ein kürzeres Defilee, die Enge bei Morgarten, zu durchschreiten zwang. Aber er vernachlässigte alle Vorsichtsmaßregeln und ließ den Adel vorausreiten, als er am 15. November von Zug aufbrach. Auf der Terrasse bei Mättligütsch, welche sich über der Enge von Morgarten erhebt, hatten sich 50 schwyzer Verbannte, denen die Teilnahme am Kampf in den Reihen der Bürger verfagt war, aufgestellt und mit Massen von Baumstämmen und großen Steinen ausgerüstet; die Eidgenossen standen an der Letzi, etwa 1500 Schritt rückwärts. Am 16. November brach der Herzog von Oberägeri auf; die Reiter traten in den Engweg, und nachdem sie




Schlacht bei Morgarten
(1315)

ihn angefüllt hatten, begannen die Verbannten, ihre schweren Geschosse auf sie zu wälzen. Rosse und Ritter wurden zu Boden geworfen, die entstehende Verwirrung durch den Hagel von Felsen immer vermehrt, die Reiter drängten zurück, und ein Teil begann, die Schlucht der Haselmattruse zu erklimmen, um dem gefährlichen Feinde von der Seite beizukommen. Aber inzwischen rückten die Eidgenossen heran, ihre Vorhut unterstützte die Verbannten, und es entspann sich eine fürchterliche Schlacht, in welcher der größte Teil der stolzen österreichischen Ritterschaft mit Mann und Pferd vernichtet wurde. Ohne die in den See Gedrängten und Ertrunkenen sollen 3000 Mann gefallen sein.

Währenddessen waren die Kolonnen des Grafen Straßberg in Unterwalden eingefallen, aber 300 Unterwaldner, die bei Morgarten mitgefochten, setzten, von 100 Schwyzern begleitet, über den See, griffen den Feind ohne Zögern an und warfen ihn am nämlichen Tage zurück.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die erste regelmäßige Feldschlacht lieferten die Schweizer im Jahre 1339 bei Laupen. Hier standen die adligen Herren, welche die aufblühende Stadt vergewaltigen wollten, mit 18000 Mann, darunter 3000 Reiter, unter dem Grafen von Nidau 4000 Bernern gegenüber, welche durch 900 Mann aus den Waldstädten und 600 Oberländer verstärkt und von Rudolf von Erlach geführt wurden. Am 21. Juni stand das Berner Heer auf dem Bromberg, östlich von Laupen, im Angesicht des sorglos lagernden Heeres des Adels. Dessen rechter Flügel bestand aus 2200 Reitern, der linke aus 11000 Mann, Fußvolk. Erlach eröffnete sofort den Kampf und durchbrach in gewaltigem Anlauf das Fußvolk, das sich in dem durchschnittenen Gelände nicht mehr ordnen konnte und die Hänge hinunter teils in

Schweizer Kriegsleute

die Sense und Saane gesprengt, teils von den verfolgenden Oberländern erschlagen wurde. Härteren Stand hatten die Waldstädter gegen die Reiterei; rechtzeitig aber griff hier Erlach ein, indem er sie in Flanke und Rücken packte und über das steile Flußufer in die Sense warf. Die Reserve flüchtete ohne einzugreifen, und die Ritter verloren 4000 Tote.

In kurzem Zwischenraum folgte dieser Schlacht die von Sempach im Jahre 1386, bei welcher die österreichische Ritterschaft zu Fuß kämpfte und einen Schlachthaufen von mehr als 30 Gliedern Tiefe formierte. Dieser war einer makedonischen Phalanx auch dadurch ähnlich, daß die langen Lanzen des vierten und fünften Gliedes noch über das erste hinausragten, sodaß eine undurchdringliche Mauer von Speeren entstand. Das Fußvolk stand hinter der Ritterschaft, die rechte Flanke wurde durch die Vorhut, die linke durch schwer gangbares, mit Bogenschützen besetztes Gebüsch gesichert. Das Geschütz, dem die Schweizer

hier zum ersten Male begegneten, stand wahrscheinlich neben dem gewaltigen Schlachthaufen der Ritter. Während die schwergerüsteten Herren in der gedrängten Stellung durch die Julisonne stark zu leiden hatten, ordneten sich die Schweizer in einer schattigen Schlucht, nur belästigt durch das Geschützfeuer, zur Schlacht. Die Eidgenossen von Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern, etwa 1400 Mann stark, formierten, nach den Orten getrennt, 4 Schlachtkeile nach altgermanischer Art, an der Spitze 3, dann 5, 7 Mann usw., mit denen sie die Ritter-Phalanx angriffen, während die feindlichen Flügelkorps wahrscheinlich durch die Schützen beschäftigt wurden. Vergeblich gingen in gewaltigem Anprall die drei „Spitzen" von Luzern, Uri und Schwyz nacheinander gegen die lanzenstarrende Eisenmauer vor, 60 Eidgenossen lagen in ihrem Blute, und Herzog Leopold gab bereits den Befehl, die Schlachthaufen der Schweizer einzukreisen, worauf mit starkem Gerassel die Flügel der Ritterfront herumschwenkten, da ging als letzter der Schlachtkeil der Unterwaldner vor, und der an der Spitze marschierende Landamman Arnold von Winkelried opferte sich, um eine

Entwickelung des Befestigungswesens im Mittelalter

Château à mottes
(7. Jahrhundert)

Wartturm
(Zeit Karls des Großen)
a Innentreppe, b Verließ oder Zisterne

Angelsächsischer Turm
(10. Jahrhundert)

Bresche in die undurchdringliche Mauer zu reißen, durch welche seine Genossen eindringen konnten, um mit Morgenstern und Streitaxt den Sieg an sich zu reißen. Die kurzen Waffen gaben das Übergewicht über die engzusammengepreßten Geharnischten, die zum Gebrauch ihrer Waffen keinen Raum hatten und im Gedränge wehrlos erschlagen wurden. Wenn M. Jähns den Erfolg der That Winkelrieds mehr auf moralischem als auf mechanischem Gebiete sucht, so hat er zweifellos Recht, denn die Ritter konnten die von ihm ergriffenen Lanzen — kaum mehr als 4 — einfach fallen lassen und durch neue aus den rückwärtigen Gliedern ersetzen.

Der Fall des Herzogs entschied die Schlacht, in welcher die Österreicher 2 Fürsten, 28 Grafen, 650 Ritter, im Ganzen mehr als 2000 Mann, die Eidgenossen nur etwa 200, darunter aber fast alle ihre Führer, verloren.

So hatten die Schweizer harte Proben ihrer Wehrfähigkeit bereits abgelegt, als die schwere Aufgabe des Burgunderkriegs an sie herantrat, in dem sie das Recht der Selbständigkeit sich für immer erkämpften. Die Schlachten des 14. Jahrhunderts hatten Städte und Landschaften, Bürger und Bauer fest zusammengeschweißt, und das militärische Ergebnis war die Ausgestaltung eines einheitlichen, kräftigen Fußvolks, das im weiten Bereich vorbildlich wurde. An ihm scheiterte der große Plan Karls des Kühnen von Burgund, ein Reich zu gründen, das von den Rheinmündungen bis zu den Alpen reichen sollte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Karl vertrat das Feudalsystem gegen den König von Frankreich, seinen Lehnsherrn; seine Armeeorganisation ist aus der französischen hervorgegangen, jedoch ist jede Lanze aus Reitern und Fußknechten zusammengesetzt, eine Mischung, die sich in Deutschland herausgebildet hatte. Die schwere Reiterei ritt, wie die der französischen Ordonnanz-Kompagnie, in einem Gliede auf, hinter die Lanziere reihten sich als zweites Glied ihre Knappen, als drittes die Coustiliers; jedoch ward auch eine tiefe, keilförmige Ordnung angewandt, deren Spitze von 7 Reitern gebildet wurde (Granson), eine deutsche Form des 15. Jahrhunderts. In der Schlachtstellung stand gewöhnlich das schwere Fußvolk im Zentrum, beiderseits die Bogner und auf den Flügeln die Gensdarmes mit ihren Knechten. Bei der Treffengliederung war das französische Vorbild ohne Rücksicht auf seine oft erwiesene Unbrauchbarkeit kopiert. Vorzüglich war die Ausrüstung mit Artillerie und Brückenmaterial. Mit der üppigen Pracht der Feldausrüstung, welche der Herzog und sein Heer mit sich schleppten, gemahnte Karl an die vorderasiatischen Könige: ein ungeheurer Troß von Weibern, Marketendern, Krämern samt unermeßlichem Gepäck folgte ihm.

Nachdem er 1475 Lothringen überfallen und erobert hatte, wandte er im folgenden Jahre seine Waffen gegen die Eidgenossen, welche, von ihren bisherigen Bundesgenossen, Frankreich und dem deutschen Reich, verlassen, eine leichte Beute zu sein schienen. Auf dem Wege von Pontarlier nach Neuenburg stieß er bei Les Verrières auf starken Widerstand und ging deshalb durch den offenen Paß von Jougnes über den Jura, beschloß, die kleine Festung Granson zu nehmen und dann am Westufer des Neuenburger Sees in voller Schlachtordnung, wie er in Feindesland zu thun pflegte, vorzurücken. Granson fiel, da die Schweizer zu lange zögerten, ihm Entsatz zu bringen, und gegen sein gegebenes Wort ließ Karl die 412 Mann der Besatzung aufknüpfen. Während der Belagerung hatte er sein Lager gegen Neuenburg stark befestigt und mit 50 der größten Kartaunen besetzt, in einer mit leichtem Geschütz versehenen Wagenburg sich ein Reduit geschaffen.

Ende Februar war in Neuenburg endlich ein eidgenössisches Heer von 18000 Mann, worunter auch 400 Straßburger Reiter, versammelt, und auf Berns Mahnung wurde der Angriff beschlossen, obgleich dieser auf ungeheure Schwierigkeiten stieß, denn der Weg am See lief 5 Stunden lang durch ziemlich unwegsame Defileen; erst 10000 Schritt vor Granson öffnete sich eine kleine Ebene, die aber durch das Ravin des Arnon durchschnitten war. An der engsten Stelle des Uferweges lag Schloß Vauxmarcus, das Karl mit 500 Mann besetzt hatte. Doch brachen die Schweizer am Morgen des 2. März auf, die Vorhut, 3000 Schwyzer, sowie Thuner und Luzerner unter Hauptmann Kätzy, verfolgte durch tiefen Schnee den Bergweg, der über Fresens und Vernea nach Concise führt, wo das Thal sich öffnet; auf der durch Schlackerwetter aufgeweichten Seestraße bewegte sich der Gewalthaufe, mehr als 10000 Berner unter Scharnachthal, ihm folgte eine 4000 Mann starke Nachhut. Man hoffte, durch Angriff des Schlosses Vauxmarcus den Herzog aus seinem Lager herauszulocken.

Dieser ging aber den Schweizern, nachdem er von ihrer Versammlung in Neuenburg gehört, am selben Tage entgegen und wollte bei Concise ein neues Lager beziehen, ein unerklärlicher Entschluß. Der Vortrab der schweizer Vorhut erblickte von der Höhe die mit der Lagerarbeit beschäftigten Leute, beschoß sie und meldete an Kätzy. Indessen hatte sich auch das Heer Karls in Marsch gesetzt, die 50000 Mann in 3 Treffen gegliedert; als die erste „Bataille“ von den bis Vernea vorgegangenen Schwyzern angegriffen wurde, ließ

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

er die Bogenschützen mehrerer Ordonnanzkompagnien absitzen, um die Höhe anzugreifen. Dieses Unternehmen zog sich aber in die Länge, sodaß Scharnachthal, von Kätzy benachrichtigt, 4—5000 Mann von der Hauptkolonne abzweigen und der Vorhut folgen lassen konnte, und daß diese Verstärkung eintraf, bevor das Gefecht größeren Umfang angenommen hatte. Bei Vernea ward nun ein großer Gevierthaufe von 8000 Mann formiert, welcher, von Kampflust getrieben, die Höhe hinabzusteigen begann.

Vor Corcelles hatte inzwischen das erste burgundische Treffen Aufstellung genommen; das schwache Fußvolk und die abgesessenen Schützen im Zentrum, vor diesem die Artillerie, zu beiden Seiten die Reiterei der Ordonnanzkompagnien. Die Geschütze begannen ihre Arbeit, aber auch die wenigen Feldschlangen, welche die Schweizer mit über die Berge hatten

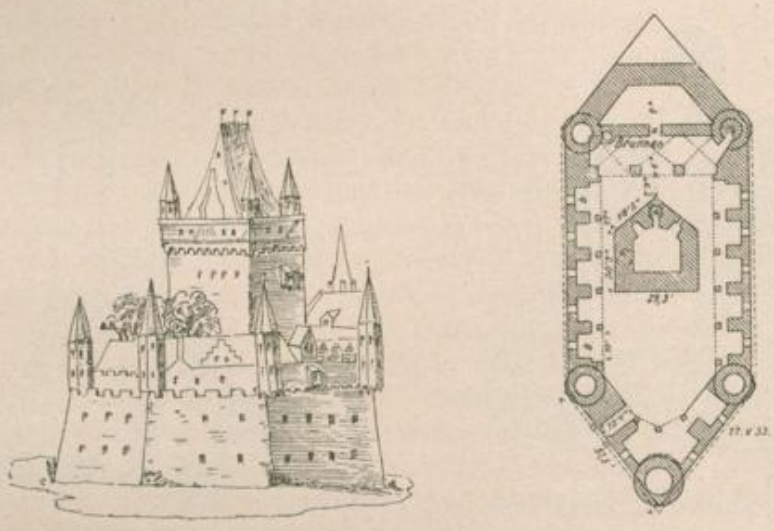
Donjon Hedingham

Burg Fleckenstein
Nach A. Dürer

schleppen können, thaten ihre Schuldigkeit, sodaß der Gewalthaufe am Abhang festen Fuß fassen konnte, beiderseits eingefaßt von dem leichten Fußvolk. Dies ward durch die vorgehende Reiterei vertrieben, und nun ließ Karl die Phalanx erst im der einen, dann in der anderen Flanke attackieren, aber die wußte sich so schnell gegen die Angriffe zu wenden, daß kein Erfolg zu erringen war. Der Herzog beschloß, seine Truppen in günstigeres Gelände etwas zurückzuziehen, aber das hatte ganz unvorhergesehene Folgen. Die Infanterie hatte bisher dem Kampfe der Reiterei unthätig zugesehen, die Artillerie war in ihrer Thätigkeit durch diesen gehindert worden; als diese Waffen nun den ihnen unverständlichen Rückzug der Gensdarmes sahen, glaubten sie das Gefecht aufgegeben und machten, von Schrecken ergriffen, kehrt. Sie warfen sich auf das dahinter stehende zweite Treffen, welches nicht zögerte, von Panik ergriffen, in wilder Flucht davonzulaufen und auch das dritte Treffen mit sich fort zu reißen. Es war kein Halten, und der Herzog, der umsonst auf die fliehenden Haufen schalt und einhieb, kehrte zu seiner Gensdarmerie zurück, um unter ihrem Schutz wenigstens seine Artillerie in Sicherheit zu bringen. Jedoch trafen jetzt auch die schweizer Truppen, welche den Seeweg verfolgt und nach vergeblichem Angriff auf Vaux-

marcus das Schloß umgangen hatten, auf dem Kampfplatze ein, der Gevierthaufe Kätzys setzte sich in Bewegung und drang trotz aller Gegenstöße der Kavallerie siegreich vor; vergebens suchte Karl, am Arnon den Kampf zum Stehen zu bringen, die Burgunder flohen und das ganze Heer war zersprengt.

Da das Fußvolk so zeitig davongelaufen und die Straßburger Reiter nicht rechtzeitig zur Stelle waren, war die Verfolgung nicht ausgiebig, dagegen die Beute ungeheuer groß. Sie beschäftigte die Schweizer derart, daß sie sogar die Besatzung von Vaxmarcus entkommen ließen. Dann, nach 3 Tagen, marschierten sie nach Hause. Mit wunderbarer Schnelligkeit brachte Karl ein neues Heer zusammen und stand bereits am 15. März mit 60000 Mann bei Lausanne, verließ dies am 27. Mai und begann die Belagerung von



Pfalz uffm Rhein
(Um 1630)
Nach Cohausen

Murten, wobei er mit der Hauptmacht südwestlich der Stadt, das Korps des Grafen von Romont (1200 Mann) nordöstlich stand.

Das eidgenössische Entsatzheer setzte sich, 30000 Mann stark, bei Ulmitz, nur eine Meile von Murten, fest und beschloß, um nicht wie bei Granson den Weg zum Rückzug den Burgundern offen zu lassen, sondern sie zu vernichten, ihre Stellung auf der Höhe zu umgehen und ihren rechten Flügel anzugreifen. Eine am Morgen des 22. Juni von den Eidgenossen ausgeführte Erkundung brachte die Burgunder auf die Beine, sie bezogen Stellung auf der Höhe, die Reiterei auf dem rechten Flügel, Verschanzungen vorgeschoben, den aus Fußvolk gebildeten linken Flügel an den See gelehnt. Die Artillerie stand vor dem Fußvolk. Gegen diese ging die Vorhut der Eidgenossen vor, wußte sie geschickt in der Flanke zu fassen und nahm die Geschütze weg. Nun griff der Gewalthaufe die Infanterie des Zentrums an, während die Nachhut eine Umgehung machte, um den Burgundern in den Rücken zu kommen. Die eidgenössische Reiterei, welche die linke Flanke des Gewalthaufens deckte, kam mit der ihr bedeutend überlegenen der Burgunder in Kampf und ward zurückgeworfen, jedoch fiel

Tod Karls des Kühnen in der Schlacht von Nancy 1477
Nach dem Original-Karton von Karl Jauslin im Internationalen Kriegs- und Friedensmuseum zu Luzern

UB
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main
DFG

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nun eine aus Pikenieren und Büchsenschützen gebildete Reserve den feindlichen Reitern in die Flanke und drängte sie auf ihr Fußvolk zurück. Noch einen Angriff machte Karls Kavallerie, dann machte sich die Umgehung fühlbar, als die Infanterie bereits im Rückzug begriffen war, und dieser löste sich in eine wilde Flucht auf. Der Verlust der Burgunder an Toten und Ertrunkenen wird, wohl übertrieben, auf 22400 angegeben, der der Eidgenossen auf 500 Tote, 600 Verwundete. Die Kräfte mögen in dieser Schlacht auf beiden Seiten ungefähr die gleichen gewesen sein, jedoch waren die Maßnahmen der Schweizer durchaus richtig und wohl überlegt, die des Herzogs falsch, unvorsichtig und in unberechtigter Mißachtung des Feindes tollkühn.

Die Kriegsweise der Eidgenossen gewann starke Einwirkung namentlich im südwestlichen Deutschland, ihre Söhne aber wurden in der Folge in allen Ländern als Söldner gesucht. Nach dem Zusammenbruch der Ritterschaft gewann das Söldnerwesen überall die Oberhand, und die Gefahr der selbständigen Söldnerbanden trat auch in Deutschland, wie in Frankreich und Italien, auf, jedoch gelang es ihnen hier niemals, die beherrschende Stellung zu gewinnen, wie dort. Sie ward beseitigt durch den Gegensatz, der sich bald zwischen den fremden „Reisläufern“ und den heimischen „Landsknechten“ herausbildete, welcher Ausdruck bereits 1474 auftauchte, aber zu weltgeschichtlicher Bedeutung kam durch Maximilian I. (1493—1519). Mit ihnen war die Frage des Fußvolks zunächst gelöst.

Hochstadt von Carcassonne
(11. Jahrhundert)

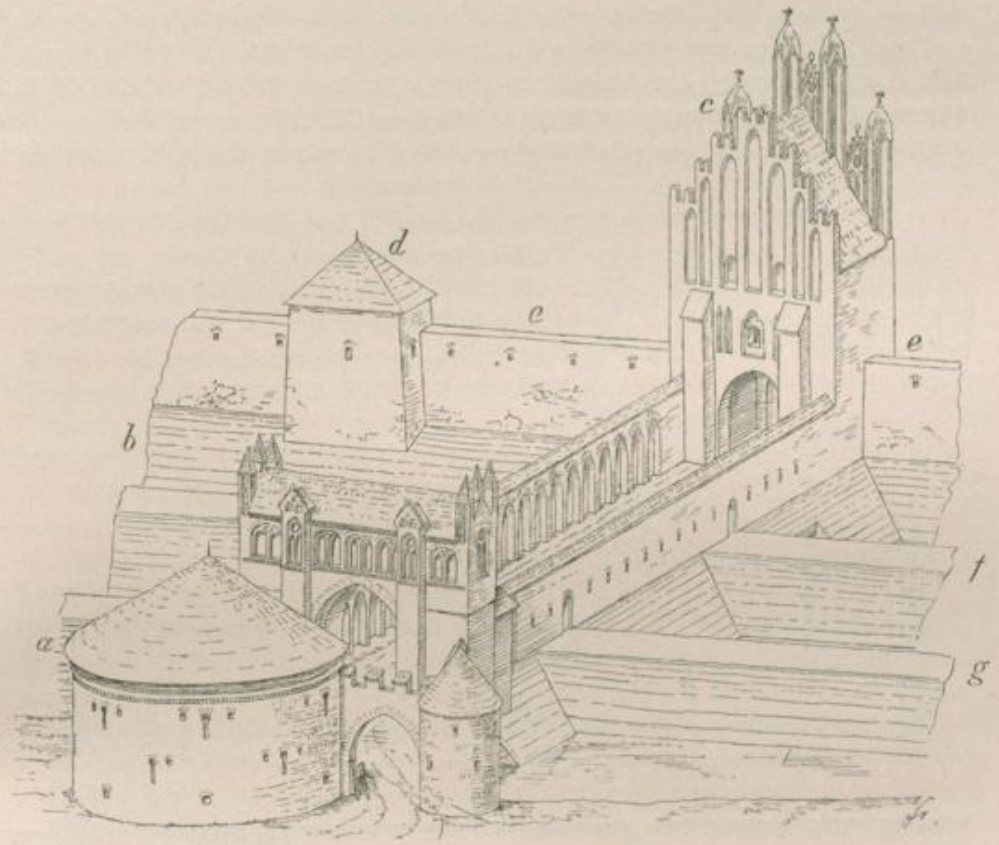
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 18. Festung und Festungskrieg im Mittelalter

Aus den Schutthügeln und Trümmerstätten Vorderasiens und der Mittelmeerländer sind die Urkunden erstanden, welche von der Pracht und Macht der alten Reiche, von ihrem Entstehen, ihren Kämpfen und ihrem Unterliegen erzählen; auch aus dem Mittelalter sind es fast nur Ruinen, die von den Kriegsbauten der Völker übrig geblieben sind, welchen die große Aufgabe zufiel, auf den Trümmern des alten römischen Reiches eine neue Kultur emporblühen zu lassen. Aber die übergroße Zahl dieser Bauwerke läßt einen Blick thun in die Schwierigkeiten, welche sich deren Lösung entgegenstellten; denn alle diese Befestigungen entstanden unter dem Druck der Notwendigkeit, feindlichem Ansinnen zu begegnen, und fast all diese Ruinen zeugen von Streit und Wehr, von Unfrieden und wildem Kampf nicht nur gegen die Feinde, welche des Landes Grenze überschritten und die Reichsfreiheit gefährdeten, sondern auch gegen Blutsverwandte und Nachbarn, die ihre vermeintlichen oder vorgeblichen Rechte mit dem Schwerte durchzusetzen suchten. Diese zahllosen Ruinen charakterisieren die Feudalstaaten, in denen der König gegen seine Vasallen, diese gegen ihren Lehnsherrn wie gegeneinander, die Städte gegen die Ritter und diese zur Sicherung ihres Raubes gegen rächende und strafende Hand das Land mit festen Plätzen bedeckten, so daß in einzelnen Gegenden auf eine Quadratmeile eine befestigte Wohnstätte entfällt. Sie sind Zeugnisse der fördernden wie der zerstörenden Einflüsse des Krieges, wobei auch der Zerstörung zugestanden werden muß, daß sie zur Weiterentwicklung des Bauwesens und der Befestigungskunst wesentlich beitrug, da man die Neubauten widerstandsfähiger herzustellen suchte, als die vom Gegner zertrümmerten.

Es war eine Notwendigkeit, daß die alte griechisch-römische Kultur zerschlagen wurde, damit die junge Kraft der Germanen eine neue Kultur zeitigen konnte. Wäre sie wohlerhalten in deren Besitz übergegangen, so wären die Indogermanen hier ebenso wie in Vorderasien der Kultur unterlegen, von ihr aufgesogen worden, wie es bereits mit den Kelten Galliens und mit einzelnen germanischen Stämmen den Anfang nahm. Diese Kultur hatte bereits den Höhepunkt ihrer Entwicklungsfähigkeit erreicht, wenn nicht überschritten; das zeigt das byzantinische Reich, in dem sie noch ein Jahrtausend sich am Leben erhielt, ohne irgend etwas zu leisten. Mit den zerschlagenen Scherben wirtschafteten die neuen Herren, so gut es ging; sie waren immerhin noch wertvoller, als das Nichts, das sie mitbrachten. Deshalb dort, wo am meisten Scherben, dort auch die Anlehnung an römische Kunst am deutlichsten: die Goten und Longobarden zehren vollständig von den römischen Resten, sie finden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

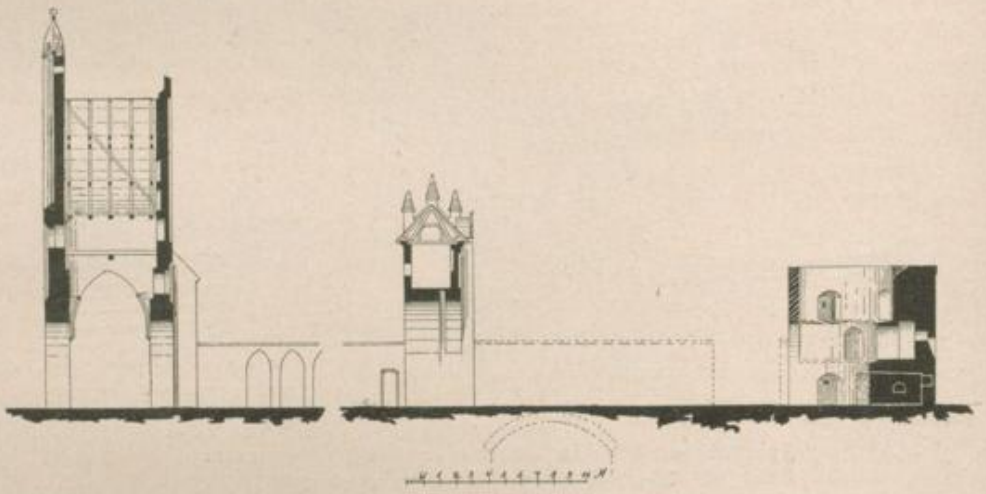



Friedländer Thor in Neubrandenburg (rekonstruiert)
Aus dem Anfang des 14. Jahrhundert
a Thordeckwerk (Zingel), b äußeres, c inneres Thor, d Wiekhaus, e Stadtmauer, f innerer, g äußerer Wall mit 3 nassen Gräben

noch kunstfertige Handwerker und Meister, allerdings nicht mehr auf lange, und unter den andauernden Völkerverschiebungen verschwinden diese Reste, an den Ruinen der alten Bauten muß sich eine neue Kunst nachahmend bilden. Die Franken finden romanisch-keltische Arbeiter und zahlreiche römische Bauwerke vor, die zum Teil bis zu den Arabereinfällen, zum Teil über diese hinaus sich erhalten, sie benutzen sie in rohster Weise zu Verteidigungszwecken, lernen dabei aber doch soviel, daß die Königin Brunhild (613) eine Anzahl stattlicher Neubauten hinterläßt. Die Abneigung der Franken gegen städtische Wohnung läßt sie namentlich ihre Landsitze, die von den Römern überkommenen Villen, befestigen, Karl Martell zeigt sich bei der Erbauung einiger festen Plätze als Nachahmer der römischen Kastelle, jedoch beginnt der Adel mit seinen Selbständigkeitsgelüsten sehr bald auch den Bau befestigter Wohnungen, so daß das feudale Frankreich mit der Zeit auf 50 000 feste Schlösser kam. Anfangs bestanden diese nur aus einem turmartigen Gebäude auf einem natürlichen oder künstlichen Hügel, dessen Fuß eine verteidigungsfähige Einfriedigung und ein Graben umschloß (Burghalde, château à motte). Die Normannen entwickelten aus diesen Anfängen ihre

mächtigen massiven Donjon-Bauten, welche sie mit nach England nahmen und auch andernorts ausführten: viereckige, turmartige Bauwerke, deren unterstes Geschoß ursprünglich sturmfrei, d. h. ohne jede Eingangs- und Fensteröffnung war, während im Süden Frankreichs häufiger Mauerumzüge mit Türmen gebaut wurden. An jenen Mauerbauten entwickelte sich die Baukunst und lernte die ungefügen Massen auch gliedern und künstlerisch ausgestalten. (Donjon von Rochester).

In Deutschland fehlten die römischen Vorbilder fast ganz, befestigte Orte und Herrensitze gab es infolgedessen bis zu den Einfällen der Normannen und Ungarn nur wenige; welchen Charakter die von Heinrich I. erbauten Befestigungen trugen, ist nicht festzustellen. Erst die Römerzüge der Ottonen machten die deutschen Bauleute mit römischen Bauten bekannt, und schnell entwickelte sich, hierdurch angeregt, der sogenannte romanische, eigentlich deutsche Stiel; mit der zunehmenden Selbständigkeit des Adels wachsen dann die Burgen,



Längenschnitt des Friedländer Thors in Neubrandenburg

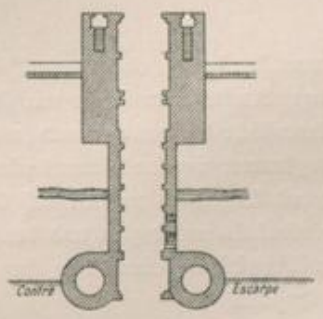
zunächst in Lothringen, in Massen aus dem Boden, die Könige befestigen ihre Pfalzen und erbauen Burgen zur Sicherung ihrer Herrschaft, selbst die geistlichen Herren und Klöster können der Befestigung nicht entbehren. Der Charakter der Burg ist anfangs der Burgstall, bestehend aus Umfassungsmauer und Bergfried, in dessen verschiedenen Geschossen die Halle des Burgherrn (Palas), das Gemach der Frau (Kemenate) und die Küche nebst Vorratsräumen Platz finden, die Lage ist auf möglichst unzugänglicher Höhe (Höhenburgen) oder durch Wasserflächen geschützt (Wasserburgen). Unter den fränkischen Kaisern finden wir aber schon den Aufschwung in der Baukunst bei dem Bau der Burgen hervortreten: neben dem Bergfried, der nur noch als Redut Bedeutung behält, entsteht der Palas als selbständiges Gebäude, Treppen und Gänge werden überwölbt, die Scharten kunstreich zu Stufenscharten gestaltet, neben der Hauptburg entstehen Nebenburgen, um dem Feind die Annäherung zu erschweren, und innere Abschnitte begünstigen eine hartnäckige Verteidigung.

Auch die Bedeutung der Städte nahm im 11. Jahrhundert gewaltig zu, da Handwerk und Handel sich hoben, lehnbare Grundbesitzer sich innerhalb der Ringmauern niederließen und für die Kriegführung aus ihrer Ausnutzung wesentliche Vorteile erwuchsen; sie wurden

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zu Sammelplätzen der Heere, zu Depotplätzen und Stützpunkten. Ihre Befestigung war sehr einfach: Ringmauern mit Graben und Türmen; erst während der Kreuzzüge und nach diesen begann man, für die Aufstellung des „Antwerks", der Geschütze, Vorbereitungen zu treffen. Die Kenntnis der römischen Belagerungs- und Verteidigungsmittel war natürlich noch mehr als ihre Befestigungskunst verloren gegangen, und selbst das Studium des Vegetius im 12. Jahrhundert ließ keine klare Anschauung davon gewinnen. So begnügte man sich bei der fehdeartigen Kriegführung mit dem gewaltsamen Sturm und mit der Blockade, welche man durch Aufführung von Gegenburgen erleichterte. Die Kreuzzüge zwangen, ein anderes Angriffsverfahren wieder zu lernen, und italische Handwerker legten mit den bei ihnen erhaltenen spärlichen Resten des Wissens den Grund zu einer Erneuerung der alten Kunst des Angriffs, wie wir sie bei der Belagerung von Antiochia und Jerusalem bereits gefunden haben. Widder und Mauerbohrer, sowie die deckenden Schildkröten (jetzt „Katzen") wachten wieder auf, Wandeltürme wurden wieder gebaut, nur das Geschütz war ein anderes. Zum rasanten Schuß diente die Standarmbrust (unter dem falsch verstandenen Namen „Balliste" mit Bogen von mehr als 6 m Länge, welche meist Bolzen von $^1/_2$ kg und zwar bis 850 m wirksam schleuderte, und die Rutte (Katapulte genannt), ein säulenartiges Gestell mit kolossaler stählerner Schnepperfeder, welche den auf der Säule liegenden Pfeil wegschnellte. Zum Bogenschuß benutzte man Schleudermaschinen (Gewerfe) deren Wagebalken (Rute) mit festem oder beweglichem Gegengewicht versehen war und beim Emporschnellen das Geschoß im Bogen fortschleuderte; man unterschied hochstehende Maschinen (Bleide, Tribock) und liegende (Mange, Marga), sie warfen Steine von bedeutendem Gewicht (bis zu 28 Ctr. hat Napoleon I. die Möglichkeit nachgewiesen), allerdings nur auf kleine Entfernung, die aber vollständig genügte, da der Belagerer mit seinen Holz-

Grundriß des unteren und mittleren Geschosses
(ersteres mit Kasematten für großes Wurfzeug, letzteres für Handschußwaffen)
des Fingel
(Friedländer Thor in Neubrandenburg)



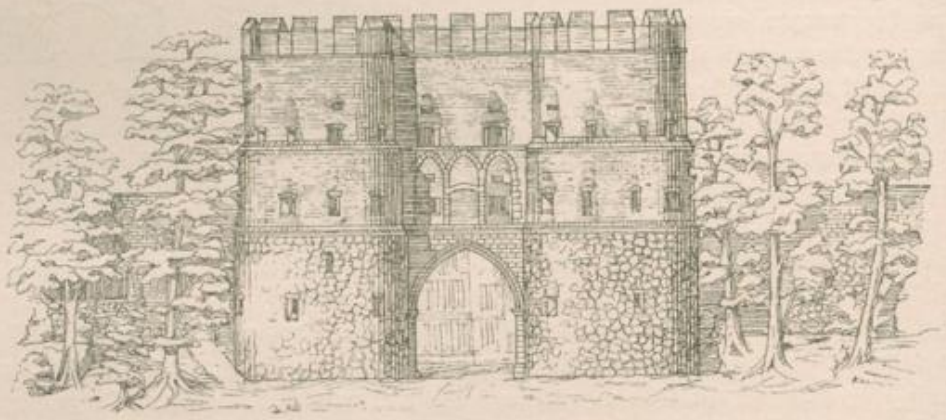

Pont-Thor zu Aachen (zwischen 1326 und 44)
Inneres und äußeres Thor mit Thorzwinger



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

deckungen ganz nahe an die Mauer herangehen konnte. Woher diese Maschinen stammen, ist bisher nicht aufgeklärt.

Um sie auch bei der Verteidigung benutzen zu können, mußte für die Standarmbrust die Mauerkrone verbreitert werden, was man mit überwölbten Strebepfeilern erreichte; die Wurfmaschinen fanden entweder hinter der Mauer oder auf den Plattformen der Türme ihren Platz. Von großer Bedeutung für die Entwickelung des Festungsbaues war die aus den Kreuzzügen heimgebrachte Überzeugung von der Wichtigkeit der Seitenbestreichung der Mauer, wozu man von jetzt ab die Türme und kleine, in den Mauerwinkeln angebrachte

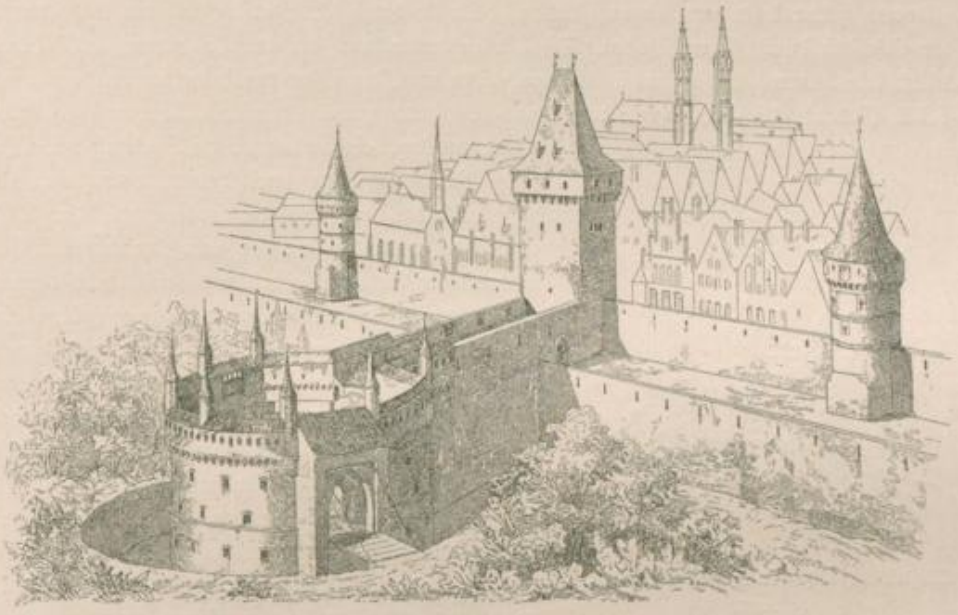



Hahnen-Thor in Köln a. Rh.
(15. Jahrhundert)

Scharwartürmchen („Ballistrarien") benutzte; zur Beherrschung des Mauerfußes und der Eingänge brachte man Erker mit Gußlöchern (Machicoulis) an, welche auf Kragsteinen über die Mauerfläche vorsprangen und wohl auch in großartigem Maßstabe mitsamt der gezinnten Brüstungsmauer einzelne Mauerstrecken krönten. Zum Schutz der Verteidiger gegen die Geschosse des Angreifers wurden auf der Mauerkrone gedeckte Umgänge (Hurden) aufgestellt, welche ebenfalls auskragten und den Mauerfuß zu beschießen gestatteten; anfangs aus Holz bei der Verteidigungseinrichtung hergestellt, wurden diese Hurden später wohl auch in Steinbau ausgeführt.

Die Verbesserung der Armbrust (sie wurde allgemein Kriegswaffe im 13. Jahrhundert) erleichterte die Seitenbestreichung mittelst der Türme, hierdurch erhielten diese die Be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Florian-Thor in Krakau
(1498)

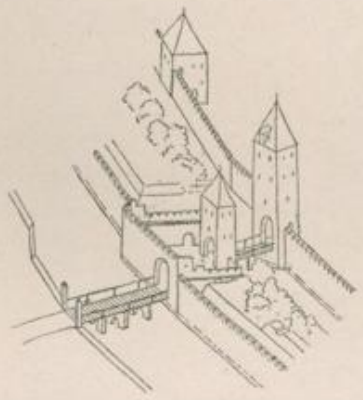
deutung als Flankierungswerke, welche später ihre ursprüngliche Aufgabe des beherrschenden Abschnittes ganz in den Hintergrund drängte. Die Hauptangriffspunkte blieben die Thore, zu deren Deckung man ein orientalisches vorgelagertes Werk, die „Barbakane", anlegte, während aus dem Thorzwinger sich vollständige Thorburgen entwickelten, welche den mit Zugbrücke und Fallgatter zu sperrenden Eingang von oben beherrschten. Im Orient hatte man die Vorteile kennen gelernt, welche mehrere voreinander liegenden Verteidigungslinien boten; bei den heimischen Befestigungen hatte man bisher wohl vor der Umfassungsmauer eine Hecke (Letze) als Hindernis vorgeschoben, so daß zwischen ihr und der Mauer ein freier Raum, der „Pferch" verblieb; indem man nun an Stelle der Hecke eine Mauer setzte, erhielt man einen Zwinger, und aus diesem ward später der Niederwall, welcher bei der Einrichtung für Geschützaufstellung eine große Bedeutung gewann.

Wenn auch das Schießpulver, wie früher erwähnt, nicht in Deutschland erfunden wurde, so spricht doch alles dafür, daß seine Benutzung zum Schießen aus eigentlichen Feuerwaffen hier und zwar im Jahre 1313 ihren Ursprung nahm. Die ersten „Büchsen" (kleine kupferne oder schmiedeeiserne Rohre von 30—60 mm Kaliber) werden in Deutschland zuerst 1324, in Florenz 1326, in Rouen 1338 erwähnt; neben ihnen treten bald die Bombarden auf: mörserartige Geschütze, deren Kaliber sich rasch steigert, so daß 1380 Steinbüchsen erwähnt werden, welche Steinkugeln von 450 Pfund schießen. Die „Dulle Griete" von Gent, welche 1382 geschmiedet wurde, wog 328 Ctr. und warf eine Steinkugel von 680 Pfund. Anfangs waren die Rohre schon deshalb nicht dazu geeignet, die Maschinen zu ersetzen, weil sie keine Schildzapfen und keine eine Richtungsänderung ermöglichende Lafette besaßen. Sie wurden ganz frei, ohne dauernd damit verbundenes Schießgerüst, ab-



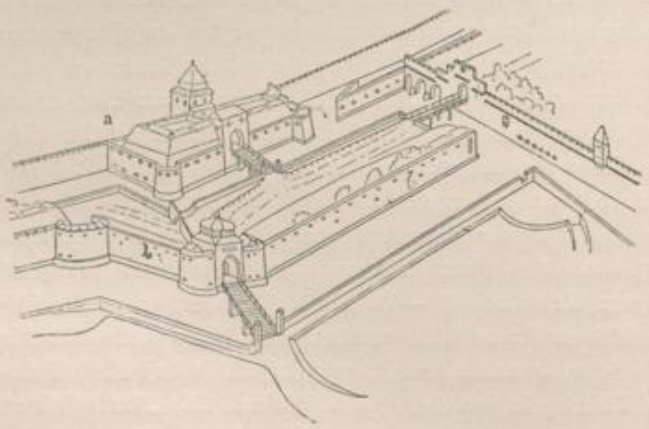
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

gefeuert; später legte man sie auf Balken, hielt sie durch Keile in der Richtung und hemmte den Rückstoß durch starre Pfosten. Die Türken hatten noch bei der Belagerung von Rhodus 1522 kein anderes Schießgerüst. Hierauf legte man die schweren Rohre in muldenförmige Blöcke (Laden), leichtere konnte man durch Verbindung mit Achse und Rädern auch schon fahrbar machen; ein weiterer Schritt geschah bei diesen durch Einführung von zwei Laden, deren eine das Rohr aufnahm, während die andere mit der Achse zur Lafette verbunden wurde; nun konnte man das Hinterteil der Rohrlade heben und senken und dadurch dem Rohr eine zweckentsprechende Neigung geben; eine primitive Richtmaschine trat hinzu, um ein brauchbares Feldgeschütz zu erzielen, wie es Karl der Kühne bei Murten anwandte. Aus den Ansätzen, welche man wohl den Rohren gab, um sie in der Lade fest lagern zu können, entwickelten sich endlich die Schildzapfen, welche das Mittel gaben, die Rohre unmittelbar auf der Lafette zu lagern und ihre Elevation beliebig zu ändern. Hiermit erst war das Geschütz im stande, mit den alten Wurfmaschinen den Wettbewerb aufzunehmen, da es nun zum hohen Bogenschuß zu brauchen war; dies war in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und zu diesem Fortschritt trat als ein weiterer die allgemeine Annahme eiserner Kugeln.

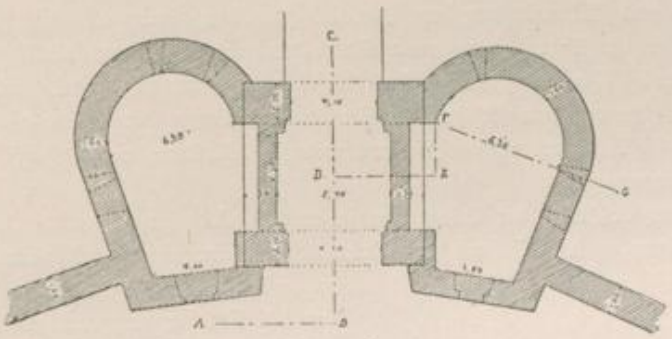


Elisabeth-Thor in Straßburg i. E.
(c. 1445)
Mit Thorzwinger und später angeschlossenem durchlaufenden äußeren Zwinger und Wallstücken
Nach v. Apell

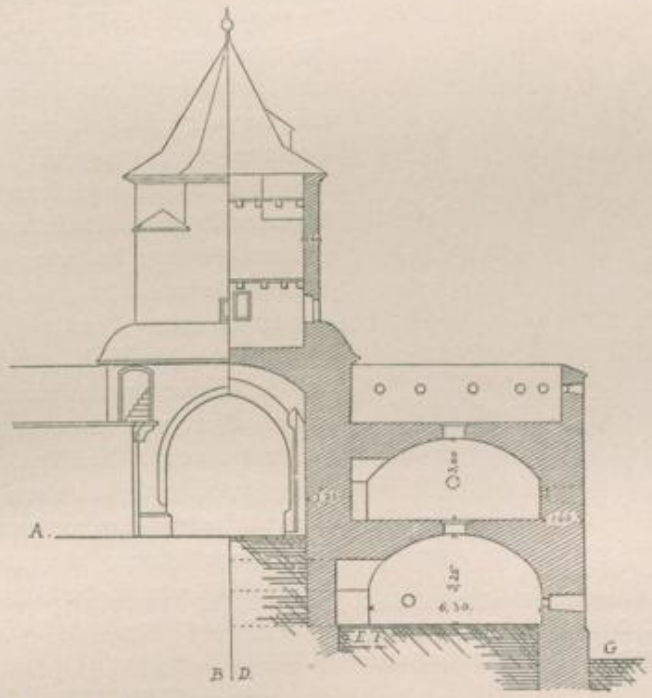
Noch in die Übergangszeit fällt die Belagerung von Orleans durch das Heer Heinrichs V. 1428/29. Die Franzosen hatten vor dem Werk, welches die Loirebrücke am linken Ufer sicherte, Fort les Tourelles, noch ein Bollwerk angelegt und die vorliegende Vorstadt Portereau niedergebrannt. Als sich der englische Feldherr Salisbury in deren Trümmern festgesetzt hatte, suchten beide Teile sich durch Erbauung oder Erweiterung von Bastillen und Boulevards (Bollwerken) zu sichern. Diese Behelfsbauten bestanden aus Erdschüttungen mit Zwischenlagen von Hurden und mit einer Bekleidung von Balken, oben bildete die Erhöhung des Zimmerwerks eine Brustwehr, und innere Einbauten waren zuweilen in zwei Stockwerken vorhanden. Die Verteidigung geschah durch Schießscharten, und zur




Metzger-Thor in Straßburg i. E.
(1543)
Mit älterem innerem Thorzwinger a und äußerem Zwinger b
Nach v. Apell



Grundriß




und Querschnitt

des äußeren Metzger-Thors in Straßburg i. E.
(1543)
Nach v. Apell

Flankierung waren Redans angelegt. In solcher Art bauten die Engländer 3 Bastillen auf dem linken Ufer und begannen aus ihnen am 17. Oktober die Beschießung der Stadt mit Bombarden und schweren Kanonen. Am 21. machte Salisbury einen vergeblichen Sturm auf den Brückenkopf; Geschosse aller Art, Feuerringe, siedende Flüssigkeiten empfingen die Engländer, wobei auch die Weiber heldenmütig halfen, und so wurden sie mit einem Verlust von 240 Toten zurückgeschlagen. Schon vorher hatte Salisbury den Mineur angesetzt,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

um die Holz- und Erdwerke vor den Tourelles zu untergraben; als diese ins Schwanken gerieten und die Engländer einen neuen Sturm vorbereiteten, zogen die Franzosen sich in das Brückenfort les Tourelles zurück. Auch dieses mußten sie wegen des furchtbaren Feuers bald räumen, aber auf dem Rückzug brachen sie zwei Bogen der Brücke ab und errichteten hinter diesem Abschnitt aus Erde, Faschinen und Holzbekleidung einen Wall, sodaß die Engländer wenig gewannen.

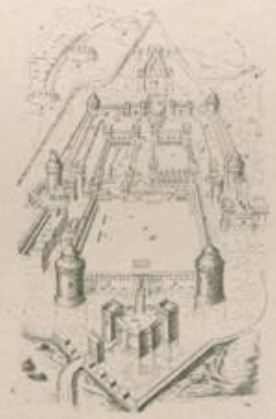
Salisbury beschloß, die Belagerung in eine Blockade zu verwandeln, aber bevor er dazu kam, gelang es dem Bastard von Orleans, mit einer starken Abteilung in die Stadt zu gelangen, und Salisbury ward, als er am 27. Oktober aus dem eroberten Fort die Wirkung der Artillerie beobachtete, durch eine feindliche Kugel tödlich verwundet. Sein Nachfolger, Lord Suffolk, umschloß die Stadt auf dem rechten Ufer mit 13 solchen Bastillen, wie sie vorher auf dem linken erbaut waren, eine langwierige Arbeit, weshalb auch keine Verbindungslinien hergestellt werden konnten und die Belagerten mit einem bei Blois gesammelten Entsatzheer Verbindung zu halten vermochten. Nachdem dies aber am 12. Februar 1429 geschlagen und burgundische Verstärkungen eingetroffen waren, wurde die Blockadelinie beendet, und die Stadt ganz isoliert. Von den Bastillen aus wurde nun die Beschießung wieder aufgenommen; man ging mit Laufgräben vor und verengte den Kreis, und da die Franzosen eifrig bestrebt waren, ihre Verbindungen offen zu halten, entspannen sich täglich eine Menge blutiger und erbitterter Einzelkämpfe, bei denen sich die Belagerten leicht beweglicher d. h. tragbarer Ausfallgeschütze bedienten.

Stadtbefestigung von Frankfurt a. M. (16. Jahrhundert)
A Batterie im einspringenden Winkel; B Main-Abschlußmauer; C Luftschächte; D alte Stadtmauer; E vorgelegter Wall; F durchlaufender Zwinger (fausse braie)

Die Belagerung hatte sich, allmählich fortschreitend, bereits 6 Monate hingezogen, als die Burgunder abzogen; doch blieb das englische Heer stark genug, um die Einschließung aufrecht zu erhalten; Karl VII. hatte weder Mittel noch Entschlossenheit, der Stadt Hilfe zu leisten, und die Eroberung schien bei dem zunehmenden Mangel unabwendbar, als es Jeanne d'Arc am 29. April dank den kühnen Anordnungen des Bastards gelang, mit Verstärkungen und Lebensmitteln in die Stadt zu kommen. Der Mut der Verteidiger ward in unglaublicher Weise beflügelt, sie begannen, angriffsweise vorzugehen. Am 5. Mai entbrannte der Kampf um die starke engliche Bastille St. Loup, welche 2800 m oberhalb der Stadt auf einer großen Loireinsel lag; nach dreistündigem Gefecht, das die Jungfrau zu Pferde anführte, war sie zerstört. Die Engländer fingen unter dem Eindruck der Heldin an, sich defensiv zu halten. Im Morgendunkel des 7. Mai griff sie von der Brücke aus

das gewaltig befestigte Fort Tourelles an. Fast den ganzen Tag schon dauerte der erbitterte Kampf, als sie mit eigner Hand die erste Sturmleiter ansetzte; ein Pfeil traf sie an der Schulter, doch als der Bastard nun zum Rückzug blasen ließ, flog sie blutend wieder herbei und entflammte nochmals die Gemüter zum Angriff. Das Kastell wurde genommen, fast die ganze Besatzung erschlagen, und Jeanne pflanzte das Lilienbanner auf die Mauer. Tags darauf hoben die Engländer, nachdem sie vergebens eine Feldschlacht angeboten hatten, die Belagerung auf.

Diese Belagerung ist deshalb besonders interessant, weil sie am Wendepunkt der alten und neuen Belagerungstaktik steht. Die Gefechte, welche fast täglich unter den Mauern stattfinden, haben etwas nahezu Homerisches, da sie oft durch Einzelkämpfe entschieden werden; die Erscheinung der Jungfrau hat etwas Hochromantisches und Heroisches. Neu ist das Vorgehen aus der Kontravallationslinie mit Laufgräben, bei dem Verteidiger die abschnittsweise Verteidigung, die sich in dem allmählichen Zurückgehen aus einer Stellung in die andere und in dem schnellen Erbauen neuer Werke nach Zerstörung der ursprünglichen ausspricht, besonders aber die Verwertung der Artillerie. Die Engländer führen ein richtiges Bombardement aus, indem sie mit ihren Bombarden steinerne Kugeln über die Mauern schleudern, welche die meisten Dächer zerstören, die Franzosen bringen einerseits Ausfallgeschütze zur Anwendung und schreiten anderseits zum horizontalen gezielten Kernschuß gegen die feindlichen Bastillen, aus denen sie die Engländer unter Zurücklassung ihres Belagerungsmaterials herausschießen.



Das Kastell von Mailand mit den Belagerungsarbeiten vor der oberen Front
(16. Jahrhundert)

Ob die Engländer das Fort des Tourelles nach alter Weise durch Untergrabung oder mit Anwendung von Pulverkammern unterminiert haben, ist nicht bekannt; die Anwendung von Pulverminen hatte jedenfalls ihre großen Schwierigkeiten und Gefahren für den Angreifer, solange man die Größe der Ladungen noch nicht berechnen konnte; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Türken sie bereits bei den Belagerungen von Belgrad 1439 und 1441 zur Anwendung brachten. Zum Breschelegen, wofür die Geschütze sich oft als unzureichend erwiesen, wurden Minen wohl zum ersten Male 1487 vor Serezanella durch die Genuesen angewendet, allerdings ohne Erfolg. Diesen erreichte Pedro Navarro, der als Bahnbrecher des unterirdischen Angriffs anzusehen ist, erst später, bei Kephalonia (1500) und Neapel (1503); hier erfolgte die Einnahme der beiden Kastelle Nuovo und del Uovo durch Breschierung mit Minen.

Die bisherige Befestigungsweise war wenig geeignet, die neue Waffe, die Geschütze, zur Aufstellung und zur günstigen, d. h. rasanten Wirkung zu bringen, hieraus ergaben sich tastende Versuche, in einer Neugestaltung der Befestigung den beiden sich aufdrängenden Bedingungen: Sturmfreiheit und rasante Geschützwirkung, zu genügen. Die Sicherung der Mauern, welche in späteren Zeiten bei der weiteren Entwickelung der Geschütze eine vollständig umgestaltende Wichtigkeit erlangte, trat noch nicht in den Vordergrund, da man annehmen konnte, dem Breschefeschuß, sowie sich zunächst seine Wirksamkeit darstellte, durch konstruktive Maßregeln: Entlastung der Mauer vom Erddruck und besondere Verstärkungen,

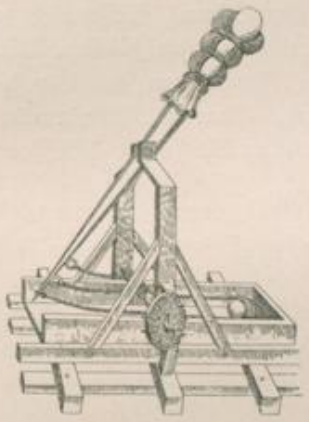
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

begegnen zu können. Für die Aufstellung der Geschütze bot sich in willkommenster Weise der Niederwall dar, dessen Höhenlage einen rasanten Schuß gestattete, und hier entwickelten sich die im Bogen vorspringenden Basteien, welche sich als in sich abgeschlossene Batterieanlagen charakterisieren. Da noch wie früher die Verteidigung der Thore als der wichtigsten Angriffspunkte in erster Linie ins Auge gefaßt wurde, finden sich diese Basteien als weitere Entwickelung der Barbakanen und sonstiger Thordeckwerke meistens in unmittelbarer Verbindung mit den Ausgängen, woraus zu entnehmen ist, wie gering die Wirkung der Geschütze gegen Mauerwerk noch war, da man kein Bedenken trug, die hochragenden Thorbauten zu Kugelfängen für die davorliegenden Batterien zu machen. Um die Bedienung gegen Steinsplitter zu schützen, mußte hinter der Brüstungsmauer eine Erddeckung Platz finden, die Flankierung der langen Linien ergab sich ganz von selbst als Nebenaufgabe der Bollwerke, und die Vereinigung der nicht allzu reichlichen Geschützausrüstung der Festung in diesen erschien den feindlichen, konzentrisch wirkenden Batterien gegenüber vorteilhafter, als die Verstreuung über die langen Linien. So waren in diesen Basteien alle Keime enthalten, aus denen sich bei dem Suchen nach systematischer Ausgestaltung die bastionierte Front entwickelte.

Mittelalterlicher Festungsangriff

Eine Schilderung des Entwickelungsganges bis zur rationellen Ausbildung durch Vauban würde zu weit führen. Es genügt der Hinweis, daß die Rücksicht auf die Seitenbestreichung der Mauer, später der Gräben, bestimmend wurde für die Abstände der Basteien voneinander, mochten sie nun in der erwähnten Weise auf dem Niederwall oder durch Erniedrigung und Erweiterung der Türme im Umzug der Hauptmauer entstehen; daß die Notwendigkeit, Sturmfreiheit und rasantes Feuer zu vereinigen, den Gedanken nahelegte, die beizubehaltende hohe Mauer mit dem unteren Teile in den Graben zu versenken; daß endlich die streng durchgeführte Bestreichung des Grabens von den Basteien aus zu der Konsequenz führen mußte, auch die vor diesen gelegenen Grabenteile von den Nachbarwerken zu flankieren und zu dem Zweck die Basteien gradlinig anzulegen, ihre Gesichtsseiten rückwärts auf die Nebenwerke zu richten und damit die Form der gegenseitig sich flankierenden „Bastione“ zu gewinnen. Dieser Entwickelungsgang war ein so konsequenter, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn wir in allen Ländern Bauten aus dem 15. Jahrhundert finden, welche auf die bewußte Durchführung der Bastionsflankierung schließen lassen. Die frühere Annahme, daß die im Jahre

1527 gebauten Bastione in Verona den italischen Baumeister Micheli als Erfinder des Bastionärsystems erkennen ließen, ist längst hinfällig geworden, da schon um 1500 bei den beiden San Gallo und Giorgio Martini die Idee des Bastions sich nachweisen läßt. In Deutschland zeigen die in den Jahren 1428—1430 von Arnold von Sierk erbauten



Blide
(14. Jahrhundert)

Blide
(14. Jahrhundert)

Schlösser Montelair und Menzberg ganz deutlich den Fortschritt zum bastionierten System, und das im letzten Dezennium des 15. Jahrhunderts erbaute Schloß Salsas in Roussillon enthält eine bastionierte Front, bei der sogar der Gedanke des Ravelins schon zum Ausdruck kommt. Die Bastione sind in diesen Bauten noch turmartig hoch, in mehreren Geschossen, aber mit Scharten versehen, welche die Fassaden der entsprechend gestalteten Nebentürme bestreichen.

Eine andere Richtung wird durch Albrecht Dürer bezeichnet, welcher entgegengesetzt dem Erdbastion, das in konsequenter Weise zur alleinigen Flankierung vom hohen Wall führte und mit der Zeit die Kasemattenflankierung ganz ausschloß, die Ideen, wie sie bei

Belagerung von Orleans
(1428)

den Befestigungen der deutschen Städte hervortraten, zusammenfaßt, bei dem Mauerbau verharrt und durch Entwickelung des Turms zur mächtigen kasemattierten Batterie der mittelalterlichen Befestigungsmanier die höchste Entfaltung verschafft. Schließt er also diese mit der Höchstleistung ab, so bildet er doch auch anderseits die Brücke zu der modernen Befestigung, wie sie, in Deutschland gepflegt, dem französischen Bastionärsystem erfolgreich entgegengestellt wurde; denn er giebt die Elemente der Polygonalbefestigung: niedere Grabenbestreichung aus kasemattierten Batterien (Koffer oder Kaponnieren), selbständige, eine abschnittsweise Verteidigung ermöglichende, starke Werke im Umzug (die aus den Türmen entwickelten Basteien), ausreichende bombensichere Unterkunft für Besatzung und Vorräte, in von ihm als Erstem versuchter wissenschaftlicher Entwickelung. Nur eine Feste wurde, soweit bekannt, nach seinem Sinne erbaut: der „Munot“ der alten Reichsstadt Schaffhausen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Kugel und Schwert

## Neuzeit

## 19. Renaissance

Das Mittelalter hatte wohl eine Reiterei von internationalem Gepräge in der Ritterschaft geschaffen, aber kein europäisches Fußvolk; die Kämpfe mit Flamländern, Briten, Hussiten und Schweizern brachten die Fußkämpfer wieder zu Ehren, zumal sie den Staatsoberhäuptern das Mittel verschaffen konnten, um die Macht ihrer übermütigen Lehnsleute zu brechen, und in erster Linie waren es die Eidgenossen, welche man in allen Staaten anzuwerben suchte, deren Kampfweise und Bewaffnung man nachahmte, ohne die moralischen Elemente in Rechnung zu ziehen, welche bei ihren siegreichen Schlachten so wesentlich ins Gewicht fallen und bei dem Söldnerdienst in fremden Landen nicht in dem Grade mitwirken konnten, wie bei der Verteidigung des Vaterlandes. In Deutschland erhielt das Institut der „Landsknechte" durch Kaiser Maximilian I. seine Entwickelung, und Georg Frundsberg (der „Vater der Landsknechte") sowie Graf Eitelfriedrich von Zollern unterstützten ihn hierin, und auch der Adel ließ sich dafür gewinnen. So bilden die Landsknechte das erste geordnete Fußvolk der neueren Zeit, jedoch war es Spanien vorbehalten, dessen weitere Entwickelung zum vorläufigen Abschluß zu bringen.

Bei ausbrechendem Kriege gab der Kaiser einem bewährten Kriegsmann einen Bestallungsbrief als Feldoberst, das Patent zur Errichtung eines Regiments und den Artikelbrief, auf den die Landsknechte verpflichtet wurden; der Oberst gewann ihm bekannte, tüchtige Kämpen als Hauptleute und ließ die Werbetrommel rühren. Der Zulauf war immer sehr groß, denn „von dem niemand nichts nützigen Volke der Landsknecht" sagt ein Chronist, „schneyet es hinzu wie Fliegen im Sommer, und wann der Teufel den Sold ausschrieb," Waffen (Spieß, Schwert, Bruststück und Blechhaube) mußte sich jeder selbst stellen, die Kleidung war gleichgültig und infolgedessen außerordentlich bunt und vielgestaltig. Die Angeworbenen erhielten Handgeld und Befehl zu einem bestimmten Gestellungstag, an dem eine Musterung stattfand. Dazu wurde eine Pforte von Spießen gebaut, an welcher der vom Kriegsherrn beauftragte Kommissar mit seinem Personal von Schreibern und der Oberst im vollen Ritterschmuck auf gepanzertem Hengst hielt und die Knechte einzeln durch die Pforte ziehen ließ, um sich von ihrer Tüchtigkeit und Bewaffnung zu überzeugen. Nachher ließ der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Waffenhandlung des Fussvolks, 16. Jahrhundert

Nach A. Dürer

Kriegsbuch 1607

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22

**Exerzitium der Pikeniere:**

1. Der Spieß niederstehend!
2. Eueren Spieß aufwärts tragt!
3. Abwärts Eueren Spieß tragt!
4. Eueren Spieß füllet!
5. Gegen den rechten Fuß Eueren Spieß füllet und die Wehr vom Leder ziehet!
6. Eueren Spieß schleifet!

**Exerzitium der Rondartschirer:**

7. Er zieht die Wehr.
8. Er deckt sich und fällt aus.

**Exerzitium der Musquetirer:**

9. Marschirt mit der Gabel in der Hand!
10. Laßt Eure Gabel sinken und von der Schulter ab nehmt Euer Musquet!
11. In die linke Hand nehmt Euer Musquet und tragt die Gabel neben der Musquet! Eure Lunden nehmet in die rechte Hand!
12. Eure Pfann abblaset!
13. Thut Pulver auf Eure Pfann!
14. Drehet Euer Musquet herum!
15. Thut Euer Massen auf und ladet Euer Musquet!
16. Ziehet heraus den Ladestecken! Fasset ihn kurz! (Den Ladestecken thut wieder ein!)
17. Euer Musquet bringet herfür mit der linken Hand!
18. Mit der rechten Hand haltet empor und Euer Gabel herfasset!
19. Marschirt und tragt die Gabel neben der Musquet!
20. Nehmt ab von der Schulter Euer Musquet und legt sie in die Gabel!
21. Schlagt an Euer Musquet und gebt Feuer!
22. Halt' Euer Musquet in der Gabel mit der linken Hand allein im Gleichgewicht (Ehrenbezeugung).

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Oberst alle Fähnlein des Hufs oder der „Gemeine“ einen Ring schließen und den Artikelbrief verlesen, vereidigte, hielt eine Ansprache, bestellte seinen Stellvertreter (Locotenent), den Proviant- und Quartiermeister, den Profoß und für jedes Fähnlein den Feldweibel und den Fähnrich, dem er die Fahne übergab. Dann traten die einzelnen Fähnlein zusammen, der Hauptmann ernannte seinen Locotenenten und stellte den Schreiber, Kaplan und Feldscherer vor, die Knechte wählten sich selbst 2 Gemeinweibel, welche sie in allgemeinen Angelegenheiten vertreten sollten, und teilten sich in Rotten von 10 Spießen, jede unter einem Rottmeister.

Der eidgenössischen Miliz gegenüber tragen die Landsknechte der Charakter einer Kriegerkaste, denn wenn sie sich auch immer nur auf kurze Zeit verpflichteten, so wurden sie doch, bei jeder neuen Gelegenheit zu den Fahnen laufend, der bürgerlichen Thätigkeit bald ganz entzogen. Beide sanken aber mit der Zeit zu Söldnern herab. Mit den Schweizern ward von der Eidgenossenschaft geradezu Handel getrieben, und die Landsknechte, welche von einem Kriegsherrn zum anderen liefen, dienten im Jahre 1525 sogar in französischem Dienst gegen den Kaiser, allerdings als „Geächtete“. Anfangs eine außerordentlich leistungsfähige und aufopferungsbereite, tüchtige Truppe, mußten die Landsknechte infolge des Mangels stetiger Aufsicht in Rohheit, Verwilderung und Zügellosigkeit verfallen, und wenn sie vom Kriegsdienst heimkehrten, hatte der Bauer unter ihrer Arbeitsunlust nicht wenig zu leiden. Die Landsknechte boten also auf die Dauer ebensowenig, als die Condottieri in Italien und die Kameraderien in Frankreich das Material zur Bildung einer tüchtigen Infanterie und einer zuverlässigen Waffe in inneren und äußeren Kriegen; der Fehler lag aber weniger in ihnen, als in der Wehrverfassung, diese konnte aus den verworrenen Verhältnissen Deutschlands, wo Jeder sein eigner Herr sein wollte, jeder Rechte beanspruchte und mit dem Schwerte verfocht, aber Keiner Pflichten übernehmen wollte, unmöglich hervorgehen. Es war erst die allerhärteste Kriegserziehung dazu nötig, um den Boden für sie zu ebnen.

Musterung der Knechte
(Fronsperger, Kriegsbuch 1573)

Eine Wehrverfassung auf der natürlichen Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht, wie sie allen jungen Völkern eigen ist, sich aber in der ursprünglichen Form mit den persönlichen Anforderungen einer fortschreitenden Kultur nicht vertragen will, hatte sich bei einer neuerstandenen Nation, bei den Spaniern, aus der Notwendigkeit ihrer Existenzbedingungen entwickelt, denn diese Nation hat recht eigentlich ihre Entstehung dem Kriege zu verdanken, und

auf dieser Grundlage hat sie ihre kurze, aber für die Weltgeschichte außerordentlich fruchtbare Blütezeit zu entfalten vermocht.

Als die Mauren in überraschend kurzer Zeit — ein Zeichen der moralischen und physischen Schwäche der romanisch-gotischen Bevölkerung — Spanien unterwarfen, rettete sich ein Rest der Goten nach den nördlichsten, gebirgigen Teilen der Halbinsel und verschmolz hier unter dem Druck der Not bald mit den eingeborenen Cantabrern. Nördlich des Duero und des Ebro entstanden 4 kleine Königreiche: Asturien (Leon), Navarra, Aragonien und Barcelona (Catalonien), welche in fortgesetztem Kampfe für ihre Religion gegen die Muhammedaner eine tüchtige Kriegsorganisation gewannen. In dem ritterlich-militärisch eingerichteten Staat war jeder Mann vom 25. bis 50. Jahre dienstpflichtig, und die in der Mitte des 12. Jahrhunderts entstehenden Ritterorden boten die Mittel zu einer tüchtigen Führung, da sie eine geschlossene Organisation besaßen und auch im Frieden Waffenübungen in größeren Körpern fortsetzten. Das mit Kastilien vereinigte Leon machte in der Ausdehnung nach Süden die gewaltigsten Fortschritte, und im Jahre 1212 gelang es unter der Führung des kastilischen Königs Alfons VIII., mit dem Sieg bei Tolosa die Herrschaft der Mauren auf Granada zu beschränken.

Das Recht der langen Spieße

Wenn auch durch Bürgerkriege oftmals tief erschüttert, gewann die Kriegsmacht gegen Ende des 14. Jahrhunderts unter Don Juan I. und II. eine weitere organisatorische Entwickelung, die Würde eines „Kondestables“ (Kriegsministers) wurde 1382 in Kastilien eingeführt, ein „Mariscal“ wurde mit der Leitung des Generalstabsdienstes und dem allgemeinen Truppenoberkommando betraut; seit 1407 fand dann die Aushebung nach neuen Grundsätzen statt: an bestimmten Tagen wurden durch Kommissionen alle Einwohner nach den Kirchspielen aufgezeichnet und als Reiter, Armbrustschützen oder Spießträger eingeteilt, zu je 10 Mann einem „Cuadillero“, zu 100 einem „Mayor“ unterstellt. Das Fußvolk erhielt später, nach Einführung der Feuerrohre, im Jahre 1463 eine andere Einteilung: Espingardores (Feuerschützen), Ballesteros (Armbrustschützen) und Lanceros (Spießträger), letztere auch mit Schilden bewaffnet.

Durch die Vermählung Fernandos, des Königs von Sizilien und seit 1479 auch Herrschers in Aragon, mit der Königin Isabella von Kastilien wurden nicht nur die beiden spanischen Kronen mit einander vereinigt, sondern auch in Süditalien der seit 1282 bestehende spanische Einfluß (Pedro III.) wesentlich gehoben. Als dann der Enkel Fernandos, Karl I., 1517 die spanische Krone erhielt und 1519 als Enkel Maximilians auch in Besitz der deutschen Kaiserkrone kam, als mithin Spanien mit Deutschland eng vereinigt wurde, machte sich der Einfluß des spanischen Kriegswesens weiterhin, hauptsächlich bei den Kriegen, welche Karl mit dem König von Frankreich, Franz I., auf italischem Boden führte, sehr bemerklich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und beeinflußte derart die Entwickelung der taktischen Formen, daß sie nach spanischem Muster noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in Gebrauch waren. Es verdient deshalb eine kurze Betrachtung.

Fernando bediente sich zunächst zur Zurückweisung des Adels, welcher in Spanien nicht anders als in anderen Ländern zu Übergriffen neigte, der „heiligen Hermandad", einer Verbrüderung einzelner Städte gegen Gewaltthaten, indem er sie zu einer Vereinigung zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung umformte und nach dem Muster einer Schweizer-Truppe, die er 1483 erwarb, ausbilden ließ. Dies stieß um so weniger auf Schwierigkeiten, als die Spanier die Formation in quadratischen Schlachthaufen bereits im Kampfe mit den Mauren von diesen angenommen hatten und der Gewalthaufen der Eidgenossen hiervon nur wenig abwich. Für die Kriegsübung that der Krieg das Nötige, welchen Fernando von 1482—92 mit den Mauren führte, um sie gänzlich aus Spanien zu vertreiben. Die bisherigen Kämpfe mit dem Königreich Granada hatten nur in Plünderungszügen bestanden, bei welchen beide Teile den Gegner der Erntefrüchte und seiner Habe zu berauben pflegten, also die Kriegführung auf dem niedrigsten Standpunkt. Fernando erkannte, daß nur die Besitzergreifung der zahlreichen und starken festen Plätze, mit denen die Mauren ihre fruchtbaren Gefilde gesichert hatten, zum Ziele führen könne, und dies verlangte zehnjährige Festungskämpfe, während welcher die Truppen bei den Fahnen bleiben mußten, so daß sie eine viel bessere Schulung und Disziplin erhielten, als alle Truppen Europas. Diese Zeit wurde aber auch eifrig benutzt zur Verbesserung aller Heereseinrichtungen, besonders des um fast ein Jahrhundert zurückgebliebenen Geschützwesens und der Reiterei.

Im Jahre 1495, als die spanische Armee den unteritalischen Kriegsschauplatz betrat, war gerade eine Reorganisation eingeleitet, wonach der 12. Teil der wehrfähigen Bevölkerung zum Kriegsdienst herangezogen werden sollte, eine Zahl von 83000 Mann, da nur Leute von 20—25 Jahren zum Fußdienst ausgehoben wurden: die Infanterie bestand zu je einem Drittel aus Spießträgern, Schützen (Armbrust- und Feuerschützen) und Escusados, die in kurzem Wams mit Schwert und Rundschild fochten. Der Feldherr in Italien, Gonsalvez Fernando de Córdova, verstand es in ausgezeichneter Weise, Disziplin und Kampfweise der Armee weiter zu entwickeln. Er ist ganz besonders deshalb bemerkenswert, weil er zu einer Zeit, wo die Kriegführung trotz aller Lehren des Christentums genau so brutal war als im Altertum, humane Gesichtspunkte aufstellte: „der Krieg sei ein notwendiges Übel, das man aber so wenig drückend machen müsse, als möglich. Das beste Mittel hierzu sei die Ausbildung einer vorzüglichen Armee, denn gute Disziplin und die Fähigkeit großer schneller Schläge lindern die Leiden des Krieges."

Die Infanterie zog er in höhere Verbände zusammen, indem er auf die römische Legion zurückgriff: 12 „Batallatas" (oder Capitanias) von je 500 Mann stellte er zu einer „Coronelia" zusammen und unterstellte sie einem „Coronel" (Oberst). Von diesen Hauptmannschaften bestanden 2 nur aus Pikenieren und bildeten eine Art Schlachtreserve, 10 hatten je 200 Pikeniere und Rundschildner (mit Wurfspießen), sowie 100 Arkebusiere, also Feuerschützen. Obgleich das Gepäck (für die Offiziere) für die Coronelia nicht weniger als 250 Wagen umfaßte, war die spanische Infanterie doch viel beweglicher, als die schweizerische oder deutsche, denn deren Train war noch größer. Beim Angriff gingen zuerst Büchsenschützen vor, ihnen folgten als Soutiens ganze oder halbe „Cuadrillas" (50 Mann) und dann ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schlossene Batallatas. Der Einbruch geschah durch die Pikeniere, und dann begann das Handgemenge der Rundschildner, bei dem die ringfertigen und gewandten Spanier sich besonders auszeichneten.

Auch mit der Zuteilung der anderen Waffen folgte Córdova dem römischen Vorbilde, indem er jeder Coronelia (6000 Mann) 600 Pferde zuteilte, zur Hälfte Schwerbewaffnete (Hombres de armas), zur Hälfte Leichtbewaffnete (Ginetes); beide Klassen in der Ausrüstung erleichtert. Die Artillerie umfaßte 44 Geschütze, von denen die Hälfte der schweren Artillerie

Feldschlacht in Pemonde 1544
(Fronsperger, Kriegsbuch 1573)

angehörte, denn auch die Belagerungsgeschütze pflegten die Armeen mit sich zu schleppen, was ihre Beweglichkeit nicht wenig beeinträchtigte.

Eine weitere Einwirkung erfuhr die spanische Armee durch 3000 Landsknechte, welche Philipp von Österreich 1504 mit nach Spanien brachte, indem sie zur Bereitstellung einer sorgfältig ausgewählten Provinzialmiliz Veranlassung gaben, welche unter dem Namen „Infantes" für Castilien allein 31800 Mann betrug und in jedem Augenblick dem König zur Verfügung stehen sollte. Die spanischen Truppen erwiesen ihre Tüchtigkeit bei allen Kriegen Karls V., und bewährten sich ebenso in Mexiko und Peru wie auf den europäischen Kriegsschauplätzen.

Das italische Kriegstheater brachte alle europäischen Nationen in Berührung mit einander und wurde dadurch zur Geburtsstätte des modernen europäischen Fußvolks, weshalb ich ein Beispiel der italischen Kriege, die Schlacht bei Pavia, in Kürze schildern will. Die

Reihe der Kämpfe begann im Jahre 1491 mit dem Krieg Karls VIII. um Neapel, in welchem das schweizer Fußvolk sich besonders auszeichnete. Er gewann Neapel, mußte es aber wieder aufgeben. Hierauf eroberte Ludwig XII. 1499 Mailand und Neapel, wurde aber von Córdova bis 1504 aus Süditalien wieder verdrängt; in diesem Kampf entwickelte sich noch einmal die schöne Nachblüte des Rittertums, welche Arioſt in seinem Orlando furioso dargestellt hat. In dem Kriege Venedigs gegen die Liga von Cambray (Österreich, Spanien und Papſt) trat zum ersten Male eine italienische Armee auf, welche frei vom Condottieritum war; in dem Kriege zwischen Frankreich und der heiligen Liga (1510—14) gelang Gaston de Foix, gestützt auf das deutsche Fußvolk der Brüder von Embs (Österreich stand noch auf seiner Seite) die Eroberung von Brescia und der Sieg bei Ravenna, den er mit dem Leben bezahlte. Hier (11. 4. 1512) spielte zum ersten Male die Artillerie (Alfonsos von Este) eine bedeutende Rolle, indem sie nicht nur die Schlacht einleitete, sondern auch in sachgemäßer Weise in einer großen Batterie zur verderblichen Flankenwirkung gegen die feindlichen Schlachthaufen vereinigt wurde. Bei Novara (1513) führten die Schweizer gegen die in französischem Solde stehenden Landsknechte den Sieg herbei und erstiegen damit die Höhe ihres kriegerischen Ruhmes. In dem zweiten Kriege um Mailand zeigten sich aber bei Marignano (1515) die Fehler ihrer Taktik; sie warfen mit großer Kühnheit mehrere Schlachthaufen in die Aufstellung der Franzosen, und verteidigten sich mit diesen so gut, daß die Schlacht bei Einbruch der Nacht noch unentschieden war; unmittelbar nebeneinander biwakierten durcheinander gemischt die Gegner, aber mit Anbruch des Tages wußten die Franzosen sich geschickt aus der gefährlichen Verstrickung zu lösen und schlugen die geschwächten schweizer Bataillone. Sie versagten hierauf im Kriege Franz's I. mit Karl V. (1522/25), wo sie von jenem angeworben waren, bei Bicocca (1522), da sie sich der Führung entzogen und ebenso zuchtlos und ungestüm den Kampf begannen, wie sie ihn, einmal zurückgeworfen, aufgaben um davonzugehen. Die Schlacht bei Pavia war für diese ganze Reihe von Kämpfen zu Ungunsten der Franzosen entscheidend.

Der von seinem König abgefallene Connetable von Bourbon war im Verein mit Pescara 1524 in Frankreich eingedrungen, ließ sich aber hier durch die Belagerung von Marseille so lange aufhalten, daß Franz ein starkes Heer sammeln und seine Rückzugslinie bedrohen konnte. Beide Heere wetteiferten nun, die Alpen zu übersteigen, Lannoy, der Vizekönig von Neapel, nahm in Pavia die erschöpften Truppen Pescaras und Bourbons auf, die Artillerie ward hier zum größten Teil zurückgelassen, da sie die Armee zu sehr beschwerte, außerdem eine Besatzung von 2 Regimentern Landsknechte (je 3000 Mann), 500 spanische Arcabuzeros und 200 Lanzen unter dem kranken, aber kriegserfahrenen und tapferen Antonio de Leyva, — die Armee aber hinter die Adda zurückgezogen, um erst Verstärkungen aus Deutschland abzuwarten, da sich die Führer dem König nicht gewachsen fühlten. Dieser ließ sich von dem Admiral Bonnivet bestimmen, anstatt die feindliche Armee zu einer Schlacht zu zwingen, Pavia anzugreifen. Ein Sturmversuch ward dreizehnmal vergeblich unternommen, und Franz mußte sich zu einer förmlichen Belagerung entschließen; er umgab die mit Mauern und Türmen befestigte Stadt möglichst eng mit Schanzen und Laufgräben, versuchte ohne Erfolg, den Tessin, an dessen linkem Ufer Pavia gelegen ist, abzuleiten, um durch das trockne Flußbett die schwächste Seite angreifen zu können, und beschränkte sich schließlich auf eine langwierige Blockade, da auch den Sappenarbeiten von der Besatzung geschickt entgegengearbeit wurde. Am linken Ufer lehnten sich die Circumvallationslinien, welche gegen einen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Rückzug der Schweizer in der Schlacht von Marignano 1515
Nach dem Original-Karton von Karl Jauslin im Internationalen Kriegs- und Friedensmuseum zu Luzern

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Angriff der Kaiserlichen errichtet wurden, mit den Flügeln an den Tessin, mit der Mitte aber, im Norden, an den Park von Certosa, welcher, mit einer starken Mauer umgeben, in der Ausdehnung von 4 deutschen Meilen im Umfang, das Gelände nordwestlich der Stadt einnimmt. Er wird von dem kleinen Flüßchen Vernaculla unweit der östlichen Umgrenzungsmauer und dieser parallel durchflossen, und an dessen rechtem Ufer lag ein Jagdschloß Mirabello, in dem sich der Führer der Vorhut, Herzog von Alençon, einrichtete; um die Verbindung zu halten, wurden in die südliche Mauer drei Öffnungen gebrochen.

Während in der Stadt bereits der Mangel an Lebensmitteln sich fühlbar zu machen begann, erhielt das kaiserliche Heer im Januar 1525 Verstärkungen, vornehmlich Landsknechte unter Frundsberg, Embs und Jakob von Wernau, sodaß die Führer sich zum Vorgehen gegen den König entschlossen. Am 24. Januar überschritten sie die Adda: König Franz beschloß, sie in seiner Stellung zu erwarten und die Belagerung fortzusetzen. Er zählte in seinem Lager etwa 39000 Mann; seine Reiterei, 7000 Pferde stark, bestand neben den Italienern aus den Lanzen der Ordonnanzkompagnien, welche Karl VII. gegründet hatte, und in denen der ritterliche Geist, in feste Formen gebannt, noch fortlebte; seine Infanterie war aus 7000 Franzosen, 6000 Italienern, 14000 Schweizern und 5000 Deutschen, den geächteten Landsknechten der „schwarzen Bande" zusammengesetzt; seine Artillerie war stark und gut, in den Befestigungen, welche auf der Ostseite des Lagers dem Angriff unmittelbar entgegentraten, befanden sich 55 Geschütze. Die kaiserliche Armee erreichte diese Stärke nicht und litt besonders fühlbaren Mangel an Artillerie, denn sie hatte nur 4 bronzene und 2 ganz schlechte, eiserne Geschütze. Man sollte meinen, daß es in ihrem Interesse gelegen hätte, den Angriffsplan möglichst schnell zur Ausführung zu bringen, denn in der Stadt, die man entsetzen wollte, herrschte der Hunger, in den eignen Kassen Ebbe, so daß man die Landsknechte überreden mußte, einen Monat ohne Sold zu dienen; aber nachdem die Kaiserlichen am 3. Februar vor den Ostlinien des französischen Lagers erschienen waren, gingen sie wohl fast unmittelbar an diese mit dem ihrigen heran, beschränkten sich aber 3 Wochen lang auf Erkundungen und tägliche Scharmützel, auf welche die Franzosen sich schließlich gar nicht mehr einließen.

Schlacht bei Pavia
24. Februar 1525

Endlich ließ sich der besorgte Lannoy, der sich wohl hundert Jahre Krieg, aber ohne Schlachttag wünschte, durch Pescara zum entscheidenden Angriff bestimmen. Diesem wurde die Ausführung des Planes übertragen, welcher darauf hinauslief, unter dem Schutz der Dunkelheit in den Park von Certosa einzubrechen, von hier aus den Feind in der linken Flanke zu fassen und zwischen seinen Befestigungen und der Stadt in die Enge zu treiben. Die Garnison ward durch einen kühnen Reiterhauptmann, dem es gelang in die Stadt zu kommen, benachrichtigt, damit sie das Unternehmen durch einen Ausfall unterstützen könne. In der stürmischen, mondlosen Nacht zum 24. Februar ging man an die Arbeit, die Mauer mit Widder- und Sturmbalken niederzulegen, da der Zweck der Überraschung die Anwen-

dung von Geschütz verbot. Die Arbeit war sehr schwierig und gegen Morgen erst eine Bresche von 60—80 Schritt Breite gangbar, aber sie war von den Franzosen nicht bemerkt worden, obgleich eine Feldwache in der Nähe der Bresche stand. Um den König über das Vorhaben zu täuschen und glauben zu machen, die Kaiserlichen beabsichtigten abzuziehen, wurde die Bagage nach Norden in Bewegung gesetzt und das Lager in Brand gesteckt, während der Nacht aber in gewohnter Weise demonstriert. Diese Absicht wurde auch vollständig erreicht, indem Franz wähnte, nur die Nachhut vor seinen Linien zu haben, welche den Rückzug decken solle. Die Überraschung der Feldwache und des Schlosses Mirabello gelang, die Vorhut, 2000 Landsknechte, 2000 spanische Arkebuseros und 400 albanesische Reiter, drang ein, überraschte die Besatzung des Schlosses im Schlafe und richtete ein schreckliches Blutbad an, die Flüchtlinge brachten aber dem König die Nachricht von dem Eindringen des Feindes, und mit bewundernswerter Kaltblütigkeit traf dieser seine Anordnungen, um ihm zu begegnen. Drei von Pescara abgegebene Kanonenschüsse, welche verabredetermaßen von der Festung erwidert wurden, bestätigten ihm den Ernst seiner Lage.

Da es indessen Tag wurde, konnte der König aus seinem hochgelegenen Quartier sehen, wie die kaiserliche Armee, eine Abteilung nach der anderen, durch die Mauerlücke langsam in den Park eindrang; er bestimmte eine kleine Abteilung, um die Sicherung gegen die Festungsbesatzung zu übernehmen, alle andern Truppen führte er selbst in den Park. Voran ging, ganz im Charakter einer Avantgarde, die Artillerie, welche, die Falkonets ungerechnet, 30 schwere Kanonen zählte, unter dem alten Grand-arbalétrier, Jacques de Galliot, als Bedeckung folgte unmittelbar ein Trupp leichter Reiterei. Diese Avantgarde näherte sich der Mauerlücke auf gute Schußweite, als gerade die letzten Truppen des kaiserlichen Heeres defilierten; es waren die Fähnlein, welche bis zuletzt vor der Ostfront des Lagers demonstriert hatten, sie waren herzlich müde und außerdem mit dem dürftigen Geschütz belastet; kein Wunder, daß das plötzlich eröffnete Geschützfeuer der Franzosen hier eine große Wirkung äußerte; die Landsknechte suchten sich in einem kleinen Thal zu decken, die Geschütze wurden durch die französischen Reiter weggenommen, und die Artillerie wendete sich nun mit Geschick gegen die anderen kaiserlichen Truppen, welche infolge des Flankenangriffs bemüht waren, sich mit Front nach Süden zur Schlacht zu ordnen; mit den ungeschlachten, schwerfälligen Gevierthaufen war das keine leichte und schnell zu erledigende Arbeit.

Unter beständigem Feuer der trefflich bedienten französischen Artillerie formierte sich die kaiserliche Armee: auf dem rechten Flügel Pescara mit dem spanischen Fußvolk, dann die deutschen Fähnlein der Vorhut, im Centrum die schwere Reiterei, nämlich die deutsche unter dem Grafen Salm, die Spanier unter Hugo de Cardona, auf dem linken Flügel die hellen Haufen der Landsknechte unter Frundsberg und ein Geschwader neapolitanische Reiter unter Castaldo. Unter dem Schutz der Artillerie konnte die französische Armee ihren Aufmarsch ungestört vollenden: der König selbst mit der Gensdarmerie nahm die Mitte des Haupttreffens ein; zu seiner Rechten, also ihren Todfeinden gegenüber, standen die Schweizer, zur Linken die „Schwarzen", beide Flügel durch leichte Kavallerie gedeckt. Die 400 Geharnischten des Herzogs von Alençon, welche zuerst überfallen worden waren, sich aber wieder sammelten, bildeten eine allgemeine Reserve.

Unter dem fortdauernden Artilleriefeuer, dem die Kaiserlichen nichts entgegenzustellen hatten, gestaltete sich der Anfang der Schlacht für diese sehr ungünstig, zumal ein kühner Angriff des Grafen von Salm mit seinen burgundischen Reitern von den sich zum Igel

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

formierenden Schwarzen blutig abgewiesen und die Fähnlein Sittigs von Embs durch die zurückflutenden Reiter in Verwirrung gebracht wurden. Die Kaiserlichen konnten nicht zurück und nicht vorwärts, und um 10 Uhr vormittags schien die Schlacht verloren, als der König selbst eine Wendung herbeiführte. Er konnte seine Kampflust und die Ungeduld seines Adels nicht länger zügeln und gab der Reiterei des Mitteltreffens den Befehl zum Angriff. Fanfaren schmetterten, alle Banner kamen in Bewegung. Da die Geschwader vom rechten Flügel an nach dem Range ihrer Führer geordnet waren, so brach der greise La Palice, Marschall von Chabannes, zuerst vor, ihm folgten fast im Augenblicke die übrigen Scharen, allen voran der König mit eingelegter Lanze. Die Kaiserlichen stürmten ihnen mutig entgegen und beantworteten den Schlachtruf: „La France! La France!“ mit einem donnernden: San Jago y España!“. So begann die Reiterschlacht ganz im Geist der alten Ritterzeit. Jeder suchte sich den würdigsten Gegner zum Zweikampf, und hierdurch gefesselt war das Auge von der Beobachtung der Schlacht ganz abgezogen. Im wilden Getümmel brausender Hengste und kämpfender Ritter, wo zahllose Klingenblitze durch die Luft zuckten, Hiebe in allen Richtungen auf die klirrenden Harnische schmetterten, Panzer und Zierrate zerhauen und Gestürzte unter die Hufe getreten wurden, neigte sich mehr und mehr trotz tapferster Gegenwehr der Vorteil auf Seite der Franzosen, und die Schlacht schien wirklich durch die Reiterei, deren Vorbrechen auch das Geschütz maskiert und zum Einstellen des Feuers gezwungen hatte, entschieden zu werden, als sich wieder die Szene änderte und die neuere Zeit mit der Feuertaktik in ihr Recht trat.

Pescara war zu dem spanischen Fußvolk gesprengt, das noch gar nicht ins Gefecht gekommen war, hatte einige hundert Hakenschützen aus dem Gevierthaufen, wo sie die äußersten Glieder bildeten, vortreten lassen und nach kurzer Belehrung in die linke Flanke der französischen Hommes d'armes geführt. Die Biskayer und Navarresen waren sich des Schusses ihrer Arkebuse sicher, und wenn deren Bleikugel auch nur ein Zwanzigstel Pfund wog, durchschlug sie doch auf nahe Entfernung die leichter und zierlicher gewordene Rüstung. Durch Panzer und Decken (die Panzer der Pferde) schlugen die Geschosse, Reiter stürzten, verwundete Rosse überschlugen sich oder gingen durch, kurz, die erste Salve machte einen unglaublichen Eindruck. Das war bisher noch unerhört, solche Schmach, heimtückisch aus der Ferne erlegt zu werden, der Edelste und Tapferste vielleicht durch einen niederen Feigling, noch nie erlebt worden! In dem augenblicklichen Stillstand des Reitergefechts machten sich die kaiserlichen Reiter schnell aus dem Kampfe los, um sich hinter den Schützen wieder zu ordnen. Die Franzosen stürzten sich nun auf diese, um sie für ihre Frechheit zu Boden zu werfen. Aber die wichen dem schwerfälligen Ansturm der unlenksamen Panzerrosse behende aus und, sobald sie vorbeigestürmt, schossen sie wieder hinter ihnen drein — hinterrücks, noch schmachvoller! Getroffen stürzten die Besten, und wenn die Reiter ihre Pferde wandten und von neuem auf die zusammengetretenen Haufen der Schützen ansetzten, sprangen diese wieder auseinander, und so hetzten die Reiter fruchtlos mit einem unerreichbaren Feinde herum; wie langsam auch das Laden ohne Patrone mit dem Pulvermaß ging, und die Kugel, deren der Schütz mehrere im Munde führte, um sie nicht jedesmal aus dem Beutel nehmen zu müssen, auf das lose Pulver gesetzt, und solches erst auf die Pfanne geschüttet werden mußte, ehe mit der Lunte gezündet werden konnte, so krachte doch Schuß auf Schuß tödlich in die schimmernden Geschwader.

Nun rasselten auch die Geschwader von Österreich, Burgund und Neapel wieder heran, und das Reitergefecht entbrannte aufs neue, indem es sich, stets begleitet von den rastlosen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bergschützen in ihrem weißen Hemd (das die deutschen Fußtruppen als Erkennungszeichen über dem Wams trugen) allmählich der Vernaculla zuwälzte und den Kampfplatz für das Fußvolk freigab. Gleichzeitig gingen aber auch die Spanier und Deutschen Pescaras schräg über das Schlachtfeld gegen die französische Artilleriestellung vor, warfen die Bedeckungstruppe, nahmen die Geschütze und gingen den Eidgenossen zu Leibe. Nun zeigte es sich, daß der Menschenhandel der Kantone, welcher zwang, in immer schlechtere Kreise hinabzusteigen, immer weniger wählerisch zu werden, bereits der militärischen Brauchbarkeit empfindlichen Schaden gethan hatte. Wenn schon bei Marignano und Bicocca die ganze Leistung der Schweizer nur noch in einem verzweifelten Drauflosgehen bestand, so vermochten sie bei Pavia auch das nicht mehr. Obgleich doch nur ein Teil von Pescaras Infanterie sie angriff, zeigten sich doch die Haufen der Schweizer von Anfang an schwankend. Ihre Führer allein, zumal der wackere Johann von Diesbach, bewährten noch den alten Ruhm. Sie treten vor, um die laue Haltung der „verlornen Knechte“ (das erste Glied) zu erwärmen; sie sterben mutig; aber ihr Tod, anstatt zur Rache anzuspornen, erschüttert die Mannszucht noch mehr, und als den angreifenden Spaniern nun 2000 Landsknechte mit großer Schnelligkeit folgen, da reißen in dem ersten Haufen der Schweizer alle Bande der Ehre und Pflicht; sie machen Kehrt und fliehen der unteren Tessinbrücke zu ohne Ahnung von dem Geschick, das sie dort ereilen soll. Was noch von leichter Reiterei auf dem rechten französischen Flügel gestanden, schließt sich der Flucht an, und auch die Reserve des Herzogs von Alençon fühlt sich bewogen, schleunigst der unteren Tessinbrücke zuzueilen. Da sie schneller sind, als die Schweizer, erreichen sie den Fluß zuerst, gehen über und brechen die Brücke hinter sich ab, um sich gegen Verfolgung zu schützen.

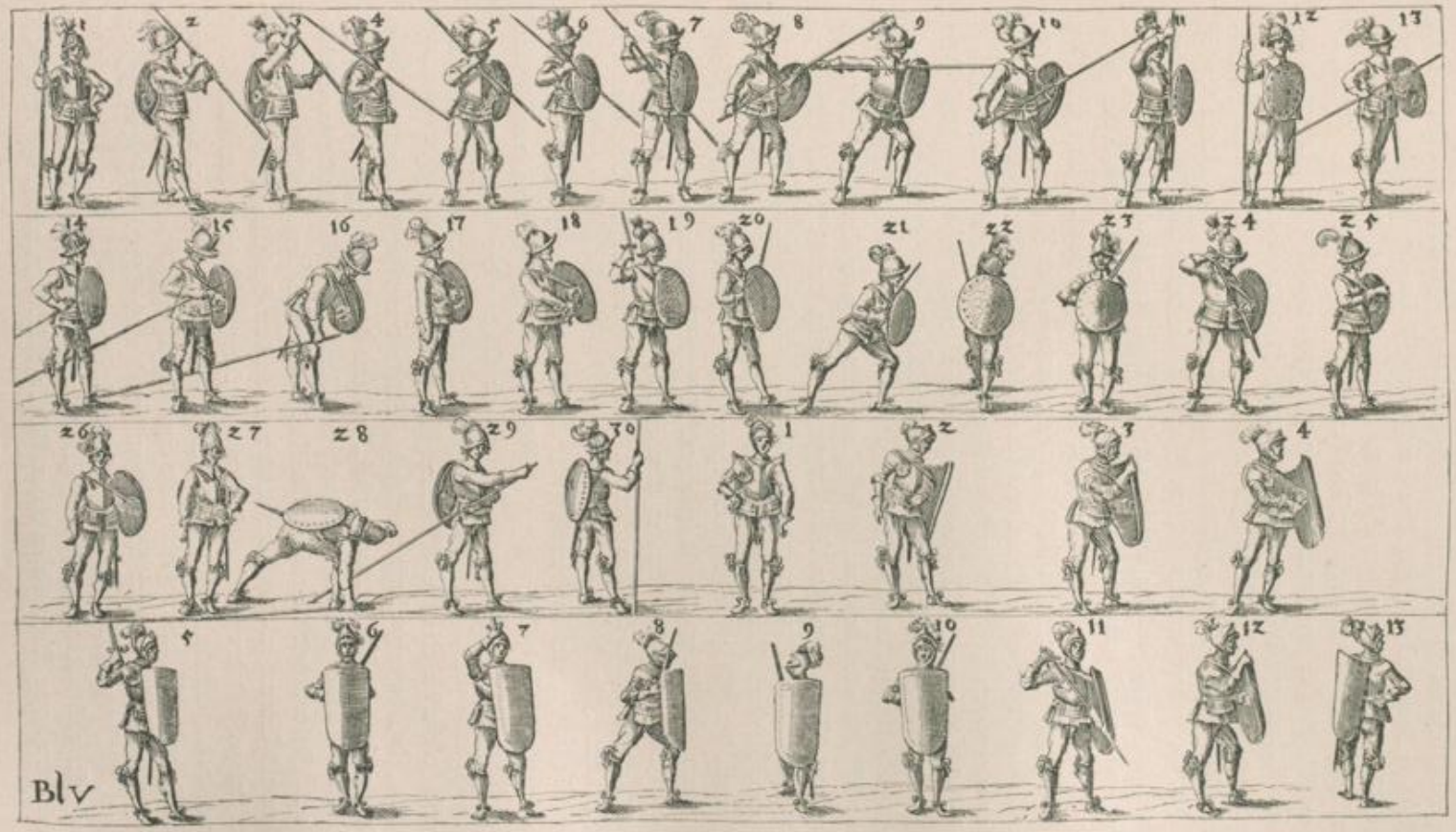
Der größere Haufe der Eidgenossen stand noch, obgleich nur in unthätigem Ausharren und ohne eine Bewegung zu machen gegen die Landsknechte Frundsbergs, deren Anmarsch von fern bemerklich wurde. Da kamen ihm die Schwarzen zu Hilfe, sie schlossen sich ihnen an, und ein Haufe von 15 000 Mann schickte sich zum Angriff auf Pescaras Truppen an: die vorderen Glieder, Hakenschützen, liefen vor, und die Spieße, deren Einbruch die Salve vorbereiten sollte, wurden gefällt. Da ließ Pescara schnell die Glieder schließen zum kurzen Soldatengebet, und zu rechter Zeit warfen sie sich aufs Knie, denn die Kugeln der feindlichen Schützen flogen über ihre Köpfe weg, und sie gaben nun ihrerseits die Salve ab.

Jetzt änderte sich wiederum das Bild. An dem noch immer unentschiedenen Gewirr des Reitergefechts vorüber, quer über den Plan, zog der Gewalthaufe Fundsbergs in ruhigem, festem Schritt daher. So kreuzten sich von beiden Seiten die linken Flügel nach der Mitte hin, um hier zusammenzustoßen: Deutsche gegen Deutsche, wie es der alte Fluch unseres Volkes gewesen, seit die Geschichte davon zu erzählen weiß. Sofort riefen die Führer der Geächteten ihre Haufen vom Streite mit den Spaniern ab, den sie den Eidgenossen auszufechten überließen, schlossen die Ordnung und rückten den Landsleuten zum Todeskampfe in tiefem Schweigen entgegen. Als Georg von Frundsberg die Schwarzen kommen sah, da ließ auch er sich auf die Knie, Gott um Beistand anzurufen und alle mit ihm, nach altem Brauch warfen sie dann eine Hand voll Erde hinter sich und standen auf, dem Feind in gleichem Schweigen entgegenzurücken. Es war eine unheimliche Stille, kein Schlachtruf erscholl, kein wildes: „Her! Her!“, womit die Landsknechte sonst den Angriff begleiteten; stumm und entschlossen gingen sich die beiden von gefällten Speeren starrenden Massen entgegen. Da trat auf Schußweite Georg Langenmantel aus dem Vordergliede der Schwarzen, in dem alle

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# „Waffenhandlung“ des Fussvolks im 17. Jahrhundert

Nach Lavaters „Kriegsbüchlein“ 1644




Das Exerzitium mit den Rondellen und Spießen:

1. Euren Spieß niderstellt!
2. 3. 4. Nembt eweren Spieß auff die Achßlen!
5. Deckt ewere lincke seiten mit der Rondellen!
6. Die Brust deckt!
7. 8. Den Spieß gegen die Porten fellet!
9. Gegen den Feind fellet den Spieß!
10. 11. 12. Den Spieß widerumb niderstellt!
13. Schleifft den Spieß!
14. Die spitz des Spießes deckt mit der Rondellen!
15. 16. Niderlegt den Spieß!
17. Durch den Riemen der Rondellen steckt den Arm!
18. Zuckt die Wehr!
19. Neben dem Ohr haltet die Wehr!
20. Zwüschen der Rondellen und lincken Achßlen halten ewere Wehr!
21. Vorwerts presentiert die Wehr!
22. Rechts presentiert die Wehr!
23. Erstellt Euch!
24. Steckt die Wehr eyn!
25. Ziehet den Arm auß den Riemen der Rondellen!
26. 27. Auf den Rucken werfft die Rondellen!
28. Den Spieß auffnembt!
29. 30. Den Spieß niederstellt!

Das Exerzitium mit dem Schilt oder Targe und Dägen:

1. Erstellt Euch!
2. Mit dem Schilt die linck seiten deckt!
3. Durch des Schilts Riemen den Arm stoßt!
4. Zuckt die Wehr und deckt die Brust!
5. Neben dem Kopff die Wehr auffholt!
6. Deckt die Wehr!
7. In die Höhe über den Kopf haltet die Wehr!
8. Vorwärts presentiert und deckt euch!
9. Rechts deckt euch!
10. Erstellt euch!
11. Steckt die Wehr ein!
12. Auß des Schilts Riemen die Arm ziehet!
13. Deckt den Rucken mit dem Schilt!

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

Fürsten, Grafen und Herren schritten, und forderte Frundsberg oder Embs zum Zweikampfe; ehe aber diese antworten konnten, schrien ihre Knechte und schossen den Verräter am Kaiser nieder. Beide Massen erhoben nun den Schlachtruf, rannten sich an, und der furchtbarste Kampf begann auch hier, wie er drüben an der Vernaculla noch immer tobte. Frundsberg griff mit seinem Regiment in der Front an, Sittig von Embs mit dem seinigen geteilt die Flanken; so von drei Seiten mit Spießen und Hellebarden umfaßt, unter wildem Jauchzen der Angreifer, welche die Reichsacht vollstreckten, erlagen die Schwarzen und wurden fast alle erschlagen.

Die Schweizer, die sich bisher gehalten, warteten den nun auf sie gerichteten Angriff Frundsbergs nicht ab, sondern wandten sich zur Flucht. Diese wurde aber für sie fürchterlich, denn Leyva, der von seinem Krankensessel auf dem Wall die Schlacht aufmerksam verfolgt hatte, ließ aus zwei Thoren seine Truppen ausfallen, die schwachen Kräfte der Franzosen über den Haufen rennen und auch die obere Tessinbrücke zerstören. Die Fliehenden kamen nun zwischen zwei Feuer, gegen 5000 Schweizer kamen auf der Flucht und im Strome um, bevor Frundsbergs Knechte herankamen und nun, gesättigt vom Blutvergießen, „guten Krieg“ verkündeten, nachdem sie bis dahin keinen Pardon gegeben hatten (böser Krieg).

Auf beiden Flügeln war der Sieg entschieden, immer noch kämpfte der König im Reitergewoge, als er sein Fußvolk rechts und links in wilder Flucht erblickte. Nachdem er sein Heer verloren und aufgehört hatte, Feldherr zu sein, stürzte er sich doch wieder in den Kampf, um alle Pflichten eines tapferen, entschlossenen Ritters zu erfüllen; um ihn scharte sich, wer von seinen Rittern noch dem Tode entgangen, fest im Entschluß, mit Ehren zu sterben. „Gleichsam berauscht von heroischer Trunkenheit starb der Adel von Frankreich mit Freuden und wetteifernd um seinen Herrn“ sagt ein französischer Geschichtsschreiber jener Zeit. Endlich ereilt den König sein Geschick. Unter dem Verwundeten bricht der Hengst durchbohrt zusammen, der König giebt sich gefangen. Sehr viele edle und vornehme Herren wurden als Gefangene eingebracht, aber die alten Helden, welche noch der burgundischen Kriege und des Anfangs der italienischen gedenken konnten, hatten alle ihr Leben gelassen. (Nach Berneck und M. Jähns.)

In dieser Schlacht waren die französische Artillerie und Kavallerie denselben Waffen im kaiserlichen Heere unbedingt überlegen, und sie hätten den Sieg gewonnen, wenn letztere nicht ihrem ritterlichen Ungestüm nachgegeben, sondern die Wirkung der Geschütze abgewartet hätte. Von entscheidender Wichtigkeit zeigte sich die Maßnahme Frundsbergs eines umfassenden Angriffs, vor allem aber die Verwendung des Gewehrfeuers seitens der Spanier. Es ist merkwürdig, daß diejenige Waffe, welche die Stärke der Defensive begründet, die Feuerwaffe, das einzige offensive Element darstellt, während die blanke Waffe, der Speer, nur defensiv verwendet wird. In der Kampfweise des Gewalthaufes: Salve der vortretenden Schützen und Einbruch mit dem Speer, wiederholt sich die der römischen Legion: Werfen der Pilen und Einbruch mit dem Schwert, aber es fehlt dem Gevierthaufe die Gliederung in kleinere selbständige Einheiten und das Ablösen der Glieder im Gefecht. Der Kampf besteht bei den Landsknechten nicht anders als bei den Schweizern in dem Andrängen einer großen geschlossenen Masse gegen die andere, wobei nicht eigentlich die Wucht des Stoßes, sondern das langsame Nachschieben der hinteren Glieder, gewissermaßen die Schwere der beiden gegen einander gelehnten Massen zur Wirkung kommt. Die Rundschildner der Spanier machten diese stehende Kampfweise noch mörderischer, indem sie sich in die feindliche Masse hineinarbeiteten und mit ihren kurzen Waffen die im dichten Gedränge Wehrlosen meuchlings erstachen.

---

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 20. Der dreissigjährige Krieg, Gustav Adolf

War es schon vor der Reformation schwer gewesen, das deutsche Reich zusammenzuhalten, so wurden die Schwierigkeiten wesentlich vermehrt, seit die Konfession die Reichsstände in zwei Gruppen schied. Karl V. war selber von der Notwendigkeit einer Reinigung der Kirche von den eingeschlichenen Mißständen überzeugt, und er war Willens, eine derartige Reformation selbst durchzuführen, aber er verquickte diesen Gedanken mit dem Plan, durch Unterwerfung der Protestanten unter das Konzil der kaiserlichen Macht das alte Ansehen wieder zu geben, sie nicht nur über die Landesfürsten, sondern auch über den Papst zu erheben und gleichzeitig Staat und Kirche reformieren zu können. Er unterschätzte den Widerstand, den das Papsttum dem entgegenstellen würde, und glaubte sein Ziel den protestantischen Ständen gegenüber durch Gewalt und Hinterlist erreichen zu können. Er bewirkte damit nur, daß der konfessionelle Unterschied zum Teil als Vorwand, zum Teil als Reizmittel bei dem Kampf verwandt wurde, welcher zwischen der monarchischen Gewalt und dem nach freier Entwickelung strebenden ständischen Wesen früher oder später doch entbrennen mußte. Mit ersterer verbündete sich als kampffähigster Vertreter der römisch-katholischen Kirche der Jesuitismus, um die Idee der Weltherrschaft bei den deutschen wie vordem bei den spanischen Habsburgern zu wecken und zu nähren; der Erzherzog Ferdinand (später Ferdinand II.) ward das gefügige Werkzeug. Im Gegensatz verband sich Liberalität mit Protestantismus, einem minderwertigeren Bundesgenossen, da seinen Vertretern die Organisation und der zuverlässige Zusammenhalt fehlte, welche die Vorkämpfer des Papsttums besaßen. Sie sahen sich bald gezwungen, nach ausländischen Helfern auszuschauen, und gaben diesen damit die willkommene Gelegenheit, ihre eigensüchtigen Pläne auf deutschem Boden zu verfolgen und die deutsche Nation in dem Augenblick, wo sie in Wettbewerb mit ihnen trat, von der Höhe der kulturellen Entwickelung, die sie mühsam erklommen, jäh hinabzustürzen in finanzielle Zerrüttung, in politische Zersplitterung und militärische Ohnmacht.

Sehen wir uns die Verhältnisse des Kriegswesens an, mit denen Deutschland in den dreißigjährigen Krieg eintrat. Die Entwickelung der Feuergewehre machte im 16. Jahrhundert gute Fortschritte: die Erfindung der Zündung mit Radschloß (1515) machte die Lunte entbehrlich, denn die Drehung des gespannten gezahnten Rades erzeugte durch Reibung an einem Stück Schwefelkies den zündenden Funken. Gegen 1540 begann die Konstruktion der Schnapphahnschlösser, welche als Vorläufer der französischen Batterieschlösser den Hahn mit Feuerstein einführten, gleichzeitig beinahe ward auch das Stecherschloß er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

funden und gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Patrone als fertige Ladung des Gewehrs. Jedoch wurden alle diese Erfindungen wohl im bürgerlichen Leben gewürdigt, auch zum Teil von der Reiterei benutzt, aber das Fußvolk blieb dem alten Luntenschloß treu, obgleich es den großen Nachteil hatte, beim Regen unbrauchbar zu werden. Senftenberg sagt: „Als Kaiser Karl, seligen Andenkens, 1541 seine Expedition nach Algier unternahm, waren die maurischen und türkischen Bogenschützen unseren Büchsenschützen weit überlegen, und obgleich der Kaiser auf letztere große Hoffnungen gesetzt, so hatte sie das Regenwetter doch unnütz gemacht, und schimpflich wurden sie vom Feinde geworfen. Auch beklagte sich der Kaiser

„Schwedische" im 30jährigen Krieg

offen und bedauerte es, nicht von Spanien einige Tausend Bogner mitgenommen zu haben, die ihm weit nützlicher als die Arkebusiere gewesen sein würden."

Das trotzdem die Sehnenschußwaffen bald verschwanden, mag darin seinen Grund haben, daß die Gewehre viel mehr Munition bei sich zu führen gestatteten, und daß die Handhabung der Armbrust schwerer zu erlernen war. Ein wesentlicher Einfluß ist auch der Einführung eines neuen Gabelgewehrs, der Muskete, an Stelle der freihändig zu gebrauchenden Arkebuse zuzuschreiben. Sie hatte mit dem schwereren Geschoß (8—10 auf ein Pfund) auch größere Wirkung und wurde in immer größerer Anzahl der Infanterie zugeteilt. Über der Schulter trug der Musketier ein ledernes Bandelier, an dem an dünnen Schnüren die Pulverladungen in kleinen Holzbüchsen hingen; ein lederner Beutel nahm 15 Kugeln nebst Fettlappen, Wichszeug und Räumnadel auf, eine blecherne Flasche enthielt das Zündpulver.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Lunte, von der der Musketier wie der Arkebusier 6 Ellen mitzuführen hatte, war für gewöhnlich um das Bandelier geschlungen; bei nassem Wetter barg man sie im Hute oder im Hosensack.

Das Verhältnis der Schützen zu den Pikenieren betrug bei den Schweizern 1490 noch 1 zu 10, 1511 schon 1 zu 4; bei den Landsknechten Frundsbergs 1526 1 zu 7, zur Zeit Maximilians II. 1 zu 2, bei den Spaniern und Niederländern am Ende des 16. Jahrhunderts 1 zu 1 und sogar 2 zu 1. Die Verbindung dieser zahlreichen Musketiere mit den Pikenieren stieß auf große Schwierigkeiten, da man daran festhielt, in deren geschlossenen Haufen die entscheidende Kraft zu suchen. Die Schützen, welche in geringer Zahl sehr wohl zum Scharmutzieren zu gebrauchen waren, entglitten der Hand des Führers, wenn ihre größere Masse sich im zerstreuten Gefecht auflöste, man suchte sie daher an die Gevierthaufen anzugliedern, und dies ließ die taktische Ordnung der spanischen Ordonnanz entstehen, welche im Beginn des 17. Jahrhunderts bei den deutschen Armeen üblich war: die Musketiere umgaben die aus Pikenieren gebildeten Gevierthaufen, Bataillone, in 5—8 Gliedern, und auf den 4 Ecken standen bastionsartig (fortifikatorische Ideen waren zweifelsohne dieser Anordnung nicht fremd) kleinere Gevierthaufen von Schützen. Beide so miteinander verbundenen Gattungen der Infanterie hinderten sich im Gebrauch ihrer Waffen, denn die Musketiere konnten nur die Gewehre der äußersten Glieder zur Verwendung bringen, die Pikeniere ihre stärkste Form der Abwehr, den lanzenstarrenden „Igel", gar nicht mehr anwenden. Da ferner um so mehr Musketiere unterzubringen waren, je größer die Schlachthaufen waren, ließ man die Schlachtordnung aus wenigen, sehr umfangreichen Gevierthaufen bestehen — setzte diese also aus mehreren administrativen Einheiten (Regimentern) zusammen — und rahmte sie mit Schützen ein.

Einen anderen Weg schlugen die Niederländer ein. Die Not, der Mangel an Mannschaften, um starke Regimenter zu bilden, gab ihnen an die Hand, die Tiefe der Aufstellung zu vermindern, um an Frontbreite hinter ihren Gegnern nicht zurückzubleiben. Sie formierten deshalb nicht große Gevierthaufen aus mehreren Regimentern, sondern teilten diese sogar in Bataillone, jedes zu 500 Mann, halb Pikeniere, halb Schützen. Erstere stellten sie in die Mitte, letztere beiderseits daneben, in der gleichmäßigen Tiefe von 10 Gliedern, da diese genügte, um mit den Flügeln ein ununterbrochenes Gewehrfeuer zu unterhalten. Die Schützen wurden nämlich mit größeren Zwischenräumen gestellt, sodaß jedes Glied, sobald es seinen Schuß abgegeben, im rottenweisen Kontermarsch sich hinter die Front zurückziehen und dem nächsten Glied die Front frei machen konnte; die Tiefe von 10 Gliedern genügte für jeden um zu laden, bis er wieder ins erste Glied vorrückte. Auf diese Weise kamen alle Waffen der Schützen wie der Pikenträger, welche als feste Pfeiler in der Front verteilt waren, zur Geltung; die Teilung der Regimenter, welche hier als Notbehelf auftrat, wurde aber später zur organisatorischen Norm für ganz Europa.

Bei der Reiterei wurde die volle ritterliche Rüstung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Zeremonialtracht, die Edelleute, welche als Offiziere eintraten, behielten nur Helm, Küraß und Ringkragen als Abzeichen neben der Tracht ihrer Truppe bei. Dagegen wurde mit der Erfindung des Radschlosses die Feuerwaffe bei der Kavallerie allgemein eingeführt; zu Zeiten Karls V. zählte die Reiterstandarte 60 schwere Lanzen (ganz gepanzert) 120 Kyrisse (gepanzert, aber anstatt der Lanze mit 2 Faustrohren bewaffnet) und 60 Arkebusiere (Karabiniers, leicht gerüstet, mit der Reiterarkebuse von 1,18 m Länge.) Aus dieser

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mischung bildete sich während der schmalkaldischen Kriege eine neue Waffe, ein Mittelding zwischen Kyrissen und Arkebusieren, die „deutschen Reiter", deren Kampfweise für die ganze Kavallerie angenommen wurde. Sie trabten in tiefen Haufen gegen den Feind vor; ganz nahe an ihm schoß das vorderste Glied die Karabiner ab, warf schnell die Pferde links und rechts herum und zog sich hinter den Haufen zurück, während die nächsten Glieder folgten und derart ein unaufhörliches Feuer unterhielten. Dies „Naterweistumlen" oder „Harcelieren" entsprach also ganz der Fechtweise der niederländischen Musketiere. Die Verwendung der Schußwaffe machte die Kavallerie selbständiger, und die Fechtweise entwickelte eine größere Beweglichkeit, als die schweren Reiter sie besessen hatten. Die Schaffung der „Dragoner" als einer berittenen Infanterie war nur ein weiterer Schritt auf diesem Wege. Von ihrer eigentlichen Bestimmung zum Fußkampf ging man erst später ab. Zuerst in der niederländischen Reiterei verschwand die Lanze vollständig, da der verarmte gelderusche Adel den Oraniern keine Streithengste und Rüstungen zu stellen vermochte; bei Turnhout (1596) konnten die spanischen Lanzenreiter gegen die Karabiner, welche des Grafen Moriz Reiter führten, nicht aufkommen.

Bei der Artillerie machte sich das Bestreben geltend, die übergroße Zahl verschiedener Geschützkaliber, die obendrein die abenteuerlichsten Namen führten, nach Möglichkeit zu verringern, und zwar ging hierin, wie überhaupt in der Entwickelung der Artillerie, Frankreich voran. Franz I. beschränkte die Belagerungs- und Feld-Artillerie-Trains auf folgende Kaliber:

| | Kugelgewicht | Pferdezahl |
|---|---|---|
| Grand basilique | 80 Pfund | ? |
| Double canon | 42 „ | 35 |
| Canon serpentine | 24 „ | 21 |
| Grande Coulevrine | 15 „ | 17 |
| Coulevrine bâtarde | 7 „ | 11 |
| Coulevrine moyenne | 2 „ | 4 |
| Faucon | 1 „ | 3 |
| Fauconneau | 14 Unzen | 2 |

Die kleinen Kaliber waren beweglich genug, um während des Gefechts schnell in eine günstige Stellung zu gehen, und daher stets der Vorhut zugeteilt; dagegen marschierten die schweren Geschütze unter Bedeckung der Schweizer beim Hauptkorps. Man verwendete sie auf den Flügeln der Schlachtordnung, um die feindlichen Linien schräg zu beschießen, und verdoppelte, um sie beweglicher zu machen, nicht selten die Bespannung. An letzterer mangelte es namentlich bei der deutschen Artillerie häufig, da die Pferde durch Requisition beschafft wurden, und man brauchte sehr viele, besonders für die auf Landfuhrwerk verladene Munition. Dies erinnert lebhaft an die Schwierigkeiten, welche 1870/71 die Beförderung der schweren Munition der deutschen Armee bereitete, da man wohl den Munitionstransport der Feld-, aber nicht der Belagerungsartillerie vorbereitet hatte.

Heinrich II. (1547—59) verminderte die Kaliberzahl durch Beiseitigung der großen Basilisken und Doppelkanonen auf 6, und die spanische Artillerie ging sogar auf 4 Kaliber herunter: Ein Park sollte umfassen

| | Kugelgewicht | Pferdezahl |
|---|---|---|
| 9 Kanonen | 40 Pfund | 23 |
| 8 Halbkanonen | 24 „ | 15 |
| 6 Viertelkanonen | 10 „ | 9 |
| 7 Achtelkanonen | 5 „ | 5 |

Die Zahl der Geschütze, welche bei Ludwig XII. 3—4 auf 1000 Mann betragen hatte, wurde im Allgemeinen zu 1 auf 1000 Mann vermindert.

Die Schlachtaufstellung war ebenso verschieden, wie die taktischen Formen. Die Spanier formierten die ganze Armee in Brigaden und zwar derart, daß sie in das erste Treffen eins ihrer großen Bataillone, ins zweite zwei und ins dritte wieder eins stellten; dagegen teilten die Niederländer ihre Armee in „Vorzug, Mittelzug und Nachzug" und stellten die taktischen Einheiten jedes dieser drei Hauptteile wieder in drei Treffen, sodaß bei der Stärke von 3 Regimentern in jedem die Treffen aus je 2 Halbregimentern gebildet wurden. Diese standen im vordersten und hintersten Treffen dicht nebeneinander, im mittelsten auseinander gezogen, so daß sie rechts und links das erste überragten. Während also die spanische Ordonnanz wenige große Einheiten — auch die Kavallerie wurde auf beide Flügel in geschlossenen Massen verteilt — in 3 Treffen aufstellte, bildete die niederländische ihre Schlachtordnung aus zahlreichen kleinen Elementen und ordnete diese mit Vorliebe gestaffelt: der Vorteil der Beweglichkeit war auf ihrer Seite.

Der spanischen Ordonnanz entsprach durchaus die Taktik Wallensteins. Seine Truppen, meist Deutsche, mittelst eines Handgeldes entweder freiwillig oder gezwungen angeworben, bestanden beim Fußvolk aus gleichen Teilen Pikenieren mit 5—6 m langem Speer, Pickelhaube und Halbküraß — und Musketieren, welche nur mit einer Pickelhaube geschützt waren. Alle führten sie wie die Landsknechte einen langen Degen, die Musketiere die Gabelmuskete. Die Kavallerie zerfiel in die schweren Kyrisse und die leichten Karabiniere, Dragoner und Kroaten, letztere mit einem Hackmesser an der Seite und mit einem Karabiner bewaffnet. Die Kürassiere führten Schwert und 2 Pistolen, die Karabiniere Degen, Karabiner und 2 Pistolen, die Dragoner Muskete und Schwert; die Gewehre waren alle mit Radschloß und wurden in der beschriebenen Weise beim Harkelieren verwendet. Seine Artillerie bestand zur Zeit der Kämpfe mit Gustav Adolf aus etwa 80 Stück unter einem Oberstzeugmeister und umfaßte Kartaunen (12—24 Pfund), Schlangen (8—30), Falkonetten (Feldschlangen: 3—6 Pfund) und Kammerstücken (Haubitzen 8—20 Pfund). Das Laden geschah aus dem Pulverfasse mit einer Schaufel, die Bespannung wurde von den Bauern beigetrieben.

Dagegen basierte die Taktik Gustav Adolfs auf der niederländischen Ordonnanz, welche der König weiter zu entwickeln bestrebt war. Seine schwedischen Truppen erhielt er durch regelmäßige Ausschreibung, deren System nach Höfen und Kopfzahl ihm 15—16000 Mann lieferte; den Mehrbedarf mußte er durch Anwerbung fremder Kriegsvölker decken. Sein Fußvolk bildete er zu zwei Drittel aus Musketieren, diesen gab er eine leichtere Muskete, welche ohne Gabel zu verwenden war und deshalb ein schnelleres Feuer gestattete, er ersetzte ferner die Patronenbandeliere durch eine Patronentasche mit Papierpatronen und brachte, wenigstens zum Teil, das Radschloß zur Einführung. Die Kürassiere waren mit Degen, zwei Pistolen und einem leichten Karabiner ausgerüstet, die Dragoner, welche noch

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mehr als die kaiserlichen zum Fußgefecht verwendet wurden, führten die Luntenflinte. Alle Truppengattungen hatten leichtere Rüstung, die Kürassiere nur Helm und Halbküraß. Auch die Artillerie war wesentlich verbessert; ihre schweren Geschütze waren 24 und 48 Pfünder, also zum Teil schwerer als die Kaiserlichen, wurden aber mit Kartuschen geladen; die leichten (bis 1631 die nur einen Zentner wiegenden „ledernen" Kanonen) waren aus Eisen gegossen, 4 Fuß lang und wogen etwas über 6 Zentner, sie schossen Kugeln von 4 Pfund, wurden durch 2 Pferde gezogen und der Infanterie als „Regimentsstüke" zugeteilt.

Gustav Adolf konnte, wenn er auch die niederländische Fechtweise der Musketiere beibehielt, mit einer noch geringeren Gliederzahl auskommen, da die eingeführten Verbesserungen

„Kaiserliche" im 30jährigen Krieg

ein schnelleres Feuer gestatteten; er verminderte die Tiefe der Aufstellung des Fußvolks auf 6 Glieder, formierte Regimenter (Halbbrigaden) zu 12 Fähnlein in 3 Bataillonen und stellte von diesen eins ins erste, zwei ins zweite Treffen dicht nebeneinander, die Musketiere standen im ersten Treffen hinter den Pikenieren, im zweiten bataillonsweise beiderseits der Pikeniere. Aus der niederländischen Gliederung der Armee in 3 „Züge" entnahm der Schwedenkönig die Schlachtstellung in zwei Staffeln: bei 3 Halbbrigaden stellte er zwei mit Zwischenraum in erste Linie, die dritte hinter diesem als Reserve auf.

Eine wesentliche Neuerung führte er bei der Fechtweise der Kavallerie ein: den Chok mit der blanken Waffe. Der Angriff erfolgte schwadronsweise, viergliedrig mit 15—16 Mann in der Front, dicht an- und aufgeschlossen. Sobald eine Schwadron in Schußweite war, setzte sie in Galopp; sobald sie das Weiße im Auge des Feindes erkennen konnten, schossen die beiden ersten Glieder die Pistolen ab, warfen sie in die Holster und griffen zum Degen, die zwei hinteren Glieder drängten nach, um dem Stoß mehr Nachdruck zu verleihen. Gelang der Angriff nicht, so konnte die Schwadron bei ihrer geringen Frontbreite Kehrt machen und sich hinter die Musketiere zurückziehen, welche abteilungsweise stets

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Zwischenräume der Kavallerie ausfüllten. Gustav Adolf wies der Infantrie wie der Kavallerie deutlich den Weg, auf dem sie sich weiter zu entwickeln hatten; deshalb kann man mit Recht sagen, daß mit ihm die Taktik der Neuzeit beginnt.

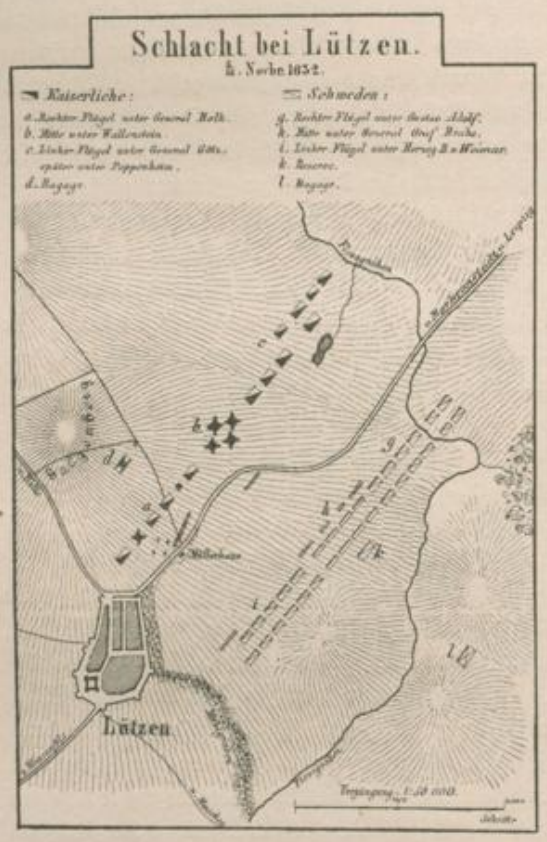
Die ersten 12 Jahre des Krieges waren für die protestantischen Fürsten sehr ungünstig verlaufen, der Kaiser gebot über starke Bundesgenossen, und seinen Gegnern fehlte die leitende Kraft, welche die Zaghaften und Bedenklichen mit sich fortgerissen, die Sonderinteressen ausgeschieden, die militärischen Kräfte zu vereinter Entfaltung gebracht hätte, Dänemark war ein sehr zweifelhafter Bundesgenosse, und Frankreich und England hatten vorgezogen, bei der ungünstigen Lage die zugesagte Hilfe zunächst noch zurückzuhalten und Zeiten abzuwarten, die für ihre eigenen Pläne geeigneter wären. Auch die beiden protestantischen Heerführer waren vom Kriegsschauplatz verschwunden, Braunschweig nach England geflüchtet, Mansfeld gestorben, die beiden katholischen, Tilly und Wallenstein, hatten ganz Deutschland bis zur Küste in Besitz genommen, letzterer hatte begonnen sich in Mecklenburg nach schmachvoller Vertreibung der Herzöge häuslich einzurichten und die Ostseehäfen für den großen Plan auszunutzen, eine Flotte zu schaffen und die Macht des Kaisers auch über das Meer auszudehnen. Die Geschichte würde wahrscheinlich ein ganz anderes Gesicht bekommen haben, wenn nicht Neid und Mißgunst diesen Plan vereitelt hätten. Zunächst gab er aber Gustav Adolf, der seine eigenen Pläne ernstlich gefährdet sah, Veranlassung, die letzten Verteidiger des Küstenlandes, die Bürger von Stralsund, kräftig zu unterstützen, mit Polen einen Waffenstillstand zu schließen und sich für den Eingriff in den deutschen Krieg emsig vorzubereiten.

Inzwischen wurde Wallenstein 1630 auf Drängen der eifersüchtigen Fürsten der Liga durch Kaiser Ferdinand II. seines Dienstes entlassen, und als Gustav Adolf am 4. Juli 1630 mit 13000 Mann auf der Insel Usedom landete (Rügen hatte er schon von Stralsund aus besetzen lassen), hatte er nur Tillys weit zerstreute Truppen zu Gegnern. Er schuf sich durch langsames, vorsichtiges Vorschreiten in Pommern und Mecklenburg eine Operationsbasis und drang dann weiter nach Süden vor, wo erst die neutrale Haltung Brandenburgs und Sachsens zu überwinden war. Durch Drohungen erreichte er den Anschluß des Kurfürsten von Brandenburg, den von Sachsen trieb ihm das Vorrücken Tillys in die Arme. Vereint mit seinen Truppen schlug er Tilly am 17. September bei Breitenfeld. Die nach spanischer Ordonnanz aufgestellten Sachsen wurden hier von den Kaiserlichen geworfen, dagegen 7 Attacken Pappenheims von dem mit Musketier-Abteilungen durchsetzten schwedischen Kavallerieflügel abgewiesen und der Angriff der Infanterie mit 4 Terzien (Gevierthaufen) gegen den durch die Flucht der Sachsen entblößten linken Flügel durch schnelle Heranziehung von Reserven zum Scheitern gebracht. Ein hierauf angesetzter allgemeiner Angriff der Schweden entschied die Schlacht mit einem glänzenden Sieg über die schwerfällige spanische Kriegskunst. Tilly verlor 6000, die Sachsen 2000, die Schweden 1000 Tote von entsprechend 32000, 15000 und 15000 Mann.

Hierauf durchzog Gustav Adolf Thüringen, Franken, das Würzburgische und die untere Maingegend bis Mainz, das er eroberte, befestigte sich 1632 im Besitz des Mittelrheins und der Wetterau, zog über Würzburg und Nürnberg nach Donauwörth und bezog dann ein festes Lager bei Nürnberg, nachdem er Tilly nochmals am Lech geschlagen und den Kaiser seines Generals beraubt hatte. In der größten Not gewann Ferdinand unter großen Opfern Wallenstein wieder für sich; diesem gelang es in kürzester Frist, ein Heer zusammen-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zubringen, und vereinigt mit dem des Kurfürsten von Bayern bezog er ebenfalls ein Lager bei Nürnberg. Nachdem beide Gegner hier durch Gefechte und Krankheiten je 20000 Mann verloren hatten, zog der König in südlicher Richtung ab, um Wallenstein von Norddeutschland abzulenken; aber dieser wußte wohl, daß er durch die Bedrohung Sachsens Gustav Adolf von der Donau ablenken werde, und wandte sich nach Norden; der König mußte folgen, zog seine verschiedenen Truppenabteilungen an sich heran und suchte Wallenstein bei Leipzig auf. Bei Lützen kam es am 16. November 1632 zur Entscheidungsschlacht.




Gustav Adolf erreichte Naumburg am 11. November und beabsichtigte, auf Grimma zu marschieren, um sich hier mit den Sachsen zu vereinigen; aber ein aufgefangener Brief benachrichtigte ihn, daß Wallenstein Pappenheim mit 12000 Mann nach Halle gesandt habe, und dies bestimmte ihn, sofort die Kaiserlichen anzugreifen. Wallenstein hatte in Weißenfels eine Abteilung zurückgelassen; diese benachrichtigte ihn durch drei Kanonenschüsse von dem Anmarsch der Schweden am 15. November; sofort sandte er einen Boten zu Pappenheim, um ihn für den nächsten Tag zurückzurufen, und nahm an der Straße Weißenfels-Leipzig, den rechten Flügel an Lützen gelehnt, Stellung. Er hatte noch etwa 25000 Mann zur Stelle, aber nur 21 Geschütze. Das Zentrum bildete er aus 4 großen Terzien, eine im ersten Treffen aus 25 Kompagnien unter Officutz, zwei im zweiten Treffen aus je 16 Kompagnien unter seinem eigenen Befehl und eine aus 22 Kompagnien im dritten Treffen unter Haraucourt. Der rechte Flügel unter Feldmarschall Holk bestand aus 4 großen Geschwadern Reiterei in der Stärke von 15 Schwadronen Kroaten, 17 Schwadronen Dragoner, 16 und 24 Schwadronen Kürassiere; in Nachahmung der schwedischen Anordnung von Breitenfeld stellte er zwischen das erste und zweite Geschwader 16 Kompagnien in einem Gevierthaufen, zwischen das dritte und vierte Geschwader eine Abteilung Musketiere. Stand hier die Kavallerie in einem Treffen, so formierte sie auf dem linken Flügel deren zwei von je 4 Geschwadern, welche im ersten 61, im zweiten 40 Schwadronen zählten. Auf diesem Flügel sollte Pappenheim, wenn er käme, den Befehl übernehmen. Die vorliegenden Straßengräben waren mit Schützen besetzt, die Artillerie geteilt: 14 Geschütze standen auf dem Windmühlenberg vor dem rechten Flügel, 7 vor der Mitte des Zentrums; einige Infanterie und 20

Schwadronen Kroaten waren am 15. Nov. zur Besetzung der Rippach-Übergänge vorgeschoben. An diesem Tage gewann Gustav Adolf die genannten Brücken durch Umgehung und ging am andern Morgen zum Angriff auf die Hauptstellung vor. Seine Armee war etwa 19000 Mann stark, mit 20 schweren und 40 Regimentsgeschützen. Sie stand in zwei Treffen, auf dem rechten Flügel des ersten 6 schwedische und finnische Reiterregimenter unter Führung des Königs, im Zentrum 4 Infanteriebrigaden („schwedische, gelbe, blaue, grüne") unter dem Grafen Brahe, auf dem linken Flügel 5 deutsche Reiterregimenter unter dem Herzog von Weimar. Im zweiten Treffen bildeten 6 deutsche Regimenter, mit Musketieren untermischt, den rechten Flügel (Kniephausen), 4 Infanteriebrigaden die Mitte und 6 Reiterregimenter, ebenfalls mit Musketieren, den linken Flügel. Die Kavallerie des zweiten Treffens stand flügelweise unter den Kommandeuren des ersten; hinter der Mitte stand ein Kavallerieregiment in Reserve. Die Geschütze waren vor der Front verteilt.

Gustav Adolf wollte seinen Gegner bei Tagesanbruch überfallen. Wäre das geglückt, so wäre Pappenheim für die Entscheidung zu spät gekommen; aber dichter Nebel zwang, den Angriff bis etwa um 10 Uhr zu verschieben. Dann beginnt auf beiden Seiten das Geschützfeuer. Die Schweden setzen sich gegen den Landgraben, welcher die Landstraße begleitete, in Bewegung, treiben die feindlichen Musketiere zurück und erobern die hier stehende Batterie, welche sofort gegen den Feind gerichtet wird. Das vorderste Viereck wird von den Schweden angegriffen und gesprengt; dasselbe widerfährt einem zweiten, und der Angriff wird sofort gegen das dritte Viereck gerichtet. Inzwischen hat Gustav Adolf an der Spitze der Reiterei des rechten Flügels den feindlichen linken Flügel angegriffen und geworfen, wogegen die Angriffe des Herzogs Bernhard von Weimar gegen den rechten kaiserlichen Flügel fruchtlos bleiben. Er vereinigt gegen die Batterie auf dem Windmühlenberg seine gesamten schweren Geschütze.

Wallenstein sieht sich genötigt, seinem bedrängten Zentrum zu Hilfe zu kommen. Er führt an der Spitze von 3 Kürassierregimentern einen glänzenden Angriff gegen die Schweden aus und wirft sie nach einem hartnäckigen und mörderischen Kampfe wieder über den Landgraben zurück, wobei die verlorene Batterie zurückerobert wird. Als Gustav Adolf den Rückzug seiner Mitte bemerkt, übergiebt er dem Feldmarschall Horn den Oberbefehl über den rechten Flügel, um dorthin zu eilen; allein hierbei gerät er in das feindliche Gedränge, wird mehrfach verwundet und fällt.

Herzog Bernhard übernimmt den Oberbefehl, die ganze schwedische Linie wird zum Vorrücken befehligt, die Reiterei des linken Flügels drängt die rechte Flanke der Kaiserlichen von dem Städtchen Lützen ab, General Horn vollendet die Niederlage des kaiserlichen linken Flügels, der schwedischen Mitte gelingt ihr zweiter Angriff, und die Batterie am Landgraben wird zum zweiten Male genommen, das Wanken der Terzien wird durch einige in ihrem Rücken auffliegende Munitionswagen gesteigert.

In diesem kritischen Augenblick erscheint von Halle her Pappenheim mit 8 Reiterregimentern (7000 Mann, teils Kürassiere, teils Dragoner); er führt sofort mit dem ihm eignen Ungestüm seine vorderen Geschwader zum Angriff und wirft den schwedischen rechten Flügel zurück; zugleich hat Wallenstein die Truppen seines Zentrums wieder gesammelt und wirft auch das schwedische Fußvolk wieder über den Landgraben; die Batterie wird zum



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zweiten Male zurückgewonnen. Auch werden die Schweden von dem Windmühlenberge bei Lützen, bis wohin sie vorgerückt waren, über die Leipziger Straße zurückgedrängt.

Während sich General Kniephausen bemüht, mit 4 Reiterregimentern, die er sammelt, und mit 2 Infanterieregimentern des zweiten Treffens dem Vorrücken der Kaiserlichen Einhalt zu thun, verbreitet sich die Kunde von Pappenheims Tod und wirkt lähmend auf diese. Bernhard von Weimar führt das in ein Treffen vereinigte schwedische Heer zu einem letzten verzweifelten Angriff vor. Zum dritten Male werden die Geschütze am Landgraben genommen, die Regimenter Pappenheims wenden sich, als sie den Tod ihres Führers hören, zur Flucht, fast gleichzeitig die Reiterregimenter des anderen Flügels, und nur noch wenige Regimenter halten noch eine Weile Stand. Als auch sie unter der Gunst des wieder einfallenden Nebels auf Leipzig zurückweichen, bleibt Piccolomini allein mit seinen schwarzen Harnischreitern zurück, die er in stets erneuten Attacken bis zu Ende der Schlacht gegen den Feind führt.

Als die Dunkelheit einbricht, giebt Wallenstein den Befehl zum Abzuge, als eben die 6 Regimenter von Pappenheims Fußvolk eintreffen, rechtzeitig, um den Rückzug zu decken. Sein Geschütz muß er stehen lassen, und als er von Leipzig aus die Kroaten abschickt, um es zu holen, finden diese die Schweden schon wieder gefechtbereit und müssen unverrichteter Sache umkehren. Der taktische Sieg war zweifellos errungen, aber der strategische Zweck, die Vereinigung mit den Sachsen, nicht erreicht. Mit Gustav Adolf war aber der einzige General der Protestanten gefallen, welcher in die Operationen Einheit zu bringen und sich bei allen beteiligten Fürsten und Führern Achtung zu verschaffen im stande war.

Er war aber auch der einzige seiner Zeitgenossen, welcher humane Grundsätze bei der Kriegführung zur Geltung zu bringen suchte und eilte ihnen damit weit voraus. Es ist bekannt, daß in der Brutalität gegen die unglücklichen Bewohner des Kriegsschauplatzes, gegen die Bürger eroberter Städte und gegen die besiegten Feinde die protestantischen Führer den katholischen nichts nachgaben; Metzeleien, wie sie in der Schlacht bei Prag, bei der Eroberung von Magdeburg und Neubrandenburg verübt wurden, gehörten zur Gewohnheit des Krieges, und die Plünderung der Städte, die Verwüstung ganzer Landesgebiete, die Vernichtung aller Kulturerzeugnisse waren nicht nur die Folge von Erbitterung und Verwahrlosung der Kriegsvölker, sondern wurden von den Führern kaltblütig befohlen. Gustav Adolf sorgte aber nicht nur für das Wohl seiner Truppen in väterlicher Weise, sondern stellte ihnen in seinen Kriegsartikeln Gesetze auf, welche von einem ganz anderen Geiste zeugen. Zwei Grundansichten kommen darin zum Ausdruck:

1. daß die Kriegführung ein edles Gewerbe ist, gleichsam eine freie Kunst, welche den Waffentragenden ehrt und über die allgemeinen Laster der Menschen erheben soll; daß Selbstgefühl und Niederträchtigkeit nicht nebeneinander bestehen können; daß der Krieg daher nicht mit größerer Grausamkeit, als durchaus notwendig ist, geführt werden darf; daß Großmut, Trotz gegen Widerspenstige, Schonung der Schwachen sich für den Starken ziemt; daß, weil die Ehre das Element des Soldaten ist, man ihn als ehrenwert behandeln und keine das Gefühl empörende Strafe über ihn verhängen kann, wenn er sie nicht durch schändliche Thaten verdient hat.

2. daß, was schwedische Soldaten erobert haben, sie auch behaupten können, und daß ein Land, sobald es gewonnen ist, dem Könige gehört, folglich die Einwohner wie schwedische Unterthanen angesehen und behandelt werden müssen.

Auch die Schweden haben einmal, bei der Erstürmung von Frankfurt am 3. April

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

1631, von der 7000 Mann zählenden Besatzung im Straßenkampfe nicht weniger als 2000 niedergemacht, aber dies geschah in der gerechten Erbitterung über die unbeschreiblichen Greuel, welche Tillys Truppen im verflossenen Winter in Mecklenburg verübt hatten. Im allgemeinen haben die Schweden, solange ihr König lebte, bessere Mannszucht gehalten und die Bevölkerung viel menschlicher behandelt, als irgend eine in diesem unseligen Kriege auftretende Truppe.

Gustav Adolf erkannte, daß nicht strenge disziplinare Vorschriften, wie sie auch das wallensteinsche „Reiterrecht" den kaiserlichen Truppen auferlegte, genügten, um ihr Verhalten gegen die Bevölkerung zu mildern, sondern daß der Feldherr unausgesetzt ihr Wohl im Auge behalten, vor allen Dingen für die Verpflegung Sorge tragen müsse. Wallenstein huldigte dem Grundsatz, daß die Armee sich selbst ernähren, daß jeder Soldat sich seinen Unterhalt selbst beschaffen, also im Lande beitreiben müsse; diese ursprünglichste Form des Requisitionssystems gab die Bevölkerung der Willkür vollständig preis und verführte zu Übergriffen und Mitnahme auch dessen, was der Soldat zum Unterhalt nicht dringend bedurfte, also zum Plündern. Es war allerdings auch das Einfachste und Billigste, denn ohne das wäre Wallenstein nicht im stande gewesen, für den Kaiser eine Armee von 40000 Mann aufzubringen und zu unterhalten. Es war deshalb allgemeiner Gebrauch, und die Verwüstung Deutschlands ist zum großen Teil hierauf zurückzuführen. Gustav Adolf war der erste, welcher die Magazinverpflegung zur Anwendung brachte; nur ein deutscher Feldherr, der durch sein wiederholtes Überspringen aus einem Lager ins andere bekannte Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg, betrat denselben Weg; er war es, der auch die damals noch üblichen Handpferde bei der Kavallerie abschaffte und den Grund zu einer stehenden Armee in Deutschland legte.

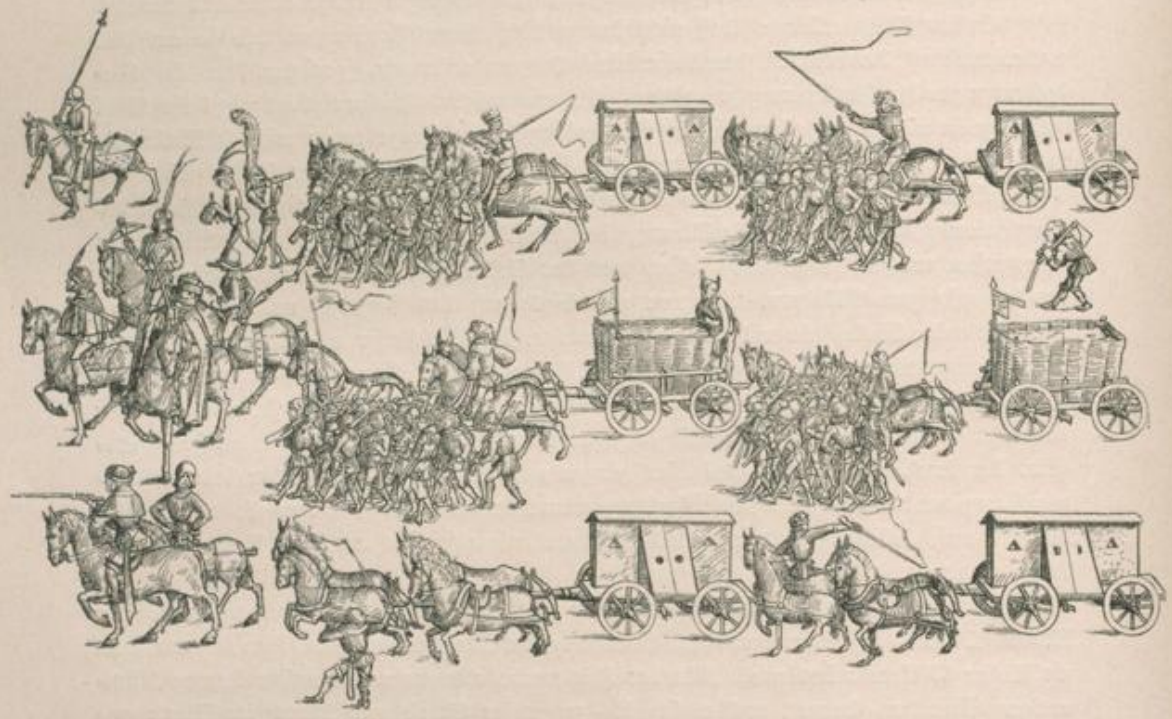
Die erste stehende Truppe war eine türkische, die Janitscharen, welche Sultan Murad I. 1360 organisierte und zur Entlastung der Muhammedaner aus den unterworfenen christlichen Völkern rekrutierte. Mit der Zeit wurde eine muhammedanische Truppe kastenartigen Charakters daraus, welche sich bis zu großer Stärke und Macht im Staate entwickelte. Die zweite stehende Truppe bildeten die früher erwähnten Ordonnanz-Kompagnien in Frankreich (1460), die dritte die Strelitzen des russischen Zaren Iwan IV. (1556), welche zuweilen bis 50 000 Mann stark waren und von Peter dem Großen infolge ihrer Empörung 1698 aufgelöst wurden. Auch sie hatten den Charakter einer Kaste angenommen und führten ebenso wie die Janitscharen den Beweis für die Gefahren, welche ein stehendes Heer dieser Art für die Staatsregierung mit sich bringt. Sie entsprechen den übermächtigen Söldnertruppen und den Prätorianern des Altertums.

Als eine Errungenschaft des dreißigjährigen Krieges ist nun die Entwickelung der stehenden Heere in allen europäischen Staaten zu betrachten. Sie ergab sich für die nächstbeteiligten Länder aus der Notwendigkeit, der langen Dauer des Krieges entsprechend, die geworbenen Truppen jahrelang bei den Fahnen zu halten. Nach dessen Beendigung waren aber friedliche Zustände um so weniger, namentlich für Deutschland gesichert, als die Durchführung der Friedensbestimmungen vielfach neue Verwickelungen herbeiführte und Eingriffe der fremden Staaten begünstigte. Mit den stehenden Heeren wurde aber auch ein geordneter Kriegshaushalt zur Notwendigkeit, und die Fürsten mußten darauf bedacht sein, sich die Mittel zu Ergänzung und Unterhalt der Truppen zu verschaffen, wobei sie bei den Ständen ihres Landes auf nicht geringen Widerstand stießen. Nur energische und staatskluge Fürsten konnten das Ziel bald erreichen. Gleichzeitig mit den stehenden Heeren kam deren gleichmäßige



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kleidung, die Uniform, zur Einführung. Auch hierin gingen die Türken voran: die Janitscharen trugen Uniform. Während des dreißigjährigen Krieges suchte man als gegenseitiges Erkennungszeichen eine teilweise Übereinstimmung in der Farbe einzelner Bekleidungsstücke, namentlich der Feldbinden, herbeizuführen, doch scheint Gustav Adolf eine wenigstens teil-



Fahrende Wagenburg mit Geschützblenden

weise Uniformierung schon durchgeführt zu haben, wie sich aus der Bezeichnung seiner Brigaden mit Farben ergiebt. Auf ihn sind also die meisten der nach dem Kriege allgemeiner zur Geltung kommenden Neuerungen in taktischer sowie administrativer Beziehung zurückzuführen. Mit seinen Bestrebungen, dem Kriege einen humaneren Charakter zu geben, blieb er allerdings ziemlich vereinsamt, denn schon seine Nachfolger an der Spitze der schwedischen Truppen zeigten sich wenig geneigt, seinem Beispiel zu folgen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 21. Frankreichs Übergewicht, Ludwig XIV.

Von der Ohnmacht, welcher das deutsche Reich infolge des dreißigjährigen Krieges und der Bestimmungen des Westfälischen Friedens anheimfiel, vermochte Frankreich am meisten Vorteil zu ziehen. Es hatte mit dem Besitz von Metz, Toul und Verdun, eines Teils von Elsaß, und der Stadt Breisach sowie mit dem Besatzungsrecht in Philippsburg festen Fuß am Rhein gefaßt und verstand dies bei dem 1658 zustande gekommenen Rheinbund wohl auszunutzen. Durch seinen Beitritt erhielt es die Befugnis, sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches zu mischen und Unfrieden zu stiften. Der Vielköpfigkeit Deutschlands gegenüber stand Frankreich stark und einig da. Als Ludwig XIV. nach Mazarins Tode 1661 die Zügel der Regierung selbst in die Hand nahm, fand er alles für eine starke Regierung vorbereitet: Richelieu hatte den unruhigen Geist des Adels vollständig gebändigt und die Bestrebungen der Hugenotten zu nichte gemacht; das Pariser Parlament hatte sich durch die Partei der Frondeurs in den Augen der Nation verhaßt gemacht; die königliche Autorität war allein geblieben, und Ludwig war gesonnen, sie zur absoluten Machtvollkommenheit zu steigern. Nicht behindert durch innere Feinde, wollte er die günstige Lage ausnutzen, um sein Reich zu vergrößern und das absolute Übergewicht in Europa in der Machterweiterung geltend zu machen. Seine Kriege, welche sich fast ohne Unterbrechung 60 Jahre lang aneinander reihen (1654—1714), sind reine Eroberungskriege, aber nicht in dem Charakter eines Alexander oder eines Napoleon an der Spitze der Armee in kühnem raschen Zuge durchgeführt, sondern mit Benutzung jeder günstigen Gelegenheit durch politische Intriguen vorbereitet, gegen Vertrags- und Völkerrecht durch Überfall eingeleitet und mit brutaler Rücksichtslosigkeit durchgeführt, es sind nicht Eroberungs-, sondern Raubkriege.

Von den europäischen Staaten war keiner im stande, ihm längeren Widerstand zu leisten: Deutschland war niedergeworfen, und er verstand es, ein Wiederaufkommen zu verhindern; in Spanien hinterließ Philipp II. seinen Nachfolgern eine ruinierte Monarchie; England unter den Stuarts spielte eine jämmerliche Rolle im Schlepptau Frankreichs; Holland allein setzte dem Ehrgeiz und der Macht des französischen Königs von Anfang an einen festen und gleichstarken Widerstand entgegen. Gegen Holland waren deshalb auch die heftigsten Angriffe gerichtet, und so oft sie scheinbar einem vollständigen Erfolg nahe waren, so wurden sie doch schließlich immer durch die hartnäckige Tapferkeit der Holländer und den Heldenmut ihres Führers Wilhelm von Oranien vereitelt. In diesen Kämpfen kamen ihnen die Errungenschaften ihrer Freiheitskämpfe zu statten: die zahlreichen Festungen, welche in der Not,

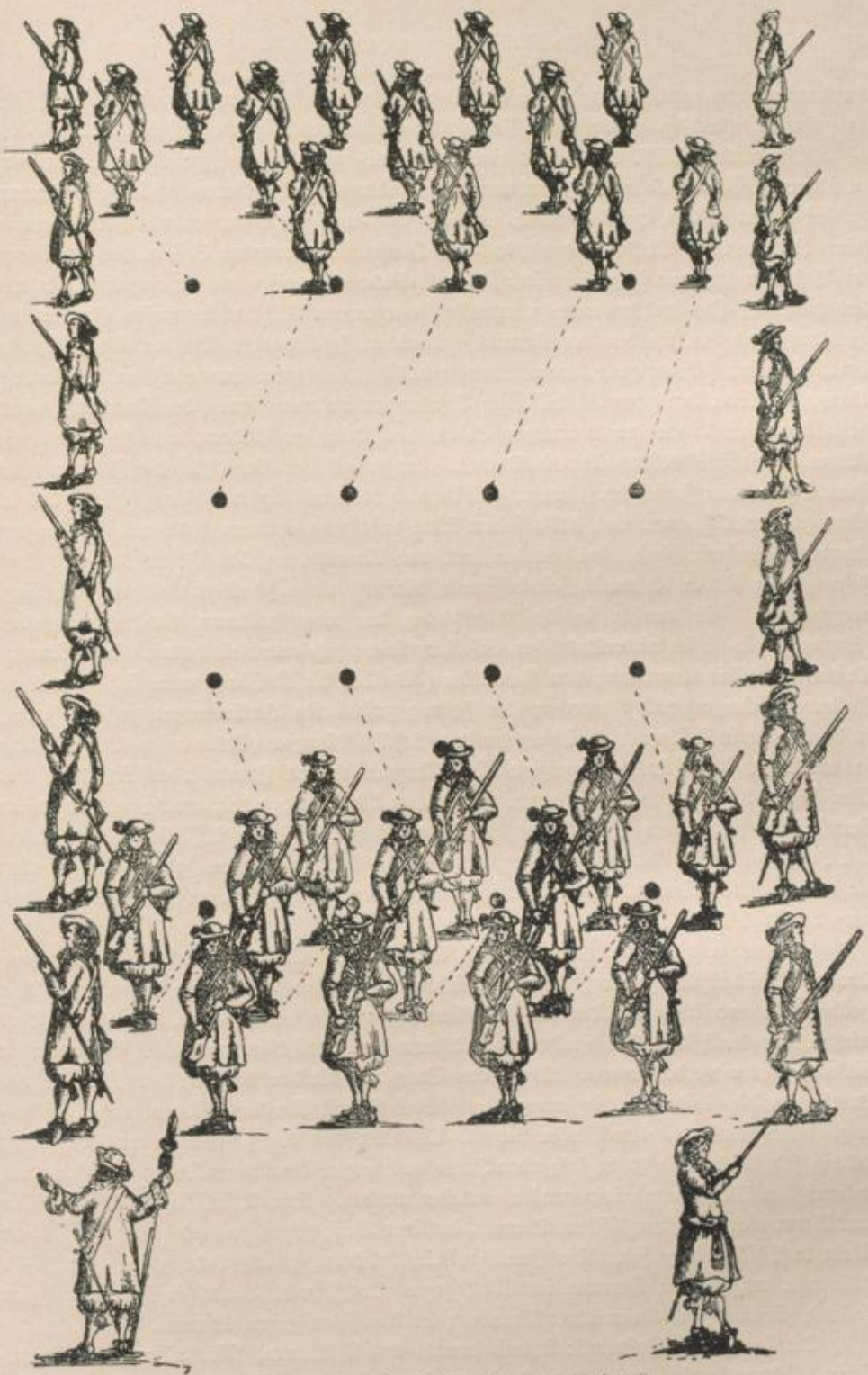
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aus Erdwällen und Wassergräben eilig zusammengesetzt, einen neuen, von dem italienischen wesentlich abweichenden Befestigungstypus geschaffen hatten, — und die gute Schulung der Truppen durch Moritz von Oranien. Hatte man bis dahin von den anzuwerbenden Söldnern immer verlangen können, daß sie nicht nur ihre Ausrüstung sondern auch die nötigen Fertigkeiten für das Kriegshandwerk mitbrachten, so war Moritz gezwungen, die willig Zuströmenden, aber mit ihren Obliegenheiten ganz Unbekannten erst zu unterrichten, also in dem Gebrauch der Waffen und in den taktischen Elementen einzuüben. Ihm sind deshalb die ersten Exerziervorschriften zu danken, und auf ihnen fußend konnten Leopold von Dessau (Preußen), der Marschall (Moritz) von Sachsen (Frankreich) und Lacey (Österreich) die Friedensübungsvorschriften für die stehenden Heere weiter entwickeln. Die Exerzitien erwiesen sich bald als unentbehrlich, da mit den Fortschritten der Taktik nicht nur die Anforderungen an Gewandtheit und Fertigkeit des einzelnen Mannes, sondern auch an die Beweglichkeit, Festigkeit und gleichmäßige Ausbildung der Truppenkörper sich stetig steigerten. Deren Verwendbarkeit und Leistungsfähigkeit wurde aber um so mehr hiervon abhängig, als man in immer höherem Maße die Eigentümlichkeiten des Geländes für den Kampf auszunutzen begann, wobei auch der Feldbefestigung ein breiter Spielraum eingeräumt wurde.

Auch die Anfänge der neuen taktischen Formen verdankte man den Niederländern, denn die geringe Tiefenstellung, zu welcher nach dem dreißigjährigen Kriege alle Armeen übergingen, hatte Gustav Adolf, dem sie nachgeahmt wurde, von Moritz von Oranien übernommen und nur dank seinem verbesserten Gewehr weiter ausbilden können. Die Einführung der Bajonettflinten mit dem französischen Batterieschloß (ein Flintstein-Schloß, daher der Name) machte die Piken als blanke Waffen entbehrlich und ließ die Pikeniere allmählich aus den Armeen verschwinden (1700 war das Verhältnis der Pikeniere zu den Musketieren 1 zu 5), gestattete anderseits, da gleichzeitig durch Ausrüstung mit Patronen und Patrontasche die Feuergeschwindigkeit gesteigert wurde, den Übergang zu der vier- und dreigliedrigen Aufstellung. Diese dünne Ordnung wurde namentlich von Puysegur, einem Ratgeber Ludwigs (1656—1743) befürwortet und verbreitete sich von der französischen Infanterie zu denen anderer Armeen, vornehmlich zu der preußischen. Mit dem Aufkommen der langen, dünnen Frontentwickelung hing einerseits die Anordnung des Übergangs aus der „Linie“ in die „Kolonne“, des „Ploiements“, und umgekehrt der Entwickelung der Linie, des „Deploiements“, sowie anderseits die Formation des hohlen Karrees aufs innigste zusammen. Dies kam zum ersten Male in der Schlacht bei Ramillies (23. 5. 1706) zur Anwendung.

Die dreigliedrige Aufstellung der Kavallerie, zu welcher die Schweden schon während des dreißigjährigen Krieges fortgeschritten waren, wurde allgemein eingeführt, sogar eine zweigliedrige findet sich mitunter bei den Franzosen; die Zwischenräume der einzelnen Abteilungen wurden fast überall deren Frontlängen gleichgemacht, hierdurch wurde es dem Marschall von Sachsen möglich, das Treffendurchziehen zur Anwendung zu bringen. Die für die Kavallerie notwendigste Einschränkung des Feuergefechts und Ausbildung der Attacke mit der blanken Waffe (des Choes) ist nicht in Frankreich erfolgt, sondern namentlich in Preußen. Bei der Artillerie wurde das Abstreifen des Zunftmäßigen bereits durch Sully (1560—1641) in Frankreich vorbereitet, er begann durch Organisation und Einteilung von Batterien die dritte Waffengattung zu schaffen, doch war die Weiterführung der Organisaton Friedrich II. vorbehalten, welcher die Feldartillerie von der Belagerungs- und Festungsartillerie trennte und dadurch die Armee von einem großen Ballast befreite. Im 17. Jahr-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



„Auff allen vier Ecken Feuer gegeben"
(Entwicklung des hohlen Karrees)
Nach Paschen „Exerzieren mit der Mußquet" 1667

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hundert bestrebte man sich wohl, die Geschütze leichter und für den Feldgebrauch handlicher zu gestalten, jedoch fallen wichtigere Fortschritte erst in das folgende Jahrhundert.

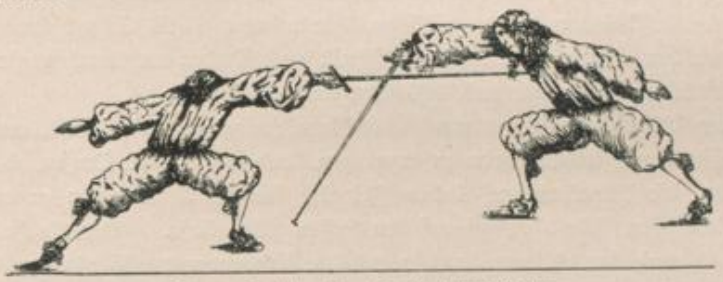
Wie Ludwig XIV. in Louvois einen mehr als energisch durchgreifenden Organisator, in Turenne, Condé, Catinat, Luxembourg und Anderen tüchtige Generale für seine Armeen zu finden und sich zu erhalten wußte, so ward ihm in Vauban der bedeutendste Ingenieur seiner Zeit zu teil. Er verstand es, das aus Italien übernommene System der Befestigung mit Bastionen frei von jeder Schablone jedem Gelände anzupassen und in einfachsten Formen das zeitgemäß Zweckentsprechende zu erreichen, war unermüdlich in Entwürfen für die Umgestaltung und den Ausbau der überaus zahlreichen Festungen, welche der König in aller Herren Ländern sich aneignete, vervollständigte das Festungssystem namentlich an der Nordost-Grenze zu einem dreifachen Gürtel, dessen Besatzungen imstande waren, den Durchbruch eines feindlichen Heeres von der damaligen Stärke vollständig zu hindern, und schuf in diesen Plätzen ebensoviele Stützpunkte und Depots, eine zuverlässige Basis für die Feldarmee bei ihren Operationen jenseit der Grenze. Mehr noch, als mit diesem Festungssystem, das in seinen veralteten Formen noch 1870 seinen Wert nicht ganz verloren hatte und fast in ganz Europa Nachahmer fand, hat Vauban mit der Entwickelung des Festungsangriffs dem Festungskrieg bis in die neuste Zeit bestimmte, vielfach nur zu schablonenhaft verfolgte Wege vorgezeichnet. Er brachte in die Anwendung der eingeschnittenen Annäherungsgräben (Sappen), wie sie im niederländischen Befreiungskriege sich entwickelt hatten, ein bestimmtes System durch die Anordnung von Parallelen (bis über die Nachbarfronten sich erstreckende Infanteriestellungen) und Approchen (der Festung zustrebende Verbindungen zwischen jenen), er brachte sie in bestimmte Beziehung zu den Geschützstellungen (Batterien) und lehrte diese so anordnen, daß jedes angegriffene Werk konzentrisch mit Frontal-, enfilierendem und Wurf-Feuer beschossen werden konnte, wodurch er die Überlegenheit, welche bis dahin der Verteidigung zukam, dem „förmlichen" Angriff verschaffte. Ist die Aufstellung eines Korps von Ingenieuren als Leiter des Festungskrieges schon Sully zu danken, so schuf doch Vauban die erste technische Truppe in Frankreich für den Festungskrieg (Mineure 1679, in Brandenburg bereits 1677).

Nachdem er die Tripelallianz Holland, Schweden und England durch die Verträge von Dover und Stockholm gesprengt und die Niederlande isoliert hatte, brach Ludwig 1672 in Holland ein und trieb die Truppen der Generalstaaten so in die Enge, daß seinem Vordringen nur durch das Durchstechen der Dämme und Herstellen von Überschwemmungen Einhalt geboten werden konnte. Durch den Sturz der Brüder de Witt kam Wilhelm von Oranien an die Spitze der Regierung, durch Bündnis mit Kurfürst Wilhelm von Brandenburg, später auch mit dem Kaiser Leopold I. bekam der Krieg eine andere Wendung; Ludwig sah sich veranlaßt, im folgenden Jahre auch gegen Deutschland Truppen aufzustellen, wodurch die Niederlande einigermaßen entlastet wurden. Der kaiserliche Feldherr Montecuccoli war aber dem französischen, Turenne, in keiner Weise gewachsen, und dieser setzte sich am Rhein in Philippsburg fest. Die spanische Kriegserklärung zwang Ludwig, im Jahr 1674 3 Armeen aufzustellen: Turenne im Elsaß gegen Deutschland, Condé in Flandern gegen Holland, Spanier und Kaiserliche, Schomburg in Roussillon gegen Spanien.

Die französische Infanterie bestand damals aus Pikenieren, Musketieren und Grenadieren, letztere zum Werfen von Handgranaten bestimmt. Die 50—80 Mann starken Kompagnien waren zu 10—13 in Bataillone, und diese bisweilen zu 2 in Regimenter zu-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sammengestellt, die Infanteriegattungen noch gemischt. Als später die Pikeniere verschwanden, wurden reine Musketier- und Grenadierkompagnien im Verhältnis von 10 oder 12:1 formiert, indem die Grenadiere als Elitekompagnie aus den besten und bestbewaffneten Leuten gebildet wurden, im übrigen sich aber von den Musketieren nicht mehr unterschieden. Die jetzt allgemein eingeführte Uniform bestand für die französische Infanterie aus breitkrempigem Hut, weitem Rock und kurzen Hosen, Gamaschen und Schuhen; die Bandeliere, an deren einem die Patrontasche, am andern der Degen hing, kreuzten sich über der Brust. Die Kavallerie, Kürassiere und Dragoner, waren in Kompagnien von etwa 40 Pferden, deren je 3 in Eskadrons und 4 solche in Regimenter formiert; sie trug hohe Reitstiefel und gepuderte Perrücken, die Kürassiere den Küraß. Das Feuergewehr war noch die Hauptwaffe der Reiter, der Angriff mit der blanken Waffe eine Seltenheit. Die Artillerie hatte (bis 1690) lauter Geschütze von 10 Fuß Länge und von 33, 24, 16, 12, 8 und 4 Pfund Kaliber.



Degenfechter im 17. Jahrhundert
Nach Paschen

Bei der österreichischen Armee bestand das Werbesystem noch insofern, als neu zu errichtende Regimenter auf diese Weise gebildet, durch Aushebung von Inländern aber vollzählig erhalten wurden. Die Infanterie war noch mit Piken von 5 m Länge und neben der Steinschloßflinte mit der Luntenmuskete und Gabel ausgerüstet, die Pikeniere, welche erst am Ende des Jahrhunderts verschwanden, trugen auch noch Sturmhaube und Harnisch. Jedes Infanterieregiment zählte 2 Bataillone von 5 Kompagnien. Die Kompagnie war in 6 Korporalschaften zu 4 Rotten von je 6 Mann eingeteilt und zählte außer 11 Offizieren, Spielleuten und dergl. 24 Rottenführer, 8 Rundtartschiere, 48 Pikeniere und 64 Musketiere. Die Reiterei, Kürassiere und Dragoner, unterschied sich nicht von der französischen; ihre Regimenter waren, 1000—1100 Pferde stark, in 6 Schwadronen zu 2 Kompagnien formiert. Die Artillerie war gegen die anderer Armeen, besonders die französische, etwas zurück; in die mannigfaltigen Geschützarten war noch gar kein System gebracht, die Mannschaften erreichten 1658 erst den Bestand von 6 Kompagnien von 100 Mann. Der Standpunkt der brandenburgischen Truppen wird später berührt werden; der der österreichischen war wesentlich niedriger, als der der französischen.

Zu Anfang des Feldzuges von 1674 stand deutscherseits der Herzog von Lothringen mit 5—6000 Mann bei Rheinfelden, Turenne mit 6000 Mann im oberen Elsaß. Als jener rheinabwärts zog, sich am 2. Juni mit dem Grafen Caprara vereinigte und in der Richtung auf Heidelberg auch die Annäherung an das unter dem Herzog von Bournonville stehende Korps anstrebte, beschloß Turenne, die Vereinigung zu verhindern. Er ließ bei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Philippsburg eine Brücke über den Rhein schlagen und überschritt den Strom am 14. Juni; da er Verstärkungen erhalten hatte, konnte er in Zabern und Hagenau Abteilungen zurücklassen und auch Philippsburg besetzen. Als er am 16. bei Sinsheim auf den Feind stieß, hatte er etwa 3500 Mann Infanterie, 5500 Mann Kavallerie und 6 Geschütze; die Österreicher, welche die Vereinigung mit Bournonville noch nicht erreicht hatten, an Infanterie 1500, an Kavallerie 6000 Mann und keine Artillerie. Sie hatten eine an sich sehr günstige Stellung besetzt, den wenige hundert Schritt nördlich des Flüßchens Elsenz steil sich erhebenden hohen Uferrand, welcher im Osten zu einer tief eingeschnittenen Schlucht schroff abfällt, im Westen weiter vom Fluß zurücktritt und dem mit Mauer und nassem Graben umgebenen Städtchen Sinsheim Raum in der Niederung gewährt. Auch hier führt eine lange Schlucht zu dem Plateau hinauf, an welcher, 500 Schritt nördlich der Stadt, ein altes Schloß liegt. Den rechten Steilabhang dieser Schlucht krönt eine Hecke, ihm gegenüber liegt am östlichen Rande des in dieser Weise gebildeten Abschnittes des Plateaus ein Weinberg. Am südlichen Rande etwa 1500 Schritt breit, verbreitert sich dieser von den Österreichern besetzte Abschnitt nach Norden mehr und mehr. Sinsheim war mit 1000 Mann Infanterie und 400 Dragonern besetzt.

Turenne bildete eine Vorhut von 1300 Mann Infanterie und 3 Eskadrons Dragoner, um den Flußübergang bei Sinsheim zu erzwingen, und folgte in 2 Treffen, die Infanterie in der Mitte, die Kavallerie auf beiden Flügeln; die Artillerie nahm er vor, um den Gegner zu beschießen, sobald er sich auf den Höhen sehen ließe. Der Vorhut gelang der Übergang und nach hartnäckigem Kampfe auch die Eroberung von Sinsheim; das dahinter liegende Schloß nahmen die vorstürmenden Franzosen, bevor die Gegner sich darin festsetzen konnten. Um nun das auf eine schmale Schlucht beschränkte Ersteigen des Plateaus zu ermöglichen, besetzte Turenne zuerst die erwähnte Hecke und den Weinberg mit Infanterie, dann entwickelte er zwischen beiden Stützpunkten seine Grenadiere und Dragoner, und dann erst rückte die Kavallerie nach, ohne aber auf dem engen Plateau Raum zur Entwickelung zu finden. Als auf Turennes Befehl die Artillerie vor die Front gezogen wurde, jubelten die Truppen, wodurch die Pferde scheu wurden und Verwirrung veranlaßten. Die Kaiserlichen benutzten dies zu einem in üblicher Weise mit dem Feuergewehr durchgeführten Kavallerieangriff gegen den rechten Flügel, aber das Feuer der Infanterie aus den beiden besetzten Stützpunkten ließ ihn scheitern. Das Zurückfluten der feindlichen Reiter benutzte Turenne, um schleunigst seinen rechten Flügel vorzuschieben, wodurch seine Verlängerung auf dem breiter werdenden Plateau möglich und Raum für die Entwickelung gewonnen wurde.

Eine zweite Kavalleriecharge der Kaiserlichen brachte zwar den rechten französischen Flügel etwas in Unordnung, aber das gegen ihre linke Flanke sich richtende Infanteriefeuer hinderte die Österreicher, die errungenen Vorteile auszunutzen, und das Zurückgehen benutzte Turenne abermals zur Ausdehnung und zum Vorschieben seines rechten Flügels. Während die Reiterei noch aus dem Defilee nachrückte, machte die feindliche Kavallerie ihren dritten Angriff. Dieser hatte noch weniger Erfolg, als die beiden vorangehenden und endigte damit daß mehrere Schwadronen auseinander gesprengt wurden. Nun konnte bei nochmaligem Vorgehen des rechten Flügels die ganze französische Kavallerie aufmarschieren, aber die Gegner erneuten den Angriff nicht, sondern zogen sich unter dem Schutz ihres ersten Treffens in die hinter der Stellung liegenden Waldungen zurück. Turenne ließ seine in 2 Treffen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

entwickelte Kavallerie vorrücken, konnte aber nur auf eine halbe Stunde vom Schlachtfelde verfolgen, da seine Truppen übermüdet waren. Er verlor 1100 Mann an Toten und Verwundeten, die Kaiserlichen 2000 und 400 Gefangene.

Auffallend ist bei diesem Gefecht das Übermaß der Kavallerie, namentlich auf Seiten der Österreicher, und der Entschluß, mit so geringer Infanterie und ohne alle Artillerie sich in ein Verteidigungsgefecht einzulassen. Auf französischer Seite ist die geschickte Benutzung der Vorteile des Geländes, besonders die Besetzung der beiden Stützpunkte bemerkenswert, da ohne diese der Aufmarsch auf dem Plateau unter so schwierigen Verhältnissen nicht möglich gewesen wäre. Die Lage erinnert an Jena.

Über den weiteren Verlauf des Feldzuges von 1674 ist hinzuzufügen, daß Bournonville, ohne die Ankunft des Kurfürsten von Brandenburg abzuwarten, nachdem Turenne wieder auf das linke Rheinufer übergegangen war, ebenfalls den Strom überschritt, durch Straßburg durch ging und mit Turenne bei Enzheim in einem unentschiedenen Treffen zusammentraf (4. Oktober). Er stand mit 36000 gegen 24000 Mann. Nach dem Eintreffen des Kurfürsten war er zu keinem neuen Kampf mehr zu bewegen und ließ Turenne seinen Abmarsch nach Lothringen ungestört antreten. Dagegen ließ er sich von ihm in den Winterquartieren bei Mülhausen überfallen, ward am 29. Dezember geschlagen und gezwungen, sich auf St. Croix zurückzuziehen, wo er vom Kurfürsten aufgenommen wurde.

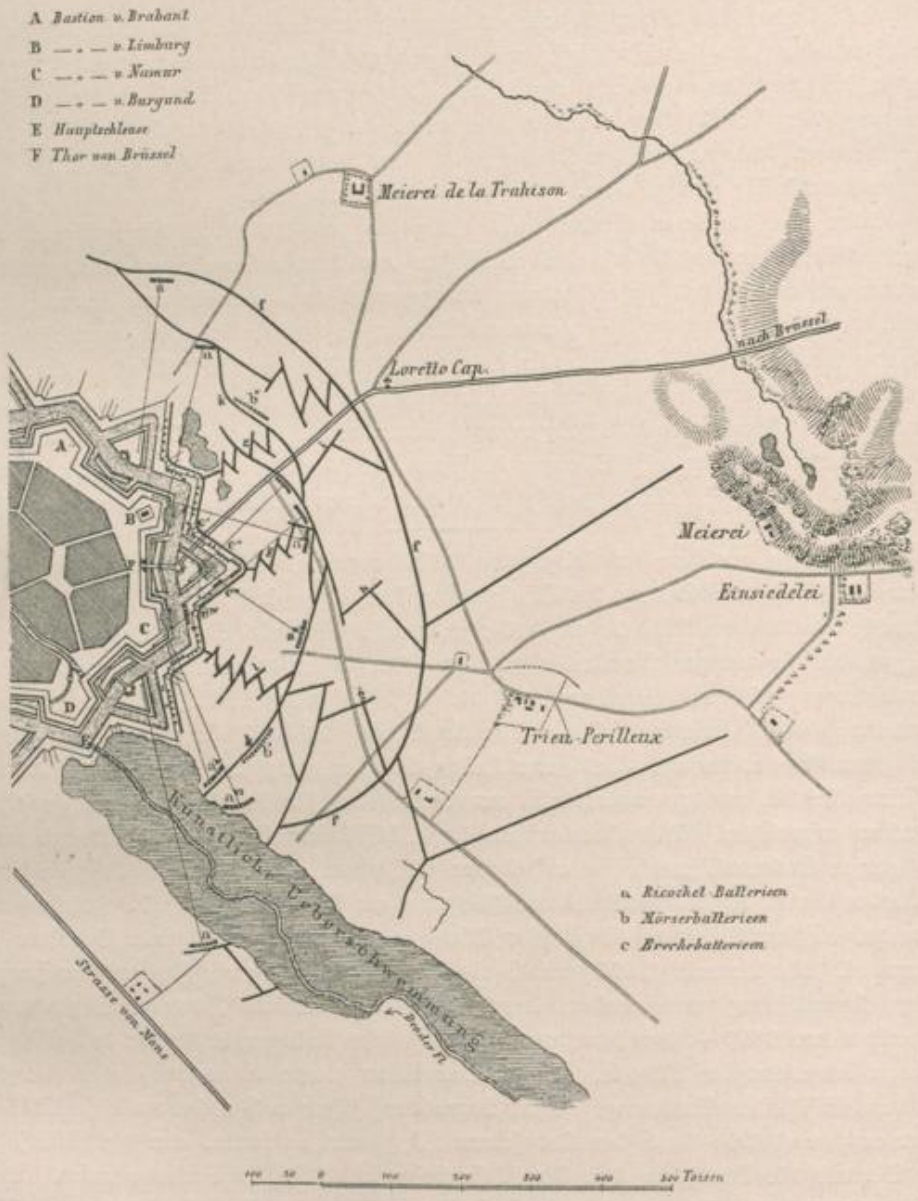
---

Der Krieg, welchem der Feldzug von 1674 angehört, Ludwigs zweiter Raubkrieg, endete 1679 mit dem Gewinn des Elsaß außer Straßburg; doch benutzte der König die Schwäche des deutschen Reiches, um das eigentümliche Schauspiel eines einseitig geführten Krieges, des sogenannten Reunionskrieges, zu geben, unter dessen Eroberungen und Vergewaltigungen sich auch Straßburg (am 30. 9. 1681 mitten im Frieden besetzt) und Luxemburg (1684) befanden. Den dritten Raubkrieg (1688—97) begann er auf Louvois' Rat damit, daß er versuchte, das ganze Kulturgebiet der Pfalz samt Städten und Dörfern in eine öde Wüstenei zu verwandeln, um damit eine für den Feind unüberschreitbare Barriere aufzurichten. Dies charakterisiert den „christlichen" Charakter der Kriegführung des großen Eroberers, welche in auffallender Weise von dem doch allmählich sich Bahn brechenden Grundsatz der bedeutenderen Feldherrn um die Wende des 17. Jahrhunderts abweicht, daß der Krieg mit möglichster Schonung des Landes und seiner Bewohner zu führen sei. Mit Turenne (1675) und Condé (1686) war der große Zug aus der französischen Kriegsleitung verschwunden, denn der dritte bedeutende Feldherr, Luxembourg, schmachtete von 1679—89 infolge von Louvois' falschen Anklagen im Kerker; da griff man denn zu den niedrigsten Mitteln. Von beiden Seiten wurde dieser Krieg ohne Energie, mit dem Gefühl der Ermattung geführt, Luxembourg führte noch einige wuchtige Schläge, bevor auch er (1695) durch den Tod seinem König entrissen wurde, aber die Mißerfolge zur See und die Erschöpfung der Staatskasse ließen den Krieg im Sande verlaufen. Doch bleibt aus dem letzten Jahre (1997) ein Ereignis erwähnenswert, die **Belagerung von Ath.**

Die Festung stammt aus dem 14. Jahrhundert, wurde später durch die Spanier wesentlich verstärkt und von den Franzosen, in deren Besitz sie 1667—78 war, durch Vauban ziemlich neu befestigt. Als dieser nun 20 Jahre später sein Werk angriff, war es von den Spaniern, die seit dem Frieden von Nymwegen Besitzer waren, stark vernachlässigt und nur notdürftig durch Herstellung der Kontereskarpe und des Glacis, sowie Aufstellen einer

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Palliſadierung in Verteidigungszuſtand geſetzt. Die Feſtung bildete ein ziemlich regelmäßiges baſtioniertes Achteck mit naſſem Graben, Grabenſcheren und Ravelinen: die Einlaßſchleuſe




Belagerung von Ath
1697

befand ſich vor Baſtion Burgund, welches der Angriffsfront rechts (ſüdlich) benachbart war, und mit ihrer Hilfe war das Thal der Dender bis auf 1500 m Entfernung in der Breite von 180 m überſchwemmt worden. Das Angriffsgelände iſt bis auf mehr als 1400 m

ganz eben. Die Besatzung sollte 5600 Mann betragen, war aber nur höchstens 3500 Köpfe stark, die Ausrüstung mit Geschütz höchst mangelhaft (bei der Übergabe fanden sich 31 Kanonen und 1 Mörser). Dem trat eine Belagerungsarmee von nicht weniger als 40 000 Mann unter Catinat gegenüber, (47 Bataillone Infanterie, 3 Artillerie, 50 Eskadrons, die Zahl der technischen Truppen ist zweifelhaft), welche am 16. Mai vor der Festung eintraf, nachdem diese am Tag vorher durch 1200 Mann Kavallerie „berannt" worden war.

Die Vorbereitungsperiode, welche Erkundung, Anlage einer Zirkumvallationslinie, Schlagen von Brücken über die Dender und Beischaffung des Belagerungsmaterials umfaßte, währte bis 22. Mai: in der „ersten Nacht" (22/23. 5.) wurde mit 2000 Arbeitern und 6 Bataillonen Deckungstruppen bei starkem Regen der „förmliche Angriff", d. h. die Laufgrabenarbeit eröffnet, ohne vom Gegner gestört zu werden: 2 Annäherungswege und das zwischen ihnen liegende Stück der ersten Parallele von 975 m Länge, 530 m vom gedeckten Weg. In der zweiten Nacht (23./24. 5.) wurde die Parallele links bis zur Inundation, rechts bis zu der Kapitale des rechten Angriffsbastions „Limburg" verlängert, 3 Zickzack-Approchen auf den Kapitalen der Angriffsbastione und des zwischenliegenden Ravelins bis auf 240 m vom Glacis vorgetrieben und hier ein 270 m langes Stück der zweiten Parallele angelegt. In der dritten Nacht (24./25.) wurde die erste Parallele bis vor das rechte Nachbarbastion „Brabant" verlängert, die zweite über die Angriffsfront Limburg-Namur übergreifend beendet und die Sappenarbeit auf den Kapitalen dieser beiden Bastione begonnen. In der vierten und fünften Nacht (25./27. 5.) wurden diese Annäherungswege fortgesetzt und ein neuer auf der Kapitale des Ravelins begonnen, auch auf dem rechten Flügel noch eine Verbindung zwischen der ersten und zweiten Parallele ausgehoben, ferner aber 5 Batterien in der zweiten Parallele erbaut, welche am 27. das Feuer eröffneten. Bei diesen 30 Geschützen, welche in den Verlängerungen der angegriffenen Linien aufgestellt wurden, kam zum ersten Male der Rikoschettschuß zur Anwendung. Der Verteidiger antwortete nur wenig.

In der sechsten Nacht (27./28.) wurde eine sechste Rikoschett- und 2 Mörser-Batterien auf den Flügeln der zweiten Parallele gebaut und die Kavallerie-Abteilungen, die bisher auf den Flügeln gestanden hatten, zurückgezogen. In der achten Nacht (29./30.) konnte mit der Krönung des gedeckten Weges begonnen werden, wobei der Angreifer drei Tote und 10 Verwundete, darunter zwei Ingenieure hatte, und Vauban selbst eine Kontusion an der Schulter erhielt. Die Rikoschettbatterien mußten ihr Feuer einstellen, um nicht die eignen Leute zu beschädigen. In der neunten Nacht wurde die Krönung fortgesetzt und eine Bresch- und Konter-Batterie (gegen das Ravelin) im Couronnement erbaut, auch die bedeckte Sappe des Grabenniedergangs von den Mineuren angefangen. Eine dagegen gerichtete Fladdermine blieb, weil zu früh gesprengt, ziemlich wirkungslos. Am Morgen des 31. Mai gelang es einer hierzu angelegten Batterie, die erwähnte Einlaßschleuse mit einer 500 pfündigen Bombe zu treffen und derart zu zerstören, daß das angestaute Wasser die Stadt überschwemmte.

In der folgenden Nacht und am 1. Juni wurde die Bresche im Ravelin fertig, ein Damm über den Graben hergestellt und 4 Mineure angestellt, um die Bresche gangbar zu machen, während Schützen im Couronnement deren oberen Teil unter Feuer nahmen. Die vom Wall herabgerollten Bomben thaten keinen Schaden, gegen Seitenfeuer wurden die Arbeiter durch die stehengebliebene Mauer gedeckt, und die feindlichen Infanteristen konnten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nur eilig auftauchend und wiederverschwindend ihre Schüsse abgegeben, wobei aber doch ein Mineur erschossen wurde. Sobald die Bresche gangbar war, wurde sie von 12 Grenadieren unter einem Unteroffizier erstiegen, Sappeure stellten auf der Brustwehr eine Deckung her, und bald konnte eine ganze Kompagnie diese besetzen, so daß der Feind, welcher versuchte, im Hof des Ravelins sich zu halten, diesen räumen mußte und sich in das kleine Reduit zurückzog. Während dieses 3 Stunden beanspruchenden Vorganges wurden die Nebenwerke vom Angreifer heftig beschossen, auch die Festungs-Artillerie versuchte, aber mit wenig Glück, einzugreifen: ihre Bomben fielen alle in den Graben.

Am 2. Juni konnten die beiden Breschbatterien gegen die Angriffsbastione in Thätigkeit treten. Die Schüsse wurden hierbei zuerst auf eine 2 m über dem Wasser liegende Linie gerichtet, in schräger Richtung schossen auf diese auch die Batterien, welche bisher die Flanken beschossen hatten (Konterbatterien). Beiderseits des Ravelins wurden 21 Mörser zum Bewerfen der Bastione aufgestellt, an Kanonen waren in Thätigkeit: 34 24-Pfünder (20 in den Breschbatterien, 12 in Rikoschettbatterien, 2 gegen die Schleuse), je 6 12- und 8-Pfünder (in den Rikoschettbatterien und gegen die Nebenraveline). Während dem wurden die Angriffsarbeiten gegen das Reduit im Ravelin fortgesetzt, und nach Zerstörung der verbindenden Brücke kapitulierte seine Besatzung am 3. Juni, worauf die Kehle des Ravelins mit einer Verbauung versehen wurde.

Am dritten Juni wurde in Bastion Namur, in der vierzehnten Nacht (4./5. 6.) auch in Limburg die Mauer zu Fall gebracht, obgleich der Verteidiger am 4. Juni ein heftiges Feuer gegen die Breschbatterie eröffnete und auch Verluste an Offizieren und Kanonieren verursachte. Am Morgen des 5. Juni waren die Breschen soweit geöffnet und aufgeräumt, daß der Sturm in Breite von 25 bezw. 30 Mann hätte erfolgen können, die Grabendämme waren gegen Mittag soweit fortgeschritten, daß der Rest der Grabenbreite überbrückt werden konnte; nachmittags 2 Uhr waren alle Vorbereitungen für den Sturm bereits getroffen, als die Besatzung kapitulierte. Am 7. Juni verließ sie mit allen militärischen Ehren, aber ohne Geschütze, die Infanterie durch die Bresche (um deren Gangbarkeit zur Begründung der Kapitulation zu beweisen), Kavallerie und Train durch ein Thor die Festung. Wenn diese auch als zu schwach und besonders mit Geschütz zu kärglich ausgerüstet erachtet werden muß, läßt doch ihre Verteidigung jede Energie, jede planmäßige Verwendung der Streitmittel vermissen und charakterisiert den damaligen Standpunkt der Verteidigung, welche sich Vaubans Angriffsverfahren gegenüber beinahe als wehrlos betrachtete und das Heil allein im passiven Ausharren suchte.

---

Nach dem Tode des kinderlosen Königs Karl II. von Spanien trat die Krisis ein, auf welche Ludwig sich von langer Hand vorbereitet hatte; seine Inanspruchnahme des spanischen Thrones für seinen Enkel Philipp von Anjou, sein Bestreben, hierdurch die Übermacht über die Seemächte zu gewinnen, mußte ganz Europa gegen ihn ins Feld führen. In dem 1701 beginnenden „spanischen Erbfolgekrieg“ traten aber zwei Feldherrn seinen Generalen gegenüber, welche in seltener Übereinstimmung selbst das vielköpfige Ungeheuer der verbündeten Truppen zusammenzuhalten und zum Siege zu führen im stande waren: Prinz Eugen von Savoyen und der Herzog von Marlborough. Von großer Bedeutung ist ihr erstes Zusammenwirken im Jahre 1704, das am 13. August zu der Schlacht bei Höchstädt führte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Neben dem größten Teil der deutschen Fürsten standen England, Holland, Dänemark, Portugal und Savoyen auf Seiten Österreichs, dagegen hielten der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, Spanien, das aufständische Ungarn, Siebenbürgen und Köln zu Ludwig. Dessen Plan war, daß Villeroi, der in den Niederlanden kommandierte, sich bereit halten solle, zur rechten Zeit die Hauptmacht nach dem Oberrhein zu führen, während Bedmar sich in Holland defensiv hielt; Tallard am Rhein sollte unter Beobachtung der Linien von Stollhofen das Elsaß schützen und die Verbindung mit Bayern öffnen, denn dort bedurften Marschall Marsin und der Kurfürst von Bayern der Unterstützung. Nach Villerois Ankunft sollte er die ganze Macht über den Rhein führen. Aus Italien sollte Vendome die Kaiserlichen hinauswerfen. Dagegen ging der Plan Eugens und Marlboroughs dahin, alle irgend disponiblen Truppen eiligst aus Holland und Flandern nach demjenigen Kriegsschauplatz heranzuziehen, wo die Gefahr am größten war, ohne Rücksicht auf alle feindlichen im Rücken der Verbündeten befindlichen Truppen und Festungen. Einen Blick auf Eugens Thätigkeit vor dem Feldzuge gestattet ein Brief, den er am 13. 5. von Wien an Marlborough schrieb. Er sagt darin: „Ew. D. wundern sich, daß ich meine Dispositionen schon in Ordnung habe, allein ich hatte das Glück, in doppelter Person handeln zu können. Ich sorgte als Hofkriegsratspräsident den ganzen Winter hindurch, daß Feldmarschall Eugen im Frühling alles bereit finde. Sie wissen, daß man in Wien gern lange schläft. Ich ließ also nach dem Beispiel der Franzosen alle meine Dispositionen nachts entwerfen, um sie bei Tage, wenn die Herren ausgeschlafen, rascher vollziehen zu lassen. Jeder Morgen brachte ihnen etwas Neues und so geriet die alte spanische Unthätigkeit in Verlegenheit, bis man mich endlich bat, meine Anordnungen auch selbst vollziehen zu lassen — weiter wollte ich eben nichts." Man sieht daraus, der Prinz hatte Humor.

Am Rhein standen vom Bodensee bis zu den Stollhofener Linien 40000 Österreicher unter dem Markgrafen von Baden. Tallard gelang es, diesen zu täuschen und, den Rhein überschreitend, Marsin bei Donaueschingen 12000 Mann zuzuführen; dieser ging dann wieder hinter die Iller, Tallard über den Rhein zurück, um Villeroi abzuwarten. Aber auch Marlborough trat im April seinen Marsch von Holland an, ließ sich durch Depeschen aus England, Holland, vom Oberrhein u. s. w. nicht anfechten, ging bei Koblenz über den Rhein und diesen abwärts bis Mainz, wo er am 29. ankam. Villeroi hatte ihn aus den Augen verloren, Tallard ließ sich durch einen Brückenüberschlag bei Philippsburg täuschen und blieb mit seinen 45000 Mann im Elsaß, das er bedroht wähnte. Nachdem er die am Rhein stehenden Preußen und Hessen sowie ein dänisches Kontingent an sich gezogen, wandte sich Marlborough im Juni mit 30000 Mann zum Neckar. Eugen ging nach dem Rhein, wo 32000 Mann die Stollhofener Linien besetzten, Marlborough vereinigte seine Truppen mit den Kaiserlichen bei Ulm zu einer Armee von 52000 Mann mit 48 Geschützen; der Kurfürst vereinigte sich zur selben Zeit (26. 6.) bei Gundelfingen mit Marsin und verfügte über 63000 Mann mit 130 Geschützen. Hiervon detachierte er, die Absicht des Feindes auf Donauwörth erkennend, 8000 Mann mit 23 Geschützen unter Arco nach der verschanzten Stellung des Schellenberges, um den wichtigen Übergangspunkt zu verteidigen. Dieser wurde hier am 2. 7. von den Verbündeten mit 25000 Mann angegriffen und, nur durch 10000 Mann unterstützt, nach tapferer Gegenwehr gezwungen, die Stellung und damit Donauwörth aufzugeben. Durch dieses Gefecht erfuhr Villeroi erst den Verbleib Marlboroughs. Der Kurfürst zog sich nach Augsburg zurück, um gemeinsam mit Marsin die Ankunft des Marschalls zu erwarten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dieser war auf bestimmten Befehl des Königs am 1. 7. mit 26000 Mann bei Straßburg über den Rhein gegangen, traf aber erst am 4. 8. in Augsburg ein, da eine ungeheure Wagenkolonne von 2500 Fahrzeugen mit Lebensmitteln seinen Marsch verzögerte und er sich mit einem vergeblichen Angriff auf Villingen aufhielt. Eugen konnte den Marsch nicht hindern, begleitete ihn aber mit 16000 Mann, erreichte am 3. 6. Dillingen und ging Marlborough auf Donauwörth entgegen, während Ludwig von Baden mit 22 Bataillonen, 20 Eskadrons mit der Belagerung von Ingolstadt betraut wurden. In der Nacht zum 11. August vereinigten sich die Verbündeten bei Donauwörth, während die Franzosen und Bayern auch die Donau überschritten und östlich Höchstädt hinter dem Nebelbach ein Lager bezogen. Beide Teile hatten Ursache, ein baldige Entscheidung zu suchen.

Die Armee der Verbündeten zählte 67 Bataillone (34000 Mann), 161 Eskadrons (18000 Mann) und etwa 80 Geschütze. Darunter waren — die Zusammenstellung ist interessant — 1) Kaiserliche: 35 Esk.; 2) Reichstruppen: Preußen: 11 Bat., 20 Esk., Braunschweig-Lüneburg: 8 Bat., 12 Esk., Württemberg: 5 Bat., 5 Esk., Hessen-Kassel: 4 Bat., 4 Esk., Kurmainz: 4 Esk., Schwäbischer Kreis: 8 Esk., Fränkischer Kreis: 14 Esk., Oberrheinischer Kreis: 2 Esk.; 3) Engländer: 14 Bat., 23 Esk.; 4) Holländer: 13 Bat., 34 Esk.; 5) Dänen: 7 Bat., 11 Esk. Die Stärke wird andernorts auf 70 Bat., 180 Esk. und 58 Geschützen angegeben, jedenfalls ist die Stärke der Kavallerie auffallend. Die bayerisch-französische Armee wird auf etwa 78 Bataillone, 143 Eskadrons und 90 Geschütze, zusammen etwa 56000 Mann, angegeben.

Die französisch-bayerische Armee nahm hinter dem zum Teil sumpfigen Nebelbach eine Stellung von etwa 7 km ein; den rechten, an die Donau gelehnten Flügel befehligte Tallard und besetzte das hier gelegene Dorf Blindheim, das sich zur Verteidigung vorzüglich eignete, mit 27 Bat. und 12 Esk. Dragoner (18 Bat. standen im Dorfe selbst); auf dem linken Flügel (Marsin und der Kurfürst), der sich bis zu schwer zugänglichen Bergen hinzog, standen bei Lutzingen 9 Bataillone von hier bis Oberglauheim 51 Eskadrons; dies auf ein Drittel des Zwischenraumes gelegene Dorf, das noch zum linken Flügel gehörte, erhielt 14 Bat. Besatzung, darunter die berühmte irländische Brigade, welche unter französischer Fahne gegen Hannover kämpfte. Von Oberglauheim bis Blindheim standen 80 Eskadrons und dahinter der Rest der Infanterie, auf dem linken Flügel 17, auf dem rechten 9 Bataillone.

Nach einigen Detachierungen war das verbündete Heer noch 64 Bat., 166 Esk., 52 Geschütze stark; der rechte Flügel unter Eugen zählte 29 Bat., 75 Esk. 20 Geschütze, der linke unter Marlborough 46 Bat., 71 Esk. 32 Geschütze; in Reserve standen 38 Eskadrons. Die Infanterie war wie die des Gegners durchweg mit Bajonettflinten bewaffnet. Während Eugen durch sehr schwieriges Gelände nur langsam an die feindliche Stellung herankam, ließ Marlborough im Feuer 5 Brücken über den Nebelbach herstellen und dann Feldgottesdienst abhalten; als die Meldung kam, daß Eugen gefechtsbereit sei, schickte er eine Angriffskolonne gegen Blindheim vor: 20 Bat. in 4 Treffen, dahinter 15 Esk. in 2 Treffen unter Cutts. Ein Treffen griff nach dem andern wiederholt an, sie wurden alle blutig abgewiesen. Da auch die Angriffe auf Oberglauheim und Lutzingen vergeblich waren, beschloß Marlborough, das feindliche Zentrum zu durchbrechen, stellte seine Reiterei ins erste, die Infanterie ins zweite Treffen und überschritt mit der ganzen Front den Nebelbach, wobei von der Kavallerie mitgeführte Faschinen gute Dienste leisteten. Um 5 Uhr war die Reiterei, 8000 Pferde, in 2 Treffen auf dem rechten Ufer zum Angriff geordnet, die Infanterie mit Zwischenräumen, um die etwa

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zurückgeworfenen Reiter durchzulassen, Cutts beschäftigte Blindheim; Tallard ließ in Erwartung des Angriffs die hinter seiner Kavallerie stehenden 9 Bataillone zwischen diese treten, worauf Marlborough mit der gleichen Maßregel antwortete. Geschütz und Gewehrfeuer bereiteten den Angriff vor, zu welchem die verbündete Kavallerie in das höhere Gelände vorrückte, wo die französische stand. Als sie den oberen Rand erreichten, wurden die Reiter von einem solchen Kugelregen empfangen, daß sie anfangs stutzten, aber das Fußvolk und die Geschütze, welche mit vorgegangen waren, nahmen das Feuergefecht kräftig auf, und bald schien es auf feindlicher Seite schwächer zu werden. Marlborough gab sogleich den Befehl zum Einhauen, die Schwadronen warfen sich im Galopp auf den Feind, der sie wiederum mit einer wirkungslosen Karabinersalve empfing und alsbald durchbrochen wurde. Die neun Bataillone erlagen dem über sie dahin brausenden Strome, sie wurden niedergeritten, und was nicht dem Schwerte verfiel, zerstreut. Auch der rechte Flügel von Marsins Reiterei, der links von Oberglauheim stand, nahm die Flucht, als einige englische Schwadronen gegen seine Flanke einschwenkten. Dieser Kavallerie-Angriff, welcher die feindliche Schlachtordnung durchbrach und durch einen breiten Riß in zwei Teile trennte, gab die Entscheidung der Schlacht. Auch der Angriff Eugens gelang nun, der Feind räumte Lutzingen; die Besatzung von Blindheim mußte sich, von allen Seiten eingeschlossen, nach tapferer Gegenwehr ergeben; 24 Bataillone und 12 Eskadrons, an 10000 Mann, streckten hier die Waffen.

Die französisch-bayerische Armee hatte 6000 Tote, 8000 Verwundete, über 15000 Gefangene, 224 Fahnen und Standarten, alles Geschütz und Gepäck, das ganze Lager, die Kriegskasse, 5300 Wagen, darunter 34 Karossen mit Damen gefüllt (man sieht, auch in dieser Beziehung ahmte die Kriegführung des Königs Ludwig die assyrischen und persischen Könige nach) verloren. Der Verlust der Verbündeten betrug 4434 Tote (276 Offiziere) und 7323 Verwundete (589 Offiziere). Die Verluste an Toten und Verwundeten waren in Prozentzahlen ziemlich gleich: für die Franzosen und Bayern 25, für die Verbündeten 22,5 Prozent, beiderseitig also außerordentlich hoch.

Dieser Sieg bezeichnet den Wendepunkt in dem Kriegsglück Ludwigs XIV.; wie lange der Krieg auch noch fortgesetzt wurde, wie tapfer sich auch seine Heere auf verschiedenen Kriegstheatern schlugen, wo Eugen und Marlborough kommandierten, folgte Niederlage auf Niederlage, und wenn Ludwig auch zum Schluß den Preis, die Krone Spaniens, für die Bourbons gewann, so verdankte er diesen Erfolg der Politik und nicht den Waffen. In der Geschichte des Krieges spielt aber Ludwig XIV. eine traurige Rolle, in hervorragender Weise hat er den Krieg mißbraucht zur Unterstützung einer habgierigen, hinterlistigen und brutalen Politik, fern von allen kulturellen und fördernden Gesichtspunkten: seine Kriege haben nur zerstörend, auflösend und demoralisierend gewirkt; selbst die Eintracht zwischen England und Österreich, welche sie zuwege brachten, beruhte lediglich auf den Persönlichkeiten der beiden Feldherren, mit deren Abtreten vom Schauplatz trat um so krasser der durch Ludwig erregte Zwiespalt aller Interessen hervor.

# 22. Brandenburg-Preussen, der Grosse Kurfürst

Der Westfälische Frieden ist als erster europäischer Friedensschluß für alle europäischen Staaten von großer Bedeutung gewesen, vor allem aber für Deutschland, dessen Reichsverfassung er auf lange Zeit feststellte. Nicht der Kaiser, nicht das Reich hat den Frieden abgeschlossen, sondern die Kurfürsten, Fürsten und Stände, und deren Landeshoheit, ihr Souveränitätsrecht, wurde anerkannt. Damit zerfiel das alte Reich in Territorien, wurde kraft- und wehrlos, solange nicht ein Reichsstand die Mittel und den guten Willen besaß, das Interesse des Reiches dem Ausland gegenüber zur Geltung zu bringen. Das zunächst hierzu berufene Österreich, deshalb dazu berufen, weil es die Hausmacht der Inhaber der Kaiserkrone war, wurde neben anderen Ursachen durch die immer erneuten Angriffe der Türken verhindert, seine Kraft nach anderer Richtung vollwertig zu verwenden. So blieb Deutschland ein Spielball in Händen der fremden Mächte, bis der junge brandenburgische Staat unter der zielbewußten und reichstreuen Leitung der Hohenzollern die Kraft gewann, die nationale Pflicht zu übernehmen.

Die Reichsverfassung beruhte auf dem Einverständnis des Kaisers und des Reichstages; wegen der Weitläufigkeit der Verhandlungen wurde dieser seit 1663 in Regensburg permanent. Dadurch wurde nichts gewonnen, als daß den fremden Mächten die Einwirkung auf die ständigen Gesandten noch erleichtert wurde. Ein Reichsheer wurde nur im Falle eines Reichskrieges aus den Kontingenten der einzelnen Stände gebildet und bestand aus einer buntscheckigen Masse feigen und zuchtlosen Gesindels, den Feinden zum Spott, wo es je im Felde erschien. Durch Reichstagsbeschluß von 1681 wurde es „im Simplum" auf 12000 Mann zu Pferd und 28000 zu Fuß festgesetzt und die Gestellung auf die 10 Kreise verteilt. (Bei Höchstädt sind w nem Teil dieser Truppen begegnet.) Diese Zahl erscheint klein, doch muß man nicht vergessen, daß die Bevölkerung Deutschlands durch den dreißigjährigen Krieg von 17 auf 4 Millionen zusammengeschmolzen war. Noch größer war der Schaden der Landwirtschaft, denn soweit man es berechnen kann, ergiebt sich das grauenhafte Resultat, daß an Pferden, Kühen und Ziegen über 80 Prozent eingegangen, die Schafe aber überall gänzlich vernichtet waren. Da gehörten also Jahrhunderte dazu, um den früheren Stand der Leistungsfähigkeit auch nur annähernd wieder zu erreichen.

„Wenn das niedergeworfene Deutschland wieder zu Macht, Ansehen und Ehre gelangen sollte, so war dies nur dadurch möglich, daß unter den nur lose zusammenhängenden deutschen Territorialstaaten der eine stark genug wurde, um seinem Herrscher auch ohne

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kaiserlichen Titel wahrhaft kaiserliche Macht und Bedeutung zu gewähren. Welcher Staat, welcher Herrscher auch immer diese patriotische Aufgabe erfassen mochte, ein schwerer dreifacher Kampf stand ihm bevor. Es galt, emporzukommen dem Hause Habsburg zum Trotz; es galt, sich zu erheben über viele neidische und eifersüchtige gleichberechtigte Fürstenhäuser; endlich war die Mißgunst des Auslandes zu besiegen, das ein mächtiges deutsches Reich nicht wieder erstehen lassen wollte und daher jeden Versuch einer Neugründung bekämpfen mußte. So hat denn dieser Kampf über zwei Jahrhunderte lang gedauert und erst nach Besiegung Österreichs, der deutschen Kleinstaaten und Frankreichs in dem deutschen Reich des preußischen Hohenzollernstaates seinen Abschluß gefunden. Die ganze neuere deutsche Geschichte seit dem Westfälischen Frieden ist daher nichts anderes, als die Geschichte von dem Kampf und Sieg des brandenburgisch-preußischen Staates." (L. Stacke.)

Entwicklung der Reiterei im 16. und 17. Jahrhundert
Nach v. Suttner und Wallhausen „Art de Chevalerie 1616"

Französischer Kürassier
(Erste Hälfte des 17. Jahrhunderts)

Im Jahre 1640 zur Herrschaft gelangt, befriedigte Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, zuerst das dringendste Bedürfnis seines Landes, er schuf Frieden durch einen Waffenstillstand mit Schweden (1641); dann entließ er bis auf vier schwache Regimenter zu Fuß und 300 Reiter die zügellosen Truppen, die dem Kurfürsten und dem Kaiser geschworen hatten und niemand gehorchen wollten, und bemühte sich, trotz des Widerstands der Stände eine kleine zuverlässige Armee heranzubilden. Da eine dauernde Ruhe nur von einem allgemeinen Frieden zu erwarten war, scheute er kein Opfer, um einen solchen herbeiführen zu helfen; nach 1648 nahm er die Organisation des Heeres, des Beamtentums und der Finanzen sowie die Hebung des Ackerbaus und des Handels fest in die Hand. Er mußte natürlich an die bisher übliche Aufbringung der Truppen, die Werbung, anknüpfen, bildete aber durch längere Dienstverpflichtung und regelmäßige Besoldung feste Stämme und schuf ein nur ihm verpflichtetes (nicht durch die Obersten ernanntes) und nur von ihm abhängiges Offizierkorps. Da aber die Knappheit der Geldmittel oft zu Verminderung der Präsenzstärke nötigte, brachte er auch ein Milizsystem zur Einführung, indem er gut gediente Söldner mit der Verpflichtung, jederzeit zum aktiven Dienst bereit zu sein, in seinen Dörfern ansiedelte. Die Armee erreichte 1679 vorübergehend ihren höchsten Stand mit 2 Komp. Garde, 17 Regimentern zu Fuß, 14 zu Pferde, 5 Regimentern Dragoner und einigen Spezialtruppen: etwa 38000 Mann mit 105 Feld- und 139 Belagerungsgeschützen.

Dem monarchischen Absolutismus, wie er zur Durchführung einer straffen Organisation des Staates notwendig war, traten natürlich die Stände feindlich entgegen, doch brachten die heftigen Kämpfe, welche nicht ohne harte Gewaltmaßregeln abliefen, die Möglichkeit, durch Einführung eines regelmäßigen Steuersystems die Mittel zur Erhaltung des Heeres



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sicher zu stellen. Die äußeren Kämpfe, in welche der Große Kurfürst durch die Kriege des Königs Karl X. Gustav gegen Polen verwickelt wurde, brachten ihm einen wesentlichen Vorteil, nämlich die Souveränität des Herzogtums Preußen, welche im Frieden von Oliva (1660) auch allgemeine Anerkennung fand. Damit war ein Boden gewonnen, welcher völlige Unabhängigkeit vom Kaiser und die außerhalb des Reichsverbandes gelegene Basis darbot, deren die Hohenzollern bedurften, um Deutschland wieder in den Sattel zu heben. Denn im Reiche selbst war kein fester Stützpunkt zu finden, seit drei fremde Mächte, Frankreich, Dänemark und Schweden, darin Fuß gefaßt hatten und ihre Zugehörigkeit benutzten, um dies zu verhindern. Freilich mußte er die Vorteile aufgeben, welche er 1659 bereits gegen seinen schlimmsten Feind, gegen die Schweden, errungen hatte: Frankreichs eifersüchtige Einmischung nötigte ihn, Vorpommern ihnen wiedereinzuräumen und damit die Basis auf deutschem Boden, die sie zu immer erneuten Übergriffen benutzen konnten, ihnen zu belassen.

Französischer Argoulet
(1550)

Die brandenburger Truppen hatten bei Warschau, in Schleswig-Holstein und an der Seite der Österreicher im Türkenkriege (1663/64) bereits ihre Tüchtigkeit bewährt, der Große Kurfürst durch sein unermüdliches und geschicktes Eintreten für die Interessen des Reiches sich dem König Ludwig XIV. als gefährlichsten Gegner bemerklich gemacht, als der zweite Raubkrieg seine Armee zur Unterstützung des Kaisers an den Rhein führte. An der Spitze von 16500 Mann wurde er die Seele des gegen Turenne operierenden Heeres, doch wurden seine Unternehmungen, da sie nach Anweisung des Kaisers der Mehrheit des in Eifersucht uneinigen Kriegsrats unterworfen waren, meist von dem kaiserlichen Feldherrn, Bournonville, durchkreuzt. Trotzdem sparte Ludwig keine Bemühungen und Opfer, um ihn aus der Reihe seiner Gegner zu entfernen, und er fand ein Mittel, indem er Schweden, das schon mit Neid und Argwohn auf den „Fürsten der Wenden an der Ostsee, den man nicht zu groß werden lassen dürfe", blickte, durch Geldbestechung veranlaßte, ohne weitere Erklärung in Brandenburg einzufallen. Unter dem Vorwand, daß das schwedische Pommern die Einquartierung nicht tragen könne, man also nur zu einem „elargissement" der Quartiere greife, rückte der schwedische Feldmarschall Wrangel am 15. Dezember 1674 mit den bei Pasewalk gesammelten Truppen in die Uckermark ein und verlegte sein Hauptquartier nach Prenzlau, wo ihn General Dalwig durch Zuführung der in Bremen gerüsteten Abung auf 13700 Mann brachte.

Das Auftreten der Schweden war anfangs, um den Schein der „Hostilität", welche dem Kurfürsten Hilfe gegen die Friedensbrecher hätte zuführen können, zu vermeiden, im Vergleich mit

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihrer sonstigen Art Krieg zu führen, human und rücksichtsvoll. Die Truppen wurden aus Magazinen verpflegt, Gewaltthätigkeiten wurden ihnen untersagt und thatsächlich gute Mannszucht geübt. Als man aber sah, daß die gewünschte Wirkung ausblieb, daß der Kurfürst mit seinen Truppen ruhig in Franken stehen blieb, wo er Winterquartiere bezogen hatte, ließ man die Maske fallen und griff zu Mitteln, wie sie am besten durch den Brief eines Prenzlauer Bürgers geschildert werden. Er schreibt am 12. Mai: „Hier sieht es ganz wunderlich aus, bloß an Hauptnahrungsmitteln liefert unsere arme Stadt den schwedischen Völkern täglich 120 Tonnen Getränk, 40000 Pfund Brot und 100 Ochsen, ohne viel andere Traktamente und die Geldkontribution zu rechnen, und dabei plündern sie noch die Dörfer und Kirchen, stecken sie hier und da in Brand und treiben das Vieh weg. Mit den Leuten selbst wird nicht viel weniger tyrannisch hausgehalten. Man durchbohrt ihnen die Hände, wie der Herr Bürgermeister bezeugen kann; quält sie nackend ausgezogen, hängt sie auf und rädert sie. Einige sind bis an den Hals eingegraben, unschuldige Kinder sind aus Lust und Übermut gemordet, Weibspersonen mit den Brüsten angenagelt, den Männern die Genitalien mit Steinen zerschlagen, welches leider auch meinem armen Großvater Jeremias Bracklauen widerfahren. Auch trichtern sie schwedische Tränke ein. Das machen sie also: sie gießen den Leuten allerhand Mistjauche und Unflat in den Hals und springen ihnen hernach auf die Leiber, bis die Jauche wieder zum Halse hinausläuft. Auch die Gräber bleiben nicht ohne Anfechtung. Was an Getreide nicht abgehütet wird, das schneiden sie ab, was von dem Vieh nicht fort will, das schießen sie tot, was sie nicht mitschleppen können, das wird mit Feuer vernichtet. Wo der liebe Gott nicht sonderlich hilft, wird man ohne vor Zeugen umkommen."

Halb-Lanzierer
(1555)

Der Kurfürst ließ durch den Statthalter in den Marken, Fürst Johann II. Georg von Anhalt, die Gegner von Anfang an genau beobachten und traf schon am 24. September 1674 alle Anordnungen, um die in Berlin stehenden Truppen zu vermehren, die ins Land führenden Pässe zu sperren und Kriegsbedarf bereit zu stellen. Vor allem lenkte er die Aufmerksamkeit auf die Verteidigung des von Unter- zu Oberhavel sich hinziehenden Havel- und Rhinluch, welcher nur auf engen Dammwegen bei Oranienburg, Kremmen, Fehrbellin und allenfalls bei Friesack zu überschreiten, also leicht zu verteidigen war. In östlicher Verlängerung boten die Brüche, in denen der Finowkanal sich bis zur Oder entlang zieht, eine Schutzwehr, während die Oder nach Osten sicherte. Er selbst mußte mit der Armee vor der Hand in Franken bleiben, da der Einfall noch nicht als Friedensbruch

angesehen wurde und sein Vorgehen gegen die Schweden von seinen Gegnern, zu denen Hannover, Braunschweig, Bayern zählten, benutzt worden wäre, um ihn des Friedensbruchs gegen einen Reichsfürsten anzuklagen und die Schweden zu unterstützen. Er bemühte sich, allerdings vergebens, auf diplomatischem Wege Bundesgenossen zu gewinnen. Die ihm Hilfe zusagten, der Kaiser, Dänemark und Holland, ließen ihn, als es zum Kampfe kam, im Stich, selbst die fälligen von Holland und Spanien zu zahlenden Subsidien blieben aus.

Die Schweden sahen, daß sie die Schraube noch fester anziehen mußten, um den Kurfürsten von Frankreich abzuziehen: sie gingen Anfang Mai mit 20000 Mann und 64 Geschützen über Stettin nach der Uckermark, eröffneten am 10. Mai gegen das feste Schloß Löcknitz, welches das Defilee des Randowsumpfes deckte, die Laufgräben und erzielten die Übergabe nach mehrtägiger Beschießung. Damit war der erste feindliche Akt vollzogen. Nun gingen sie schnell gegen das Rhinluch vor, dessen durch Verhaue gesperrte Päße von dem aufgebotenen Landvolk besetzt waren. Der Fürst-Statthalter sendete von Berlin den General Sommerfeld mit Truppen und 6 Geschützen, um die Engwege zu verteidigen. Die Schweden griffen die Schanze bei Fehrbellin an, da sie aber nach mehrtägigem harten Kampfe die Unmöglichkeit erkannten, den $2^1/_4$ km langen Damm zu erobern, wandten sie sich nach Oranienburg und fanden hier durch Verrat eines Bauern einen Übergang, der sie den Verteidigern in den Rücken führte. Diese Verteidigungslinie war also verloren. Wrangel rückte bis zur Havel vor, berannte vergeblich Spandau, besetzte Brandenburg mit dem Hauptteil seiner Armee unter Führung seines Bruders, des Generalleutnant Wrangel, legte eine Besatzung nach Rathenow und nahm selbst am 12. Juni mit 1500 Reitern und einem Regiment Infanterie in Havelberg Quartier, um von hier die Hannoveraner an sich zu ziehen. Die Havel bot nach Abbrechen aller Brücken eine vorzüglich gesicherte Stellung.

Küraſſierer
(1607)

Als der Kurfürst die Mitteilung erhielt, Magdeburg stehe in Gefahr, durch Verrat den Schweden in die Hände gespielt zu werden, als er sein Land zum größten Teil in deren Macht sah und fürchten mußte, durch den um ihn sich schließenden Ring seiner Feinde — denn auch Sachsen und Bayern waren schon mehr als halb gewonnen — von dem unglücklichen Lande ganz abgeschnitten zu werden, als der Kaiser sich weigerte, das ihm

versprochene Hilfskorps aus Schlesien vorrücken zu lassen, da stellte er sich auf seine eigenen Füße und brach mit seinem Heere aus Franken nach der Mark auf.

Die Stärke der brandenburgischen Truppen ist nicht genau festzustellen; mit etwa 16500 Mann und 20 Geschützen 1674 an den Rhein gezogen, waren sie, selbst nach der Ergänzung in den Winterquartieren, nur höchstens 15000 Mann stark. Die angeworbenen Mannschaften mußten sich noch selbst kleiden, bewaffnen und beritten machen; nach den Kosten der Ausrüstung richtete sich die Höhe des Werbegeldes: der Kürassier, welcher über dem Lederkoller Brust- und Rückenpanzer, auf dem Kopf eine eiserne Kappe mit gerade abstehendem Vorder- und beweglichem Nackenschirm, sowie einem das Gesicht schützenden Eisenbügel trug, ferner mit Pistolen und Schwert versehen sein mußte, erhielt 40 Thaler Werbegeld; der Dragoner mußte für etwa 20 Thaler mit Pferd, Seitengewehr, leichter Muskete und sogenannter halber Pike gerüstet sein und trug einen an der rechten Seite aufgeschlagenen Hut mit Federbusch. Der Preis der Infanteristen, von denen zwei Drittel Musketen, ein Drittel Piken führte, betrug nur 8 Thaler, und ihre Bekleidung wurde erst allmählich eine gleichmäßige. Auch die Besoldungen waren nach den Waffengattungen verschieden, der Oberst erhielt zwischen 90 und 100, der Kapitän von 40—60, der Leutnant 18—29, der Gemeine $2^1/_2$—4 Thaler im Monat.

Dragoner
(1645)

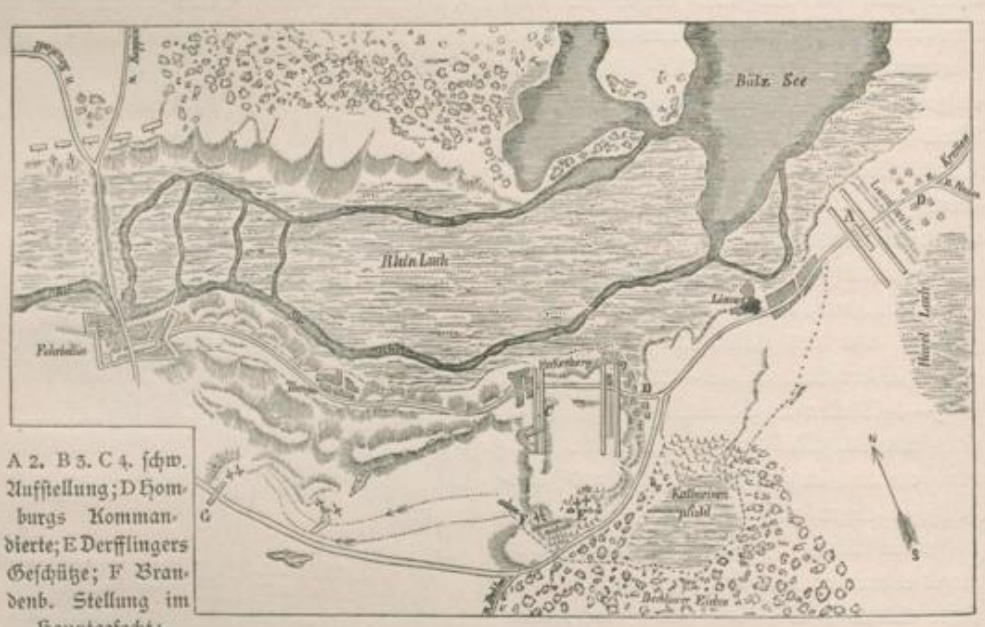
Am 26. Mai brach der Kurfürst, nachdem er die im Nürnbergischen und Ansbachschen liegenden Regimenter schon 6 Tage vorher in Marsch gesetzt hatte, auf; unterwegs erhielt er die Nachricht vom Fall der Feste Löcknitz, und daß die Hannoveraner sich nach dem Eichsfeld in Bewegung gesetzt hätten; die vom Statthalter eingehenden Berichte mahnten zur Eile; die Mittelmark war verloren, in der Altmark hatten sich die Bauern unter ihrem Landrat zusammengeschart und lagerten längs der Elbe, um deren Übergänge zu verteidigen. Da wählte der Kurfürst aus der Infanterie 1200 Mann aus, setzte sie auf Wagen und langte mit ihnen und mit der Reiterei am 11. Juni in Magdeburg an, gerade rechtzeitig, um den verräterischen Kommandanten, Oberst Schmidt, zu verhaften, bevor dieser die Festung übergeben konnte. Von den drei Havelübergängen konnte nur Rathenow in Frage kommen, da es die schwächste Besatzung hatte (sie bestand am Tage der Einnahme aus einem Dragonerregiment). Der Kurfürst ließ 146 Kähne auf Wagen verladen, 1000 Musketiere darauf setzen, brach mit 5000 Kürassieren, 600 Dragonern und diesem Train am 13. Juni früh von Magdeburg auf und sandte am 14. 3 starke Patrouillen gegen Rathenow und Plaue voraus.

Rathenow lag am rechten Ufer der Havel, welche an dieser Stelle eine große Insel bildete; sie war mit alten, aber immer noch ziemlich sturmfreien Mauern umgeben, die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

beiden Flußarme waren im Zuge der Genthiner Straße überbrückt, die äußere Brücke durch einen Posten gesichert, die innere aufgezogen. Dem Posten wußte sich Derfflinger im Morgengrauen des 15. Juni listig zu nähern und ritt ihn über den Haufen, der Angriff auf die Stadt wurde in drei Kolonnen ausgeführt, deren eine auf die Brücke losging, die zweite ein oberhalb gelegenes steinernes Wehr benutzte, während die dritte mit den Booten oberhalb übersetzte und am rechten Ufer angriff, wo ein seichter Wassergraben die Stadt umgab. Der Angriff gelang, und ein erbitterter Kampf brachte 270 schwedische Dragoner und 5—600 Pferde in die Hände der Sieger; 390 Schweden fielen.

Die Schweden waren, in völliger Unkenntnis von des Kurfürsten Nähe, gerade im Begriff gewesen, über Rathenow nach Magdeburg zu marschieren, und General Wrangel




A 2. B 3. C 4. schw. Aufstellung; D Hombburgs Kommandierte; E Derfflingers Geschütze; F Brandenb. Stellung im Hauptgefecht; G Frankenberg

Schlacht bei Fehrbellin
(18. Juni 1675)

war mit der Hauptmacht bis Pritzerbe gekommen, als er den Überfall von Rathenow erfuhr. Ein panischer Schrecken erfaßte die Schweden, und ohne sich zu vergewissern, welche Streitkräfte sie sich gegenüber hätten, machten sie schleunigst Kehrt; es blieb ihnen keine Wahl, als nach Überwindung der Rhinluch-Defileen die Verbindung mit dem Feldmarschall Wrangel zu suchen, welcher ebenfalls Havelberg eiligst verließ. Der Kurfürst ließ 500 Musketiere in Rathenow, setzte die anderen 500 wieder auf Wagen und folgte am 16., sandte aber den Oberstleutnant Henning mit 120 Kürassieren auf Schleichwegen durch die Moräste nach Fehrbellin, um den dortigen Übergang zu zerstören. Die Schweden zogen sich immer fluchtartiger von einer Hindernislinie zur andern zurück, nach kurzem Halt und ohne einen Angriff abzuwarten eine Stellung nach der anderen aufgebend; bei Nauen wurde am 17. die Nachhut (1000 Kürassiere) von 200 brandenburger Reitern über den Haufen gerannt, und das Infanteriebataillon, welches die Stadt besetzt hatte, rettete sich über Hals und

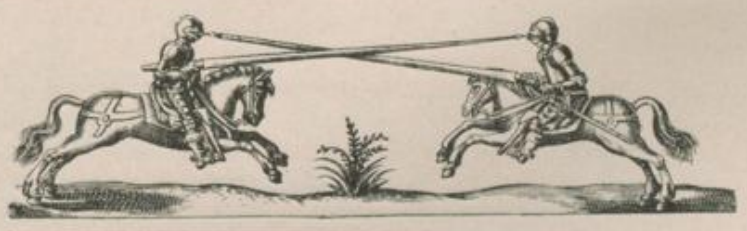
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kopf über den Damm der Muhre-Brüche und ließ 2000 Stück Vieh in den Händen der Brandenburger.

Charakteristisch für die bei diesen herrschende Stimmung gegen die räuberischen Schweden ist ein Schreiben des Kurfürsten vom 6. Juni, in dem es heißt: „Ich gehe dem Feinde jetzt nach, hoffe ihn an den Pässen noch zu finden. Ew. Liebden wollen den Kremmischen Damm und Oranienburg stark besetzen; nach Fehrbellin wollen Sie schicken, selbige Brücke abbrennen (Henning, der dies ausgeführt hatte, kam erst am 17. zurück) und den Damm zwei- oder dreimal durchstechen lassen. Alle Reiter wollen Ew. Liebden auch nach Oranienburg und dem Kremmischen schicken und dem Feinde allen möglichen Abbruch thun; auch dem Adel und Unadel befehlen, was sie finden, tot zu schlagen". Diese grausame Verfügung steht in grellem Widerspruch zu der Strenge, mit welcher der Kurfürst sonst bei seinen Truppen auf eine humane Kriegführung hielt, und liefert einen Beweis für die Unmenschlichkeiten, durch welche die Schweden solchen Rachedurst erregt hatten. Über das Verhalten der Brandenburger in den fränkischen Quartieren giebt eine Stimme der damaligen öffentlichen Meinung Aufschluß, in der es heißt: „Ich erinnere mich auch wohl, wie ich vorm Jahr durch Frankenland reiste, daß die Bauern ebenfalls damals über die Brandenburgischen Insolentien noch hart klagten, aber hernach aufs beste mit ihnen zufrieden waren, und noch wohl das Lob nachschrieen, daß sie nie eine fried- und ruhsamere Einquartierung gehabt, als die brandenburgische."

Nehmen einer Palisadenwand

Am Abend des 17. Juni hatten sich beide Heere, nur durch den Muhre-Bruch getrennt, auf Kanonenschußweite gegenübergestanden, zum Morgen erwartete der Kurfürst den Beginn der Schlacht und hatte noch am Abend vorher 1200 Pferde unter Lüdecke abgeschickt, um an günstiger Stelle die Muhre zu überschreiten und den Schweden in den Rücken zu fallen. Allein wie bei Tagesgrauen um 3 Uhr die brandenburgischen Vorposten nach dem Feinde ausschauten, war er verschwunden. Sofort erteilte der Kurfürst Befehl zum Aufbruch der Truppen; der Landgraf von Hessen-Homburg, General der Kavallerie, erhielt auf seine Bitte die Führung der Vorhut, welche aus 1500 „Kommandierten" der einzelnen Regimenter bestand, und suchte durch Beschleunigung des Marsches die verlorene Fühlung mit dem Feinde wiederzugewinnen. Über die Richtung des Rückzuges konnte kein Zweifel sein, zerbrochene Wagen, Küraſſe, Eisenhüte, gefallene Pferde und weggeworfene Waffen bekundeten, daß er nicht auf Oranienburg, sondern nach Norden gegangen war. Es mochte etwa 6 Uhr sein, als Homburg meldete, daß er den Feind gezwungen habe, sich zu setzen, und die Bitte aussprach, der Kurfürst „wolle mit dem Gros der Truppen schnell vor-



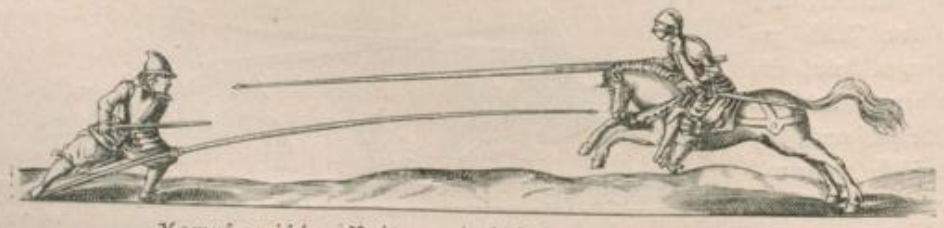
Kampf zweier Reiter mit der Lanze

rücken und ihm erlauben, allein den Angriff zu beginnen". Ehe er Antwort erhielt, verließ der Feind seine Stellung schon wieder, und unaufhörlich gedrängt vom Landgrafen, zog er sich bald zurück, bald stellte er sich wieder, um seinem Gepäck Zeit zum Abzug zu verschaffen. So kam er an die Grenze des Landes Bellin, das der Weg nach Fehrbellin in der Richtung von Ost nach West durchzieht, und das im Süden durch Sümpfe, im Norden durch das Rhinluch begrenzt, nur durch eine trockene Strecke von 1200 Schritt Breite zwischen Rhin- und Havel-Luch zugänglich war. Die Enge sperrte eine alte Befestigung, die Landwehr, ein hoher Wall mit trocknem Graben, welcher für Kavallerie ziemlich unpassierbar war. Hier nahmen die Schweden Aufstellung (A), da sie hoffen konnten, auf der Insel Bellin Schutz zu finden, bis der Feldmarschall ihnen über Fehrbellin die Hand reichen und ihr 3000 Wagen starker Train das Defilee passieren könne. Der Landgraf schickte der festen Stellung gegenüber eine neue Meldung und die abermalige Bitte an den Kurfürsten, ihm Unterstützung „besonders an Artillerie und Dragonern" zu senden. Bevor aber Antwort eintraf, muß die Schweden die Nachricht erreicht haben, daß ihre in der Schanze von Fehrbellin gewähnte Besatzung (von Henning) niedergemacht und der Paß in ihrem Rücken zerstört sei.

Ringstechen

Jetzt hörte bei ihnen jede Überlegung auf. Anstatt die vortreffliche Stellung an der Linumer Landwehr wenigstens so lange zu halten, bis durch ein Regiment, das Wrangel sofort nach Fehrbellin sandte, der Damm und die verbrannte Brücke wiederhergestellt, der Ort zur Verteidigung eingerichtet und vor allem der Train in Sicherheit gebracht war, zogen sie sich, bei dichtem Nebel in Unkenntnis, was für Kräfte ihnen denn gegenüberstünden, mit dem Gros in eine dritte Aufstellung (B) östlich Hakenberg zurück und ließen die Landwehr so schwach besetzt, daß Homburg, ohne die Unterstützung abzuwarten, den Durchgang erzwingen konnte.

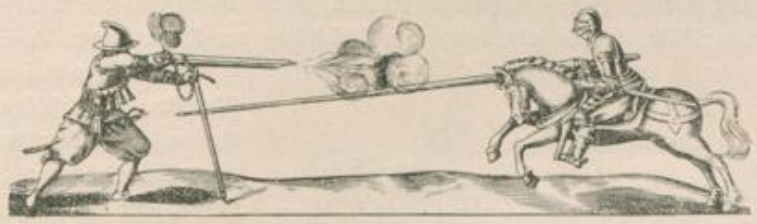
Nach reiflicher Überlegung, ob es nicht geratener sei, Derfflingers Vorschlag zu befolgen und über Kremmen, wo er hoffen konnte, die von Berlin heranbefohlenen Truppen anzutreffen, Fehrbellin von Norden anzugreifen, entschloß sich der Kurfürst, Homburg die erbetene Unterstützung zuzusagen und seine Streitmacht, soweit es anging, in schnellere Bewegung zu setzen. Außer 5000 Kürassieren und 600 Dragonern hatte er an Artillerie 9 3-pfündige Regimentsstücke, 2 12-Pfünder und 2 Haubitzen, welche nur mit Hilfe der von Magdeburg



Kampf zwischen Reiter und Fußkämpfer mit der Lanze

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

vorsorglicherweise mitgenommenen doppelten Bespannung dem Eilmarsch hatten folgen können; die Musketiere hatten dies nicht vermocht und waren fast einen Tagemarsch zurück. Die Schweden hatten 8 Regimenter zu Fuß, die aber nur noch im ganzen 7000 Köpfe zählten und deshalb in 6 der von Gustav Adolf eingeführten Brigaden formiert wurden, 4200



Lanze gegen Muskete

Mann Kavallerie und 38 Geschütze, also genau das Doppelte an Streitern und das Dreifache an Artillerie.

Auf einem durch eine Terrainwelle gebildeten Abschnitt hatte Wrangel in drei Treffen seine dritte Aufstellung genommen, die Infanterie in 6 Brigaden, die Kavallerie zum Teil auf der rechten Flanke, als der Landgraf ihn hier auf seinem von Reiterei entblößten linken Flügel angriff, wobei er sich etwas unvorsichtig verbiß, so daß Derfflinger, welcher zuerst, mit 4 Schwadronen und 2 Geschützen, ihm zur Hilfe kam, sich beeilte einzugreifen. Währenddessen ging Wrangel abermals, und zwar bis zum Dorfe Hakenberg, zurück (C), wo er seine Infanterie in 2 Treffen, die Kavallerie hinter den Flügeln aufstellte. Sofort erkannte Derfflinger, daß der entscheidende Schlag nicht gegen den auf Hakenberg gestützten linken Flügel nur mit Kavallerie auszuführen sei, sondern daß von einer in der rechten feindlichen Flanke befindlichen Höhe, die der Gegner zu besetzen versäumt hatte, der Angriff mit Erfolg unternommen werden müsse. Deshalb ging er, gedeckt durch die Dechtower Eichen, hierhin vor, fuhr, begünstigt durch den dichten Nebel, seine 2 Geschütze auf und ließ die abgesessenen Dragoner in kleinen Abteilungen zur Deckung der Artillerie in dem gestrüppartigen Gehölz sich ausbreiten. Dann nahm er auch die 4 Schwadronen zur Verlängerung der Stellung vor, obgleich der im Rücken liegende Sumpf für sie ungünstig war, und gab den Befehl zum Feuern. Da das Gros zum Teil noch weit zurück war, befand sich die kleine Abteilung in sehr gefährdeter Lage.

Kampf zweier Reiter: Schwert gegen Feuerrohr

Das zeigte sich sofort, als jetzt der Nebel wich und die Schweden, so groß ihre Bestürzung war, plötzlich in der ganzen Länge der Front bestrichen zu werden, die geringe Stärke des Feindes wahrnahmen, welcher ihre Rückzugslinie bedrohte. Wrangel ließ das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Regiment Dalwig unter dem als tapfer bekannten Oberstleutnant Malzahn und die Kavallerie des rechten Flügels gegen die gefährdete Stellung vorgehen, deren Lage binnen kurzem sehr schwierig wurde, da die Angreifer sie auf beiden Flügeln zu umfassen drohten. In diesem kritischen Augenblick griff Homburg ein, indem er sich an die Spitze von 3, durch den Kammerjunker v. Buch herangeholten Schwadronen stellte, mit diesen die Stellung verlängerte und sofort zurückritt, um die nächstkommende Verstärkung zur Attacke gegen die Schweden zu führen. Bis zu diesem Eingreifen schwebten die Geschütze in großer Gefahr, die 4 Schwadronen waren dem übermächtigen Anprall gewichen, aber die Dragoner, auf sich allein angewiesen, wollten sich eher niederhauen lassen, und erlitten, da sie mit ihren kurzen Karabinern den langen Musketen der Schweden gegenüber, trotz der Deckung im Gebüsch, nicht aufkommen konnten, bedeutende Verluste. Die Attacke des Landgrafen machte ihnen Luft.

Kampf zweier Reiter mit dem Feuerrohr

Wrangel verstärkte jetzt, da sein linker Flügel nicht mehr durch die „Kommandierten" bedrängt wurde, seinen rechten Flügel, doch traf auch der Kurfürst ein und brachte den Rest seiner Artillerie neben den ersten 2 Geschützen in Stellung. Wrangel erneute seinen Angriff, und noch einmal waren die Geschütze in großer Gefahr, aber eine Attacke des Obersten v. Mörner wies ihn ab. Neue Scharen der Schweden traten in den Kampf, und es folgte nun ein wirres Durcheinander, dessen einzelne Episoden nicht mehr zu entwickeln sind. Es galt für die Brandenburger das Einsetzen aller Kräfte, sie kämpften für die Sicherheit des Herdes und wollten Rache nehmen für den barbarischen Überfall ihres Landes; die Schweden aber, die schon empfunden hatten, daß ihre Feinde kein Quartier gaben, kämpften nicht mehr für die Erhaltung ihres alten Kriegsruhmes, nicht mehr für die Ermöglichung des Rückzuges, sondern für die Rettung des Lebens. Ihre Überzahl kam ihnen dabei zu statten, bis das Eintreffen der letzten Brandenburger dies einigermaßen ausglich. Schließlich ward die schwedische Reiterei zur eiligen Flucht genötigt, das Infanterie-Regiment Dalwig, allein den Angriffen der gesamten brandenburgischen Kavallerie ausgesetzt, wurde umringt, durchbrochen und Mann für Mann in die Pfanne gehauen, so daß nicht 20 Soldaten davon kamen.

Das Ringen zu Pferde

Nachdem seine Kavallerie hinter der Infanterie Schutz gesucht, blieb Wrangel nur übrig, seinen Rückzug anzutreten, noch bevor der Paß in seinem Rücken wiederhergestellt war. Der Kurfürst ließ ihn durch die in gleicher Höhe marschierende Artillerie anhaltend beschießen und ordnete die Kavallerie notdürftig in 2 Treffen, um in die Marschkolonne einzubrechen. Bei dieser Gelegenheit setzte er sich selbst so sehr dem feindlichen Geschützfeuer aus, daß eine über den Hals seines Pferdes fliegende Stückkugel den dicht hinter ihm reitenden

Stallmeister Froben zu Boden warf. Es war den Schweden bei der Abschüssigkeit der Hügel nicht beizukommen, auch begannen die Pferde nach der Überanstrengung zu versagen, der Rückzug nach Fehrbellin war nicht zu hindern; den mit Truppen vollgefropften Ort zu beschießen, weigerte sich der Kurfürst, da er nicht gekommen sei, um sein Land zu verbrennen, sondern um es zu retten. Die bis zum Sterben ermüdeten Vortruppen konnten aber durch das Frankenbergische Reiterregiment abgelöst werden, das, auf Oranienburg marschierend, nach gut brandenburgischer Weise dem Kanonendonner nachgegangen und gegen Mittag eingetroffen war.

Am folgenden Tage drang Derfflinger, während die Schweden noch bei dem Übergang über den Damm beschäftigt waren, in die Stadt ein und machte nach einem kurzen Gefecht gute Beute: 2000 Wagen und 6 Geschütze neben anderem Kriegsmaterial. Der Sieg wirkte aber weiter: hatten die Schweden bei Fehrbellin etwa 4000 Tote und Verwundete verloren, so schmolz bei dem weiteren Rückzuge ihre Zahl durch Desertion von Tag zu Tag, und mit nur 4000 Mann kehrte Wrangel nach Demmin zurück.

„Die Schlacht bei Fehrbellin war die erste in offenem Felde, die Brandenburger allein wagten, der erste Sieg, den sie mit keinem Bundesgenossen zu teilen brauchten, um so großartiger, mit je weniger Truppen er gegen ein überlegenes Heer, mit wie überanstrengten gegen ausgeruhte, altgediente Mannschaften er erfochten war. Auch nicht verdankt einem neckisch-günstigen Augenblick des Glücks, sondern mühevoll errungen durch klares Erkennen der Situation, durch Planmäßigkeit und Umsicht in der Anlage, rapide Schnelligkeit in der Ausführung, Zähigkeit in der Verfolgung, energische Tapferkeit im entscheidenden Momente und durch die geschickte Leitung des obersten Kriegsherrn." (Schottmüller.) Der Kanonendonner von Fehrbellin ertönte zu rechter Zeit, um halb entschlossene Feinde wie Hannover und Bayern von ompromittierenden Schritten zurückzuhalten, laue Freunde zu eifrigen Verfechtern der siegreichen Sache zu machen; auch den kaiserlichen Räten ward es plötzlich klar, daß Schweden für den „agressorem" zu erklären und Brandenburg Reichshilfe zu gewähren sei. Trotzdem blieb dieses in der Hauptsache auf die eigene Kraft angewiesen, und ohne des Kurfürsten Energie und die ausdauernde Zuverlässigkeit seiner Truppen hätten die Schweden noch wohl den endlichen Sieg davontragen können; denn wie wenig vorteilhaft sie sich auch zwischen Havel und Rhin gezeigt hatten, sie waren ebenbürtige Gegner, und der Kurfürst mußte alle Mittel daran setzen, um ihnen Stralsund zu entreißen, um bis 1678 Rügen und Pommern ganz von ihnen zu säubern. Überall zeigte er sich aber in der Verwendung der Waffen, wie sie seitdem immer mehr als richtig erkannt wurde, der Kavallerie zum Choc mit der blanken Waffe, der Infanterie zum intensiven Feuergefecht, als Meister und ward vorbildlich für die kommenden Zeiten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 23. Die Türkenkriege, Prinz Eugen

Wie die brandenburgischen Marken im Norden, bildete die österreichische Ostmark seit ihrer Lostrennung von Bayern (durch Otto I. 955) im Süden den östlichen Grenzposten deutscher Nation: dieselbe Aufgabe, als Schutzwall des Germanentums gegen die slavischen und ungarischen Grenznachbarn zu dienen, fiel beiden vornehmlich zu, und beide erstarkten sie in den steten Kämpfen — man kann sie im Gegensatz zu den Bruderkämpfen im Innern des deutschen Reiches als gesunde und gedeihliche bezeichnen — zu den beiden Großstaaten, zwischen denen ein Wettbewerb um die Vorherrschaft in deutschen Landen unvermeidlich wurde. Ihre Entwickelung, vornehmlich die Art ihres Wachstums durch Erweiterung ihrer Grenzen nach Osten in Parallele zu stellen, würde eine dankbare und lehrreiche Aufgabe sein, es würde aber an dieser Stelle zu weit führen. Wie Brandenburg-Preußen durch die Ausdehnung seiner Macht mit Rußland, so kam Österreich durch die

Reiterkampf zur Zeit des Großen Kurfürsten

Erwerbung Ungarns für die Habsburger (1438 Albrecht II.) mit der Türkei in unmittelbare Berührung und ward seitdem zum Bollwerk Deutschlands, an dessen starkem und hartnäckigem Widerstand die heftigen Wogen zerschellten, mit denen die Moslemin in immer erneutem Ansturm das christliche Europa bedrohten.

Als die osmanischen Türken unter Bajazet I. zum ersten Mal bis an die Donau vordrangen, waren sie im Begriff, nach Besiegung der Ungarn unter Sigismund (bei Nikopoli 1396) in Deutschland einzudringen; aber die Mongolen, deren Horden die deutsche Ritterschaft bei Liegnitz 1241 zum Opfer gefallen war, retteten diesmal die deutschen Lande vor den Greueln, mit denen die zuchtlosen Banden der Türken sie bedrohten: der Einfall ihres Führers Timur-Chan in die türkischen Gebiete zwang Bajazet, seinen Siegeslauf zu unterbrechen. Doch sie kamen wieder. Nachdem sie 1453 Konstantinopel erobert und dem welken Reiche von Byzanz ein endliches Ende gemacht hatten, erreichten sie unter Suleiman II. den Gipfel ihrer Macht, eroberten 1521 Belgrad, 1526 Peterwardein und unterwarfen nach dem Siege bei Mohacs fast ganz Ungarn. Damals schwebte Wien zum ersten Male in Gefahr, von den Janitscharen geplündert und verwüstet zu werden (1529). Seit der Zeit hörten die Kämpfe, auf dem Boden Ungarns und Siebenbürgens ausgefochten, nicht mehr auf, bis die Türken, um gegen Persien freie Hand zu bekommen, 1606 mit Österreich Frieden schlossen. Eine neue Kriegsperiode begann 1661, und diesmal war es ein christlicher Herrscher, welcher den Brand zu schüren nicht müde wurde und die Moslemin zu immer neuem Ansturm anstachelte, der große Feind Deutschlands, Ludwig XIV. Er veranlaßte den Großvezier Kara Mustapha, die aufständischen Ungarn zu unterstützen; und wieder erschienen die Türken vor Wien, um dessen Verteidigung vom 11. Juli 1683 an sich Starhemberg unsterbliches Verdienst erwarb, wurden aber am 12. September durch Sobieski, durch hilfebringende Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern geschlagen und vertrieben. Der Krieg erreichte sein Ende erst 1699, nachdem der Prinz Eugen von Savoyen die Führung übernommen hatte; und Österreich war gezwungen, nach zwei Seiten, gegen Osten und gegen Westen gleichzeitig Front zu machen, wie es Ludwig XIV. mit seinen Intriguen beabsichtigt hatte.

Den folgenden Krieg veranlaßte mittelbar Karl XII. von Schweden. In dem Kampf, den Ludwig XIV. mit Europa aufnahm, um seinem Werke die Krone aufzusetzen, im spanischen Erbfolgekrieg, brach die Übermacht Frankreichs zusammen; die zweite Großmacht, welche ihr Übergewicht im Norden immer noch behauptet und unter Karl XII. wieder gefestigt hatte, Schweden, brach in Trümmer durch den Sieg, welchen Peter I. bei Pultawa 1709 über denselben unüberwindlichen Heerführer davontrug, der die russische große Übermacht bei Narwa 1700 so entscheidend geschlagen hatte. Der Zar hatte von seinen Gegnern zu lernen gesucht, an der Organisation seiner Armee unermüdlich gearbeitet, und so konnte auf den Trümmern des Schwedischen Reiches das Russische sich aufbauen, bis zur Schlacht bei Pultawa ein unbekanntes Barbarenland, nach Niederwerfung des germanischen Staates, der bis dahin die Ostsee beherrscht hatte, sein Nachfolger, eine neue europäische Großmacht und zwar slavischer Nation. Karl floh nach der Türkei und bot alles auf, um die Osmanen zum Vernichtungskrieg gegen seinen bestgehaßten Feind, den Zaren, zu entflammen. Dies gelang; Peter sah sich im Juli 1711 am Pruth von dem weit überlegenen türkischen Heer fast ganz eingeschlossen und entkam der hoffnungslosen Lage nur durch Bestechung und die Abtretung von Asow.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dieser Erfolg hob das Selbstgefühl der Osmanen: ihr Übermut verleitete sie zu völkerrechtswidriger Behandlung von Gesandten und zu dem Unternehmen, 1715 unter einem nichtigen Vorwande Venedig die Halbinsel Morea zu entreißen. Ihre umfangreichen Rüstungen ließen aber darauf schließen, daß sie weitere Pläne im Schilde führten, weshalb Österreich, eines Bündnisses mit Venedig wegen bereits mit dem Sultan auf gespanntem Fuße, gleichfalls zum Kriege rüstete. Dieser kam 1716 zum Ausbruch, schloß sich also fast unmittelbar an den spanischen Erbfolgekrieg an, trotzdem machte die „Mobilmachung" große Schwierigkeiten, und es ist nicht uninteressant, aus deren Betrachtung den Vergleich mit den heutigen Verhältnissen zu gewinnen.

Die für „die allmähliche Annahme der Kriegsbereitschaft wichtigsten Vorkehrungen" legte Prinz Eugen bereits am 3. 2. 1715 in einer an den Kaiser gerichteten Denkschrift dar; er verlangte für die Feldarmee mindestens 70 Bataillone und 185 Eskadrons, also etwa 80000 Mann, ungerechnet die Festungsbesatzungen in Ungarn. Zu dem Zweck wurde beschlossen, außer den für 1715 bereits von den Ländern bewilligten 5000 Rekruten zu Fuß noch 11000 bis 12000 Mann für die Infanterie und gegen 2000 für die Kavallerie anzuwerben und über die in natura zu stellenden 1000 bis 1500 Pferde noch 4000 Remonten anzuschaffen, um die Lücken in den Regimentern auszufüllen, denn seit Beendigung des Krieges 1714 war aus Ersparnisrücksichten fast gar keine Ergänzung der Cadres eingetreten. Da aber die Festungen und die entlegenen Provinzen von Truppen nicht ganz entblößt werden durften, reichten die vorhandenen Regimentsstämme nicht aus, um die Forderung des Prinzen zu decken, und so wurde beschlossen, zu dem bereits erprobten Mittel zu greifen, „von einzelnen Fürsten des römischen Reiches Regimenter zu erhandeln".

Die Feldartillerie sollte aus 80—100 Regimentsstücken und Falkaunen von 3, 6 und 12-pfündigem Kaliber, die Belagerungsartillerie aus 100 Batteriestücken (darunter meist halbe, d. h. 24-pfündige Karlaunen und einige 12-Pfünder) und einer größeren Anzahl Mörsern bestehen, auch Material für drei Donaubrücken und leichtes Brückengerät beschafft werden. Alles das, außerdem die Munition und sonstige Feldausrüstung, Ansammlung von Proviantvorräten und Ausbau der Festungen erforderte viel Geld, und das war sehr schwer zu beschaffen, denn die andauernden Kriege hatten den Staat erschöpft. Wie man Regimenter „erhandeln" mußte, so war man mit der Geldbeschaffung auf Subsidien angewiesen, welche man sich von allen irgend Beteiligten zusammenerbat, und waren diese nicht zu erlangen, so war man mit Darlehen zufrieden. Bezeichnenderweise verlangte England für eine Anleihe von 2 Millionen nicht nur eine zu kurze Rückzahlungsfrist, sondern als Nebengewinn noch die zollfreie Einfuhr englischen Tuches nach den österreichischen Niederlanden. Das hieß die eigene Industrie in den Niederlanden geradezu vernichten.

Da Österreich über 67 Bataillone und 185 Eskadrons verfügte, waren 3 Feld- und 16 Besatzungsbataillone zu „erhandeln"; die in Neapel, Mailand und den Niederlanden liegenden Truppen wurden bereits 1715 in Marsch gesetzt, der Mannschaftsersatz ging aber sehr langsam von statten, und die Berechnungen des Hofkriegsrats, nach denen die Truppen Mitte Mai 1716 auf dem Kriegstheater eintreffen sollten, erwiesen sich als unzutreffend. Die Regimenter konnten nicht alle rechtzeitig aus den Friedensquartieren abrücken, weil ihnen zum Teil ihre Rekruten und Remonten, die Trainausrüstung, ja selbst die erforderliche Bewaffnung und Bekleidung, vor allem aber das nötige Geld fehlte, um die Forder-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ungen der Quartierträger zu befriedigen. So kam es, daß die meisten Regimenter erst Mitte Juni in die Interimsläger einrückten.

Die kaiserlichen Infanterieregimenter formierten je 2 Grenadier- und 15 „Füsilier"-Kompagnien in 3 Bataillonen (2300 Mann), die 4 ehemals spanischen Regimenter nur je 2 Bataillone mit 13 Kompagnien (1500 Mann). Sie hatten noch keine gleichmäßige Bewaffnung, sondern Gewehre von 5 verschiedenen Kalibern zwischen $1^1/_8$ und 2 Lot. Die Kavallerie bestand aus Kürassier-, Dragoner- und den National-Ungarischen Husaren-Regimentern (1716 bezw. 125, 68 und 25 Eskadrons); die Kürassierregimenter bestanden aus 12 „ordinären" Kompagnien von 82—84 Reitern (in 6 Eskadrons) und einer Karabinierkompagnie von 94 Reitern; die Dragonerregimenter waren ebenso formiert, hatten aber eine Grenadierkompagnie; Stärke der Regimenter: 1094 Reiter. Die Husarenregimenter

Angriff auf Temesvar
(1716)

(und die spanischen) hatten je 10 Kompagnien von 60 Mann (5 Eskadrons), also 600 Reiter. Die Feldartillerie führte 3-pfündige Regimentsstücke, 6-pfündige Falkaunen, 8 und 14-pfündige Haubitzen, für die leichten Geschütze waren Pferdebespannungen (640 Pferde und 260 Knechte), für das schwere Material und die Munition Ochsenbespannung (600 Ochsen, 350 Knechte) vorgesehen, über die Organisation der Bedienungsmannschaft ist nichts bekannt. Das Artilleriefuhrwesen befand sich am 22. Juni noch in unfertigem Zustand in Ofen. Der Truppentrain wurde von Prinz Eugen neu ausgerüstet und bestand aus je 1 Proviantwagen für jede Füsilierkompagnie und jede Eskadron, sowie 1 für 2 Grenadierkompagnien, das Infanterieregiment hatte also 22, die Kavallerie 6, die Husaren und spanischen Regimenter je 4 ärarische Fuhrwerke. An Bagagewagen standen den Obersten und Oberstleutnants je 2, den Hauptleuten und je einem Leutnant und Fähnrich zusammen je 1 Wagen und Pferde von 12 bis zu 2 zu. Als eine besondere Neuerung ist die Ausrüstung mit Karten vom Kriegsschauplatz zu betrachten. Für das umfangreiche Brückengerät wurde nur mit Mühe das nötige Personal zusammengebracht, da solches im Frieden nicht bestand; es setzte sich aus Schiffsleutnants, Brückenmeistern, Schreibern, Handwerkern, Brücken- und Wasserknechten zusammen; der „Laufbrückentrain" enthielt 73 Fuhrwerke mit 460 Ochsen und 148 Ochsenknechten.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es erübrigt, noch einen Blick auf die Wehrmacht der Türken zu werfen. Ihre Kriegsweise trug trotz außerordentlicher Steigerung der technischen Hilfsmittel noch unverkennbare Züge der uralten nomadischen Kampfart. Organisiert war eigentlich nur die stehende Truppe der Janitscharen, welche Murad I. im 14. Jahrhundert geschaffen hatte, und welche seit Ende des 16. Jahrhunderts eine solche Macht gewonnen hatte, daß sie die Sultane beseitigte und neue einsetzte. Seit Ende des 17. Jahrhunderts hatte die Stellung von Christenkindern zur Rekrutierung der Truppe aufgehört, der Andrang der Moslemin und der Nachwuchs der Janitscharenkinder brachten sie auf beträchtliche Höhe. Die regelmäßig organisierten kasernierten Janitscharen waren in „Orta" geteilt, die sich durch Abzeichen und Vorrechte untereinander wesentlich unterschieden; an ihrer Spitze stand der Aga mit beinahe unbegrenzter Machtvollkommenheit, unter ihm der Kiaja-Beg. Die Janitscharen dienten nur zu Fuß und waren mit Flinte, kurzem Säbel, Messer und Pistole ausgerüstet, trugen auch eine Art Uniform mit einer eigentümlichen Kopfbedeckung. Als stehende Reitertruppe von Söldnern entsprachen ihnen die Sipahi, ursprünglich nur 2400, dann 4000 Mann und Schutzwache des Sultans und der heiligen Fahne. Der Name ward aber auch auf die Lehnsreiterei übertragen, welche im 16. Jahrhundert ein Aufgebot von 130000 Mann gehabt haben soll; sie hieß eigentlich Mosseliman, und ihr stand das Lehnsaufgebot zu Fuß, Piade genannt, zur Seite. Dazu kam noch die alte irreguläre Reiterei der Akindschi, welche vorzugsweise zu Streifzügen gebraucht wurde, und das unregelmäßige Fußvolk der Asab, welches die Schanzbauern stellte. Eine feste Organisation dieser Streitermassen gab es nicht; es galt noch im Anfang des 18. Jahrhunderts von ihnen, was Rauwolf 1582 sagt: „So wird auch der Türken Macht und Kriegsrüstung bald geringer denn der Christen geachtet, als sie sich mehr rüsten, ihren Feind von ferne mit Schießen oder langen Spießen anzugreifen, als daß sie sich in der Nähe mit der Faust gegen ihn wehren und ihren Mann bestehen sollten, darum sie dann, wenn ihr Feind im ersten Angriff nicht weicht, bald werden in die Flucht getrieben."

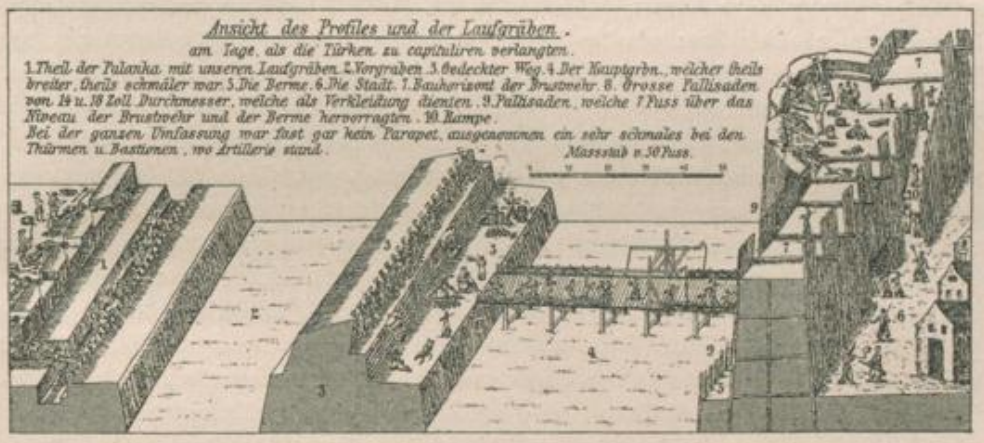
Wohl ist zu bemerken, daß den Türken wie den Arabern der Krieg, namentlich gegen Ungläubige, als ein frommes Werk erschien; wenn aber Muhammed II. noch bei der Eroberung von Konstantinopel Milde walten und das griechische Patriarchat bestehen ließ, so ist später von einer Schonung der christlichen Feinde wenig mehr zu spüren, ihre Denkweise spricht sich am besten in dem Schlachtgesang der Türken aus, dessen letzter Vers lautet:

„Unsre Leiber lasset liegen
Auf dem Schlachtfeld ohne Trauern
Daß sie dann die Pest noch tragen
In die Höhlen der Giauren".

Prinz Eugen versammelte die Armee vom 27. Juli bis 2. Aug. 1716 bei Peterwardein, am 2. Aug. erreichte auch der Großvezier mit 120000 Mann im Vormarsch auf Karlowitz kaiserliches Gebiet und kündigte sich durch zahlreiche Feuersäulen an, welche unter den räuberischen und barbarischen Händen der türkischen Horden aufflammten. Am 5. August schlug ihn Eugen unter den Mauern von Peterwardein und marschierte gegen Temesvar, das er am 14. Oktober eroberte, nachdem er eine Entsatzarmee des Seraskiers (28000 Mann) am 23. September zurückgewiesen hatte. Die Türken hatten bei ihrem überraschenden Anmarsch einige Reiter gefangen genommen; sie hinterließen ihre Leichen mit abgeschnittenen Köpfen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Prinz Eugen traf für den nächstjährigen Feldzug während des Winters umfassende Vorbereitungen, die Feldartillerie brachte er auf 92, die zum Angriff auf Belgrad bestimmte Artillerie auf 200 Geschütze mit durchschnittlich 500 Schuß pro Geschütz und 800 für jede der 70 24-pfündigen Kartaunen. Er wollte offensiv verfahren, und da sich herausstellte, daß man Pancsova, das unterhalb Belgrad, nahe dem linken Donauufer am Temes liegt, auf dem Wasserwege von Peterwardein aus mit Hilfe des genannten Flusses erreichen konnte, ließ er dort ein Lager einrichten und das Brückengerät bereit stellen. Dann brach er von Peterwardein, dem Versammlungsort der Armee, mit deren größtem Teil am 9. Juni auf, vereinigte alles zum Donauübergang Nötige bis zum 14. Juni und führte diesen am 15. Juni aus. Eine kleine Flottille von Kriegsschiffen und Tschaiken fuhr zuerst in die Donau ein, um den Übergang zu decken, dann wurden 27 Bataillone und 24 Grenadier-




Befestigung von Temesvar
(1716)

kompagnien übergesetzt, deren erste Staffel das rechte Ufer 11 km östlich der Festung ohne Widerstand besetzen konnte. Hierauf erfolgte der Brückenschlag, so daß am 16. Juni die Kavallerie und Artillerie übergehen konnten. Am 18. Juni wurde die Festung am rechten Ufer eingeschlossen und sofort mit Erbauung einer Zirkum- und einer Kontravallationslinie begonnen, wobei jeder Truppenteil den ihm für die Verteidigung angewiesenen Teil auszuführen hatte. Das von diesen Linien umschlossene Lager bildete ein Dreieck, dessen der Festung zugekehrte Seite beinahe 7000 Schritt maß, nach Ost schaute eine Linie von 4250, nach Süden eine solche von 8125 Schritt, so daß sich einschließlich kürzerer Verbindungsstücke eine Gesamtlänge der befestigten Linien von 29250 Schritten oder annähernd 16 km ergiebt. Das Gelände zeichnete in seiner Reliefgestaltung die Befestigungslinien vor und ließ dort, wo es sich zu einem nach Süden sich fortsetzenden Kamme (der Baytinahöhe) erhob, die beiden Linien der Zirkumvallation in einem spitzen Winkel zusammenstoßen, welcher besonderer Sorgfalt und starker Besatzung (2 Bataillone des Regal-Regiments) bedurfte. Zur kürzeren Verbindung mit dem linken Ufer der Donau wurde eine zweite Brücke an dem Punkte geschlagen, wo die Befestigung an das Ufer stieß. (4000 Schritt östlich der Festung.) Die Befestigungen wurden am 9. Juli beendet.

Der Kommandant von Belgrad, Mustapha Pascha, verfügte nicht nur über eine sehr

starke Besatzung (sie muß an 30000 Mann betragen haben) und eine für damalige Zeit enorme Geschützausrüstung (1716 hatte die Armee über 400 Stück dorthin gebracht), sondern auch über eine Flottille von 70 mit Geschütz armierter Tschaiken, deren Verwendung dadurch gesichert wurde, daß die große „Kriegsinsel" in der Donau, mehrere kleine Inseln in der Mündung der Save und das linke Donauufer der Festung gegenüber durch Befestigungen und Besatzungen gesichert waren. Um seine den Fluß überschreitende Verbindungslinie zu schützen, mußte Eugen die Einschließung auch auf das linke Save- und Donauufer ausdehnen. Zu diesem Zweck rückte eine in Peterwardein zurückgelassene Abteilung auf dem rechten Donauufer vor, schlug am 28. und 29. Juni eine Brücke über die Save und begann sich von hier bis nach Semlin zu befestigen, denn die zu erwartende türkische Armee konnte wohl auch diesen Teil der Einschließungsstellung angreifen. Ein Versuch, die Schanzen am linken Donauufer zu nehmen, mißlang aber am 10. Juli, da diese, in sumpfigem Gelände gelegen, nur auf einem von der Festung gut bestrichenen Wege zugänglich waren; die Wegnahme glückte erst einen Monat später, als die Festung durch die Angriffsbatterien stark in Anspruch genommen war.

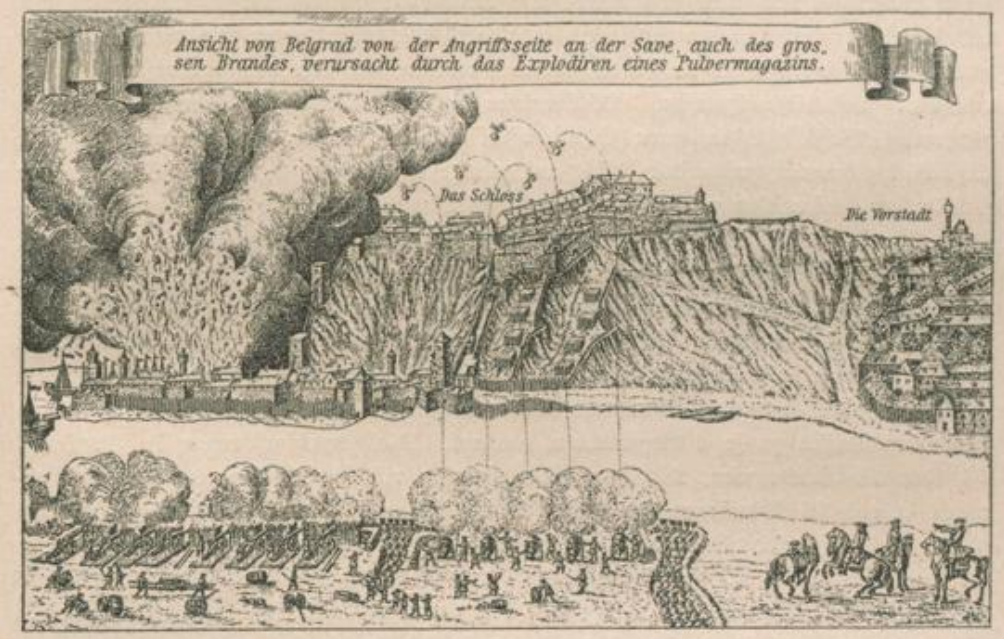
Am 8. Juli war der Belagerungspark mit 64 24-Pfündern, 30 12-Pfündern, 95 Mörsern verschiedener Kaliber von 10 bis 100 Pfund eingetroffen, jedoch verzögerte sich der Beginn der Belagerung noch bis zum 16. Juli, da die Truppen noch mit Fertigstellen der Befestigungen, der Verkehrslinien und von Belagerungsmaterial beschäftigt, außerdem aber durch die Besatzung in Atem erhalten wurden, denn seit Ankunft vor der Festung war kaum ein Tag vergangen, ohne daß sie einen Ausfall oder doch mindestens kleinere Feindseligkeiten unternommen hätte. Die Türken waren unermüdlich, unerschöpflich in jenen kleinen Belästigungen, welche in der Arbeit und Ruhe stören, und entwickelten dabei das stürmische, todesverachtende Auftreten, das sie als Feinde so gefährlich machte. Besonders war ihre Thätigkeit den Brücken gewidmet. Während sie gegen die Donaubrücke schwere Brander antreiben ließen, benutzten sie die Folgen eines Orkans, der am Abend des 12. Juli das kaiserliche Lager zerstört und beide Brücken zerrissen hatte, um am 14. früh 100 Mann zu Fuß und zu Pferd über die Save zu setzen und die Brückenschanze anzugreifen. Die 64 Hessen der Besatzung wurden, als sie bereits zu unterliegen drohten, durch die Reiter eines Furagierkommandos unterstützt und hielten sich, bis Hilfe vom andern Ufer übergesetzt wurde (die Brücke war noch nicht wieder hergestellt).

Am 15. Juli wurde der Anmarsch des Großveziers mit der türkischen Armee gemeldet; der Batteriebau mußte nun schleunigst beginnen. Dem Artillerieangriff boten sich die günstigsten Verhältnisse am linken Saveufer, von wo die Geschütze sowohl der am Ufer sich hinziehenden „Raizenstadt", als dem Kernwerk des „Schlosses" am nächsten und doch gesichertsten standen. Am Abend des 16. begannen hier 1200 Arbeiter unter dem Schutz von 3 Bataillonen, 6 Grenadier-Kompagnien und 300 Kürassieren den Batteriebau, welcher erst nach einigen Stunden durch erkundende Tschaiken bemerkt und nach der Festung gemeldet wurde. Das sofort beginnende heftige Feuer that keinen Schaden; aber 1000 Janitscharen, welche im Rücken der kaiserlichen Truppen landeten und sie plötzlich überfielen, hätten den Sieg davongetragen, wenn nicht die Kürassiere rechtzeitig eingegriffen hätten. Der Verlust belief sich aber immerhin auf etwa 170 Tote. Die Deckungstruppen wurden infolge dieses Vorfalls auf 12 Bataillone und 10 Grenadier-Kompagnien verstärkt, später aber wieder verringert und zwar am 30. 7. auf 1000 Mann Infanterie und 300 Reiter gebracht. Die Batterien

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wurden am 22. Juli mit 26 24-Pfündern und 20 Mörsern armiert und begannen am folgenden Tage eine äußerst wirksame Beschießung der Stadt auf 5—600 Schritt Entfernung, so daß die Verteidigung der Raizenstadt schließlich ganz lahmgelegt wurde.

Indessen war der Großvezier langsam näher gekommen und erreichte am 27. Juli das 40 km entfernte Semendria, seine 40—60000 Janitscharen das mittwegs liegende Grocka; Eugen ließ die Linien der Zirkumvallation mit Geschützen armieren. Am 28. zeigten sich die ersten türkischen Reiter vor den Linien, aber der nun erwartete Angriff blieb aus: am 30. und 31. schlagen die Türken ein weit ausgedehntes Lager in der Entfernung




Beschießung von Belgrad
(1717)

von kaum 2 km von dem kaiserlichen auf, umschließen es mit einer Verschanzung, rückwärts mit einer Wagenburg und scheinen ihrerseits den Angriff der Österreicher zu erwarten. Nun beginnt eine sehr eigenartige Kriegführung: die Türken erbauen Batterien und beschießen das kaiserliche Lager, am 3. August fangen sie an, mit Sappen dagegen vorzugehen und entwickeln in deren unregelmäßiger aber zweckmäßiger Anlage eine große Geschicklichkeit und Geschwindigkeit; sie schieben mit den Laufgräben gleichzeitig ihre Batterien immer weiter vor und gewinnen damit den Vorteil, ihrem Ziel, dem kaiserlichen Lager, immer näher zu kommen und also besser zu wirken, als die Gegner gegen das für ihre Geschütze kaum zu erreichende türkische Lager. Auf der anderen Seite läßt sich der belagerte Eugen nicht abhalten, die Festung weiter zu beschießen und sogar (am 9. und 10. August) eine Parallele auszuheben und die Schanzen am linken Donauufer zu stürmen, um auch von hier aus die Beschießung zu beginnen.

Dabei steigt die Not in der Stadt, seitdem ein Proviantmagazin in Flammen aufgegangen und (4. August) ein auffliegendes Munitionsmagazin eine ungeheure Zerstörung ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ursacht hat, — nicht weniger aber in dem belagerten Lager, das mit 60 Geschützen sich gegen die 130 der Türken nur schwer verteidigen kann; kein Teil ist dem Feuer entzogen, der Troß muß ans andere Ufer gesandt werden, der Zuschub von Proviant ist gefährdet, zumal am 12. 8. 30000 Tataren eintreffen und am Saveufer ihr Lager beziehen, wo die Brücke durch die guten Schwimmer unausgesetzt bedroht ist. Es brechen Seuchen aus und fordern große Opfer, kurz der Zustand im Lager ist nicht anders als in einer belagerten Stadt.

Wenn trotzdem Eugen den Angriff auf die Türken so lange hinausschob, so kann dies nur seinen Grund darin haben, daß er sie völlig sicher machen wollte, um ihre große Übermacht unvermutet überfallen zu können. Als bereits das Gewehrfeuer in Wirksamkeit trat und die Laufgräben an einer Stelle bis auf 30 Schritt heran waren, als man bereits erwarten mußte, daß sie sich im Graben verbauen würden, als aber auch in Belgrad (14. 8.) eine neue fürchterliche Explosion 3000 Menschen getödet und einen Teil der an der Donau gelegenen „Wasserstadt" in einen Schutthaufen verwandelt hatte, glaubte der Prinz den Augenblick gekommen, zu handeln. Bis auf geringe Abteilungen, welche zur Sicherung der Brücken am linken Donau- und Saveufer bleiben mußten, zog er alle Truppen in das Lager, denn er konnte den Großvezier nicht angreifen, ohne gleichzeitig gegen einen Ausfall der thatkräftigen Besatzung Fürsorge zu treffen. Er besetzte die Kontravallationslinie mit 6 Bataillonen, 4 Grenadier-Kompagnien und stellte dahinter ein Soutien von 7 Kavallerie-Regimentern, ließ außerhalb 6 Bataillone (zusammen 10000 Mann); für den beabsichtigten Ausfall formierte er im Zentrum die Infanterie in 2 Treffen, das erste mit 30 Bataillonen flügelweise geteilt, das zweite mit 22 Bataillonen ungeteilt. Die Kavallerieflügel waren beiderseits in 2 Treffen zu je 6 Regimentern geordnet. Dies ergab zusammen 52 Bataillone, 53 Grenadier-Kompagnien, 24 Kavallerie-Regimenter mit 180 Eskadrons. Dahinter formierte er aus 19 Bataillonen ein drittes Treffen, das nach Bedarf gegen die Festung oder gegen den Großvezier als Reserve zu verwenden war. Auf den Flügeln der Infanterie für den Ausfall standen 30 Regimentsstücke und einige Falkaunen, der linke Kavallerie-Flügel erhielt 6, der rechte 4 Geschütze. Der Prinz verhehlte sich nicht die ungeheuren Schwierigkeiten seines Unternehmens, welche namentlich für den Aufmarsch der Truppen vor dem Lager aus dem Passieren der Ausgänge und aus der Nähe der feindlichen Laufgräben sich ergaben, und hatte deshalb in seiner Instruktion auf zwei Punkte besonders hingewiesen: stetes Geschlossenhalten der Einheiten und gegenseitiges Unterstützen gegen die unregelmäßig von allen Seiten zu gewärtigenden Anfälle des Gegners.

Die Kavallerie des linken Flügels sollte aus der Ostfront heraustreten, mit Front nach Süden aufmarschieren und vorgehend die rechte Flanke der Türken angreifen; ebenso sollte der rechte Flügel suchen, die Türken links zu umfassen; das Zentrum konnte nur frontal angreifen. Wegen der für das Herausziehen aus den Befestigungen nötigen Zeit mußte die Bewegung der Truppen mitten in der Nacht beginnen; und hierbei zeigte sich die absolute Notwendigkeit, bei solchem Unternehmen jeden Truppenteil zuvor über die Örtlichkeit auf das Genaueste zu orientieren; der linke Kavallerie-Flügel verfehlte vollständig die Richtung und trat viel weiter südlich auf, als beabsichtigt war. Schlimmer war aber, daß man nicht Schleichpatrouillen vorher hinausgeschickt hatte, denn die Türken hatten gerade in dieser Nacht zum 16. begonnen, einen neuen Laufgraben vorzutreiben, und auf diesen stieß im dichten Nebel die Kavallerie des rechten Flügels, wodurch ein Gefecht sich entspann, bevor auch nur einigermaßen der Aufmarsch beendet war. Betroffen sahen die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Trancheen besetzthaltenden Janitscharen die kaiserlichen Kürassiere dicht vor sich aus dem Nebel auftauchen; sie wichen bestürzt zurück, die Kaiserlichen hart auf den Fersen, und eine Schlacht im Nebel begann, ohne die Möglichkeit eines Überblicks, einer Leitung, während welcher der Erfolg stundenlang nur auf der Tapferkeit der Einzelnen oder auf dem blinden Zufall beruhte. Teils um den Laufgräben auszuweichen, teils weil im Nebel die Richtung verloren ging, zog sich die Kavallerie des rechten Flügels nach rechts, in das Niederungsgelände der Save. Die Türken alarmierten ihr ganzes Lager, die Sipahi und Tataren, die dem bedrängten Flügel zunächst standen, eilten in Massen zu Hilfe, und die Kaiserlichen waren in Gefahr, geworfen zu werden, als rechtzeitig ihr zweites Kavallerietreffen den Aufmarsch beendet hatte, die türkische linke Flanke angriff und dadurch nicht nur das erste Treffen entlastete, sondern auch den Kampf auf dieser Seite der ursprünglichen Disposition gemäß in Gang brachte.

Türken
Nach Fronsperger

Der rechte Infanterieflügel war gleichfalls, um die Kavallerie zu unterstützen, verfrüht in den Kampf eingetreten und hatte sich auch nach rechts gezogen, um mit ihr in Fühlung zu bleiben; die Bataillone griffen die stark besetzten Laufgräben mit dem Bajonett an, warfen die Türken zurück und drangen bis zur Niederung des Kalubrabaches vor, welcher hier die von beiden Lagern eingenommenen Höhen scheidet. Um 6 Uhr früh war der rechte Flügel zum Angriff auf die höher gelegenen Batterien bereit, ging ohne weiteres unter Starhembergs Führung vor und warf den Gegner, durch die Kavallerie unter Palffy in der Flanke unterstützt, auch von dem Höhenrücken, welcher zwischen Kalubra- und Topschid-Bach von ihm mit Batterien gekrönt war; hier war also ein Teilsieg gewonnen. Dabei war aber die Verbindung mit dem linken Flügel vollständig verloren gegangen, und da dieser im Bestreben, Fühlung zu halten, sich auch nach rechts gezogen hatte, war er von der Angriffsrichtung, welche notwendigerweise die große Batterie auf dem Kamm der Baytinahöhe ins Auge fassen mußte, abgekommen und gleichzeitig von dem anderen Infanterieflügel durch eine große Lücke getrennt. Sei es Findigkeit oder Zufall, trotz des Nebels schienen die Türken diese Lücke zu benutzen, indem sie in Massen eindrangen; da es ihnen aber auch gelang, die Kavallerie des linken Flügels in Unordnung zurückzuwerfen, so stiegen sie aus dem Thale des Mirievobaches herauf und bedrängten die Infanterie auch in ihrer linken Flanke: hier stand es also nicht gut.

Um 8 Uhr war nach stundenlangem Ringen auf der ganzen Schlachtlinie wenig gewonnen, der Kampf wogte noch immer ziemlich nahe dem kaiserlichen Lager, und ganze Abteilungen steckten in dem Wirrwar der nächsten türkischen Laufgräben, Zusammenhang und Direktion waren im Nebel vollständig verloren gegangen; da erschien Prinz Eugen, und zwar auf dem linken Flügel, auf dem Schlachtfelde, und — fast gleichzeitig hob sich der Nebel, die hervorbrechende Sonne enthüllte ihm das wirre Schlachtbild. Er bemerkte die Gefahr der Lücke und ließ sofort das zweite Infanterietreffen unter dem Prinzen von

Braunschweig-Bevern hier eintreten, während von beiden Seiten jetzt das Geschützfeuer begann. Die erste Parallele, hinter welcher die Türken ihre eigentliche Batteriestellung hatten, wurde nun Gegenstand des erbitterten Kampfes. Die Türken steigerten ihr Geschützfeuer auf das Heftigste, und der Großvezir brachte in der Hoffnung, die Kaiserlichen zurückzuwerfen, große Kavalleriemassen zur Attacke. Der Prinz von Bevern ließ dagegen 16 Geschütze auffahren, unter deren verheerendem Feuer die türkische Reiterei, und, ihr folgend, auch die in den nächsten Laufgräben liegenden Janitscharen, in wilder Flucht davonjagten. Gedrängt durch die Offensive des kaiserlichen rechten Flügels, in der Flanke angegriffen durch die Reiter Palffys, eilten nun die Türken in hellen Haufen dem Baytinaberg zu, auf dem ihre große Batterie stand. Prinz Alexander von Württemberg, welcher mit den Bataillonen des ersten Treffens frontal hiergegen vorging, stieß sonach auf große Überlegenheit; er wurde von dem türkischen rechten Flügel mit Wut angefallen und mußte Bevern um Unterstützung bitten. Dieser selbst, sowie seine Generale Maffei und O'Dwyer beteiligten sich nun an der Spitze bayerischer, hessischer und kaiserlicher Bataillone an dem Sturm auf des Feindes entscheidenden Stützpunkt, der, mit außerordentlicher Bravour durchgeführt, zum Siege führte; hingerissen von der entscheidenden Bedeutung des Augenblicks soll Prinz Eugen hier persönlich einige Kavallerieregimenter gegen die linke Flanke der Türken geführt haben.

Die beiden getrennten Flügel konnten nun wieder zu gemeinsamer Offensive zusammenwirken und trieben die Gegner bald in volle Flucht, gegen $9^1/_2$ Uhr wurde die letzte der Batterien genommen und umgewendet, um ihre Geschosse in die dichten Haufen der fliehenden Moslemin zu schleudern, einige vereinzelte Abteilungen wehrten sich tapfer bis gegen 10 Uhr, das befestigte Lager wurde aber gar nicht verteidigt, sondern sofort verlassen, nachdem die Fliehenden das Wertvollste an sich gebracht hatten. Eine Verfolgung im größeren Maßstabe ersparte der Prinz seinen entkräfteten Truppen, „er durfte die gänzliche Auflösung der türkischen Streitkräfte ohnehin als unvermeidlich voraussetzen".

Die Festungsbesatzung hatte sich merkwürdigerweise während der Schlacht ganz unthätig verhalten. Dies erklärte sich daraus, daß der Kommandant, Mustapha Pascha, zunächst von dem Kampfe gar nichts bemerkte, da bis 8 Uhr der Nebel nicht nur das Sehen, sondern auch das Geschützfeuer verhinderte; als dies dann begonnen hatte, scheint es wegen des Lärms, welchen die Belagerungsgeschütze verursachten, gar nicht gehört worden zu sein. Als Mustapha aber die Kaiserlichen in dem türkischen Lager (das er von dem Schlosse aus sehen konnte) wahrnahm, da war für ihn die letzte Hoffnung auf Rettung vernichtet: er kapitulierte am 18. August und erreichte für die tapfere Besatzung den freien Abzug unter Zurücklassung des Kriegsmaterials. Zwischen 20 und 25000 Wehrfähige verließen die Festung, 534 Kanonen und 69 Mörser fielen dem Eroberer in die Hände, auf dem Schlachtfelde waren 131 Kanonen und 35 Mörser erbeutet worden.

Der Verlust der Kaiserlichen in der Schlacht belief sich auf 17 Generale, 26 Stabsoffiziere, 287 Offiziere und 5008 Mann an Toten und Verwundeten (1856 Tote), während der Belagerung 585, zusammen also 5923 Köpfe; ungleich größer war aber der Verlust durch Krankheiten, über den nähere Angaben nicht vorliegen. Seitens der Kaiserlichen waren nur 40000 Mann, seitens der Türken mindestens 150000 an der Schlacht beteiligt. Deren Verluste sind nicht bekannt, nur müssen sie sehr groß gewesen sein, da kein Pardon gegeben wurde, also keine Gefangenen gemacht wurden.

---

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 24. Friedrich der Grosse

Die humanen Gesichtspunkte, welche Córdova am Schluß des 15. Jahrhunderts für die Kriegführung aufgestellt hatte, welche im 17. Jahrhundert Gustav Adolf seinen Kriegsartikeln zu Grunde legte, wären wohl geeignet gewesen, den Charakter des Krieges vollständig umzugestalten, wenn sie Anklang gefunden hätten; schon die Vermeidung der unnötigen, in ihren Folgen selbst den eigenen Zwecken schädlichen Grausamkeiten, Menschenschlächtereien, Zerstörungen von Kulturerzeugnissen und Kulturbesitz hätten den Krieg menschlicher und der christlichen Armeen würdiger sich entwickeln lassen. Aber die Völker waren dafür noch nicht reif, die Erkenntnis des Einzelnen hätte der Unterstützung durch eine dauernde Machtentfaltung bedurft, um Schule zu machen, und der Schwedenkönig starb zu früh, um diese Mission erfüllen zu können, ein rohes Söldnertum fand nach wie vor sein Interesse an der Verschleppung der Kriege, an der Verzögerung entscheidender Schläge, und eine verfehlte Wissenschaft suchte die Feldherrnkunst im Manövrieren und Lahmlegen des Gegners durch Zerstörung seiner Hilfsmittel und Ermüdung seiner Truppen in zwecklosen Märschen; selbstsüchtige Regenten glaubten den Gegner durch Verwüstung seines Landes am leichtesten schwächen und hindern zu können, sich den Maßnahmen ihrer hinterlistigen und völkerrechtswidrigen Politik zu widersetzen. Den Starken schienen die humanen Grundsätze unklug, und die Schwachen griffen behufs Vergeltung zu denselben Mitteln, welche zu ihrer Vernichtung angewandt wurden.

Die vollständige Umgestaltung des Kriegswesens nach Form und Inhalt blieb demjenigen Staate vorbehalten, welcher auch die deutsche Nation aus der ohnmächtigen Kleinstaaterei herausreißen und ihr die führende Stellung unter den Mächten erobern sollte. Der große Kurfürst bahnte dies an, und Friedrich der Große legte den Grundstein zu Preußens Macht und Ansehen, er that es im vollen Bewußtsein, dadurch seinen Staat für die große nationale Aufgabe, welche zu übernehmen Österreich nicht die Fähigkeit bewies, zu rüsten und vorzubereiten, es war nicht die blinde Habgier und Herrschsucht eines Ludwig, nicht die selbstsüchtige Politik, welche

**Entwickelung der Infanterietaktik seit dem 16. Jahrhundert**

**Entwurf zur Schlachtordnung Karls V. gegen die Türken**
(1532)

a, b, c 70000 Pikeniere in 3 Haufen; A, B 2000 schwere Reiter in 2 Haufen; d d Hecke von 20000 Schützen (5 Mann hoch); e e Öffnungen für die Reiter; C D ungarische leichte Reiterei; $\alpha$ $\beta$ 1000 Schritt

alle Staaten seiner Zeit zur Vergrößerung ihrer Macht kein Unrecht, kein Kriegselend, das sie über das eigene wie über das fremde Land brachten, scheuen ließ, er trieb keine Kabinettspolitik und benutzte nicht die Kräfte seines Landes für ehrgeizige Pläne, sondern stellte sich mit allen Kräften in dessen Dienst, um es groß und stark zu machen für die Aufgaben, welche ihm nach seiner Überzeugung zu lösen bevorstanden. Und wie richtig er voraussah, das hat die Geschichte gelehrt. Er wußte, daß er ganz Europa gegen sich ins Feld rufen würde, daß ihm ein Ringen auf Leben und Tod bevorstand, und er brauchte dazu ein Instrument, welches diesem Riesenkampfe gewachsen war, eine Armee, deren Leistungen keine andere erreichte: und er schuf sie mit einer beispiellosen persönlichen Hingabe und Aufopferung; er erkannte, daß er mit der kleinlichen Manövrierkunst die Kräfte seines Volkes aufreiben würde, und der große Zweck, den er verfolgte, führte ihn zu den Grundsätzen Córdovas zurück, ließ ihn den Krieg auf dieselbe humane Basis stellen. Deshalb liegt die Bedeutung Friedrichs des Großen nicht nur in der Entwickelung der Lineartaktik zur äußersten Vollkommenheit, nicht nur darin, daß er

Pikenier-Bataillone mit 32 Mann in Front und Tiefe (a, b, c, d) mit 8 Gliedern Schützen umwohnt (e, f, g, h)

Hohles Bataillon aus 10 Fähnlein mit Schützenumrahmung (16. Jahrhundert)

Pikenier-Bataillon mit 4 Schützenflügeln u. Schützenumrahmung (16. Jahrhundert)

mit dem Drängen auf rasche Entscheidungen dem kulturvernichtenden Verzögerungskrieg ein Ende machte, sondern vor allem darin, daß er mit seinen umsichtigen Kriegsvorbereitungen und mit seinen energischen Operationen der Kriegführung die Wege der Humanität wies, auf denen sie Kaiser Wilhelm weiter geführt und endlich der mittelalterlichen Rohheit entkleidet hat. Denn „das beste Mittel, den Krieg so wenig drückend wie möglich zu machen, bietet die Ausbildung einer vorzüglichen Armee, denn gute Disziplin und die Fähigkeit großer schneller Schläge lindern die Leiden des Krieges.“

Eine doppelte Erbschaft war es, die der junge König 1740 antrat: die Worte seiner Vorfahren, des großen Kurfürsten: „Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor“, Friedrichs I.: „Schickt Gott es anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie dereinst zu thun und zu lassen haben mögen“, und seines Vaters Friedrich Wilhelms I.: „Da steht Einer, der mich rächen wird!“ brannten auf seiner Seele als ebensoviele Anklagen der Mächte, die, immer uneinig, in dem einen Bestreben einig gewesen waren, dem aufstrebenden Preußen das Recht zu schmälern, damit es nicht aufkomme. Das zweite Erbe, das ihm sein sparsamer Vater, der „Soldatenkönig“, hinterließ, war eine Armee von mehr als 80000 Mann vorzüglich geübter Truppen, ein barer Staatsschatz von 8700000 Thalern und die Steigerung der Einnahmen des Staates auf über 7 Millionen Thaler, im Volke aber der Geist strengster Pflichterfüllung, militärischer Einfachheit und Abhärtung, den Friedrich

Wilhelm durch seine Verwaltung und sein Beispiel herangezogen hatte. Mit der sofortigen Auflösung der „Riesen-Garde" machte Friedrich der kostspieligen Liebhaberei ein Ende, welche mit soviel Vergewaltigung und Unrecht verknüpft gewesen war, und gewann die Mittel, um die Armee auf 90000 Mann zu erhöhen. Und noch im selben Jahre 1740 trat mit dem Tode des Kaisers Karl VI. die Notwendigkeit an ihn heran, sie zu gebrauchen, um mit dem kühnen Einmarsch in Schlesien den Standpunkt festzustellen, den er den Mächten gegenüber gewillt war zu verfechten. Wie verschieden von den üblichen Gebräuchen aber seine Auffassung vom Kriege war, das zeigt sein Vorgehen in Schlesien, ohne Brandschatzung, ohne Plünderung und Vergewaltigung. „Die frischen Kräfte der modernen Welt hielten ihren Einzug in die verwahrloste, unter ständischem und geistlichem Druck niedergehaltene Provinz: das monarchische Beamtentum verdrängte die Adelsherrschaft, das strenge Recht den Nepotismus, die Glaubensfreiheit den Gewissenszwang, das deutsche Schulwesen den tiefen Schlaf pfäffischer Bildung." (L. Stacke.)

Welch ein anderer Zug aber auch in der preußischen Kriegsbereitschaft, als wir sie in der österreichischen Kriegsvorbereitung trotz des Prinzen Eugen energischer Leitung beobachtet haben! Am 25. Oktober traf die Nachricht vom Tode des Kaisers in Berlin ein, am 6. Dezember teilte der König seine Absicht den Mächten mit, am 15. Dezember überschritt er die Grenze und am 3. Januar war er in Breslau. Das war freilich nur zu erreichen mit derart organisierten und kriegsbereiten Truppen, wie sie sein Vater ihm hinterlassen, und deren Tüchtigkeit an der Seite der kaiserlichen bei Höchstädt und Turin erprobt und vom Prinzen Eugen mit dem höchsten Lobe anerkannt worden war. Aber was der große Exerziermeister, der „Alte Dessauer" geschaffen, das verstand der große König nicht nur zu benutzen, sondern auch bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit zu entwickeln. Es können hier natürlich nur die wichtigsten Punkte hervorgehoben werden.

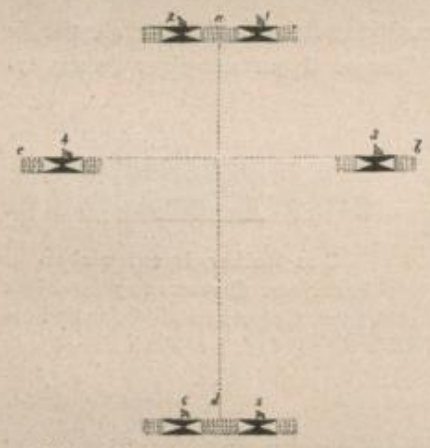
Zwei vollständige Brigaden spanisch-ungarischer Ordonnanz nebeneinander (8 Bataillonshaufen)

Das Halbregiment niederländischer Ordonnanz (10 Mann tief, Gassenbreite 6', Gesamtbreite 183', pro Mann 3')

Bei Mollwitz zeigte die Infanterie, was sie beim Dessauer gelernt hatte: die Kavallerie war geworfen, die österreichische Reiterei stürmte gegen sie an, da scheitert der Angriff an den Bajonetten der Preußen, die nicht wie in anderen Armeen während des Schießens entfernt werden mußten, noch mehr aber an dem viergliedrigen Feuer, bei dem die vordersten zwei Glieder niederknieten. Dies brachte in kurzer Zeit eine unglaubliche Verwirrung bei den Feinden hervor, zumal die Preußen mit Hilfe des gleichfalls vom alten Dessauer eingeführten eisernen Ladestockes bedeutend schneller als diese zu feuern vermochten. Der König erkannte den hohen Wert einer überlegenen Feuergeschwindigkeit und war bemüht, sie durch stete Übung noch zu steigern; die Verbesserungen der Waffen machten damals noch sehr langsame Fortschritte, und erst nach dem siebenjährigen Kriege kamen zylindrischer Ladestock und konisches Zündloch (welch letztes das Pulveraufschütten auf die Pfanne ersparte) zur Einführung und wurde dadurch eine Steigerung der Feuergeschwindigkeit erleichtert. Von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

größter Wichtigkeit war aber die Verwendung des Gewehrfeuers beim Angriff, und hierauf richtete der König sein besonderes Augenmerk. Der Angriff erfolgte in langer Front, Bataillon von Bataillon nur durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, den die beiden Bataillonsgeschütze (3- und 6-Pfünder) ausfüllten. Da das Gewehr nur bis 400 Schritt trug, eine gute Wirkung erst auf 200 Schritt erreichte, kam auf größere Entfernung nur das Geschützfeuer zur Sprache; die Geschütze wurden auf 1200 Schritt vom Feinde von den Kastenprotzen gehoben und an Strängen von der Bedienung weitergezogen, wobei sie vor die Front der langsam (65 Schritt in der Minute) und im Gleichschritt marschierenden Infanterie um 20 Schritt vorprellten und 2 Schuß abgaben, dann wieder folgten, um dasselbe zu wiederholen; von 400 Schritt an wurde mit Kartätschen, vorher mit Kugeln geladen. Das Infanteriefeuer wurde peloton- d. h. zugweise abgegeben, wobei das feuernde Peloton Halt machte; die letzte Salve mußte fast unmittelbar vor dem Gegner abgegeben werden, worauf unmittelbar der Einbruch mit dem Bajonett folgte. Einzel- also Schützenfeuer war streng verpönt und das mit Recht, denn die damalige Heeresergänzung, mehr als die Hälfte Ausländer, verbot die Auflösung der Infanterie in Schützenlinien. Der einzelne Soldat bedurfte der unmittelbaren Aufsicht, diese wieder der geschlossenen Ordnung, in welcher das Einzelfeuer ein Unding war. Dagegen führten die Freibataillone, die der König bei Beginn des siebenjährigen Krieges errichtete, das Schützengefecht ähnlich wie die österreichischen „Grenzer". Die Feuergeschwindigkeit erreichte im Peloton, nach Kommando, 5 Salven in 2 Minuten.



Niederländische Treffenordnung
a 2 Halbregimenter als Avantgarde; b und c 2 Halbregimenter als Bataille; d 2 als Arrièregarde

Stehendes Feuergefecht war gegen das Reglement, da es dem Feinde nur Zeit gab, den Angreifer zu schwächen; das Bestreben, den Angriff rascher an ihn heranzutragen, verleitete den König, vor dem siebenjährigen Kriege den Angriff ohne Feuer einzuführen; die Erfahrungen, welche er bei Prag und Kolin damit machte, die wesentlich gesteigerten Verluste, welche dieser Angriff verursachte, ließen ihn davon Abstand nehmen. Der Wert, welchen Friedrich dem Feuer beilegte, spricht sich in dem Satze aus: „Les batailles se gagnent par la superiorité du feu. Si j'en excepte les postes que l'on attaque, l'infanterie qui charge le plus vite l'emportera sans contredit sur celle qui charge plus lentement."

Wenngleich der König in seinen Schlachten fast stets die einfachsten taktischen Formen und Bewegungen anwandte, war er unermüdlich, auf dem Übungsplatz durch Erfindung immer neuer Formen seine Truppen zu üben und auch auf schwierige, überraschende Aufgaben vorzubereiten. Hierhin gehören besonders die Aufmärsche aus der Kolonne, welche unter seiner Leitung die Beweglichkeit der Infanterie zur höchsten Leistungsfähigkeit steigerten und das Mittel gewährten, auch in der Anmarschrichtung sich zur Angriffsfront zu entwickeln. Der Aufmarsch zur Schlachtlinie mußte stets vor dem Beginn des Kampfes vollendet sein, und wurde im allgemeinen in der Weise ausgeführt, daß der Angreifer treffenweise in

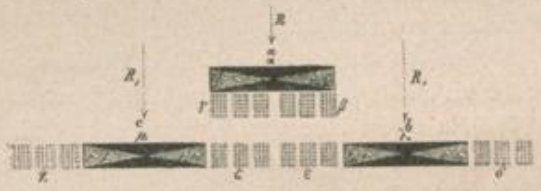
Angriff des Dragonerregiments Bayreuth bei Hohenfriedeberg 1745
Nach dem Original-Karton von Karl Jauslin im Internationalen Kriegs- und Friedensmuseum zu Luzern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Kolonnen anmarschierte und durch Einschwenken die Front herstellte; er war deshalb gezwungen, immer einen Flankenmarsch angesichts des in Stellung befindlichen Gegners auszuführen, was natürlich nur bei den damaligen mangelhaften Schußwaffen möglich war. In Erkenntnis der Schwierigkeiten jedes Frontalangriffs suchte der König meist eine Flanke des Gegners zu umfassen; dies führte ihn zu der Benutzung der „schrägen Schlachtstellung", wie sie bei Kolin geplant, bei Leuthen durchgeführt wurde. Sie besteht in dem Angriff mit einem Flügel, während der andere versagt wird, wobei jener so angesetzt sein muß, daß der angreifende Infanterieflügel beim Vormarsch den anzugreifenden feindlichen überragt, so daß sein Stoß diesen umfaßt, zertrümmert, in Flanke und Rücken bedroht, so daß also die gleichmäßig fortschreitende Linie der ganzen Armee die feindliche Front allmählich aufrollt. Wir kennen diese Form des Angriffs von Alexander dem Großen; Friedrich der Große hat sie aus den Eigentümlichkeiten der neuen Linearaktik neu entwickelt.

Infanterietaktik Gustav Adolfs



Schwedische Halbbrigade (1 Regiment mit 12 Fähnlein) Normalstellung in 3 Vierfähnlein b, a, c, und zwar 3 Pikenierdivisionen λ, α, μ und 6 Musketierdivisionen γ — ζ und χ

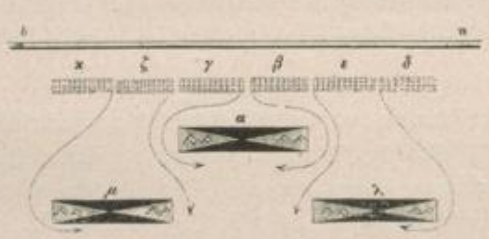
Die preußische Kavallerie zeigte sich bei Mollwitz der österreichischen und ihrer Aufgabe nicht gewachsen. Des Königs Instruktionen halfen dem ab. Sie gipfelten in der Ausnutzung der schnellsten Gangarten bei den Bewegungen und beim Angriff, im Bestreben, den Gegner zu überflügeln, im Verbote des Schießens bei der Attacke und in dem Grundsatz, daß kein preußischer Offizier sich attackieren lassen dürfe, sondern allemal den Feind attackieren müsse. Schon bei Hohenfriedberg (1745) zeigte die Kavallerie, was sie gelernt hatte. Vorzügliche Reitergenerale, wie Seidlitz, und Exerziermeister, wie Zieten, standen dem König zur Seite, um binnen kurzem die preußische Kavallerie an die Grenze der Vollkommenheit zu bringen, das Offizierkorps war erfüllt von Thatkraft und dem Vertrauen in die Unüberwindlichkeit der Waffe, aber auch geschult für alle kriegerischen Vorfälle, die Führer hatten gelernt, die augenblickliche Gefechtslage rasch zu erfassen und auszunutzen; niemals durften sie zum Angriff vorgehen, bevor Aufmarsch und Formation beendet waren, aber dank ihrer großen Manövrierfähigkeit gelang es der preußischen Kavallerie fast immer, beides vor ihrem Gegner zu vollenden.

Schwedische Halbbrigade (wie vorige) in möglichst langer Front

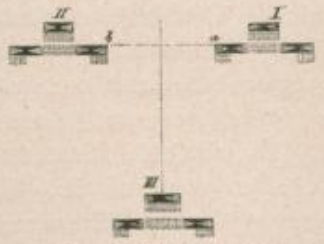
Neben den Kürassieren und Dragonern bestand auch in Preußen (seit 1721) ein schwaches Husarenkorps. Es zählte nicht zur Kavallerie und erfreute sich keiner hohen Achtung. Die österreichischen Husaren, welche seit Ende des 17. Jahrhunderts bestanden, hatten sich in den ersten schlesischen Kriegen als gefährliche Gegner erwiesen, und der König wendete infolgedessen dieser Truppe besondere Aufmerksamkeit zu. Formation und Bestimmung der Kavallerie und der Husaren waren verschieden, jene hatten Regimenter von 5 Eskadrons zu je 2 Kompagnien (132 Reiter) in 3 Gliedern, diese 10 Eskadrons (102 Reiter), welche

in 2 Bataillone formiert wurden; die Kürassiere bildeten die eigentliche Schlachtenkavallerie, die Dragoner pflegten auch den Kampf zu Fuß, die Husaren wurden für Kommandos und den kleinen Krieg verwendet und dann in 2 Glieder formiert. Friedrich der Große ließ die Unterschiede zwar bestehen, stellte aber jeder Gattung die Aufgabe, auch zu Zwecken sich verwendbar zu machen, die eigentlich den anderen zukamen, und bereitete hierdurch den Übergang zur Einheitskavallerie wesentlich vor; er verlangte von den Husaren so gut die Attacke wie von den Kürassieren die Übung im Fußgefecht. Dadurch gab er der Kavallerie eine ganz neue Gestalt und befähigte sie zu den beispiellosen Erfolgen, wie sie keine andere Kavallerie errungen hat.

Die Feldartillerie hatte 1744 2 Bataillone zu 5 Kompagnien, welche 1756 auf sechs solche verstärkt wurden, zusammen 72 Offiziere, 2402 Mann; die Garnisonartillerie zählte (1756) in 2 Bataillonen 29 Offiziere, 1108 Mann; zur Feldartillerie gehörte auch das Pontonierkorps (eine Kompagnie, die erst 1797 verdoppelt wurde), dessen Train bei der schweren Artillerie marschierte; das Pionierregiment, dem 2 Mineur-Kompagnien an-




Halbbrigade mit vorgezogener Feuerlinie der 6 Musketierdivisionen hinter einem Fronthindernis a, b

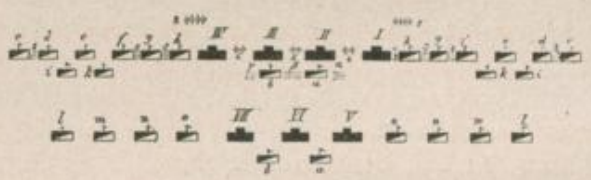



Schwedische Treffenstellung in drei Halbbrigaden (a, b = 296′)

gegliedert waren, formierte 10 Kompagnien und war wie ein Infanterieregiment organisiert und ausgebildet. Friedrich II. trennte die schwere (Positions-)Artillerie von der leichten, den Bataillonsgeschützen, und verwendete die später auf $^1/_3$ der gesamten Artillerie von ihm vermehrten Haubitzen, die 12- und 24-Pfünder in drei großen Batterien, deren eine vor jedem Flügel, eine vor der Mitte Aufstellung nahm und je einem Kapitän nebst mehreren Leutnants unterstellt wurde. Von 1760 an verteilte er den „Artilleriepark" an die Infanteriebrigaden zu je 10 Geschützen. Der Kampf der beiderseitigen Artillerien gegen einander kam noch wenig zur Sprache, da hierfür die Fernwirkung der Geschütze noch nicht ausreichte und die geringe Beweglichkeit die hierhin zielenden Absichten des Königs vereitelte; auch die Vorbereitung des Angriffs durch Wirkung gegen die Infanterie und Kavallerie spielte noch keine große Rolle, da beide Waffen, sobald sie aufmarschiert waren, vorzugehen pflegten ohne Rücksicht auf etwaige vorhergegangene Wirkung der Artillerie. Jedoch war der König bestrebt, in dieser Beziehung sie auszunutzen, und ließ die schweren Geschütze zuerst gegen die Kavallerie zur Vorbereitung seines Kavallerieangriffs, dann, während dieser erfolgte, gegen die Infanterie schießen. Aus der Erkenntnis, wie wichtig für die Reiterei die Unterstützung durch Artillerie sei, ging 1758 die Aufstellung der reitenden Geschütze hervor. Gegen verschanzte Stellungen hielt er die Steilfeuergeschütze, also die Mörser, für unentbehrlich, weshalb auch diese mitgeführt werden mußten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Bataillonsgeschütze führten teilweise die Munition (Patronen) in Kastenprotzen mit sich und marschierten beim Marsch zur Schlacht vereinigt hinter dem vordersten Bataillon, die Positionsartillerie dagegen geschlossen, sofern nicht ein Teil der Avantgarde zugeteilt war, bei der mittleren Kolonne. Die leichten Geschütze waren durch Einführung einer Schraubenrichtmaschine wesentlich verbessert, die 6-Pfünder feuerten außer Vollkugeln auch Hohlkugeln, jedoch ohne Sprengladung, die schweren Kanonen auch Granaten und die Mörser Bomben; als Zündung dienten Blechschlagröhren, die mit der Lunte entzündet wurden; als wirksamster Schuß wurde mit Recht der Kartätschschuß angesehen, welcher bei dem 12-Pfünder bis 800, bei dem 24-Pfünder sogar bis 1000 Schritt reichte. Die Positionsartillerie war sehr schwer und unbeweglich, darum eine große, aber unentbehrliche Last für die Armee; der König war unausgesetzt und auch mit Erfolg bemüht, sie durch Gewichtsverminderung beweglicher zu machen, aber auch die Österreicher nutzten die Friedenszeit von 1745—1756 nach Kräften aus und traten ihm dann mit einer an Zahl überlegenen und an Wirkung gleichwertigen Artillerie entgegen.



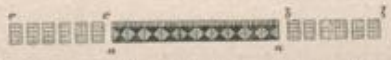
Schlachtstellung Gustav Adolfs

Zentrum: Infanterie-Brigade I—IV im 1. Treffen, die Brigade V—VII des 2. stehen hinter den Intervallen, in diesen die Regimentsstücke 5—6; a, b Schwadronen von 2—300 Pferden; α, β, γ Musketier-Abteilungen; die schweren Geschütze 1, 2 vor der Front. Flügel: Reiterei in 2 Treffen, δ, ε ζ Musketiere

Wie Friedrich II. kein für die Kriegführung wichtiger Punkt entging, so sorgte er auch für Lazarett- und vor allem für Verpflegungseinrichtungen. An Stelle des Requisitionssystems war das der Magazinverpflegung getreten und hatte sich derart einseitig ausgebildet, daß es die ganze Kriegführung beherrschte, da man nicht weiter als 5 Märsche von einem Magazin sich entfernen durfte, um mit den mitgeführten und nachgesandten

Kaiserliches Regiment
(2. Hälfte 17. Jahrhundert)

a a 120 Rotten Pikeniere in 10 Kompagnie-Divisionen von 48 Mann; b b 240 Musketiere, um die 120 Rotten auf 6 Mann Tiefe zu bringen; c c u. d d Musketierflügel (je 60 Rotten = 360 Mann)



Montecuccolis „Regimentsbataillon"

Zentrum a a mit 80 Rotten (1. Glied Rundtartschiere, 2. Musketiere, 3.—8. Pikeniere), b b und c c je 6 Musketier-Pelotons (40 Mann)

Lebensmitteln auszukommen. Die großen Magazine wurden deshalb zu Operationsobjekten und bedurften der Befestigung, um nicht einem Handstreich zum Opfer zu fallen; dies ließ also viele neue Festungen entstehen und diese wiederum zu Kampfobjekten werden, so daß die Armee durch sie weniger entlastet und in ihren Bewegungen unabhängiger, als vielmehr genötigt wurde, der für sie so wichtigen Festung zu Hilfe zu eilen, wenn der Feind mit starken Mitteln sie bedrohte. Als Fortifikator machte sich Friedrich frei von dem herrschenden Bastionärsystem und legte in seinen Festungen den Grund für die Entwickelung eines selbständigen preußischen Befestigungssystems. Die Magazinverpflegung war ihm aber ein

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nicht zu überwindendes Hemmnis für den Bewegungskrieg, seine Gegner empfingen ihn meist in vorbereiteten Stellungen, und er selbst war zu gleicher Lokalisierung des Kriegs oftmals genötigt; der Stellungskrieg beherrscht diese Zeit, und ihm zur Seite stehen die jährlichen Winterquartiere mit den in langen Kordons aufgestellten Postenlinien, ein Stück Frieden mitten im Kriege, basiert nur auf stillschweigendem gegenseitigen Übereinkommen, größere Unternehmungen zu unterlassen und die Ruhe nur durch Neckereien der Postenlinien in ziemlich harmloser Weise zu stören. Diese war unentbehrlich, da nur während dieser Zeit die Ergänzung der Truppen, die Rüstung zum nächstjährigen Feldzug ausführbar erschien; es fehlte an heimischen Stämmen hierfür.

Der König hatte die Friedenszeit nach dem Dresdener Frieden in jeder Weise ausgenutzt, um seiner Armee den Grad der Vollkommenheit zu verschaffen, der für die Durchführung der noch bevorstehenden schwersten Kämpfe notwendig war. Die Nachrichten über

Die Infanterie in Verbindung mit anderen Waffen gegen Ende der Pikenzeit

(Montecuccoli) 1—16 Infanterie-Bataillone, I—X je 5 Eskadrons, Flügel XI bis XX je 5 Eskadrons (zusammen I—XX 80 Eskadrons Kürassiere), Musketiere zwischen der Kavallerie der Flügel; XXI—XXIV Kroaten-Schwadronen zu je 500 Pferden, 19—24 Dragoner (2000 Pferde)

die durch Maria Theresia und ihren Minister Kaunitz erreichte Vereinigung der drei Großmächte Österreich, Frankreich und Rußland gegen ihn, welche er von der Gesandtschaft im Haag erhielt, trafen ihn nicht unvorbereitet. Man hatte eine vollständige Teilung Preußens in Absicht, um durch Pommern Schweden, durch Preußen Polen, durch Magdeburg Sachsen, durch Kleve-Mark die Kurpfalz für das Bündnis zu gewinnen; noch waren aber die Verhandlungen nicht abgeschlossen, und Friedrich kam seinen Feinden zuvor, indem er am 29. August 1756 mit 70000 Mann in Sachsen einmarschierte, das sächsische Heer am 10. September in seinem Lager bei Pirna einschloß, den zum Entsatz heraneilenden General Browne am 1. Oktober bei Lobositz schlug und die Sachsen am 14. Oktober zur Kapitulation zwang. Die gemeinen Soldaten reihte der König teils in seine Regimenter ein, teils nahm er sie in ihren alten Verbänden in seine Armee auf, was ihm nachmals böse Früchte brachte. Nun wurden sich seine Gegner einig: der Reichstag beschloß den Reichskrieg gegen ihn, und nur einige Staaten protestierten dagegen, Frankreich übernahm die Zahlung des Soldes für die Reichsstände, außerdem die Aufstellung von 100000 Mann; es wußte, warum, denn Deutschland sollte ihm jenseit des Rheins preisgegeben, diesseits durch die Zerstückelung Preußens unschädlich gemacht werden, Maria Theresia übersah in blindem Haß, welches Übergewicht Frankreich dadurch bekommen mußte. Der Kampf des Königs von Preußen wurde aber angesichts dieses Vertrages zum Rettungskampf für Deutschland, das fast geschlossen gegen ihn stand.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Angriff der preußischen Infanterie bei Hohenfriedeberg 1745
Nach dem Original-Karton von Karl Jauslin im Internationalen Kriegs- und Friedensmuseum zu Luzern

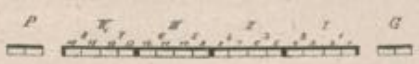
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

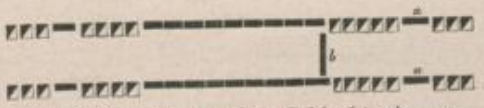
Die preußische Armee war auf 210000 Mann gebracht worden, davon bestimmte der König für die Defensive: in Preußen 35000, in Westfalen 7000, in Sachsen, Mark, Pommern, Schlesien 45000, zusammen 87000 Mann; im Wesergebiet stellten seine Bundesgenossen England und Holland 45000 Mann, für die Offensive blieben ihm 123000; davon standen Böhmen gegenüber 110000 Mann. Die Stärke der österreichischen Armee betrug einschließlich Garnisonstruppen 204000 Mann, davon standen in Böhmen und Mähren 132500; noch waren die Verbündeten: Frankreich mit 134000, Rußland mit 100000, Schweden mit 25000 und die Reichsarmee mit 32000 Mann nicht zur Stelle. Die Österreicher beabsichtigten die Offensive mit 4 Korps: Serbelloni (28000) von Königgrätz, Königsegg (23000) von Reichenberg, Browne (39000) von Buddin und Prag, Ahremberg (24000) von Pilsen aus gegen Dresden; Nadasdy stand mit 15000 Mann in Mähren und Schlesien. Friedrich hatte dem gegenüber seine Truppen auf eine Front von etwa 260 km verteilt: Schwerin (33000) bei Glatz, Bevern (18000) bei Zittau, der König (39000) bei Dresden, Dessau (19000) im Vogtland; er kam seinen Gegnern zuvor: Schwerin überschritt am 18. April das Gebirge, umging Serbelloni über Königinhof und vereinigte sich in Jung-Bunzlau, wo er ein wertvolles Magazin eroberte, mit Bevern, welcher am 21. mit Königsegg bei Reichenberg ein siegreiches Treffen bestanden hatte; er überschritt dann am 5. Mai die Elbe bei Brandeis und marschierte auf Prag, wohin sich auch Königsegg zurückgezogen hatte.

Das hohle Karree von 16 Rotten Pikenieren und 32 Rotten Musketieren mit Benutzung der „Schweinsfedern" zur Füllung der Ecken

Das Korps des erkrankten Serbelloni verließ unter Dauns Führung Königgrätz zu spät (am 3. Mai) um an der Schlacht noch teilnehmen zu können. Moritz von Dessau erreichte den König, welcher über Gieshübel ging, über Kommotau und Teplitz, von wo beide gegen Prag vorrückten und am 2. Mai auf dem weißen Berge Stellung nahmen;



Das französische Bataillon (gegen 1700) in 2 Flügel und 4 Halbflügel (I—IV, Divisionen), diese in je 2 Pelotons und 4 Sektionen geteilt; einerseits die Grenadierkompagnie G, anderseits die Wachtmannschaften P

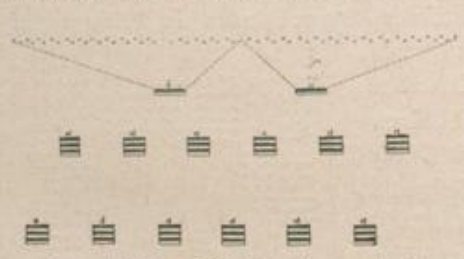


Friedrichs des Großen Schlachtordnung bei Mollwitz (10. April 1741)
a a Musketier-Pelotons zwischen der Kavallerie,
b überschießende Grenadierbataillone

Ahremberg war indessen nach Welwarm zurückgegangen, vereinigte sich hier mit Browne und ging mit ihm nach Prag. Hier mußte es zwischen den vereinigten Armeen zur Schlacht kommen, nachdem dem König die kühn angelegte und auf die Schwerfälligkeit seiner Gegner rechnende Konzentration gelungen war.

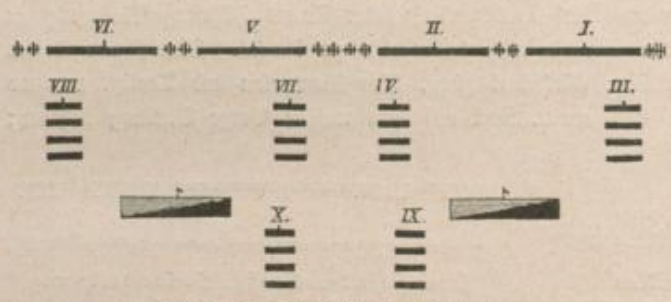
Herzog Karl von Lothringen übernahm den Befehl über die österreichischen bei Prag versammelten Truppen und bezog ein Lager auf dem rechten Moldauufer, den linken Flügel

an den Ziskaberg gelehnt, den rechten bis Sterboholy ausgedehnt, in Front und Flanke durch tief eingeschnittene Bachläufe und Seenketten gesichert, eine starke Stellung, deren Flügel aber durch ein tiefes Thal und durch den Lahowitzer Berg getrennt wurden, welcher sich in dessen nordöstlicher Verlängerung in die Stellung hineinschiebt und den Rokitnitzbach, der den Fuß des schmalen Rückens beiderseits bespült, zu einer starken Ausbiegung nach Südwest zwingt. Er stellte ins erste Treffen (BACD) 27 Bataillone und Grenadierkompagnien, 42 Eskadrons (27000), ins zweite (FGHK) 22 Bataillone, 23 Grenadierkompagnien, 36 Eskadrons (22000), in Reserve hinter dem linken Flügel (Y) 12 Bataillone, 10 Grenadierkompagnien, 39 Eskadrons (12000 Mann); auf dem im Zentrum gelegenen Lahowitzer Berg ließ er eine kleine Abteilung (E) sich verschanzen.



Französische Schlachtordnung in den Revolutionskriegen
2 Treffen in Bataillonskolonnen, vorgeschobene Tirailleurlinie

Der König überschritt die Moldau am 5. Mai, zog am Morgen des 6. Schwerin an sich und erkundete die Stellung, der er (aa) frontal gegenüber stand: erstes Treffen 23 Eskadrons, 40 Bataillone, 36 Eskadrons; zweites Treffen 5 Eskadrons, 19 Bataillone, 15 Eskadrons; Reserve 53 Eskadrons. Da er die Stellung in der Front als unangreifbar erkannte, beschloß er, den rechten Flügel anzugreifen, welchen Schwerin nach einer flüchtigen Besichtigung, wobei er sumpfigen Boden (abgelassene Seen) für feste Wiesen hielt, als allenfalls zugänglich erachtet hatte. Dazu war ein Flankenmarsch angesichts des Feindes auszuführen, den Schwerin früh 9 Uhr begann, auf schmalen Wegen und über teilweise morastartige Wiesen um den im Haken stehenden rechten Flügel der Österreicher herum; Browne, welcher diesen kommandiert, begegnet der drohenden Überflügelung durch Verlängerung des Flügels, wobei seine Kavallerie südwestlich Sterboholy (L), seine Infanterie mit der Front gegen Hostawitz, mit der linken Flanke bei Keige zu stehen kommt (MN), zwischen ihr und der Kavallerie finden 22 Grenadierkompagnien aus dem zweiten Treffen Lothringens und die Artillerie auf dem Homolyberg Platz (RQ); die Division Ahremberg zieht sich als zweites Treffen hinter die Grenadiere, und die ganze Kavallerie der Reserve nebst einem Teil des rechten Flügels stellt sich als drittes Treffen auf (O).




Napoleons I. Divisionsstellung

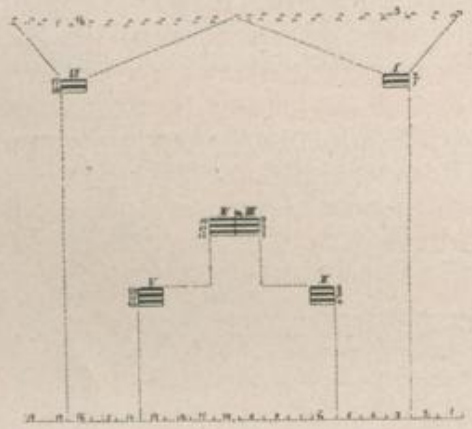
Schwerin langt gegen 10 Uhr in Höhe von Sterboholy an und macht Halt, der rechte preußische Flügel stellt sich gegenüber Keige in Schlachtordnung auf (l). Schwerins Infanterie unter Winterfeld wird aber durch die Geländeschwierigkeiten so aufgehalten, daß sie erst um 11 Uhr zum Angriff auf Sterboholy bereit steht. Die Österreicher, welche

sich solange vollständig ruhig verhalten haben, eröffnen ein sehr wirksames Geschützfeuer gegen den Bajonettangriff (ohne Feuer) und rücken mit den Grenadieren entgegen; das ungeachtet dessen fortgesetzte Vorrücken erweist sich dem Geschütz- und Gewehrfeuer gegenüber als undurchführbar, die Bataillone gehen auf die Höhe hinter Sterboholy zurück (c). Indessen ist die Kavallerie auf einem Damme defiliert und attackiert die österreichische in

Schlacht bei Prag am 6. Mai 1757

mehreren Linien (b), wird zweimal zurückgeworfen, greift aber zum dritten Male mit Erfolg an, als ein Teil der ihr gesandten Verstärkung (g) durch Umgehung die rechte Flanke des Gegners gewinnt. Die geschlagene österreichische Reiterei verschwindet damit vom Gefechtsfeld. Währenddessen hat Schwerin sein zweites Treffen vorgeführt und, die Fahne eines weichenden Bataillons ergreifend, sich selbst in den Feind gestürzt: er fällt,

und dies Beispiel reißt die wankenden Bataillone zur begeisterten Nachahmung hin. Nach einem verlustreichen Feuergefecht und nachdem ein Teil der preußischen Reiter im Rücken der österreichischen Grenadiere erschienen ist, dringen die Preußen siegreich vor (t).



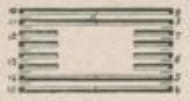
Normal-Gefechtsordnung des Bataillons
(6 Kompagnien zu je 3 Zügen)
Mitte des 19. Jahrhunderts

Zur Zeit, als der erste Angriff Schwerins scheitert, läßt der König die Schanze auf dem Lahowitzer Berg angreifen und erstürmen, dann sofort mit Geschütz besetzen und den rechten österreichischen Flügel enfilieren. Die Infanterie greift in 3 Kolonnen an, deren mittlere ihren Weg durch Keige, die beiden anderen links und rechts davon nehmen (opq); trotz des wirksamen Kartätschfeuers, welches die Entwickelung nach Überschreiten der Defileen zu hindern sucht, überwinden die Truppen alle Hindernisse und nötigen die Österreicher zum Rückzug auf Prag. Noch behauptet sich der linke Flügel: 17 Bataillone, 17 Grenadierkompagnien, 20 Eskadrons, die noch nicht ins Feuer gekommen sind, jetzt in der rechten Flanke und im Rücken angegriffen, dank den Anstrengungen Lothringens, der alles aufbietet, um seine Truppen von der Flucht zurückzuhalten; da befällt ihn ein heftiger Brustkrampf, der Widerstand wird aufgegeben, und Alles drängt nach den Thoren der schützenden Festung. Die Preußen folgen bis in die Linie Wolschan-Werschowitz (z). Lothringen sieht sich abends 8 Uhr mit 40000 Mann in Prag eingeschlossen. Die Schlacht kostete die Österreicher an 2200 Tote, 7000 Verwundete und 4300 Gefangene, zusammen 22 %, die preußische Armee verlor 3200 Tote, 8600 Verwundete, 1600 Vermißte, also beinahe das gleiche, aber bedeutend mehr Tote und Verwundete, auch an Offizieren; Verluste, welche ohne Zweifel durch den Angriff ohne Feuer wesentlich gesteigert wurden.

Der König hoffte Prag durch Hunger und Beschießung zu bezwingen. Dies wurde vereitelt durch Daun, welcher, auf nahezu 60000 Mann verstärkt, am 12. Juni Bevern mit 22000 Mann zurückzugehen nötigte und zum Entsatz der Festung heranrückte. Der König verließ am 14. das Lager vor Prag, um Bevern zu unterstützen, fand Daun westlich Kolin in fester Stellung und beschloß, seine rechte Flanke anzugreifen. Während seines Flankenmarsches auf der Straße Planian-Kolin veränderte Daun seine Front durch Verstärkung und Verlängerung des rechten Flügels, so daß der Angriff auf diesen starken Widerstand fand. Friedrich beabsichtigte, während dieses Angriffs mit dem linken, den rechten Flügel zu versagen, und schon hatte Zieten die Kavallerie Nadasdys mehrere Male geworfen, Hülsen das erste Infanterietreffen durchbrochen, da ließ sich der rechte Flügel zum Vorgehen verleiten, wodurch dem linken die notwendige Unterstützung entzogen wurde, er wurde selbst zurückgeworfen, und der andere Flügel, dem bereits der Sieg gesichert schien, zum Rückzug gezwungen. Die Schlacht des 18. Juni war verloren, und die Belagerung von Prag mußte aufgegeben, der Rückzug nach Schlesien angetreten werden. Jetzt häufte sich das Unglück: eine französische Armee schlug den Herzog von Cumberland, der die ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

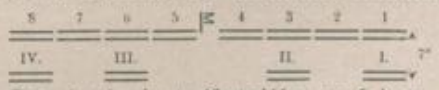
bündeten Truppen im Wesergebiet führte, und verleitet ihn zu einer schmachvollen Kapitulation, eine zweite französische Armee überschritt unter Soubise den Rhein und suchte sich in Thüringen mit der Reichsarmee zu vereinigen, gleichzeitig traten die Russen auf, und Lehwaldt vermochte sie mit seinen geringen Kräften nicht aufzuhalten. Der König war nach der Lausitz gegangen, Daun folgte ihm, er mußte notwendigerweise einen Schlag thun, bevor es seinen Gegnern gelang, sich mit diesem zu vereinigen, und er beschloß, den Schlag gegen Soubise und die Reichsarmee zu führen. Seine Armee mußte er unter dem Herzog von Bevern gegen Daun stehen lassen, nur 16 Bataillone und 18 Eskadrons nahm er mit und erreichte mit Seidlitz und Dessau am 3. September Leipzig, wo ihn die Nachricht erreichte, daß Lehwaldt bei Groß-Jägerndorf (30. August) geschlagen sei; bald darauf erhielt er die Unglücksbotschaft von der Konvention Cumberlands und schickte Ferdinand von Braunschweig ins Halberstädtische, um die Franzosen zu beobachten; auch aus Schlesien trafen schlechte Nachrichten ein und veranlaßten ihn, am 11. Oktober nach Eckartsberga zu gehen; hier erfuhr er, daß Berlin von dem Österreicher Zadik bedroht sei und entsendete Dessau und Seidlitz, um ihn zu vertreiben; nachdem die Hauptstadt wiedergewonnen war, zog der König Keith, den Herzog von Braunschweig, Dessau und Seidlitz heran und brach am 31. Oktober nach der Saale auf, hinter der die Verbündeten standen. Sie hatten 64800, er selbst nur 24000 Mann, aber es galt zu siegen oder alle Hoffnung aufzugeben. Wie der König seine Lage bei dem Abmarsch nach Leipzig schon ansah, ergiebt sich aus seinen Worten zu Bevern: „Wenn Sie eine Schlacht gewinnen, Lehwaldt die zweite und ich die dritte, so bin ich nichtsdestoweniger verloren.“



Bataillonskarree (4 Kompagnien zu je 3 Zügen) zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts

Bei Roßbach gewann er am 5. November seine Schlacht, nachdem die beiden Generale die ihrigen am 30. August und 22. Oktober bereits verloren hatten. Es ist, als wenn Soubise des Königs Flügelangriff hätte nachahmen wollen, als er seine Armee den Flankenmarsch antreten ließ, um Friedrichs linke Flanke zu gewinnen; aber er war nicht Friedrich, dessen belehrte ihn Seidlitz, als er die Marschkolonne plötzlich überfiel. Seine Gegner haben den König sicher des Mangels an Courtoisie geziehen, weil er nicht wie sie den Flankenmarsch ruhig mit ansah und abwartete, bis sie ihre Bewegung beendet hatten. Des einen Gegners ledig geworden, hieß es für Friedrich, mit äußerster Beschleunigung seinem gefährlichsten Feind, Daun, entgegenzutreten, denn nach der verlorenen Schlacht Beverns an der Lohe war Breslau gefallen, Schlesien verloren. Bei dem Gewaltmarsch von Leipzig nach Liegnitz, den er, eine enorme Marschleistung für damalige Zeit und Wegeverhältnisse, in 14 Tagen zurücklegte, machte der König sich sogar von den Fesseln der Magazinverpflegung frei und ließ seine Truppen von den Quartierwirten beköstigen. In Parchwitz stieß am 2. Dezember Zieten mit $29\frac{1}{2}$ Bataillonen, 104 Eskadrons, 103 Geschützen zu ihm, wodurch seine kleine Armee die Stärke von $48\frac{1}{2}$ Bataillone, 132 Eskadrons, 96 leichten und 71 Positionsgeschützen erreichte: 21000 Mann Infanterie, 19000 Pferde. Nach kurzer Rast marschierte er am 4. Dezember nach Neumarkt, wo er eine österreichische Feldbäckerei erbeutete.

Karl von Lothringen hatte die ganze österreichische Armee: 84 Bataillone, 114 Eskadrons, 80—90 000 Mann mit 168 leichten und 42 Positionsgeschützen, hinter der Lohe




Das deployierte Bataillon nach dem preußischen Reglement von 1876

beisammen, beschloß aber, den Preußen entgegenzugehen, um sie zu vernichten; vor der Weistritz nahm er Stellung, Front gegen West, zwischen Nyppern und Sagschütz über 13 km lang, die Ortschaften Frobelwitz und Leuthen, mit einigen Grenadierkompagnien besetzt, vor sich, im ersten Treffen 25 Bataillone, beiderseits je 30 Eskadrons, im zweiten 19 Bataillone, jederseits 24 Eskadrons, Reserve 8 Bataillone; auf dem linken Flügel stand das selbständige Korps Nadasdys: 32 Bataillone, 12 Eskadrons auf dem rechten, 24 auf dem linken Flügel, dieser im Haken zurückgebogen. Die Positionsartillerie stand bei Frobelwitz und Leuthen.

Vor dem Aufbruch aus Neumarkt hielt der König an seine Generale und Stabsoffiziere eine begeisternde Ansprache, welche einige Sätze charakterisieren: „Ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Österreicher im Besitz von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, nicht von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dies, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muß diesen Schritt wagen oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln." Flügelweise abmarschiert rückte die Armee bis Borne vor, wo die Avantgarde auf 5 feindliche Reiterregimenter stieß und sie mit starkem Verlust bis Frobelwitz zurückwarf. Nach eingehender Erkundung der Stellung beschloß der König, deren linken Flügel anzugreifen, die Armee ging in treffenweisen Abmarsch über und begann den Flankenmarsch; als die Spitze dem Schweidnitzer Wasser nahekam, stellte der König durch Linkseinschwenken der Pelotons die Front her und begann die Schlacht: es war mittags 1 Uhr.

Bataillon in Breitkolonne
(Deutsche Normalstellung 1900, 4 Kompagnien zu je 3 Zügen in Kolonne nebeneinander)

General Wedell, welcher die vier Bataillone der Vorhut führte, eröffnete mit 10 schweren Geschützen das Feuer und ging gegen Sagschütz vor; das Dorf ward genommen, die daneben stehende Batterie zum Abfahren gezwungen und 14 Kanonen erbeutet. Nadasdy ließ, um nicht in Flanke und Rücken gefaßt zu werden, sein ganzes Korps hinter den Gohlau-Bach zurückgehen. Die Kavallerie des preußischen rechten Flügels hatte währenddessen mit großer Mühe die Geländeschwierigkeiten trotz auf sie gerichteten Kartätschfeuers überwunden und machte, nachdem sie aufmarschiert war, unter Zieten einen glänzenden Angriff, welcher Nadasdys Korps zersprengte und bis in den Rathener Busch warf, wo es sich erst wieder sammeln konnte. Zu spät versuchte jetzt Lothringen eine neue Front zu bilden, da die preußische schräg auf seinen Flügel stand; hierzu war eine Art Achsschwenkung um Leuthen nötig, bei welcher der äußerste linke Flügel Kehrt machen mußte. Von der preußischen Vorhut hierbei beschossen, konnten die Bataillone diese Bewegung nicht ohne Unordnung und Zusammendrängen zu dichten Haufen ausführen; die Höhe hinter dem Dorf wurde mit 24 Geschützen besetzt.

Jetzt ließ der König sein erstes Treffen, das sich während des Avancierens immer rechts gezogen hatte, zum Gefecht antreten. In Staffeln, jedes Bataillon dem vorher-

gehenden 50 Schritt Vorsprung gebend, rückte es, der rechte Flügel voran, gegen den Feind und bildete so die schiefe Schlachtordnung. Der linke Flügel war also, als das 20. Bataillon sich in Marsch setzte, 1000 Schritt gegen den rechten zurück und konnte sich

Werbebrief zur Zeit Friedrichs des Großen

nicht gegen den Willen des Königs in das Gefecht verwickeln. Auch die Artillerie folgte dieser Bewegung in gleicher Weise, so daß 4 Batterien in Staffeln mit 250 Schritt Abstand die Infanterie begleiteten. Dabei zog sich Alles immer noch halbrechts, um dem Feinde die linke Seite abzugewinnen. Prinz Karl hatte inzwischen doch zwei Treffen gebildet, deren Mittelpunkt Leuthen war. Um dies Dorf entspann sich der Hauptkampf, in

den die preußischen Bataillone, wie sie in die Linie einrückten, eingriffen, und zwar diesmal wieder mit Feuer avancierend. Die Österreicher mußten das Dorf räumen, die dahinter stehende Batterie gab ihnen Schutz und hemmte das weitere Vordringen der Preußen, deren Geschütz aber auch gegen die in gedrängten Massen stehenden Österreicher eine große Wirkung hatte. Die Schlacht kam zum Stehen.

Die Kavallerie des linken Flügels, welche, im Gelände gedeckt, der Infanterie gefolgt war, brachte die Entscheidung. Die österreichische Kavallerie des rechten Flügels wollte die linke Flanke der preußischen Infanterie, die sie für ungedeckt hielt, attackieren, da warf sich Driesen mit den preußischen Schwadronen blitzschnell auf sie, packte sie von drei Seiten und zersprengte sie vollständig. Bei dieser unerwarteten Wendung wurde die Infanterie des österreichischen rechten Flügels, die noch keinen Schuß gethan hatte, von panischem Schreck erfaßt, lief fort und ließ die Geschütze ohne Deckung; nur 4 Bataillone hielten Stand und wurden durch die Kavallerie zersprengt. Damit war der Sieg entschieden. Nadasdy suchte mit seinen wieder geordneten Truppen den fluchtartigen Rückzug zu decken, doch machte die verfolgende Reiterei viele Gefangene.

Die Österreicher verloren, diese eingeschlossen, 27 000 Mann, 134 Geschütze, 54 Fahnen und 4000 Wagen, die Preußen 6000 Mann. Die nächste Folge war der Fall von Breslau, das mit 17 000 Mann Besatzung am 19. Dezember, dem 7. Tag der Beschießung, kapitulierte; ganz Schlesien mit Ausnahme von Schweidnitz wurde von den Österreichern geräumt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 25. Napoleon I. Des Sternes Aufgang

Fassen wir den Krieg als das notwendige Kräftemessen zwischen einer Nation und den ihre Entfaltung beengenden Nachbarn auf, so behält er eine nationale Bedeutung und Berechtigung solange, bis jene den freien Bewegungsraum sich erworben und gesichert hat, dessen sie zur Erfüllung ihrer Kulturaufgabe bedarf. Hierum handelt es sich bei dem Kampf um die Existenzberechtigung und nicht um ein Nebeneinandervegetieren, wie man fälschlich Darwins Satz verstanden hat. Den über diese Grenze hinausgehenden Eroberungskriegen würde streng genommen die moralische Berechtigung abzusprechen sein, wenn nicht auch sie vielfach der bewußten Lösung einer kulturellen Aufgabe dienten, wie z. B. die Kriege Alexanders des Großen: auf den Trümmern gealterter und nicht mehr lebenskräftiger Kulturstaaten lassen sie neue erstehen und zur Blüte sich entfalten. Sie sind den Frühlingsstürmen zu vergleichen, welche das Morsche brechen, um einem neuen Leben Raum zu schaffen. Ganz anderer Natur sind die verheerenden Stürme, denen die Kriegszüge der Hunnen und Mongolen zu vergleichen sind; wenn auch sie einer höheren Ordnung zufolge schließlich der kulturellen Weiterentwickelung dienen mußten, so geschah dies unbewußt, ja gegen die Absichten der Personen, welche die Kräfte der ihnen dienenden Völker zusammenfaßten, um ihren persönlichen Machtgelüsten durch Zertrümmerung gleichgültig welcher Menschenarbeit zu fröhnen. Zu diesen Personen zählt Napoleon I., und zur Klasse der im Dienst persönlicher Herrschsucht rücksichtslos zerstörenden Kriege seine Kämpfe um die Alleinherrschaft in Europa. Deren Folgen: die Aufrüttelung der deutschen Nation und ihre einheitliche starke Staatenentwickelung entsprachen weder seiner Absicht noch seiner Erwartung; und doch bedurfte es des grenzenlosen Elends, das er über Deutschland brachte, um hier das nationale Bewußtsein und den Willen zu erwecken, der nationalen Aufgabe endlich sich zu erinnern.

Die maßlose Herrschsucht Napoleons war mit außerordentlichen militärischen und politischen Fähigkeiten gepaart, aber das Instrument, dessen er sich bediente, die Armee, war im Grunde genommen nicht sein, sondern ein nationales Werk; sein organisatorisches Talent zeigte ihm nur die Wege, den neuen Ideen auch neue feste Formen zu geben, die ihm zur Verfügung gestellten Massen zu organisieren und durch den Zauber seiner Person seinen Plänen dienstbar zu machen. Die ungünstigen Erfahrungen, welche die Republik im Anfang des ersten Koalitionskrieges mit den Linientruppen und namentlich mit den Freiwilligen machte, gab die Veranlassung zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (20. August 1793), zur Auflösung der alten Regimenter und Aufstellung der Halbbrigade (3 Bataillone, 4 Es-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kadrons) als taktische Einheit. Man gewann mit der Aushebung 1793 ein Heer von 650 000 Mann. Da diese aber in kürzester Frist gegen den Feind geführt werden mußten, war es ganz unmöglich, sie einzuexerzieren, um mit ihnen in langen, gerichteten Linien avancieren, in der geschlossenen Stellung auf Kommando pelotonweise schießen zu können, wie es die noch in Geltung stehende friederizianische Taktik verlangte; man mußte sie vereinzelt im Gelände ihrer eigenen Findigkeit überlassen, und sie lernten schnell, dessen Vorteile auszunutzen und besser zu treffen, als ihre Gegner, welche mit Pelotonsalven gegen die Vereinzelten nichts ausrichteten. So entwickelte sich von selbst die zerstreute Fechtweise, und neben ihr kam die alte tiefe Stellung früherer Jahrhunderte, deren Vorzüge bezüglich Stoßkraft und Widerstandsfähigkeit über der Ausbildung der Feuertaktik lange verkannt wurden, wieder zur Geltung; waren doch die Rekruten leichter im gedrängten Haufen, als in der dünnen Front an den Feind heranzubringen. Das durchschnittene Gelände bot der Verbindung von Kolonne und Schützenlinie große Vorteile, und so entwickelte sich diese Kampfweise als eine nationale, ohne daß man eine bestimmte Person als ihren Urheber bezeichnen könnte.

Die Entwickelung des Feuergewehrs
Ursprüngliche Form (um 1400)

Handkanone

Petrinal

Da gleichzeitig mit der allgemeinen Wehrpflicht, mit der Änderung der Organisation und Taktik auch das alte Verpflegungswesen aus Magazinen aufgegeben und das Requisitionssystem eingeführt wurde, da ferner die Verwaltung bei den in Paris herrschenden Zuständen eine höchst mangelhafte war, wäre die Armee der Republik einem baldigen Verfall entgegengegangen, wenn sich nicht in Napoleon die Persönlichkeit an ihre Spitze gestellt hätte, welche die in ihr schlummernden Keime in erstaunlicher Weise zur Entfaltung bringen konnte. Die Truppen, welche er bei seinem ersten selbständigen Kommando 1794 in Italien übernahm, kennzeichnet Hardegg mit den Worten: „Die Soldaten, deren ganzer Schmuck Lumpen, ein schwarzbrauner Teint und martialisches Aussehen war, obwohl ohne Schuhe und Brot, waren alte kriegsgewohnte Männer, feurig und tapfer;“ er verstand es, diese Kerntruppe fest an seine Person zu binden und ihr volles Vertrauen durch seine geniale Leitung zu gewinnen, die Ziele aber, auf welche er ihren Ehrgeiz und ihr Streben lenkte, dieselben, welche später der ganzen französischen Armee den Impuls gaben, sprach er in seiner Proklamation offen aus: „Je veux vous conduire dans les plus fertiles plaines du monde. De riches provinces, de grandes villes seront à votre pouvoir, vous y trouverez honneur, gloire et richesses!“

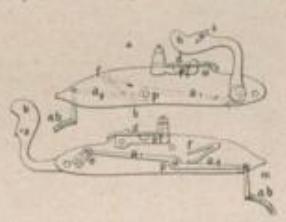
Nicht die edle Aufgabe der Verteidigung des Vaterlandes, sondern die Bereicherung in Eroberungskriegen, nicht die heilige Pflicht, für die Familie und den heimischen Herd das Schwert zu ziehen, sondern der brennende Ehrgeiz, durch Auszeichnung oder durch einen Glückszufall zu Macht und Ansehen zu gelangen, gaben der französischen Armee den Impuls; in der Erweckung von Gier und Leidenschaft lag das Mittel, jeden Soldaten die angeborene Tapferkeit bis zur äußersten Grenze der Leistungsfähigkeit entwickeln zu lassen, darin lag aber andererseits auch der Grund für den Niedergang dieser siegessicheren Armee, da sie

durch die niederen Motive bis in die Wurzel demoralisiert wurde. Nicht wenig trug dazu das Verpflegungssystem bei, da in dieser einen Beziehung Napoleons Organisationstalent versagte, er hat niemals die Requisition in der Weise zu regeln unternommen, daß der Willkür des Einzelnen, der damit zusammenhängenden Vergeudung, Verwüstung und Plünderung vorgebeugt worden wäre. Dadurch wurde die Disziplin untergraben, und das schwere Übel der Marodeure, welche Meilen weit neben der Heerstraße streiften und unter dem Vorwande, nach Lebensmitteln zu suchen, plünderten, großgezogen. Diese Disziplinlosigkeit ist es, welche den Untergang der „Großen Armee" in Rußland in erster Linie herbeigeführt hat. Zeigte sich der Hang nach Beute und Gewinn doch nicht selten sogar während des Gefechtes; gefallene oder tödlich verwundete Kameraden wurden noch während des Kampfes des, meistens erbeuteten, Geldes und sonstiger Pretiosen beraubt. „Nach dem Gefecht war die Disziplin oft sehr gelockert. Es ereignete sich im Feldzuge von 1809, daß Abteilungen nach der Schlacht bei Wagram mit feindlichen zugleich in die Häuser eindrangen, dort gemeinschaftlich die Weinvorräte leerten, sich berauschten und auf die eigenen Offiziere, welche zur Gefangennahme des Feindes aufforderten, Feuer gaben." (Beih. z. Mil. Wochenbl. 1889.)

I. Vorderlader

Einfachstes Luntenschloß mit Drücker (nach 1424)

Als Napoleon zum entscheidenden Angriff erst gegen Österreich, dann gegen Preußen sich anschickte, hatte er den in den Halbbrigaden der Republik liegenden Keim einer Gliederung der Armee in höhere Einheiten vollständig entwickelt: Er bildete Armeekorps aus je 2—4 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision, sowie 24—48 Geschützen; die Regiments- bezw. Bataillonsgeschütze hatte er beseitigt. Die Infanteriedivision zählte 7—9 Bataillone und war in 2—3 Brigaden formiert, das Bataillon bestand aus 7 Füsilier-, je 1 Grenadier- und Voltigeurkompagnie, jedoch wurden die Grenadiere meist zu Bataillonen von 10 Kompagnien zusammengezogen; die Voltigeure wurden 1804 als eine Elitetruppe für Leute von kleinem Wuchs gebildet. Eine Division von 10 Bataillonen wurde für den Angriff derart aufgestellt, daß 2 Brigaden flügelweise je 2 Bataillone im ersten und zweiten Treffen hatten, während die dritte (Halb-)Brigade und die Kavallerie das dritte Treffen bildeten. Dessen 2 Bataillone hatten beim Angriff zuerst als Plänkler vorzugehen, demaskierten dann die Front, während das erste Treffen deployierte, und sammelten sich, um die Flügel zurückgehend, als Reserve. Das erste Treffen bildete mit Geschützen in den Intervallen die Feuerlinie, die Infanterie ging vor, die Geschütze blieben etwas zurück und eröffneten auf Kartätschschußweite das Feuer, die Infanterie erst auf 100 Schritt; endlich brachen die Kolonnen des zweiten Treffens um die Flügel vor und stürzten sich auf den Feind; floh dieser, so ging die Kavallerie durch die Intervalle und verfolgte. Gelang es dagegen der feindlichen Reiterei, das erste Treffen zu durchbrechen, so formierte das zweite volle — nicht mehr hohle — Karrees und empfing sie mit Kreuzfeuer, während die Kavallerie sie attackierte.



Vervollständigtes Luntenschloß (15. Jahrhundert)

Die Hauptwaffe der Infanterie war die erleichterte Muskete und ein starkes Bajonett. Die Kavalleriedivision war je 3 leichte Regimenter zu 4 Eskadrons stark (je 180 Pferde), jedes Regiment hatte eine Depotschwadron. Die Hauptmasse der Kavallerie war aber zu einer Kavalleriereserve (2 Kürassier-, 4 berittene und 1 unberittene Dragonerdivision) mit

ihrer eigenen Artillerie unter Murat formiert, ebenso eine Artillerie-Reserve der Armee (Songis), von welcher Napoleon durch Einsetzen großer geschlossener Geschützmassen einen für viele Schlachten entscheidenden Gebrauch machte. Hierdurch war er bahnbrechend für die richtige Verwendung und dementsprechende weitere Ausgestaltung der Artillerie.

Von seiten Deutschlands traten Napoleon Armeen entgegen, welche durchaus auf dem Standpunkt Friedrichs des Großen stehen geblieben waren: der allgemeinen Wehrpflicht begegnete das alte Werbesystem, wobei die Mannschaften, wenigstens bei der preußischen Armee, beinahe zur Hälfte Ausländer waren, der neuen Schützen- und Kolonnentaktik die starren dünnen Linien, denen ein Friedrich fehlte, um sie auch größere Geländeschwierigkeiten überwinden zu lassen, den festgefügten und eingelebten Schlachteneinheiten traten wohl auch Divisionen und Brigaden gegenüber, aber erst am Vortage der Schlacht formiert und ungewohnt, selbständig ihre Aufgaben zu lösen, den geschlossenen Batterien begegneten die Truppengeschütze, welche diesen mehr Hindernis als Vorteil bereiteten, endlich der durch das Requisitionssystem gesteigerten Beweglichkeit die Rücksichtnahme auf Magazine und langsam der Armee nachkriechende Verpflegungskolonnen. Napoleon hatte viele Vorteile voraus, dazu kam noch der schwerwiegende, daß er seinen Gegnern nicht vereint, sondern dem einen 1805, dem andern 1806 begegnete, denn Friedrich Wilhelm III. hatte zu klaren Blick für die Mängel seiner Armee, als daß er nicht den drohenden Krieg am liebsten ganz vermieden hätte. Die militärischen Autoritäten, denen er sich bisher in unangebrachter Bescheidenheit untergeordnet hatte, mußten erst gründlich Fiasko machen, bis er mit dem Inslebenrufen seiner Reorganisation Napoleon eine ebenbürtige Armee entgegenstellen konnte.

Lunten-Hakebusse

Die österreichische Armee zählte bei Ausbruch des Krieges 360 Bataillone Infanterie (267000 Mann) und 278 Schwadronen: erstere waren (seit 20. Juni 1805) zu je 4 Füsilier-, 1 Grenadierbataillon (in der Stärke von 4 Kompagnien und 520 Köpfen) in Regimenter formiert, die leichten Infanteriebataillone und die Tiroler Jäger (errichtet 1801) hatten je 6 Kompagnien; die Kavallerieregimenter (Kürassiere, Dragoner, Husaren, Ulanen, Chevauxlegers) waren in 3—4 Divisionen von je 2 Schwadronen (100 Pferde) gegliedert; die Artillerie war, soweit sie nicht mit je 2 Geschützen den Bataillonen zugeteilt war, in Batterien von 6 Geschützen eingeteilt. Zwischen den 1805 gegen Napoleon Verbündeten war vereinbart, daß Österreich 3 Armeen aufstellen solle: 90000 Mann am Inn unter Erzherzog Ferdinand, welche aber in Wirklichkeit General Mack befehligte, 85000 an der Etsch unter Erzherzog Karl, 30000 in Tirol unter Erzherzog Johann zur Verbindung beider; jedoch wurden diese Stärken nicht erreicht. Rußland sollte 56000 Mann unter Kutusoff nach Deutschland senden, 60000 unter Buxhöwden nachrücken lassen, ein Korps zu den Schweden in Vorpommern stoßen, ein anderes mit Engländern vereint von Korfu aus in Neapel landen lassen. Napoleon hatte dank der alten deutschen Uneinigkeit Bayern, Baden, Nassau und Württemberg auf seiner Seite; von seinen 8 Armeekorps stand das I. (Bernadotte) in Hannover, das II. (Marmont) in Holland, das III. bis VI. (Davout, Soult, Lannes, Ney) bildeten bei Boulogne die Küstenarmee, das VII. (Augereau) war bei Bayonne, das VIII.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

(Massena) in Italien versammelt. Der Kaiser setzte dem von seinen Gegnern beabsichtigten Angriff einen großartigen Operationsplan entgegen. Er wollte die Österreicher an der Donau von den Russen trennen und vor deren Ankunft vernichten, während Massena in Italien durch einen hinhaltenden Krieg den Erzherog Karl, seinen gefährlichsten Gegner, festhielt. Demnach ließ er das I. Korps durch Hessen auf Würzburg marschieren, hier sich mit dem II., das über Mainz kam, vereinigen, um den linken Flügel der Armee zu bilden; die Küstenarmee, die Reservekavallerie und die Garden (jetzt eine Division) marschierten auf Mannheim und Straßburg. Zu den hier vereinigten Kräften stießen Ende September auch die bayerischen Korps Deroy und Wrede; nach erfolgter Kriegserklärung (23. September) überschritt Napoleon den Rhein und erreichte am 6. Oktober Nördlingen, während Murat mit der Reservekavallerie gegen den Schwarzwald demonstrierte. Mack, welcher zwischen Lech und Iller Stellung genommen, ließ sich vollständig täuschen, zog zu spät unter Veränderung der Front seine Armee zwischen Ulm und Günzburg zusammen, ward, nachdem die Franzosen schon am 7. Oktober den Übergang bei Donauwörth gewonnen, bei Ulm von allen Seiten eingeschlossen und mußte mit 16 Generalen und 23000 Mann die Waffen strecken. Dies Mißgeschick ließ auch Kutusoff (30000) und Meerveldt (25000 Mann) ihre Stellung hinter dem Inn aufgeben, und am 28. Oktober ward dieser Fluß von den Franzosen überschritten. Der erste Teil des Operationsplans war erfüllt.

Haken mit Radschloß

Meerveldt ging nach Steiermark, Kutusoff auf das linke Donauufer, der Weg nach Wien war frei, und Napoleon zog am 13. November in die österreichische Hauptstadt ein. Kutusoff war nach Brünn gegangen, um die Vereinigung mit der anrückenden zweiten russischen Armee unter Buxhöwden zu beschleunigen. Nachdem diese erfolgt war, erreichte die Armee der Verbündeten am 24. November die Stärke von etwa 90000 Mann, welche im Lager von Olschan vereinigt waren; Napoleon war bis Brünn gefolgt und wartete, mit vorgeschobenen Abteilungen den Feind beobachtend, das weitere ab. Die beiden im Lager anwesenden Monarchen beschlossen die Offensive und begannen am 27. November ihre Vorwärtsbewegung auf Brünn, die französischen Vortruppen zogen sich bis hinter den Goldbach zurück, dessen linkes Ufer die Verbündeten am 1. Dezember erreichten: Napoleon stand ihnen mit gleichfalls etwa 90000 Mann unmittelbar gegenüber, die Schlacht war unvermeidlich.

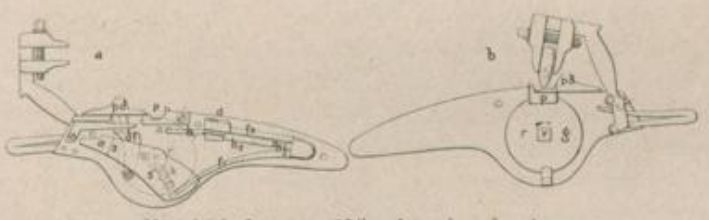
Der Vormarsch der Verbündeten war in 5 Kolonnen erfolgt:

| | | |
|---|---|---|
| Linker Flügel: Buxhöwden, 65 Bat., 23 Esk., 6 Pion.-Komp., $3^2/_3$ Kas.-Regtr., Vortrab: Kienmayr, 5 Bat., 23 Esk., 2 Kas.-Regtr., 2 Pion.-Komp. | 3000 M., | 3200 Pf. |
| 1. Kolonne: Doktoroff, 25 Bat., 1 Pion.-Komp., 2 Sotn. (Russen) | 15000 „ | 200 „ |
| 2. Kolonne: Langeron, 18 „ 1 „ $^1/_2$ Kas.-Regt. „ | 11000 „ | 300 „ |
| 3. Kol.: Przybyszewsky, 17 „ 1 „ $^1/_2$ „ „ „ | 10000 „ | 800 „ |
| Zentrum: Kolowrat, $15^1/_2$ österr., 12 russ. Bat., 2 österr., 2 russ. Esk. in der 4. Kolonne, also $27^1/_2$ Bat., 4 Esk. . . . . | 16500 „ | 300 „ |
| Rechter Flügel: Bagration. | | |
| Vorhut: 12 Bat., 35 Esk., 8 Sotn. . . . . | 7000 „ | 4500 „ |
| 5. Kolonne: Liechtenstein, 18 österr., 30 russ. Esk. . . . . | | 6000 „ |
| Reserve: Großf. Konstantin, 10 Bat., 20 Esk. russ. Garden . . . | 5400 „ | 2000 „ |
| zusammen: | 67900 M. | 16800 Pf. |

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schlacht
von Austerliz.
Stellung der Franzosen / Alliirten 8 9 Uhr Morgens.
(Angriff auf die Prazener Höhen)
BRÜNN
Austerliz
Schlappaniz
Julienfeld
Kl. Raigern
Tellniz
Birnbaum
Wazan
Kl. Hostieradek
Reichmannsdorf
Sutschan
Sutschauer Teich
Maasstab 1:100,000.

Auf Grund der irrtümlichen Annahme, daß Napoleon mit nur 40000 Mann von Sokolniz bis Schlappaniz hinter dem Goldbach stehe, entwarf der Generalstabschef Weirother den Plan, seinen rechten Flügel zu umgehen und ließ deshalb schon vom 29. November an linken Flügel und Zentrum der Armee auf Prazen und Aujezd gehen, um sich hier zu massieren, so daß zwischen den Hauptkräften und dem rechten Flügel, welcher an der nach Brünn führenden Hauptstraße demonstrieren sollte, ein freier Zwischenraum von 5000 Schritt blieb, hinter dem nur die schwache Reserve unweit Austerlitz stand. Napoleon hatte von einem östlich Schlappaniz zwischen Gold- und Bosenizer Bach gelegenen Hügel aus die Bewegungen der Verbündeten aufmerksam verfolgt und den Plan durchschaut. Er beschloß, den unteren Goldbach, welcher dem Übergang nicht unbedeutende Schwierigkeiten bereitete, zunächst nur mit einem Teil des IV. Korps zu besetzen und das III., das bei Raigern stand, auf Sokolniz heranzuziehen, die Hauptmasse seiner Truppen (I., IV., V. Korps und Reservekavallerie) im Zentrum zusammenzuziehen und vom Bosenizer Bach aus gegen die Höhen von Prazen vorzustoßen, wobei der linke feindliche Flügel in der innern Flanke gefaßt wurde; um die eigene linke Flanke gegen jeden Angriff zu verstärken, ließ er den an der Straße gelegenen Santonberg verschanzen und mit 18 12-Pfündern besetzen. Über die Garde behielt er sich selbst die Verfügung vor und verstärkte sie durch die Division Oudinot und 4 Grenadierbataillone zu einer starken Schlachtreserve.

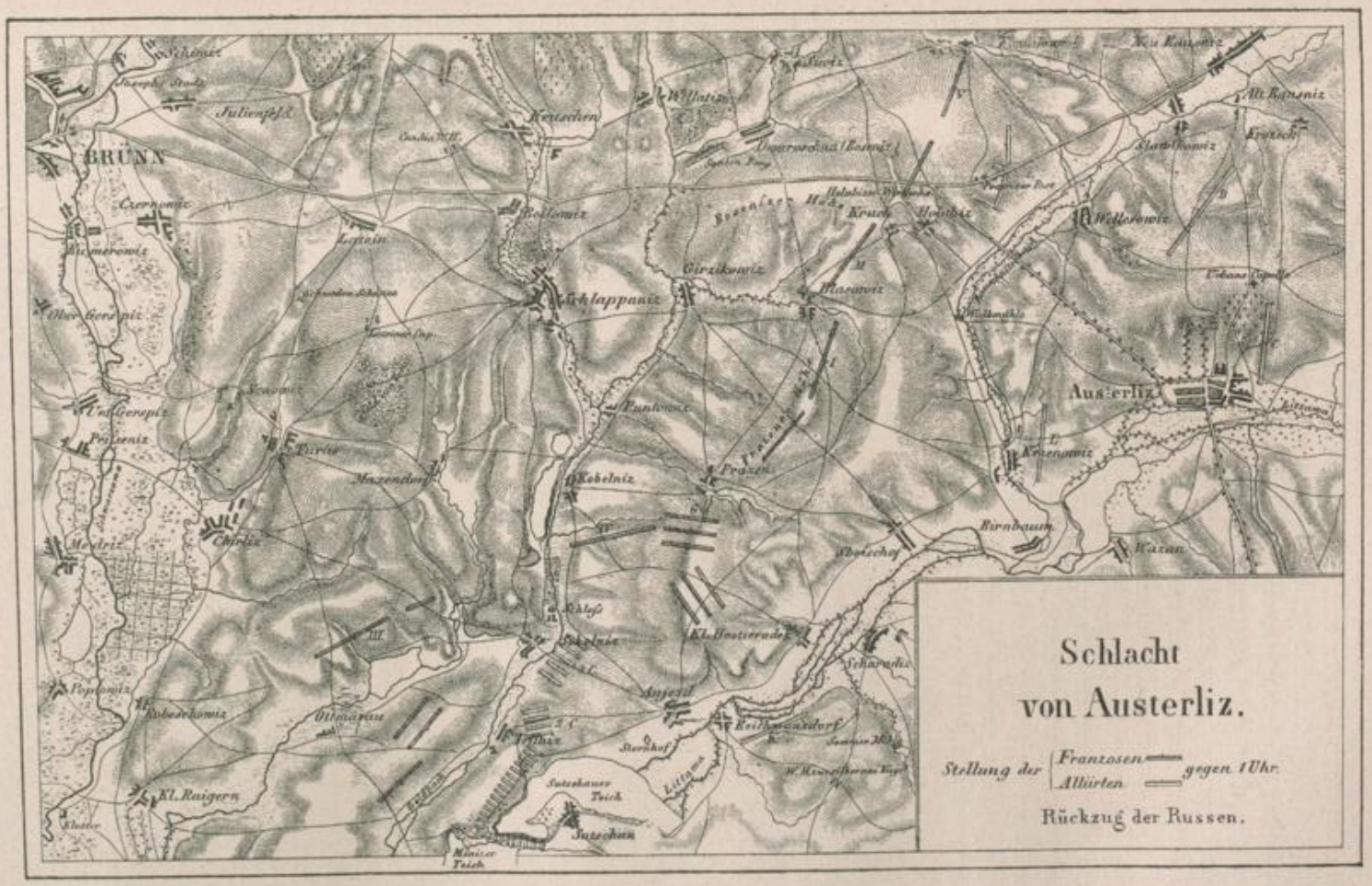


Radschloß, 1515 (Nürnberg) erfunden

Dichter Nebel bedeckte am Morgen des 2. Dezember das Gelände; als er sich hob, sah der Kaiser Napoleon von seinem Beobachtungshügel aus richtig die feindlichen Kolonnen zum Goldbach hinunterziehen: Kienmayr war um 7 Uhr gegen Tellniz vorgegangen, um das ein hartnäckiger Kampf entbrannte, obgleich die französischen Kräfte auf wenige Bataillone beschränkt waren. Erst das Eingreifen der 1. Kolonne trieb diese auf das rechte Ufer des Goldbachs hinüber, wohin nur Kienmayr folgte. Die 2. Kolonne brach um $7^1/_2$ Uhr gegen Sokolniz auf und nahm dies $9^1/_2$ Uhr, die 3. Kolonne bald darauf auch das Schloß Sokolniz. Davout, welcher mit dem III. Korps am unteren Goldbach eingreifen sollte, war rechtzeitig eingetroffen, um an der Verteidigung der Übergänge sich zu beteiligen, gewann auch Sokolniz vorübergehend zurück, mußte aber der ungeheuren Übermacht weichen und nahm auf den Höhen nördlich der Teiche von Ottmarau Stellung, um dem weiteren Vordringen der Russen entgegenzutreten. Diese hatten ihrerseits, eingekeilt zwischen dem Goldbach und den Teichen, unter dem französischen Geschützfeuer furchtbar zu leiden.

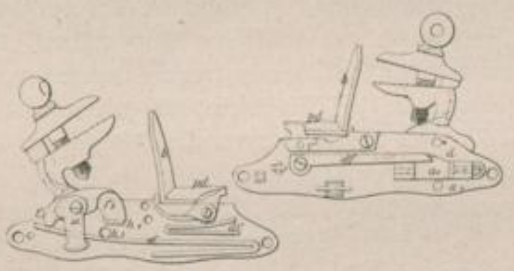
Die 4. Kolonne, bei welcher sich Kutusoff befand, hatte um $8^1/_2$ Uhr die Höhen von Prazen noch gar nicht verlassen, einerseits durch den verzögerten Marsch der 3. Kolonne, der sie folgen sollte, anderseits durch Kutusoff zurückgehalten, der sich instinktiv nicht entschließen konnte, den wichtigen Punkt aufzugeben. Als auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers Alexander um 9 Uhr die ersten Bataillone gegen Kobelniz vorgingen, begann gerade das französische IV. Korps von dem Bosenizer Bach heraufzusteigen. Napoleon hatte das Aufgehen der Sonne abgewartet, welche um 8 Uhr den Nebel durchbrach und seinem Auge die russischen Kolonnen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main


Schlacht
von Austerliz.
Stellung der Franzosen gegen 1 Uhr.
Allürten
Rückzug der Russen.
BRÜNN
Schlappaniz
Austerliz
Kobelniz
Kl. Raigern
Sutschan
Sutschauer Teich
Minizer Teich
Birnbaum
Wazan
Kruch
Wellesowiz
Alt Rausniz
Kreuschen
Julienfeld
Czernowiz
Ober Gerspiz
Unt. Gerspiz
Prizeniz
Chirliz
Medriz
Poplowiz
Kobeschowiz
Ottmarau
Tiflitz
Anjezd
Reichmansdorf
Scharadiz
Sternhof
Littawa
Kl. Hostierade
Schloss
Prazen
Puntowiz
Blasowiz
Girzikowiz
Bellowiz
Lazein
Turitz
Maxendorf
Kreuschen
Wellatiz
Kreuzeck
Slawikowiz
Krzenowiz
Sboischof
Kl. Raisniz
Neu Rausniz
Maasstab 1:100,000.

enthüllte; nur die 4. wurde ihm durch die Höhen selbst verborgen. Auf seinen Befehl begann um $9^1/_2$ Uhr der flügelweise Vormarsch des IV. Korps. Die Division St. Hilaire, welche rechts marschierte, traf auf die erwähnten russischen Bataillone und warf sie zurück, sie nahm die Höhen südlich Prazen, die andere Division, Vandamme, die nördlich des Dorfes gelegenen zum Ziel. Die russische Marschkolonne, von allen Seiten angegriffen, suchte zuerst Prazen festzuhalten, aber als die östlich des Ortes aufgefahrene Batterie weggenommen wurde und die Dorfbesatzung in Gefahr kam, abgeschnitten zu werden, zog sie Kutusoff zurück und formierte seine Truppen auf den nördlichen Höhen in 3 Treffen, die Österreicher auf dem linken Flügel unter Kolowrat, die Russen auf dem rechten unter Miloradowitsch, Vandamme war jetzt nördlich, St. Hilaire südlich des Dorfes aufmarschiert. Gegen letzteren schickte Kutusoff Kolowrat, um die dortigen dominierenden Höhen zurückzuerobern, er selbst warf sich mit dem rechten Flügel auf Vandamme, während Liechtensteins Kavallerie herangerufen wurde, um diesem in die linke Flanke zu fallen. Kolowrat wurde durch Truppen der 3. Kolonne, St. Hilaire durch die bei Kobelniz stehengebliebene Hälfte der Division Legrand (die dritte des IV. Korps) unterstützt, letztere warf die russische Unterstützung auf Sokolniz zurück, und St. Hilaire zwang, von Napoleon durch 6 Dragonerschwadronen unterstützt, Kolowrat durch Bedrohung seiner Verbindung mit Miloradowitsch zum Zurückgehen. Vandamme warf Kutusoff die Brigade seines rechten Flügels und den größten Teil der anderen entgegen, während er 2 Bataillone in Hakenstellung Kolonne formieren ließ, um dem Angriff der Reiter zu begegnen. Der Frontangriff Kutusoffs war äußerst hitzig und hartnäckig, es dauerte lange, bis es den Franzosen gelang, die Russen in Unordnung zu bringen. Nachdem aber die Verwirrung einmal eingerissen war, waren alle Bemühungen des gegenwärtigen Kaisers Alexander und Kutusoffs vergeblich, die Ordnung wieder herzustellen. Nach zweistündigem Kampfe wichen die Russen unter Verlust des größten Teils ihrer Artillerie über die Littawa zurück.

Schnapphahn-Gewehr



Spanisches Schnapphahnschloß
(16. Jahrhundert)

Unterdessen hatte Napoleon den ganzen linken Flügel vorgehen lassen, das V. Korps stieß auf Bagration, die russischen Garden und Liechtenstein, ein lebhaftes Gefecht entwickelte sich namentlich bei Blasowiz. Murats Reiterei schob sich jetzt auf dem rechten Flügel des V. Korps ein, dahinter folgte das I. Korps und der Kaiser mit der Reserve, um sich fächerförmig zwischen der Straße und Prazen auszubreiten. Einzelne österreichische und russische Reiterregimenter machten kühne und erfolgreiche Attacken, ohne damit hindern zu können, daß Blasowiz genommen und der Großfürst gezwungen wurde, gegen 11 Uhr über die Littawa zurückzugehen. Bagration, welcher den Straßenknoten bei Holubiz besetzt hielt,

gelang es, durch eine kleine Umgehungskolonne sich vorübergehend in Besitz von Dwaroschna zu setzen, aber, bedrängt durch die große Übermacht des V. Korps und die Reiterei Murats, mußte er nach hartnäckiger Verteidigung seinen Posten gegen $11^1/_2$ Uhr aufgeben. Die französische Armee hatte jetzt eine vollständige Schwenkung ausgeführt, das III. Korps stand bei Ottmarau, das IV. und die Garde auf den Höhen von Prazen, das I. bei Blasowiz und das V. bei Kruch; es galt noch, den linken russischen Flügel zu vernichten.

St. Hilaire ging auf Sokolniz, Vandamme auf Aujezd vor. Ersterer griff die 3 Kolonne von Osten, Davoust von Westen an, und wenn die Russen auch wie die Löwen kämpften, sie fielen oder wurden gefangen. Einem Teil der 2. Kolonne gelang es, in der Verwirrung sich nach Tellnitz zurückzuziehen. Buxhöwden begann, um von diesem Ort sich über die Littawa zu retten, gerade mit dem Übergang bei Aujezd, als die Brücke brach, er mußte versuchen, von Tellniz aus auf dem dammartigen Landstrich zwischen dem Satschaner und dem Mönizer Teich sich zurückzuziehen. Noch hatte er nicht Zeit gewonnen, die hierzu nötigen Sicherungsmaßregeln zu vollenden, als die Franzosen um $11^1/_2$ Uhr den Angriff auf Tellniz begannen. Mit Todesverachtung schlugen sich die von der Übermacht fast erdrückten Russen im Dorf, um sich den Rückzug über den Damm zu erkämpfen, der auch anfangs mit ziemlicher Ordnung von statten ging. Ein aufflie-

Flinte mit Steinschloß

gender Munitionswagen brachte aber die Kasaken und diese wieder die Infanterie in Unordnung, die noch gesteigert wurde, als auch die Mühle in Satschan in Brand geriet und die Kolonne deshalb stockte. Die Massen drängten und, keinen Raum findend, suchten die hinteren Bataillone über den gefrorenen Teich zu gehen; das Eis brach, die Verwirrung wurde allgemein. Da traf Napoleon ein und befahl der Gardeartillerie, die er mit sich führte, Granaten unter den dichten Menschenknäuel zu werfen, welche doppelt wirkten, da sie nicht nur die Menschen, sondern auch das Eis trafen und zusammenbrechen ließen. Wenngleich die Besatzung von Tellniz mit bewundernswerter Kaltblütigkeit auf ihrem Posten ausharrte und die Reiter noch mehrere heldenmütige Angriffe auf die Franzosen machten, artete doch der Rückzug zur ungeordneten Flucht aus. Erst die Dunkelheit machte dem Gemetzel ein Ende.

In dieser Schlacht, welche über das Schicksal des europäischen Kontinents entschied, verloren die Österreicher von 18 000 Mann 6000, die Russen gegen 30 000 und mindestens $^2/_3$ ihrer Artillerie, die Franzosen gaben ihre Verluste auf 6000 an. Die überlegene Manövrierfähigkeit der französischen Armee hatte sich glänzend bewährt.

Ich muß mich darauf beschränken, die Ereignisse von 1806 mit wenigen Strichen zu skizzieren. Des Grafen Haugwitz Neutralitätspolitik hatte Preußen isoliert, die versuchte Vermittelung zwischen Frankreich und der 3. Koalition Napoleons Unwillen erregt: er scheute sich nicht, durch Rücksichtslosigkeiten dem König von Preußen die Entscheidung aufzudrängen, sich seinem Einfluß widerstandslos zu unterwerfen oder den Kampf mit der Übermacht aufzunehmen. Eine solche besaß Napoleons Armee unbedingt, denn auf Rußlands Beistand war erst nach geraumer Zeit zu rechnen, nur Kursachsen und Weimar stellten eine Beihilfe von 20 000 Mann, im übrigen war Preußen auf sich allein angewiesen, als es am 9. Oktober den Krieg erklärte. Die preußische Armee zählte 250 000 Mann, davon

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

über ein Drittel Ausländer, von den Inländern der größte Teil aus Ersparnisrücksichten beurlaubt (sie dienten 20, die Ausländer 10 Jahre); aus demselben Grunde waren Bekleidung und Bewaffnung so schlecht, daß das „Bild der entsetzlichsten Dürftigkeit" das Mitleiden eines holländischen Schriftstellers erweckte. „Es war in der That", schildert ein echter Patriot, General von Höpfner, den Zustand der Armee, „sehr Vieles verfallen und morsch geworden, die obere Leitung völlig ohne Geist. Die Führer waren des Krieges entwöhnt und bis zu den Hauptleuten herab mit wenigen Ausnahmen alt und gebrechlich. Außer den Subalternoffizieren befand sich kein Individuum in der Armee, das nicht seine halbe Einnahme verlor, ohne die Aussicht, etwas dafür zu gewinnen. Auch die Soldaten waren zu alt. Meist verheiratet, ließen sie Weib und Kind brotlos zurück und sahen daher dem Kriege mit Bangen entgegen, da er nur Entbehrungen aller Art und für den gemeinen Mann bei der großartigsten Tapferkeit keine Verbesserung seiner Lage in seinem Gefolge hatte. Man konnte zwar erwarten, daß Alt und Jung sich brav schlagen würden, aber mit dem Herzen war nur der junge Offizier dabei. Die Ausrüstung war mit einer Menge überflüssiger Dinge überladen: mit Zelten, wo die Franzosen biwakierten, mit Brot- und Mehlwagen, wo jene vom Lande lebten, mit einer unglaublichen Menge von Gepäck für die Offiziere, wo der Franzose sein Eigentum bei sich trug."

Französisches Stein-(Batterie)schloß (17. Jahrhundert)

Der König befahl die Aufstellung einer Hauptarmee (58000) unter dem Herzog von Braunschweig zu Magdeburg, einer zweiten (43000) unter Hohenlohe bei Dresden (hierbei die Sachsen), einer dritten (27000) unter Rüchel bei Göttingen und eines Reservekorps (15000) unter dem Herzog von Württemberg bei Küstrin. Die ganze Feldarmee erhielt eine Gliederung in Divisionen von je 10 Bataillonen und 3 Eskadrons, 2 Fuß- und 1 reitenden Batterie. Zwecks Konzentration erreichte die Hauptarmee am 8. Oktober Erfurt, Rüchel traf bei Eisenach und Wacha, Hohenlohe im Saalethal bei Jena ein, seine Vorhut unter dem Prinzen Louis Ferdinand von Preußen stand in Saalfeld, Division Tauentzien bei Schleiz.

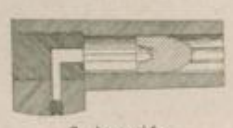
Pistonschloß (1807)

Delvigne (1828) Geschoß-Kompression

Napoleon ließ den Thüringer Wald in 3 Kolonnen überschreiten, rechts das IV. und VI. Korps über Hof, dadurch ward Tauentzien am 7. zum Rückzug auf Schleiz genötigt; in der Mitte das I und III. Korps über Lobenstein und Kronach, durch das I. ward Tauentzien am 9. angegriffen und auf Triptis und Auma geworfen; links das V. und VII. Korps über Koburg und Gräfenthal, das V. griff am 10. Prinz Louis (8000 Mann) an, welcher das Debouchee aus dem Gebirge sperrte. Das Gefecht zeigte die Überlegenheit der französischen Infanterie, die das Gelände vortrefflich zu benutzen verstand und mit ihren Schützenschwärmen namentlich die in Staffeln bataillonsweise vom rechten Flügel in die Linie vorrückenden sächsischen Regimenter derart belästigte, daß diese sich nicht anders zu helfen wußten, als Bataillonsgeschütze, natürlich ohne Erfolg, auf sie feuern zu lassen. Der Versuch, einen Zug in gleicher Weise ausschwärmen zu lassen, stieß auf die Unfähigkeit der

Leute, die Sache zu begreifen. Der Prinz fiel, durch das Vorgehen gegen Jena wurde die Vereinigung Hohenlohes mit der Hauptarmee vereitelt.

Am 12. ließ Napoleon seine Armee links schwenken; Murat erreichte mit einem Gewaltmarsch Naumburg und setzte sich mit Besetzung der Saalebrücken auf die preußische Rückzugslinie, das I. und III. Korps folgten ihm, übernahmen also den rechten Flügel, während das IV. und VI. Korps ebenso wie das V., VII. und die Garde auf Jena dirigiert wurden. Die preußische Hauptarmee mußte zurückgehen, Hohenlohe erhielt Befehl, stehen zu bleiben, aber unter keinen Umständen den Gegner anzugreifen, er sollte bei dem Marsch über Weimar des Herzogs Flanke decken, eine Vereinigung war immerhin für den 14. noch in Aussicht genommen. An diesem Tage wurden beide Armeen geschlagen.



Podewils
(Ende der 40er Jahre im 19. Jahrhundert)
Geschoß-Expansion

Als am 13. das IV. Korps Jena erreichte, mußte sich Tauentzien, der hier mit der Vorhut stand, auf die Höhen am linken Saaleufer zurückziehen, der steil über der Stadt sich erhebende Landgrafenberg war nicht besetzt und wurde von den Franzosen während der Nacht auf steilen Pfaden erstiegen: am Morgen des 14. stand Hohenlohe mit den Divisionen Grawert und Zeschwitz (23000) bei Kapellendorf (halbwegs Weimar), Tauentzien (8000) bei Closwitz-Lützerode, Holtzendorff (6000) bei Werkwitz; gegenüber fast dreimal so stark die Franzosen: das V. Korps (22800) auf dem Landgrafenberg, das IV. (41000) im Saalethal unterhalb Jena, das VII. (19300) im Mühlthal am Flohberg, das VI. Korps (33500) war am 13. mit der Spitze in Jena eingetroffen, Murat mit 60 Eskadrons bei Kamburg und Dornburg. Napoleons Plan war einfach: Angriff des Zentrums (V.) auf Closwitz, Vordringen des linken Flügels (VII.) durch die Schluchten vom Mühlthal aus auf die Hochebene, ebenso des rechten Flügels (IV.) durch das Rauthal. Bei dichtem Nebel griff Lannes (V.) an, erkannte erst nach 3 Stunden, als dieser fiel, die Schwäche Tauentziens, nahm nun Closwitz und Lützerode, jener ging auf Vierzehnheiligen zurück. Holtzendorff stieß, als er auf Closwitz vorging, auf die aus dem Rauthal heraufsteigenden Truppen Soults und ward auf Stobra gedrängt, also ganz losgetrennt. Grawert wurde durch Hohenlohes Befehl zuerst verhindert, nach Vierzehnheiligen zu marschieren; als er später dort eintraf, war dies wie Krippendorf bereits genommen. Hohenlohe hatte indessen den Ernst der Lage erkannt und sandte Rüchel, der in Weimar war, Befehl, zum Schlachtfeld zu eilen. Indessen hatte Napoleon durch Holtzendorffs Rückzug Raum zur Entwickelung gewonnen, eine Division des linken Flügels schnitt die Sachsen von den Preußen ab, mit immer größeren Massen wurden diese umfaßt und zum Rückzug gezwungen. Als Rüchel (18000) gegen zwei Uhr nachmittags bei Kapellendorf eintraf und sofort angriff, war es zu spät, er wurde in die allgemeine Auflösung mit verwickelt. Die Sachsen hatten sich auf der sogenannten Schnecke tapfer behauptet, wurden aber von der Übermacht erdrückt, eine Brigade gefangen, die andere zersprengt.

Am selben Tage wurde die Hauptarmee bei Auerstädt entscheidend geschlagen; auch hier fochten die Truppen mit heldenhafter Tapferkeit, aber ein veraltetes Wehrsystem und eine veraltete Taktik brachen unter dem Ansturm einer in lebensfrischen Formen geübten und mit Geschick und Energie geführten Armee zusammen. Für Preußen begannen die Jahre der Knechtung, deren es bedurfte, um sich neugewandelt zu erheben.

---

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 26. Napoleon I. Des Sternes Niedergang

Max Jähns gliedert die Periode der Kriege zwischen Frankreich und Deutschland von der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Frieden von Tilsit in 5 Abschnitte, welche ein unaufhaltsames Sinken der Macht Deutschlands wiederspiegeln: „Der erste Abschnitt ist die Zeit der spanisch-habsburgischen Vorherrschaft von der Mitte des 15. bis zu der des 16. Jahrhunderts. Sie weist noch einen Kriegszug in Frankreich auf, der selbst Paris bedroht. — Der zweite Abschnitt beginnt mit der vergeblichen Belagerung von Metz und endet mit dem Westfälischen Frieden. Während seines Verlaufs gehen für Deutschland 3 Bistümer und das Elsaß verloren. — Der dritte Abschnitt umfaßt einen siebenjährigen Krieg zum Schutz der Niederlande, ein zehnjähriges Ringen gegen die Reunionen Ludwigs XIV., sowie den Kampf um die spanische und polnische Krone. Schon ist Deutschland in so trauriger Lage, daß es bedenkliche Bundesgenossenschaft annehmen muß: im Jahre 1735, während des polnischen Krieges, bei dem von allen Reichsfürsten fast nur Preußen treu zum Kaiser stand, erscheinen zum ersten Mal die Russen am Rhein. Straßburg, Landau, Lothringen gehen dem Reich verloren. — Im folgenden Abschnitte, dem der österreichischen Erfolgekriege, wird die unmittelbare Einmischung Frankreichs in rein

**II. Hinterlader**

Deutscher Drehling mit Luntenschloß
(15. Jahrhundert)

deutsche Angelegenheiten chronisch; wechselnd kämpft es gegen Habsburg und Hohenzollern, das Ziel der Schwächung Deutschlands fest im Auge. — und endlich, in der Epoche der Revolutionskriege, trägt diese Verschärfung der innern Gegensätze des Reiches nur allzu üppig die erwünschte Frucht: Frankreich erreicht nicht nur die Rheingrenze, sondern es schlägt das Reich in Trümmern, und selbst die deutschen Küsten gehen verloren. — 1806 war die Wintersonnenwende Deutschlands. Von da an wachsen die Tage und werden wieder hell.“

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

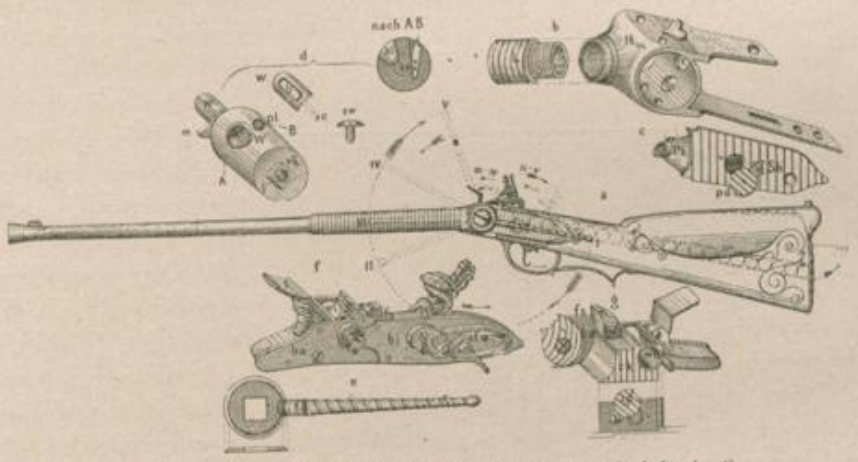
Furchtbar lastete die Hand Napoleons auf Preußen, nachdem in pflichtverletzender und unkluger Verkennung ihrer Aufgabe auch die meisten Festungskommandanten vor dem Drohen mit einem Angriff die Waffen gestreckt und dadurch das Land der festen Punkte beraubt hatten, in deren Schutz eine Volksbewaffnung, wie 1870 in Frankreich, noch zu ermöglichen gewesen wäre. Noch trug der Kaiser Bedenken, das Regentenhaus der Hohenzollern einfach zu beseitigen, aber er unterließ kein Mittel, es unschädlich zu machen: mehr als die Hälfte seines Gebietes entriß er ihm, und die Bevölkerung, auf welche bei neuer Kriegsvorbereitung zurückzugreifen war, schmolz hierdurch von beinahe 10 auf wenig über $4^1/_2$ Millionen zusammen; die letzten Hilfsmittel entpreßte er dem bereits verarmten Lande durch hohe Kontributionen und eine starke Okkupationsarmee; in den Jahren 1807/8 erreichten die dem Lande auferlegten Kosten die Höhe von 1 Milliarde und 134 Millionen, also auf den Kopf der Bevölkerung 252 Francs, während die Frankreich 1871 auferlegte Kriegsentschädigung nur 144 Francs auf den Kopf ergiebt, und dabei waren noch viele Millionen der Kriegskontribution unbezahlt, da sie nicht aufzutreiben waren. Trotzdem war die Absicht des Königs schon 1806 sofort nach der Vernichtung seiner Truppen auf die Schaffung einer neuen Armee gerichtet, und alle die Mängel der alten, die der König längst erkannt, sollten bei dieser beseitigt, alle Mittel in zweckentsprechender Weise für einen neuen Krieg vorbereitet werden. Daß die Ideen von der Reorganisation von dem König persönlich ausgingen, ist jetzt aktenmäßig festgestellt, nicht weniger Anerkennung verdienen deshalb jene Männer, welche diese Ideen zweckmäßig auszugestalten und ins Leben zu rufen behilflich waren: Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Boyen und Stein. Die wichtigsten Neuerungen des Königs betrafen: Zulassung der Unadligen zu den Offizierstellen, Abschaffung des Ausländer- und Werbesystems, ständige Einteilung der Armee in Divisionen und Korps, Vereinigung der Kavallerie zu größeren taktischen Körpern, Verbesserung der Bekleidung, Verminderung der Bagage, Abschaffung der Regimentsartillerie, Gewährung auskömmlicher Gehälter an die Kompagniechefs und Abschaffung aller sonstigen und zu Mißbräuchen führenden Einnahmen, als wichtigste aber von allen: Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und (damit zusammenhängend) Abschaffung entehrender Militärstrafen.

Steinschloß-Revolver-Karabiner

Die Durchführung einer auf diesen Gesichtspunkten aufgebauten Organisation stieß allerdings nach zwei Seiten auf fast unüberwindbare Schwierigkeiten. Einerseits mußte mit dem alten Kantonsystem gebrochen werden, indem die zahlreichen Befreiungen von der Wehrpflicht beseitigt werden mußten, um eine nicht aus den ärmsten und ungebildetsten Ständen entnommene und über die Achsel angesehene, sondern eine auf der ganzen Wehrkraft des Volkes beruhende und durch das Bewußtsein der allen Ständen gemeinsamen Pflicht gehobene Armee zu gewinnen. Dem standen die Sonderrechte der bisher Befreiten entgegen, und es bedurfte bei der langsamen Natur des Norddeutschen der jahrelangen Knechtung durch die Franzosenherrschaft, um Haß und Rachedurst soweit zu steigern, daß Jedermann mit Freuden seine Vorrechte opferte, um die Waffen gegen den gemeinsamen Feind ergreifen zu können. Die Unerträglichkeit des Jochs brachte die Nation zur Erkenntnis ihrer gemeinsamen Pflichten, ließ sie zur allgemeinen Wehrpflicht als zum einzigen Rettungsmittel greifen und gab ihr damit das feste Fundament für den Ausbau eines geeinten deut-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schen Staatenbundes. Mit dem Prinzip der Volksbewaffnung, das sich nach dem Vorgang Preußens bald überall Eingang verschaffte, mußte sich aber folgerichtig auch die Natur des Krieges wesentlich ändern, denn nicht mehr der Fürst war es fernerhin, der die von ihm, allerdings auf Kosten des Landes, geworbenen Söldner nach Belieben in den Krieg schickte, sondern die ganze Nation, welche wohl für das Vaterland und für die Ehre, nicht aber für eine Kabinettsfrage aufgeboten werden konnte. Hand in Hand damit mußte aber auch der Gedanke sich Geltung verschaffen, daß für das Wohl der in den Kampf gehenden Auslese der ganzen männlichen Bevölkerung in anderer Weise gesorgt werden müsse, als für die Geworbenen aus aller Herren Ländern. Und auch hierin ging Preußen voran. Von den Prinzessinnen des Königshauses gingen bei Ausbruch der Freiheitskriege die Anregungen zu der Fürsorge aus, welche mit der freiwilligen Krankenpflege das Elend der Schlachtfelder



Wetschys Steinschloß-Magazingewehr. (18. Jahrhundert)
Nach v. Sauer.

a Ansicht mit abgelassenem Schloß; b Verschlußhülse; c Seitenblech mit Pulverkammer; d Verschlußwalze; e Walzenschlüssel; f Schloß bei geöffneter Pfanne und gespanntem Hahn von innen; g Pfanne und Zündkrautkammer von außen (jede Drehung des Walzenschlüssels von I—V und zurück bis I ladet den Lauf aus dem Magazin)

und Feldlazarette mildern hilft und in der Allgemeinheit, die sie bedeutend später gewann, zu einem charakteristischen Merkmal der modernen Kriegführung geworden ist, indem sie den humanen Gesichtspunkten des Christentums endlich Geltung verschafft hat.

Der geplanten Reorganisation traten anderseits die größten Schwierigkeiten von seiten des französischen Gewalthabers entgegen. Um zu verhindern, daß Preußen militärisch wieder zu Kräften käme, schien ihm die Beschränkung des Gebiets nicht zu genügen; er bestimmte die Anzahl der Truppen auf 42000 Mann, welche der König von Preußen unter Waffen halten durfte, und stellte sogar die Zahl der Einheiten auf 10 Regimenter Infanterie, 32 Eskadrons Kavallerie von je 250 Pferden, Artillerie und Garden auf je 6000 Mann fest. Indem er endlich die Bildung irgendwelcher Art von Milizen ebenfalls untersagte und die Befolgung seiner Anordnungen durch Spione streng überwachen ließ, glaubte er Preußen für immer eine größere Machtentfaltung zur Unmöglichkeit zu machen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Plan des Königs, 3 Korps von je 2 Divisionen aufzustellen, und Scharnhorsts Vorschläge, ein Landwehraufgebot vorzubereiten, schienen unausführbar. Die Not ließ aber einen Ausweg finden; anstatt Divisionen wurden 6 Brigaden von je 7 Bataillonen Infanterie, die Eskadrons der Kavallerie aber zu je 2 Kompagnien formiert, so daß ihre Verdoppelung nötigenfalls auf keine Schwierigkeiten stieß. Um die Mannschaften zur schleunigen Auffüllung der Stämme auszubilden, wurde das Krümpersystem eingeführt. Unter „Krümper" verstand man aus der Zeit Friedrichs des Großen die beurlaubten Mannschaften, welche ein Regiment über seine etatsmäßige Anzahl im Kanton hatte, um bei unvorhergesehenen Abgängen doch immer komplett erscheinen zu können. Der König verfügte unter dem 6. August 1808, daß jede Kompagnie nach Bedarf Leute auf Urlaub entlassen und dagegen ebensoviel Kantonisten (d. h. Dienstpflichtige des Bezirks) einziehen, solche einen Monat hindurch exerzieren, dann in ihre Heimat entlassen, an ihrer Stelle aber eine gleiche Anzahl Kantonisten zu gleichem Zweck einziehen und in dieser Art fortfahren solle. Auf diese Weise gelang die notdürftige Ausbildung von 150 000 Mann.

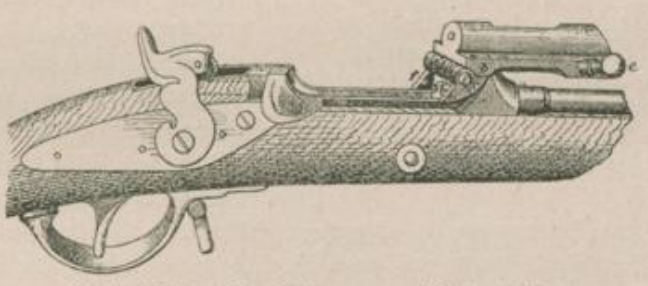
Französisches Wallgewehr mit Pistonschloß
(1831)

Die Organisation der Landwehr, welche erst 1813 ins Leben treten konnte und richtiger als eine Volksbewaffnung zu bezeichnen ist, konnte nur durch Aufstellung von Listen der verfügbaren Mannschaften und durch Verteilung des Bedarfs auf die Kreise vorbereitet werden, selbst die Wahl der Offiziere, die Einkleidung und Bewaffnung (meist mit alten aptierten Gewehren) sowie die notwendigsten Übungen konnten erst im Frühjahr 1813 erfolgen, nachdem die französischen Truppen das Land geräumt hatten. Es war eben die äußerste Bereitwilligkeit der Bevölkerung, die aufopferndste Thätigkeit aller Verwaltungsorgane erforderlich, um Preußen zu befähigen, bis zum 17. August 1813 270 000 Mann in die Wagschale der kriegerischen Entscheidung werfen zu können.

Als der König nach Abschluß des Bündnisses mit Rußland am 16. März an Frankreich den Krieg erklärte, standen die Streitmittel der Verbündeten noch auf sehr schwachen Füßen. Die russischen Armeen waren durch die Anstrengungen und Entbehrungen des Winterfeldzuges außerordentlich geschwächt; die preußische Armee hatte einen Bestand von 33000 Mann; das Einstellen der Krümper gestattete allerdings bald eine Vermehrung, die Formierung freiwilliger Jägerkorps aus den bisher von der Dienstpflicht Befreiten brachte 10 000 willige, aber zunächst ganz ungeübte Soldaten, die Landwehr wurde auf 120 000 Mann (149 Bataillone, 113 Eskadrons) gebracht, doch waren bei Ausbruch des Krieges nur 25000 unter Blücher in Schlesien, 10000 unter Bülow in der Mark und Pommern, 15000 unter York in der Mark schlagfertig. Die ungeheuren Anstrengungen, welche Napoleon unter Heranziehung der Rheinbundfürsten machte, um für die in Rußland zertrümmerte Armee eine neue zu schaffen, kamen schneller ans Ziel, als Preußen seine Organisation zu Ende bringen konnte, und so mußte der erste Teil des Krieges zu seinen Ungunsten ausschlagen.

Napoleon konnte Ende April den 90000 Mann der Verbündeten 120 000 entgegenstellen und schlug Wittgenstein am 2. Mai bei Großgörschen, sein zweiter Sieg bei Bautzen

ließ die Verbündeten nach Schlesien zurückgehen, noch einmal schien ihm die mit alter Genialität entfaltete Feldherrnkunst den Triumph zu erringen; aber seine Generale zeigten sich bereits den preußischen Führern unterlegen: Blücher gewann bei Hainau, Yorck bei Königswartha, Bülow bei Luckau Vorteile; er willigte in einen Waffenstillstand, nach dessen Ablauf die Verbündeten ihm in sehr verbesserten Verhältnissen entgegentraten. Österreichs Beitritt führte ihnen eine im Krieg erprobte und leistungsfähige Armee zu, und Schwedens Anschluß verminderte wenigstens die Zahl der Gegner, denn des Kronprinzen (Bernadottes) Hilfe war zwar mehr als fragwürdiger Natur, aber seine Gegnerschaft wäre nicht ohne Gewicht gewesen. Es wurden 3 Armeen aufgestellt: die Hauptarmee unter Schwarzenberg in Böhmen, (220000 Mann: Österreicher, Russen unter Wittgenstein, Preußen unter Kleist), die schlesische Armee unter Blücher in Schlesien (99000 Mann: Russen unter Langeron und Sacken, Preußen unter Yorck), die Nordarmee unter Bernadotte bei Berlin (150000 Mann: Schweden, Russen unter Wintzingerode, Preußen unter Bülow und Tauentzien); letzterer untergeordnet das gegen Hamburg aufgestellte Korps (Wallmoden mit 24000 Mann). Außerdem hatte Österreich gegen die Bayern 24000, gegen den Vizekönig in Italien 50000 Mann aufgestellt. Die Gesamtstärke betrug 493000 Mann mit 1450 Geschützen. Napoleon hatte in Sachsen und Schlesien 336000, an der Niederelbe 20000 (Davout), an der Donau 25000, in Italien 45000, zusammen etwa 440000 Mann. Er hatte die Elbe als Operationsbasis gewählt, befestigte Dresden als Hauptstützpunkt, hatte Magdeburg, Wittenberg und Torgau besetzt und beabsichtigte, unter Zusammenhaltung seiner Kräfte zu versuchen, seine Gegner durch Offensivstöße mit Überlegenheit einzeln zu schlagen. Diese hingegen faßten einen konzentrisch-strategischen Angriff ins Auge, welcher aber bei der weiten Trennung der Massen und bei der Vielköpfigkeit der Führung auf große Schwierigkeiten stieß.



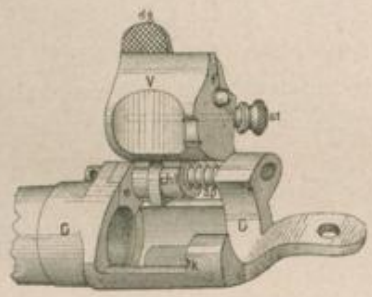
Albini-Brändlin, Klappenverschluß (geöffnet)

Den von wirklich offensivem Geist beseelten preußischen Führern gelang es, Siege zu erringen: Während Napoleon von dem Vormarsch gegen Schlesien durch den Vorstoß der Hauptarmee schleunigst nach Dresden zurückgerufen wurde und rechtzeitig eintraf, um den Angriff am 26. und 27. August glänzend abzuweisen, schlug Blücher den in Schlesien zurückgelassenen Macdonald an der Katzbach (26. August), Bülow den gegen Berlin entsandten Oudinot am 23. August bei Großbeeren, und Kleist gelang es, Vandamme, welcher die zurückgehende böhmische Armee verfolgte, bei Kulm am 30. August zu schlagen. Girard, der von Magdeburg aus Oudinot unterstützen sollte, ward am 27. August von Hirschfeld bei Hagelberg geschlagen, und ein erneuter Vorstoß, den Ney gegen Berlin unternahm, durch die gegen den Willen des Kronprinzen von Schweden vorgehenden preußischen Generale Bülow und Borstell bei Dennewitz (6. September) vereitelt.

Festentschlossen, dem zögernden Benehmen Schwarzenbergs und Bernadottes ein Ende zu machen, wartete Blücher nur das Eintreffen der russischen Reservearmee bei ersterem ab,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

um sich aus der Lausitz nach der Elbe zu wenden, den Strom in der Gegend von Wittenberg zu überschreiten und auf Halle gegen Napoleons Verbindungen vorzugehen. Am 3. Oktober erkämpfte sich Yorck bei Wartenburg unter sehr schwierigen Verhältnissen und angesichts eines in starker Stellung befindlichen Gegners den Übergang; die Absicht Blüchers, Napoleon durch Entsendung des Korps Sacken auf Mühlberg über seinen wirklichen Übergangspunkt zu täuschen, war vollständig gelungen. Dieser erfuhr davon erst am 4. Oktober, als bereits 24000 Mann der schlesischen Armee auf dem linken Elbufer standen. Seine Truppen waren in folgender Weise verteilt: in und um Dresden standen 90000 Mann (Garde, I. Korps Lobau, XI. Macdonald, XIV. St. Cyr, 2. Kavalleriekorps Sebastiani), bei Meißen und Strehla 20000 Mann (III. Souham); eine zweite Gruppe, das IV. (Bertrand) und VII. Korps (Reynier) unter Ney, sowie das VI. Korps (Marmont) und das 1. Kavalleriekorps (Latour), zusammen 60000 Mann unter Marmont, stand auf dem linken Ufer der Mulde von Eilenburg bis Bitterfeld; die dritte Gruppe: das II. (Victor), V. (Lauriston), VIII. Korps (Poniatowski) und das 5. Kavalleriekorps, zusammen 43000 Mann unter Murat stand, Front gegen das Erzgebirge, in der Linie Altenburg-Freiberg. Ferner stand in Leipzig Arrighi mit 6000, zwischen Weißenfels und Naumburg die 1. Gardekavallerie-Division, bei Jena war das IX. Korps (Augereau, 20000) angekommen. Napoleon verfügte also über 245000 Mann in einer Breitenausdehnung von 130 km.

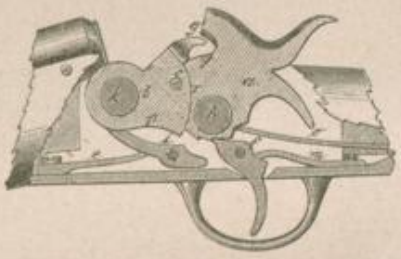


Snider à la Tabatière, Dosenverschluß (geöffnet)
G Verschlußgehäuse; V Verschlußstück mit Daumengriff dg zu öffnen; Patronenzieher e mit Scharnierlappen chl verbunden, wird durch die Spirale sp in seine Lage gedrückt

Am 4. Oktober gewann auch Bernadotte das linke Elbufer, die beiden Armeen der Verbündeten vereinigten sich an der Mulde, während Tauentzien in Dessau stehen blieb, um die Brücken der Nordarmee zu sichern. Hier standen Napoleon 140000 Mann gegenüber. Im Süden war die Hauptarmee im Vorrücken über das Erzgebirge begriffen, die erste Staffel des rechten Flügels, 38000 Mann unter Gyulai und Klenau, stand auf der Straße von Kommotau, 20 km von Chemnitz, die zweite Staffel, Wittgenstein und Kleist (über 28000 Mann), hatte Annaberg erreicht, größere Kavallerieabteilungen streiften schon über Gera hinaus. Wie ersichtlich, war Napoleon bereits am 4. Oktober auf beiden Flügeln umgangen, und in seinem Rücken reichten sich die Parteigänger der Nord- und Hauptarmee die Hand. Er hatte aber den Vorteil des einheitlichen Kommandos auf seiner Seite, und wenn er sich rasch und entschlossen auf einen seiner Gegner stürzte, war es bei deren räum-

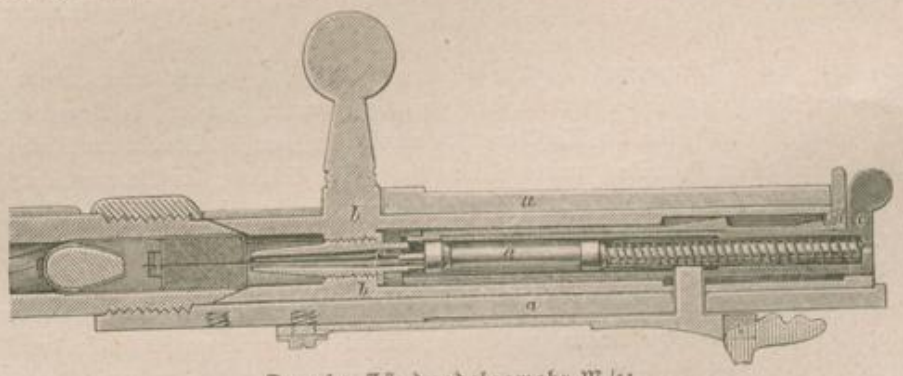
Henry-Martini, Fallblockverschluß (geöffnet)

licher Entfernung voneinander und mangelhafter Verbindung wohl möglich, daß er den einen schlug bevor der andere Hilfe bringen konnte. Napoleon erachtete mit Recht Blücher für den gefährlichsten Feind, da er Schwarzenbergs zaudernde Langsamkeit kannte und von Bernadotte voraussetzte, daß er einem Zusammenstoß mit seinem früheren Oberfeldherrn und Protektor gern aus dem Wege gehen würde. Nach kurzem Schwanken, ob er auch die Elbe überschreiten und durch einen Vormarsch auf Berlin die Bewegung seiner Gegner zum Stillstand bringen solle, entschloß sich Napoleon am 6. Oktober, die Truppen des Königs von Neapel (Murat) an der oberen Mulde bei Rochlitz zu vereinigen, um den Vormarsch der böhmischen Armee aufzuhalten, in Dresden nur das I. und XIV. Korps stehen zu lassen und alle übrigen Kräfte, also 5 Korps und 3 Kavalleriekorps an der unteren Elbe zu konzentrieren. Am Abend des 8. Oktober standen 146000 Mann vereinigt zwischen Leipzig und Oschatz Blücher gegenüber, dessen Korps Sacken in Höhe von Eilenburg sich befand; hier kamen die beiderseitigen Vorposten in Berührung miteinander, und der Kaiser beschloß, anderen Tages die schlesische Armee anzugreifen und zu vernichten, eine Sache von großer Wahrscheinlichkeit, da Bernadotte sich um einen Tagemarsch zurückgehalten hatte und im Fall einer Schlacht jedenfalls eiligst seine Brücken aufgesucht hätte.



Remington, Mittelschloßverschluß (geöffnet)

Da trat etwas ganz Unerwartetes ein: Blücher entzog sich dem Kampfe und zwar nicht, wie Napoleon in der Folge annahm, durch einen Rückzug auf Wittenberg bezw. die Elbe, sondern durch einen Rechtsabmarsch hinter die Saale, wohin ihm Bernadotte unter der Bedingung folgte, daß die schlesische Armee den rechten, Napoleon näheren Flügel übernähme. Freilich opferte Blücher damit zum zweiten Male seine Verbindungslinie, aber die Folge rechtfertigte seine Bewegung. Sein Gegner nahm in Düben, wo er den ausgeflogenen Vogel nicht mehr vorfand, für 3 Tage Quartier und leitete von hier aus den Vorstoß bis über die Elbe, welcher sich, da auch Tauentzien rechtzeitig auswich, als ein zeitraubender Luftstoß erwies, aber deutlich zeigt, daß Napoleon von seiner Reiterei nicht mehr in alter zuverlässiger Weise bedient wurde, denn der Verbleib Blüchers blieb ihm zunächst ein Rätsel.



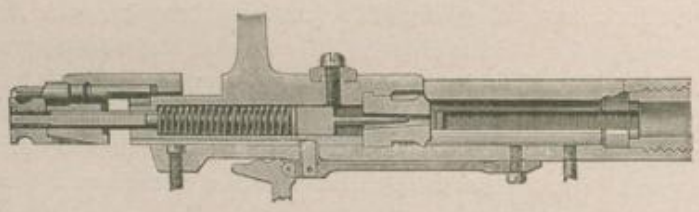

Dreyse, Zündnadelgewehr M./41

a Verschlußgehäuse; b Kammer; c Schlößchen; d Sperrfeder; e Nadelbolzen; f Zündnadel

Er hatte wohl Menschenmassen aus dem „unerschöpflichen" Reichtum Frankreichs zusammenbringen können, aber es waren blutjunge Truppen, die er unter seinen Fahnen vereinigte; das Zauberwort „gloire" verfehlte zwar nicht, sie zu den äußersten Anstrengungen anzutreiben, und die angeborene Gewandtheit ließ sie vieles schnell lernen, so daß die Infanterie bald den Anforderungen genügte, aber eine neue Kavallerie läßt sich so leicht nicht wieder aufstellen, und wenn auch die hinter der früheren Stärke weit zurückbleibende Zahl in geschlossener Masse noch leistungsfähig war, so fehlte dem einzelnen Reiter doch alles, was ihn für den Nachrichtendienst brauchbar gemacht hätte. Daraus erklärt sich der Vormarsch auf Wittenberg an der Flanke Blüchers vorbei, welcher am 10. Oktober noch bei Bitterfeld am linken Ufer der Mulde stand.

Chassepot, Zylinderverschluß (geöffnet)
Führung der Kammer mittelst Leitrinne q und Schraube p

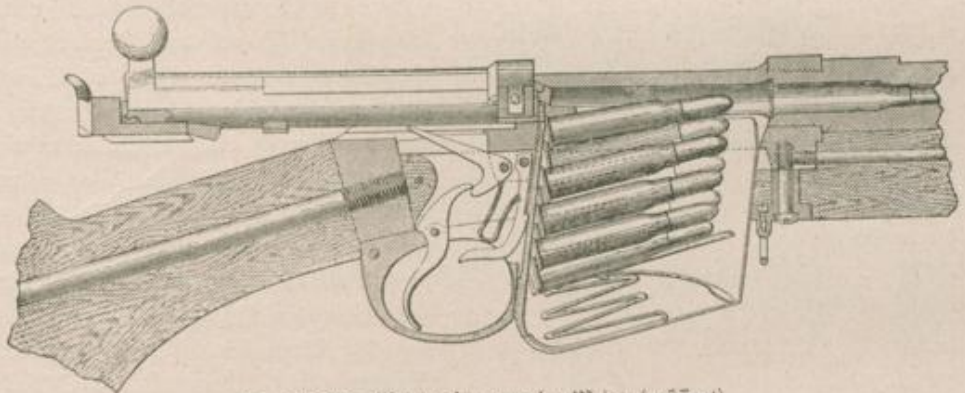
Unterdessen rückte die böhmische Armee stetig vor: am 12. Oktober, wo Napoleon 4 Korps an der Elbe, 60 km von Leipzig, 2 bei Düben und Delitzsch hatte, wo in Leipzig durch das Eintreffen des IX. Korps eine Besatzung von 30000 Mann erreicht war, hatte sich die erste Staffel der böhmischen Armee in Stärke von 80000 Mann dieser Stadt bis auf einen Tagemarsch (25 km) genähert, die zweite (50000 Mann) stand in Altenburg auf 50 km Entfernung, und Murat wich langsam vor der Übermacht zurück, Dresden, wo St. Cyr mit 30000 Mann belassen war, da Napoleon immer an dem Gedanken festhielt, aus der Stadt noch Vorteile zu ziehen, wurde von Bennigsen mit 50000 Mann bereits auf beiden Ufern der Elbe bedroht, Blücher endlich hatte Halle (30 km) erreicht: innerhalb 2 Tagen konnten die Verbündeten bei Leipzig, ohne Bernadotte zu rechnen, 190000 Mann vereinigen. Sobald Napoleon erkannte, daß er einen Luftstoß gemacht hatte, und daß die Entscheidung durch eine Schlacht nur bei Leipzig liegen konnte, setzte er alle Korps dorthin in Bewegung und traf selbst, den Marschierenden vorauseilend, am 14. Oktober um Mittag dort ein. An demselben Vormittag wurde Murat in seiner Stellung bei Liebertwolkwitz von den Vortruppen Schwarzenbergs unter Wittgenstein angegriffen, zurückgedrängt und selbst beinahe gefangen genommen. Bis zum Abend des 15. Oktober trafen alle französischen Korps bis auf das VII., XI. und das 2. Kavalleriekorps bei Leipzig ein; aber auch die Verbündeten waren, so langsam die böhmische Armee auch marschiert war, bis auf Bernadotte, der es vorzog, bei Halle stehen zu bleiben, zur Stelle; abends 8 Uhr stiegen südlich in der Richtung von Pegau drei weiße Raketen auf, und bald darauf gaben drei rote von der Hallesschen Straße her Antwort.



Mauser, Zylinderverschluß (geöffnet)

Napoleon war wieder über die Nähe der schlesischen Armee nicht unterrichtet, er wähnte sich von ihr für den 16. Oktober noch ungefährdet und ließ deshalb nördlich Leipzig Ney mit nur 3 Korps stehen. Alles übrige, 5 Korps und fast die gesamte Kavallerie, vereinigte er in der Hauptstellung, welche er der böhmischen Armee entgegenstellen wollte. Am Morgen des 16. Oktober stand das VII. Korps in Markkleeberg, den rechten Flügel an der Pleiße bis Connewitz im Haken zurückgebogen: die eigentliche Südfront bildeten das I. Korps bei Wachau, das V. von hier bis Liebertwolkwitz, das IX. bei Zuckelhausen; dahinter zur Unterstützung die Kavalleriekorps: das 4., 5. und die Gardekavallerie, in Reserve blieben die 4 Divisionen der alten und jungen Garde, bei Holzhausen sollte, sobald sie einträfen, das XI. Korps und das 2. Kavalleriekorps einrücken.

Schwarzenberg zersplitterte seine Kräfte, um den Frontangriff mit einer Umfassung des rechten Flügels und mit der Besitznahme der Rückzugslinie zu verbinden: Gyulai sollte mit



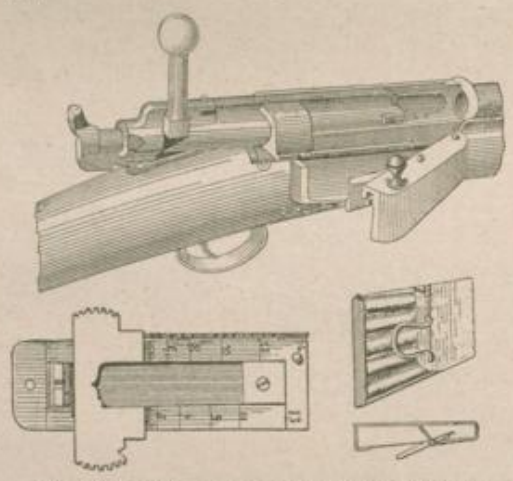
Englisches Magazingewehr M./89 (geöffnet)

17000 Mann und Platoffs Kasaken den Elsterübergang bei Lindenau von Westen in Besitz nehmen, die 2. Armeeabteilung unter Meerveldt und das österreichische Reservekorps zwischen Elster und Pleiße gegen den Übergang bei Connewitz vorgehen, und hierdurch wurden 52000 Mann dem Angriff entzogen. Gegen die 125000 Mann, welche Napoleon in seiner Stellung vereinigt hatte, gingen nur 82000 Mann frontal vor: Kleist (10000) gegen Markkleeberg, Eugen von Württemberg (10000) gegen Wachau, Gortschakoff (9000) und Klenau (28000) gegen Liebertwolkwitz; Pahlens 5000 Pferde sollten die Verbindung zwischen der 2. und 3. Kolonne halten; weit zurück standen als Reserve (Schwarzenberg hatte sie auch jenseit der Pleiße verwenden wollen, wurde aber daran durch den Kaiser Alexander verhindert) die russischen Grenadiere, die Garden und eine Kürassierdivision. Die preußischen Truppen waren einer Idee des russischen Kaisers zu Liebe „die 4 Kolonnen aus Truppen aller Monarchen zusammenzusetzen, zum Zeichen, daß sie gemeinsam für die Befreiung Europas kämpften", vollständig zerrissen worden.

Die Kolonnen der Verbündeten standen um 8 Uhr am trüben Morgen des 16. Oktober zum Vormarsch bereit, um 9 Uhr gaben 3 Kanonenschüsse das Signal zum Beginn der Schlacht. Die beiden linken Kolonnen griffen gleichzeitig an, 48 Geschütze Württembergs vertrieben einige französische Geschütze bei Wachau, seine Infanterie nahm den Ort, die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

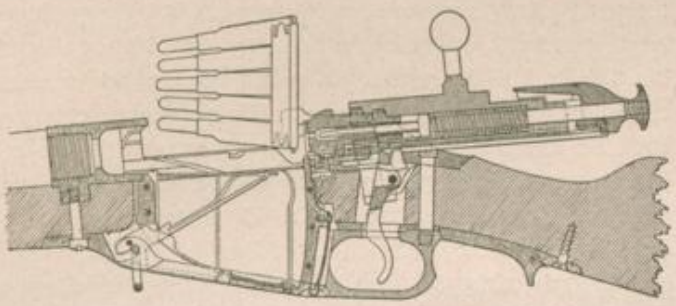
Kleists Markkleeberg. Die 3. Kolonne begann ihre Bewegung viel später, da sie zugleich mit der 4. angreifen sollte, diese sich aber verspätet hatte; Gortschakoff entwickelte sich demnach in 2 Treffen vor Liebertwolkwitz, und beide Teile begnügten sich hier vor der Hand mit mäßigem Geschützfeuer. Desto furchtbarer wurde ein solches jetzt von 100 Geschützen, welche Napoleon nordöstlich Wachau auffahren ließ, gegen die 2. Kolonne eröffnet. Die Verheerung, welche es in den freistehenden Bataillonen anrichtete, war entsetzlich. Doch mußte der Platz behauptet werden, denn durch das Weichen der Kolonne wurde Napoleon die willkommene Lücke geboten, in die er einbrechen und die Schlachtordnung, die ohnehin nur in loser Verbindung stand, zersprengen konnte. Und darauf war sein Plan gerichtet, dazu ließ er Wachau, nachdem es wiedergewonnen, durch das II. Korps stark besetzen, dazu zog er 2 Divisionen der jungen Garde heran als nächste Reserve und stellte die alte Garde als zweite Reserve für die Besatzung des Ortes bereit, dazu vereinigte er die Kavallerie zu einer gewaltigen Masse: sie sollte unter Murats bewährter Führung eine Bahn hauen, in welche das II. und V. Korps eindringen konnten, während das XI. Korps und das 2. Kavalleriekorps den rechten Flügel umfassen sollten, um die böhmische Armee vernichtend zu schlagen. Macdonalds bis 11 Uhr verzögertes Eintreffen gewährte den Verbündeten Zeit, den Schlag noch abzuwehren.



Dänisches Magazingewehr M./89 (geöffnet)

Die Monarchen beobachteten von dem Wachberg bei Göhren aus die Schlacht. Sie nahm keinen erfreulichen Verlauf: Auf dem linken Flügel mühte sich Meerveldt vergebens, in dem höchst ungünstigen Gelände, das ihn an der Verwendung seiner Übermacht und seiner Artillerie hinderte, die Pleiße zu überschreiten, und als es ihm an einem Punkte zu gelingen schien, wurde er selbst gefangen. Kleist wurde viermal aus Markkleeberg geworfen und eroberte es viermal zurück, aber nur mit äußerster Anstrengung erwehrte er sich der Übermacht; von Wachau mußte Eugen trotz der todesverachtenden Ausdauer der Russen zurückweichen; Klenau, der erst um 10 Uhr ins Gefecht trat, kam zu spät, um Macdonald bei der Besetzung der Höhe von Holzhausen zuvorzukommen und mußte auch, von ihm angegriffen, den Kolmberg räumen. Alexander befahl, um der drängenden Gefahr zu begegnen, seine Garden näher heranzuziehen, und erbat von Schwarzenberg, der sich auch jenseit der Pleiße befand, die österreichische Armeereserve. Schon glaubte Napoleon mit der Eroberung des Kolmberges die Schlacht entschieden, zumal jetzt auch Murat zum Einhauen bereit stand und Sebastiani gegen die rechte Flanke Klenaus vorging, und ließ in Leipzig die Glocken läuten, da griff die österreichische Kürassierbrigade rechtzeitig ein, warf die polnische Reiterei, danach die französischen Gardedragoner und endlich die sächsische Kavalleriebrigade über den Haufen, und als nun endlich auch Murats 5000 (nach Anderen 8000) Reiter sich in Bewegung setzten und in 2 Treffen formiert, das Zentrum der Verbündeten durchbrechend, bis zum Wachberg vordrangen, da konnte die Infanterie nicht schnell genug in die Lücke

folgen, der Widerstand einiger Schwadronen Pahlens und der Kasaken genügten, um die außer Atem gekommene Reitermasse zu zersprengen und bis vor die Geschützmündungen zurückzuwerfen. Inzwischen wurden auch Kleists Truppen durch österreichische abgelöst, und es gelang den Franzosen nicht, weiter vorzudringen. Die Schlacht von Wachau blieb unentschieden.



Russisches Magazingewehr M./91 (geöffnet)

Der Angriff Gyulais auf Lindenau mißlang vollständig, da Ney bereits das IV. Korps dorthin gesandt hatte, das ihn zurückwarf. Doch fehlte dies den Franzosen bei dem Kampf mit der schlesischen Armee, welche sich mit 60 000 Mann auf der Halleschen Straße näherte. An dieser hielt sich Yorck mit dem preußischen Korps, während Langeron links neben ihm auf Lindenthal vorging und in Wideritsch auf den zähen Widerstand der polnischen Division Dombrowski stieß; Sacken folgte hinter beiden. Yorck traf auf das IV. Korps, dessen 3 Divisionen den Abschnitt zwischen Elster und Eutritzschbach in der Höhe von Möckern besetzt hatten: in 2 Treffen, jedes zu 2 Brigaden, griff er um 3 Uhr an, und es entspann sich ein heißer Kampf um den Besitz des Dorfes. Marmont brachte 40 Geschütze auf die benachbarte Höhe, welche die ersten 8 preußischen Bataillone bei ihrem Vordringen in dem Ort so zusammenschossen, daß sie beinahe aufgerieben wurden; York setzte eine Brigade nach der anderen ein, aber die allmählich auf 50 Rohre verstärkte Batterie machte jeden Angriff erfolglos. Der Sieg schien sich den Franzosen zuzuneigen, da rief der preußische General die Kavallerie zu Hilfe. Mit nur 3 Eskadrons warf sich Major von Sohr der französischen Infanterie, welche östlich des Dorfes den weichenden preußischen Bataillonen folgte, entgegen, ritt sie nieder und jagte auf die Höhe, wo er 6 Kanonen nahm; die württembergischen Chevauxlegers wollten ihn in die Flanke fassen, wurden aber selbst von den brandenburgischen Ulanen geworfen. Da brachte das Eingreifen der Brigadekavallerie und der von Yorck persönlich herbeigeführten Reserve die Entscheidung: die französische Linie ward durchbrochen, viele Bataillone warfen die Gewehre fort und sich zu Boden vor dem Reiterstrome, aber sie sprangen, als man sie verschont, wieder auf und schossen hinterdrein, wofür die nachfolgenden litauischen Dragoner die entsetzlichste Rache nahmen, erbarmungslos alles niederhauend. Gleichzeitig mit der Kavallerie trat die Infanterie unter Trommelschlag und jauchzendem Hurrah zum allgemeinen Vormarsch an, in fliegender Hast gingen die Franzosen, da auch Ney seine letzten Reserven verausgabt hatte, auf Gohlis und Eutritzsch zurück. Beide Orte wurden am folgenden Morgen durch die beiden russischen Korps genommen.

Deutsches Magazingewehr M./89 (geöffnet)

Napoleon hatte, nachdem auch das VII. Korps eingetroffen war, am 17. alles beisammen, was ihm an Truppen erreichbar war, denn das I. und XIV. Korps konnte von Dresden Leipzig nicht mehr erreichen, wenn auch Bennigsen sich hierhin gewandt hatte und rechtzeitig eintraf, um an dem Kampfe des 18. sich zu beteiligen. Bei den Verbündeten langte außer ihm auch die „Reservearmee" am 17. an, Bernadotte hatte sein Kommen für den 18. in Aussicht gestellt. Napoleon sah, daß dieser Überlegenheit gegenüber nur noch der Rückzug ins Auge zu fassen sei. Für diesen hatte er nur einen Weg, und dieser führte durch die Defileen von Lindenau; sie zu sichern beauftragte er das IV. Korps (Bertrand), alle anderen Truppen zog er für die neue Schlacht weiter zurück: der rechte Flügel in der Höhe von Probstheida, VIII., IX., II. Korps, junge Garde, 4., 1. und 5. Kavalleriekorps, unter Murat; daneben bei Zuckelhausen das XI. Korps, dahinter in Reserve das V., das 2. Kavalleriekorps, die Gardekavallerie und die alte Garde; den linken Flügel, bei Baumsdorf beginnend, hatte Ney mit dem VII., VI., III. Korps, dem 3. Kavalleriekorps und der Division Dombrowski besetzt.

Die Verbündeten griffen in 6 Kolonnen konzentrisch an, die 3 der böhmischen Armee (von links anfangend) unter dem Erbprinzen von Hessen, Barclay und Bennigsen (150000) von Süden, die 4. unter Bernadotte, der aber erst nachmittags eintraf, von Nordost (100000), die 5. unter Blücher (nur noch 25000) von Nord, die 6. unter Gyulai (20000) von Westen. Diesen 290000 Mann stand Napoleon mit noch 150000 gegenüber. Der an diesem Tage so wichtige Angriff auf Lindenau hatte wieder keinen Erfolg, da Schwarzenberg, als der Kampf an der Pleiße eine bedenkliche Wendung zu nehmen schien, Gyulai hierhin abberief. Was er an Truppen bei Lindenau lassen konnte, wurde von Bertrand zurückgeworfen, als dieser vorging, um den Paß zu sichern. Um alle Ortschaften wurde heiß gekämpft, um 3 Uhr erst gelang es der 3. Kolonne, Holzhausen und Zuckelhausen zu nehmen und zu halten, Napoleon zog das XI. Korps zurück, und Probstheida ward zum Brennpunkt des Kampfes. Nach langem blutigen aber vergeblichen Mühen wurden die Truppen 800 Schritt zurückgezogen und alle verfügbare Artillerie gegen den Ort vereinigt. Dagegen griffen die preußischen und russischen Korps der Nordarmee, nachdem sie endlich gegen 3 Uhr eingetroffen, sofort und mit Erfolg die Orte Baumsdorf, Stünz und Sellerhausen an, Blücher gelang gegen Abend die Eroberung von Schönfeld, und wenn auch nur auf diesem Teil des Schlachtfeldes zurückgedrängt, zog doch Napoleon bei Eintritt der Dunkelheit alle Truppen zurück. Der Abmarsch von Leipzig war von der Kavallerie schon nachmittags angetreten und wurde des Nachts von dem ganzen Heer mit Ausnahme der Arriergarde: VIII., XI., III., VI. und Rest des VII. Korps (die Sachsen waren während der Schlacht übergetreten) fortgesetzt. Diese besetzten am 19. Stadt und Vororte, die Grimmaische Vorstadt wurde ihnen nach blutigem Kampfe erst gegen mittag durch Bülow, die Peters-Vorstadt durch Bennigsen, die Hallesche Vorstadt durch Langeron und Sacken entrissen. Aber der Rückzug war ihnen durch vorzeitiges Sprengen der Pleißebrücke abgeschnitten, in der fürchterlichen Verwirrung ertranken Tausende, Tausende wurden gefangen.

Napoleons Verlust betrug 68000, dabei 30000 Gefangene, die Russen verloren 20000, die Österreicher und Preußen je 14000 Mann. Napoleon mußte den deutschen Boden verlassen, um in Frankreich die letzten verzweifelten Anstrengungen zu machen, die seinen Sturz nicht zu hindern vermochten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 27. Der Orientkrieg, Sebastopol

Das Ansehen Rußlands hatte durch seine kräftige Unterstützung Preußens und Österreichs während des Freiheitskrieges eine mächtige Steigerung erfahren; Kaiser Nikolaus (1825—55) war eifrigst bemüht, die militärische Kraft des Staates zu steigern und seine Einheitlichkeit durch Russifizierung der verschiedenen Nationalitäten seines Reiches zu fördern; die äußere Politik war auf die Erweiterung der Herrschaft über die Gestade des schwarzen Meeres gerichtet und benutzte ebenso wie die innere die Vertretung der Interessen der griechisch-katholischen Kirche als Vorwand und als kräftigen Hebel, um den Kampf mit den Ungläubigen populär zu machen. Im Orient kreuzten sich aber die russischen Interessen mit denen Frankreichs und Englands, und als Nikolaus 1853 die Zeit gekommen glaubte, seine Pläne gegen das osmanische Reich durchzuführen, stieß er auf den Widerstand dieser beiden westlichen Mächte und sah sich einer Koalition zwischen ihnen und der Türkei gegenüber, welcher um des politischen Einflusses wegen auch Sardinien im Anfang des Jahres 1855 beitrat. Die Donau-Fürstentümer erwiesen sich als ein gesundheitlich sehr ungünstiger Kriegsschauplatz, und die Westmächte spielten deshalb den Krieg auf die kimmerische Halbinsel hinüber, indem sie Anfangs September 1854 mit einer Flotte von 330 Schiffen eine Armee von 65 000 Mann mit 134 Feld- und 73 Belagerungsgeschützen von Warna nach Eupatoria an deren westlichem Gestade übersetzten.

Napoleon I. hatte mit seiner überseeischen Expedition nach Egypten gerade keine guten Erfahrungen gemacht, die Verbündeten ahnten aber nicht, wie viel größer die Opfer sein würden, die sie auf der taurischen Halbinsel würden bringen müssen, wo sie es mit einem Gegner zu thun hatten, von dessen unerschöpflichen Hilfsmitteln sie die Erfahrungen des ersten Napoleon auch wohl hätten überzeugen können. Die russische Armee zählte an regulären Truppen 516 Bataillone, 480 Eskadrons: 664 400 Mann mit 1463 Geschützen, an Kasaken $91\frac{1}{2}$ Sotnien: 141 800 Mann mit 26 Batterien. Erstere waren formiert in Korps von 3 Infanterie-, je 1 Kavallerie- und Artilleriedivision mit je 2 (Artillerie 4) Brigaden von 2 Regimentern bezw. Batterien, zusammen 49 Bataillone, 32 Eskadrons, 160 Geschütze: 63 659 Mann. Diese für damalige Verhältnisse ungeheure Armee war allerdings über so große Länderstrecken verteilt, daß für die Krimarmee im Beginn des Feldzuges nur 42 Bataillone, 16 Eskadrons, 11 Sotnien: 35 000 Mann mit 96 Geschützen zur Verfügung standen. Auch konnten die Grenzen nirgend entblößt werden und fehlte es dem Reiche noch an Eisenbahnen, um schnell Verschiebungen vornehmen zu können; die Verstärkungen, welche im Winter 1854/55 nach der Krim abgingen, hatten mit ungeheuren



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Schwierigkeiten zu kämpfen und büßten Tausende in den unermeßlichen Schneefeldern ein. Dazu kamen die erstaunlichen Verluste, welche sowohl die in der Krim stehende Feldarmee als die Besatzung erlitt (am größten sind sie bei letzterer in den Tagen vom 17. bis 21. August 1855, wo sie täglich 1000, und vom 5. bis 7. September, wo sie täglich 1500 Mann betrugen), und welche durch fortwährende Nachschübe ersetzt werden mußten. Trotzdem wurden die russischen Truppen ständig vermehrt, sie umfaßten im Mai 1855 160½ Bataillone, 131 Eskadrons, 85 Sotnien, 494 Geschütze, wovon auf die Besatzung 89½ Bataillone entfielen, und bei dem Schlußakt am 8. September erreichte diese die Höhe von 75000 Mann; die volle Hälfte ihrer 30 Infanteriedivisionen hatte die Armee nach und nach auf den Kriegsschauplatz geschickt, auf welchem die improvisierten Werke der Festung zum Kriegsentscheidungsfelde geworden waren.

Es kostete die Verbündeten die äußersten Anstrengungen, um mit den stetig vermehrten russischen Streitkräften gleichen Schritt zu halten, und für sie war die weite Entfernung von der Heimat, die auf den Wasserweg beschränkte Verbindung ebenso erschwerend, wie für den Gegner der Mangel an Eisenbahnen. Auch bei ihnen handelte es sich ferner nicht nur um Vermehrung der Truppenteile, sondern in nicht geringerem Maße als bei jenem um den Ersatz der enormen Verluste, welche die bereits entsandten durch die russischen Geschosse und durch die Krankheiten, wie sie bei den Unbilden eines sehr strengen Winters auftraten, erlitten. Die französischen Truppen verloren vor der Festung in den 11 Monaten vom Oktober bis August allein durch feindliches Feuer über 35000 Mann. Mit 4 schwachen Divisionen: 32000 Mann in 38 Bataillonen, 4 Sapeurkompagnien mit 72 Geschützen begannen sie die Belagerung, im November folgte schon eine fünfte, im Januar 2 Divisionen und eine Brigade der Garde; die Truppen wuchsen dadurch auf 70000 Mann und wurden in 2 Korps formiert. Im Mai wurde die Stärke von 120 Bataillonen, 40 Eskadrons, 241 Geschützen und 12 Sapeurkompagnien erreicht und eine Neueinteilung in 3 Korps notwendig. Weniger günstig als Napoleon, welchem die nach Belieben dehnbare Konskription zu Gebote stand, war England daran. Die 5 Divisionen, welche es gelandet hatte, umfaßten nur 32 Bataillone zu 800, 10 Schwadronen zu 80 Köpfen und 24 Geschütze: 26000 Mann. Es raffte Alles zusammen, was es aufbringen konnte. Ende des Jahres 1854 und Anfang 1855 sendete es 12 neue Regimenter, d. h. von jedem nach seiner Gewohnheit nur 1 Bataillon, welche 2 neue Divisionen bilden sollten; aber die Armee war so zusammengeschmolzen und die Nachschübe der Depotabteilungen reichten so wenig zur Ergänzung aus, daß man sich mit jenen 5 Truppenkörpern begnügen mußte, die den Namen Division ihrer Stärke nach gar nicht verdienten. Man versuchte, auf die Milizen zurückzugreifen, um mit ihnen die Linientruppen der Kolonien zu ersetzen, welche man heranzuziehen gezwungen war, da die Anwerbung neuer Regimenter wenig Erfolg hatte, und brachte es im Mai glücklich auf 43 Bataillone, 24 Eskadrons, 68 Geschütze, die man in 5 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision teilte. Einschließlich der Sarden (25 Bataillone, 4 Eskadrons, 36 Geschütze) und der Türken (40 Bataillone in 4 Divisionen) erreichten die Verbündeten im Mai die Stärke von 228 Bataillonen, 68 Eskadrons, 336 Geschützen: 174500 Mann und zählten im September 250000 Mann. Welche Kosten den Westmächten aus diesem Truppenaufgebot erwuchsen, ist daraus zu entnehmen, daß man den Betrag für jeden nach dem Orient gesendeten Soldaten oder Matrosen für die Zeit eines Jahres auf 5000 Francs berechnet hat. Rußland mußte schließlich seine Zuflucht zur

| Zeit | Benennung und Konstruktion | | Kaliber mm | Gewehr- kg | Geschoß-Gewicht g | Patronen- g | Anfangsgeschwindigkeit m | Tragweite m | Visierbereich m | Entscheidende Schußweite m | Feuergeschwindigkeit gezielt pro Min. | Feuergeschwindigkeit Schnellf. pro Min. | Bestrich-Raum a. 6000 m m | Geschoßwirkung | Treffwirkung Prozente | Mit 100 Schuß u. auf Gefecht gesetzt: |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1399 | Handfeuerrohr | | 17 | | | | | | | kürzeste Entfernung | | | | durchschlug Panzer | | |
| 1430 | Luntenhakenbüchse | | | 5 | 16—30 | | | | 150 | | 1 | | | durchschl. P. u. Schild | | |
| 16. Jahrh. | Luntenschloß-Muskete | | 17 | 5—8 | 60 | | | | 225 | | | | | Schw. Eisen / Tannen / Erde | | |
| 1613 | Schweizer Muskete | | 19,8 | 7—7,5 | | | | | | | | | | cm auf m | | |
| 1624 | Schwedische Muskete | | 18,35 | 5 | 30 | 55 | | | 250 | | | | | | | |
| 1738 | gezog. Steinschloßflinte | | 17,1 | | 28 | | | | | | | | | | | |
| 1762 | preuß. Infant.-Gewehr | | 19,2 | 5,9 | 29,4 | 45 | | | 120 | wirks. Salve | Einzeln | Salve | | 0,19 11 17,5 | 88 auf 100 m | |
| 1800 | franz. verb. Gew. 1777 | | 17,5 | 5 | | | | | | v. 80 m an | 4—5 | 2,5 | | 3 100 200 | | Mollwitz 1741: 0,29 |
| | | | | | | | | | | | | | | | | Bautzen 1742: 0,43 |
| | | | | | | | | | | | | | | | | Leipzig 1813: 0,33 |
| 1858 | Präzis.-Vorderlader | | | | | | | | | | | | | 0,07 13 68,5 | 78 auf | Magenta 1859: 0,54 |
| | Podewils Minié | | 13,9 | | 29,6 | 34 | 325 | | 500 | | 3 | | | 3 100 300 | 200 m | Königgrätz 1866: 3,17 |
| | | | | | | | | | | | | | | | | Metz 1870: 0,50 |
| 1841—1862 | Dreyse Zündnadelgewehr | | 15,43 | 4,50 | 31 | 40,7 | 296 | 800 | 640 | Schützenfeuer bis 300 m | 6 | | | | | |
| 1868 | Chassepot-Gewehr | | 11 | 4,50 | 24,5 | 32,5 | 420 | 1600 | 1200 | 400—500 m | 8 | | | | | |
| 1862—1888 | and. Hinterl. durchschnittl. | | 11 | 4,50 | 25 | 44,2 | 430 | bis 1800 | | | 8 | | | 0,11 13 67 | 100 auf 300 m | |
| 1871 | Mauser | | 11 | 4,50 | 25 | | 440 | 1800 | 1600 | | 8 | | | 3 500 500 | | |
| 1866 | Henry-Winchester Magazingewehr | | 10,8 | | 16 | 21 | | | | bis 800 m | 11 | | | 0,5 29 49 | Von guten Schützen sind zu erwarten auf | |
| | | | | | | | | | | | | | | 3 500 500 | 300 400 500 700 m | |
| 1889 | Belgien, Mauser | | 7,65 | 3,90 | 14,1 | 28 | 600 | | 2000 | | 17 | | | durchschlagen | 100 96 87 65 | |
| 1891 | Rußl., Nogant | Magazin-Gewehr | 7,62 | 3,99 | 13,7 | 25,8 | 635 | 3060 | 1920 | | | | 33 | auf 2000 m | v. mittelg. Sch. | |
| 1893 | Frankr., Lebel | | 8 | 4,18 | 15 | 29 | 632 | 3600 | 2000 | | 11 | 14 | 32 | menschl. Knochen | bei richtig. Visier | |
| 1892 | Ver. St. Kray-Jörgensen | | 7,62 | 3,97 | 14,26 | 28,44 | 610 | | 2010 | | | | 36 | 1200 m zwei Glieder | geg. breite Scheibe | |
| 1895 | Engl., Lee-Enfield | | 7,7 | 4,19 | 13,9 | 26,7 | 610 | 3150 | 2650 | | | | | 1000 m 20 cm Fichten | v. 1,8 m H. auf | |
| 1895 | Österr., Mannlicher | | 8 | 3,89 | 15,8 | 28,4 | 620 | | 2250 | | 17 | 35 | 36 | 400 m 50 cm Erd. | 600, 700, 800, 1000, | |
| 1896 | Schweiz, Rubin | | 7,5 | 4,30 | 13,8 | 27,5 | 620 | | 2000 | | 20 | 40 | | 300 m 0,7 cm Schweißeisen | 46, 37, 31, 26, | |
| 1898 | Deutschland | | 7,9 | 4,10 | 14,7 | 27,9 | 645 | 4000 | 2000 | | | | 33 | 150 m 20 cm Ziegelmauer | 1200, 1600, 2000 m | |
| 1891 | Ital., Mannlicher | Mag.Gew. | 6,5 | 3,80 | 10,5 | 22 | 700 | 4000 | 2000 | | 12—15 | | | | 21, 15, 10 Trefferprozente | |
| 1894 | Norweg., Kray-Jörgensen | | 6,5 | 4 | 10,1 | 23,6 | 730 | | | | | | | 1,15 53 43 | Diese Friedbergeb. werd. i. Kriege je nach den Verhältn. stk. herabgedrückt. | |
| 1893 | Rumän., Mannl. | | 6,5 | 4 | 10,3 | 22,5 | 740 | | 2000 | | | | | 3 500 500 | | |





UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

Aufstellung der „Reichshilfswehr" (Druschinen), einer Art Landwehr, nehmen, um dem unersättlichen Kriegsgott in der Krim immer neue Opfer zuzuführen; und wozu diese Kriegsgreuel, diese zu vielen Tausenden hingeschlachteten Menschen? Auf der einen Seite das Verlangen einer Machterweiterung, zu welcher weder das Expansionsbedürfnis der Bevölkerung nötigte, noch die Verhältnisse in der Türkei hinreichende Veranlassung gaben — und das unter dem Vorwande religiöser Beweggründe! — auf der anderen Seite Eifersucht, Mißgunst und der Wunsch, eine unhaltbare Dynastie durch Sättigung der Ruhmsucht eines eitlen Volkes zu festigen.

Die russische Armee charakterisiert ein Zeitgenosse: „Die hervorragenden Eigenschaften sind Einheit der Organisation und strenge Disziplin: das Werk Nikolaus I. Bei Eigenschaften, wie sie die russischen Soldaten haben, deren Kolonnen, wie aus Granit gehauen, in der Almaschlacht im Feuer der englischen Batterien, ohne sich zu rühren, standen, die in Sebastopol, wenn sie den Tag über gekämpft, die Nacht durch die ermüdenden Schanzarbeiten rastlos und unverdrossen leisteten, läßt sich erklären, wie Suworow zur Devise kam: ‚Die Kugel ist feig, tapfer nur das Bajonett.' Lange galt diese Ansicht im russischen Heere, und man schaute mit Geringschätzung auf das Streben der Techniker, die Feuerwaffen zu verbessern. Nikolaus war es, der sich am meisten von der Suworowschen Zauberformel emanzipierte und dem Feuergewehr seine Rechte sicherte. Während früher die russische Armee das Tiraillieren ganz vernachlässigte und außer den finnischen Jägern keine gewandten Schützen hatte, traten im Krimfeldzug 20 neu organisierte, mit guten gezogenen Gewehren versehene Jägerbataillone sowie das 4 Bataillone starke ‚Schützenregiment der Kaiserlichen Familie' auf und bewährten sich den Alliierten gegenüber als gewandte Tirailleurs und gute Schützen. Eine weniger glückliche Schöpfung des Kaisers war die Einführung der fest normierten ‚Normalstellungen', die dem Genie des Führers bis hinauf zum Divisionskommandeur nichts überlassen und, die Schablone des Exerzierplatzes auf das Schlachtfeld übertragend, die Beweglichkeit und Manövrierfähigkeit der Truppen beeinträchtigen. Ferner hatte außer den Schützen die gesamte Infanterie erst kürzlich in Perkussion umgewandelte Steinschloßgewehre mit schlechten Schäften aus Tannenholz."

Hierzu ist zu bemerken, daß das Knallquecksilber bereits 1818 durch Jos. Egg in England für Zündhütchen verwendet wurde, daß diese aber erst seit 1840 für militärische Zwecke benutzt wurden.

„Das britische Heer", sagt derselbe Schriftsteller „ist infolge seines Administrationssystems trotz der Trefflichkeit seiner Soldaten, der Unerschrockenheit seiner Offiziere und dem ausgezeichneten Zustande des Materials dennoch hinter den übrigen Armeen Europas in der Entwicklung der Kriegstüchtigkeit zurückgeblieben. Aber bei all diesen Mißgriffen schleppt sich das britische Heer durch den blutigen Feldzug, wenn auch ohne Erfolg, doch mit Ruhm; diesen sichern ihm die zähe Bravour, der bulldoggenartige Mut und die strenge Disziplin seiner Truppen. So plump, unwissend und hilflos sich der englische Soldat gebahrt, wenn er auf selbständiges Handeln angewiesen wird, z. B. im Tirailleurgefecht und Vorpostendienst, so übertrifft ihn kein anderer im Massenkampfe. Eine englische Linie bleibt im Anschlage bis auf den letzten Moment und giebt dem Feind auf 40 Schritt die volle Ladung mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit. Diese zähe Festigkeit in Angriff und Verteidigung haben das britische Heer vor mancher wohlverdienten und durch unfähige Offiziere, mangelhafte Verwaltung und schwerfällige Bewegung absichtslos bereiteten Nieder-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lage gerettet. Der britische Offizier glaubt nur eine Pflicht zu haben: am Schlachtentage seine Leute gerade gegen den Feind zu führen und ihnen das Beispiel von Bravour zu geben. Die Gewandtheit, in der Leitung der Truppen den günstigen Moment zu ergreifen, muß man nicht von ihm erwarten; sich um seine Leute und ihre Bedürfnisse zu kümmern, kommt ihm nicht in den Sinn. Die Hälfte der Unglücksfälle der Briten in der Krim rührt von der Unfähigkeit ihrer Offiziere her."

Nachdem er ihnen 3 Tage Zeit gelassen, um ihre Truppen zu landen, trat Menschikow den Verbündeten mit 35000 Mann entgegen und wurde am 20. September an der Alma geschlagen. Über Katscha und Belbek zurückgegangen, überschritt er die Tschernaja bei Inkerman und ließ als Besatzung unter Kornilow 8 Bataillone und die Mannschaften der Flotte in Sebastopol; als die Verbündeten auf dem Plateau angesichts des Nordforts erschienen, marschierte er in der Nacht zum 25. September nach Baktschiserai, um sie in der Flanke zu bedrohen. Sie setzten dann unter Canrobert ihren Marsch nach der Südseite der Festung fort, erreichten am 25. September die Tschernajabrücke von Traktir und am 26. September den Hafen von Balaklava, worauf sie die Hochebene südlich Sebastopol erstiegen und mit der Ausschiffung des Belagerungsparks begannen, anstatt auf Grund einer sorgfältigen Erkundung gegen die russischen Befestigungen gewaltsam vorzugehen. Diese entbehrten nämlich noch durchaus der Sturmfreiheit und des Zusammenhanges. Die mangelhaften Anlagen am Nordufer des großen Hafens kamen nicht zur Sprache, aber auch die 8 auf Hügeln gelegenen Erdbastione, welche, durch Mauern verbunden, die beiderseits des Kriegshafens gelagerte Stadt schützen sollten, waren über die Anfänge noch wenig hinausgekommen. Als die Verbündeten landeten, war der westliche Abschnitt mit Quarantänebastion (6), Zentralbastion (5), Redute Schwarz und Mastbastion in Hast noch notdürftig ausgebaut, alle durch krenelierte Mauern verbunden, im Ostabschnitt standen der große Redan (3), Malakoff, der kleine Redan (2) und Bastion 1 mit einer Kaserne. Die Verbindungslinien mußten hier erst während der Belagerung hergestellt werden. Doch kam der Verteidigung eine außerordentlich starke Geschützarmierung, vermehrt durch die schweren Geschütze der Flotte, zu statten, und deren vorzügliche Verwendung gab ihr einen neuen modernen Charakter.

Die Einbuchtung des Kriegshafens, welche sich im Zentralravin fortsetzt, gab auch die naturgemäße Teilung des Angriffsfeldes, westlich für die Franzosen, östlich für die Briten; erstere beschlossen, Front 4 und 5 mit der Redute Schwarz, letztere den großen Redan (3) anzugreifen und begannen am 9. Oktober mit den Erdarbeiten, um eine Parallele und in dieser eine Anzahl Batterien zu erbauen. Die Franzosen gingen damit auf etwa 800 m heran, während die Engländer sich in der respektvollen Entfernung von 1400 m hielten. Außerdem sicherten die Franzosen die ihnen als Basis dienende Bucht von Kamiesch, die Engländer die von Balaklava durch Befestigungslinien, und an letztere anschließend versah man den ganzen Ostrand der Hochebene bis zum Sapunberge mit Erdwerken zur Sicherung gegen die russischen Entsatzversuche, schuf also hier in alter Weise ein Stück Zirkumvallationslinie. In der Ebene von Balaklava erbauten die Türken außerdem auf einigen Hügeln eine Reihe Reduten als eine Art vor die erste Befestigungslinie vorgeschobenen Brückenkopfes. Der Boden war meist felsig und schwierig zu bearbeiten, erst am 17. Oktober konnten die Batterien mit 126 Geschützen das Feuer eröffnen, wobei 28 Linienschiffe das Bombardement zu verstärken suchten. Die Besatzung war aber nicht unthätig gewesen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

| Zeit | Benennung und Konstruktion | Kaliber cm | Rohr-Gewicht kg | Geschoß-Gewicht kg | Sprengladung kg | Anfangs-Geschwindigkeit m | größte Schußweite m | wirksame Schußweite m | benutzt zum Breschieren auf m | benutzt zum Demont. auf m | benutzt zum Rikosch. auf m | benutzt zum Bombard. auf m |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1400 | Bombarden | 23—52 | 412—3800 | 21—187 | | | | | 100—150 | | | |
| 1500 | Italien. Bombarden | 13—36 | 65—(?) | 26—53 | | | | | | | | |
| 1550 | Kartaune, Nachtig. ꝛc. | | 2500-5750 | 23—43 | | | | | | | | |
| | **Flachbahngeschütze.** | | | | | | | | | | | |
| Anfg. 17. Jahrh. | ganze und halbe Kartaune | | 2200—3200 | 11—20 | | | 4000 (?) | 750 | | 450—600 | | |
| Ende 17. Jahrh. | Kanonen zur Zeit Vaubans | | | | | | | | 230 | 375—575 | 260—575 | |
| 18. Jahrh. | Kanonen zur Zeit Friedr. d. Gr. | | | | | | | 1400 | 375 | 300—450 | 900 | |
| 1811—1813 | Kanonen zur Zeit Napoleons I. | | | | | | | | 360—730 | 500—600 | | 3300 |
| 1815—1860 | 12 pfünd. Kan. | 12 | 1400 | 5,7 | | 502 | 3800 | | | | | |
| | 24 pfünd. Kan. | 15 | 3400 | 11,6 | | 530 | 4400 | 1500 | 300 | 450 | 1500 | |
| | 25 pfünd. Bombenk. | 23 | 3064 | 28 | | 385 | | | | | | |
| | 50 pfünd. Bombenk | 28 | 5574 | 56 | | 369 | 3750 | | | | | |
| 1860—1870 | gezog. 15 cm preuß. | | 2523 | 27 | 0,9 | 358 | 5600 | | | | | |
| | gezog 15 cm franz. | 15 | 2700 | 24 | 1 | 338 | 5100 | | 1650 | | 2000 | 5600 |
| | gezog. 12 cm preuß. | | 867 | 14,6 | | 282 | 3750 | | | | | |
| | gezog. 12 cm franz. | 12 | 1560 | 11,5 | 0,5 | 357 | 4750 | | | 1250 | | |
| 1890 | gezog. 15 cm Ring-Kanone | 15 | 3115 | 27,5 | 1,9 | 457 | 7000 | Schrapn. | | | | |
| | gezog. 12 cm Kan. | 12 | 1300 | 16,3 | 1,09 | 460 | 7350 | 6750 | | | | |
| nach 1890 | lange 15 cm deutsch Kan. | 15 | 3365 | 42,30 | | 495 | 10500 | | | | | |
| | franz. 120 mm Kan. | 15,5 | 2530 | 43 | 12 [1] | 469 | 9900 | 8200 | | | | |
| | franz. | | | 24 | 4 [1] | | 9000 | | | | | |

Seit 1870 wird die Kampfentfernung auf durchschnittlich 3 km angenommen, wobei der Einzelkampf (Demontieren) selbstverständlich aufhört. Für einzelne Zwecke (Zerstören der Panzer) werden schwerste Kaliber näher (bis 1000 m) herangehen müssen.

[1]) Französische Sprenggranaten (Melinit).

## Steilfeuergeschütze.

| | | | | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Ende 17. Jahrh. | Mörser zur Zeit Vaubans | | | | | | | | | | | 300—450 |
| 18. Jahrh. | Mörser zur Zeit Friedr. d. Gr. | | | | | | | | | | | 600 |
| 1815/60 | franz. 22 cm Haubitze | 22,3 | 1200 | 22 | | 369 | | | | | | |
| | preuß. 25 pfünd. Haub. | 22,6 | 1550 | 28 | | | 3150 | | | | | |
| | preuß. 50 pfünd. Mörs. | 28,4 | 803 | 56 | | | 1350 | | | | | 800—1000 |
| 1860—1870 | schwerer glatter Mörs. | 27—28 | 930—980 | 51—56 | 1,5—3 | | 2075—2800 | | | | | |
| | preuß. gezog. 21 cm Mörser | 21 | 1625 | 80 | 5 | 166 | 2600 | | | | | |
| | preuß. gezog. kurze 15 cm Kanone | 15 | 1475 | 27,7 | 2 | 256 | 4400 | | | | | |
| 1890 | preuß. 21 cm Mörser | 21 | 3050 | 79,1 | 4,75 | 290 | 6200 | | | | | |
| | preuß. gezog. kurze 15 cm Kanone | 15 | 1458 | 27,7 | 1,9 | 265 | 4850 | | | | | |
| nach 1890 | 15 cm Haubitzen u. kurze Kanone | 15 | 1050 | 41 | | 276/290 | 6300 | | | | | |
| | schwere gezog. Mörs | 21 u. 27 | 1624—3750 | 95—228 | 4,5—30,50 [1] | 200/290 | 5200 u. 7000 | | | | | |

[1] Italienische Torpedo-Granate (Schießwolle).



UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main DFG

Nachdem sie am 27. September durch 23 Bataillone verstärkt worden war, hatte sie die Geschützaufstellung nach Kräften vervollständigt und konnte nun mit 200 Feuerrohren antworten. Gegen Abend wurde das nutzlose Feuer vom Angreifer eingestellt und sollte nun für geraume Zeit schweigen; dieser hatte sich überzeugt, daß er eine regelmäßige Belagerung werde durchführen müssen, und nahm die Laufgrabenarbeit wieder auf. Die Russen unterhielten ein lebhaftes Artilleriefeuer, das die Geschütze des Angriffs nicht aufkommen ließ, waren unausgesetzt bemüht, ihre Erdwerke zu vervollständigen und suchten durch Ausfälle die feindlichen Arbeiten zu zerstören, wobei es ihnen in der Nacht zum 22. gelang, 8 Mörser und 11 Kanonen zu vernageln. Todlebens geniale Leitung machte sich hier schon geltend.

Menschikow war indessen auf 80—90000 Mann verstärkt worden und griff am 25. Oktober Balaklava an. Seine Reiterei brach mit großer Bravur durch einen Zwischenraum der türkischen Reduten gegen die dahinter stehenden Hochländer ein, wurde jedoch von deren zweigliedriger Aufstellung abgewiesen und von der zur Unterstützung herbeikommenden Kavalleriebrigade Scarlett vollends geworfen. Wohl auf Grund eines Mißverständnisses befahl der Divisionskommandeur Lord Lucan nach dem Rückzug der Russen der leichten Brigade Cardigan, den bereits wieder zur Aufstellung gekommenen Feind zu verfolgen, und deren 600 Reiter führten, von Geschossen in Front und Flanke überschüttet, ihren Todesritt gegen die im Halbkreis sie erwartenden russischen Massen aus, brachten ihre Kavallerie in Verwirrung, wurden aber durch die Karrees der Infanterie abgewiesen und auf dem Rückweg durch die Flankenattacke eines Ulanenregiments und durch das Artilleriefeuer beinahe aufgerieben. Nach Zerstörung der in seine Hand gefallenen Werke zog sich Menschikow unter Mitnahme der Geschütze wieder zurück.

Am 4. November hatten die Franzosen die dritte Parallele hergestellt und planten einen Sturm auf Bastion 4, während die Briten erst begannen, aus der ersten Parallele heraus zu sapieren; da traten zwei Ereignisse verzögernd in den Weg. Durch das Eintreffen neuer Verstärkungen angeregt, beschloß Menschikow, das Lager der Engländer auf der Hochebene anzugreifen und zwar in 2 Kolonnen, deren eine unter Soimonow (29 Bataillone mit 38 Geschützen) von Bastion 2 aus, die andere unter Pawlow ($20^1/_2$ Bataillone, 96 Geschütze) von der Brücke bei Inkerman aus vordringen und auf dem Plateau sich unter Dannenberg vereinigen sollten, um gegen das britische Lager vorzugehen. Gleichzeitig sollte Gortschakow mit 16 Bataillonen, 58 Eskadrons und 100 Geschützen von Tschorgun (am Oberlauf der Tschernaja) aus gegen das Observationskorps Bosquets demonstrieren, das die rechte Flanke der Verbündeten deckte, und die Festung sich mit einem Ausfall aus Bastion 6 beteiligen. Begünstigt durch dichten Nebel erstiegen die beiden Kolonnen am Morgen des 5. November die Hochebene und erreichten $6^1/_2$ Uhr das englische Lager, warfen die Briten in furchtbarem Kampfe fast überall zurück, kamen aber selbst nicht zur vollen Entwickelung, da infolge eines Mißverständnisses Soimonow in den Aufmarschraum Pawlows geriet. Der durch 2 Schluchten eingeengte Rücken war für beide Kolonnen zu eng, und die gedrängten Massen litten sehr unter dem raschen und gut gezielten Feuer der Engländer; trotzdem würden sie sie mit ihrer Übermacht erdrückt haben, wenn nicht Bosquet aus dem zu wenig energischen Vorgehen Gortschakows die Absicht der Täuschung richtig erkannt, den Briten schon um 8 Uhr $2^1/_2$ Bataillone unter Bourbaki zu Hilfe geschickt und um 11 Uhr unter Zurücklassung von nur einer Brigade mit drei Brigaden eingegriffen und die durch fünfstündigen Kampf ermüdeten Russen zurückgeworfen hätte. Um 10 Uhr erfolgte der Ausfall

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

aus der Festung, erreichte im Nebel unerwartet die französischen Trancheen, trieb die 5 Bataillone starke Trancheewache zurück und vernagelte 15 Geschütze. Nun aber durch 3 Divisionen angegriffen, mußte sich das Ausfallkorps zurückziehen, verfolgt von der Brigade Lourmel, welche dabei in Kreuzfeuer geriet und bedeutend litt.

Wenn die Schlacht bei Inkerman auch mit dem Rückzug der Russen endete, hatte sie doch den Erfolg, daß der Angriff auf die Festung vollständig ins Stocken kam. Die Verbündeten glaubten, ihre Stellungen und Arbeiten während des Winters durch Verschanzungen noch besser sichern zu müssen und gaben alle Angriffsgedanken vor der Hand auf. Es kam hierzu als zweites Ereignis ein furchtbarer Sturm am 14. November, welcher einen großen Teil der Flotte vernichtete, die Zelte und Baracken des Lagers zerstörte und die Laufgräben überschwemmte. Schnee- und Hagelschauer machten seitdem Trancheen und Lagerplätze so grundlos, daß nur mit größter Anstrengung Fuhrwerk fortkommen konnte, die Truppen litten ungemein, obwohl sie mit Kaputzenmänteln und Kamaschen, die Franzosen sogar mit paletots en peau de mouton versehen wurden, und der Krankenstand betrug durchschnittlich $^1/_{10}$ des Effektivstandes. Demungeachtet behielt die französische Armee ihre volle Energie, und ein einziger schöner Tag reichte hin, ihr die gewohnte Heiterkeit wiederzugeben. Ihr Administrations- und Sanitätswesen war geordnet, in Kamiesch Notspitäler und eine genügende Zahl Ärzte vorhanden und auch durch eine gute Pflasterstraße die Verbindung mit dem Lager hergestellt. Um so schlimmer stand es bei den Engländern. In Balaklava, der Quelle aller Unterhaltsmittel, herrschte die vollkommenste Unordnung, Kleider, Lebensbedürfnisse, Kriegsbedarf lagen am Ufer untereinander und niemand bemühte sich, sie zu ordnen und weiter zu schaffen, während die Truppen im Lager aus Mangel an allen nötigen Bedürfnissen zu Grunde gingen. Hierzu kamen noch die Schwierigkeiten des Transports bei den grundlosen Wegen und Mangel an allem Fuhrwerk. Zu spät begann man, dem durch den Bau einer Eisenbahn abzuhelfen, welche am 28. März 1855 eröffnet wurde; bis dahin wurden die Türken als Lastiere zum Transport der Lebensmittel benutzt, eine außerordentlich bezeichnende Maßregel.

Im Festungskrieg wird ein tüchtiger, seiner Aufgabe sich bewußter Verteidiger immer zu Offensivmaßregeln übergehen, sobald das Verhalten des Angreifers ihm dies gestattet, also namentlich dann, wenn dieser sich selbst auf die Defensive beschränkt, wie die Verbündeten im Winter 1854/55. Osten-Sacken, seit Kornilows Tod (16. Oktober) Kommandant und nach der Schlacht des 5. November über 56 Bataillone gebietend, hielt den Angreifer durch möglichst häufige nächtliche Ausfälle in Atem, worunter besonders die Engländer litten, da die Mannschaften jede dritte Nacht Trancheedienst hatten. Die Folge war ein noch schnelleres Umsichgreifen der Krankheiten. Die Ingenieure gingen daran, nicht nur die vorhandenen Werke auszubessern und zu verstärken, sondern doppelte und dreifache Linien herzustellen, welche namentlich der Verstärkung der Geschützstellungen dienstbar gemacht werden konnten. Ferner aber begannen sie die Offensive mit dem Spaten, welche, bei Sebastopol zum ersten Male in großartigem Umfange ausgeführt, die Verteidigung Todlebens zum Vorbild für das Verhalten im modernen Festungskrieg gemacht hat. Die Werke besaßen keinen gedeckten Weg, diesen ersetzten die Russen durch „Jägergräben", welche sie 200—400 Schritt, wie es das Gelände und die Fortschritte der Belagerer erlaubten, vorschoben, bald wirkliche Gräben, deren Boden gegen den Feind zu eine deckende Brustwehr bildete, bald Haufen von zusammengetragenen Steinen, hier und da wurden auch Steinbrüche oder kleine Schluchten benutzt. In

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

| Zeit | Benennung und Konstruktion | Kaliber cm | Geschütz-Gewicht kg | Geschoß-Gewicht kg | Zahl der wirks. Sprengstücke | Zahl der Schrapnellkug. | Anfangsgeschwindigkeit. m | Verhältnis des Rohr- zum Geschoßgewicht |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 14.—15. Jhrh. | Calubrine | 2—3 | | 0,10 | 1 | | | 135 |
| Anfang | Viertel Kartaune | c. 12 | | 6 | 1 | | | 225 |
| 17. Jhrh. | Achtel Kartaune | c. 9 | | 3 | 1 | | | 350 |
| Friedr. II u. | Zwölfpfünder Kanone | c. 12 | | | 1 | | | |
| Napol. I. | Sechspfünder Kanone | c. 9 | | | 1 | | | |
| 1815—1850 | Zwölfpfünder glatte Kanone | 12 | 2200 | 5,7 | 1 | 96 | 424 | 156 |
| | Sechspfünder glatte Kanone | 9 | 1700 | 2,8 | | 66 | 424 | 138 |
| 1860—1870 | gezogene Vorderlader | 8 u. 12 | 1200—1900 | 3,6—11,5 | 20 | | 307—343 | 75 |
| | gezogene Hinterlader | 7 u. 9,2 | 1572 u. 1835 | 4,34 u. 7 | 30 | 90 u. 180 | 323 u. 395 | 63 u. 70 |
| 1870—1880 | schweres Hinterladergeschütz | 8,5—9,1 | 1900—2200 | 6—7 | 76 | | 442— | |
| | leichtes Hinterladergeschütz | 7,5—7,9 | 1560—1800 | 4—5 | | | 460 | |
| 1880—1896 | schweres Hinterladergeschütz | 8,7—8,8 | 1950 | 6,5—7 | 150 | 278 | 443 | c. 65 |
| | leichtes Hinterladergeschütz | 7,5—7,9 | 1560—1760 | 5,5 | 120 | | 458 | |
| 1896 | Deutsches Feldgesch. mit Sporn | 7,7 | 1720 | 6,85 | 137 | 300 | 465 | 57 |
| 1897 | Franz. Feldgesch. Rohrrücklauf | 7,5 | 1800 | 6,5 | 130 | 300 | 530 | 57 |
| 1902 | Ital. l. Feldgesch. Sporn | 7,5 | c. 1750 | 6,7 | 134 | 320 | 480 | 52,4 |
| 1902 | Krupps Rohrrücklauf-FG. | 7,5 | 1731 | 6,5 | 130 | 295 | 500 | 58,5 |

**Steilbahngeschütze.**

| | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 14.—16. Jhrh. | Bombarde | c. 13—14 | | 2,63 | | | | 24 |
| Ende 18. Jhrh. | Siebenpfündige Haubitze | 15 | | | | | | |
| 1815—50 | Siebenpfündige Haubitze | 15 | 1800 | | | 122 | 247 | |
| 1880—96 | Haubitze | 10,7—12 | 2130—2360 | 13—22 | | | 252 | |
| 1902 | Deutsche l. Feldhaubitze | 10,5 | 1090 | 12,8 u. 15,7 | | 500 | 330 | 39 |
| 1902 | Franz. l. Haubitze | 12 | 1475 | 20,35 | | 637 | 285 | 33,9 |

diesen „Emkuskaden“ postierten sie ihre Schützen, um den Feind beständig zu beobachten und seinen Batterien keinen Augenblick Ruhe zu lassen; von diesen Verstecken gingen ihre Späher aus, unter ihrem Schutz sammelten sich die Truppen zu ihren Ausfällen. Wo die Umstände es erlaubten, waren die Verstecke auch solider gebaut und nahmen den Charakter kleiner Feldschanzen an.

Die Franzosen erkannten die wachsenden Schwierigkeiten, welche sich dem Angriff entgegenstellten, und beschlossen, es mit dem unterirdischen Vorgehen zu versuchen. Am 20.

## der Feldgeschütze

| Schußweiten: größte erreichb. (Ax) m | Schußweiten: gebräuchliche m | Schußweiten: mit Bx m | Feuergeschwindigkeit. pro Min. | Geschoßwirkung | Trefferprozente gegen Scheibe von 1,8 m Höhe auf: 450 m | 900 m | 1125 m | 2000 m | 3000 m | 4000 m |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 3750 | 550 | | | | | | | | | |
| 3000 | 490 | | | | Kartätschen | | Kugeln | | | |
| 3000 | 1500 | | 1,5 | | 30 Treffer | | 20% | | | |
| 2700 | 1200 | | 2 | | 22 Treffer | | 16% | | | |
| 3000 | 1350 | 1050 | 1,5 | | 72,5 | 36,7 | | | | |
| 2600 | 1200 | 900 | 2 | | 60 | 20 | | | | |
| 3400 | | 1800 | | | | | | | | |
| 3800 | | 2200 | | | | | | | | |
| | | 2500 | | Preuß. schw. Feldg. 73 durchschlug auf 20 m 1,4 m st. morsches Ziegelmauerwerk 900 m 0,64 m Kiefernholz | preuß. C./73 | | | 37 | 17 | 8,5 |
| 6000 | | 2500 | | | | | | | | |
| 3800—6400 | 5000 | 3400—4200 | 2,5 | Beide Feldgesch.-Gran. drangen auf 400 m 1 m in Sandboden ein. | englisches | | | | 21 | |
| 3800—5000 | 5000 | 3400—3900 | | | | | | | | |
| 8000 | | 5000 | 8 | Schrapn.-Kugeln können selbst | italienisches | | | | 16 | |
| 8500 | | 5500 | 17 | Pferde auf mehr als 2 km sofort außer Gefecht setzen; Gran. | russisches | | | | 21 | |
| | | 5600 | | | | | | | | |
| 6200 | | 5500 | c. 20 | Splitter bis 13 g noch Menschen | Krupp 99 | | | 58 | 25 | 13 |
| 1700 | 900 | | 1,5 | | | | | | | |
| 1700 | 900 | 900 | 1,5 | | | | | | | |
| 4500 | | 3100 | | | | | | | | |
| 7000 | | | 6—7 | | | | | | | |
| 5700 | | | | | | | | | | |

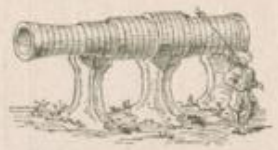
November begannen sie, Schächte in den Fels zu sprengen und gelangten auf etwa 5 m Tiefe auf eine leichter zu bearbeitende 1 m starke Lehmschicht, in welcher sie nun gegen die Festung vorgingen, aber Todleben hatte diesen Angriff vorausgesehen, begann rechtzeitig mit dem Ausbau eines Konterminensystems und wußte bis zum April alle Bemühungen des Angriffsmineurs zu vereiteln.

Mit dem Eintreffen des Generals Niel (27. Januar) bekam der Angriff endlich ein anderes Gesicht. Nach eingehender Erkundung eignete er sich den Vorschlag des englischen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

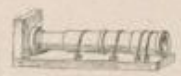
# Tabelle der Entwickelung der Hinterladergeschütze.

## Alte Kammergeschütze.



„Dolle Grete" von Gent; 1382.

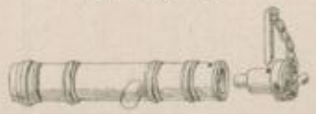
(Ladung in verkeilter Kammer: „Keilstück".)



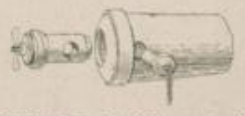
(Kammerladung mit beweglichem „Preller".)

### I. Zentralkolbenverschluß

Ende 15. Jahrhunderts, Zürich. (Kammer zum zentralen Schluß benutzt und durch einen Querschieber gehalten.)



16. Jahrhundert, Senftenberg. (Ladung vor dem zentralen Kolben.)



1851 Wahrendorff. (Preßführung im Rohr mit 6 Zügen, Zentralkolben mit liderndem Stahlring.)

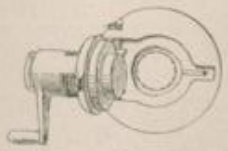
Preußischer Kolben-Verschluß C/62 (mit Preßspahnboden.)

### II. Schraubenverschluß

Anfang 15. Jahrhunderts. Flamändische Bombarde (Pulverkammer zum Einschrauben.)

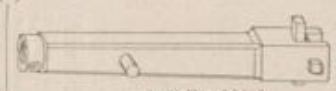
Mitte 19. Jahrhunderts, Armstrong II. (Schwanzschraube.)

1855 Eastman (Patent-Schwanzschraube mit Kammer und unterbrochenen Gewinden, Zentralzündung.)



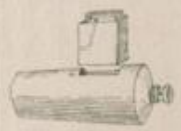
1870 Reffye-Kanone, System La Hitte (Eastmanscher Schraubenverschluß, Pressionsführung, später De Bange-Liderung.)

### III. Keilverschluß

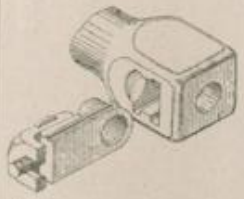


16. Jahrhund., Caras-büchse mit Keilverschluß.

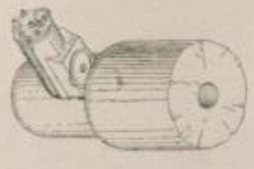
1846 Cavalli (Stoßklotz vor d. Keil, Führung der Geschoßfläg. in 2 Zügen.)



1854 Armstrong I. (Verschlußstück durch eine zentrale Druckschraube fest gepreßt.)

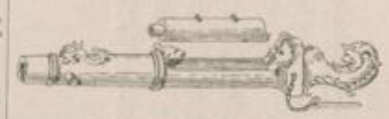


Preußischer Doppelkeil-Verschluß C/64, Wesener (mit Kupferliderung).



1864 Krupp. Rundkeil-Verschluß (mit Broadwell-Liderung).

### IV. Kammerverschluß



2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. (Deutsche Coulevrine von oben einzuführende Kammer.) Hieran schließen sich die meisten neuen Systeme der Hinterlader-Gewehre, mit dem preußischen Zündnadelgewehr beginnend, an.

S. die Textabbildungen S. 587 bis 591.

# Tabelle der Entwickelung der Kanonen-Laffeten.

Ursprüngliche Lagerung des Rohrs in der Lade.

## I.

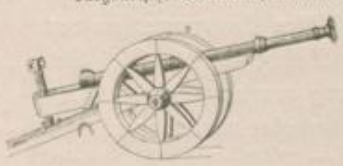
Laffete mit Beibehaltung der Lagerung in der Lade.

Lade mit Höhenricht-Vorrichtung auf fester Unterlage.

Lade mit Höhenricht-Vorrichtung auf fahrbarer Unterlage (Kochinchina).

Lade zu Höhen- und Seitenrichtung eingerichtet.

Lade mit Höhenricht-Vorrichtung auf fahrbarer Unterlage; burgundische Coulevrine, Murten 1476.

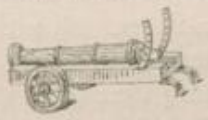


Italienisches Feldgeschütz mit Lade und Richtschraube (Ende des 15. Jahrhunderts).

## II.

Uebergang der Lade-Laffete zur Schildzapfenlagerung.

Lade durch 2 Räder fahrbar gemacht aber ohne Höhenrichtung; burgundische Kanone; Murten 1476.



Deutscher Vorderlader auf beweglicher Laffete, das Rohr mit Höhenrichtung (Richtbogen.)

Deutsche Feldlaffete, Rohr mit Richtbogen; zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Rohr um Schildzapfen drehbar. „Basilium". Frondsberger 1573.

Weitere Entwickelung durch Einführung der Richtschraube unter dem Bodenstück im 19. Jahrhundert.

## III.

Uebergang zur Mittelpivotlaffete mit Panzerschild.

Kanone mit Drehgestell. Ende 15. Jahrhunderts.

Kanone auf Drehgestell mit Panzerschild. 15. Jahrhundert.

Grusons Schnellfeuerkanone in Schiffslaffete mit Panzerschild. Ende 19. Jahrhunderts.

Die Lade verschwindet mit allgemeiner Annahme der Schildzapfen und erscheint erst neuerdings wieder in der Oberlaffete der Rohrrücklaufgeschütze, s. Fig. Seite 607.

Ingenieurgenerals Burgoyne an, den Hauptangriff auf den rechten Flügel zu verlegen und den alles beherrschenden Malakofshügel zum Angriffsobjekt zu wählen. Die Franzosen, welche auch diesen neuen Angriff übernahmen, begannen am 15. Februar damit, die englische, inzwischen fertig gewordene zweite Parallele nach rechts als erste ihres Angriffs zu verlängern und auf dem rechten Flügel mit den vordersten Werken auf dem Sapunberg zu verbinden. Sobald die Russen dies gewahr wurden, nahmen auch sie von dem Sapunberg Besitz, indem sie in der Nacht zum 23. Februar die Redute Selinghinsk erbauten und gegen einen in der folgenden Nacht mit 5 Bataillonen unternommenen Sturmversuch hielten. In

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Nacht zum 1. März erbauten sie eine zweite, die Wolhynien-Redute und bauten die Stellung mit Verbindungsgräben und Konterapprochen weiter aus. Die Franzosen suchten nun mit aller Anstrengung den vor dem Malakoff gelegenen „grünen Hügel" zu erreichen, aber die Russen kamen ihnen zuvor, indem sie in der Nacht zum 11. März auf diesem die Kamtschatka-Redute (die Werke erhielten die Namen der erbauenden Regimenter) herstellten, welche den Stützpunkt für eine Konterparallele bildete und, in defensorischem Zusammenhang mit den Werken auf dem Sapunberg, den Angriff auf den Malakoff wesentlich verzögern mußte. Die Franzosen eröffneten deshalb am 17. März abends ein lebhaftes Feuer gegen die neue Redute und gingen dann mit 6 Bataillonen zum Sturm vor: sie wurden zweimal abgeschlagen und brachen nach langem und blutigen Ringen in den Trancheen das Gefecht ab.

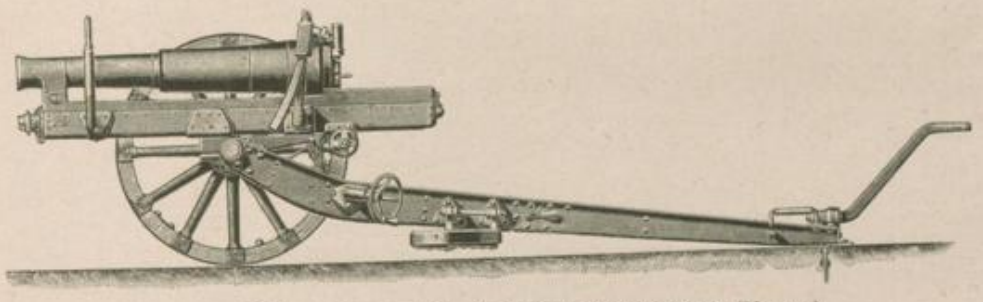
Von nun an scheinen die Franzosen von den Russen gelernt zu haben; bei dem weiteren Vorgehen gegen den Malakoff suchten sie nicht mehr an den regelmäßigen Linien des Schemaangriffs festzuhalten, sondern unter Benutzung aller Eigentümlichkeiten des Geländes, der Steinbrüche und Terrainfalten, sich mit Deckungen heranzuarbeiten, wie man es bei einem zukünftigen Festungsangriff wohl auch wird thun müssen. Den Engländern gelang jetzt endlich auch die Herstellung ihrer dritten Parallele, die freilich von dem Bastion 3 just so weit entfernt war, als die erste der Franzosen von Bastion 4. Die Russen suchten durch zahlreiche Ausfälle, zum Teil mit recht erheblichen Kräften (am 23. März mit 14 Bataillonen) die Arbeiten zu stören, welche im April so weit herankamen, daß die Schützen in den beiderseitigen Deckungen allnächtlich aneinander gerieten, weshalb fast in jeder Nacht heiße Kämpfe in den Trancheen sich abspielten. Mit dem unterirdischen Vorgehen gegen Bastion 4 hatten die Franzosen endlich Erfolg, indem es ihnen am 15. April gelang, durch Trichtersprengung ein Logement herzustellen, das als vierte Parallele bezeichnet wurde. Todleben bekämpfte, nachdem sein erstes Minensystem niedergekämpft war, den Angriff jetzt aus einem zweiten, das er in einer um etwa 7 m tiefer gelegenen Lehmschicht ausbaute.

In Erwartung der in Aussicht gestellten Ankunft Napoleons nahm der Angriff im Mai wieder einen langsameren Gang an, bis Canrobert das Kommando niederlegte und der neue Oberkommandierende Pelissier den Angriff auf die russischen Konterapprochen vor Bastion 5 beschloß: zwei nächtige heiße Kämpfe ließen in der Nacht zum 24. Mai dies Ziel erreichen. Nun galt es, dem Verteidiger auch seine Stellung vor der Vorstadt Karabelnaja zu entreißen, welche noch durch ein Werk vor Bastion 3 vermehrt worden war. Am 6. Juni wurde ein heftiges Feuer aus allen Batterien eröffnet, am 7. Juni fortgesetzt und abends $6^1/_2$ Uhr zum Sturm geschritten. Gegen die Reduten Selinghinsk und Wolhynien ging die Division Mayran in 2 Kolonnen vor, ihr folgte die Division Dulac, die Division Camou griff, gefolgt von der Division Brunet, die Kamtschatka-Redute an, 2000 Engländer die vor Bastion 3: in Reserve wurden 8000 Türken gestellt. Die Russen hatten die Festungswerke der Karabelnaja mit nur 16 Bataillonen besetzt und in den vorgeschobenen Werken 43 Geschütze. Unter heftigstem Kartätschfeuer drangen die Sturmkolonnen in die Werke ein, und unter größten Anstrengungen suchten die Russen sie vergeblich zurückzuerobern. Sie verloren 2500, die Franzosen 3000, die Briten 500 Mann. Die eroberten Werke wurden in Stützpunkte des Angriffs umgewandelt.

Durch diesen Erfolg ermutigt, beschloß Pelissier auch den Sturm auf die Hauptlinie der Karabelnaja, zu dessen Vorbereitung am Morgen des 17. Juni die 116 Geschütze des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

rechten Flügels eine Beschießung begannen, welche auch in der Nacht fortgesetzt wurde. Morgens $2^1/_2$ Uhr begann am 18. Juni der Sturm: Division Mayran mit 2 Bataillonen Voltigeurs gegen Bastion 1 und 2, die mit 12 russischen Bataillonen besetzt waren; Division Brunet und d'Autemarre gegen das Malakoff-Bastion, das auch mit 12 Bataillonen besetzt war; 1750 Engländer gegen das mit 9 Bataillonen besetzte Bastion 3, zusammen 44000 Mann. Die Russen waren vorbereitet und empfingen die zuerst vereinzelt vorgehenden Kolonnen des rechten Flügels nicht nur mit Gewehr- und Kartätschfeuer, sondern auch mit dem flankierenden Feuer von 6 in der Kilenbucht aufgestellten Dampfern; sie mußten nach zweimaligem Ansturm zurückgehen. Die Division Brunet versuchte zwei Angriffe auf den Malakoff und bedeckte ohne Ergebnis den Fuß des Hügels mit Tausenden von Leichen; d'Autemarre gelang es, die Häuser und Ruinen am westlichen Abhang des Malakoff zu besetzen, er wurde aber von den russischen Reserven wieder hinausgedrängt; der Angriff der Engländer scheiterte am Kartätschfeuer. Die Verbündeten schritten nun zur Fortsetzung des regelmäßigen Angriffs, kamen aber teils wegen der Bodenverhältnisse, teils wegen des von den Russen ge-



7,5 cm Gebirgskanone L/14 in Rohrrücklauflaffete (Krupp)

leisteten Widerstandes sowohl ober- wie unterirdisch nur langsam vorwärts. Vor dem Malakoff wurde im Juli eine 6. Parallele angelegt.

Inzwischen hatte anstatt Menschikows Gortschakow das Kommando über die auf 200000 Mann verstärkte Armee übernommen; von Petersburg gedrängt, unternahm er am 16. August einen Angriff auf die Tschernajalinie, wo das Observationskorps (3 französische Divisionen unter d'Herbillon und die Piemontesen) auf den Fedjuchinhöhen hinter der Brücke von Traktir stand. Trotz der Tapferkeit seiner Truppen mißlang das Unternehmen, da die Örtlichkeit sehr große Schwierigkeiten bot und die verwendete Truppenzahl von etwa 50000 Mann zu gering bemessen war. Mit 6000 Mann Verlust mußte Gortschakow über die Tschernaja zurückgehen und faßte nun das Zurückziehen der Besatzung von Sebastopol ins Auge, zu welchem Zweck ein Übergang über den Hafen in Form einer Floßbrücke gebaut wurde (fertig am 27. August). Die Verbündeten ließen sich durch die Schlacht zu energischerem Vorgehen anregen, begannen vom 17. August an eine heftige Beschießung der östlichen Angriffsfront und trieben unter deren Schutz die Trancheen so weit vor, daß sie sich am 7. September 35 Schritt vom Malakoff, 55 von Bastion 2, 75 von Bastion 4 befanden, während die Engländer nicht näher als auf 270 Schritt an Bastion 3 herankamen.

Nachdem von Tagesanbruch des 5. September 814 Geschütze in Thätigkeit gesetzt waren, um in dreitägigem Bombardement Stadt und Festungswerke zu zerstören, ward in der

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mittagsstunde des 8. September die Schlußaktion, der große allgemeine Sturm, in Szene gesetzt. Es wurden disponiert: gegen Bastion 4 und 5 das französische Korps de Salles (4 Divisionen) und eine sardinische Brigade: 48 Bataillone mit 26 000 Mann; gegen

Bastion 3 die Engländer (Sturmkolonne 1000 Mann, je 2 Divisionen in erster und zweiter Reserve); gegen Malakoff die Division Mac Mahon (19 Bataillone); gegen Bastion 2 Division Dulac (17 Bataillone); gegen die zwischenliegende Kurtine Division Motterouge

(21 Bataillone). Den Rückenschutz bot das Observationskorps mit 58000 Mann in Stellung an der Tschernaja; als Hauptreserve standen 20000 Türken und 8000 Briten bei Balaklava. Die Russen hatten in Erwartung des Sturmes die Karabelnaja in erster Linie mit 33, in zweiter mit 44, in der Hauptreserve mit 24 Bataillonen (45000 Mann), die Stadtseite mit zusammen 48 Bataillonen (26000 Mann) besetzt.

Punkt 12 Uhr gaben 3 Signalraketen und 3 Salven aus allen Batterien das Zeichen zum Sturm. Wie ein Bienenschwarm warfen sich die an der Spitze der Kolonne Mac Mahons vorstürmenden Zuaven in den Graben und erkletterten mit katzenartiger Geschwindigkeit die Brustwehren, unbekümmert um den Kartätschenhagel, in den Fort Malakoff sich hüllte. Die Russen fochten zäh und brauchten neben ihren Waffen jede Art von Wurfgeschoß: Steine, Hauen, Äxte und Stücken zerbrochener Flinten; mit dem Bajonett und Kolbenschlägen dauert der Kampf fort, doch nach einer Viertelstunde schon weht die Trikolore auf dem Bastion, und die verzweifeltsten Gegenstöße der Russen vermögen nicht, die Truppen Mac Mahons wieder hinauszuwerfen. Die Geschütze werden vernagelt, die Kehle schnell verbaut, 7-pfündige Mörser aufgestellt und jeder Ansturm der Reserven abgewiesen. Nicht so günstig verlief der Sturm gegen die anderen Werke: er wurde überall abgeschlagen, und nun führte General Schepelef die Hauptreserve vor, um noch einen kräftigen Angriff zur Rückgewinnung des Malakoff zu machen, als Gortschakow (4 Uhr nachmittags) eintraf und den Rückzug auf das nördliche Ufer befahl. In der Nacht wurde er unter dem Schutze von Deckungstruppen ausgeführt, diese suchten noch zu vernichten, was durch Feuer und Pulver zu zerstören war, bevor auch sie den Rückzug antraten und eine rauchende Trümmerstätte hinterließen, welche die Verbündeten erst am 10. September zu betreten wagten, da sie die explodierenden Pulvermagazine fürchten mußten. Der Sturm hatte die Russen an Toten 2 Generale, 4 Stabsoffiziere, 55 Offiziere, 2625 Mann, an Verwundeten 7848 Köpfe gekostet: die Verbündeten verloren 10054 (davon $^1/_5$ Tote).

Der endliche Sieg auf dem Kampffelde von Sebastopol entschied den Krieg, aber abgesehen von den Opfern, welche Kälte und Krankheiten verschlungen hatten, mußte er von den Franzosen mit einem Verlust von 44494, von den Engländern mit einem solchen von 4774 Mann erkauft werden.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 28. Der Kampf um die Hegemonie in Deutschland

Napoleon I. hatte seine Mission, soweit sie Deutschland betraf, erfüllt: in den Grundfesten seiner Existenz bedroht, zur äußersten, verzweifelten Anstrengung getrieben, hatte es das Joch der Fremdherrschaft gebrochen und Selbständigkeit und Freiheit sich mit dem Schwerte erkämpft; einmal aufgerüttelt aus der politischen Gleichgültigkeit, welche es bisher zum Spielball der Nachbarn gemacht hatte, begann es aber auch an dem Staatsleben sich lebhaft zu beteiligen; das Volk, welches für das Vaterland Blut und Leben freudig geopfert hatte, war sich bewußt, damit auch politische Rechte erworben zu haben, und zwei Herzenswünsche traten immer unverhüllter hervor: freiere, die Beteiligung an der Regierung gewährende Verfassungsformen und die Einigung der deutschen Nation. Es war dem Volke endlich klar geworden, daß die alte Reichsverfassung die Hauptschuld an all dem Elend der Zersplitterung trage. Aber durch seine Vergangenheit nicht erzogen zur politischen Selbständigkeit, brachte die erste Volksvertretung, die Nationalversammlung in Frankfurt, 1849 nur mit Mühe eine Reichsverfassung zu stande, welche weder durchführbar noch lebensfähig war. Sie hatte richtig erkannt, daß Österreich die leitende Stellung nicht zu übernehmen vermöge, da seine Interessen vorwiegend durch seine nichtdeutschen Staatsgebiete in Anspruch genommen würden, aber sie gab sich dem Wahne hin, daß es sich auf friedlichem Wege dazu würde bestimmen lassen, der Übertragung der Führung an die Krone Preußens nichts in den Weg zu stellen, obgleich Österreichs Verhalten in der Frage der Verfassungsänderung nichts weniger als entgegenkommend war.

Die Männer, denen die endliche Durchführung der einheitlichen Verfassung zu danken ist, waren sich schon damals völlig klar darüber, daß Deutschland zur Gewinnung einer politisch starken Stellung vor allem eines einheitlichen Heeres bedürfe. „Die chimärische Einheit und Unverletzlichkeit Deutschlands ist durch die bloße Idee eines nur in den Protokollen einigen deutschen Bundesheeres nicht zu behaupten", sagt Roon in seiner Denkschrift des Jahres 1854, „und ganz vorzüglich liegt darin der Grund und das Wesen der politischen Ohnmacht und politischen Bedeutungslosigkeit Deutschlands. — — Was kann oder muß aber geschehen, um der vielköpfigen und vielgliedrigen deutschen Heeresmacht zu der unentbehrlichen Einheit zu verhelfen? — — Österreich will und kann die Lösung jener Aufgabe nicht wollen. Es muß und wird sich, seinem innersten Lebensprinzip gemäß, jedem Schritte widersetzen, durch welchen Deutschlands wahre Einheit herbeigeführt werden kann.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

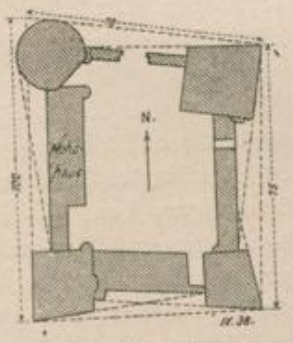
— — Preußen ist Deutschlands natürlicher Vorkämpfer, sowie umgekehrt Deutschland Preußens unbedingter Verbündeter sein sollte. Nur bei Preußen vermag Deutschland Heil und Schutz und nationale Fortdauer zu finden."

In diesen Sätzen liegt unausgesprochen die Folgerung, daß ein Kampf zwischen dem der Einheit widerstrebenden Österreich und dem für seine Durchführung allein geeigneten Preußen unvermeidlich war, denn nur auf Grund der Kraftmessung und nicht auf dem Wege friedlicher Einigung konnte jenes dazu bestimmt werden, letzterem freie Hand in Deutschland zu lassen. Hierzu bedurfte aber Preußen einer starken Armee, welcher später alle anderen deutschen Streitkräfte angegliedert werden konnten. Dies ist der nationale Grundgedanke der von Roon für notwendig erachteten und vom König Wilhelm mit seinem Beistand durchgeführten Heeresreorganisation des Jahres 1859.

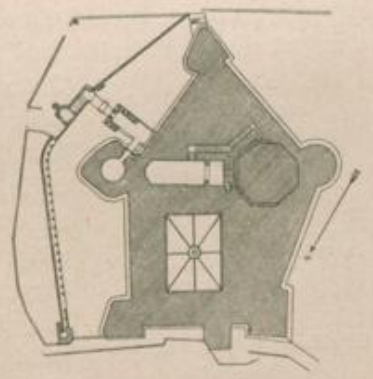
Mit wenigen kleinen Abänderungen war bisher die Heeresverfassung von 1814 in Geltung geblieben: dreijährige Dienstzeit bei der Fahne, 2 Jahre Reserve, je 7 Jahre Landwehr ersten und zweiten Aufgebots. Die Friedensstärke war von 120 000 auf 150 000 Mann erhöht worden, die Bevölkerung aber von 13 auf mehr als 19 Millionen gestiegen, so daß nur ein Teil der Wehrpflichtigen jährlich eingestellt werden konnte, und, da bei einer Mobilisierung nur gediente Mannschaften eingezogen wurden, die Reserven dafür nicht ausreichten, mußten immer Landwehrleute in die mobile Armee eingestellt werden, während eine große Zahl jüngerer Leute, die sich freigelost hatten, zu Hause blieb. Um eine gleichmäßige Verteilung der Kriegslast auf alle Wehrpflichtigen zu erreichen, mußte die Friedensstärke vermehrt, also die Zahl der jährlichen Rekruten erhöht, der Dienst in der Reserve verlängert, der in der Landwehr verkürzt werden. Die Reorganisation brachte demnach anstatt 40 000 63000 Mann zur Aushebung, vermehrte die 135 Infanteriebataillone um 118 und errichtete 18 neue Kavallerieregimenter, verlängerte die Reservedienstzeit um 2 und verkürzte die Landwehrdienstzeit um 3, bezw. 2, zusammen 5 Jahre. Sie kam dadurch dem Ideal um vieles näher, die ganze Volkskraft für die Verteidigung des Vaterlandes heranzuziehen, ohne die kulturellen Friedensaufgaben ungebührlich zu schädigen. Sie ermöglichte die Ausgestaltung der ganzen Volkskraft zu einer geübten leistungsfähigen Armee, welche Aufgabe die Miliz nicht mehr zu lösen im stande war, seitdem die Fortschritte der Waffentechnik und der Kriegskunst die Ansprüche an die Einzelausbildung des Streiters ganz wesentlich erhöht hatten. Sie gab der Nation die Schule, in welcher körperliche und

Entwickelung des Befestigungswesens in der Neuzeit

**I. Entwickelung des Bastionärsystems**




Burg Menzberg
(1439)



Civita Castellana
(1494)

geistige Behendigkeit, Patriotismus, Disziplin und Ordnungssinn zum allgemeinen Segen der männlichen Jugend entwickelt werden. Sie gab endlich dem Herrscherhause die zuverlässige Stütze, um das erkämpfte Ansehen und damit den Frieden zu erhalten, denn sie illustrierte in bester Weise das alte wahre Wort: „si vis pacem, para bellum!“

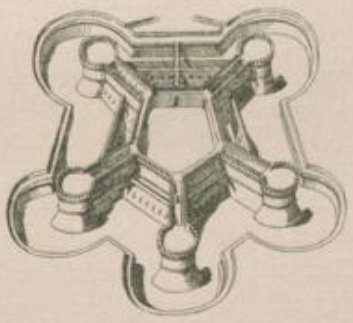
Für die Waffentechnik begann in dieser Zeit die Periode einer Entwickelung, wie sie folgeschwerer noch niemals stattgefunden, und wie sie großartiger niemals hatte geahnt werden können; die Leistungsfähigkeit der Schußwaffen steigerte sich in dem Maße, daß diese das lange angestrebte Übergewicht über die blanken Waffen mit einem Schlage gewannen und damit das Ferngefecht immer mehr in den Vordergrund stellten. Es war Preußen vorbehalten, hierin voranzugehen, und es ist der Initiative des Königs Wilhelm I. zu danken, daß, sowie die Reorganisation gegen den Einspruch der Landesvertretung, die neue Bewaffnung gegen den Widerstand einseitigen Fachverständnisses durchgesetzt wurde, gerade rechtzeitig, um in den schweren Entscheidungskämpfen zur Geltung zu kommen, welche Preußens und Deutschlands Machtstellung begründeten. Der Krieg hat wohl noch niemals im Verlauf der Weltgeschichte seine hohe Kulturaufgabe in solchem Maße klar vor Augen gestellt, als während Preußens und Deutschlands Kämpfen um die Anerkennung, denn mit dem Aufsteigen des deutschen Volkes zu seiner achtunggebietenden Höhe beginnt die Periode des Friedens für Europas Nationen, endigt die Beunruhigung durch die Übergriffe herrschsüchtiger Regenten und ruhmgieriger Völker, und die friedliche Entwickelung ließ einerseits immer neue Wege finden, um die Kriegsmittel furchtbarer zu machen, und schuf anderseits kulturelle Werte, deren Sicherung das allgemeine Friedensbedürfnis stützte. Mit der größeren Kriegsbereitschaft und der gesteigerten Leistungsfähigkeit der Armeen hat die Friedenssicherheit zugenommen.

Giuliano Giamberti da Sangallo
(1432—1517)

Während sämtliche bei dem Orientkriege beteiligten Armeen wohl schon gezogene Gewehrläufe und Perkussionszündung aber noch Vorderlader verwendeten, war die preußische Armee bereits mit einem Gewehrmodell ausgerüstet, das der Fabrikation ganz neue Wege wies, mit dem 1836 von Dreyse konstruierten und 1840 von Preußen angenommenen Zündnadelgewehr. Es schoß nicht besser als die guten Perkussionsgewehre anderer Armeen, aber es gestattete als Hinterlader eine größere Feuergeschwindigkeit und das Laden in jeder Körperlage. Hierdurch zeigte es sich 1866 dem österreichischen Gewehr weit überlegen. Auch bei den Geschützen versuchte man allgemein — unter Beibehaltung der Vorderladung — gezogene Rohre einzuführen, und Frankreichs Kanonen nach dem System Lahitte legten im italienischen Kriege (1859) eine Feuerprobe ab, aber auch hier gewann das System der Hinterladung, mit dem Preußen voranging, mit der Zeit die Oberhand, und es ist die Firma Krupp, welcher auf diesem Gebiet das größte Verdienst gebührt. Im Jahre 1859 bestellte König Wilhelm 300 gezogene Hinterlader-Feldgeschütze, und damit war ihre Einführung bestimmt, aber die noch ungenügende Anzahl und die noch unzureichende Kenntnis des neuen Geschützes ließ die Feldartillerie 1866 damit noch keinen großen Vorteil erreichen, erst 1870 zeigte es seine ganze Leistungsfähigkeit; dagegen gewährten die 1864 bei Düppel verwendeten gezogenen Belagerungsgeschütze bereits einen Blick in die Zukunft, da sie an Schußweite und Treffsicherheit alle früheren Konstruktionen weit übertrafen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nach dem Kriege von 1859 in Italien veröffentlichte der Schweizer Dunant eine Schrift: „un souvenir de Solferino“, in welcher er die ihm aus eigener Anschauung bekannt gewordenen namenlosen Leiden der Verwundeten auf jenem Schlachtfelde in ergreifender Weise schilderte und als Grund dieses schrecklichen Elends das fast gänzliche Fehlen des Sanitätspersonals angab, das, teils direkt angegriffen, teils aus Furcht vor der Gefangennahme, das Schlachtfeld verlassen hatte. Er machte gleichzeitig Vorschläge zur Abhilfe dieses mit der fortschreitenden Zivilisation nicht zu vereinbarenden Übelstandes und erweckte die Erinnerung an Einzelabmachungen, wie sie zum Besten der Verwundeten und Kranken schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts wiederholt getroffen waren. So hatten die deutschen Feldherrn in wohlthuendem Gegensatz zu der im selben Jahre von Ludwig XIV. befohlenen unmenschlichen Verwüstung der Pfalz bei den Kapitulationen von Bonn und Mainz im Jahre 1689 Bestimmungen zu gunsten der Verwundeten, sowie des ärztlichen und Wartepersonals aufgenommen; so hatte Friedrich der Große mit Österreich 1741 und 1756 vereinbart, daß „alle Geistlichen, Militärärzte, Feldpostbeamten, Apotheker, Offizierfrauen und Soldatenweiber entlassen, die verwundeten und kranken Kriegsgefangenen beiderseits durch die Ärzte besorgt werden sollten“. So war 1743 zum ersten Male die Unverletzlichkeit der Feldhospitäler ausgesprochen und diese in mehreren philanthropischen Schriften wiederholt verlangt worden, ohne daß aber allgemeine Vereinbarungen bisher die feste Grundlage für die Anbahnung einer humaneren Kriegführung gegeben hätten.



Francesco di Giorgio Martini
(1439—1502)

Dank dem Entgegenkommen, welches die Bemühungen einer von Dunant ins Leben gerufenen „gemeinnützigen Gesellschaft“ zu Genf seitens einiger Regierungen, namentlich der preußischen und badischen, fanden, stellte ein nichtamtlicher, von den meisten europäischen Staaten beschickter Kongreß in Genf 1863 einen vorläufigen Entwurf der Konvention auf, welche 1864 durch die Bevollmächtigten von 16 Staaten angenommen und unterzeichnet wurde. Dieser bestimmt, daß alle Feldlazarette und das mit Verwaltung, Gesundheitspflege und dergl. in ihnen beschäftigte Personal als neutral betrachtet, die Landbewohner, welche den Verwundeten Hilfe gewähren, geschont werden, daß kranke oder verwundete Militärs beiderseits ohne Unterschied der Nationalität aufgenommen und Dienstuntaugliche nach der Heilung in die Heimat entlassen werden, daß endlich Lazarette und deren neutrales Personal durch Flaggen und Armbinden mit einem roten Kreuz gekennzeichnet werden. Diese Konvention, nach welcher Preußen zum ersten Male 1866 verfuhr, — Österreich trat ihr erst am 21. Juli 1866, gedrängt durch die traurigen Erfahrungen der soeben geschlagenen Schlachten bei — hat die neuere Kriegführung in segensreicher Weise beeinflußt, und sie bezeichnet in der Entwickelung des Krieges eine wichtige Etappe, da von dieser Zeit an humane und wirklich christliche Prinzipien, deren Handhabung vordem an die edle Gesinnung einzelner weniger Heerführer gebunden und auf ihren Wirkungskreis beschränkt blieb, immer allgemeiner anerkannt und befolgt wurden. Die brutale und erbarmungslose Kriegführung, wie sie nicht nur dem Altertum, sondern vielen Kriegen bis ins 19. Jahrhundert eigentümlich war, hat damit — bis auf immerhin noch vorkommende Rückfälle — ein Ende erreicht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist kein Zufall, daß diese Vermenschlichung des Krieges mit der Steigerung der Zerstörungswirkung der Kriegsmittel genau zusammenfällt. Beides ist ein Ergebnis der mächtig geförderten kulturellen Entwickelung, beides geht aus dem nationalen Charakter der modernen Kriege, aus der Beteiligung nicht von Söldnern und Berufssoldaten, von Kriegstechnikern und militärischen Bildungsanstalten allein, sondern des ganzen Volkes mit all seinem Wissen und Können an dem Kriege und seiner Vorbereitung und weiteren Ausgestaltung hervor. Der Gedanke, welchem wir zum ersten Male im 16. Jahrhundert bei dem Spanier Córdova begegneten, ist zum Allgemeingut geworden: Das beste Mittel, die Übel des Krieges zu mildern, ist die Ausbildung einer vorzüglichen Armee, welche im stande ist, mit raschen großen Schlägen die Entscheidung herbeizuführen", denn nicht die blutigen Opfer einer noch so gewaltigen Schlacht sind so verderblich in ihren Folgen, als die Verrohung der Menschen und die Vergeudung von kulturellem Besitz, welchen die über lange Jahre hinausgezogenen, ohne Energie und Kraft geführten Kriege leistungsunfähiger Armeen unter unfähigen Führern stets mit sich bringen.

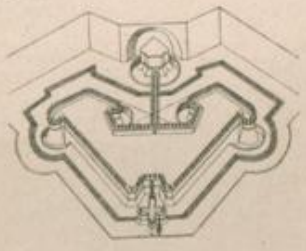
Gemeinsam mit Österreich erfüllte Preußen im Jahre 1864 die nationale, im Jahre 1848 im Gefühl der Schwäche versäumte Pflicht gegen die Herzogtümer Schleswig und Holstein; die Frage der endgültigen politischen Stellung dieser Gebiete gab die Veranlassung zu dem Kriege von 1866, dessen Notwendigkeit für die Neugestaltung des deutschen Reiches und die einheitliche Entwickelung seiner Kraft in den letzten Jahren immer deutlicher hervorgetreten war und ein gespanntes Verhältnis zwischen den beiden Rivalen, Beunruhigung und Treibereien bei den kleineren deutschen Staatswesen hervorgerufen hatte. Die seit der Reorganisation in Preußen verflossene Zeit war noch zu kurz, als das die durch sie bezweckte Anspannung der ganzen Volkskraft bereits erreichbar gewesen wäre, aber auch Österreich stand nicht besser, denn seine Wehrverfassung machte die allgemeine Wehrpflicht ebenso illusorisch, wie in allen anderen europäischen Staaten. Die Überzahl an Streitern, welche sein Gegner teils aus seinem eigenen größeren Machtgebiet, teils aus den mit ihm verbündeten deutschen Staaten gewann, suchte Preußen durch ein Bündnis mit Italien auszugleichen, durch welches immerhin nicht unbedeutende feindliche Kräfte südlich der Alpen gefesselt wurden.

Österreich konnte, nachdem außer Besatzungen 75000 Mann gegen Italien aufgestellt waren, in der Preußen gegenüberzustellenden Nordarmee 7 Armeekorps von je 4 Infanteriebrigaden, 5 Reservekavalleriedivisionen und 80 Batterien unter Benedeks Führung vereinigen (283000 Mann); hierzu kam die sächsische Armee, welche sich nach Böhmen zurückzog, als die Preußen in Sachsen einrückten (26000), die von den süddeutschen Staaten zugesagten Truppen (Bayern 60000, Württemberg 20000, Baden 12000, Nassau 5400, Großherzogtum Hessen 12700) und die beim VIII. Bundeskorps befindlichen 7000 Österreicher, und 8500 Kurhessen; 20000 Hannoveraner wurden bereits am 28. Juni durch die Kapitulation von Langensalza unschädlich gemacht. Gegen die in Böhmen vereinigten Österreicher und Sachsen (309000) stellte Preußen 3 Armeen auf; 1. Armee: 3 Armeekorps, 1 Kavalleriekorps (93000 mit 300 Geschützen) unter dem Prinzen Friedrich Karl bei Görlitz; 2. Armee: 4 Armeekorps (115000 mit 342 Geschützen) unter dem Kronprinzen bei Neiße; Elbarmee: 1 Armeekorps, 1 Infanteriedivision (46000) unter Herwarth von Bittenfeld am linken Elbeufer gegen Sachsen; 254000 gegen 309000 Mann. Gegen die übrigen feindlichen Kräfte, welche in Südwestdeutsch-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

land zusammengezogen werden sollten (125000), konnte Preußen nur 3 Divisionen (47000 mit 81 Geschützen) verfügbar machen, welche nach der Katastrophe von Langensalza zur Mainarmee vereinigt wurden und, später durch die Truppen der Hansastädte und einige Neuformationen verstärkt, der Aufgabe gegen die meist getrennt operierenden bayerischen und Bundestruppen vollständig genügten. Durch Aufstellung eines Reservekorps aus Landwehr bei Berlin (24000) erreichten die Kräfte der preußischen Feldarmeen zusammen etwa 326000 Mann gegen 434000 ihrer Gegner.

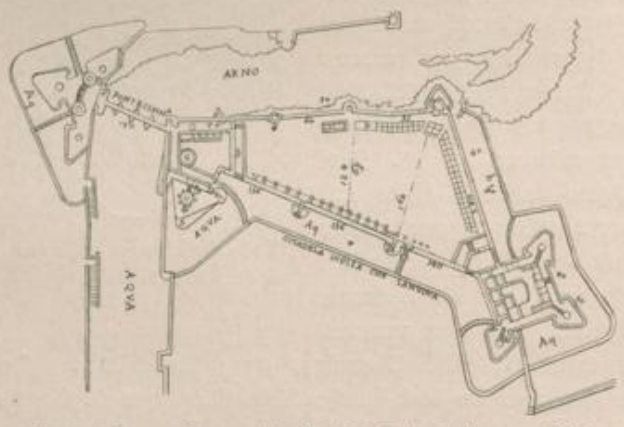
Die Entscheidung fiel natürlich in Böhmen und zwar mit einer Schnelligkeit, wie sie bisher noch unbekannt war. Am 15. Juni überschritt die Elbarmee die sächsische Grenze und erreichte am 18. Juni Dresden, von wo der Marsch, da das Elbethal durch den Königstein gesperrt war, über Stolpen-Gabel auf Gitschin fortgesetzt wurde. Der Einmarsch in Böhmen wurde für die noch getrennten Armeen für den 22. Juni befohlen. Benedek hatte 1 Korps und 1 Kavalleriedivision nach Böhmen vorgeschoben, die anderen Truppen bei Olmütz versammelt. Auch er setzte am 17. Juni die Armee von Olmütz in Bewegung, um zwischen Miletin und Josephstadt Aufstellung zu nehmen; am 26. Juni standen im Raume Miletin-Opocno bereits 4 Korps und 1 Kavalleriedivision, genug, um die Vorteile der inneren Linie auszunützen und die aus dem Gebirge tretenden Kolonnen der 2. Armee zu schlagen, bevor die 1. Armee die Vereinigung erlangte. Benedek schob aber nur das X. Korps (Gablenz) nach Trautenau, das VI. (Ramming) gegen Nachod vor. Der Kronprinz benutzte für drei Marschkolonnen die drei Straßen Liebau-Trautenau (I. Korps), Braunau-Eipel (Garde) und Reinerz-Nachod-Skalitz (V. Korps); das I. Korps ward am 27. bei Trautenau zurückgeworfen, jedoch siegte das V. am selben Tage bei Nachod, und das Gardekorps erreichte Eipel. Gablenz, am 28. bei Soor angegriffen, mußte das Debouchee von Trautenau freigeben, das österreichische VIII. Korps, das zur Entlastung des VI. auf Skalitz vorgeschickt war, wurde hier von dem preußischen V. Korps ebenfalls zurückgeworfen, und nachdem die Garde am 29. nach hartem Kampfe Königinhof genommen, das V. preußische Korps (Steinmetz) bei Schweinschädel Teile des IV. österreichischen geschlagen hatte, zog Benedek seine Korps über die Bistritz zurück und konzentrierte seine Armee bei Königgrätz.



Erste bastionierte Front Martinis (1500)

Die 1. Armee ging indessen unter unbedeutenden Gefechten vor, nahm am 26. die Iserbrücke bei Podol, vereinigte sich am 28. bei Münchengrätz mit der Elbarmee und entriß am 29. Juni den Österreichern und Sachsen Gitschin. Hier traf König Wilhelm am 2. Juli ein und übernahm den Oberbefehl. Benedek hatte am 30. Juni die Konzentrierung der Armee auf dem rechten Elbeufer vorwärts Königgrätz, den Rücken gegen den Fluß, beschlossen und am 1. Juli durchgeführt; in dem nördlichen Teil war die gegen Westen gerichtete Front durch die Bistritzniederung gedeckt, südlich blieb sie bei Problus dahinter zurück; der rechte Flügel war zurückgebogen und benutzte den Trotinabach als Anlehnung; Geländeverstärkungen wurden auf den Höhen bei Chlum in Angriff genommen. Auf etwa 10 km Entfernung erreichte die 1. Armee am 1. Juli die Linie Miletin-Horitz, die Elbarmee, verstärkt durch die Gardelandwehrdivision, rückte am folgenden Tage in diese

Linie ein; etwas weiter entfernt stand die zweite Armee, welche am 30. Juni die Elbe erreicht, am folgenden Tage zum Teil überschritten hatte und nun auch das VI. Korps an sich heranzog. Für den 3. Juli war ein Ruhetag in Aussicht genommen, und mit voller Siegeszuversicht erwarteten die Truppen, welche fast alle auf gewonnene Gefechte zurückblicken konnten, die Schlacht am 4. Juli; das österreichisch-sächsische Heer hatte in den Tagen vom 26. bis 29. Juni bereits 30 000 Mann, noch mehr aber an Selbstvertrauen eingebüßt, und der Feldherr war so entmutigt, daß er den Kaiser bat, „um jeden Preis Frieden zu schließen". Als aber am 2. Juli kein Angriff erfolgte, schöpfte er wieder Hoffnung und war entschlossen die Schlacht anzunehmen. Auffallenderweise war man beiderseits über die Maßnahmen des Gegners wenig orientiert, erst am 2. Juli wurde preußischerseits festgestellt, daß Benedek westlich Königgrätz Stellung genommen habe, und der König beschloß den Angriff für den folgenden Tag noch in der Nacht um 11 Uhr, weshalb die Übermittelung des Befehls an den Kronprinzen ihre Schwierigkeiten hatte und auf sein rechtzeitiges Eintreffen mit voller Gewißheit nicht zu rechnen war. Prinz Friedrich Karl sollte den Feind in der Front beschäftigen, der Kronprinz seine rechte Flanke, die Elbarmee den linken Flügel angreifen. Die 3 Armeen zählten 221 000 Mann, 780 Geschütze (darunter noch 300 glatte), nicht gerechnet die Gardelandwehr, welche an der Schlacht nicht teilnahm. Die österreichisch-sächsische Armee hatte mit 219 000 Mann und 770 Geschützen eine Frontlänge von 15 km besetzt, also eine sehr gedrängte Aufstellung. Vom rechten Flügel an folgten sich das II., IV. (Chlum-Nedelist), III. (Chlum-Lipa), X. österreichische und das sächsische Korps (Popowitz), sowie die 1. leichte Kavalleriedivision (Problus-Prim). Für die Artillerie waren Einschnitte hergestellt, aus denen sie das freie Vorfeld vollständig beherrschte, im übrigen war für Befestigung der Stützpunkte wenig gethan. In Reserve standen das I. (Rosnitz) und VI. Armeekorps (Wschestar), die 8. (hinter den Sachsen) und 2. leichte Kavalleriedivision (Nedelist), die 1. und 3. (Sweti), sowie die 2. Reserve-Kavalleridivision (bei Briza). Die Elbe war zwischen Lochenitz und Predmeritz, sowie bei Placka überbrückt.



Entwurf von Sangallo für die Zitadelle von Pisa (1509)

Preußischerseits wähnte man nicht die ganze feindliche Armee, sondern nur einige Korps auf dem rechten Elbeufer anzutreffen. Die 1. Armee dirigierte sich gegen das Zentrum, die 8. Division mit der Reserveartillerie hinter sich gegen Sadova, rechts von ihr das II. Korps in 2 Kolonnen, links die 7. Division (Fransecky); das Kavalleriekorps (Prinz Albrecht) sollte die Verbindung mit der Elbarmee vermitteln, das III. Korps in Reserve bleiben. Gegen 7 Uhr begann das Feuer, die österreichischen Vortruppen wichen auf die

Hauptstellung zurück, der König befahl um 8 Uhr den Übergang über die Bistritz. Um diese Zeit hatte die Elbarmee Nechanitz vor dem linken Flügel der österreichischen Stellung von sächsischen Vortruppen gesäubert und begann, auf der einzig vorhandenen Brücke die Bistritz zu überschreiten; auf ihr Einwirken war vor Stunden nicht zu rechnen. So stand die 1. Armee vorläufig der vollen Stärke der feindlichen Front isoliert gegenüber. Ein nachhaltig genährter Artilleriekampf begann in welchem gegen $9^1/_4$ Uhr beiderseits zusammen etwa 300 Geschütze zur Thätigkeit kamen. Die 8., 3. und 4. Division überschritten die Bistritz, die Brigaden des österreichischen III. und X. Korps wichen nach der Höhenlinie zurück, aber das Feuer ihrer Batterien machte den Preußen, die mit dem weiteren Vordringen an Unterstützung ihrer Artillerie erheblich einbüßten, unmöglich, weiter vorzurücken und zwang sie, sich in den die Abhänge bedeckenden Waldungen festzusetzen; ihre Lage, mit den Defileen im Rücken, wurde allmählich bedenklich. Auch die 5. und 6. Division überschritten die Bistritz, ohne die Situation ändern zu können: ein stehendes verlustreiches Gefecht dauerte an bis gegen 2 Uhr.

Anordnung mehrfacher Flanken in Italien (16. Jahrhundert)

Die Höhen von Chlum und Lipa bildeten den Scheitelpunkt, in welchem die österreichische nach Westen gerichtete Front und der nach Norden schauende rechte Flügel zusammenstießen; ihnen nordwestlich vorgelagert befindet sich jenseit einer Mulde, in welcher Cistowes liegt, der Swiepwald, darüber hinaus Benatek. Gegen dieses Dorf, dann gegen den Wald hatte sich die 7. Division gewendet, hatte 2 österreichische Brigaden verdrängt und den Wald genommen. Nun fühlten sich die beiden österreichischen Korps, welche den rechten Flügel bildeten, das II. und IV., in ihrer linken Flanke bedroht und verwendeten ihre Brigaden mehr und mehr gegen den von den Preußen besetzten Wald. Sie entzogen dadurch ihre Kräfte der Nordfront und verbrauchten sie auf dem rechten Flügel der gegen Westen gerichteten Hauptfront. Trotz der Unterstützung von 120 Geschützen gelang es den nach und nach hier eingesetzten mehr als 42 Bataillonen nicht, die $14^1/_4$ Bataillone und 24 Geschütze starke Division Fransecky ganz aus dem Walde wieder zu vertreiben; andrerseits waren von den 59 Bataillonen, welche den rechten Flügel der Österreicher bilden sollten, nur noch 31 intakt und gesammelt, als die Spitzen der 2. Armee anrückten.

Die Truppen dieser letzteren hatten erst zwischen 7 und 9 Uhr aus ihren entlegenen Standorten abrücken können; auf dem rechten Flügel war die Avantgarde (Alvensleben) der 1. Gardedivision (Hiller) vorausgeeilt, diese selbst folgte mit der Reserveartillerie. Im Zentrum rückte die 11. Division (Zastrow) vor, auf dem linken Flügel die 12. (Prondzynsky). Um $11^1/_2$ Uhr begann das Feuer gegen die dem österreichischen Flügel vorgeschobene Position Horenowes; sie wurde geräumt, und die Garde folgte schnell auf Maslowed, die 11. und 12. Division überschritten die Trotina und machten jenseit Fortschritte. Benedek erkannte die ihm drohende Gefahr und befahl dem II. und IV. Korps, die ihnen ursprünglich bestimmte Stellung einzunehmen, was diesen zum Teil und mit erheblichen Verlusten unter dem Schutz vorgeschobener Artillerie gegen 2 Uhr gelang. An der Linie Chlum-Nedelist kam das Vordringen der preußischen 2. Armee zeitweise zum Stillstand.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bei der Elbarmee hatte die Avantgarde ein hinhaltendes Gefecht geführt. Um 11 Uhr begann der Angriff der 15. Division (Kanstein) von Südwest gegen die Höhen von Ober-Prim, der der 14. (Münster) in Front gegen Problus. Das österreichische VIII. Korps war mit in erste Linie gerückt und machte mit den Sachsen mehrere Vorstöße, jedoch wurden bald nach 2 Uhr Ober-Prim, dann Unter-Prim und Problus und endlich auch der Wald östlich dahinter von den Preußen genommen. Um $3^1/_2$ Uhr war Benedeks ganzer linker Flügel über den Haufen geworfen. Die Entscheidung war aber bald nach 2 Uhr schon auf dem rechten Flügel erfolgt. Die 1. Gardedivision war nach kurzem Verhalten in der deckenden Mulde nordöstlich Masloved überraschend gegen Chlum vorgedrungen, hatte Schanzen und Geschütze, dann den hochgelegenen Ort genommen und war darüber hinaus im Rücken des österreichischen Zentrums in den Besitz von Rosberitz gelangt. Gegenangriffe des III. und IV. Korps, durch zahlreiche Artillerie unterstützt, führten zu keinen Erfolgen. Gleichzeitig drängten die 11. und 12. Division weiter östlich die Brigaden des II. Korps; sie wichen zum Teil mit der 2. leichten Kavalleriedivision über die Elbe, der Rest schloß sich der allgemeinen Rückzugsbewegung des IV. und III. Korps auf den Fluß und die Festung Königgrätz an. Das VI. Korps nahm nun den Gegenangriff gegen Chlum und Rosberitz auf, hatte auch zunächst Erfolg, scheiterte aber dann an den angelangten preußischen Unterstützungen der Avantgarde des I. Korps und der 2. Gardedivision; es trat eilig den Rückzug an. Das I. Korps, das nunmehr versuchte, die Dörfer wiederzunehmen, erlitt gleiches Schicksal, das Vordringen der preußischen 11. Division wirkte verhängnisvoll ein. Von allen Seiten rückten die preußischen Truppen dem fliehenden Gegner nach, gegen $4^1/_2$ Uhr erschien die Reservekavallerie der 1. Armee, die österreichischen Kavalleriedivisionen nahmen den Kampf auf; er blieb ohne wesentliche Entscheidung, das Vordringen der Infanterie und Artillerie paralysierte augenblickliche Erfolge der Österreicher, doch erreichten sie Zeitgewinn für den Rückzug der Armee, welcher durch die angespannte Inundation der Festung erschwert wurde; österreichische Batterien blieben bis zur Dunkelheit im Kampfe mit der von Westen her vorgeschobenen preußischen Artillerie.

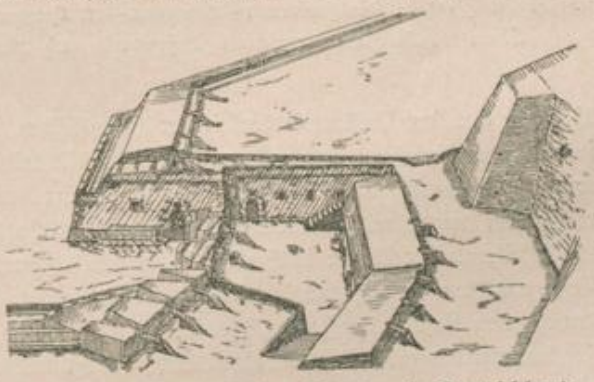
Die Österreicher verloren in der Schlacht 1313 Offiziere, 41499 Mann, 187 Geschütze, die Sachsen 55 Offiziere, 1446 Mann, zusammen 44313 Köpfe einschließlich 13879 unverwundeten Gefangenen. Die preußischen Verluste betrugen 360 Offiziere, 8812 Mann. Eine energische Verfolgung, welche bei der Schwierigkeit des Elbeübergangs die österreichische Armee zum größten Teil vernichten konnte, unterblieb. Diese zog sich nach Wien zurück, wo man im Begriff war, eine starke Stellung mit Behelfsmitteln (Floridsdorf) herzustellen, und wo die beiden aus Italien herangezogenen Korps zur Verstärkung eintrafen. Der Weisheit Bismarcks ist es zu danken, daß hier zu gewärtigende neue blutige Kämpfe unterblieben, und mit dem rasch eingeleiteten Frieden fremde Einmischung vermieden und ein freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden Mächten angebahnt wurde, nachdem sie ihre Kräfte aneinander gemessen und Preußen die erstrebte Stellung zum Heile der deutschen Nation sich erworben hatte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 29. Der deutsch-französische Krieg, Kampf mit dem Kaiserreich

Preußen hatte 1866 nach dem Kriegsrecht Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt seinem Gebiete einverleibt und damit einige wichtige, der Einigung Deutschlands im Wege stehende Elemente entfernt. Daß es ihm aber mit dieser ernst war, zeigten schon die Abmachungen des Prager Friedens, in denen ein engeres Bundesverhältnis der Staaten nördlich der Mainlinie und die Anbahnung einer nationalen Verbindung zwischen diesen und den südlich gelegenen ins Auge gefaßt wurde. Und der Frieden (23. August) war noch nicht abgeschlossen, als (4. August) an die norddeutschen Staaten, welche auf Preußens Seite gestanden hatten, die Aufforderung erging, zum Eintritt in den „Norddeutschen Bund" sich bereit zu erklären; die mit Österreich verbündet gewesenen Staaten wurden in den Friedensbedingungen zum Eintritt verpflichtet, und dem sofort einberufenen ersten Reichstag des norddeutschen Bundes wurde am 4. März 1867 der Verfassungsentwurf zur Genehmigung vorgelegt, welcher wenige Jahre später auch der Verfassung des Deutschen Reiches als Muster diente. Mit den süddeutschen Staaten wurden sofort nach Beendigung des Krieges von 1866 Schutz- und Trutzbündnisse abgeschlossen, welche unter voller Wahrung ihrer politischen Selbständigkeit ihre Streitkräfte im Falle eines Krieges der Leitung Preußens unterstellten und zur Annahme der preußischen Wehrverfassung verpflichteten.

Damit war die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht und einer gleichmäßigen Organisation gewährleistet, damit war die unentbehrliche Basis geschaffen, auf welcher die deutsche Nation ihre Kräfte entfalten konnte. Mit der Gründung des norddeutschen Bundes beginnt die Geschichte des aus jahrhundertelanger Ohnmacht zu neuer Macht und Herrlichkeit sich emporschwingenden Deutschen Reiches.



Anordnung mehrfacher Flanken in Deutschland
(Specklin 1536—1589)

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Noch war aber damit der Friede für Europa nicht gewährleistet. Frankreich hatte sich seit dem dreißigjährigen Kriege zu sehr daran gewöhnt, sich als tonangebende Macht in allen europäischen Fragen zu betrachten, als daß es die Neugestaltung der Verhältnisse in Deutschland nicht als eine Niederlage für seinen Ehrgeiz hätte betrachten sollen, es hatte sich zu sehr in die Anschauung verloren, daß das europäische Gleichgewicht gleichbedeutend sei mit Frankreichs Suprematie, als daß es nicht dies Gleichgewicht durch die Machtsteigerung Deutschlands für gefährdet hätte erachten sollen. Es war aber anderseits auch zu

Straßburg bis 1870

Älteste Werke Rondel des Bastion 10 (1508), Bastion 12 (1578), im übrigen die Stadtumwallung (Bastione 5—15 und Finkmatt) aus der Zeit des 30jährigen Krieges (1634 begonnen). Vauban erbaute von 1681 ab die Zitadelle, die Fronten 1—3 und 16—17, Hornwerk 80—82 und 73—74, Retranchement Contades, die Fülle der anderen Außenwerke nach 1720 seine Nachfolger (Cormontaigne)

überzeugt von der Unüberwindbarkeit der französischen Waffen, als daß es hätte zaudern sollen, jeden Anlaß zu benutzen, um einen Konflikt mit Deutschland herbeizuführen, da es von der Meinung durchdrungen war, die Nation, welche an der Spitze der Zivilisation marschiere, werde mit den deutschen Barbaren im Handumdrehen fertig werden. Und als alle Pfeile an der klugen Mäßigung Bismarcks abzuprallen schienen, fanden sich Leute wie Cassagnac, um der sich zur Unerträglichkeit steigernden Erregung des Volkes in beleidigenden Worten Luft zu machen: „Das kaudinische Joch ist bereit für die Preußen; sie werden sich darunter beugen, und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie es nicht wagen einen Kampf anzunehmen. Unser Feldgeschrei ist bis jetzt ohne Antwort geblieben, die Echos vom Rhein sind noch stumm. Hätte Preußen gegen uns die Sprache gesprochen, die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Frankreich spricht, so wären wir schon längst unterwegs." Louis Napoleon war außer stande, dem von seinem Volke gewollten Krieg zu widerstreben, der ihm das Mittel zu geben versprach, sein und seiner Dynastie wankendes Ansehen wieder zu festigen. In frivoler Weise trat er mit Forderungen an den preußischen König heran, deren beleidigende Anmaßung von ganz Deutschland tief empfunden und mit lautem Kriegsruf beantwortet wurde. Als am 19. Juli 1870 bei Eröffnung des Reichstages in Berlin die französische Kriegserklärung eintraf, war nicht nur in Norddeutschland, sondern auch seitens der süddeutschen Staaten die Mobilmachung bereits einstimmig befohlen, denn alle deutschen Stämme waren sich dessen bewußt, daß nur Deutschlands Sieg über den ewigen Störenfried das europäische Gleichgewicht herbeiführen und einen dauerhaften Frieden gewährleisten könnte. Wenn Napoleon noch mit der alten Uneinigkeit gerechnet hatte und meinte, Preußen isolieren zu können, so hatte er sich bitter getäuscht.

Noch war Deutschland nicht im stande, die ganze Volkskraft in der Wehrmacht zu entfalten; fehlten in den alten Provinzen Preußens dazu noch 5 Jahre, so war im Übrigen die neue Wehrverfassung noch zu kurze Zeit in Geltung, als daß die ausgebildeten Mannschaften für die Landwehrformationen hätten zur Verfügung sein können; nur Preußen konnte Landwehrbataillone, und zwar anstatt 216 nur 166 aufstellen. Aber trotzdem konnte eine imposante und der französischen weit überlegene Truppenzahl ins Feld gestellt werden. Die ganze Streitmacht umfaßte 1183389 Köpfe, 250373 Pferde, und nach Abzug der Besatzungs- und Ersatztruppen blieben für die Feldarmee 462300 Mann Infanterie, 56800 Mann Kavallerie und 1584 Geschütze. Die Infanterie war in Divisionen zu je 2 Brigaden mit 12—13 Bataillonen (1000 Mann), die Kavallerie in Divisionen zu 2—3 Brigaden mit 16—36 Eskadrons (150 Pferde), die Artillerie in Fußabteilungen zu 4 und reitende zu 2—3 Batterien (je 6 Geschütze) formiert; jeder Infanteriedivision waren 8 Eskadrons und 1 Artillerieabteilung zugeteilt. Die Divisionen waren bereits im Frieden zu je 2 in Armeekorps vereinigt, wozu noch je 1 Fuß- und reitende Abteilung als „Korps-Artillerie" hinzutrat. Die gleichmäßige Einteilung gestattete eine leichte Übersicht. Der norddeutsche Bund verfügte einschließlich des sächsischen (XII.) über 13 Korps und 1 (25., großherzoglich hessische) Linien-, 4 Landwehrdivisionen; dazu kamen aus Süddeutschland 2 (bayerische) Korps und 2 (badische und württembergische) Divisionen, zusammen 37 Divisionen, von denen zunächst 11 im Lande blieben. Die nicht den Divisionen zugeteilte Kavallerie formierte 8 Divisionen mit zusammen 192 Eskadrons.

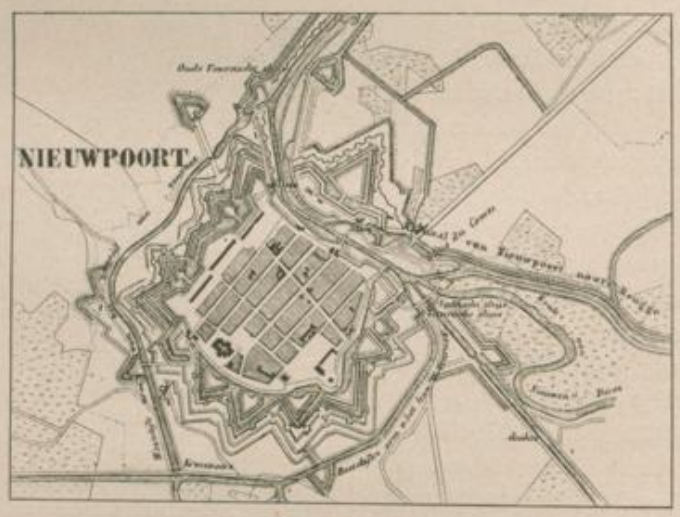
Neubreisach
Vaubans sogen. 3. Manier: Polygonaler Grundriß mit Kasemattenflankierung und bastionären Deckwerken (1697)

Am 31. Juli standen die Feldtruppen vollzählig und operationsbereit versammelt, 1. Armee (v. Steinmetz): VII., VIII. A.-K., 3. Kav.-Div., 50000 M. Inf., 4800 Pf., 180 Gesch. (bald vermehrt durch das I. A.-K. und die 6. Kav.-Div.) südöstlich Trier. — 2. Armee (Prinz Friedrich Karl): Garde, III., IV., IX., X., XII. A.-K., 5. und 6. Kav.-Div. mit 156000 M. Inf. 22200 Pf., 546 Gesch. (bald vermehrt durch das II.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

A.-K.), vorwärts Mainz. — 3. Armee (Kronprinz von Preußen): preuß. V., XI., bayer. I. und II. A.-K., württemb. und bad. Felddiv., 4. Kav.-Div. mit 128 000 M. Inf., 15 300 Pf., 480 Gesch. (bald vermehrt durch das VI. A.-K. und die 2. Kav.-Div.) am Rhein bei Landau und Karlsruhe. Dies ergiebt zusammen 334 000 M. Inf., 42 300 Pf., 1206 Gesch. in 334 Bat., 282 Esk.

In Frankreich waren im Jahre 1868 auf Vorschlag des Marschalls Niel neue Heereseinrichtungen eingeführt, welche die Dienstzeit bei der Fahne auf 5, in der Reserve auf 4 Jahre feststellten, wobei aber die Stellvertretung der Wehrpflichtigen und zahlreiche Befreiungen die angestrebte allgemeine Wehrpflicht illusorisch machten und ein Teil der Ausgehobenen (die „deuxième portion") eine ganz ungenügende Ausbildung erhielt. Der Landwehr entsprechend sollte eine mobile Nationalgarde organisiert werden, jedoch bestanden 1870 nur die Kaders für 150 000 bis 180 000 Mann, während man bis 1875 die Zahl von 500 000 erreichen wollte. Die Feldarmee hätte in diesem Jahre die Normalstärke von 800 000 Mann erreicht, betrug aber im Juli 1870 nur 567 000 und nach Abzug der Non-valeurs, Depots, Gendarmerie und Garnisonen im Innern und in Algerien nur 336 000 Mann. An Truppenteilen bestanden 368 Bataillone, 252 Eskadrons, 164 Batterien, 3 Genieregimenter, welche im Frieden wohl in Divisionen, aber nur zum kleinsten Teil auch in Korps zusammengefaßt waren. Solche wurden erst bei der Mobilmachung aus 3—4 Divisionen Infanterie und 1 Kavalleriedivision gebildet. Die ersteren zählten in je 2 Brigaden 13 Bataillone und besaßen 3 Batterien (6 Geschütze), aber keine Kavallerie. Die letzteren hatten in 2—3 Brigaden zwischen 16 und 28 Eskadrons. Die Korpsartillerie der deutschen Armee war durch eine gleichfalls 8 Batterien zählende „Artilleriereserve" vertreten. Außer dem Rahmen der 8 Korps wurde eine Kavalleriereserve von 3 Divisionen mit 48 Eskadrons und 6 Batterien und eine Artilleriehauptreserve von 16 Batterien formiert.

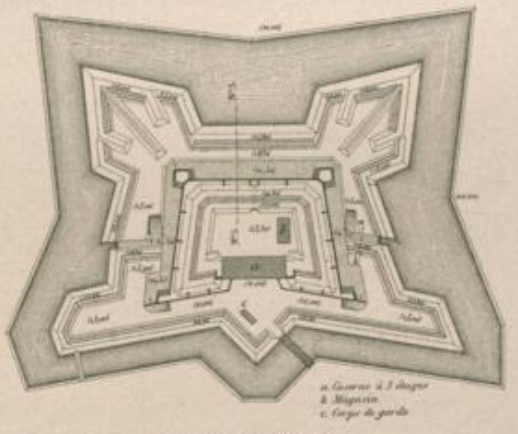



Nieuwpoort
Beispiel der Bastioniärbefestigung in den Niederlanden

Napoleon war sich der Minderzahl seiner Truppen wohl bewußt, wollte diese aber dadurch ausgleichen, daß er Preußen mit dem Angriff zuvorkäme und durch den Einfall in Süddeutschland dessen Staaten ihm abspenstig machte; auch hoffte er durch glückliche Erfolge Österreich und Italien auf seine Seite zu ziehen. Da bei der zentralisierten Verwaltung die Mobilisierung der Armee zu lange dauerte, als daß er hätte hoffen können, die Armee früher als Deutschland marschbereit zu haben, griff er zu dem Auskunftmittel, die Truppen

sofort an die Grenze zu werfen und erst dort auf Kriegsfuß zu bringen, wobei sich natürlich ergab, daß die Operationsfähigkeit gar nicht erreicht wurde und die Offensive der deutschen Armeen anstatt des beabsichtigten Angriffs die Verteidigung im eigenen Lande aufzwang. Von den 100 000 Mann, welche bei Straßburg, den 150 000, welche bei Metz, den 50 000, welche im Lager von Châlons aufgestellt werden sollten, fand der Kaiser, als er am 28. Juli in Metz eintraf, nur 46 900, 128 730 und 34 450 Mann an den entsprechenden Orten versammelt, und deren Ausrüstung so mangelhaft, daß an den beabsichtigten überraschenden Übergang über den Rhein gar nicht zu denken war.

Nach einem unbedeutenden Scharmützel des gegen Saarbrücken vorgeschobenen II. Korps (Frossard) am 2. August begann die deutsche 3. Armee am 4. August den Vormarsch und schlug die Division Abel Douay des I. Korps (Mac Mahon) bei Weißenburg. Mac Mahon sammelte schleunigst sein Korps, zog die Division Dumesnil des VII. Korps aus Belfort und die Kavalleriedivision Bonnemains heran und ward am 6. August bei Wörth geschlagen. Am selben Tage erreichte der rechte Flügel der 2. Armee beim Vormarsch durch die Pfalz und der linke Flügel der 1. Armee Saarbrücken, und Frossard ward bei Spichern geschlagen. Die französische Armee zog sich am 7. August zurück, das II., III., IV. Korps und die Brigade Lapasset des V. Korps auf Metz, wohin auch die Garde (Bourbaki) und das VI. Korps (Canrobert) von Châlons herangezogen wurden, Mac Mahon mit dem I. und V. Korps über Lunéville nach Châlons, wohin auch das VII. in Belfort aufgestellte Korps (vom 17. bis 22. August) mit der Eisenbahn befördert wurde.

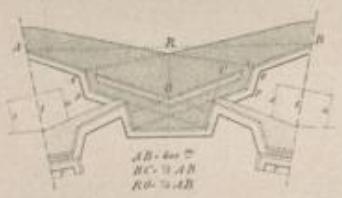


Fort von Lyon
Beispiel der französischen Bastionärbefestigung in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts

In den Schlachten vom 6. August war die Fühlung mit dem Feinde gewonnen, dieser auf der ganzen Front unter starker Einbuße an Streitmitteln und innerem Halt zurückgeworfen. Der Weg zur Mosel lag offen. Aber beide Kämpfe waren gegen die Absicht der Leitung verfrüht, improvisiert herbeigeführt worden, und dem Siege konnte deshalb die Ausnutzung durch die Verfolgung sich nicht anschließen; die 2. Armee mußte vom 7.—9. August erst den Aufmarsch an der Saar beenden, bei der 3. war die Kavallerie nach der Schlacht nicht zur Stelle, kurz, die ebengewonnene Fühlung ging wieder verloren, und den französischen Korps gelang es infolgedessen, sich der weiteren Berührung mit den deutschen Armeen zu entziehen; man konnte nicht gut anders annehmen, als daß sie diesen Vorteil benutzen würden, um sich in der starken Stellung hinter der Mosel zu vereinigen und dem Feinde noch einmal entgegenzutreten. Für den einheitlichen Vormarsch der deutschen Armeen gegen die Mosel, dessen Notwendigkeit sich hieraus ergab, mußte eine Rechtsschwenkung um die erste Armee als Pivot ausgeführt werden, und dieses von einer Stelle aus zu leitende Manöver von 14 Armeekorps, bei dem so viel Reibungen und Ver-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

pflegungsschwierigkeiten zu überwinden waren, erfolgte so anstandslos, daß es als ein Muster der modernen Massenbewegung zu betrachten ist. Ganz besonders ist hierbei die Verwendung der Kavallerie hervorzuheben. Als sie von den Flügelarmeen zurückgehalten wurde, erfolgte aus dem Hauptquartier die kurze Weisung: „Kavallerie weit vor!“, und seit der Zeit finden wir die deutschen Kavalleriedivisionen bei allen Bewegungen der Armeen weit vor der Infanterie in Front und Flanken ihre Schwadronen und Patrouillen zu einem dichten Schleier entfalten, der zugleich die eigenen Maßnahmen verhüllt und die des Gegners erkundet. Hier wurde der Kavallerie eine durchaus neue Aufgabe gestellt, und so schlecht sie von französischer Seite meist erfüllt wurde, so zeichneten sich die deutschen Reiter in dieser anstrengenden, aber lohnenden Thätigkeit aus, welche so weit von dem Verhalten der großen Kavalleriemassen im Jahre 1866 abweicht, wo sie nicht vor, sondern hinter der Armee marschierten, um die Bewegung nicht zu stören und ihre Kräfte für die Attacken in der Schlacht aufzusparen. Es hat auch 1870 an solchen nicht gefehlt, aber es zeigte sich schon bei dem ersten Anlaß, bei Wörth, daß das moderne Infanteriegewehr, richtig gehandhabt, jede Attacke scheitern läßt, daß es sogar dazu nicht einmal mehr wie bei Langensalza 1866 des Karrees bedarf, daß die Reiterei also darauf verzichten muß, entscheidend in die Schlacht einzugreifen, wohl aber durch opferbereites Eintreten zur Entlastung der Infanterie in kritischen Augenblicken außerordentlich viel zur Abwendung eines Mißgeschicks beitragen kann.



Bastionierte Front von Lille
(Napoleon III.)

Die französische Armee wurde nicht vereinigt, sondern, wie bereits erwähnt, in 2 Glieder zerrissen; die Rheinarmee, deren Kommando am 12. August Bazaine übernahm (Garde, II., III., IV., VI. Korps. Artillerie-Hauptreserve) bei Metz, und die Reservearmee unter Mac Mahon bei Châlons (I., V., VII., das aus einer von der spanischen Grenze zurückgezogenen Division und anderen Truppenteilen neu formierte XII. Korps und 2 Kavalleriedivisionen), die erste etwa 200 000, die zweite 130 000 Mann stark. Die Heeresleitung (Napoleon) konnte zu keinem Entschluß kommen, ob die Rheinarmee eine Stellung an der Nied verteidigen, ob sie sich nach Châlons zurückziehen solle, mit nutzlosen und ermüdenden Hin- und Hermärschen wurde die Zeit vergeudet, und die deutschen Armeen (1. und 2.) erreichten Metz und die Mosel, als sich Bazaine — zu spät — zum Abmarsch entschlossen hatte. Die Spitzen der ersten Armee bemerkten am Nachmittag des 14. August die Bewegungen bei den im Fortgürtel von Metz lagernden französischen Truppen: „in äußerst kühner, aber von richtigem stragetischen Gefühl getragener Iniative greifen die Generale v. d. Goltz und v. Manteuffel den abziehenden Gegner bei Colombey-Nouilly an und verleiten dadurch den feindlichen Feldherrn zum Frontmachen und damit zu einer neuen Halbheit, einer Schlacht ohne stragetischen Zweck, welche den ohnehin zögernd und ungeschickt ausgeführten Abmarsch von Metz völlig ins Stocken bringt.

Sogleich erkennt die deutsche Heeresleitung den dadurch geschaffenen neuen Vorteil der Lage und weist die am 14. und 15. August mit ihren Hauptkräften im Vormarsch und Aufschließen gegen die Mosel gebliebene 2. Armee am 15. August abends auf schnelle Ausnutzung desselben durch kräftige Offensive gegen die Rückzugsstraßen des Gegners hin, während die 1. Armee an diesem Tage, unter scharfer Beobachtung der Ostfront von Metz,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

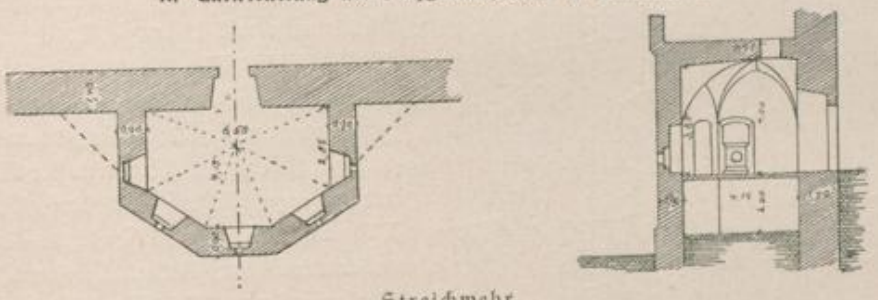
Angriff der Brigade Bredow bei Vionville
Nach dem Gemälde von Arthur Paetzold. Original im Internationalen Kriegs- und Friedensmuseum zu Luzern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

eine Linksschiebung gegen die Seille vornimmt. Die Kavallerie beider Armeen soll auf dem linken Moselufer gegen Metz vorgehen und den Verbleib des französischen Heeres feststellen." (Moser). Noch einmal bietet sich der französischen Rheinarmee die günstige Gelegenheit, entweder nach dem Uferwechsel der 2. die schwache 1. Armee auf dem rechten Ufer mit Übermacht zu erdrücken, oder die 2. während des Überganges über die Mosel anzugreifen und vom rechten Flügel an aufzurollen. Besondere Verhältnisse kommen Bazaine hierbei entgegen, denn bei der 2. Armee sind die technischen Schwierigkeiten nicht rechtzeitig ins Auge gefaßt: es fehlt an Brücken und an Brückengerät bei den Vortruppen, so daß der Uferwechsel sich ungebührlich verlängert und für das III. Korps überhaupt nur auf 2 Brücken von ungenügender Tragfähigkeit zu ermöglichen ist; anderseits versagt die Kavallerie, welche in den letzten Tagen ihre Aufgabe so vorzüglich gelöst hat: der Uferwechsel gelingt ihr unterhalb der Festung gar nicht, und oberhalb erkennt sie die im Abmarsch des Gegners eingetretene Stockung nicht in ihrem Umfang. Aber Bazaine ist blind gegen alle Vor-

## II. Entwickelung des Polygonalsystems in Deutschland

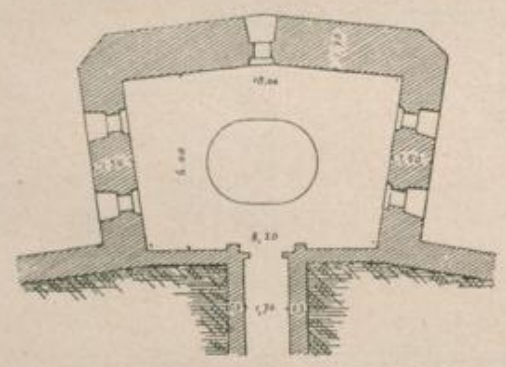


Streichwehr
Halbachteckiger flankierender niederer Turm am Spitalthor in Straßburg i. E. 1470
Nach v. Apell

teile. Obgleich der Offensivgedanke der deutschen Heeresleitung nicht in der erwünschten Richtung und Kraft zur Ausführung kommt, obgleich nur das III. und X. Korps ihn auf der Straße Metz-Verdun festzuhalten suchen, beschränkt er sich am 16. August in der Schlacht bei Vionville-Mars la Tour auf die Verteidigung, anstatt mit der verfügbaren Übermacht in kräftigem Offensivstoß den schwachen Gegner über den Haufen zu werfen. Hier war es, wo die deutsche Kavallerie an Stelle der fehlenden Infanteriereserven sich todesmutig in den Kampf stürzte und in hochkritischem Augenblick die Infanterie vor dem Erdrücktwerden rettete.

Während deutscherseits bis zum Abend des 17. August 7 Korps und 3 Kavalleriedivisionen auf dem linken Ufer vereinigt werden, bezieht Bazaine die starke Stellung auf den Höhen von Rozerieulles bis St. Privat und giebt den Abmarsch, dem jene Massen entgegenzutreten bestimmt sind, ganz auf. Die deutsche Kavallerie hat auch an diesem Tage die feindlichen Maßnahmen nicht festzustellen vermocht, und so muß am 18. August auf unsicherer Grundlage der Befehl gegeben werden, „welcher eine Armee von 150 000 Mann zum kühnsten taktischen und strategischen Wagnis, dem Flankenmarsch angesichts des feindlichen Heeres und der Schlacht mit umgekehrter Front, führt. Aber der gewaltige Staffelmarsch und die Schwenkung der Armeen gegen die erst allmählich erkannte Frontlinie des

Gegners gelingt, und in blutiger Entscheidungsschlacht wird der Feind in festungsartiger Stellung angegriffen, umfaßt und unter die Kanonen von Metz geworfen" (Moser). Freilich genügten die Kräfte des VII. und VIII. Korps nicht, um den linken Flügel der Franzosen aus seiner hinter dem Mancethal sich erhebenden Stellung zu vertreiben, und der ohne auch nur einigermaßen genügende Vorbereitung durch Geschützfeuer gegen St. Privat über ein freies, glacisartig ansteigendes Gelände begonnene Angriff des Gardekorps mußte unter der Überlegenheit des Chassepotgewehrs erlahmen, bis die nicht abgewartete Umfassung der feindlichen linken Flanke mit der Erstürmung von St. Privat die Entscheidung der Schlacht ermöglichte. Die Verluste waren auf beiden Seiten große: die Deutschen verloren 899 Offiziere, 19 260 Mann, was Balck auf 10,3 % der Stärke berechnet, die Gardetruppen allein 307 Offiziere, 7923 Mann, das sind 23,6 %. Die Verluste der Franzosen berechnet Balck mit gleichfalls 10,3 %, wobei aber 3,8 % an Gefangenen. Die Verluste am 16. August waren bedeutend höher, nämlich deutscherseits 23,9, französischerseits 14,2 %.



Streichwehr „Drachen" in Straßburg i. E. 1519
Nach v. Apell

Am 19. August erfolgte eine neue Heereseinteilung. Dem Prinzen Friedrich Karl wurde mit 7 Korps (I., II., III., VII., VIII., IX., X.), der 1. und 3. Kavalleriedivision und der aus der Heimat herangezogenen Reservedivision Kummer die Aufgabe übertragen, Metz und die Rheinarmee einzuschließen; aus dem Garde-, IV. und XII. Korps, sowie den 4 Kavalleriedivisionen, Garde, 5, 6 und XII eine neue Armee, die „Maasarmee" unter dem Kronprinzen von Sachsen gebildet, und diese, wie die 3. Armee angewiesen, am 23. August mit vorgenommenem linken Flügel den Vormarsch auf Châlons anzutreten. Inzwischen war aber Mac Mahon von hier nach Reims gegangen, änderte am 22. August seinen Entschluß, nach Paris zu gehen, und brach in der Richtung auf Montmédy auf in der Absicht, der Ardennenbahn folgend, Bazaine die Hand zu reichen. So stand er am 25. August bei Rethel-Vouziers beinahe in der rechten Flanke der deutschen Armeen, welche bis in die Linie St. Menehould-Vitry vorgerückt waren, als sein schon am 24. August von der Kavallerie gemeldeter Abmarsch im deutschen Hauptquartier festgestellt wurde, und am Morgen des 26. August begann der mit Meisterschaft von Moltke ins Werk gesetzte Rechtsabmarsch der Maas- und 3. Armee nach Norden mitten durch den unwegsamen und schwierigen Argonnenwald. Am Nachmittag hat die deutsche Kavallerie bereits Fühlung mit der französischen Armee und bleibt ihr, die Bewegungen der in Eilmärschen vorrückenden deutschen Korps verschleiernd, beständig an der Klinge, und in schreiendem Kontrast stehen die Operationen auf deutscher und französischer Seite vom 23. bis 31. August. „Hier ein Feldherr, welcher ohne inneren Glauben an die Möglichkeit des Erfolgs, unfrei und daher beständig schwankend in seinen Entschlüssen, mit einer in der Eile zusammengefügten, nach Zahl und Verfassung der gegnerischen unebenbürtigen Armee ein strategisches Wagstück unternimmt, das neben den umsichtigsten Vorbereitungen eine reißend

schnelle Durchführung der Operationen erfordert hätte, der aber, schlecht unterstützt durch seine Unterführer, mangelhaft bedient von seiner Kavallerie, gezwungen, den Gang der Operationen von Verpflegungsrücksichten abhängig zu machen, den einzigen in seiner Hand befindlichen Vorteil der Initiative und Überraschung nicht zu wahren weiß und, bis zum letzten Augenblick in Unklarheit über die ganze Größe der Gefahr seiner Lage, die Armee einer unerhörten Katastrophe entgegenführt. — Auf deutscher Seite dagegen ein glänzendes Bild: bei der obersten Heeresleitung ein geniales Anpassen an die schnell und überraschend sich ändernden Situationen, die Lösung einer äußerst schwierigen Aufgabe, des plötzlichen Abmarsches zweier Armeen nach der Flanke, ein Steigern des Operationszwecks von der Durchkreuzung des feindlichen Entsatzplanes bis zur Umfassungs- und Vernichtungsschlacht; bei den Armee- und sonstigen Führern ein schnelles Eingehen auf die leitenden Absichten, eine äußerst bemerkenswerte Selbständigkeit in den Entschlüssen und Thatkraft in deren Durchführung; seitens der Kavallerie die volle Lösung ihrer strategischen Aufgabe, seitens sämtlicher Truppen hervorragende Marsch- und Kampfleistungen: all dies gesteigert und gehoben durch das Bewußtsein des moralischen und numerischen Übergewichts" (Moser).

Schweidnitz
als Beispiel der Befestigungsweise
Friedrichs des Großen
1747—1753

Das XII. Korps bemächtigte sich vor den Franzosen der Maasübergänge bis Stenay, und die Maasarmee konzentrierte sich am 29. August an der Straße Buzency-Stenay, während die 3. Armee im Anmarsch war, sich auf ihren linken Flügel zu setzen. Ausweichend gab Mac Mahon seinem Korps die Richtung auf die unteren Maasbrücken bei Mouzon und Remilly, aber bei Beaumont ward sein V. Korps am 30. August überraschend von den deutschen Kolonnen angegriffen und zurückgedrängt; in der Nacht zum 31. August führte er in der verfehlten Meinung, in der kleinen Festung eine Stütze zu finden, seine Armee nach Sedan, zögerte auch hier wieder, weiter nach Mézières zu gehen und das dort eingetroffene neu formierte XIII. Korps an sich zu ziehen, und ließ auf dem Sedan benachbarten Plateau zwischen Givonne und Floing eine Stellung beziehen, welche der hartnäckigen Verteidigung Vorteile darbot. Hier ereilte ihn und den bei der Armee befindlichen Kaiser das Schicksal am 1. September.

Der Aufstellungsraum der Hochebene bildete ein Dreieck, dessen Basis, die Maas, mit der an ihr gelagerten Festung als unangreifbar angesehen werden konnte; den gegen Osten gewendeten Schenkel begrenzte der scharf markierte, vom westlichen Thalrande überhöhte Abschnitt der Givonne mit den Ortschaften Givonne, Daigny, la Moncelle und Bazeilles, den anderen nach Nordwesten gekehrten die Einsenkung des Floingbaches, während an der abgestumpften Spitze des Dreiecks, zwischen der Givonne und dem Dorf Illy das Gelände



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zugänglicher wurde. Das deutsche Hauptquartier nahm an, der Feind werde versuchen, sich einer Schlacht durch einen Abmarsch auf Mézières oder durch Vorbrechen in der Richtung auf Carignan oder im äußersten Notfall durch Ausweichen über die nahe belgische Grenze zu entziehen. Während demnach die Maasarmee angewiesen wurde, auf dem linken Maasufer gegen die Givonne vorzugehen, erhielten das V. und XI. Korps Befehl, die Maas unterhalb der Festung (bei Donchery) zu überschreiten und den Floingabschnitt zum Ziel zu nehmen, wobei allerdings die Halbinsel von Iges umgangen werden mußte. Das I. bayerische Korps sollte von Remilly aus die Maasarmee (Garde, IV. und XII. Korps) unterstützen, das II. zwischen Donchery und Wadelincourt bereit stehen, die württembergische Division die Sicherung gegen Mézières übernehmen, während das VI. Korps und die 5. Kavalleriedivision in ihrer Stellung an der Aisne verblieben. Damit war die Umfassung eingeleitet.

Die Unentschiedenheit des französischen Heerführers, welche ihn eine abwartende Haltung bewahren ließ, gestattete, diese Maßnahmen vollständig zur Entwickelung zu bringen. Er besetzte die Ostfront mit 2 Korps, dem XII. rechts, dem I. links, jedes mit 4 Divisionen, gegen Norden machte das VII. Korps Front, nur mit schwachen Kräften den linken Flügel gegen Westen zurückbiegend; das V. bildete nordöstlich der Festung die allgemeine Reserve.

Ein Teil der alten Befestigung von Köln a. Rh. begonnen 1817

Der Kampf begann mit dem Angriff des bayerischen I. Korps auf Bazeilles um 4 Uhr morgens; die ganze Division Vassoigne (XII.) wurde ins Gefecht gezogen, eine Brigade des I. Korps besetzte Balan, und auch Teile des V. Korps wurden französischerseits herangezogen. Es entspann sich ein überaus hartnäckiger und blutiger Straßen- und Häuserkampf, in dem, wenig unterstützt von seiner Artillerie, das bayerische Korps 2 Stunden lang allein gegen sehr starke Örtlichkeiten, gegen einen sehr aktiven und stetig unterstützten Feind anzugehen hatte. Gegen 6 Uhr traten die Spitzen des XII. Korps unterstützend ins Gefecht, la Moncelle wurde genommen, weiter nördlich bei Daigny der den Givonneabschnitt angreifend überschreitende Gegner zurückgeworfen; nach 8 Uhr gelang es, auf den Höhen östlich beider Orte Geschützmassen zu entwickeln. Dennoch wogte der Kampf lange unentschieden auf und ab, erst um 12 Uhr war die vollständige Besitznahme von Bazeille erreicht. Um diese Zeit war der Givonneabschnitt vollständig in deutschen Händen, da es den Sachsen schon vorher gelungen war, Daigny zu nehmen und das Gardekorps, rechts von ihnen um 10 Uhr ins Gefecht getreten, sich in Givonne festgesetzt und seine Artillerie entwickelt hatte; unterstützt durch eine Division des II. bayerischen Korps konnte gegen Balan vorgegangen, nördlich Bazeilles Batterien ins Feuer gebracht werden.

Inzwischen wurde der Angriff des V. und XI. Korps dadurch erschwert, daß der Vormarsch auf die Wegenge zwischen dem Bois de Falizette und dem Maasufer beschränkt war. Das freiere Gelände bei St. Menges wurde von den Spitzen des XI. Korps gegen 9 Uhr erreicht. Vereinzelt eintreffend, gingen Infanterieabteilungen gegen Floing und Fleigneux vor und setzten sich fest, die Artillerie beider Korps trat nach und nach auf dem Höhenrücken zwischen beiden Dörfern in Thätigkeit; bis $12^1/_2$ Uhr gelang es, Floing vollständig zu nehmen und nach Abweisung mehrerer Gegenstöße des feindlichen VII. Korps

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Wirkung des Chassepotgewehrs bei Fernfeuer 1000 m Distanz
Komp. 5 und 8, Regiment 35, auf der Friedhofshöhe bei Vionville
Nach dem Original-Karton von Karl Jauslin im Internationalen Kriegs- und Friedensmuseum zu Luzern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mit genügenden Infanteriekräften gegen Illy und die sich südlich anschließenden Erhebungen vorzugehen.

Auf französischer Seite war Mac Mahon schon frühzeitig verwundet worden, der an seine Stelle tretende Ducrot hatte gegen 7 Uhr den allmählichen Rückzug nach Nordwesten befohlen, unmittelbar darauf der ältere General Wimpffen auf seine Vorstellung den Oberbefehl erhalten und einen Durchbruch gegen Osten ins Auge gefaßt. Die wechselnden Befehle wirkten störend und verwirrend. Jetzt wurde durch die, beide Dreieckseiten bedrohenden Fortschritte der Deutschen bald im Westen, bald im Osten das Bedürfnis der Unterstützung laut: Divisionen des I. Korps waren gegen Illy, solche des V. und VII. Korps gegen Bazeilles dirigiert; diesen Bewegungen wurde die immer gewaltiger anwachsende Einwirkung der allerseits auffahrenden deutschen Batterien verhängnisvoll. Gegen 2 Uhr mußte die Höhe südlich Illy geräumt werden, Truppen des deutschen XI. und Gardekorps reichten sich hier die Hand und drängten südlich gegen das Gehölz von Garenne, der Höhenrücken bei Floing wurde erstürmt, und der ritterliche Versuch des Generals Gallifet, zwischen Cazal und Floing mit Reitermassen die ungebundene Ordnung der deutschen Infanterie zu durchbrechen, endete mit der vollsten Niederlage. Die Anordnungen Wimpffens zum Durchbruch nach Osten verwickelten die Sachsen und Bayern zwar noch in blutige Kämpfe, aber indessen nahmen die Garden im Verein mit Abteilungen des XI. und XII. Korps das Gehölz von Garenne und machten zahllose Gefangene, die Franzosen drängten in voller Auflösung auf Sedan zurück, und die deutschen Truppen rückten von Westen und Osten gegen die Festung vor. Ein rings geschlossener Kreis von 540 Geschützen schleuderte seine Geschosse gegen die zurückflutenden Truppen und die kleine Festung, welche den Massen weder Raum noch Schutz gewähren konnte. Gegen 5 Uhr schwieg auf französischer Seite das Feuer, vom Thore wehte die weiße Flagge.

Die deutschen Truppen lagerten auf dem Schlachtfelde, in Donchery wurden die Kapitulationsverhandlungen für Heer und Festung geführt und kamen am 2. September zum Abschluß; Napoleon ergab sich persönlich an König Wilhelm und stellte sich als Gefangener am 2. September im Hauptquartier, 83 000 Mann kamen durch die Kapitulation in Gefangenschaft, 21 000 waren am Schlachttage zu Gefangenen gemacht; 3000 verloren die Franzosen an Toten, 14 000 an Verwundeten. Die deutschen Verluste betrugen 188 Offiziere, 2132 Mann tot, 282 Offiziere, 5627 Mann verwundet, 702 Vermißte. Dies ergiebt an Toten und Verwundeten für den Sieger 5,5, für den Besiegten 18,9 %.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 30. Der deutsch-französische Krieg, Volkskrieg

Nach der Katastrophe von Sedan schien die Widerstandskraft Frankreichs gebrochen: der eine Teil der kaiserlichen Armee hatte die Waffen gestreckt, dem anderen, der sein Schicksal unbesonnenerweise mit dem der Festung Metz verknüpft hatte, stand dasselbe unabwendbare Los früher oder später bevor, nur Trümmer: ein Teil der Marinetruppen und der vierten (Depot-)Bataillone, bei dem Mangel einer Organisation kaum zu rechnen, waren über das Land zerstreut. Man glaubte vielfach den Krieg beendet, und doch sollten seine größten Schwierigkeiten erst jetzt beginnen und der deutschen Heeresleitung kritische Tage bereiten, wie der bisherige Verlauf des Feldzugs sie nicht aufzuweisen hatte: an Stelle der geschlagenen und vernichteten kaiserlichen Armee griff das ganze Volk zu den Waffen, um den Feind aus dem Lande zu treiben und die bedrohte Unabhängigkeit zu verteidigen. Es ist ein großartiger Zug von Vaterlandsliebe und Freiheitsdrang, allerdings nicht ohne Beimischung von tief gekränkter Eitelkeit und verletztem Größenwahn, welcher kein noch so schweres Opfer scheuen und binnen kurzem stärkere Armeen aufstellen ließ, als dem Kaiser jemals zu Gebote gestanden hatten. Wozu es in Preußen der langen Knechtung von 1806 bis 1812 bedurft hatte, das zeitigte hier schon die Bedrohung der Freiheit, wozu den schwerfälligen Germanen erst die empfindlichsten persönlichen Erfahrungen aufgestachelt hatten, dazu trieb den Romanen wie dereinst den Gallier das leicht erregbare Temperament, bevor er den Feind noch zu Gesicht bekommen hatte. Aus dieser tiefgreifenden Verschiedenheit beider Nationen ergiebt sich aber auch, wie Organisation der Volkswehr, Disziplin, Art der Kriegführung und Erfolg auf beiden Seiten sich so verschieden gestalteten, und bei diesem Vergleich trägt der langsamere, aber disziplinierte und hartnäckigere Germane den Sieg davon, während der Romane durch seine Leidenschaft die Führung erschwert, sich zu Rückfällen ins Bestialische hinreißen und bei Mißerfolgen entmutigen läßt.

Front von Königsberg
(1843)
als Beispiel der „Neupreußischen Befestigungsmanier"

Ich habe oben nur die der Vernichtung anheimgefallenen lebenden Streitkräfte des Kaiserreichs erwähnt; es hinterließ aber beinahe unversehrt einen zweiten sehr wichtigen Bestandteil der Landesverteidigung: ein weitverzweigtes Festungssystem, und dieses gewährte

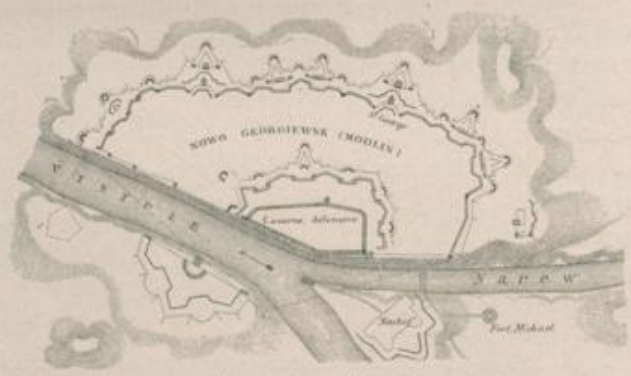
der „Regierung der Nationalverteidigung" überhaupt erst die Möglichkeit, die Volksbewaffnung ins Leben zu rufen. Die deutschen Feldarmeen waren an diesen festen Plätzen, soweit sie auf ihrem siegreichen Vormarsch solche berührt hatten, sorglos vorbeigegangen, nachdem sie vergeblich durch einige hundert Feldgranaten ihre Übergabe zu erzwingen versucht hatten. Es ist tief beschämend für uns, dies pflichttreue Verhalten der französischen Kommandanten, wenn man es mit dem der preußischen im Jahre 1806 vergleicht, und vielleicht hatte die deutsche Heeresleitung auf einen ähnlichen Vorgang gerechnet, denn in einem besseren Zustand, als die preußischen Festungen in jenem unglücklichen Jahre, befanden sich die französischen 1870 auch nicht; jedenfalls hatte sie, so vorzüglich alle Vorbereitungen für den Feldkrieg waren, für den Angriff dieser so zahlreichen Plätze so gut wie nichts vorbereitet. Der ganze preußische Artilleriebelagerungstrain, 200 gezogene und 120 glatte Geschütze, war für den Angriff nur einer großen Festung, und zwar ohne Fortgürtel, bemessen; erst kurz vor Beginn des Krieges war durch eine Kommission festgestellt worden, daß der Angriff einer Fortfestung die doppelte Anzahl erfordere. Nun kamen als solche allerdings nur Metz und Paris in Betracht, für diese fehlte aber das Geschützmaterial vollständig, da der Belagerungstrain bei Straßburg Verwendung fand. Ich erwähne als weniger wichtig das gänzliche Fehlen eines Ingenieurbelagerungstrains nur nebenbei.

Detachiertes Fort von Krakau
(1854)
als Beispiel der „österreichischen Befestigungsmanier"

Daß jedes noch so siegreiche Vorschreiten der Feldarmee vor dem stark befestigten Paris zum Stillstand kommen müsse, war vorauszusehen, aber die Vorgänge vor dieser Festung haben gelehrt, daß die deutsche Heeresleitung der verweichlichten Bevölkerung der Hauptstadt einen längeren Widerstand überhaupt nicht zugetraut hatte; daß alle ins Innere des Landes führenden Eisenbahnlinien durch Festungen gesperrt, also für die Armeen unbenutzbar waren, war sehr wohl bekannt; daß die großen Massen der Feldarmee anderseits, sobald sie irgendwie gezwungen wurden, die unausgesetzte Bewegung, welche täglich mit neuen Gebieten neue Hilfsquellen öffnete, wenn auch nur auf kurze Zeit einzustellen, verhungern müsse, wenn ihr nicht mit der Eisenbahn alle Bedürfnisse zugeführt würden, dessen war sich jeder bewußt. Aber trotzdem war, verleitet durch die Erfahrungen von 1866, wo die wenigen Festungen keine Rolle zu spielen vermochten, deren Wertbemessung in den maßgebenden Kreisen eine so geringe, daß man sie gar nicht in Rechnung zog, auch wohl hoffte, daß sie in ihrem vernachlässigten Zustande gar keinen Widerstand leisten würden.

Und nun kam es so ganz anders. Als die Maas- und dritte Armee am 19. September Paris eingeschlossen hatten, waren die gesamten deutschen Kräfte vor 4 Festungen, Paris, Metz, Straßburg und Toul gefesselt, die beiden genannten Armeen verfügten nicht über eine einzige Eisenbahnlinie, die Umgegend der Hauptstadt war bald ausgebeutet, und die Truppen litten bereits ernstlich Hunger, als mit dem Fall von Toul am 23. September wenigstens *eine* Eisenbahn, wenn auch nur bis zu dem gesprengten Tunnel von Nanteuil, verfügbar wurde. Das ist einer der Glücksfälle, mit denen die deutsche Heeresleitung in der zweiten Periode des Krieges aus so mancher bösen Verlegenheit gerissen wurde. Mit dem Festliegen der

Armeen vor den Festungen hörte die strategische Offensive natürlich auf, und die Rolle, welche hierbei die Festung Metz für die Armee Bazaines spielte, ist durchaus nicht bedeutungslos, denn ohne sie wäre diese im freien Felde ohne Zweifel längst dem Schicksal der Armee Mac Mahons verfallen, und die Kräfte des Prinzen Friedrich Karl wären verwendbar gewesen. Die nicht zahlreichen Truppenkörper, welche aus der Heimat nachgezogen werden konnten (meist Landwehr), um die Etappenlinien zu sichern, mußten auf deren große Ausdehnung zerstreut werden, nur ein Teil wurde zur Belagerung von Verdun verwendet, also wieder vor einer Festung. Da alle übrigen festen Plätze, welche im Norden und Süden der Etappenlinien lagen, unbehelligt blieben, so wurde auch die Benutzung der durch sie gesperrten Eisenbahnlinien den deutschen Armeen vorenthalten, so war ferner das ganze hinter ihnen liegende Gebiet sicher gegen Überraschung durch deutsche Truppen und konnte der Aufstellung neuer Armeekörper dienstbar gemacht werden, so konnten die Festungen als gesicherte Depots und Zentralstellen für die Volksbewaffnung dienen und von den Franctireurbanden als Schlupfwinkel benutzt werden. Wäre rechtzeitig für Aufstellung von Belagerungskorps mit hinreichendem Material gesorgt worden, so waren diese Übelstände leicht zu vermeiden, denn die später durchgeführten Belagerungen lehrten, daß diesen kleinen Plätzen eine große Widerstandskraft nicht beiwohnte. In deren Ermangelung war aber das Generalgouvernement Reims gezwungen, mit seinen geringen Mitteln diese Festungen zu beobachten, und dies hatte wieder den Nachteil, daß die von den Etappenstraßen durchschnittenen Gebiete von Truppen entblößt und nun ebenfalls mit einem Netz von Werbebureaus und Franctireurnestern überspannt wurden. Die Vernachlässigung der Festungen gab mithin das Mittel, um den Volkskrieg überall, selbst unter den Augen der Deutschen, zu organisieren und den Angriff gegen ihre auf die Defensive angewiesenen Armeen in Szene zu setzen.




Nowogeorgiewsk
(nach 1840)
als Beispiel der nach Rußland übertragenen deutschen Befestigungsmanier

Das am meisten charakteristische Gebilde der Volksbewaffnung von 1870 schildert Cardinal von Widdern folgendermaßen: „Der König von Preußen hat 1813 das Volk auch zu den Waffen gegen die Franzosen aufgerufen. Allein die Freiwilligen, welche zur Befreiung des Vaterlandes von dem seit 7 Jahren auf Preußen ruhenden französischen Joch zu den Waffen griffen, wurden in geschlossenen und auf den König vereidigten Truppenteilen vereinigt. Auch das Lützowsche Freikorps war eine Truppe, welche auf völkerrechtliche Behandlung vollen Anspruch hatte. Alle die Abteilungen sind militärisch uniformiert, für den Feind auf Schußweite als Gegner kenntlich gewesen. Sie verstanden sich nicht auf die von den französischen Franctireurs massenhaft betriebenen genialen Metamorphosen des

Dekorationswechsels. Sie blieben stets in der Uniform und unter den Waffen, während der französische Freischärler die Bluse und die Zipfelmütze schnell zur Hand hatte, um, nachdem er aus einem Gebüsch oder aus seinem Hause oder aus irgend einem anderen Versteck ein paar „Prussiens“ abgeschossen oder eine Kavalleriepatrouille überfallen, oder nachdem er sich bei der nächtlichen Überrumpelung einer in seinem Ort einquartierten deutschen Truppenabteilung beteiligt hatte, — die Uniform zu ersetzen und sich sofort wieder das Ansehen des friedlichsten Menschen zu verleihen. Die Waffe war schnell versteckt, und sie wurde ebenso schnell wieder aufgenommen, sobald sich Gelegenheit zu neuer That bot. Vielfach übten aber auch die Landeseinwohner ohne jede Uniform nur mit der schnell ergriffenen und ebenso bald wieder verborgenen Schußwaffe ihre Anschläge gegen die Deutschen aus. Häufig kam es vor, daß Wachtposten im nächtlichen Dunkel von Landeseinwohnern, einzelne Soldaten von ihren Quartierwirten im Schlafe getötet, daß Offiziere oder Mannschaften von Kavalleriepatrouillen, welche allzu vertrauensselig zu einer Rast in Ortschaften eingekehrt waren, meuchlings erschlagen wurden. Hier und da betrieben die Landeseinwohner einzeln oder in kleinen Banden diese „Jagd auf die Preußen“ ganz auf eigene Faust und eigene Rechnung, also auch auf eigene Gefahr in der Umgegend ihrer Wohnsitze und kehrten dann wieder als friedliche Bürger heim zu ihrer inzwischen vielleicht von deutscher Einquartierung belegten Behausung. Die Deutschen hatten es also nicht mit einem ehrlichen offenen Gegner, sondern zumeist mit Elementen zu thun, welche nur aus dem Versteck oder durch Überfall wirkten, sich jedem offenen Kampf entzogen, nicht zu fassen und auch in ihren Persönlichkeiten kaum zu ermitteln waren.“

Graben-Kaponnière aus der Zeit vor Einführung der Brisanzgranaten

Derselbe Schriftsteller berichtet über den Überfall eines für das Belagerungskorps von Mézières bestimmten Eisenbahnzuges am 26. Oktober: „Als der langsam fahrende Zug sich Launois näherte und etwa nur noch 1200 m von diesem Dorf entfernt war, gewahrten die auf der vordersten Maschine Stehenden in kurzer Entfernung vor derselben einige völlig bürgerlich gekleidete Männer auf dem Fahrdamm, die von den Schienen schnell in die östlich davon gelegenen Büsche davonliefen. Wie es sich dann herausstellte, waren an derselben Stelle die Schienenstühle gelöst worden. Trotzdem sofort gebremst wurde, entgleiste der Zug. Die Lokomotiven wie die vorderen Wagen mit den Mannschaften und etwa 50 Pferden kamen über die zerstörte Stelle hinweg, teilweise jedoch in eine sehr geneigte Stellung. 13 mit Brückengerät und den Materialien der Johanniterkolonne beladene Wagen stürzten den mehrere Meter hohen Damm hinunter und wurden zum Teil zertrümmert.

Sowie es die durch das Bremsen verminderte Fahrgeschwindigkeit gestattete, war Leutnant Kollm von der vordersten Lokomotive nach rechts hinabgesprungen. Unmittelbar darauf verließen auch die auf den Tendern postiert gewesenen Pioniere den Zug, während sehr bald danach auch die anderen Mannschaften, an ihrer Spitze der Hauptmann Lilie, den Wagen entstiegen. Das alles geschah unter dem lebhaften Feuer von einer großen Anzahl von Freischärlern, welche auf teilweis nur 150 m Entfernung in verschiedenen östlich des Eisenbahndamms sich hinziehenden Gebüschen den Zug schon während der Entgleisung be-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schossen. Das sofortige Vorgehen der Pioniere — es waren im ganzen nur 2 Offiziere, 60—70 Mann in dem Zuge gewesen — brachte die Franzosen aber sofort zum Laufen. Die Pioniere setzten ihnen nach und nahmen, bevor der Feind noch in dem Bois Touly verschwunden war, einige derselben gefangen. Mehrere Francstireurs fielen verwundet nieder, andere warfen, ihrer Gewohnheit entsprechend, um möglichst bald den Unschuldigen spielen zu können, die Waffen weg. Der Vorstoß führte die Anhöhe hinauf bis zu der einige 100 m entfernten Chaussee Rethel-Boulzicourt und zwar ganz in die Nähe desjenigen Punktes, wo nur etwa eine Stunde vorher der Überfall auf eine Proviantkolonne stattgefunden hatte, und wo die verlorenen Wagen noch Zeugnis von demselben abgaben. Das entschlossene Vorgehen der Pioniere befreite auch die den Francstireurs in die Hände gefallenen beiden Trainsoldaten jener Proviantkolonne."

Entwickelung der Uniform in Deutschland

Reiter eines kurbrandenburgischen Reiter-Regiments 1680

Solcher Beispiele ließen sich zahllose anführen. Sie zeigen, daß die fanatisierte Bevölkerung trotz des durchaus korrekten Verhaltens der deutschen Truppen, welche gewohnt und daraufhin erzogen waren, nicht mit der Bevölkerung, sondern nur mit der Armee Krieg zu führen, einem Rückfall in jenen unzivilisierten Zustand anheimfiel, in welchem der Mensch in dem Feind nicht den Mitmenschen, sondern ein gefährliches und mit allen Mitteln zu jagendes Wild erblickte. Die französischen Schriftsteller berichten von den Unternehmungen einzelner Leute der Besatzung von Montmédy, wie sie die Opfer ihres Ehrgeizes in richtiger Jägerweise anpirschten und mit den Trophäen prahlend und angestaunt zurückkehrten. „Einem leidenschaftlicheren und minder gesitteten Volke gegenüber, als dem Deutschen, einer feindlichen Heeresleitung gegenüber, welche sich in ihrem Verhalten nach den von Napoleon I. und von den Marschällen Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. gegebenen abschreckenden Beispielen hätte richten wollen, würde man in Frankreich mit diesem ‚Kriege bis zur Übertreibung' noch sehr viel üblere Erfahrungen gemacht haben. Der milde, wenn auch feste Geist, welcher von Kaiser Wilhelm ausging, sowie die bei den deutschen Truppen herrschende Gesinnung und Disziplin haben die Franzosen vor jenen Scheußlichkeiten und Ausartungen bewahrt, zu denen der uns erklärte Volkskrieg uns sehr wohl eine gewisse Berechtigung gab."

Entrollte uns der erste Teil des Krieges, der Kampf mit dem Kaiserreich, das Bild eines Feldkriegs, dessen Offensivoperationen mit energischen Schlägen unter genialer Leitung binnen 4 Wochen die mobilen feindlichen Streitkräfte vernichteten und lahmlegten, so füllt den zweiten ein Festungskampf von riesigen Dimensionen, dessen Kampfobjekt Paris die Hauptkräfte der bisher siegreichen Armeen fesselt, dessen Durchführung dem Lande Zeit verschafft zu enormen Rüstungen, und bei dem der Entsatz der Hauptstadt das alleinige Ziel aller französischen Neuformationen ist. Als nebensächliche Episoden gruppieren sich darum die Einzelkämpfe, welche zum Teil die Abwehr der Entsatzheere, zum Teil die Gewinnung neuer Verbindungslinien und deren Sicherung im Auge haben: Schlachten und — wiederum zahlreiche Belagerungen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Und entsprechend der mangelhaften Vorbereitung für den Festungskrieg und dem geringen Verständnis für seine Eigenart in der deutschen Armee anstatt der energischen Offensive, welche die Operationen im Felde auszeichnete, defensives, unentschlossenes Verhalten den Festungen gegenüber und daraus folgend eine ungebührliche Verschleppung des an sich schon mehr Zeit beanspruchenden Festungskampfes.

Der Regierung der Nationalverteidigung standen an Personal zur Verfügung: die Depotbataillione der kaiserlichen Armee, einige algierische und Marinetruppen, Flüchtlinge und Zersprengte der Armee von Châlons, die Mobilgarden, das Rekrutenkontingent von 1870, die Nationalgarden und die Freikorps und Francstireurs. Wie schon erwähnt, war zu Paris ein XIII. Korps aus den Resten der kaiserlichen Truppen und Depotbataillonen bereits gebildet worden. Dies hatte sich der Katastrophe von Sedan in geschickter Weise entzogen und Paris rechtzeitig wieder erreicht; ein XIV. Korps wurde dort aus weiteren Depotbataillonen, welche zu Marschregimentern zusammengestellt wurden, formiert: beide zählten in 72 Bataillonen, 10 Jägerkompagnien, 27 Batterien und 4 Geniekompagnien etwa 60000 Mann und repräsentierten die für die Verteidigung zunächst verfügbare organisierte Streitmacht; sie wurden verstärkt durch Marineinfanterie, kaiserliche Garde, Gendarmen, Zoll- und Forstbeamte, zusammen etwa 17000 Mann, welche gleichfalls zur Verwendung im Felde sich allenfalls eigneten. Diese 77000 Mann und 162 Geschütze konnten also im Vorfelde den 125000 Mann Infanterie, 24800 Reitern und 558 Geschützen entgegengestellt werden, mit denen die Maas- und dritte Armee am 19. September die Einschließung der Hauptstadt ausführte, und mit dem größten Teil dieser Truppen trat Ducrot auf der Hochebene von Clamart und Bagneux den drei kaum stärkeren deutschen Korps entgegen, welche die Einschließung auf der Südseite auszuführen bestimmt waren (60000 gegen etwa 66000 Mann): er wurde geschlagen, und die zurückflutenden Truppen erzeugten eine solche Panik in Paris, daß das Vorfeld ausschließlich der Forts vollständig geräumt und dem Angreifer überlassen wurde.

Grenadier des kurpfälzischen Garde-Grenadier-Regiments 1698

Außer diesen Truppen verfügte Paris über 11000 Mann Artillerie und technische Truppen von der Marine, 22000 Mann Feld- und Festungsartillerie, Genie und Train; ferner über weitere Depotbataillone, von allen Seiten herangezogene Mobilgarden und Freikorps, zusammen etwa 170000 Mann, welche noch der Organisation bedurften, immerhin aber schon als Besatzung zu verwenden waren. Ihnen konnten die Außenwerke anvertraut werden, während auf der Stadtumwallung die Nationalgarde Platz gegriffen hatte, deren undisziplinierte Massen sehr bald die Stärke von 90000 Mann in 60 Bataillonen erreichten und mit der Zeit immer mehr anschwollen, so daß sie schließlich auf 650000 Mann gekommen sein sollen: eine bunte Masse, welche der Verteidigung niemals Nutzen gebracht hat. Zur Zeit der Einschließung kann man die Besatzung also auf 360000 Mann veranschlagen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von denen 77000 für die Kämpfe im Vorfeld verwendbar waren und etwa 200000 als Fortbesatzung wenigstens mit Artillerie einzugreifen vermochten. Trochu war aber unausgesetzt bemüht, das so reichlich zu Gebote stehende Menschenmaterial zu organisieren und für Offensivunternehmungen geschickt zu machen. Im Beginn des November glaubte er so weit zu sein, um die Kräfte neu gruppieren zu können. Er stellte 3 Armeen auf, deren „zweite" unter Ducrot in 3 Korps mit 112 Bataillonen, 20 Eskadrons, 606 Geschützen die Stärke von 115000 Mann erreichte und als mobile Reserve für die großen Operationen im Vorfelde bestimmt war. Die „Dritte Armee" unter Vinoy zählte in 6 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision etwa 72000 Mann und war in Verbindung mit einigen kleineren Besatzungskorps, welche ihre Stärke auf 115000 Mann erhöhten, dazu bestimmt, die ständige Verteidigung des Vorfeldes als Abschnittsbesatzungen zu übernehmen. Die „Erste Armee" endlich unter Thomas bestand aus 266 Marschbataillonen der Nationalgarde, zählte 133000 Mann und bildete eine Reserve für die „Zweite Armee", kam also bei den großen Ausfällen als Verstärkung und Rückhalt zur Sprache. Die ganze Summe ergiebt wieder 360000 Mann, aber organisierte, für bestimmte Zwecke wirklich brauchbare Truppen, bei welchen Festungsartillerie und Besatzungen der Forts und der Umwallung nicht mitgerechnet sind. Hierfür standen jedenfalls noch ganz gewaltige Massen zur Verfügung, deren Umfang aber nicht einmal annähernd festgestellt ist, und welche sich auch nur so hoch verwerteten, als die Festungsgeschütze bei den Kämpfen zur Sprache kamen, da der Angreifer an keiner Stelle über den Fernangriff hinaus kam. Die Truppen, über welche er verfügte, sind der Besatzungsstärke gegenüber recht bescheiden: sie umfassen im November in 223 Bataillonen, 122 Eskadrons, 125 Batterien und 25 Pionierkompagnien etwa 207000 Mann. Da diese sich von Anfang an darauf beschränkten, die Festung mit einer Stellung von etwa 87 km Länge zu umspannen und der gewaltigen Festungsartillerie bis Ende Dezember nicht ein schweres Geschütz entgegenstellten, so war die Aufgabe eine gewaltige, moralisch noch mehr als physisch anstrengende, in dieser dünnen Verteilung dem Gegner länger als 4 Monate stand zu halten, obgleich dessen Rührigkeit das Verhältnis vollständig umkehrte und, aus ihrer Passivität Nutzen ziehend, den Deutschen nicht nur mit Artillerie und Offensivstößen, sondern auch mit Besitznahme des Vorfeldes immer näher auf den Leib rückte.

Offizier des preußischen Königs-Regiments 1713

Als nach dem 19. September der Angreifer gar keine Anstalten machte, die ihm gebotenen Vorteile auszunutzen und wenigstens die wichtigsten Objekte des Vorfeldes, welche die Franzosen bei ihrem überstürzten Rückzug am 19. ihm überlassen hatten, die Halbinsel von Gennevilliers und die noch unvollendeten Werke auf dem für den Angriff überaus wichtigen Höhenzug Villejuif, zu besetzen, da krochen sie, zuerst vorsichtig und langsam, dann, als die Deutschen ihr Vorgehen teilnahmlos mit ansahen, immer kühner und gewaltsamer vordringend, aus ihren Wällen heraus, nahmen schon am 22. September

die Werke von Villejuif wieder in Besitz, vollendeten und armierten sie vor den Augen der deutschen Vorposten und gewannen damit eine dem Fortgürtel vorgeschobene Basis für weitere Unternehmungen. Solche richtete General Vinoy, welcher auf der Südfront kommandierte, gegen Choisy le Roi (30. September) und Châtillon (13. Oktober), wobei er die französischen Laufgräben ebenso wie Totleben bei Sebastopol immer weiter vorschob und dadurch die starke Geschützstellung taktisch sicherte, welche zwischen und vor den Forts erbaut wurde und später dem Artillerieangriff viel mehr Schwierigkeiten bereitete, als die Geschütze der Forts. Während hier im Süden eine neue Verteidigungsstellung entstand, welche sich von Cachan vorwärts Villejuif über Creteil nach der Halbinsel von St. Maur erstreckte und den deutschen Vorposten um mehr als 2000 m näher lag als die Forts, begann Ducrot Anfang Oktober, auch die Halbinsel von Gennevilliers ganz allmählich wieder in Besitz zu nehmen, und als man sich deutscherseits gerade entschlossen hatte, die Seine zu überschreiten, fand man die Franzosen bereits eingenistet und stark verschanzt und mußte davon Abstand nehmen, die Halbinsel zu besetzen. Jene gingen sogar unmittelbar darauf zum Angriff über, indem sie (21. Oktober) einen Ausfall gegen die Einschließungsstellung bei Malmaison machten, um die linke Flanke ihrer Stellung auf der Halbinsel noch besser als durch das Fort Mont Valérien zu sichern. Wenn auch dieser französische Angriff von dem V. Korps abgewiesen wurde, so gewann Ducrot doch Gelegenheit, seine linke Flanke durch Erbauung von Batterien zu verstärken.

Husar des preußischen Husaren-Regiments von Zieten
1760

Vor den östlichen Fronten führten die Offensivunternehmungen der Besatzung zu den blutigen Kämpfen um den Besitz von Le Bourget, gegen welchen Ort, nachdem er am 30. Oktober von der preußischen Garde zurückerobert war, die Franzosen einen vollständigen Sappenangriff begannen, mit dem sie ihre Infanteriestellungen bis in die Linie Drancy-Bondy (3000 m vor den Forts) vorschoben. Als aber die Organisation der 3 Armeen von Paris im November weit genug vorgeschritten zu sein schien, um die Anstrengung der zum Angriff schreitenden Entsatzarmeen in der Provinz dadurch unterstützen zu können, daß man mit ihnen die Kräfte der Einschließungsarmee festhielt, da ward der geplante Ausfall durch die Besitzergreifung des Mont Avron eingeleitet und mit der hier aufgestellten Masse schwerer Geschütze ein Keil zwischen die Stellung des XII. Korps am rechten und der württembergischen Division am linken Marneufer getrieben, welcher mit den Mitteln, über welche der Belagerer bisher verfügte, gar nicht zu beseitigen war.

Die mangelhafte Vorbereitung auf den Festungskrieg und das System des unthätigen Abwartens, das bis zum November mit Ausnahme der elsässischen bei allen in den Bereich der Operationen gekommenen Festungen gehandhabt worden war, hatte gegen Ende dieses Monats eine schwere Krisis für die deutsche Heeresleitung heraufbeschworen. Nachdem ein bereits im September aufgestelltes XV. Korps unter La Motterouge Anfang Oktober von

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

General v. d. Tann mit dem I. bayerischen Korps, der 22. Infanterie- und der 2. Kavalleriedivision geschlagen war, hatte Gambetta, der am 7. Oktober mittels Luftballons Paris verlassen hatte, die Organisation einer Armee in die Hand genommen und bis zum 20. November nicht weniger als 5 Korps formiert. Unter Aurelle de Paladines konnten Anfang November schon 150 000 Mann auf dem rechten Loireufer gegen Orleans vorrücken; v. d. Tann entzog sich zwar am 9. November noch rechtzeitig der ihm drohenden Einkreisung durch nächtlichen Abmarsch auf Coulmiers, hielt auch hier mit 20 000 Mann tapfer stand gegen die Übermacht von 70 000 Mann, sah sich aber doch gezwungen, den Rückmarsch auf Artenay anzutreten, und die Franzosen hatten sich damit den Weg zur Hauptstadt geöffnet. Eine weitere Verstärkung als durch die 17. und 22. Infanteriedivision und die 4. Kavalleriedivision konnte dem südlichen Deckungskorps, dessen Führung nun der Großherzog von Mecklenburg übernahm, vom Hauptquartier nicht gewährt werden, denn es war zu gewärtigen, daß die Besatzung von Paris, durch die Nachricht von dem Sieg bei Coulmiers ermutigt, die Einschließungslinie zu durchbrechen versuchen werde. Diese Kräfte reichten aber unmöglich aus, um den auf mindestens 200 000 Mann zu schätzenden Korps der Franzosen stand zu halten.

Stabsoffizier
des bayerischen Regiments
Lerchenfeld
1774

Nicht günstiger stand es im Norden, wo Faidherbe seit dem 18. November das Kommando über die Neuorganisationen in Händen hatte und das Generalgouvernement Reims außer stande war, deren immer drohenderem Auftreten Halt zu gebieten, da die zahlreichen Festungen bis auf Soissons alle noch in französischen Händen waren. Hier waren es nur wenige Bataillone, welche nur zur Beobachtung aber nicht zum Widerstand ausreichten. Sehr rechtzeitig fiel Metz am 27. Oktober, und die Truppen des Prinzen Friedrich Karl wurden dadurch verfügbar, um den drohenden Gefahren entgegengestellt zu werden. Das II. Korps wurde nach Paris herangezogen, das III., IX. und X. Korps auf Orleans dirigiert und Manteuffel mit 2 schwachen Korps (I. und VIII.) auf Amiens in Marsch gesetzt, während das VII. Korps endlich die Belagerung der Ardennenfestungen begann, da die von ihnen beherrschte Eisenbahnlinie für die Armeen vor Paris gar nicht mehr zu entbehren war.

So gelang es noch im letzten Augenblick, die ernsteste Gefahr abzuwenden: das X. Korps hat gerade Beaune la Rolande, Juranville und Lorcy erreicht, als es am 28. November von den aus dem Walde von Orleans vorbrechenden französischen Korps angegriffen wird. Sein heldenmütiger Widerstand läßt den Ansturm der enormen Übermacht (17 schwache Bataillone mit 8500 Gewehren, 1200 Pferden, 70 Geschützen gegen 2 Korps) scheitern, ermöglicht die Vereinigung der deutschen Streitkräfte und bereitet deren siegreiches Vordringen gegen Orleans (3. und 4. Dezember) vor. Ebenso gelangt Manteuffel noch rechtzeitig nach Amiens, um hier am 27. November die Nordarmee unter Farre zu schlagen und im Weitermarsch auf Rouen die dortigen Truppenansammlungen zu

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zerstreuen. Vor Paris spielt sich aber in den Tagen vom 30. November bis 3. Dezember der großartige Ausfall gegen Champigny-Villiers ab, welcher, geschickt angelegt, nur an der mangelhaften taktischen Ausführung, an der hartnäckigen Verteidigung der deutschen Truppen und an der rechtzeitig geleisteten Hilfe scheitert.

Wenn auch mit diesen in wenige Tage zusammengedrängten Erfolgen der deutschen Waffen nicht alle Gefahren kritischer Lagen überwunden waren, wenn auch, namentlich im Norden und im Osten, wo Bourbaki die französischen Streitkräfte gegen das Korps des Generals Werder und zum Entsatz von Belfort zusammenzog, noch schwere Kämpfe mit geringen Kräften gegen sehr große Übermacht zu bestehen waren, so hatte sich doch in den Novembertagen gezeigt, daß die Organisation selbst so gewaltiger Massen auf der unge-

Offizier der sächsischen Garde du corps 1810

Grenadier des preußischen Regiments Garde zu Fuß 1810

nügenden Basis, wie sie die Wehrverfassung des Kaiserreiches gewährte, einer bedeutenden Minderzahl gut disziplinierter und festgefügter Truppen wie der deutschen nicht gewachsen ist. Es war der Sieg der, nicht nur dem Namen nach, sondern thatsächlich durchgeführten allgemeinen Wehrpflicht über eine Wehrordnung, welche wohl eine große Zahl tüchtiger alter Soldaten neben den aus den untersten Klassen entnommenen Rekruten festhielt und dadurch eine verhältnismäßig kleine Armee schuf, die unter besserer Führung Großes hätte leisten können, welche aber den größten Teil der wehrfähigen Jugend dem Waffendienst fern hielt, infolgedessen weder der Disziplin noch den unentbehrlichen militärischen Fertigkeiten Eingang in die große Masse des Volkes verschaffte und deshalb der „guerre à outrance“ wohl große Menschenmassen, aber keine Soldaten zur Verfügung stellen konnte. Die europäischen Staaten haben sich zum großen Teil dieser Erkenntnis nicht entzogen und bis auf wenige Ausnahmen nach 1870 die allgemeine Wehrpflicht in dem Sinne, wie Preußens Vorgang sie zeigt, als Norm angenommen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Vor Paris trat ein Umschwung der Verhältnisse mit dem Augenblick ein, wo, gelegentlich der gegen Osten sich wendenden Offensivunternehmungen der Festungsarmee, am 27. Dezember die ersten schweren Geschütze seitens des Angreifers in Thätigkeit traten. Nicht länger als bis zum Abend des 28. Dezember hielten die Batterien des Mont Avron diesen stand, und der Verteidiger wurde, sobald der Angreifer mit den gegen eine Festung unentbehrlichen schweren Mitteln in den Kampf eintrat, auf die Defensive verwiesen. Auch jetzt noch, nachdem die Batterien gegen die Südfronten fertig waren und (5. Januar 1871) ihr Feuer eröffnen konnten, stellte man ihnen freilich an entscheidender Stelle nur die Aufgabe, so viel Terrain zu gewinnen, daß ein Bombardement der Stadt zu ermöglichen sei, und es zeigte sich bei dem Kampf mit den französischen Geschützstellungen, daß die Forts wohl bald niedergekämpft werden konnten, daß aber den im Außengelände errichteten Batterien gar nicht anzukommen war, und daß deshalb der Kampf ohne hinreichendes Ergebnis blieb. Dagegen machte der gegen die Fronten von St. Denis am 21. Januar begonnene und mit rein offensiver Tendenz sowie mit einer Energie und einem Verständnis, welche von den Maßnahmen vor den Südfronten gewaltig abstachen, durchgeführte Angriff überraschende Fortschritte und lehrte, daß er, um Monate früher ins Werk gesetzt (wozu freilich die rechtzeitige Wegnahme der die Eisenbahnen sperrenden Festungen notwendig gewesen wäre), auch Paris um vieles früher zu Fall gebracht hätte. Daß aber all die kleinen Sperrfestungen zu einem langen Widerstand nicht die Fähigkeit besaßen, daß es nur der rechtzeitigen Aufstellung von Belagerungskorps bedurft hätte, um durch ihre Wegnahme dem ganzen Kriege eine große Beschleunigung zu geben, das zeigte der Verlauf der Angriffe auf Diedenhofen, Montmédy und Mézières, welche, von geschickter Hand (durch den Ingenieur-General Kameke) geleitet, überraschend rasch die Übergabe herbeiführten.

Als mit der Besetzung der Forts von Paris durch deutsche Truppen am 29. Januar 1871 dieser gewaltigste, das ganze Reich in Mitleidenschaft ziehende Festungskampf ein Ende erreichte und mit dieser seiner zweiten Periode der deutsch-französische Krieg seinem Abschluß sich näherte, da hatte sich die Belagerung von nicht weniger als 15 Festungen zur Erreichung des Falles der Hauptstadt als notwendig erwiesen; bei deren einer, Belfort, wurde der Kampf noch während des Waffenstillstandes fortgesetzt, bis der mit ungenügenden Kräften begonnene Angriff am 16. Februar ein nur halb befriedigendes Ende erreichte. Das kleine Felsennest Bitsch blieb unbezwungen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 31. Russisch-türkischer Krieg 1877—78

Die außerordentlich langsame Entwickelung der Handfeuerwaffen hat bis zu den Kriegen der Neuzeit kaum wesentliche Unterschiede in der Bewaffnung der sich Bekriegenden hervortreten lassen, nur die Annahme eines kleineren Kalibers und die hiermit verbundene Erleichterung der Waffe und ihrer Munition seitens Gustav Adolfs mag diesem einen ins Gewicht fallenden Vorteil über seine Gegner verschafft haben. Es ist für die Schwerfälligkeit der Entwickelung bezeichnend, daß dies Kaliber, 18, 35 mm, beinahe 2 Jahrhunderte in Geltung blieb. Während dieser ganzen Zeit wurde nur der naheliegende Fortschritt vom Schnapphahn- zum Batterieschloß gemacht, 1641 das Bajonett und 1730 der eiserne Ladestock eingeführt. Deshalb unterschied sich die Bewaffnung der Armeen Napoleons I. in nichts von der seiner Gegner und, abgesehen von unbedeutenden Kleinigkeiten, kaum von der Bewaffnung zur Zeit Friedrichs, Eugens und Turennes. Dies änderte sich vollständig im 19. Jahrhundert. Die wichtigen Neuerungen, welche in dessen erstem Viertel mit der Einführung der Perkussionszündung begannen, folgten sich in immer kürzeren Zeiträumen, ein Staat suchte dem anderen zuvorzukommen, und deshalb kommt der Vorsprung, den dieser oder jener im Augenblick des Krieges gerade gewonnen hat, in einer Ungleichwertigkeit der Bewaffnung zum Ausdruck, welche für den Erfolg zwar nicht entscheidend, aber immerhin von Wichtigkeit ist.

Preußischer Jäger des Lützowschen Freikorps 1813

Die vierziger Jahre brachten die gezogenen Gewehre, bei denen das Geschoß durch Kompression (Delvigne, Thouvenin) oder Expansion (Minié) in die gewundenen Züge des Laufes gepreßt wurde und dadurch eine größere Stetigkeit der Flugbahn erhielt. Mit diesen Gewehren ward im Orientkrieg gefochten, und die russische Armee war damit in einem gewissen Rückstand. Preußen hatte inzwischen den Hinterlader angenommen, und dessen größere Feuergeschwindigkeit machte sich im preußisch-österreichischen Kriege geltend. Das bisherige Mißtrauen gegen den Hinterlader verschwand mit einem Schlage, Frankreich suchte bei

der Nachahmung des Zündnadelgewehrs Verbesserungen anzubringen, und den Erfolg zeigte die Überlegenheit des Chassepotgewehrs 1870: die Verkleinerung des Kalibers (11 gegen 15, 43 mm) hatte eine ganz bedeutende Steigerung der Schußweite gestattet. Nun suchte man allgemein die gleichen Vorteile durch Einführung kleinkalibriger Gewehre sich zu sichern; da aber hiermit die vollständige Neubewaffnung, nicht eine Aptierung alter Gewehre verbunden war, da ferner die neuen Systeme nun in Masse auftraten und eine sorgfältige Prüfung und Auswahl viel Zeit beanspruchte, auch nach Flüssigmachen der Geldmittel und Entscheidung über das Modell die Leistungsfähigkeit der Fabriken zur Sprache kam, konnte

Unteroffizier vom Füsilier-Bataillon eines preußischen Infanterie-Regiments 1843

Füsilier eines preußischen Infanterie-Regiments 1863

bei dieser wie bei späteren Neuerungen (denn es folgten bald die Mehrlader und wiederum eine Verringerung des Kalibers auf 6—8 mm) nicht ein Staat mit dem anderen Schritt halten, und so sehen wir bei dem russisch-türkischen Kriege noch eine sehr ungleichmäßige Bewaffnung, aber auch eine noch verschiedenere Tendenz bei der Ausnutzung der neuen Waffe.

Bei den Russen führten nur die Garden und die Schützenbataillone das Berdangewehr, die übrigen Infanterietruppen das Krnkagewehr; die Türken hatten teils Peabody-Martini, teils Snider-System. Zum Vergleich mögen einige Zahlen dienen:

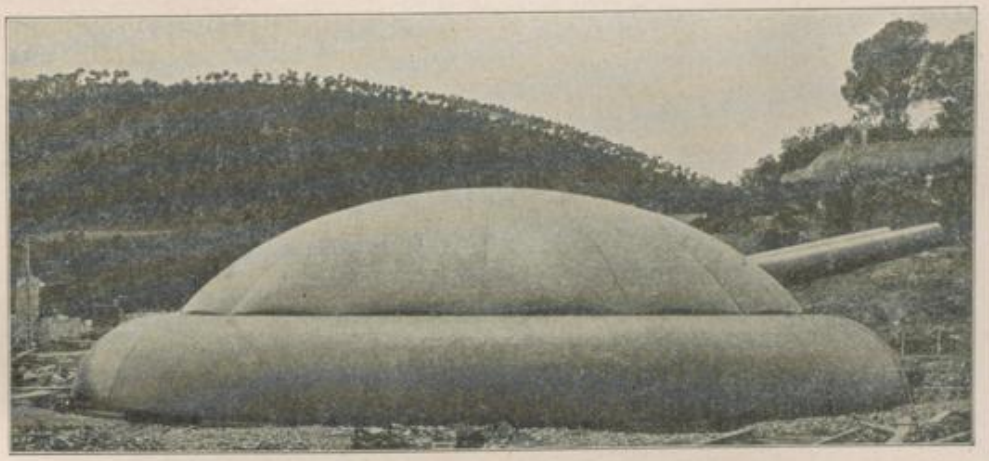
| System | Kaliber mm | Gewicht kg | Patrone gr | Anfangsgeschw. m | Bestrichener Raum in m auf 600 Schritt | 1200 | 1600 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Berdan | 10,66 | 4,80 | 39,5 | 442 | 136 | 37 | 20 |
| Wincheſter | 10,80 | — | 21,0 | Magazin für 18 Patronen, gute Wirkung bis 800 m. | | | |
| Peabody | 11,48 | 4,60 | 47,8 | 415 | 108 | 36 | 16 |
| Snider | 14,66 | 5,30 | 46,0 | 358 | 80 | 29 | 0 |
| Krnka | 15,24 | 5,00 | 55,5 | 305 | 46 | 22 | 0 |

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ergiebt sich hieraus, daß das russische Berdangewehr zwar die türkischen Gewehre nicht unwesentlich übertraf, daß aber selbst deren großkalibriges Snidergewehr noch bedeutend besser war, als das Krnkagewehr, mit welchem die große Masse der russischen Infanterie bewaffnet war.

Außerordentlich verschieden war nun der Gebrauch, welcher von dem schnellfeuernden Hinterlader gemacht wurde. Die von dessen Gegnern bei der Einführung in Preußen in Aussicht gestellte Gefahr der Munitionsverschwendung wurde durch die Feuerdisziplin der preußischen Truppen glücklich überwunden; der auffallend geringe Patronenverbrauch 1866 bewies, daß im allgemeinen auf nahe Entfernungen gezielt und mit sehr mäßiger Geschwindigkeit geschossen worden war. Ganz anders die Franzosen 1870: das Feuer wurde auf übergroße Entfernungen, zum Teil ohne den Gegner zu sehen, eröffnet, wodurch aller-

Die Formen und Elemente der neuesten (Panzer-)Befestigung

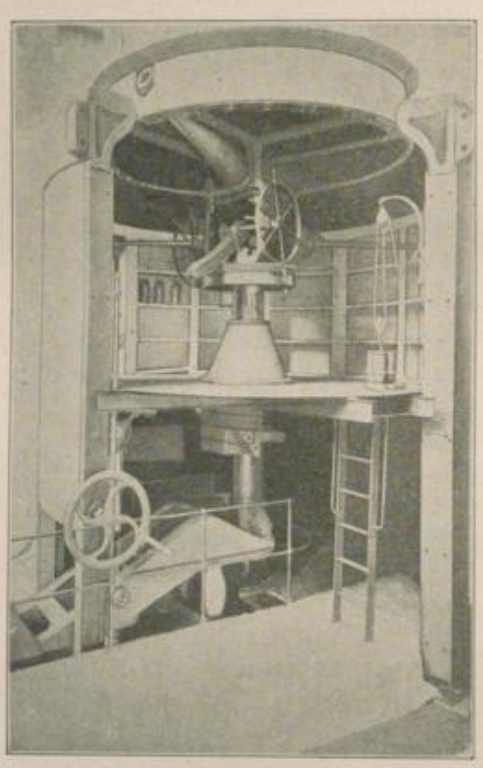


Hartguß-Panzerturm für 2 40 cm Kanonen L./35 (1890) des Grusonwerkes

dings letzterer bisweilen schon auf sehr weite Entfernungen beträchtliche Verluste erlitt, ohne daß aber hierdurch ein wirklicher Erfolg erreicht worden wäre. Das Verfahren der Franzosen beruhte nicht auf Überlegung, sondern auf mangelhafter Feuerdisziplin und unklaren Begriffen über den wirklichen Wert der neuen Waffe. Die türkische Armee trat nun mit einer neuen, völlig fertigen Feuertaktik von vornherein auf: sobald man den Feind im Bereich der Tragweite des Gewehrs wußte, wurde der vermutlich von ihm eingenommene oder zu durchschreitende Raum ohne Rücksicht auf Entfernung und Treffwahrscheinlichkeit und ohne jede Rücksicht auf Patronenverbrauch mit einem Feuer überschüttet, dessen Heftigkeit und lange Dauer geradezu unerhört zu nennen war. Hand in Hand damit ging eine Anwendung der Feldbefestigung, wie sie in dieser Ausdehnung und Selbstverständlichkeit noch niemals aufgetreten war. Der Ersatz der in unglaublichen Mengen verbrauchten Munition wurde ohne alle Schwierigkeit bewirkt; dies wurde dadurch erleichtert, daß die Türken sich meist in der Defensive hielten; aber auch in den seteneren Fällen, wo sie große Offensivstöße ausführten, war der Munitionsnachschub bis in die Feuerlinie gut organisiert. Fast in allen eroberten türkischen Stellungen wurden massenhafte Munitionsvorräte gefunden, und

zwar vielfach zwischen den liegenden Schützen in flachen Kästen zum bequemen Gebrauch ausgebreitet. Neben den Leichen lagen oft 200—300 leere Patronenhülsen, und es sind Fälle festgestellt, daß im Laufe eines Gefechts einzelne Leute bis zu 500 Patronen verschossen.

Seit 1877 ist die Leistungsfähigkeit der Gewehre in steter Steigerung fortgeschritten: die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses hat 600—700 m, die Schußweite 4000 m, die Feuergeschwindigkeit 20—25 gezielte Schuß in der Minute erreicht, mit der gestreckteren Flugbahn ist natürlich auch der bestrichene Raum wesentlich gewachsen. Wenn nun auch nicht anzunehmen ist, daß die Feuertaktik der Türken Nachahmung findet, so werden doch die Entfernungen, auf welche das Feuergefecht in wirksamer Weise begonnen werden kann, immer größer, so ist die Infanterie im stande, mit Ausnutzung der vorzüglichen Treffsicherheit und mit Benutzung des Magazinfeuers in kurzer Zeit eine geradezu verheerende Wirkung zu erzielen, und damit gewinnt der Fernkampf immer mehr die Wahrscheinlichkeit, die Entscheidung herbeizuführen, bevor die beiden Gegner in unmittelbare Berührung mit einander kommen und bevor hierdurch der Nahkampf ermöglicht wird. Nicht weniger spricht die Entwickelung der Geschütze, welche mit der der Gewehre vollständig Schritt hält, für eine derartige Gestaltung des Gefechts. Dadurch ist die taktische Ausbildung des Streiters auf eine ganz andere Basis gestellt, als zu jener Zeit, wo dem Nahkampf die Entscheidung zukam. Sie liegt noch nicht allzulange hinter uns, denn noch zur Zeit Friedrichs und Napoleons diente die Schußwaffe wie das Pilum der Römer nur zur Vorbereitung des Einbruchs in die feindliche Stellung; erst mit der auf größere Entfernungen ermöglichten starken Wirkung hat die Schußwaffe die entscheidende Bedeutung gewonnen. Hand in Hand mit deren geschickter Verwendung wird die sorgfältigste Ausnutzung aller Vorteile, welche das Gelände der Annäherung an den Gegner bietet, zur Vorbedingung für einen glücklichen Erfolg, und der Spaten, welcher allein Ersatz für die fehlende Deckung bieten kann, tritt in seine Rechte neben dem Gewehr.



Grusons Senkpanzer
für 1 12 cm Kanone L./22 (Prinzip von Schumanns „Panzerlaffeten")

In der Verstärkung des Geländes mit dem Spaten waren die Türken den Russen, denen es meistens sogar an Schanzzeug fehlte, weit überlegen. Nach dem Vorgange Österreichs (1870) ist jetzt die Infanterie aller europäischen Staaten (Italien ausgenommen) mit tragbarem Schanzzeug ausgerüstet, denn der Verlauf des modernen Gefechts und ihre ungenügende Anzahl macht es den technischen Truppen (Pionieren) unmöglich, die nötigen Geländeverstärkungen auszuführen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auf Grund der andauernden Unruhen in den von Slaven bewohnten Ländern der Balkanhalbinsel und der Saumseligkeit, mit der die Türkei die zugesagten Verwaltungsänderungen hinausschleppte, fand Rußland wiederholt Gelegenheit zur Einmischung, und schon während der Tagung der über die türkische Frage beratenden Konferenz der Großmächte im Winter 1876/77 machte es 6 Armeekorps mobil und traf weitere Kriegsvorbereitungen. Als die Pforte dann die Forderungen der Mächte ablehnte und selbst seine Rüstungen fortsetzte, schloß Rußland mit Rumänien am 16. April einen Vertrag wegen des Durchmarsches und erklärte am 24. der Türkei den Krieg. Es hatte zu dieser Zeit schon 164000 Mann in Kaukasien, 56000 an den Küsten des Schwarzen Meeres, 136000 in Beßarabien kriegsbereit und bewirkte den ersten Aufmarsch am linken Donauufer mit 4 Armeekorps von je 2 Infanterie- und 1 Kavalleriedivision (VIII, IX, XI, XII), von denen eins (XI.) bis 4. Mai zwischen Braila und Pruth stand, die anderen drei südlich Bukarest vereinigt wurden. Die Eisenbahnbrücke über den Sereth bei Braila war bereits am 25. April besetzt, die Donau wurde zwischen diesem Ort und Galatz durch Torpedoboote abgesperrt, welche auch am 9. und 26. Mai Gelegenheit fanden, mit Erfolg die türkischen Panzerschiffe auf dem Strom anzugreifen. Die Kavallerie ging Ende Mai zwischen Oltenitza und der Aluta bis an die Donau vor, dann wartete man die Ankunft der ersten Verstärkung (IV., XIII., XIV. Armeekorps) ab, durch welche die unter Befehl des Großfürsten Nikolaus gestellte Armee Mitte Juni die Stärke von 216000 Mann erreichte.

Schumann-Grusons Fahrpanzer
Für 1 55 mm Schnellfeuerkanone L./24

Die türkische Donauarmee (160000 Mann) gliederte sich in 100000, welche unter Abd-ul-Kerim Pascha im Festungsviereck Schumla-Rustschuk-Silistria-Warna stand, 35000 Mann unter Osman Pascha in Widin und kleinere Abteilungen in der Dobrudscha, bei Trnova, Schipka u. s. w.; in Bosnien standen 15000, in Montenegro 25000 Mann unter Suleiman Pascha, in Sofia und Konstantinopel wurden Reservekorps aufgestellt. Die Donau wurde durch die Festungen Widin, Nikopolis, Rustschuk, Silistria und Batterien bei Sistowa, Turtukai, Hirsowa, Matschin und durch die Flotte beherrscht, die Donaumündung durch Batterien gesperrt.

Nach langen Verzögerungen durch Hochwasser und Schwierigkeiten bei dem Heranführen des massenhaften Brückengerätes wurde der erste Übergang über die Donau am

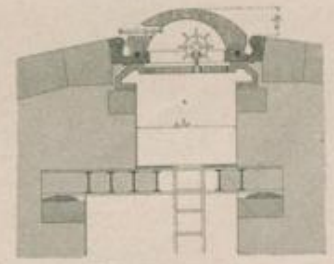
22. Juni bei Galatz durch das XIV. Korps ausgeführt und nach Brechung des nur während dieses geleisteten Widerstandes der Vormarsch durch die Dobrudscha bis zum Trajanswall fortgesetzt. Hierdurch in der Flanke gesichert, begann die russische Hauptarmee am 27. bei Simnitza den Übergang. Durch geschickt angelegte Demonstrationen wurden die Türken in Ungewißheit über die Übergangsstelle gehalten, um Mitternacht mit dem Übersetzen des VIII. Korps durch 6 Pontonnierbataillone begonnen und diese Arbeit trotz eines heftigen, mit den von Sistowa herbeieilenden Türken zu bestehenden Kampfes binnen 20 Stunden beendet. Für den Bau einer Brücke mußte das bei Slatina zusammengebrachte Brückenmaterial an den Kanonen von Nikopolis vorbei die Donau hinabgeflößt werden, wobei eine der Abteilungen, welche in drei aufeinander folgenden Nächten das Wagstück unternahmen, beinahe ganz vernichtet worden wäre. Da außerdem stürmisches Wetter den Brückenschlag sehr erschwerte, konnte die am 28. Juni begonnene Brücke (1400 m lang) erst am 2. Juli vollendet und dann der Uferwechsel des IX. und XII. Korps ausgeführt werden. Am 10. Juli stand endlich auch das XIII. Korps am südlichen Ufer, während die Rumänen jenseit die Sicherung übernahmen. Um eine breitere Basis an dem Strome zu gewinnen, ging das IX. Korps gegen Nikopolis vor und brachte mit dessen Kapitulation am 18. Juli einen befestigten Donauübergang in russischen Besitz; weniger erfolgreich war das Vorgehen des linken russischen Flügels gegen Rustschuk, da er sich auf das Beziehen einer Defensivstellung am Lom beschränkte; im Zentrum aber ging ein „Avantgardekorps“ unter Gurko, das durch Zerreißung der bei den Korps befindlichen Kavalleriedivisionen aus 8 Reiterregimentern gebildet wurde, direkt auf den Balkan vor, überschritt diesen östlich des Schipkapasses und besetzte Kasanlik. Das VIII. Korps, das ihm gefolgt war, bedrohte von Trnova aus diesen Paß einerseits, wie Gurko anderseits, die Türken wiesen beide Angriffe zurück, räumten ihn aber am 18. Juli, worauf die Russen ihn besetzten und Gurkos Korps auf 12000 Mann Infanterie, 4000 Reiter und 48 Geschütze verstärkten.

Inzwischen haben sich Osman Pascha von Widin und Suleiman von Montenegro in Marsch gesetzt; am 17. Juli stößt die kaukasische Kasakenbrigade, welche zur Rückendeckung des IX. Korps zwischen Osma und Vid vorgeschoben war, bei Selvi auf eine türkische Abteilung (von der Reservearmee, welche Osman Verstärkung nach Plewna schickte), und am selben Tage laufen im Hauptquartier Meldungen über den Anmarsch feindlicher Abteilungen von Westen her ein. Das IX. Korps erhält Befehl, Plewna zu besetzen, und General Krüdener entsendet Schilder-Schuldner mit 9 Bataillonen, 3 Kavallerieregimentern und 5 Batterien; in Plewna ist aber Osman bereits mit 20—25000 Mann eingetroffen und bereitet den Russen am 20. Juli eine blutige Niederlage. Im großen Hauptquartier, wo man in diesem Augenblick mit dem soeben glänzend gelungenen Balkanübergang Gurkos beschäftigt ist, und wo man wahrscheinlich den sofortigen Vormarsch auf Adrianopel ins Auge gefaßt hat, berührt das sehr energische Lebenszeichen, das die bisher kaum der Beachtung gewürdigte Armee Osmans von sich gegeben, sehr unangenehm; der üble Eindruck, den die bei Plewna erlittene Schlappe hervorbringt, soll möglichst schnell durch Überwältigung des unbequemen Gegners verwischt werden, Krüdener wird mit dem energischen Angriff auf Plewna beauftragt. Hierzu erhält er am 26. Juli eine Verstärkung von 3 Infanterie- und 1 Kavalleriebrigaden. Inzwischen ist das bereits besetzte Lowtscha wieder in die Hände der Türken gefallen.

Krüdener rückt mit 32500 Mann und 176 Geschützen vor und wird am 30. Juli von Osman abermals und zwar mit sehr bedeutendem Verlust ($22^1/_2$ Prozent der Gefechts-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stärke) geschlagen. Beinahe gleichzeitig läuft die Nachricht ein, daß Gurko bei Eski-Zagra und Jeni-Zagra auf die überlegenen Kräfte Suleimans gestoßen und zum Rückzug über den Balkan gezwungen sei. Jetzt erkennt man russischerseits, daß man den Gegner bedeutend unterschätzt und mit viel zu geringen Kräften angegriffen habe; man ist auf die Defensive in wenig günstiger Lage, auf drei weit voneinander entfernten Punkten: vor Plewna, auf dem Schipkapaß und am Lom, angewiesen. Verstärkungen sind dringend notwendig. Mit Ungeduld wird ihr Eintreffen erwartet und das Westkorps vor der Hand durch das ganze IV. Korps und die 4. Division, in den letzten Tagen des August auch durch die 2. und 3. Division der Rumänen verstärkt und von da ab dem Fürsten Karl unterstellt. Auffallenderweise bleiben aber nicht nur die Russen, sondern auch die Türken bis Ende August ganz unthätig und machen von der für sie so günstigen Lage keinen Gebrauch. Erst am 30. August geht Mehemed-Ali Pascha mit der Hauptarmee gegen das XIII. Korps vor und wirft dieses wie das XII. hinter die Jantra zurück; und am 31. September unternimmt Osman mit starken Kräften einen Vorstoß gegen den linken Flügel der Russen (IV. Korps) bei Pelischat, wird aber mit bedeutendem Verlust zurückgewiesen. Auch Mehemeds Vorgehen scheitert an der Tschairköistellung (21. September), er geht aber auf Rasgrad zurück und räumt am 2. Oktober Suleiman den Oberbefehl ein.

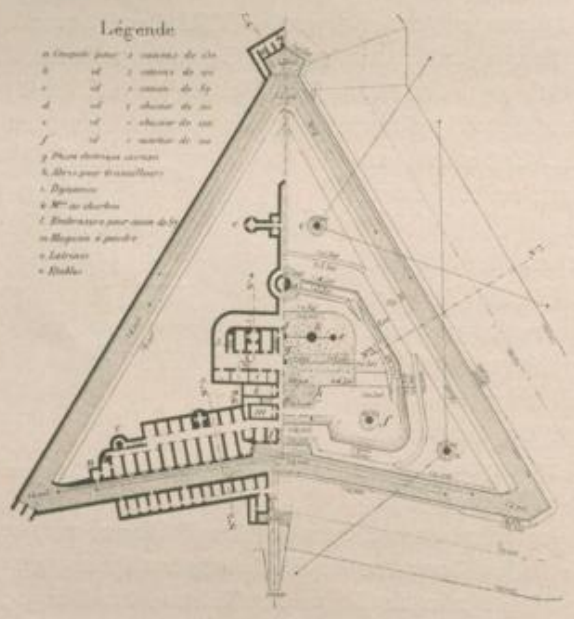


Österreichischer Beobachtungs-(Dreh-)Panzer

Osman Pascha benutzte die Zeit, um vom 20. Juli an die Höhenkämme, welche das kesselartige Thal der Tutschenitza, in dem Plewna eingebettet liegt, umgeben, mit einer Kette von Befestigungen zu versehen und diese im Laufe der Zeit immer mehr auszubauen und zu verstärken. Bei dem Kampf am 30. Juli waren die Hauptpunkte bereits befestigt. Eine große Zahl umfangreicher geschlossener Schanzen krönte die taktisch wichtigsten Höhen, Schützengräben verbanden sie untereinander und waren ihnen auf den Abhängen, mehrere Feuerlinien bildend, vorgelagert. Die Russen benannten die Werke nach den ihnen gegenüber gelegenen Ortschaften, und so unterschied man die Gruppe der Bukowa-, der Griviza-, Radischewowerke und der des „Grünen Hügels" bei Krischin. Ein Augenzeuge schildert sie: „Von den russischen Batterien aus betrachtet, erschien die Umgegend von Plewna als eine hügelige Hochebene von etwa 8 Kilometer Breite, rechts und links von zusammenhängenden Höhenzügen (die Grivizahöhen und der Grüne Hügel) begrenzt; im Hintergrunde in einer Senkung verborgen Plewna. Auf den ersten Blick ließ sich auf der Hochebene nichts Auffallendes wahrnehmen; bei genauer Betrachtung unterschied man eine Reihe von Verschanzungen, welche sich aber nur als gelbliche Streifen von der meist grünen Gesamtfläche abhoben. Selbst mit Hilfe des Feldstechers waren nähere Einzelheiten nicht zu unterscheiden; am deutlichsten sah man die drei vordersten Reduten — rechts die Grivizaredute, links die Radischewowerke — und weiter rückwärts ein verschanztes Lager." Am flacheren linken Ufer des Vid wurden keine Befestigungen angelegt; dagegen die an der Straße nach Sofia gelegenen als Stützpunkte für die Verteidigung dieser Verbindungslinie benutzten Orte Dolni-Dubniak, Gorni-Dubniak und Telisch später verschanzt.

Anfang September traf endlich vor Plewna die sehnsüchtig erwartete Verstärkung ein: 1 Infanteriedivision, 1 Schützenbrigade, 5 Kavallerieregimenter und 20 24-Pfünder. Die Russen

zählten nun 64 Bataillone, welche nach den starken Verlusten auf 40000 Mann zu veranschlagen sind; einschließlich der anderen Waffen und der Rumänen waren etwa 75—80000 Mann vor Plewna versammelt. Osman verfügte über 50000 Mann zur Verteidigung einer Stellung von etwa 35 km Ausdehnung, wobei die 7 km messende Kehle an dem Vidfluß mitgerechnet ist. Die Verbindung mit dem Südosten ward ihm am 3. September durch die Erstürmung von Lowitscha abgeschnitten, doch blieb ihm die Verbindung mit Sofia. In der Nacht zum 7. September näherten sich die Russen den Verschanzungen und erbauten Batterien und Infanteriedeckungen auf 2—2,5 km Entfernung, worauf am folgenden Morgen eine, wie sich später zeigte, ganz wirkungslose Beschießung begann. In der Nacht zum 8. September ging die Artillerie auf 1600 m heran, um auch 5 rumänische Batterien (Krupp 8 und 9 cm) und 5 russische 4-Pfünderbatterien beteiligen zu können; die Beschießung richtet sich namentlich gegen die Griviza- und Radischewogruppe und wird nur anfangs von den Türken erwidert; am 10. September stellt sich heraus, daß der Vorrat an Munition die baldige Einstellung des Feuers wünschenswert macht, das Wetter schlägt am Abend um, und der Regen droht die Wege unbrauchbar zu machen, auch ist ein großer Teil der Belagerungs- und Feldlaffetten beschädigt: der Artilleriekampf kann nicht länger fortgesetzt werden, der Sturm, welcher durch die Beschießung vorbereitet werden sollte, muß aufgegeben oder sofort ausgeführt werden. Man entschließt sich zu letzterem.

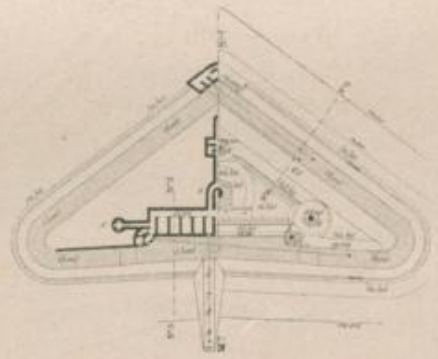



Belgisches Einheits-Fort der Maas-Befestigung (Brialmont) 1888 (aus Brialmonts „Progrès")

In der Voraussetzung, daß der Sturm bereits am 9. September stattfinden werde, geht Skobelew am 8. September nachmittags auf dem linken Flügel mit dem Regiment Kaluga gegen Krischin vor, nimmt nacheinander die erste, zweite und dritte Kuppe des „Grünen Hügels", muß die letztere wieder aufgeben und räumt in der Nacht die zweite, da er die Verschiebung des Sturmes auf einen späteren Tag erfährt. Nach Abweisung mehrerer heftiger Angriffe bleibt er am 9. September unbehelligt im Besitz der Kuppe, erhält in der Nacht zum 10. September den Befehl, bis zur dritten Kuppe vorzudringen, nimmt die zweite fast ohne Gefecht in Besitz und verschanzt sich hier, wobei die Mannschaften in Ermangelung von Schanzzeug mit den Händen und mit den Kochgeschirrdeckeln die Erde aufwühlen. Am 11. September unterhält die Artillerie ein heftiges, aber zur Täuschung der Türken durch lange Pausen unterbrochenes Feuer bis 3 Uhr nachmittags; dann beginnt der Sturm.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auf dem rechten Flügel wird die erste (südlicher gelegene) Grivizaredute von Teilen der rumänischen 3. und 4. Division aus nördlicher, von einer russischen Brigade aus südlicher Richtung, aber ohne gegenseitiges Einverständnis angegriffen. Die Brigade ist normalmäßig flügelweise, jedes Regiment mit 2 Bataillonen in Kompagniekolonnen und je einer Kompagnie in der Schützenlinie im ersten Treffen und mit dem dritten massierten Bataillon im zweiten Treffen formiert; zwischen den beiden Regimentern, Archangel rechts und Wologda links, gehen 2 Batterien mit vor. Bei dem Vorgehen aus Griviza erhält die Brigade heftiges Geschützfeuer aus den Schanzen südlich des Grivizabaches; während des Vorgehens läßt General Rodionow zweimal in kleinen Senkungen, vor dem Feuer geschützt, Halt machen, um die Bataillone zu ordnen, in der Nähe der Redute wird der Zwischenraum durch den die Batterien bisher das Feuer unterhalten haben, geschlossen, Regiment Archangel wirft sich östlich umfassend, Wologda von Westen in die Kehle eindringend, auf das Werk, während ein Teil die äußeren türkischen Reserven zurückwirft. Es gelingt, die Schanze zu nehmen, in welche gleichzeitig die Rumänen, deren erste zwei Stürme unter starken Verlusten abgeschlagen waren, von Norden eindringen. Drei im Laufe der Nacht von den Türken unternommene Angriffe werden siegreich abgewiesen, jedoch zeigt sich bald, daß die Redute von der anderen, nördlicheren Grivizaredute überhöht und eingesehen ist, so daß der wichtigere Angriff noch bevorsteht.



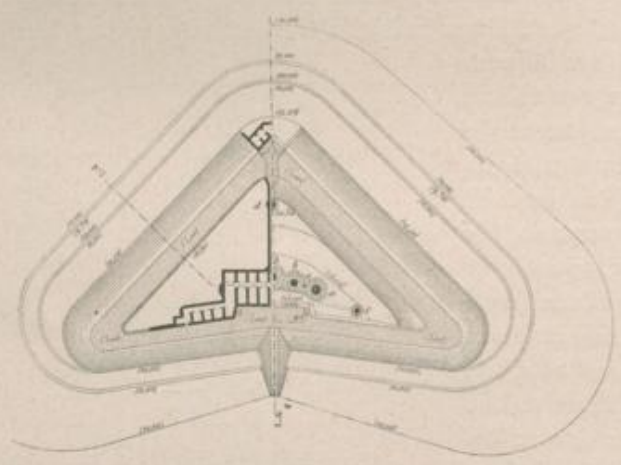
Rumänisches Einheits-Fort (Bukarest, aus Brialmonts „Progrès") mit 2 21 cm Haubitzen (b b), 3 53 mm Kanonen (c c c) und 1 12 cm Kanone (e) in Panzern

Im Zentrum sollen 4 Regimenter den Sturm ausführen, 2 in Reserve folgen; dahinter stehen 3 Regimenter als Hauptreserve. Ein Regiment bricht schon vorzeitig (um 11 Uhr) los, ein zweites folgt, und als der Divisionskommandeur beide sich stundenlang im fruchtlosen Kampfe hat abmühen lassen und die beiden anderen Regimenter endlich um 3 Uhr vorführt, entsteht eine heillose Verwirrung, welche nach Heranziehung von noch 3 Regimentern aus der Reserve mit einem verlustreichen Rückzug endigt.

Auf dem linken Flügel sind General Skobelew zur Wegnahme der Redutenlinie zwischen Krischin und der Tutschenizaschlucht noch die Regimenter Wladimir, Susdal, Reval, die 3. Schützenbrigade, 4 Batterien und 4 Belagerungsgeschütze zur Verfügung gestellt; er besetzt um 10 Uhr die von den Türken verlassene dritte Kuppe mit 2 Bataillonen Wladimir im Zentrum, links 3 Kompagnien Estland, rechts das 10. Schützenbataillon; das 3. Bataillon Wladimir und 3 Batterien folgen in Reserve. Um 11 Uhr beginnt ein heftiges Feuergefecht mit der feindlichen Infanterie und nötigt Skobelew, das dritte Bataillon Wladimir in die vorderste Linie und das Regiment Susdal in Reserve heranzuziehen. Inzwischen dringen gegen 2 Uhr starke türkische Schwärme den Hang der grünen Höhe aufwärts gegen die dritte Kuppe vor, das heftige Gewehrfeuer verursacht nicht nur den in der Gefechtslinie stehenden Truppen, sondern selbst der etwa 1000 m weiter rückwärts stehenden ersten Staffel der Reserve empfindliche Verluste. Skobelew giebt dem Regiment Susdal Befehl, die türkischen Schützenschwärme zurückzuwerfen, diese weichen auf die Redutenlinie zurück

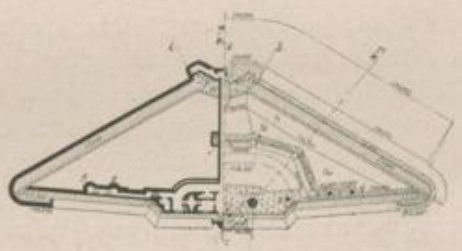
und setzen von hier aus das Feuer fort. In der russischen Gefechtsstellung befinden sich jetzt außer den beiden Regimentern das 9. und 10. Schützenbataillon, in der Senkung zwischen der zweiten und dritten Kuppe Regiment Reval, in der verschanzten Stellung auf der zweiten Kuppe je 2 Bataillone Kaluga und Estland mit 3 Batterien, zwischen der zweiten und ersten Kuppe Regiment Libau mit dem 11. und 12. Schützenbataillon; ein Bataillon Kaluga hat Brestowez besetzt.

Um $2^1/_2$ Uhr eröffnen die 3 Batterien über die dritte Kuppe hinweg das Feuer gegen die Reduten, um 3 Uhr beginnt Skobelew den Angriff. Das erste Treffen steigt in die vor ihm liegende Senkung hinab, durchschreitet sie und sucht den steilen Hang zu ersteigen, welchen die durch Laufgräben verbundenen Reduten krönen, vor ihnen liegt auf dem Abhang noch eine Reihe Schützengräben. Der Angriff, welcher sich zunächst gegen die östliche und mittlere Redute richtet, wird aus den Deckungen mit einem mörderischen Gewehrfeuer, aus den Reduten auch mit Geschützfeuer empfangen; da inzwischen der Angriff des IV. Korps gegen die Radischewogruppe mißlungen ist, richtet deren Artillerie über die Tutschenizaschlucht hinweg ebenfalls ihr Feuer gegen den rechten Flügel der stürmenden Truppen Skobelews. Der Angriff gerät ins Stocken, das Regiment Reval wird zur Unterstützung vorgezogen, Regiment Libau und die beiden Schützenbataillone 11 und 12 rücken an seine Stelle. Das Regiment Reval reißt wohl die Weichenden wieder mit sich fort, kommt aber auf halber Höhe des Abhangs auch zum Stehen, während die Trümmer der Regimenter Wladimir und Susdal und des 9. und 10. Schützenbataillons anfangs einzeln, dann in ganzen Haufen zurückzugehen anfangen. Skobelew entschließt sich, auch die letzte Reserve einzusetzen und läßt Regiment Libau (mit Zurücklassung von 3 Kompagnien) und die Schützenbataillone 9 und 10 vorgehen, die noch in der Gefechtslinie befindlichen Teile der anderen Truppen schließen sich ihnen an, und mit Hurrahruf wird die feindliche Schützenlinie auf die Reduten zurückgeworfen. Durch diesen Erfolg angetrieben, setzen die russischen Bataillone, wenn auch in ungeordneten Haufen, den Angriff fort; je näher sie der feindlichen Stellung kommen, desto unsicherer wird das türkische Feuer, die türkische Linie gerät ins Schwanken, die ersten herankommenden Abteilungen dringen in die Laufgräben zwischen der östlichen und mittleren Redute ein, und um 4 Uhr 25 Minuten ist letztere in Händen der Russen. Zum eigentlichen Nahkampf kommt es also gar nicht.



Dänisches Batterie-Fort von Sommerfeldt (Kopenhagen)
Aus Brialmonts „Progrès"
Mit 4 15 cm Kanonen (a a), 3 15 cm Haubitzen (b b b), 2 57 mm Kanonen (c c), 1 Mitrailleuse (d) und 2 Beobachtungspanzern (e e)

Die genommene Redute ist gegen die westliche offen, so daß die im Innern zusammengedrängten Menschenmassen unter dem von dort eröffneten heftigen Feuer sehr leiden, gleichzeitig gehen starke Reserven aus dem hinter den Schanzen liegenden Lager zum Angriff vor. Der Generalstabshauptmann Kuropatkin sammelt etwa 300 Mann und führt sie dem Feind entgegen, andere Haufen Stürmender schließen sich an, und um $5^1/_4$ Uhr wird dieser gegen die linke Flanke gerichtete Angriff abgewiesen, das türkische Feuer läßt nach, und die Russen fangen an nach der feindlichen Seite die Deckung zu vervollständigen, wobei sich wieder der Mangel an Schanzzeug bitter fühlbar macht. Diese Erleichterung war einer Abteilung Kasaken zu danken, welche abgesessen mit einer Batterie das Dorf Krischin besetzt hatte und von hier aus die Türken im Rücken faßte. Nun treffen aber auch die noch zurückgelassenen 3 Kompagnien Libau ein, um die frischen Truppen sammeln sich Zerstreute, und es gelingt, noch bevor die Dunkelheit einbricht, auch die östliche Redute zu nehmen. Das türkische Feuer läßt nach, verstummt aber die ganze Nacht nicht. Die 4 Regimenter und 4 Schützenbataillone, über welche Skobelew verfügt, halten nun die eroberten Schanzen und Laufgräben in ungeordneten Massen besetzt, die dritte Kuppe ist unbesetzt, auf der zweiten bilden je 2 schwache Bataillone Estland und Kaluga die Bedeckung der aus 24 Geschützen bestehenden Artillerieaufstellung; ein Bataillon Kaluga hält Brestowez besetzt. Zur Sicherung des fast 1800 m betragenden Zwischenraums vor der Artillerie stellt sich Skobelew selbst mit einem schwachen Bataillon Estland am nördlichen Fuß der dritten Kuppe auf und läßt je eine Kompagnie nach Ost und West ausschwärmen. Die einzeln und truppweise Zerstreuten läßt er durch Offiziere seines Stabes sammeln und nach den Truppenteilen zu Kompagnien zusammenstellen; Angriffe von Ost und West müssen zurückgeschlagen werden und beweisen, wie richtig Skobelews Maßregel war. Zufällig verirrt sich auch eine Sotnie Kasaken zu ihm und leistet ihm vorzügliche Dienste bei der notwendigen Überwachung des Geländes in beiden Flanken und bei dem Beischaffen von Munition, da die Verdanpatronen den Schützen ausgegangen sind. In der vordersten Linie wird mit Emsigkeit an Herstellung einiger Deckung gearbeitet, wobei das fehlende Schanzzeug durch Bajonette, Seitengewehre, Feldkesseldeckel und bloße Hände ersetzt werden muß. Dazwischen wird die Stille der Nacht wiederholt durch das Geheul plötzlich aus dem Dunkel auftauchender Massen von Feinden unterbrochen, die aber immer dem Feuer weichen müssen.



Österreichisches Einheits-Fort
Aus Brialmonts „Progrès"
Mit 4 12 cm Kanonen (f f), 4 15 cm Mörsern (g g g g), 1 Beobachtungspanzer (i) und 6 Mitrailleusen (h h)

Skobelew hatte schon am 11. um Unterstützung gebeten, um die wichtige Eroberung festhalten zu können; am Morgen des 12. erhält er den entmutigenden Befehl, sich ohne Verstärkungen zu behaupten. Das ist auf die Dauer nicht durchführbar, da Osman, auf dem ganzen übrigen Umfang seiner Stellung unbehelligt, alle irgend frei zu machenden Kräfte dazu verwendet, die wichtigen Schanzen zurückzuerobern. Den ersten, am Morgen des 12. September von der Krischin-Redute aus unternommenen Angriff weisen die Russen mit Hilfe von 4 in die mittlere Schanze gebrachten Geschützen zurück; Skobelew läßt auch auf

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der dritten Kuppe 8 Geschütze auffahren; trotz des Kreuzfeuers kommt ein zweiter türkischer Angriff um 8 Uhr bis auf 400 m an die russischen Deckungen heran, wird erst hier zum Stillstand und nach einiger Zeit zum Weichen gezwungen. Osman breitet nun eine dichte Schützenkette umfassend vor der russischen Stellung aus, unter deren Schutz größere Massen sich sammeln und $10^1/_2$ Uhr zu einem dritten Angriff auf beide Reduten vorgehen. Durch einschlagende Artilleriegeschosse erschüttert, beginnen die Russen die Verschanzung zu verlassen, aber Skobelews rechtzeitiger Zuspruch führt sie noch einmal zurück und ermutigt sie, den Angriff abzuschlagen. Um 2 Uhr treffen die letzten Verstärkungen, 2 sehr schwache Bataillone Kaluga und eine aus 200 versprengten Schützen gebildete Abteilung ein, von denen 4 Kompagnien zur Verstärkung der vordersten Linie, der Rest auf der dritten Kuppe verwendet werden. Bald danach beginnt ein vierter Angriff von der Krischin-Redute aus, wird aber durch Schnellfeuer der Infanterie und Kartätschfeuer der Artillerie abgewiesen. Als Skobelew um $2^1/_2$ Uhr selbst sich von dem Zustand in der Stellung überzeugt, bietet sich ihm ein wüster Anblick. Das Innere der beiden Schanzen und der sie verbindende Laufgraben ist mit Leichen gefüllt, in der östlichen Redute ist die nach Plewna zu offene Kehle durch eine aus Leichen gebildete Brustwehr geschlossen, die in der mittleren stehenden 3 Geschütze der 3. Brigade sind demontiert, die zugehörigen Mannschaften und Pferde tot oder verwundet, die beiden demontierten Geschütze der 2. Brigade bereits nach rückwärts geschafft.

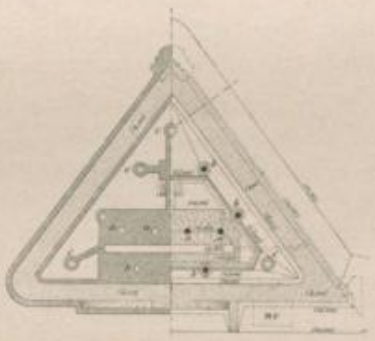
Um $4^1/_2$ Uhr setzen die Türken, in mehreren Linien vorgehend, den fünften Angriff gleichzeitig gegen beide Reduten an, ihre vorderen Kolonnen lösen sich zwar unter dem sie empfangenden mörderischen Feuer in ungeordnete Schwärme auf, aber sie bleiben in Bewegung, und neue Massen folgen von rückwärts. Die Verteidiger der mittleren Redute verlassen vor dem übermächtigen Andrang ihre Stellung, eine kleine Schar Standhaltender wird niedergehauen, noch wird die östliche Redute gehalten, aber Skobelew macht dem unnützen Blutvergießen ein Ende, indem er mit dem kurz vorher zur Unterstützung eingetroffenen Regiment Schuja und einer Batterie vorgeht und die zum Rückzuge befohlene Besatzung aufnimmt. Seine Truppen hatten bei diesen Kämpfen 160 Offiziere und 5600 Mann eingebüßt. Der Gesamtverlust bei diesem vergeblichen Sturm betrug etwa 15 000 Mann. Wäre es Osman Pascha nicht durch die Unthätigkeit der Russen am 12. September ermöglicht worden, alle Kräfte gegen die von Skobelew eroberten Werke zu vereinigen, und wäre es diesem infolgedessen gelungen, gegen geringere Kräfte sich zu behaupten, so wäre das Schicksal von Plewna wahrscheinlich an diesem Tage entschieden worden.

Um die türkische Stellung auch im Westen einzuschließen und Osmans Verbindung mit Sofia zu unterbrechen, wurde General Loschkarew am 8. September mit 8 Kavallerieregimentern und 3 Batterien auf das linke Viduser gesandt, er hatte in den nächsten Tagen mehrere Scharmützel mit den aus Plewna, wahrscheinlich der Aufklärung wegen heraustretenden Truppen und fand alle Ortschaften nahe der Straße voller Tscherkessen und Baschibozuks. Am 19. September übernahm General Krylow das Kommando des „kombinierten Kavalleriekorps", konnte aber nicht verhindern, daß eine am 20. September bei Telisch eintreffende Verstärkung Osmans (etwa 10000 Mann) mit Zufuhr von Munition und Lebensmitteln Plewna erreichte. Es zeigt sich, daß die Kavallerie ohne Hilfe von Infanterie nicht die Verbindung zu unterbrechen vermag. Chefket Pascha, welcher den erwähnten Transport gebracht hat, bricht Anfang Oktober abermals mit einem solchen und 5000 Mann

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von Sofia auf, wirft die russische Kavallerie zurück und bringt 2000 Wagen glücklich zu Osman, welcher zur Sicherung weiterer Transporte Telisch und die beiden Dubniak mit einer Division besetzt. Es soll ihm alle 14 Tage ein Transport mit dem Bedarf für einen vollen Monat zugehen.

Da treffen Mitte Oktober Todleben, welcher den Oberbefehl übernehmen soll, und die Garden vor Plewna ein, und General Gurko erhält den Befehl auf dem linken Vidufer. Ihm werden außer 62 Eskadrons und Sotnien am linken und 18 Eskadrons am rechten Ufer nebst zusammen 42 Geschützen noch 36 Bataillone, 28 Eskadrons und 114 Geschütze der Garde sowie 7 rumänische Bataillone nebst einer Batterie überwiesen. Er stürmt mit dieser gewaltigen Truppenmasse am 24. Oktober Gorni-Dubniak, nimmt am 28. Telisch und am 1. November Dolni-Dubniak, worauf er Plewna auf der Westseite mit einer Reihe starker Befestigungen einschließt. Mit der vollständigen Zernierung ist dessen Schicksal entschieden. In der Nacht zum 5. November besetzt Skobelew Brestowez, setzt sich am 9. November wieder auf dem grünen Hügel fest und behauptet sich hier gegen heftige türkische Angriffe am 12. und 15.; indessen sind die Rumänen mit dem gegen die zweite Grivizaredute begonnenen Sappenangriff bis auf 30 m herangekommen, doch mißglückt ihr am 19. November unternommener Sturmversuch. In Plewna gehen aber Munition und Lebensmittel zu Ende, unter den schlecht genährten und gekleideten Truppen richten Krankheiten große Verheerungen an, die Aussicht auf Entsatz schwindet mehr und mehr, und so versucht Osman am 10. Dezember einen Durchbruch nach Westen, welcher an dem Widerstand von 2 Grenadierdivisionen scheitert; hinter seinem Rücken dringen die Rumänen und Russen in die nur schwach besetzten Verschanzungen ein, und er muß sich mit noch etwa 40 000 Mann (außer etwa 20 000 Kranken und Verwundeten) ergeben. Der Fall von Plewna entschied über den Ausgang des Krieges, wenn sich dieser auch noch bis zum 31. Januar hinzog, wo die bis an die Tschataldschalinien vorgedrungenen Russen einen zum Frieden führenden Waffenstillstand abschlossen.



Deutsches Fort
Aus Brialmonts „Progrès"
Mit 4 15 cm Haubitzen (a a a a), 6 57 mm Kanonen (b b b b) und 3 Beobachtungspanzern (c c c)

---

Den Krieg mit wenigen, aber raschen, kräftigen Schlägen zu Ende zu führen, das ist das moderne Prinzip, deshalb das Einsetzen der ganzen Volkskraft, deren Ausbildung zur steten Schlagfertigkeit und die Vorbereitung aller Kriegsmittel bis zum äußersten Bedarf die Grundlage einer guten Wehrverfassung. Das hat zur allgemeinen Wehrpflicht mit der ausnahmslosen Ausbildung jedes brauchbaren Mannes für den Kriegsdienst, zur steten Kriegsbereitschaft und zur Aufstellung von Heeresmassen geführt, wie sie selbst im Altertum nicht in Thätigkeit traten. Ihre Vereinigung auf engem Raum ist nur für kurze Zeiten und unter Verwendung aller modernen Verkehrsmittel für ihre Bedürfnisse ausführbar. Das rückt die Eisenbahnen in den Vordergrund des kriegerischen Interesses und macht schnelle

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Entscheidungen unvermeidlich, unabhängig von der Willkür des einzelnen Führers, das macht den Zusammenstoß der Heere zu Kämpfen von räumlicher und zeitlicher Ausdehnung, wie sie früher ganz unbekannt waren, das läßt jede Armee nach den kräftigsten Kampfmitteln sich umschauen, welche die Technik ihr zu bieten vermag, und das muß diese Kämpfe ohne Zweifel außerordentlich blutig und verlustreich gestalten. Und trotzdem kann man mit Bestimmtheit annehmen, daß nicht nur die Kriege in ihrem ganzen Verlauf, sondern auch die einzelnen Schlachten viel weniger Verluste in Prozentzahlen der Bevölkerung sowohl als der Streiter veranlassen werden, als in früheren Zeiten.

Hierzu tragen bei: die viel geringere Zahl der entscheidenden Kämpfe und der raschere Verlauf der Operationen, denn die größten Verluste bereiteten stets die Krankheiten, welche sich mit der Ausdehnung der Kriege und ihrer einzelnen Perioden (z. B. Belagerungen) stets eingestellt und gesteigert haben; hierzu trägt bei die Fürsorge für Verpflegung der Truppen und Pflege der Kranken und Verwundeten, welche in der Organisation der freiwilligen Krankenpflege eine sehr umfassende Unterstützung findet; hierzu trägt auch das Prinzip bei, welches der modernen Waffenkonstruktion zu Grunde liegt: daß es nicht darauf ankommt, möglichst viel Feinde zu töten, sondern nur außer Gefecht zu setzen. Dies steht in direktem Gegensatz zu dem Prinzip, welches, wie ich gezeigt habe, nicht nur bei den Schlachten des Altertums, sondern bis in ziemlich naheliegende Zeiten gehandhabt wurde, daß man in der Vernichtung des Gegners, im Totschlag, den Zweck des Kampfes erblickte. Wenn wir die Verlustzahlen der Schlachten aus verschiedenen Zeiten miteinander vergleichen, so können wir leider sehr selten die Zahlen der Toten und die der Verwundeten einander gegenüberstellen, da uns hierzu die Angaben fehlen; aus einzelnen überlieferten Mitteilungen kann man aber schließen, daß in den meisten Schlachten nicht nur des Altertums und Mittelalters, sondern auch späterer Zeiten die Zahl der Toten größer, bisweilen unheimlich größer war, als die der Verwundeten. Als Beispiel nehme man die Schlacht bei Peterwardein (5. August 1716), wo die österreichische Infanterie nur 900 Verwundete, aber 1717 Tote hatte. Vergleicht man hiermit die verlustreiche Schlacht bei St. Privat (18. August 1870), so findet man neben 5238 Toten die viel größere Zahl von 14435 Verwundeten; und hier sind in der Zahl der ersteren auch die an ihren Wunden Gestorbenen mit enthalten.

Einen lehrreichen Vergleich für die Verluste, welche die vaterländische Bevölkerung durch einen Krieg alten und neuen Stils erleidet, bietet der Dreißigjährige und der Krieg von 1870/71. Jener hat, wie wir gesehen haben, Deutschland geradezu entvölkert, dieser kostete an Toten 28278 Köpfe, d. h. 0,69 pro Mille der Bevölkerung, und der Gesamtverlust mit Einschluß der Verwundeten betrug 2,85 pro Mille, von der Anzahl der Streiter aber, welche die Grenze überschritten, 10,2 Prozent. Das Verhältnis der Verwundeten zu den Toten und an ihren Wunden Gestorbenen war auch im Burenkriege bei den Engländern ebenso wie bei den Deutschen 1870/71 eins zu drei. Um den Nachweis zu führen, daß auch die leistungsfähigeren Waffen die Prozentzahlen in den Schlachten nicht gesteigert, sondern im Gegenteil eher vermindert haben, gebe ich die Zusammenstellung einiger Zahlen, die zwar nicht alle als unbedingt richtig anzusehen sind, aber doch für den vorliegenden Zweck genügen.

Um einen richtigen Maßstab für die Verluste zu gewinnen, muß man auch die Dauer des Kampfes berücksichtigen, und da kommt C. v. B. k. in seinem Buche über die Psychologie des Krieges zu folgenden Ergebnissen: Für die friedericianische Epoche 8,5 (Kessels-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

| Schlacht | Jahr | | Truppen | tot und verwundet Proz. | | Truppen | tot und verwundet Proz. | zusammen Proz. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Orontes . . . | 854 v. Chr. | Vorderasiat. | 65000 | 38,5 | | | | |
| Cannae . . . . | 216 „ | Römer | 86000 | 62 | Karthager | 50000 | 11,4 | 46 |
| Zama . . . . . | 207 „ | Römer | 49000 | 4 | Karthager | 49000 | 40 | 22 |
| Pharsalus . . | 48 „ | Cäsar | 31000 | 3,9 | Pompejus | 58000 | 25,9 | 18 |
| Hastings . . . | 1066 n. Chr. | Normannen | 60000 | 25 | | | | |
| Azincourt . . . | 1415 „ | Franzosen | 50000 | 20 | Engländer | 15000 | 6,7 | 17 |
| Morgarten . . | 1315 „ | Ritter | 14000 | 21,4 | | | | |
| Laupen . . . . | 1339 „ | Ritter | 12200 | 32,8 | | | | |
| Sempach . . . | 1386 „ | Ritter | 6000 | 35 | Eidgenossen | 1400 | 14,1 | 31 |
| Murten . . . . | 1476 „ | Burgunder | 36000 | 62,2 | Eidgenossen | 24000 | 4,6 | 39 |
| Pavia . . . . | 1525 „ | Franzosen | 39000 | 25,6 | | | | |
| Sinsheim . . . | 1674 „ | Franzosen | 9000 | 12,2 | Kaiserliche | 7500 | 26,7 | 19 |
| Höchstädt . . . | 1704 „ | Verbündete | 52000 | 22,6 | Franz. Bayr. | 56000 | 25 | 24 |
| Belgrad . . . . | 1717 „ | Österreicher | 40000 | 13,2 | | | | |
| Prag . . . . . | 1757 „ | Preußen | 64000 | 18,3 | Österreicher | 61000 | 14,8 | 16,6 |
| Kolin . . . . . | 1757 „ | Preußen | 36000 | 18,6 | Österreicher | 53500 | 12,1 | 15 |
| Leuthen . . . . | 1757 „ | Preußen | 43000 | 14,4 | Österreicher | 72000 | 9 | 11 |
| Zorndorf . . . | 1758 „ | Preußen | 36000 | 33 | Russen | 42000 | 42,9 | 38 |
| Kunersdorf . . | 1759 „ | Preußen | 43000 | 43,4 | Österr. Russen | 71000 | 22,1 | 30 |
| Marengo . . . | 1800 „ | Franzosen | 28500 | 16,5 | Österreicher | 28000 | 23,2 | 20 |
| Austerlitz . . . | 1805 „ | Franzosen | 65000 | 10,5 | Verbündete | 82500 | 14,8 | 13 |
| Aspern . . . . | 1809 „ | Franzosen | 90000 | 46,8 | Österreicher | 75000 | 30 | 39 |
| Wagram . . . | 1809 „ | Franzosen | 181000 | 12,7 | Österreicher | 128600 | 14,9 | 13,6 |
| Borodino . . . | 1812 „ | Franzosen | 130000 | 18,4 | Russen | 121000 | 31 | 24 |
| Waterloo . . . | 1814 „ | Franzosen | 72250 | 33,2 | Verbündete | 145200 | 15,2 | 21,2 |
| Ostrolenka . . | 1831 „ | Russen | 35000 | 13,9 | Polen | 33200 | 24,9 | 19 |
| Inkermann . . | 1854 „ | Russen | 36000 | 24,4 | Verbündete | 18000 | 23,6 | 24 |
| Königgrätz . . | 1866 „ | Preußen | 220982 | 4 | Österreicher | 215134 | 11 | 7,4 |
| Mars la Tour | 1870 „ | Preußen | 63000 | 22,4 | Franzosen | 113500 | 9,4 | 14 |
| Gravelotte . . | 1870 „ | Deutsche | 187600 | 10 | Franzosen | 112900 | 6,5 | 8,7 |
| Sedan . . . . | 1870 „ | Deutsche | 154000 | 5 | Franzosen | 90000 | 18,9 | 10 |
| Plewna 30./7. | 1877 „ | Russen | 32500 | 22,6 | Türken | 20000 | 19 | 21 |
| „ 7.—12./9 | 1877 „ | Russen | 95000 | 16,8 | Türken | 35000 | 11,5 | 15,4 |

dorf) bis 4,3 (Hochkirch), im Durchschnitt 5,6. Für napoleonische Schlachten 2, Schlachten des Feldzuges 1859 unter 1, Österreicher bei Königgrätz 1,2, Custozza 0,8, Preußen bei Königgrätz 0,5, Deutsche bei Wörth-Spicheren 1,2, bei Vionville 1,9, Gravelotte 1; Franzosen bei Wörth 2,2, bei Gravelotte nur 0,6 Prozent pro Stunde. So steht mit der Verbesserung der Waffen nicht eine Zunahme, sondern eine Abnahme der Verlustziffern im Zusammenhang.

Es ist in neuerer Zeit vielfach der Gedanke gepflegt worden, daß der hohe Standpunkt der Kultur eine Ära des Friedens wenigstens für die Völker Europas herbeiführen werde. Diese Hoffnung kann sich unmöglich erfüllen, solange das Entwicklungsbedürfnis lebenskräftiger Nationen in Licht und Luft sich beeinträchtigt sieht durch den Wettbewerb anderer Staaten, und wenn es sich auch in der Hauptsache nicht um Gebietserweiterung,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sondern um wirtschaftliche Interessen handelt, wird doch der Kampf um die Existenz auch wieder Armeen ins Feld führen, wenn das Bestreben nach friedlicher Einigung sich begrenzt sieht durch die Brutalität solcher, die sich im Besitz der Macht glauben. Unsere Zeit hat von Äußerungen solchen Machtbewußtseins Beispiele zu verzeichnen. Nicht ohne Bedeutung ist die schwere Rüstung, welche die europäischen Staaten tragen und deren Stärke und stete Vervollkommnung noch die beste Bürgschaft für einen Frieden längerer Dauer ist; einige Zahlen, die allerdings zum Teil nur auf Schätzung beruhen können, werden ein Bild dieser Rüstung geben.

| Staat | Friedensstand der Armee | Prozente der Bevölkerung | Kriegsstand der Armee | Prozente der Bevölkerung |
|---|---|---|---|---|
| Belgien | 44451 | 0,06 | 164000 | 2,4 |
| Bulgarien | 42600 | 1,14 | 220000 | 6 |
| Dänemark | 13700 | 0,53 | 67000 | 2,6 |
| Deutschland | 600674 | 1 | c. 5,500000 | 9,7 |
| Frankreich | 591826 | 1,5 | 4,110000 | 10,6 |
| Großbritannien | 286778 | 0,7 | 936400 | 2,25 |
| Italien | 230457 | 0,7 | c. 3,300000 | 10 |
| Norwegen | c. 25000 | 1,1 | c. 70000 | 3,1 |
| Österreich-Ungarn | 356608 | 0,76 | c. 2,750000 | 5,85 |
| Rumänien | 120000 | 2 | 206000 | 3,3 |
| Rußland | c. 1100000 | 0,8 | über 4,000000 | 3 |
| Schweden | c. 30000 | 0,6 | ? | — |
| Schweiz | — | — | 573000 | 14 |
| Türkei | c. 260000 | 1 | c. 1,400000 | 5,7 |

Einzelne allgemein angenommene Abmachungen, wie besonders die der Genfer Konvention, werden dafür sorgen, daß der Krieg, wenigstens auf europäischem Boden, den früheren unmenschlichen Charakter vermeidet, es wäre aber ganz unberechtigt, anzunehmen, daß er etwa in Zukunft nach humanen Rücksichten geführt werden müßte oder könnte. Wenn im allgemeinen wohl auch der Grundsatz sich Geltung verschaffen wird, daß der Krieg nicht mit der friedlichen Bevölkerung des Landes, sondern nur mit dessen militärischen Streitkräften zu führen, also der ersteren Besitzstand soweit zu schonen ist, als nicht die Bedürfnisse der kriegführenden Armeen ihn auszunutzen zwingen, so wird doch der Feldherr für alle seine Maßnahmen lediglich den Kriegszweck ins Auge zu fassen haben und deshalb auch vor Maßregeln nicht zurückschrecken dürfen, welche die Bevölkerung schwer schädigen mögen, wenn die Erreichung des Kriegszweckes sie erheischt. Er wird dabei aber nicht außer Augen lassen dürfen, daß auch in Feindes Land Unterhalt und Unterkunft der Armee die möglichste Schonung aller seiner Hilfsquellen wünschenswert macht. Deshalb wird eine humane Kriegführung sich meist aus dem richtigen Verständnis für deren Bedingungen ergeben.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

III. Buch

# Geschichte der Seekriege

bearbeitet von

## E. Kohlhauer

(Kap. 2–13)

(Kap. 15 von H. Frobenius, Kap. 1 und 14 vom Herausgeber)



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Die Zeit der Ruderschiffe

## 1. Einleitung

Die Geschichte der Schiffskriege deckt sich in ihrer Entwicklung genau mit der allgemeinen Kulturgeschichte. Dem Menschen ist von der Natur die Gabe der Bewegung im Wasser ebenso fremd wie die freie, vom Boden losgelöste Bewegung in der Luft. Selbst das Schwimmen des Menschen muß als eine Kulturerrungenschaft bezeichnet werden.

Aus diesem Grunde ist das Wasser zunächst ein trennendes Element. Schon ein kleiner Fluß ist für den Naturmenschen eine Grenze der Wanderstraße. Viel deutlicher markiert aber das Meer die Linie, an welcher die Wanderung der ursprünglichen Menschheit Halt macht. Genau der entgegengesetzte Zustand bildet sich in einer bestimmten Höhe der Kulturentwicklung aus. Das Wasser verwandelt sich aus einem Hemmungsorgan in ein Bindemittel. Jeder einzelne Erdteil vermag uns hierfür Belege zu geben. Nehmen wir Afrika, so lernen wir in den Zwergvölkern, den Batua des zentralen Urwaldes und den Buschmännern des südlichen Hochplateaus Vertreter der niederen Kulturformen kennen. Beide Völker machen auf ihren Wanderungen stets an den Läufen der Flüsse und an den Gestaden der Seeen Halt. Beide Völkerschaften vermögen nicht zu schwimmen. Als höchstentwickelte Völker müssen unter den Afrikanern die Stämme des Kongogebietes bezeichnet werden. Und richtig treffen wir auch bei ihnen eine ausgebildete Schiffahrt. Boote, die über 100 Menschen fassen, zogen früher die schiffbaren Ströme des Innern herauf und herunter. Der Kongo mit seinen gewaltigen Nebenströmen hat dementsprechend eine gewisse Kultureinheit geschaffen, die genau durch die Endpunkte der Schiffahrt, durch Stromschnellen oder Wasserfälle, welche die Wasserläufe in den oberen Teilen unterbrechen, begrenzt wird.

Wie mit den Binnengewässern, so verhält es sich natürlich auch mit dem Meere. Die Meere haben aber eine verschiedene Erziehungsfähigkeit. Wo eine Landzunge, eine Halbinsel weit in das Meer hinausragt, wo zudem eine kräftige Brandung fehlt und am Horizonte Inseln lachen, die gewissermaßen eine Fortsetzung der Halbinsel darstellen, da wird der Mensch gar schnell zur Benutzung der treibenden Flut verlockt, da wird das Meer bald aus einem trennenden zu einem verbindenden Organ. Und wenn vordem die Lasten auf den Schultern geschleppt wurden, so trägt gar bald das Wasser mit Leichtigkeit große Massen an den Küsten entlang.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist also in gewissem Sinne die Schiffahrt abhängig von geographischen Thatsachen. Es waren immer geographische Eigenarten, welche die Kulturentwicklung befördert oder gehemmt haben. Aber keine einzige geographische Thatsache hat die Kulturentwicklung so gewaltig beeinflußt, wie die Form der Küsten und die Brauchbarkeit der Meere.

Wir brauchen uns ja nur einige Punkte der Erdoberfläche in geographischer und kultureller Zusammenwirkung zu vergegenwärtigen. Als ödes Gebiet, als unfruchtbare Kultur-

Papua auf Baumästen mit untergebundenen Bambusrohren in See gehend
Nach Finsch

grenze schneidet die Westküste Amerikas die auf seinem Boden sich abspielenden Vorgänge gegen den Ozean ab. Nur wo im Nordwesten eine Inselflut dem Festlande vorgelagert ist, nur dort vermag sich ein regeres Küstenleben zu entwickeln. Es ist sicher, daß die Kulturen des großen Ozeans die westlichen Küstengebiete Amerikas einst befruchtet haben. Es ist aber typisch, daß nirgends ein Verkehr aufrecht erhalten blieb, daß diese starre Küste die Entwicklung der Verbindung einfach schroff abschnitt und so scharf trennte, daß einerseits der Osten mit seinen Kulturformen und andererseits der Westen einer selbständigen und unabhängigen Entwicklung überlassen wurden. Nur an einem einzigen Punkte sind die Spuren

der einst über Amerika ergossenen, dem großen Ozean entquollenen Kulturströmungen noch deutlicher wahrnehmbar: eben in jenem nordwestamerikanischen Inselgebiete, genau also da, wo die Küste die für den Verkehr günstigste Gestaltung bot.

Haben wir damit ein verhältnismäßig schroff abschneidendes Küstengebiet kennen gelernt, so wollen wir auf der anderen Seite auch Gegenden und Verhältnisse in Erinnerung bringen, welche die Menschen und die Kulturformen zur Schiffahrt erzogen haben.

Bau von Rindenkanus in Südamerika
Nach Creveaux

Als solche Gebiete müssen Skandinavien und die griechische Halbinsel genannt werden, deren große kulturgeschichtliche Bedeutung ja jedem bekannt ist. Die ältere Schicht der indogermanischen Wanderung repräsentiert ein mehr viehzüchtendes als ackerbauendes Nomadentum. Es waren sich wahrscheinlich alle indogermanischen Stämme, wenigstens diejenigen, welche Europa besiedelt haben, in diesem Punkte einig. Sie zerteilen sich, und nun sehen wir das interessante Bild, daß je nach der geographischen Beschaffenheit der Länderflächen und Küsten, die sich ihnen eröffnen, ihre Kultur sich umbildet. Während der eigentliche Germane des zentralen Europa Hirt und Ackerbauer bleibt, resp. wird, sehen wir im Nordwesten in Skan-

dinavien und an den gegenüberliegenden Küsten ein fröhliches Schiffervolk, Wikinger und Normannen erblühen. Derselbe Unterschied im Süden. Die Gräko-Italiker haben sich doch wohl erst später von einander getrennt, als man vielfach annimmt. So viel ist sicher, daß der Römer durch die Gestalt Italiens zunächst nicht zur Schiffahrt getrieben wurde, während die dem gleichen Zweige entstammenden Griechen alsbald das gesamte östliche Mittelmeer mit ihren Schiffen durchfurchten, daß sie auf diese Weise von Hirten und Ackerbauern zu Seefahrern und Handelsleuten wurden.

Transport eines Rindencanns bei den Südamerikanern
Nach Karl von den Steinen

Und nehmen wir das gesamte Europa als Halbinsel, so sehen wir ebenfalls, wenn auch in größeren Zügen, dasselbe Bild. Wie charakteristisch ist jener eine kleine Zug: die Entdeckung Amerikas. Von Osten nach Westen hat sich die Kultur verschoben, sie war von Griechenland nach Rom, von Rom in langsamer Verschiebung auf die Pyrenäenhalbinsel übergegangen. Und sowie derart das Gesicht der mediterranen Kultur auf den atlantischen Ozean schaute, da mußte ihr Auge auf Amerika fallen. (Vergl. S. 292 ff.)

Als Verbindungsmittel also beansprucht das Meer eine besondere Beachtung. Wir dürfen aber nicht annehmen, daß seine kulturgeschichtliche Bedeutung zunächst eine ausgesprochen fördernde war. In tieferen Kulturschichten dient jeder errungene Vorteil einem urkräftigen Egoismus, er gliedert sich nicht ein in ein System der Ordnung und ordnungsgemäßen Entwicklung, sondern in das System, dessen Hauptgesetz dasjenige vom Recht des Stärkeren ist. Und so sehen wir denn die ersten Schiffahrer nicht als Kulturträger und Handelsleute, sondern als Räuber an. Es ist genau wie im Nomadentum. Die Beweglichkeit des Viehzüchters macht diesen just ebenso zum Räuber wie die Beweglichkeit des Schiffes auf den Meeren den Piraten hervorbringt. Ein verwegenes Piratentum ist es, das zunächst an der Halbinsel und an Inseln entlangfahrend fremde blühende Gestade aufsucht. Die Bewegung auf den Schiffen hat zunächst nicht die Überfahrt zur Besiedelung zum Zweck. Die Überfahrt zur Besiedelung und die Kauffahrtei sind sekundäre Erscheinungen. Wir werden allerdings sogleich zeigen, daß die gewaltigste Wanderung, die für uns bewiesen werden kann, die Wanderung zur See war. Vordem wollen wir aber einige Worte der Entwicklung der Werkzeuge der ersten Schiffahrt widmen.

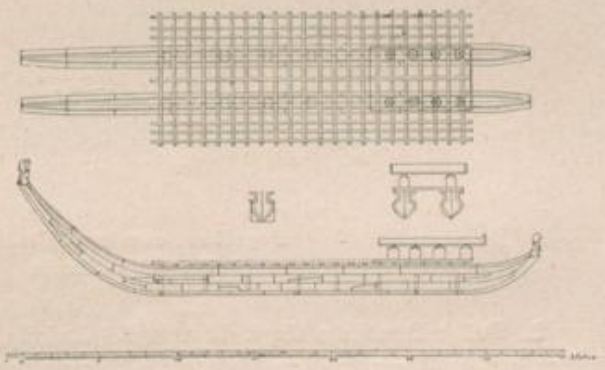
Die primitivsten uns bekannten Fahrzeuge sind erstens der ausgehöhlte Baumstamm, zweitens das Floß und drittens das Rindenboot. Es sind das alles dreies nur auf Binnengewässern und an Küsten verwendete Fahrzeuge. Der ausgehöhlte Baumstamm oder Einbaum kann immense Dimensionen annehmen, er wird aber immer nur ein mangelhaftes Fahr-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zeug bleiben. Ganz anders das Rindenboot (siehe die beiden ersten Abbildungen). Die Verwendung der Rinde hat zuerst Veranlassung zu der Konstruktion von Rippen gegeben. Die Rippen hatten die Aufgabe, die gebogene Rinde auseinander zu halten und wurden derart zu konstruktiv wesentlichen Gliedern. Betrachten wir z. B. die Boote der Eskimos und der Nordostasiaten, so finden wir, daß trotz der Verwendung von Tierhaut an Stelle der Rinde die Konstruktion dieselbe geblieben ist; es ist nun nicht anzunehmen, daß die Tierhaut als Fahrzeug älter ist als das Rindenboot. Nur bei dem Rindenboote verstehen wir die Entwicklung des Rippengerüstes als einer Folgeform des verhältnismäßig ursprünglich angewendeten Materiales, während der Entdeckung der Erfindung der Eskimoboote die Bekanntschaft der Nützlichkeit eines Rippengerüstes vorangegangen sein muß.

Auslegerboot von Neuguinea

Eine zweite Entwicklungsreihe geht von dem Floß aus. Das Floß hat den Menschen die Zusammensetzung gelehrt. Seine Entstehung ist nicht schwer zu verstehen. In der dritten Abbildung, welche uns Papua von Neuguinea auf dem Meere zeigt, sind wohl die primitivsten Fahrzeuge dieser Art dargestellt. Es sind das Baumäste, unter welche gleichsam als Schwimmer Bambusrohre gebunden sind. Das Bambusrohr hat sich dem Menschen aufgedrängt. Es war naheliegend, es zu größeren Bündeln zusammenzubinden und so das Floß zu bauen. Die Verbindung des Flosses mit dem Einbaume war es wohl aber, welche das sogenannte Auslegerboot ins Leben gerufen hat. An das Auslegerboot gliedert sich dann das Doppelschiff an.



Doppelschiff (Kriegsboot) von Tahiti
Nach Cook. Länge etwa 33¼ Meter

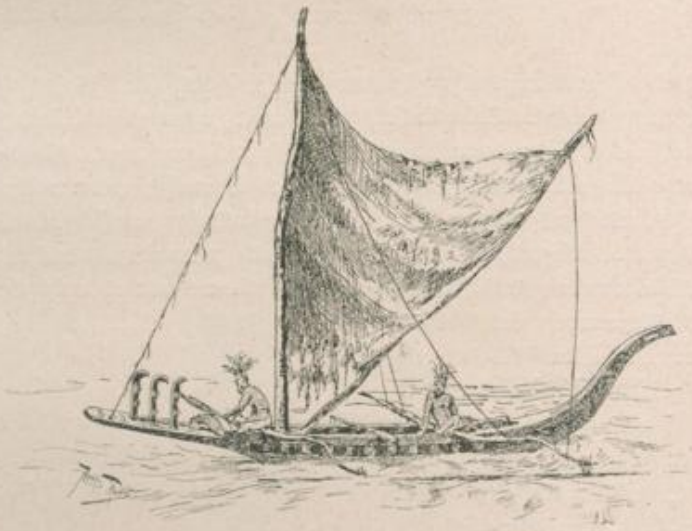
Mit diesen ursprünglichen Mitteln und Entwicklungsreihen gelangen wir schon zum Verständnis der Fahrzeuge, welche einst das malajisch-polynesische Volk verwendete, mit deren Hilfe es gelang, mehr als die Hälfte des Umkreises der Erde zu umspannen. Widmen wir dieser Thatsache einige Absätze.

Wir finden die malajisch-polynesischen Sprachen heute von der Osterinsel, die ziemlich nahe bei Südamerika gelegen ist, über Indonesien hinweg bis nach Madagaskar, also bis zur Ostküste von Afrika verbreitet. Die Sprache und die Kultur der Völker, die die Träger dieser Ausdehnung waren, ist nicht nur oberflächlich aufgepfropft worden, sondern sie ist bis in die äußersten Wurzelfasern mit der Eigenschaft der besiedelten Länder verwachsen. Es ist nicht wahr, wenn man behauptet, daß z. B. auf Madagaskar ein malajischer Stamm, die Howa, über afrikanische Negervölker herrschen. Diese Behauptung ist durchaus oberflächlich und berücksichtigt nicht die Thatsache, daß alle uns bekannten Sprachen Madagaskars mit den

malajischen Sprachen durchaus verwandt sind. — Wir haben also sogar hier, an der Westgrenze der Wanderung, auf einer Insel, welche ein hübsches Stück größer als Deutschland ist, eine vollkommene Durchtränkung des Bodens mit malajisch-polynesischer Kultur.

Diese Riesenwanderung verwendete als Werkzeug das mit Segeln ausgerüstete Auslegerboot. Ich will nun die verschiedenen Typen desselben, wie sie sich zur Zeit der Entdeckung noch erhalten haben, vorführen. Es ist anzunehmen, daß im fernsten Osten die ältesten, im Zentrum, also Hinterindien zu, die jüngsten Formen zu finden sind. Das Gebiet vom östlichsten Polynesien bis zum inneren Indonesien beherbergt vier verschiedene Typen von Segelbooten, die im Folgenden kurz charakterisiert werden sollen.

1. Das polynesische Segel ist dreieckig und zwar ist die eine Seite direkt am Mast befestigt, die andere an einer Raae. (Siehe die Abbildung eines Bootes von den Markesas.) Der Schiffsrumpf ist verschieden gebaut, meist ungleichendig und mit einem Ausleger armiert.



Segelboot von den Markesas
Nach altem Kupfer

2. Das mikronesische Segel ist ebenfalls dreieckig, bewegt sich aber infolge seiner Fassung mit 2 Raaen frei am Mast. Die Raaenspitze liegt auf der Spitze des Bootes. Sehr typisch ist deshalb die Abbildung eines Bootes von den Fidschiinseln, das natürlich vorn unter der Wucht des auf dem Segel lastenden Luftdruckes tief in die Wellen einschneidet. Eine andere Eigenschaft des typischen mikronesischen Bootes können wir auf der folgenden Abbildung von den Marianen erkennen: der Mast steht nicht im Boot, sondern auf dem Schwerpunkt zwischen Ausleger und Kiel.

3. Das indonesische Boot ist im Gegensatz zu allen vorhergehenden mit einem doppelten Ausleger ausgerüstet. (Siehe die Abbildung nach Forrest.) Es führt schon ein viereckiges Segel, dessen Mast in der Mitte des Bootes steht.

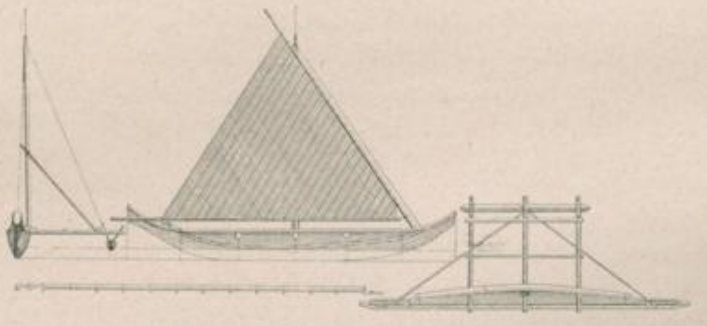
4. Endlich gelangen wir in die Zone des echten ostasiatischen Schiffsbaues, der schon den Schiffsraum als eigentliches Fahrzeug ausnutzt, er ein Steuerruder aufweist u. s. w.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Es ist der Typus von Schiffen, den auch wir einst entsprechend unseren Gewässern hervorgebracht haben.

Segelboot von den Fidschiinseln
Nach Drumont D'Urville

Wir haben also ein verhältnismäßig klares Bild der Entwicklungsgeschichte des Segelbootes Indo-Polynesiens vor uns. Ob nun die sämtlichen anderen Schiffsformen in einem histo-



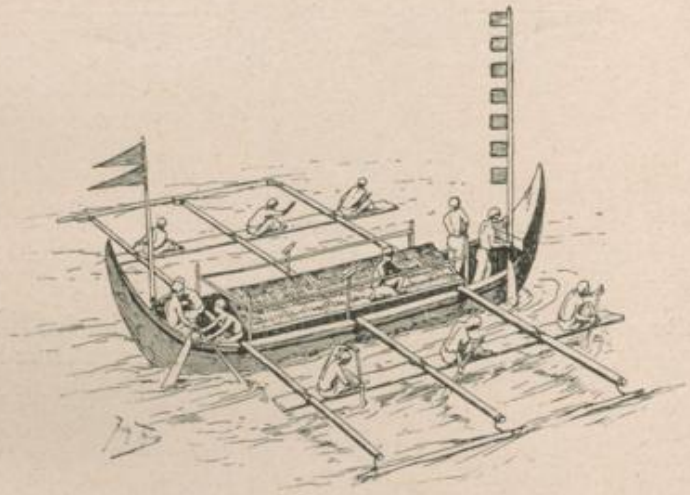
Segelboot von den Marianen
Nach altem Kupfer

rischen Zusammenhange mit diesem riesigen Braukessel maritimer Völkerwanderungen zusammenhängen, läßt sich ohne weiteres nicht behaupten, zumal wir eine selbstständige großartige

Entwicklung des Schiffsbaues auf der anderen Seite des asiatischen Festlandes beobachten können.

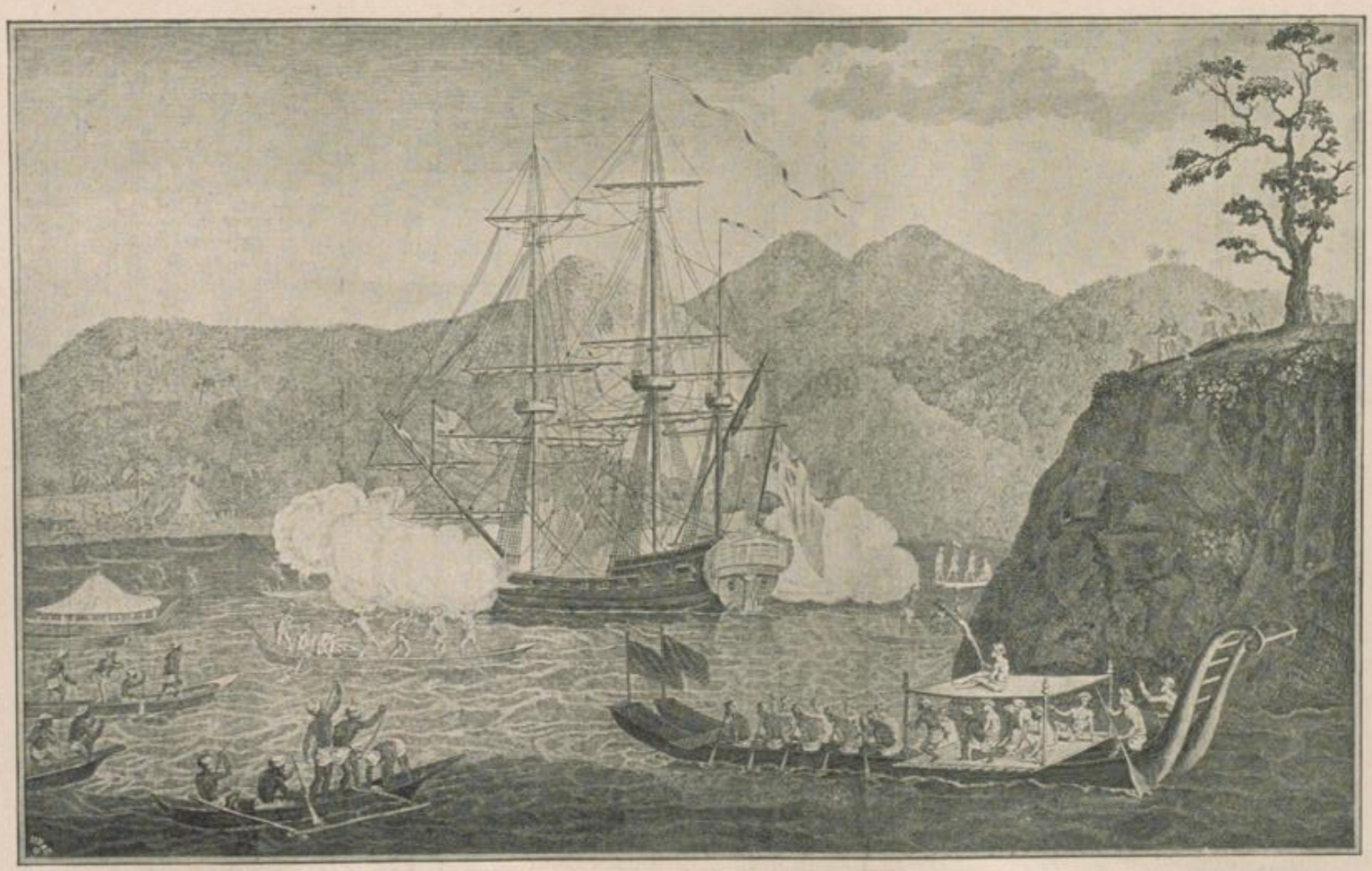
Wenn auch Werkzeug der Wanderung, einer enormen Völkerwanderung, so ist das Schiff doch in diesem Stadium der Entwicklung nur Bewegungsorgan, also nur unmittelbares Kriegswerkzeug in dem Sinne, in welchem ein Eisenbahnzug heute ebenfalls unter die Kriegswerkzeuge gerechnet werden kann. Wir wissen aber, daß die großartige Entwicklung der europäischen Kultur Europa zwingt, die Gestade der es umgebenden Meere zu Ausgangspunkten einer großen Kolonisation zu machen. Und da wird denn auf jeden Fall das Schiff die Bedeutung der Festung annehmen. Es ist hochinteressant, beobachten zu können, wie diese Entwicklungsgeschichte des Beförderungsorganes bis zu seiner Ausgestaltung zur Festung sich abspielt.

Wir versuchen in den folgenden Kapiteln, welche die Geschichte der Landkriege in ihrer Weise ergänzen sollen, eine derartige Entwicklungslinie zu zeichnen.



Korro-korro von den Molukken
Nach Forrest

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Der Dauphin von den Otahitiern attaquiert (1767)
Nach altem Kupfer

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

# 2. Ägypter und Phönizier

Bevor wir näher auf das Schiffswesen der Völker im Altertum eingehen, müssen wir einige Worte über taktische Formationen äußern, weil letztere im Text mehrfach erwähnt, demnach vorweg erklärt sein müssen. Wir beginnen unsere Betrachtungen mit dem Ruderschiff. Dasselbe bewegt sich unter normalen Verhältnissen unabhängig vom Winde. Es hat entweder keine Takelage, oder birgt im Gefecht die Segel, so daß die Gefechtsformation keine Rücksicht auf den Wind zu nehmen hat. Im dritten Teil des Buches werden die Aktionen zur See unter Dampf betrachtet werden. Das durch den Dampf fortbewegte Schiff ist in noch vollkommenerem Maße von dem Winde unabhängig wie das durch Ruder — seemännisch „Riemen" — fortbewegte Ruderschiff der Alten. Die Formationen beider Perioden sind demnach die gleichen, wenigstens im Großen und Ganzen. Was also der Leser für Teil I und III zu wissen nötig hat, wird hier zusammengefaßt gegeben.

In der Zeichnung: „einfache taktische Formationen ohne Rücksicht auf Windrichtung„ ist oben angegeben, welche Bezeichnung für das „Flaggschiff" gebraucht wurde. Es ist markiert durch einen Mast mit viereckiger Flagge und bedeutet, daß sich der Admiral der Flotten-Abteilung an Bord desselben befindet. Für gewöhnlich fährt es an der Spitze einer Linie oder auf dem rechten Flügel einer solchen und ist alsdann zugleich „Flagg- und Richtungsschiff". Wir bezeichnen dasselbe alsdann mit dem Zeichen des Flaggschiffs und außerdem mit einem Mast, welcher eine Kugel an der Spitze führt. Ist das Flaggschiff nicht zugleich Richtungsschiff oder „Leiter", wie man auch sagen kann, so wird ein anderes Schiff der Flotte „Richtungsschiff" und markieren wir dasselbe mit einem Mast, welcher eine Kugel trägt. Bei links rangierter Formation wird z. B. das letzte Schiff, sonst „Schlußschiff" genannt, Richtungsschiff.

Die Abstände, in welchen die Schiffe einer Flotte segeln, werden genau inne gehalten und unterscheidet man hierbei den „Querabstand" (q), den „Längenabstand" (l) und den „Schrägabstand" (s).

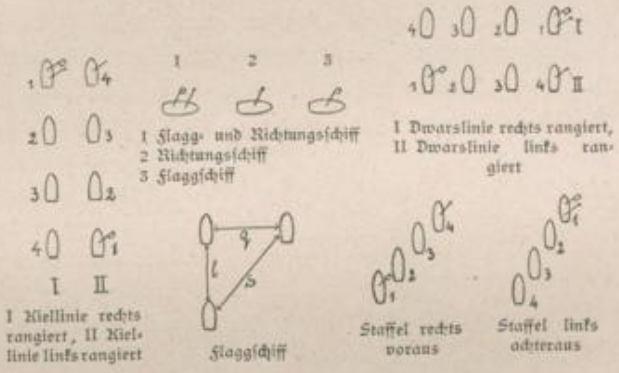
Die einfachste Formation ist die „Kiellinie". In gleichem Längenabstand fahren die Schiffe hintereinander, der Hintermann folgt im Kielwasser des Vordermannes. Ist das Flaggschiff (Nr. 1) zugleich Leiter, so ist die Kiellinie „rechts rangiert" (I). Wenn das Schlußschiff (Nr. 4) Richtungsschiff ist, so nennt man die Kiellinie „links rangiert" (II).

Wenn die Schiffe einer Flotte oder eines Geschwaders in gleichem Querabstand neben einander fahren, so nennt man diese Formation die „Dwarslinie". Sie ist „rechts rangiert",

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

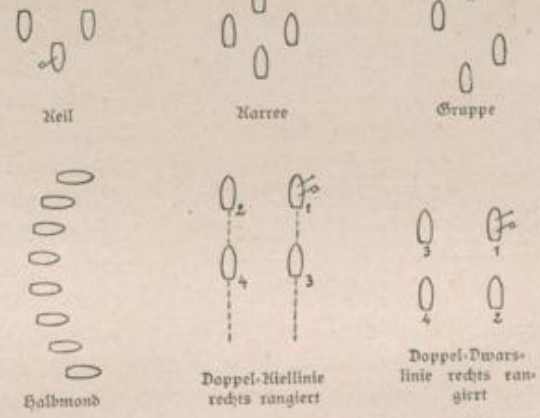
wenn das Flaggschiff zugleich Leiter und auf dem rechten Flügel befindlich ist (I). Man bezeichnet sie als „links rangiert“ (II), wenn das Flaggschiff (Nr. 1) auf dem linken Flügel sich befindet und das Schlußschiff (Nr. 4) Richtungsschiff ist.

Fahren die Schiffe vom Flaggschiff aus gesehen in einer schrägen Linie, sich entweder vor oder hinter dem Flaggschiff anreihend, so fahren sie in „Staffel“. Die Staffel, auch echelon genannt, kann „rechts“ oder „links voraus“ und ebenso „rechts“ oder „links achteraus“ formiert sein. Bei den Staffeln voraus ist das Schiff Nr. 4 Richtungsschiff. Bei den Staffeln achteraus ist das Flaggschiff (Nr. 1) auch zugleich Leiter. Es werden hierbei gleiche Schrägabstände inne gehalten.




Man nennt diese Formationen die „einfachen“ im Gegensatz zu den „Doppelformationen“. Hierzu rechnet man zunächst:

„Die Doppelkiellinie“. Bei derselben fahren in gleichem Querabstand von einander zwei Kiellinien. Sie entstehen aus der einfachen Kiellinie dadurch, daß die geraden Nummern einer Flotte oder Flottenabteilung eine zweite Kiellinie bilden und sich neben die Kiellinie der ungeraden Nummern setzen. Bleibt das Flaggschiff Leiter, so ist die Doppelkiellinie „rechts“ rangiert, wie in der Fignr. Fahren die geraden Nummern auf der rechten (Steuerbord-)Seite der ungeraden Nummern, so daß Nr. 2 Leiter wird, so ist die Doppelkiellinie „links“ rangiert.



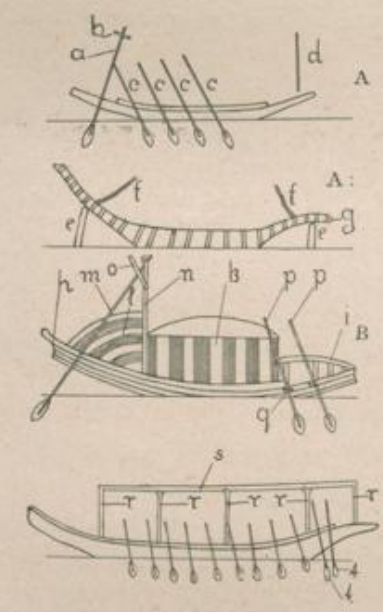

Einfache taktische Formationen ohne Rücksicht auf Windrichtung

Ferner gehört hierzu die „Doppeldwarslinie“. Sie besteht darin, daß die ungeraden Nummern im ersten Glied, die geraden Nummern auf Vordermann ausgerichtet im zweiten Glied fahren. Sie kann ebenfalls „rechts“ oder „links“ rangiert sein.

Der „Keil“ ist ohne Erklärung zu verstehen, ebenso das „Karree“, indem letzteres nur ein hinten geschlossener Keil ist. Die „Gruppe“ ist weiter nichts wie ein verschobenes Karree. Was den „Halbmond“ anbelangt, so erklärt sich derselbe aus der Zeichnung. Er gleicht einer Dwarslinie, bei welcher die Flügelschiffe vorgeschoben sind und die Mitte zurückbleibt. Wir setzten diesen Halbmond mit hierher, weil er in vielen Schlachten des Alter-

tums als Gefechtsformation benutzt wurde. Sowohl bei Ruderschiffen, wie auch bei Segelschiffen ist er bis in die neuere Zeit hinein angewendet worden, so z. B. in der Schlacht bei Lepanto am 7. Oktober 1571, welche „große Meerschlacht" unter Andern auch von Josephus Furttembach, Ulm 1629, getreulich beschrieben und mit den Plänen der Gefechtsformationen erläutert worden ist.

Wenden wir uns nach dieser Einleitung zuerst dem Schiffswesen der Ägypter zu. Ihre Schiffahrt beginnt auf dem Nil und wendet sich als Seeschiffahrt lediglich dem roten Meere zu. Wir folgen den Darstellungen Dümichens in seiner „Flotte einer ägyptischen Königin" und den Erklärungen von Dr. Graser in den „Resultaten der im Sommer 1868 nach Ägypten entsendeten archäologisch-photographischen Expedition (gleichfalls von Dümichen herausgegeben). Darin bedeuten: A kleine Boote, B Lastfahrzeuge des Flusses, C größere Flußschiffe mit Ruderbetrieb ohne Takelage, D solche mit Takelage und endlich E Seeschiffe des roten Meeres. In unseren Zeichnungen lassen wir alles Störende und Überflüssige fort.




Fahrzeuge A B C der IV. Dynastie
Nach Dümichen

IV. Dynastie.

A. Boote. Entweder aus Planken wie A 1, oder aus Papyrusstauden floßartig wie A 2. Zur Fortbewegung dienten Ruder — seemännisch „Riemen" — mit ovalen Blättern (c, c). Zum Steuern ein Riemen (a), der ein Querholz (b) besaß, welches wir Ruderpinne nennen wollen. Ein Bootshaken (d) vollendete die Ausrüstung. A 2 ist im Bau begriffen, steht auf den Stapelklötzen (ee), wird nicht genagelt, sondern mit Papyrustauen zusammengebunden, wie ff zeigt. Das Vorderteil in A 2 streckt sich (g) fast horizontal weg.

B. Lastfahrzeuge. Auf dem Deck vorn ein Geländer (i). In der Mitte des Decks ein Deckshaus (k) mit verzierten Seitenwänden. Ganz hinten eine zweite Deckshütte mit rundem Dach (l). Der Kopf des Steuerruders (m) an einem senkrechten Pfosten (n) befestigt. Das Steuerruder hat eine Pinne (o) wie oben. Die Riemen (pp) gehen durch einen Stropp am Dollbord (q). Auffallend ist die Aufkrümmung h.

C. Größere Fahrzeuge ohne Takelage. Darin stehen 5 Stützen (r, r), welche einen horizontalen Balken (s) tragen. Dieses deutet entweder ein offenes Deckshaus an, oder nach den Gabelstützen zu urteilen ein Zuggestänge, um dem Schiff größeren Halt zu geben. Die Riemen haben ovale Blätter, hinten sind 2 Steuerruder (t, t) angebracht.

D. Größere Fahrzeuge mit Takelage. Die Schiffsform ist der vorigen ähnlich. Hinten ein Bügel (a) für die Brassen, vorn ein Tierkopf als Gallionsbild. Das Deckshaus (b) ist viereckig. Vorn und hinten je ein viereckiger Ausschnitt (c, c), vielleicht ein Querbalken. Hinten 3 Steuerruder (d). Der Mast besteht aus zwei Stämmen (e, e), welche oben fest verbunden sind und längsschiffs zu stehen scheinen. Linie f dazwischen kann den Fall des

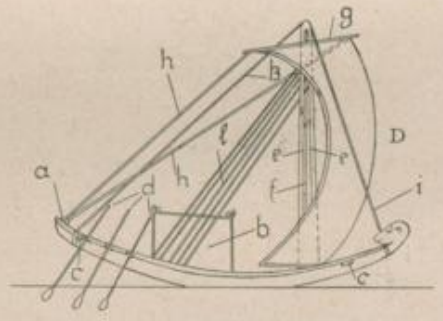
Segels vorstellen. Die Raa ist mit g bezeichnet. Das Segel ist viereckig und sehr hoch. Nach Bügel a fahren die Brassen h, h zum Stellen der Raa. Als Stütze des Mastes nach vorn das Stag i, als Stütze nach hinten das Pardun k. Die Wanten l fahren nicht wie bei uns nach der Seite, sondern rückwärts.

## V. Dynastie.

A. Boote. Zeigen deutlich die Konstruktion aus Papyrusstauden, mit dreifachen Bändern umwickelt. Der floßartige Charakter wird dadurch erkennbar, daß man die Füße der Bootsleute sieht, nur die Taueinfassung a giebt den Füßen Halt. Die Form der Bootshaken ist hier deutlich zu erkennen.

B. Lastfahrzeuge. Die beiden Steuerruder (bb) sind ohne Pinne, was einen Rückschritt bedeutet. Auf dem Vordeck steht ein Rind, welches zum Bewegen einer Anzahl von Riemen benutzt wird; wie, ist jedoch nicht erklärlich.

C. Größere Fahrzeuge ohne Takelage. Das Vorderteil flach sich streckend und kürzer als das Hinterteil. Hinten zwei Poller (c, c), vorn ein Poller (c) zum Festmachen von Tauen ꝛc. Bei dd Taustroppen — Tauringe —, durch welche die Steuerruder durchgesteckt sind. In dem Fahrzeug stehen wiederum 5 Stützen, zum Teil gabelförmig und zu demselben Zweck wie bei C der IV. Dynastie. Eine aufgesetzte Planke (ff) dient zum Schutze der Ruderer. Die Riemen sind durch Stroppen an ff durchgesteckt. Zur Sicherung der Steuerruder sind, deutlich sichtbar, sogenannte Sorgleinen (gg) angebracht.



Fahrzeug D der IV Dynastie
Nach Dümichen

D. Größeres Fahrzeug mit Takelage. Ähnelt sehr D aus der IV. Dynastie. Das Hinterschiff steigt sehr in die Höhe, um den Leuten an den Steuerrudern (h) freien Ausblick nach vorn zu gewähren. Auf dem Aufbau sitzt ein Mann, welcher die Brassen (ii) regiert. Die Nebenskizze oben zeigt den oberen Teil des Mastes mit leiterartigen Querstäben. Oben auf der Mastspitze befindet sich ein Bügel, um das Pardun l daran zu befestigen. Die Raa zeigt in der Mitte eine Anschwellung, für welche eine Erklärung nicht abgegeben werden kann. Die Riemen der Ruderer sind in dieser Periode vielfach mit Sorgleinen versehen, wie k in der Nebenskizze zeigt. Vielfach stehen die Ruderer, manchmal werden sie mit untergeschlagenen Beinen und nach vorn sehend dargestellt (Nebenskizze links), oft sind sie auch sitzend mit dem Gesicht nach hinten gezeichnet (Nebenskizze rechts).

## VI. Dynastie.

A. Boote. Andere Fahrzeuge aus dieser Zeit sind in Darstellungen bis jetzt nicht aufgefunden. Das oberste Boot zeigt die Zusammensetzung aus kurzen Holzplanken (Mimosenholz). Das zweite Boot scheint gleichfalls aus Holz gefertigt zu sein und noch im Bau befindlich auf Stapelklötzen ruhend. In der Mitte steht eine Gabelstütze. Darüber läuft das Tau aa. Vermittelst eines Hebelwerks, angedeutet durch die Handspeichen bb, soll die Gabelstütze in der Pfeilrichtung bewegt werden. Das Tau a, a wird dadurch gespannt, holt die Enden des

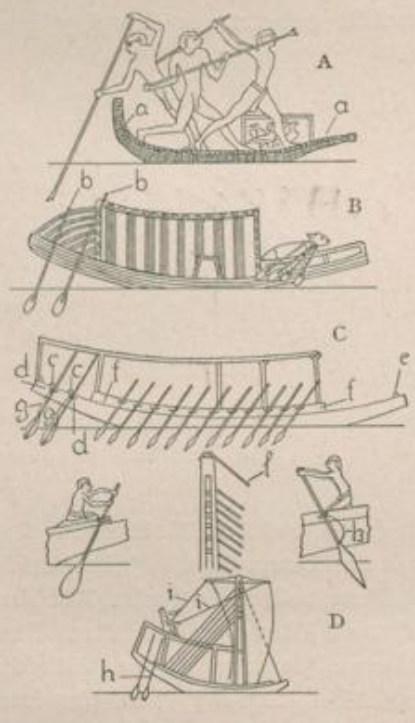
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bootes nach oben und giebt denselben Stütze. Ähnliche Einrichtungen kamen auch bei den Griechen vor — hier Hypozome genannt. Das dritte Boot zeigt, wie die Bootsenden durch Umschnürung mit Tauen zusammengehalten werden.

### XII. Dynastie. 2100 vor Christus.

Beispiele für Fahrzeuge A und B sind nicht vorhanden.

C. Größere Fahrzeuge ohne Takelage. Das Beispiel stellt eine Totenbarke dar mit seltsam sich zurückkrümmenden Schiffsenden. Auch hier wird der Rumpf durch Querbanden zusammengehalten wie bei den Papyrusfahrzeugen. Das Auffallende hier sind die beiden Steuerruder (a, a). Beide werden vermittelst einer senkrechten Pinne (b) von nur einem Manne regiert. Früher hatte man 2—5 Riemen zum Steuern mit ebensoviel Leuten daran. Die Steuerruder werden nun in folgender Weise befestigt: Auf Deck stehen zwei senkrechte Pfosten (c), oben durch einen Tauring zusammengehalten. Durch den Tauring werden die Ruderschäfte (a, a) durchgesteckt, so daß sie nach rechts und links hin bewegt werden können. Wahrscheinlich waren beide Schäfte dann noch durch eine Querstange verbunden, durch welche die senkrecht nach unten zeigende Pinne b gesteckt wurde.




Fahrzeuge A B C D der V. Dynastie
Nach Dümichen

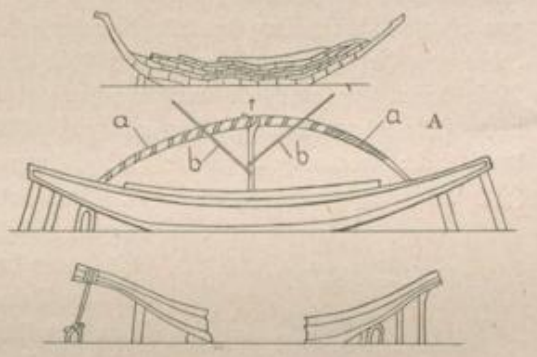
D. Größere Fahrzeuge mit Takelage. Die Einrichtung des Steuerruders ist hier gut erkennbar. Die querliegenden Tauringe sind mit d bezeichnet. Der Ruderschaft ist mit einem Querholz (e) versehen, um nicht herausrutschen zu können. In f erscheinen die senkrecht stehenden Ruderpfosten, unten mit Backen und Tauumschnürungen versehen. Es zeigen sich merkwürdigerweise 2 Ruderpinnen (g). In der Takelage findet sich ein bedeutender Fortschritt. Der Mast besteht aus einem Stück. Vor demselben steht ein ganz kurzer Stumpf, woran er festgebunden ist. Die Raa (h) ist länger als früher, das Segel niedriger, dafür desto breiter. Unten ist eine zweite Raa, eine Unterlieksraa (i) angebracht. Als Stütze der Raa nach oben erscheinen zum ersten Male Toppnanten (k, k), je drei auf jeder Seite. Die Unterlieksraa zeigt ähnliche Taue, wahrscheinlich als Gordings zum Bergen des Segels benutzt (l, l). Sie fahren von unten nach der Spitze des Mastes und dort wohl über Rollen in oder am Mast und wieder herunter an Deck, wo die Mannschaft dabei beschäftigt ist, sie anzuholen. Die Raa des Unterlieks würde sich dabei in der Pfeilrichtung bewegen. Oben zeigt der Mast Verstärkungsringe. Das Stag (m) fährt wie früher, n sind die Wanten, o deutet eine Brasse an.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

XVII. Dynastie.

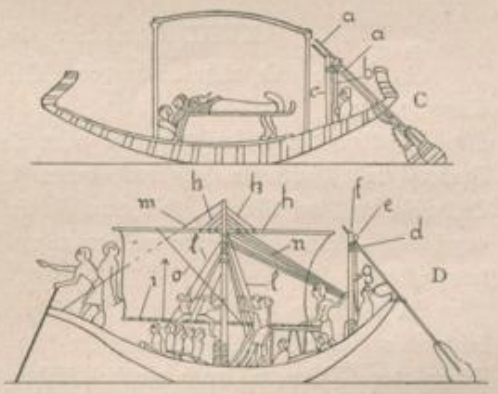
Fahrzeuge A, B, C fehlen. Fahrzeuge der Klasse D sind vorhanden, vor allen Dingen aber auch Seeschiffe aus Klasse E.

D. Größere Fahrzeuge mit Takelage. Das Hinterende zeigt eine gabelförmige Ausschweifung zum Einlegen des Steuerruders. Der Schaft desselben (a) geht durch die Tauringe (b) am Kopf zweier Ruderpfosten (c), und die Ruderpinne (d) geht senkrecht herunter. Als Neuerung tritt je ein kastenförmiger Aufbau vorn (e) und hinten (f) auf. Die Seitenwände daran erscheinen wie aus Latten zusammengesetzt. Etwas Ähnliches (Back und Schanze) findet sich bei den altgriechischen Schiffen (ἴκρια πρώρας und ἴκρια πρύμνης.) Der Mast zeigt wiederum zwei Stämme mit Leitersprossen oben und Querbändern unten. Beide Raaen (g und h) sind nach unten und oben leicht gekrümmt. Das Segel ist oben in der Mitte ausgeschnitten. Drei Gordings (i,i) sind auf jeder Seite angegeben, jedoch nicht in richtiger Richtung. Ebenso sind 3 Wanten (k) verzeichnet. Mit der Peitsche in der Hand erscheint auf dem Deckshause der „Rudererkommandeur", welcher von nun an auf allen Darstellungen vorkommt, auch später noch bei den Mittelmeer-Galeeren, wo er den Namen „comite" führte.




Fahrzeuge A der VI. Dynastie
Nach Dümichen. Flotte T. XXIX

E. Seeschiffe. Dieselben sind uns in Tempelabbildungen erhalten und verherrlichen hier die Expeditionen, welche die Königin Ramaka Hatschepsu nach dem Lande Punt entsandte.




Fahrzeuge C und D der XII. Dynastie
Nach Dümichen

Der Vorsteven zeigt bei denselben eine eigenartige aufsteigende Spitze a. Der Hintersteven krümmt sich und endigt in einer Lotosblume, deren Hals mit Tauwerk umschnürt ist. In der Schiffswand zeigen sich 16 schmale Vierecke (b,b), entweder Ballenköpfe oder Speigatten, um das an Deck spritzende Wasser ablaufen zu lassen. Ein aufgesetzter Dollbord läuft von vorn bis hinten, daran auf jeder Seite 15 Tauringe (Stroppen) für die Riemen der Ruderer. Das Schiff hatte also 30 Riemen im ganzen. Die Schafte der Steuerruder (c) sind starke Balken, entweder viereckig oder mit einer Abschrägung (d) vorn versehen falls nicht etwa hier ein Irrtum des altägyptischen Zeichners vorliegt. Die Ruderpfosten (e) endigen oben in einer Gabel zur Aufnahme des Ruderschaftes (c). Unter der Gabel erscheinen in f die dreifachen Tauringe, durch welche der Ruderschaft gesteckt ist. Eine Quer-

verbindung beider Ruderschafte muß vorhanden gewesen sein. Von ihr ging die Ruderpinne (i) senkrecht herunter. Bei g steht ein starker Querbalken heraus, um diesen, sowie um die Ruderpfosten (o) ist eine schwere Taulaschung (h) geschlungen, um den Ruderpfosten besseren Halt zu geben. Dicht vor dem Ruderschaft liegt eine fünffache Tauzurrung (k). Eine ähnliche Zurrung gehört vorn bei l hin. Beide Tauzurrungen (k und l) sind durch ein schweres Tau miteinander verbunden (m,m), welches über die Gabelstützen n,n führt und als Hypozom oder als Verstärkung des Längenverbandes dient. Die Back (o) und die Schanze (p) haben wir hier noch deutlicher als bei Fahrzeug D. Die Takelage besteht aus nur einem Mast, dessen Fuß gleichfalls durch ein starkes darum gewundenes Tau (q) seitwärts gestützt wird. Die obere Raa (r,r) ist aus zwei Stücken zusammengesetzt und wird nach oben durch 2 Toppnanten (s,s) gestützt. Hinzu kommen auf jeder Seite noch 3 Hilfstoppnanten (t,t), welche lose herunterhängen. Die Unterlieksraa (u,u) ist gleichfalls aus zwei Stücken zusammengesetzt, das Segel ist nur auf 3 Punkten an jeder Seite daran befestigt. Sie wird von 9 Gordings (v,v ꝛc.) auf jeder Seite getragen. Die Brassen (w,w) gehen von der Mitte der Raa aus. Die Parduns (z,z) gehen oben nach dem Mars (x). Ganz oben geht eine Taulaschung um den Mast, von welcher aus ein dünnes Stag (y) nach vorn führt. Ein zweites Stag kann außerdem vorhanden gewesen sein. Der Mars müßte nach unserer Ansicht höher sitzen. Die Raa würde über die mit 1 bezeichnete vortretende Ecke selbst ohne Rack nicht herüber zu bringen sein. Sie könnte höchstens da sitzen, wo wir den schwarzen Ring hingezeichnet haben.

Fahrzeug D der XVII. Dynastie
Nach Dümichen

XVIII. Dynastie. 1600—1400 vor Christus.

A. Boote sind nicht vorhanden. Bei den Lastfahrzeugen B finden sich nur geringe Abweichungen.

C. Von den Ruderfahrzeugen ohne Takelage führen wir eine Totenbarke an, deren Vorder- und Hinterende sich nach innen krümmen und in Lotosblumen endigen. Der Baldachin ruht auf Säulen, die ebenfalls in Lotosblumen auslaufen. Vorn ist ein Auge angebracht — eine noch heute weitverbreitete Sitte, welche das Schiff als lebendiges Wesen kennzeichnet.

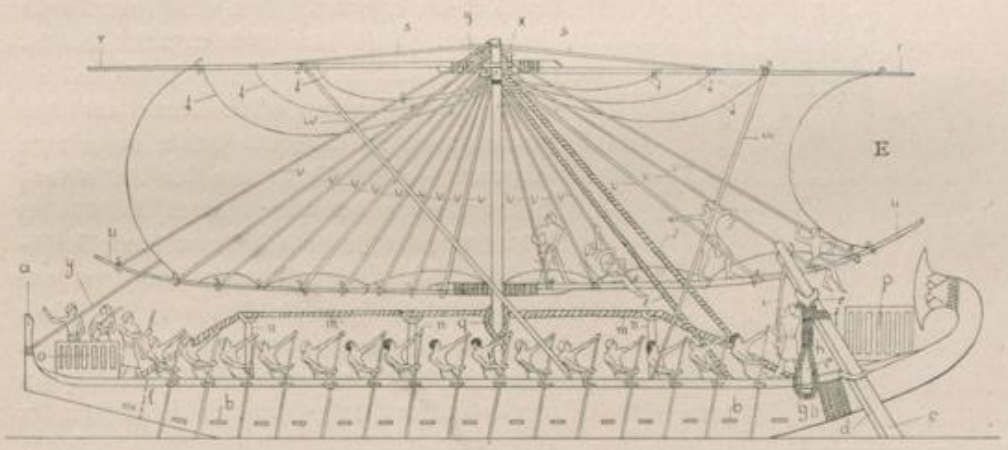
D. Größere Fahrzeuge mit Takelage. Sie unterscheiden sich wenig von dem oben beschriebenen Seeschiff E. Die Masten sind niedergelegt, und man sieht sehr deutlich die Ringe oder Öffnungen, durch welche Gordings ꝛc. durchgeleitet wurden. Auffallend ist der Ansatz a am Ruderschaft. Der Finger daran sollte wohl in ein Loch am Hintersteven eingelassen werden. Dies würde ein Vorläufer unserer modernen Rudereinrichtungen sein.

Die späteren Darstellungen aus dem ägyptischen Seewesen zeigen keine technischen Verbesserungen, wohl aber noch primitivere Zeichnungen. Zu Ramses' Zeiten (Kampf mit den Seevölkern) ist nur noch eine Raa vorhanden. Der Mars zeigt in der beigefügten Figur eine kelchartige Form und ist mit Bogenschützen besetzt. (S. Abbild. S. 677.)

Unter den Ptolemäern lehnte sich das ägyptische Seewesen an das der Griechen an. Unter Königin Ramaka Hatscheptu war es auf jeden Fall völlig frei von fremden Einflüssen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Schlachten und Gefechte, welche von den Pharaonen zu Wasser geschlagen wurden, beanspruchen nur einen geringen Raum. Sie wurden meistens auf Flüssen, Kanälen und Landseen ausgefochten und zwar oft halb als Land-, halb als See-Gefechte. Die hierzu verwendeten Fahrzeuge werden kaum als eigentliche Kriegsfahrzeuge zu denken sein, wie das zuletzt dargestellte altägyptische Kriegsschiff. Man wird aus der bunten Reihe jener Nilfahrzeuge, die wir oben vorführten, genommen haben, was brauchbar war zum Kriegszug, und setzte die Streiter dann einfach an Bord, bewaffnet mit Wurfspeer, Bogen und Streitaxt. Die Beziehungen zum Lande Punt sind friedlicher Art gewesen. Es handelte sich dabei lediglich darum, den Handel mit Weihrauch in die Hände zu bekommen und aufrecht zu erhalten. Das „Weihrauchland Punt" ist in Arabien, in der Gegend des heutigen Aden




Fahrzeug E der XVII. Dynastie
Nach Dümichen

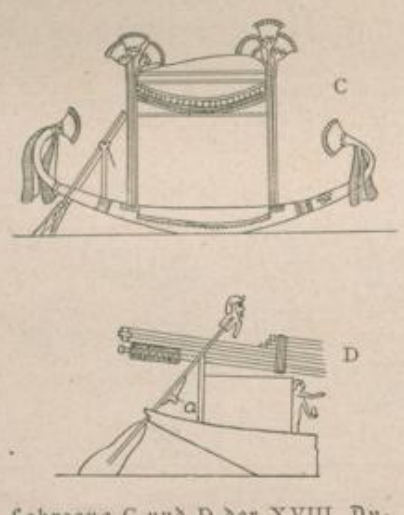
zu suchen und außerdem in der gegenüberliegenden Somaliküste. Dorthin steuerten die ägyptischen Seeschiffe schon zur Zeit der XI. Dynastie.

Während der Herrschaft der XII. Dynastie steht der Seehandel auf dem roten Meere in voller Blüte und wird dabei in den Urkunden stets von „Königlichen Expeditionen" über See gesprochen. Ob es daneben auch Privathandel gegeben hat, ist leider nicht bekannt Der Einbruch der Hyksos mag diesen Handel dann unterbrochen haben, und es folgten die Kämpfe zur Vertreibung der Fremdlinge.

Denn — so erzählt Manetho — „es erhoben sich die Herrscher des Gebiets von Theben und des übrigen Landes gegen die Fremden, und es brach ein großer und langjähriger Krieg aus." Die letzten Herrscher der XVII. Dynastie haben diesen Freiheitskampf begonnen. Über dessen Ausgang belehrt uns die Grabschrift eines in Elkab bestatteten Schiffskapitäns A'ahmes, die folgendermaßen lautet:

„Ich wurde geboren in der Stadt Nechebt (Elkab); mein Vater, Namens Baba, Sohn der Roant, war Offizier des seligen Königs Ra'seqenen (Ta'a III). Da wurde auch ich Offizier an seiner Stelle auf dem Schiff „das Kalb" zur Zeit des seligen Königs A'ahmes. Ich war noch ein Knabe, der kein Weib kannte; als ich mir aber ein Haus

gegründet hatte, ging ich über auf das Schiff „Nord“ wegen meiner Tapferkeit, und ich war zu Fuß im Gefolge des Königs, wenn er ausfuhr auf seinem Wagen. Da belagerte der König die Festung Auaris, und ich kämpfte tapfer zu Fuß vor Seiner Majestät. Darauf ging ich über auf das Schiff „Glanz in Memphis“, und der König lieferte eine Schlacht zu Wasser auf dem Kanal (oder See) Bedku von Auaris. Da focht ich und brachte eine (abgehauene) Hand (als Beleg der Tapferkeit) ein. Als das dem Sprecher des Königs gemeldet wurde, gab mir der König das Gold der Tapferkeit“ — eine mit unseren Orden vergleichbare Auszeichnung —. „Und wiederum fand ein Kampf statt an diesem Ort, und wieder focht ich dabei und brachte eine Hand heim und erhielt das Gold der Tapferkeit zum zweiten Male. Danach wurde eine Schlacht geschlagen bei Taqemt im Süden der Stadt, und ich brachte einen Gefangenen heim“, den A'ahmes erbeutete, indem er sich ins Wasser hineinwagte. Aufs neue wird er dafür belohnt. „Da nahm der König die Stadt Auaris, und ich machte vier Gefangene, einen Mann und drei Frauen, und Se. Majestät schenkte sie mir zu Sklaven.“ — Nach Vertreibung der Hykfos und Wiederherstellung der alten Grenzen des Reiches finden wir eine Frau als „Pharao“ und Reichsoberhaupt: die Königin Ramaka Hatschepsu, und diese führte als ägyptische Semiramis das Regiment mit fester Hand. Große Kriege hat sie zwar nicht geführt, dagegen nahm sie die Beziehungen zum Lande Punt wieder auf, und die Seefahrt der Ägypter kam nach längerer Unterbrechung wieder in Gang. Im 9. Jahre ihrer Regierung wurde eine größere Expedition von Schiffen dorthin entsendet, über deren Verlauf wir durch die Darstellungen und Inschriften des von der Königin erbauten Terrassentempels von Der el-bahari ziemlich genau unterrichtet sind. E ist eins von ihren Seeschiffen. Wahrscheinlich sind dieselben von Koptos ausgegangen und sind glücklich und reich befrachtet in die Heimat zurückgekehrt. In das Land Punt haben wir auch das Reich jener Königin von Saba zu verlegen, welche etwa 800 Jahre später mit König Salomo in Beziehungen trat. Ihre Residenz Saba lag im südwestlichen Arabien, ist zwischen Aden und Märib zu suchen. Die neue Verbindung mit dem arabischen Weihrauchland blieb jahrzehntelang ununterbrochen.

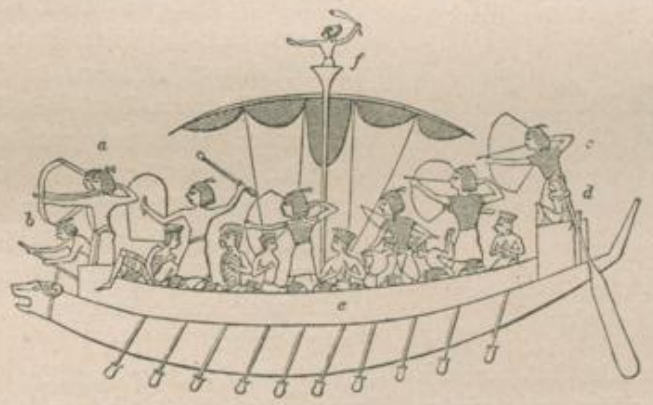



Fahrzeug C und D der XVIII. Dynastie
Nach Dümichen

In die Regierungszeit des Pharao Merneptah fällt ein Ereignis, welches für uns hier von ganz besonderem Interesse ist: der erste Angriff der „Seevölker“. Sie werden von den Ägyptern selbst „Nordvölker aus aller Herren Landen“ genannt. Unter diesen Völkern werden namhaft gemacht die Turscha, Schardana, Schakarusch, Aquaiwascha und die Ruku. Die Schardana hatten Ägypten kennen gelernt, indem sie unter Ramses II. schon zahlreich als Söldner in dem ägyptischen Heere gedient hatten, und man vermutet, ihr Vaterland sei die Insel Sardinien gewesen; — durch die Phönizier war allen diesen Völkern wohl Kunde von dem reichen Ägypterland zugetragen worden. Nun erschienen sie urplötzlich an der Ost-

grenze Ägyptens im Verein mit jenen anderen Völkerscharen, deren Heimat ebenfalls auf den Mittelmeer-Inseln und in fremder Küstengegend zu suchen ist. Sie waren demnach über See als echte und zum Teil auch sicher hellenische Piraten herangezogen, um zu erobern, vielleicht auch nur, um mit ihrem Raub wieder heimzufahren. Ein zahlreiches Heer von Libyern schloß sich ihnen an. Der herbeigeeilte Pharao schlug sie in der blutigen Entscheidungsschlacht bei Prosopis — etwa um 1230 v. Chr. — aufs Haupt und wendete die Gefahr ab. Noch zweimal traten später derartige Seevölker an Ägyptens Küste auf.

Necho II. versucht durch Kanalbauten den Nil mit dem roten Meere zu verbinden. Der Sage nach hat er außerdem Afrika durch phönizische Seeleute völlig umsegeln lassen. Herodot berichtet, daß die Expedition im dritten Jahre die Säulen des Herkules passiert hätte und dann nach Ägypten zurückkam. Ein Grund, an der Wahrheit dieser Thatsache zu zweifeln, dürfte kaum vorhanden sein, wenn die Expedition auch keinerlei praktischen Erfolg hatte.




Altägyptisches Kriegsschiff
15. Jahrhundert v. Chr.
Nach Wilkinson

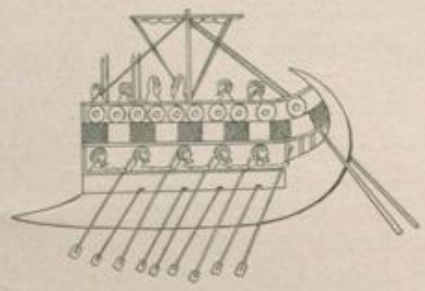
Necho ergänzte die Wehrkraft des Landes, indem er auf dem roten Meere sowohl wie auf dem Mittelmeere Kriegsflotten baute, und zwar ließ er Trieren nach griechischem Muster erbauen. Damit tritt Ägypten in die Reihe der Seemächte ein. Zur Zeit des Königs Xerxes ist es im stande, dem Perserkönig 200 Schiffe zu seiner Flotte zu stellen.

Der Boden, von wo aus die Phönizier ihre Thätigkeit beginnen, ist das Küstenland vom Nahr el Kebir bis zur Nordspitze des Berges Karmel. Ein schmaler Meeressaum, der von dem Hinterland durch hohe Gebirge getrennt ist, welch letztere eine Ausbreitung nach Osten zu verwehren und zugleich in ihrer Wildheit gen Osten hin eine Schutzmauer bilden. Von Norden und Süden her ist dagegen eine feindliche Invasion möglich und nur ein 120 km langer Streifen bleibt auch dagegen abgeschlossen. Hier befanden sich auch die phönizischen Hauptstädte, die Ausgangspunkte des Handels mit dem Abendlande.

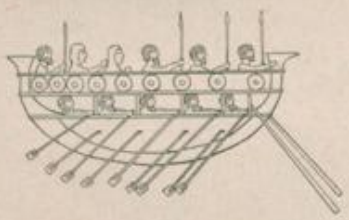
War der Weg nach Osten für die Phönizier verbarrikadiert, so hatte dies zur Folge, daß sie auf den Seeweg hingewiesen wurden. Und auf diesem wanderte die überflüssige Bevölkerung aus, gründete Kolonien und trieb Handel. Ihr Charakter wird dabei nicht als im günstigsten Lichte stehend geschildert: „Häufig ist von ihrem Thun und Treiben die Rede von der unvergleichlichen Pracht der aus Silber gearbeiteten Mischkrüge und kunstreichen ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stickten Gewebe, die für ein Werk der Sidonier galten, von dem Gold- und Bernsteinschmucke, mit dem sie sich zum Verkauf melden, von der unredlichen, betrügerischen Gesinnung und gemeingefährlichen Arglist dieser Hausierer, die ränkevoll gutmütige, arglos vertrauende Leute unter falschen Vorspiegelungen um ihre Habe bringen und noch obendrein in Sklaverei verkaufen, die Mägde beschwatzen, mit gestohlenem Gut und dem Kinde ihrer Herrschaft an Bord zu kommen, hurtig mit ihnen davonfahren und im ersten besten Hafenort das entführte Kind, einen Sohn vornehmer Eltern, als Sklaven verhandeln." (Oncken, I 4, 2. Hälfte.)



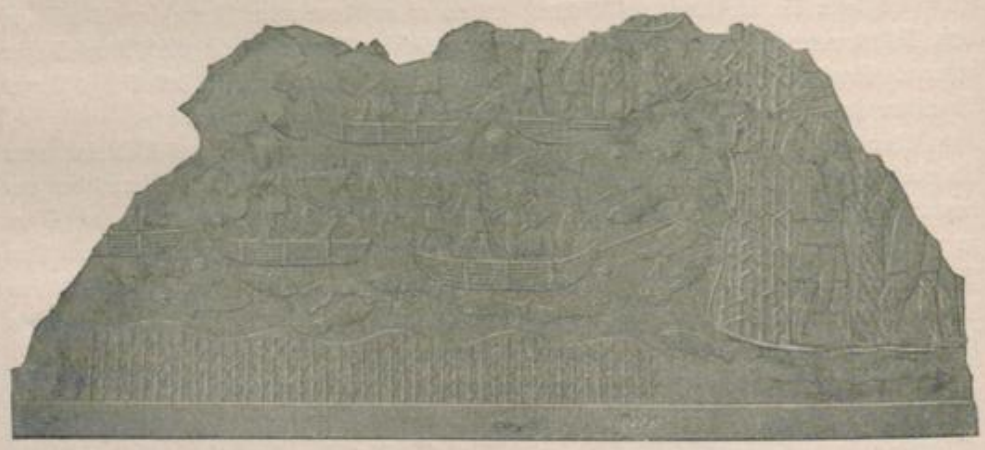
Phönizisches Kriegsschiff



Phönizisches Flachschiff
Nach Oncken I. 4.

Die phönizischen Städte an Syriens Küste bildeten keine politische Einheit, jede Stadt regierte sich und das zugehörige Land selbst, vielfach unter „Königen" stehend und im Rangstreit untereinander. So waren Tyros und Sidon eifersüchtig aufeinander. Jedes behauptete die älteste Stadt zu sein. Tyros überflügelte später Sidon und letzteres stellte Alexander dem Großen bereitwillig Kriegsschiffe zur Blockierung der belagerten Inselfestung und führte dadurch deren Fall herbei, indem die thyrrenische Flotte lahmgelegt wurde.

Phönizien blieb stets von außen her stark beeinflußt; der ägyptische Einfluß wechselte mit dem babylonischen und persischen. Immer jedoch bleibt der nur auf Handelsgewinn gerichtete Sinn der gleiche, es wird lieber Tribut gezahlt als Krieg geführt. Über See dagegen entfaltet sich eine riesige Kolonial- und Handelsthätigkeit. Im 16. Jahrhundert vor Christus finden wir phönizische Kolonien nicht nur auf Cypern und teilweise auf der



Assyrischer Kriegszug gegen ein Volk in den Niederungen
Nach ein Skulptur aus Kujundschick

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Südküste von Kleinasien, sondern auch bereits im ägäischen Meere, und die Insel Rhodos ist wahrscheinlich der Übergangspunkt hierher gewesen.

Von Kreta und Kythera aus hatten die Phönizier den Zugang zur westlichen Hälfte des Mittelmeeres gefunden. Zu ihrer Eigentümlichkeit gehörte es stets, an den Küsten längs zu segeln und sich nicht auf Hochseefahrt einzulassen. Wenigstens nicht von vornherein. So mögen ihnen Sizilien, Malta, Pantellaria, die Küste westlich der großen Syrte, Sardinien und die Pityusen (Ebusos) erwünschte Ankerplätze geboten haben, bis sie das metallreiche Spanien erreicht hatten. An der Südostküste Spaniens hatten sie dann zuerst festen Fuß gefaßt, und von hier aus durchsegelten sie die Straße von Gibraltar, gründeten Gades (Cadix) und Utica, sowie Lixos. Die alten Ansiedlungen der Phönizier im ägäischen Meere waren seiner Zeit hauptsächlich von den Sidoniern ausgegangen, hier im westlichen Becken des Mittelmeeres finden wir in erster Linie die Männer von Tyros. Später wird dann Karthago der Brennpunkt einer ganzen Anzahl neuer Kolonien. Den wechselvollen Schicksalen der Phönizier können wir leider nicht genauer folgen. Nur einer Thatsache müssen wir noch Erwähnung thun: Senacherib von Assyrien unterwarf Sidon und nahm dann aus Syrien und Phönizien Arbeiter mit nach Ninive, um von denselben Schiffe zu einer Kriegsfahrt — etwa 701 v. Chr. — bauen zu lassen. Sie waren zu einer Expedition auf dem Tigris bestimmt und ein assyrisches Relief zu Kujundschik stellt diese Fahrzeuge dar. Zwei davon sind in den Zeichnungen wiedergegeben. Sie geben uns auf jeden Fall ein deutliches Bild von der Bauart der phönizischen Flotten. Die Länge der Schiffe und die Anzahl der Riemen muß man allerdings in Gedanken vergrößern. Die Takelagen sind nur dürftig angedeutet. Die Kriegsschiffe zeigen einen stark nach innen sich rundenden, steil aufsteigenden Hintersteven, während der Vordersteven sich zu einer langen Ramme ausstreckt. Zwei einfache Riemen zum Steuern sind vorhanden und zum Bewegen der Schiffe dienen zwei Reihen von Riemen übereinander. Die Köpfe der Ruderer in der obersten Reihe sind hierbei sichtbar. Über den Ruderern ist noch einmal ein Deck gelegt. An dessen Regeling sind die Schilde der Krieger an der Außenseite befestigt. Auf dem Deck sieht man Krieger mit Speeren bewaffnet, dazwischen Gefangene sitzen. Ähnliches findet man bei den Lastschiffen, nur fehlt hier die Ramme, und beide Steven steigen gleichmäßig nach außen gekrümmt empor.

Assyrischer König, einen Fluß passierend

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 3. Die Seekriege des Altertumes im Mittelmeer

Waren die ägyptischen Schiffe hauptsächlich Verkehrsmittel, selten eigentliche Kriegsschiffe, so waren sie doch Vorbilder für die griechischen Schiffe. Dieselben waren den Phöniziern wohl bekannt, waren von ihnen nachgeahmt und vervollkommt. Die Griechen waren in der Seefahrt dann wieder gelehrige Schüler der Phönizier. Von den karthagischen Phöniziern lernten später die Römer den Bau von Kriegsschiffen. Nach Verfall des weströmischen Reiches setzten sich die Traditionen in den venezianischen ꝛc. Galeeren fort.

Die ältesten Schiffe der Griechen, wie sie auch zu Homers Zeiten im Gebrauch waren, sind größere zum Rudern und Segeln eingerichtete Fahrzeuge gewesen. In der ersten Zeit sicher völlig ungedeckt und offen, später vorn und hinten mit je einem kurzen Deck versehen. Sie führten einen Mast, welcher niedergelegt werden konnte und daran ein einfaches viereckiges Raasegel. An und für sich mögen sie anfangs nur zu Transportzwecken gedient haben, doch mag sehr früh schon denselben der Sporn oder die Ramme als Waffe gegeben worden sein. Die Phönizier waren hiermit wenigstens schon vorangegangen. Die griechische Seetaktik gründete sich später völlig auf den Gebrauch der Ramme. Sie ging darauf aus, das gegnerische Schiff durch Leckstoßen unschädlich zu machen. Deshalb befanden sich in der Regel auch nur wenige Krieger an Bord. Man suchte nicht das Entergefecht, wie es später die Römer im ersten punischen Kriege thaten — aus sehr triftigen Gründen. Die Kriegsschiffe führten deshalb in erster Linie die Riemen als Motor, daneben eine Hilfstakelage, die im Gefecht niedergelegt wurde. Die Handelsschiffe machten es umgekehrt. Die lang und schmal gebauten Kriegsschiffe, die man zu bauen anfing, wurden nach der Zahl der Riemen genannt: der Zwanzigruderer hatte 10 Riemen an jeder Seite, im ganzen also 20. Man hatte zuerst 20-, 30- und 50-Ruderer. Als ein solcher 50-Ruderer wird das Schiff Nr. 3 bezeichnet. Zum Vergleich hiermit wählen wir 2 Fahrzeuge, welche noch in allerneuester Zeit im Gebrauch waren. Es sind dies Nr. 1 und 2, die preußische Ruder-

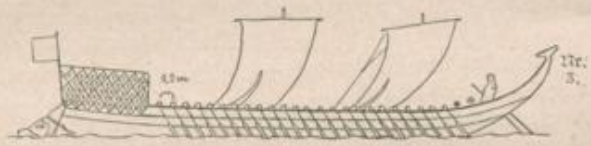
Nr. 1.

Preußische Ruderkanonen-Schaluppe

Nr. 2.

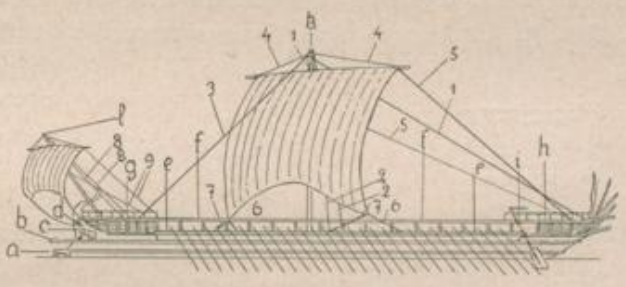
Preußische Ruderkanonen-Jolle. 1 und 2 von 1848—70

kanonen-Schaluppe und Ruderkanonen-Jolle von 1848—1870. Sie sind die letzten Vertreter der Ruderkriegsschiffe und blicken auf eine Ahnenreihe zurück, welche zurückreicht bis in die Zeit der Pharaonen. Die Schaluppe Nr. 1 hatte 12 Riemen auf jeder Seite. Sie würde demnach von den Griechen als 24-Ruderer bezeichnet worden sein. Als vergleichende Maßeinheit setzen wir die Entfernung zweier Riemen oder Ruderdollen voneinander = 1,2 m an. Dann erhalten wir die ganze Länge der Schaluppe = 20—21 m. Dieses Maß entspricht der Wirklichkeit. Überträgt man dieses Meßverfahren auf Nr. 3, so ergiebt sich dessen Länge = 52 m, von der Spornspitze bis zum Ende des aufgekrümmten Hinterstevens. Die Länge zwischen den Perpendikeln wird sich auf etwa 39 m ergeben. Das von dem Vasenbemaler sehr nachlässig gezeichnete Bild giebt nur 24 Riemen an. Der hinterste Ruderer sitzt da, wo es der Stern * angiebt, also viel zu dicht dem Steuermann auf den Leib. Die genauer eingezeichnete Dollenentfernung von 1,2 m läßt da, wo der schwarze Punkt (.) steht, noch bequem Platz für den 25. Ruderer. Die Takelage von 3 macht den Eindruck einer Hilfstakelage. Mangelhafte seemännische Kenntnisse lassen jedoch Windrichtung (Flagge) und Segelstellung nicht übereinstimmen. Bei 1 und 2 wurde zum Gefecht die Takelage niedergelegt. Bei 3 sicherlich auch. War der 50-Ruderer der anfangs herausgebildete Typus eines Kriegsschiffes, so ging man bald daran ihn zu verbessern. Man suchte die Schnelligkeit zu erhöhen. Dies konnte nur durch Vermehrung der Ruderer bewerkstelligt werden. Hier gab es nur zwei Wege die eingeschlagen werden konnten. Entweder man schaffte durch Verlängerung des Schiffes mehr Platz. Dann verursachte die Länge des Schiffes eine sehr mangelhafte Steuerfähigkeit. Oder man blieb bei der alten Länge. Dann mußte man suchen mehr Leute als nur 1 Mann an einen Riemen zu setzen, oder — wie auch angenommen wird — mehrere Reihen von Riemen übereinander anzuordnen. Welcher Weg wirklich eingeschlagen wurde ist noch heute nicht aufgeklärt. Der Franzose Jal und Lothar Weber in Danzig bestreiten ganz entschieden, daß mehrere Reihen übereinander möglich gewesen sind. Weber ist dabei mit den sogen. „attischen Seeurkunden" (Böckh) gut vertraut. Wir führen deshalb beide Meinungen später zusammen und nebeneinander an.




Sogenannter attischer Fünfzigruderer. (Vasenbild)
Nach Oncken I 5 Seite 365

Zunächst ist es wohl am Platze den Rumpf und die Takelage einer attischen Triere zu betrachten. Das Textbild derselben ist nach der Weberschen Theorie, was Riemenanordnung betrifft, gezeichnet. Die Höhe der Ruderdollen über Wasser beträgt analog Figur 3 = 2 × 1,2 = 2,4 m. Vorn am Bug ist eine große, starke Ramme (a) angebracht. Sie

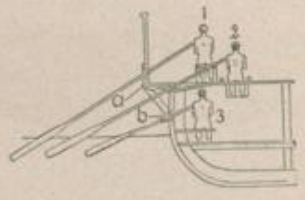



Attische Triere

konnte bei Außerdienststellung abgenommen werden. Darüber war eine zweite Ramme (b) angebracht, vielfach noch weiter hervorragend als a. Auf beiden Seiten des Buges befanden sich je ein Kranbalken (c) zum Aufhängen der Anker, vielleicht auch um ein anrennendes Schiff von den Riemen abzudrängen. Für Lagerung der Riemen war ein „Riemenkasten", seitwärts vortretend angebracht, so wie es e angiebt (in dem Piedestal der Nike von Samothrake und in dem Trierenbild). Über den Plätzen der Ruderer verbinden Laufplanken (f f) die Back (g) mit der Schanze (h). Am Bug gewahren wir ein aufgemaltes Auge (d). Auf beiden Seiten des Hecks befindet sich ein Steuerruder (i) mit Pinne. Die Anker hatten die noch heute gebräuchliche Form. In den alten Seeurkunden wird der Triere nur 1 Mast gegeben, doch konnte der Schiffsführer einen zweiten führen. Der Mast (B) der Zeichnung ist etwa 18 m hoch. Er kann bequem niedergelegt werden. Der zweite Mast kann stehen wie bei 3, oder man bringt ihn (l) ganz vorn geneigt an. Nach Breusings Ansicht wurde zum Gefecht der Mast (l) mit längsschiffs gebraßter Raae stehen gelassen. Von der nach vorn zeigenden Raaspitze ließ man dann schwere Eisen- und Bleimassen auf das feindliche Schiff herunterstürzen. Das Tau zum Aufhissen der Raae ist das Fall. Nach Breusing wurde dasselbe (1,1) gleichzeitig als Stütze des Mastes nach hinten benutzt, wie Figur zeigt. Als Seitenstütze des Mastes, zum Teil durch das Segel verdeckt, erscheinen in 2,2 die Wanten. Das Stag (3) stützt den Mast nach vorn. Die Toppnanten (4,4) geben der Raa Stütze nach oben. Die Brassen (5,5) bewirken eine richtige Stellung der Raa gegen den Wind. Die Schoten des Segels sind mit 6,6, die notwendig vorhanden gewesenen Halsen mit 7,7 bezeichnet. Am vorderen Mast zeigt 8,8 den Verlauf der Toppnanten und 9, den der Brassen an. Zum Rammgefecht mußte jedenfalls der große Mast B niedergelegt werden. Die verschiedenen Anordnungen der Ruderer und Riemen lassen sich in 2 Gruppen einteilen. Die erste setzt 3 Reihen Ruderer bei der Triere, 5 bei der Pentere u. s. w. übereinander. Wir bezeichnen sie als die „Reihentheorie". Sie stützt sich auf ein Basrelief, gefunden auf der Akropolis zu Athen, welches wir hier wiedergeben. Thatsache ist es, daß die Alten 3 Klassen von Ruderern hatten: Thraniten, Zeugiten und Thalamiten. Die Reihentheorie verteilt sie in der Weise wie sie Cybulski Seite 10 der alten Auflage angiebt: Die Thraniten sitzen auf einer Ruderbank an Deck (1). Die Zeugiten sitzen niedriger, die Füße unter Deck (2). Die Thalamiten sitzen unter Deck (3). Letztere haben ihre Riemen durch ein Loch in der Bordwand durchgesteckt. Ein Lederschlauch (b) verhinderte ein Eindringen des Wassers. a) ist der Ruderkasten. Dr. Graser giebt den Querschnitt einer Pentere ꝛc. lyraförmig an. Alle Riemen wurden durch Löcher in der Bordwand gesteckt, nur die Reserveriemen bb wurden von Deck aus regiert. Wie sich diese Anordnung bei im Seegang schlingernden Schiffe darstellen würde, zeigen wir ebenfalls. Wer könnte hierbei Takt halten!

Piedestal der Nike von Samothrake in Gestalt eines Schiffsbuges. Nach Cybulski

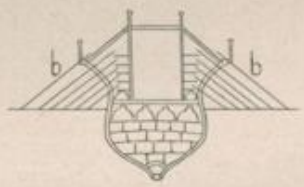
Basrelief der Akropolis zu Athen




Anordnung der Ruderer Nach Cybulski

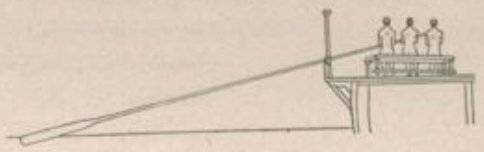
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die zweite Anordnungsgruppe (Weber) betont gerade das seemännisch Praktische. Er setzt die 3 Ruderer nicht in Reihen übereinander, sodaß jeder Riemen von einem Manne gehandhabt wird. Er setzt vielmehr alle 3 Ruderer an einen Riemen. So wie bei der später abgebildeten galeere alla scaloccio nach Furttenbach (Kap. 4). Bei den Penteren ꝛc. würden natürlich 5 u. s. w. Ruderer an einem Riemen arbeiten. Weber gruppiert die Thraniten so, daß sie von hinten gerechnet das erste Drittel (b) der ganzen Ruderer ausmachen. Darauf folgen in c die Zeugiten, und in d schließen sich nach vorn zu die Thalamiten an. Der steile Einfallswinkel der Riemen, wie ihn Grafer annimmt, fällt hierbei fort. Die Höhe der Schiffe über Wasser bleibt in der mäßigen Grenze von 2,4 m. Der von mehreren kräftigen Leuten gehandhabte Riemen konnte ziemlich lang sein, wie bei den Galeeren. Bei diesen kam außerdem eine trierische Anordnung vor, wie sie die Galeere alla zenzile (Kap. 4) zeigt. Auch diese wäre möglich gewesen, da sie alle Ruderer an Deck hat. Bei der Anordnung in 1 Gruppe würden die obersten Riemen eine so ungeheuere Länge erhalten, daß 1 Mann sie nicht regieren könnte, selbst wenn man Bleigewichte als Balancierung anbrächte. Das vorher erwähnte Relief von der Akropolis verwirft Weber vollständig, als zu undeutlich und wahrscheinlich auch gefälscht. Den Ruderern wurde — wie es heißt — der Takt durch eine Flöte angegeben. Bei der Graferschen Pentere würde auch dieses nichts genützt haben, sobald das Schiff im Seegang ins Rollen kam. Durchaus für die Webersche Theorie spricht der Umstand, daß der Ruderer seine Riemen und die der Vorderleute unbedingt übersehen können muß. Schon der mit 3 bezeichnete Thalamit bei Cybulski kann dies nicht. Bei Grafer sind sämtliche Ruderer am Sehen verhindert. Bei dem Kriegsschiffe tritt außer dem Takthalten und nicht Unterschneidenlassen des Riemens noch die Sicherung des Riemens im Gefecht hinzu. Man vergegenwärtige sich dabei die aufs Rammen berechnete Taktik der Griechen: Schiff 1 rudert zum Angriff auf a, b, c, heran. Auf den Stoß recht von vorn wird 1 verzichten. Dagegen wird es in 2 seine Steuerbordriemen selbst beiklappen, dann dicht an a vorbeijagen, um a die Riemen zu zertrümmern. Nur durch rasches Beiklappen und Einnehmen seiner Riemen an Steuerbordseite kann a sich den Motor erhalten. Nach Passieren von a wird 1 in Position 3 aufdrehen und von hinten aufrudernd, je nachdem, gegen c den Stoß versuchen. In 4 müßte 1 abermals die Riemen der einen Seite bergen, ebenso müßte c entsprechend seine Riemen bergen. Die durch Löcher in der Bordwand gesteckten Riemen würden nicht genügend beigeklappt werden können, Sicherheit gewährte

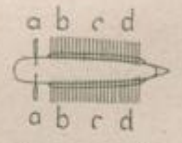



Pentere nach Grafer
(Querschnitt)

Dieselbe bei Seegang

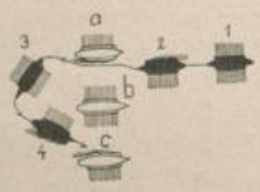


Anordnung der Ruderer im Triere
Nach L. Weber




Einteilung der Ruderer
Nach Weber
aa Pedation, b Thraniten, c Zengiten, d Thalamit

nur ein vollständiges aus dem Wasser und auf den Ruderkasten-Werfen der Riemen. Wer sich die Bugform der Triere ansieht, wird sofort einsehen, daß auch die Lyraform Grasers die Riemen nicht schützt. Dazu ragen die beiden Rammen viel zu weit vor. In der Weberschen Anordnung können die bedrohten Riemen leicht gerettet werden, eventuell durch Herauswerfen aus den Ruderklampen oder Lösen von den Dollen.




Gefechtsbild der antiken Rammtaktik

Biremis Pränestina Kriegsschiff aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.

Aßmann, Hypozom

Einwandfreie Abbildungen von Trieren aus dem Altertum sind nicht vorhanden. Dagegen sind Biremen vorhanden, wie z. B. die phönizischen Schiffe auf Seite 678. Obgleich hier zwei Reihen Riemen untereinander erscheinen — siehe auch die Biremis Pränestina —, so weiß Weber auch dies in seiner Anordnung zu erklären. Die Ruderer 1 und 2 in der Anordnung der Ruderer nach Cybulski könnten allerdings so gearbeitet haben. Sie würden ihre Riemen haben übersehen können.

Wie bei den Ägyptern schon erwähnt, suchte man durch schwere Taue den Längenverband der Schiffe zu stärken. Namentlich wollte man auch durch diese „Hypozome" den weit ausladenden Vorder- und Hinterschiffen einen nach oben wirkenden Zug geben. Die Griechen wandten gleichfalls Hypozome an, wie dieselben aber gelegt wurden, ist bis jetzt nicht aufgeklärt. Aßmann will aus einem stark beschädigten Bildwerk — siehe Aßmann, Hypozom — schließen, daß sie wie bei den Ägyptern — Klasse E z. B. — angebracht wurden. Bei diesem Bildwerk ist allerdings eine Tauumschnürung sichtbar, von wo aus das Hypozom zu einer Gabelstütze aufsteigen konnte. James Smith nimmt eine starke Trosse (dickes Tau) 3—4 mal quer um das Schiff, also um Bauch und Kiel herumlaufend. Auf Kosten der Geschwindigkeit hat man noch 1837 bei gelockertem Verband dieses Verfahren angewendet. Böckh beruft sich auf die mitabgebildete Bronze des Berliner Museums und legt die 4 Hypozome in der Längsrichtung um das Schiff. Hypozom 3 ist im Original abgebrochen. Ein Blick auf die Zeichnung Aßmann, Schiff trocken stehend, belehrt darüber, daß hierbei das 4. Hypozom noch unter die Wasserlinie kommen muß. Das würde ein Fahrthindernis erzeugen, allerdings wohl nur ein geringes. Wir wissen, daß viele Trieren bereits mit Hypozomen „gegürtet" auf der Werft standen. Andere Schiffe „gürteten" sich erst zur Zeit der Gefahr. Die Apostelgeschichte 27 und 28 erwähnt dies ausdrücklich

Bronze des Berliner Museums

Aßmann, Schiff trocken stehend

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

bei dem Schiffbruch des Paulus. Graser legt bei noch trocken stehendem Schiff die Hypozome alle unter der Wasserlinie in der Längsrichtung um das Schiff. Die Schnelligkeit des Schiffes würde dadurch leiden, jedes beschädigte Hypozom würde zum Trockenlegen des Schiffes zwingen. Diese Ansicht ist vom seemännischen Standpunkt aus völlig zu verwerfen. Die Böckhsche Auffassung hat noch am meisten für sich.

Anfänglich bauten die Griechen nur Trieren. Diese waren das eigentliche „Schiff". Erst Dionysios I. baute größere Schiffe nach dem Vorgang der Karthager. Der erste punische Krieg wurde mit Penteren ausgefochten.

Von Alexander dem Großen an kamen die immer mehr sich vergrößernden Schiffe auf. Während der römischen Bürgerkriege stieg man zu schweren Schiffen auf, die gegen den Rammstoß mit Gürtelpanzer versehen waren und Türme trugen, von wo aus Bogenschützen und Schleuderer die feindlichen Schiffe beschossen. Ein Schiff mit einem solchen Turm vorn zeigten wir dem Leser in der Biremis Prænestina. Dasselbe stammt aus dem ersten Jahrhundert nach Christi Geburt. Von den großen Schiffen kam man jedoch bald wieder ab und begann dann kleinere und flinkere Kriegsschiffe in Gebrauch zu nehmen.

Erstes Treffen bei Rhium

In Bezug auf das Personal der Flotten weisen wir darauf hin, daß zuerst der freie attische oder römische Bürger auch als Ruderer verwendet wurde. Nero scheint derjenige gewesen zu sein, der zuerst Verbrecher als Ruderer auf der Flotte benutzt hat. Von da an wird sich dies eingebürgert zu haben, denn wir finden später allenthalben die Verbrecher einen Teil der Galeeren-Ruderer ausmachen.

Eine eigentliche Seetaktik hat sich zur Zeit der zu schildernden Kämpfe kaum entwickelt. Erst nach langer Zeit bildete sich eine solche zur Blütezeit der Linienschiffe heraus. Die Angriffsformation bestand meistens in einfacher oder doppelter Dwarslinie, manchmal auch in Halbmondform, welche wir auch später noch bei Lepanto, bei den Kämpfen der spanischen Armada und den holländisch-englischen Seekriegen wiederfinden werden.

Im Anfang der griechischen Geschichte finden wir die Hellenen in zahlreiche Stämme zerteilt, sowohl an der kleinasiatischen wie auch an der Ostküste von Griechenland ansässig. Von hier aus geht dann eine großartige Kolonisation aus. Das ganze Küstenland des Schwarzen Meeres, Süditalien und Sizilien bedecken sich mit hellenischen Pflanzstädten, und bald sind sie zur See Herren des östlichen Mittelmeerbeckens. Um das Bild dieser Kolonisationsthätigkeit weiter zu verfolgen, sei erwähnt, daß die Karthager zwar ängstlich Wache hielten, um das westliche Becken des Mittelmeeres vor den Griechen zu bewahren, daß aber trotzdem die Hellenen bis zur Rhonemündung, selbst bis zur Straße von Gibraltor und durch dieselbe hindurch drangen. Die Rückwirkung dieser Zerstreuung war, daß im Mutterlande eine Anzahl freistädtischer Gemeinden entstanden, unter welchen bald Sparta und Athen hervorragten, während die ungeheure Zahl der Pflanzstädte sich völlig selbständig machten. Solange die Nachbarn dieser kleinen Staaten der Griechen ohne Zusammenhang waren, war auch die Position dieser isolierten Pflanzstädte haltbar. Von dem Moment jedoch, wo im Hinterland eine starke Macht sich zusammenballte, trat mit unabweisbarer Konsequenz an letztere die Notwendigkeit heran, sich der Küste zu bemächtigen. Als die Perser sich zu einer solchen Macht erhoben hatten, drangen sie in Klein-Asien bis zum

hellenischen Küstensaum vor. Zunächst wurden von dem Perserkönig Cyrus nach gewaltigem Kampf die hellenischen Küstenstädte völlig unterworfen, bis etwa 549 v. Chr. Zur Zeit des Perserkönigs Darius I. erhoben sich unter Histiäus und Aristagoras die kleinasiatischen Griechen gegen ihre Unterdrücker. Da die europäischen Griechen diesen Aufstand unterstützt hatten, so wurden hierdurch jene Verwickelungen herbeigeführt, welche zu den großen Perserkriegen führten.

Aus den Angriffen der Perser auf Griechenland wollen wir die Schlacht bei Salamis einer genaueren Betrachtung würdigen, weil sie für diesen Band von speziellem Interesse ist.

Die bei Salamis versammelte Griechenflotte war bis auf 378 Trieren angewachsen. Ihnen gegenüber standen 800 persische Kriegsschiffe unter Achämenes. Dieser wagte nicht die Flotte zu teilen und mit einer Division derselben den Peloponnes von Süden her anzugreifen. Er wollte nur mit ungeheuerer Übermacht den Kampf gegen die seekundigen und tapfern Gegner unternehmen. Auf deren Flotte hatten sich alle waffenfähigen Männer der attischen Landschaften eingeschifft. Als die Riesenflotte der Perser sich gegen den Eingang zum Sund von Salamis wandte und auch das attische Gestade des Sundes sich mit persischen Bewaffneten bedeckte, entfiel den meisten griechischen Flottenführern der Mut; man wollte sich ohne Kampf zurückziehen. In diesem kritischen Moment verfiel Themistokles auf ein verzweifeltes Mittel. Er schickte seinen Sklaven Sikinnos mit heimlicher Botschaft hinüber nach Phaleron zum König Xerxes: „der Feldherr der Athener sei den Persern zugethan und lasse daher den Großkönig wissen, daß die Griechen aus Angst im Begriff ständen, die Flucht zu ergreifen. Die Perser sollten sie nicht entwischen lassen! Das sei nicht schwer, denn bei den Griechen herrsche offene Zwietracht, und von Gegenwehr könne kaum die Rede sein." Unter den persischen Schiffen befand sich auch das Geschwader, welches Artemisia, die Königin von Halikarnassus, dem Großkönig zugeführt hatte, und welches sie auch in der Schlacht tapfer führte. Artemisia war gegen einen Seekampf: „die Griechen würden von selbst auseinanderlaufen, deshalb wäre ein Eindringen in den Peloponnesos mit Hilfe der Flotte besser". Sie traf damit thatsächlich den Nagel auf den Kopf. Allein die List des Themistokles gelang, und Xerxes gab den verhängnisvollen Befehl zum Angriff. Die Insel Psyttaleia zwischen der südöstlichen Spitze von Salamis und dem attischen Strande wurde mit auserlesenen persischen Kriegern besetzt, die Masse der persischen Flotte um Mitternacht so weit vorgeschoben, daß sie den Sund zwischen dem attischen Munychia und dem salaminischen Kap Kynosura sperrte, und 200 Schiffe abgeschickt, welche Salamis südlich umfahren, die westliche Mündung des Sundes bei Megaris sperren und bis Eleusis hinaufgehen sollten. In Erwartung des Angriffs hatten die Griechen sowohl eine Anzahl Schiffe gegen das Umgehungsgeschwader der Perser entsendet, wie auch das Hauptgeschwader vorteilhaft am östlichen Eingang postiert. Der enge Raum gestattete ihnen mehrere Treffen hintereinander aufzustellen und eine Reserve zurückzubehalten. Den linken Flügel, aus attischen Schiffen bestehend, kommandierte Themistokles selbst, das Zentrum bestand aus kombinierten kleineren Geschwadern und den rechten Flügel führte Eurybiades. Die Gesamtmasse der griechischen Flotte sucht in Front und Flanken gleichzeitig den Gegner anzufallen. Obgleich die hellenischen Schiffe reichlich und mehr als sonst üblich Bewaffnete an Bord hatten, so blieb man doch der althergebrachten Rammtaktik treu, besonders auch da sie bei der dicht gedrängten Schiffsmasse der Angreifer Aussicht auf Erfolg bot. Die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Perser kamen zuerst in Linie an, gingen aber nach und nach in Halbmondform über. Den linken Flügel derselben kommandierte Ariabignes, den rechten Flügel bildeten hauptsächlich phönizische Schiffe und das Zentrum wurde, wie bei den Griechen, aus gemischten Geschwadern verschiedenster Nationalitäten zusammengesetzt und stand unter dem Befehl Megabatus'. Hier befand sich auch Achämenes.

Die Griechen scheinen den Angriff in der Schlacht gemacht zu haben. Wenigstens wird von Einzelkämpfen erzählt, welche die übrigen griechischen Schiffsführer mit in den Kampf gerissen haben sollen. Namentlich wird erwähnt, daß zwei Schiffe der Hellenen gleichzeitig das Schiff des Ariabignes angefallen haben, und daß dieser verwundet über Bord stürzte und ertrank. Dadurch kam die erste Unsicherheit und Verwirrung unter die Perser. Um auf der eigenen Seite Verwirrung vorzubeugen, wohl auch in der Absicht, von neuem die Schiffe zu sammeln und zusammenzuschließen, weichen alsdann die Griechen in die Sundenge zurück — den Sporn gegen den Feind gekehrt und in guter Ordnung. Dann erfolgte ein neuer Angriff ihrerseits gegen den nachdringenden Feind. Sie hatten hierbei sehr guten Erfolg und bedienten sich der Ramme gegen die in dem engen Fahrwasser eingekeilten Schiffe der Perser mit großem Geschick. Die in mehreren Reihen nachfolgenden persischen Schiffe vermehrten noch die Unbeholfenheit der Angegriffenen. Besonders auch weil sie heftig nachdrängten und dadurch erst recht eine gegenseitige Behinderung erzeugten. In dem Getümmel ging die Leitung verloren, doch kämpften die Perser mit nicht geringerer Ausdauer und Zähigkeit als die Griechen. Die Königin Artemisia führte persönlich ihr Geschwader während des Kampfes und verrichtete Wunder der Tapferkeit — niemand hat den auf ihren Kopf von den Griechen gesetzten Preis erringen können. Das Resultat des Kampfes war, daß weder am Westeingang noch auf dem östlichen Schauplatz der Schlacht die Griechen zum Weichen zu bringen waren. Aufkommender Sturm nötigte endlich die Perser das Gefecht abzubrechen und sich nach Phaleron zurückzuziehen. Sie hatten 200 Schiffe und 40000 Mann verloren. Doch zählten auch die Griechen 7000 Tote usw. Die auf Psyttaleia gelandeten Perser wurden sämtlich niedergehauen.

Schlacht bei Ecnomus
R = Römer, C = Carthago,
E = Cap Ecnomus

Als ferneres Beispiel einer glücklich durchgeführten Seeschlacht führen wir dem Leser die Schlacht bei Rhium vor. Vergl. Plan S. 685. Sie fällt in den Peloponnesischen Krieg.

Im Anfang des Krieges 431 und 430 unternahmen die athenienſischen Flotten zahlreiche Raubzüge nach den blockierten peloponnesischen Küsten. Im Jahre 430 sperrte der athenienſische Admiral Phormio mit 20 Trieren den Meerbusen von Korinth ab. Bei Rhium vor der Straße von Naupaktus erfocht Phormio 429 einen glänzenden Sieg über 47 korinthische und sykionische Schiffe, welcher für uns ein größeres taktisches Interesse hat. Thukydides schildert den Kampf folgendermaßen: „Die Korinther und ihre Bundesgenossen schifften gen Akarnanien keineswegs zu einer Seeschlacht gerüstet, eher Landtruppen vergleichbar. Auch glaubten sie nicht, daß die Athener mit 20 Schiffen ein Treffen gegen ihre 47 wagen würden. Als die Peloponnesier sich dennoch mitten auf der Überfahrt zum Treffen gezwungen sahen, hatten sie, die Vorderteile ihrer Schiffe auswärts, die Hinterteile einwärts gekehrt, dieselben in den größtmöglichsten Zirkel gestellt, ohne zum Durchbrechen

der Linie Raum zu geben. Die kleinen sie begleitenden Fahrzeuge nahmen sie in die Mitte und außerdem fünf ihrer besten Segler, welche, wenn die Feinde angriffen, schnell durchbrechen und an der bedrohten Stelle Hülfe bringen sollten. Die Athener, auf eine Linie gestellt (Kiellinie), ruderten im Kreise um sie her und drängten sie, indem sie beständig hart an sie hinan fuhren und Miene zum Angriff machten, auf einen immer engeren Raum zusammen. Phormio aber hatte ihnen geboten, nicht ohne Befehl von ihm anzugreifen; denn er hielt sich überzeugt, daß sie ihre Stellung nicht wie ein Heer auf dem Lande behaupten, sondern daß die Schiffe aneinander geraten und die kleinen Fahrzeuge große Unordnung verursachen würden. Käme dann noch der sich gewöhnlich gegen Morgen aus dem Meerbusen erhebende Wind hinzu, in dessen Erwartung er noch umherschiffte, so würden sie sich keinen Augenblick halten können" usw., und ferner: „Jener Zeitpunkt würde der günstigste zum Angriff und dieser, da seine Schiffe die besseren Segler waren, sobald er wollte, in seiner Gewalt sein. Als sich der Wind nun erhob und die Schiffe schon auf einen kleinen Raum zusammengedrängt waren, der Wind also und die feindlichen Schiffe ihnen zugleich zusetzten, so gerieten sie in Verwirrung. Ein Schiff stieß an das andere; man suchte sich mit Ruderstangen und unter Geschrei auseinander zu halten und über dem Anruf zur Achtsamkeit und dem wechselseitigen Schelten konnten weder Botschaften noch Befehle vernommen werden. Und da die unerfahrenen Leute nicht vermögend waren in der wogenden See das Ruder zu führen, so machten sie dem Steuermann das Schiff noch unlenkbarer. In diesem Augenblick gab Phormio das Zeichen; die Athener griffen an, bohrten zuerst das Schiff eines Befehlshabers in den Grund und dann alle übrigen gegen die sie sich wandten. Sie bewirkten, daß keines wegen der obwaltenden Unordnung auf seine Verteidigung Bedacht nahm, sondern alle nach Paträ flohen. Die Athener verfolgten sie, eroberten 12 Schiffe, töteten den größten Teil der Mannschaften auf denselben und segelten dann nach Molykreium usw." Mit einem besser eingeübten Geschwader hätten die Peloponnesier alle Chancen für sich gehabt, wenn sie in Dwarslinie angreifend, den Gegner überflügelt hätten. So behielt die Intelligenz des wind- und wetterkundigen Semanns Phormio den Sieg.

Vor den Römern stritten sich 3 Völker um den Besitz der Küsten und die Vorherrschaft im Handel im zentralen und westlichen Mittelmeer: Phönizier (Karthager), Hellenen und Tusker.

Die Phönizier waren handelnd und kolonisierend bis an den atlantischen Ozean gelangt. Aus dem östlichen Mittelmeerbecken wurden sie von den Griechen verdrängt. Auch westwärts, über Sizilien hinaus, folgten letztere ihren Spuren, überall rivalisierend. Mit äußerster Anstrengung versuchten sich zuletzt die Phönizier wenigstens im Westmeere zu behaupten, nachdem ihre alten Mutterstädte im Ostmeere dem Andrang der großen Monarchien unterlegen waren. Das Eindringen der Griechen in das Westbecken kam im Anfang des 6. Jahrhunderts zum Stocken. Es trat ein Wendepunkt dadurch ein, daß sich das von Phöniziern gegründete Karthago mächtig erhob. Viel trug zu seinem Aufschwung seine vorzügliche Lage bei, an der Grenze zwischen Ost- und Westmeer, am Eingang in das tyrrhenische Meer und mit dem afrikanischen Hinterland hinter seinem vorzüglichen Hafen. Die Karthager brachten es fertig, Herren des Mittelmeeres zu bleiben, während die Hellenen freilich die italischen Gewässer behaupteten.

Das dritte hier erwähnte Volk sind die Tusker oder Etrusker gewesen. (Siehe Seite

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

341 ff.) Es entwickelte sich bei ihnen ein lebhafter Seehandel, der ihnen Reichtum und Macht zuführte. Sie beherrschten das Meer zwischen Italiens Westküste und den Inseln vollständig und machten sich durch Seeraub gefürchtet. Selbst bis in die Machtsphäre der Hellenen drangen sie vor und gründeten am Golf von Neapel einen Städtebund. Zeitweilig mußte das junge Rom sich auch wohl ihrer Macht beugen. Auf eine ausgedehnte Seeherrschaft gestützt, standen sie Hellenen und Phöniziern als ebenbürtige Gegner gegenüber. Mit den Karthagern zusammen wurden sie durch das Vordringen der Hellenen in ihren Interessen gefährdet. Wir sehen sie deshalb mehrfach mit den Karthagern verbündet gegen die Griechen kämpfen.

Die wichtigsten Kämpfe der Karthager mit den Griechen spielten sich im Ringen um den Besitz Siziliens und der griechischen Niederlassungen ab. Es gelang den Karthagern, die Hellenen von der Westspitze Siziliens bei Lilybäum zu verdrängen und um 550 etwa die Niederlassung der Jonier auf Sardinien zu verhindern. Etwas später brachten Karthager und Tusker vereint den Phokäern in dem Seegefecht bei Atalia eine Niederlage bei. Unter Abschluß eines Bündnisses mit Xerxes I. versuchten die Karthager 480 ganz Sizilien zu unterwerfen. Hamilkar I. wurde mit einem auf 300000 Mann angegebenen Heer mit 2000 Kriegs- und 3000 Lastschiffen nach Panormus hierzu übergesetzt. Derselbe setzte sich zunächst in einem befestigten Lager fest, wobei die Schiffe aufs Land gezogen wurden. Dann wurde Himera belagert. Theron von Agrigent und Gelon von Syrakus entsetzten darauf Himera. Fast gleichzeitig mit dem Siege der Griechen bei Salamis vernichteten sie in einer mörderischen Schlacht das karthagische Heer und verbrannten die karthagische Flotte. Weitere Angriffe auf Sizilien von seiten Karthagos hatten auch keinen Erfolg, sodaß es 338 zum Abschluß eines Friedens kam.

Seeschlacht bei Naulochium
O = Flotte des Octavianus
P = Flotte des Pompejus

Den weitaus heftigsten Kampf hatte Karthago aber mit Rom etwa ein Jahrhundert später zu bestehen. Sizilien bildete abermals den Ausgangspunkt dieser Kriege, die sich zum großartigsten Ringen des Altertums gestalteten. Wir finden bei Ausbruch des Krieges mit Rom Karthago als seemächtiges Volk, im Besitz von starken Kriegsflotten. Die Mannschaften derselben und die Führer sind kriegstüchtig, wohl vertraut mit der Seefahrt und die Schiffe leicht, schnell und zum Manövrieren wohl geeignet. Die Pentere ist ihr Hauptschlachtschiff, daneben wird allerdings die Triere beibehalten. Die Karthager hatten außerdem die alte Rammtaktik der Griechen. Wenden wir uns nun Rom zu und widmen wir dem großen Gegner Karthagos unsere Aufmerksamkeit:

Rom hatte den größten Teil Mittel- und Süditaliens als erste Landmacht erobert. (Siehe S. 341 ff.) Nur die hellenischen Pflanzstädte bewahrten vorläufig noch eine gewisse Selbständigkeit, und mit den Ostmächten war Rom bis dahin noch nicht in feindliche Berührung gekommen. Erst der Krieg gegen Tarent führte Pyrrhus auf italischen Boden; er ist der erste Grieche der den Römern entgegentritt (Seite 345). Als Italien zu einer politischen Einheit zusammengeschmolzen war, trat an Stelle des Landkampfes das Ringen um die Seeherrschaft in den italischen Gewässern ein. Die Entscheidung konnte nur zur See fallen — langsam und zögernd ging Rom an die Bewältigung dieser neuen Aufgabe.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Seemacht hielt nicht gleichen Schritt mit der gewaltigen Entwicklung der Landstreitkräfte. Aber sie fing doch an sich aus ihrer bisherigen unbedeutenden Stellung herauszuarbeiten. Gegenüber der gefahrdrohenden Stellung Karthagos suchte sie sich zu kräftigen durch Verbindung mit den hellenischen Seestädten, z. B. Massilia, Rhodus, Apollonia und Syrakus. In dem Kriege gegen Pyrrhus waren schon einmal „10 Schiffe gegen Tarent" von den Römern entsandt worden. Die Wirren auf Sizilien veranlaßten die Römer zur Einmischung. Im Jahre 264 standen die Römer zum ersten Male den Karthagern gegenüber. In dem mit ungeheurer Zähigkeit und Heftigkeit ein Jahrhundert lang dauernden Kampf rangen zwei verschiedene Organisationen der militärischen Streitkräfte miteinander: Auf der einen Seite die gewaltigste Seemacht des Mittelmeeres neben einem starken, hauptsächlich aus Söldnern gebildeten Landheer. Auf der anderen Seite ein wohlgerüstetes, gut organisiertes Landheer, konzentriert in seiner Verfassung zu einem eisenfesten Körper. Vor allen Dingen aber der civis romanus zu Wasser und zu Lande fechtend.

Seeschlacht bei Aktium
O = Flotte des Octavianus, A = Flotte des Antonius

Wie schwach es um die römische Seefahrt bestellt war, geht aus dem Anfang des ersten punischen Krieges von 264—241 v. Chr. hervor. Mietstruppen des Agathokles, Mamertiner genannt, hatten sich in Besitz der Stadt Messana gesetzt. Hier wurden sie von Hiero angegriffen und riefen gleichzeitig die Karthager und Römer um Hilfe an. Die Römer setzten auf Flößen nach Sizilien über, besiegten im Landkampf die Karthager und schlossen dann ein Bündnis mit Syrakus. In Voraussicht der kommenden Ereignisse bauten sie dann eine Flotte nach dem Muster eines gestrandeten karthagischen Schiffes. Sie erbauten zuerst 100 Penteren und 20 Trieren, welche zunächst recht plump ausfielen. Die Ruderer wurden anfangs an Land eingeübt, nachher erst an Bord. Auch traf man Vorbereitungen, um die Legionen im Enterkampf wie an Land fechten zu lassen. Am Bug wurden bewegliche Brücken angebracht. Dieselben waren mit Geländern versehen und konnten aus aufrechter Stellung niedergelassen werden. An den äußeren Enden waren starke Haken angebracht, die bei Annäherung eines feindlichen Schiffes auf dessen Deck geworfen wurden, sodaß hierdurch beide Schiffe aneinandergehalten wurden. Hierdurch wurde der Weg zur Enterung gebahnt. Man sieht hieraus, daß die Römer vorläufig nur auf das Entergefecht ausgingen und sich dabei auf ihre vorzüglich geschulten Landtruppen verließen. Bei der geringen und dürftigen Bauart ihrer Schiffe war dies auch für sie geboten. Die karthagischen Schiffe waren dagegen, wie schon erwähnt, leichter und manöverierfähiger und hatten ein vorzüglich geschultes Personal. Zum Rammgefecht waren sie demnach wohl geeignet. Die Schilderung der beiden interessantern Schlachten wird dies dem Leser klar machen.

Der Anfang der Operationen zur See brachte den Römern eine unangenehme Schlappe. Im Jahre 260 wollte der Konsul Scipio, der Befehlshaber der Flotte, sich mit 17 Schiffen in den Besitz der Stadt Lipara setzen. Er wurde hierbei jedoch eingeschlossen und gefangen. Darauf erhielt der Konsul Duilius den Oberbefehl über die aus 103 Schiffen bestehende römische Flotte. Bei dem Vorgebirge Mylae stießen beide gegnerischen Flotten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

zusammen. Mit Verachtung und Schadenfreude sahen die Karthager, 130 Schiffe unter Hannibal, die plumpen und unbeholfenen Schiffe der Römer nahen. Mit 30 Schiffen ging Hannibal tollkühn zum Angriff vor, während das Gros seiner Schiffe folgte. Beim Zusammenstoß fielen die Enterbrücken auf die karthagischen Schiffe nieder und sofort drangen die stärkeren und gewandteren Römer, je zwei und zwei, auf die feindliche Besatzung ein. In kurzer Zeit waren die 30 ersten Schiffe genommen, nur mit knapper Not entkam Hannibal. Das Gros der Karthager versuchte zwar noch verschiedene Angriffe, allein nachdem 14 ihrer Schiffe in den Grund gebohrt und 31 geentert waren, mußten sie den Kampf aufgeben. Unstreitig hat hier die den Karthagern völlig neue Kampfweise den Sieg davon getragen, allerdings in Verbindung mit dem Übergewicht der römischen Soldaten.

Rom vermehrte darauf seine Flotte bis auf 330 Schiffe und machte den Versuch, den Krieg nach Afrika hinüberzutragen. Mit 140000 Mann setzten sich die Konsuln Manlius und Regulus hierfür in Bewegung. Bei Tyndaris hatte Regulus ein unentschiedenes Seegefecht zu bestehen, dann steuerten beide Konsuln vereint nach der Südküste von Sizilien. Bei Ecnomus stießen sie auf eine feindliche Flotte von 350 Schiffen unter Hamilkar und Hanno. Hier kam es zu einem großen und entscheidenden Kampf.

Byzantinische Schiffe mit „griechischem Feuer" beladen
Nach alten Miniaturen

Die Römer hatten, wie der Plan siehe S. 687 zeigt, drei Divisionen zu einem hohlen Keil vereinigt. Die dritte Division hatte die Pferde- und Transportschiffe im Schlepptau. Dahinter fuhr eine vierte Division als Reserve. Demgegenüber ruderten die Karthager in Dwarslinie heran, jedoch so, daß ihr linker Flügel einen stumpfen Winkel mit dem Zentrum und dem rechten Flügel bildete. Der rechte Flügel stand weit heraus nach der See zu und war die offenbare Absicht bei den Karthagern vorhanden, die römischen Schiffe umfassend zu bekämpfen. Um die Masse der letzteren zu trennen, hatte Hamilkar den Schiffen seines Zentrums den Befehl gegeben, sich vor dem anstürmenden Keil scheinbar zurückzuziehen. Dies gelang auch vollständig, das dritte römische Treffen blieb zurück, die beiden Staffeln der ersten und zweiten Division mit den beiden Flaggschiffen an der Spitze drangen ungestüm vorwärts. Der Kampf mit dem Zentrum verlief ungünstig für die Karthager, die scheinbare Flucht wurde zu einer wirklichen. Unterdessen hatte sich der linke Flügel der Karthager auf das dritte römische Treffen geworfen, während der rechte die Reserve der Römer im 4 Treffen anfiel. Das dritte römische Treffen hatte die Transportschiffe losgeworfen. Es entstanden demnach 3 getrennte Treffen, räumlich voneinander gesondert. Wer zuerst hierbei seinen Gegner niederwarf, konnte hilfebringend an einem der beiden anderen Kampfplätze eingreifen und die Entscheidung herbeiführen. Der rechte karthagische Flügel unter Hanno hatte die Reserve-Division der Römer stark ins Gedränge gebracht. Da aber das karthagische Zentrum unterlegen war, so konnte Regulus zu Hilfe kommen. Er überließ Manlius die Sicherung der erbeuteten Prisen und fiel Hanno in den Rücken. Die Reserve-Division, dadurch ermutigt, ging wieder zur Offensive vor und Hanno mußte das Weite suchen. Dann kam auch Manlius heran und beide Konsuln kamen nun dem dritten



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Treffen zu Hilfe. Dasselbe war von den Karthagern eingeschlossen und ans Ufer gedrängt worden. Aus Furcht vor den Enterbrücken hatten die Karthager hier jedoch nicht recht gewagt den Römern zu Leibe zu gehen. Die hier von allen Seiten angegriffenen Karthager wurden völlig überwältigt und nur wenigen ihrer Schiffe gelang es zu entkommen. Der Sieg gehörte den Römern, kein einziges ihrer Schiffe war genommen worden, aber 24 ihrer Schiffe waren gesunken. Die Karthager verloren 64 Schiffe, welche erobert wurden. Fünfzig Schiffe derselben waren außerdem gesunken und 30000 ihrer Soldaten waren umgekommen.

Die von den Römern angewandte Schlachtordnung ist weder vorher noch später wieder zur Anwendung gekommen. Sie war nicht sonderlich glücklich gewählt, weil sie gleich bei Beginn des Kampfes aufgegeben werden mußte. Die militärische Überlegenheit und der richtige Blick der Konsuln glich dies jedoch wieder aus.

In dem zweiten punischen Kriege finden wir, daß die Römer bedeutende Fortschritte im Seekriegswesen gemacht hatten. Als es im Jahre 201 zum Frieden kam, mußte die karthagische Flotte bis auf 10 Schiffe ausgeliefert werden; damit war Karthagos Seegewalt gebrochen.

In den nun folgenden Kriegen Roms greift zum ersten eine Flotte von 4—500 wohlausgerüsteten Schiffen unter Sulla gegen Mithridates kräftig ein, und zum andern säuberte Pompejus mit 500 Schiffen in 3 Monaten (im Jahre 67) die Meere von Seeräubern, die nach Vernichtung der Flotten Karthagos und des Mithridates eine große Plage für den Handel geworden waren. In fern gelegenen Gewässern spielt aber dann eine Reihe von Vorgängen, die für die Geschichte der Seekriege von Interesse ist!

Cäsar war von 58—50 damit beschäftigt, von der römischen Provinz Narbonensis aus ganz Gallien zu erobern. Bei dieser Gelegenheit kam ein Kampf vor, der für dieses Buch von sehr großem Interesse ist. In der Gegend von Brest wohnte das Volk der Veneter. Dieses war der Schiffahrt kundig und besaß 220 Segelschiffe. Die Schiffe waren hochbordig, hatten erhöhten Bug und Heck und sollen die Segel aus weichen Häuten oder Leder gefertigt gewesen sein. Riemen hatten sie nur wenige und nur zur Aushilfe bei Windstille an Bord. Bei fehlendem Wind waren sie also unbeholfen. Um ihnen beizukommen, ließ Cäsar eine Menge schneller und leichter, sehr manövrierfähiger Schiffe bauen, deren Mannschaft gut einüben und dann zu Wasser und zu Land gleichzeitig die Veneter angreifen. Zu einer schnellen Entscheidung scheint es jedoch nicht gekommen zu sein. Die Unkenntnis der Römer mit Ebbe- und Flutverhältnissen mögen ihnen manches Hindernis bereitet haben, während die Veneter damit wohlvertraut waren. Auch richtete der Sporn der römischen Schiffe nichts aus gegen die starken Wände der feindlichen Schiffe. Es blieb also nur die Enterung übrig, welche nur möglich war, wenn Windstille herrschte oder wenn man den Motor der Segelschiffe unwirksam machte. Das letztere gelang, indem man Sicheln auf lange Stangen steckte und damit die Fallen, an denen die Segel gehißt waren, durchschnitt. Mit Recht vermutet man, daß die Fallen nicht auf und nieder am Mast fuhren. Hierher hätten schwerlich die Sicheln gelangt. Wahrscheinlich fuhren sie nach dem Heck, hier gleichzeitig die Stelle der Pardums vertretend. War ein Schiff so seiner Bewegung beraubt, so wurde es von mehreren römischen Schiffen gleichzeitig geentert. Die Venetersflotte wurde auf diese Art vernichtet und die Veneter mußten sich unterwerfen. Es ist dies der erste Kampf von Ruderschiffen gegen Segelschiffe. Die Zerstörung des Schiffs-

motors zu erreichen ist übrigens kaum etwas Neues gewesen, noch geblieben. Bei dem Kampf der Ruderschiffe gegeneinander wird man immer das Bestreben gehabt haben, entweder zu rammen, oder doch wenigstens dem Gegner „in die Riemen zu fahren", um diese zu zerbrechen. Später suchte man sich gegenseitig die Takelage zu zerschießen, wovon übrigens die Engländer sehr schnell abkamen, indem sie ihr Feuer mehr gegen die Geschützaufstellungen richteten. Sie schossen stets „ins Holz".

Aus der nachfolgenden Zeit, bis zur Einführung des römischen Kaiserreiches, interessieren uns speziell die Seeschlachten von Naulochium und Aktium, deren wir hier gedenken wollen.

Als es nach dem Tode Cäsars zwischen Oktavian und Pompejus zu Mißstimmungen kam, sandte ersterer sogleich eine Flotte aus, während letzterer ebenfalls zu Wasser und zu Lande rüstete. Bei Messena und Cumä kam es zu Feindseligkeiten zwischen beiden Flotten, wobei Oktavians Flotte geschlagen wurde. Dann litten beide Flotten von einem heftigen Sturm. Im Jahre 37 rüstete Oktavian eine neue Flotte aus, doch erst im Jahre 36 konnte dieselbe unter Agrippa, dem „besten Manne seiner Zeit", auslaufen. Oktavianus selbst war weder Feldherr noch Seemann, sondern lediglich Diplomat. Aber er hatte es verstanden, den geeigneten Mann an den richtigen Platz zu setzen. Agrippa betrieb eifrig den Bau und die Ausrüstung der Flotte. Der Hafen von Cumä wurde von ihm geschaffen. Auch ließ er die Schiffe hochbordiger bauen, um sie in der Wasserlinie mit einem hölzernen Gürtelpanzer gegen die Sporustöße decken zu können. Auf Deck wurden Türme aufgebaut, weshalb auch wohl die Schiffe eine größere Breite gehabt haben müssen. Im Frühjahr 36 lief Agrippa mit dieser Flotte nach den liparischen Inseln. Bei Mylae trafen beide Flotten aufeinander. Die schweren Schiffe Agrippas errangen hier den Sieg, obgleich Agrippa zum ersten Male zur See focht. Die in den Türmen aufgestellten Bogenschützen und Schleuderer, sowie der Gebrauch der Enterhaken gaben den schweren Schiffen das Übergewicht.

Byzantinische Krieger zu Schiff
Nach alter Miniatur

Im Oktober desselben Jahres kam es bei Naulochium zum zweiten Male zum Seegefecht (S. Plan S. 689). Etwa 300 Schiffe und 120000 Mann auf beiden Seiten stürzten hier aufeinander los. Agrippa kommandierte auf der einen Seite, Demochares auf der anderen. Auf den Schiffen beider Flotten waren Türme aufgebaut und hatte man möglichst viel Wurfmaschinen aufgestellt. Zum ersten Male tritt also hier eine Art von Schiffsartillerie auf. Agrippa führte außerdem eine neue Art von Enterhaken ein, „Harpax" genannt. Er bestand aus einem fünf Ellen langen Balken, der einen Ring an jedem Ende hatte. In dem einen Ringe saß ein krummes Eisen, in dem anderen waren viele Taue eingespließt. Aus einer Wurfmaschine wurde der Balken dann geschleudert und wenn der Haken gefaßt hatte, wurden die Taue angezogen.

Beide Flotten waren in zwei Treffen mit einer Reserve rangiert, gingen also in Dwarslinie aufeinander los. Der Kampf wurde zu einem wilden Melée, nachdem man sich mehrmals gegenseitig durchbrochen und von neuem gewendet hatte. Endlich wichen die Pompejaner und scheint der Harpax viel zu dem Siege beigetragen zu haben. Nur 17 Schiffen gelang es mit Pompejus zu entrinnen. Derselbe segelte damit nach Kleinasien. Im Jahre 35 fand er in Milet sein Ende.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Für uns ist es ferner interessant, daß die Entscheidung in dem Konflikt zwischen Oktavian und Antonius abermals zur See ausgefochten wurde. Wiederum war es Agrippa, welcher sie herbeiführte. Dabei fand er allerdings einen starken Verbündeten in der charakterlosen Thorheit des zum verliebten Narren der Kleopatra herabgesunkenen Antonius. Als der römische Senat diesen für einen Feind des Vaterlandes erklärt hatte, besaß er noch immer eine starke Flotte von einigen hundert Schiffen. Diese sollen stark gebaut, hochbordig, mit einem Sporn und Gürtelpanzer von Holz gegen die Spornwirkung, außerdem mit Türmen besetzt gewesen sein. Acht bis zehn Reihen Ruderer sollen diese zur Defensive geeigneten plumpen Schiffe bewegt haben. Die Bezeichnung „hochbordig" giebt zu Zweifeln Veranlassung. Wenn ich ein Schiff gewöhnlicher Dimension mit einem Gürtelpanzer versehe und ins Wasser bringe, dann ist es schwerer geworden als vorher. Es sinkt infolgedessen tiefer ein. Um die alte Höhe der Ruderreihen über Wasser wieder zu erhalten, muß ich dasselbe mit aufgesetztem höheren Dollbord versehen, oder ich muß denselben gleich beim Bau entsprechend höher verlegen. Auf Stapel stehend erscheint das Schiff demnach hochbordiger als ein Schiff ohne Panzer. Zu Wasser gelassen wird es kaum höher aus dem Wasser aufragen. Die Riemen würden dadurch ihre möglichst horizontale Lage beibehalten können, was insofern interessant ist, als man deswegen ruhig mit der alten Theorie brechen kann, wonach mehrere Reihen Riemen übereinander mit steilem Einfallswinkel bei den Schiffen der Alten „geahnt" werden.

Anstatt mit Heer und Flotte unverweilt nach Italien zu gehen, blieb Antonius in Patras und ließ hier sein Heer Winterquartiere beziehen. Die Flotte ließ er in Acta Unterkommen finden. Er ließ also Oktavian Zeit Rüstungen zu machen. Im Jahre 31 setzte Agrippa mit 260 Trieren nach Griechenland über. Seine Flotte bestand aus leichtgebauten, schnellen und manövrierfähigen Schiffen. Agrippa scheint demnach trotz der Siege mit seinen schweren Schiffen doch wieder zur leichteren Galeere zurückgekommen zu sein. Man hat sicherlich damals bei Vergrößerung der antiken Schiffe — die ja nichts weiter waren als Galeeren — genau dieselben Erfahrungen gemacht, wie mit Einführung der sogenannten „Galeassen" in späterer Zeit. Dieser Galeassen-Typus hält sich trotzdem aufrecht und kehrt, unter veränderten Bedingungen in der schwedischen Schärenflotte, in den sogen. Turumas, Uddemas ꝛc. wieder. Auch hier werden dieselben Erfahrungen gemacht: Die Vergrößerungen des Grundtypus erzeugen plumpe und schwerfällige Fahrzeuge. Bei verlorener Schlacht ist gerade bei diesen der Verlust im Verhältnis ganz enorm. Der Grundtypus und das Ideal eines schnellen Fahrzeuges war bei den Griechen dar 50-Ruderer, der also 25 Riemen auf jeder Seite hatte. Bei der Schärenflotte der Schweden und Russen war das brauchbarste Schlachtschiff die Ruderkanonenschalppe mit 14 Riemen auf jeder Seite, also ein Fahrzeug, welches zwischen dem griechischen 20-Ruderer und dem 50-Ruderer lag und mit geringer Umformung aus der Galeere hervorgegangen ist. Bei dem Vergleich von den „schweren" Schiffen der Alten mit den Galeassen müssen wir auf Panzerung und Turmbauten hinweisen.

Da Agrippa durch Abschneiden des Proviantes und der Zufuhren Antonius sehr lästig wurde, entschloß sich Antonius gegen den Rat seiner Freunde zu einem Entscheidungskampf auf dem Wasser. Bei Aktium sammelte er 170 Schiffe, nach anderen Angaben sogar 300, bemannt mit 100000 Mann. Agrippa stellte ihm 260 Schiffe mit 180000 Mann entgegen. (S. Plan S. 690). Antonius nahm die schwersten Schiffe ins Zentrum und befahl, daß diese

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Römische Biremen. Anordnung der Ruderer der zweiten Reihe unklar
Relief der Trajanssäule (108—113 n. Chr.)

Schiffe eng geschlossen bleiben sollten. Er selbst kommandierte auf dem rechten Flügel, Kleopatra befand sich mit 60 Schiffen als Reserve hinter ihm. Den linken Flügel kommandierte Coelius. Die ganze Schlachtordnung bildete 3 Dwarslinien hintereinander mit Anlehnung der Flügel an Klippen und Untiefen. Agrippa hatte eine ähnliche Schlachtordnung gewählt, die sich vielleicht schwach gekrümmt und halbmondförmig gestaltete. Er kommandierte auf dem linken Flügel, Antonius gegenüber. Sein Bestreben war darauf gerichtet, das Zentrum der feindlichen, sehr günstigen, Aufstellung zu trennen, also sich nicht von vornherein blind auf den Feind zu stürzen. Dabei kam ihm der ablandige Wind zu Gunsten, welcher die dem Befehl gemäß geschlossen zusammenhaltenden schweren Schiffe ihm zutrieb. Dies ausnützend, suchte Agrippa durch Angriffe auf die Flügel mit einer Umfassung zu drohen und ein Vorgehen des Zentrums zu veranlassen. Als dies gelungen war, oder als das Zentrum des Antonius von den Flügeln sich losgelöst hatte, ging Agrippa zwischen den kämpfenden Flügeln durch und warf sich auf das feindliche Zentrum. Dabei suchten stets 3—4 seiner leichten Schiffe einen der Kolosse des Antonius zugleich anzufallen. Da deren Abwehr aber sehr zäh und tapfer war, Spornstöße unwirksam blieben und aus den Türmen ein Hagel von Pfeilen niederprasselte, so wogte der Kampf lange Zeit unentschieden hin und her. Agrippa näherte sich darauf dem Reserve-Geschwader und nun erspähte Kleopatra den Moment, wo sie freies Wasser vor sich hatte und ergriff die Flucht. Antonius verließ nun in blinder Leidenschaft seinen Posten in der Schlacht und segelte hinter der Fliehenden her. Ein so schmachvolles Benehmen des obersten Kriegsherrn blieb nicht ohne demoralisierende Wirkung auf Heer und Flotte. Wenn auch Antonius Unterführer den Kampf noch lange fortsetzten, so war doch ein Sieg nicht mehr zu erringen. Bei Sonnenuntergang zog sich die Flotte des Antonius nach Aktium zurück, um sich dann Agrippa im Verein mit dem Heere zu ergeben. — Es waren besondere Anordnungen des Agrippa, welche den Sieg errangen. Vor allem soll er brennende Geschosse, Steine und Gefäße mit ungelöschtem Kalk gegen die Schiffe des Antonius mit Erfolg haben schleudern lassen. Wenigstens geriet ein großer Teil dieser Schiffe in Brand. Die Enterversuche blieben, wie es scheint, dagegen wirkungslos und scheiterten an der tapferen Verteidigung. Ebenso blieben die Spornstöße ohne Erfolg.

Agrippa, der Held des Tages, handelte hier taktisch sehr richtig, indem er nicht durch einen Frontalangriff den Stier bei den Hörnern nahm, sondern wartete und anfangs auch wohl zurückweichen ließ, um erst dann ernstlich loszuschlagen, als er umfassend angreifen konnte. Dazu waren auch seine leichten und beweglichen „Liburnen“ sehr geeignet — er kehrte durch Verwendung dieser Schiffsgattung wieder zu dem leichteren Fahrzeug zurück, verwendete aber dabei auch eine Art Artillerie. Die Schiffe des Antonius waren anfangs durch das enge Fahrwasser eben sogut geschützt, wie die Griechen bei Salamis. Der Schutz hörte aber auf, sobald das Zentrum heraustrieb. Das Zaudern des Antonius bei Aktium, das monatelange Warten vor der Schlacht hatte übrigens bereits den ganzen Erfolg des Feldzuges zu einem verfehlten für Antonius gemacht. Diese Seeschlacht hatte das Kaiserreich vorbereitet.

Die folgende Zeit zeitigt wenig Wesentliches für die Entwickelungsgeschichte der Seekriege. Im Mittelmeer waren zur Kaiserzeit 4 Stationen angelegt: Misenum, Ravenna, Forum Julii und Byzanz. Nach außen wirkten die Flotten beim Vordringen der Römer gegen die germanischen Völker. An der Elbe, auf dem Rhein und an den Küsten fochten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tiberius und Germanicus, in England Agricola mit Schiffen, während auf der anderen Seite die Schiffe des Kaisers Trajan die Küsten des persischen und indischen Meeres aufsuchten und auch teilweise verheerten. Auch die Teilung in ein ost- und ein weströmisches Reich führte kaum eine wesentliche Entwickelung herbei, wie ja auch die von außen in das Mittelmeer vorgedrungenen Völker, Germanen und Araber keine nennenswerten Fortschritte brachten. Im Laufe des folgenden Jahrhunderts entwickelte sich aber die Macht der italienischen Republiken Genua, Pisa und Venedig in einem mächtigen Aufblühen des Seewesens, dessen wichtigste Momente im nächsten Kapitel zur Besprechung gelangen werden.

Während die Stürme der Mongolenhorden ebenfalls bedeutungslos für die Geschichte der Seekriege am Mittelmeer vorbeibrausten, brachte das osmanische Türkenreich die letzte wichtige Thatsache der römischen Seekriegsgeschichte zur Reife: Mohammed II. brachte nämlich durch die Eroberung Konstantinopels das oströmische Reich zu Fall.

Am 6. April 1452 erschien er mit einem Heere von 400000 Mann vor den Mauern Konstantinopels. Eine Flotte von 300 Schiffen schloß den Hafen der unglücklichen Stadt.

Ob die byzantinische Flotte auf See dem Gegner entgegentrat wissen wir nicht. Wenigstens größere Aktionen kamen nicht vor. Die Flotte scheint gleichfalls in den Hafen eingeschlossen gewesen zu sein. Die Verteidiger sperrten denselben durch eine Kette und die Türken versuchten vergeblich die Sperre zu forcieren. Mohammed ließ 60 seiner kleinsten Schiffe deshalb auf Land schleppen, nördlich von Konstantinopel, setzte sie dann auf Rollen und schaffte sie während einer Nacht in den Hafen. Am 29. Mai gab er Befehl zum Angriff auf die Stadt von allen Seiten. Nur 6000 Griechen und 3000 Italiener werden als Verteidigungstruppen genannt. Sie fochten mit der größten Tapferkeit, erlagen aber schließlich der Übermacht. Der letzte griechische Kaiser, Konstantin Paläologus, fiel im dichtesten Kampfgetümmel.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

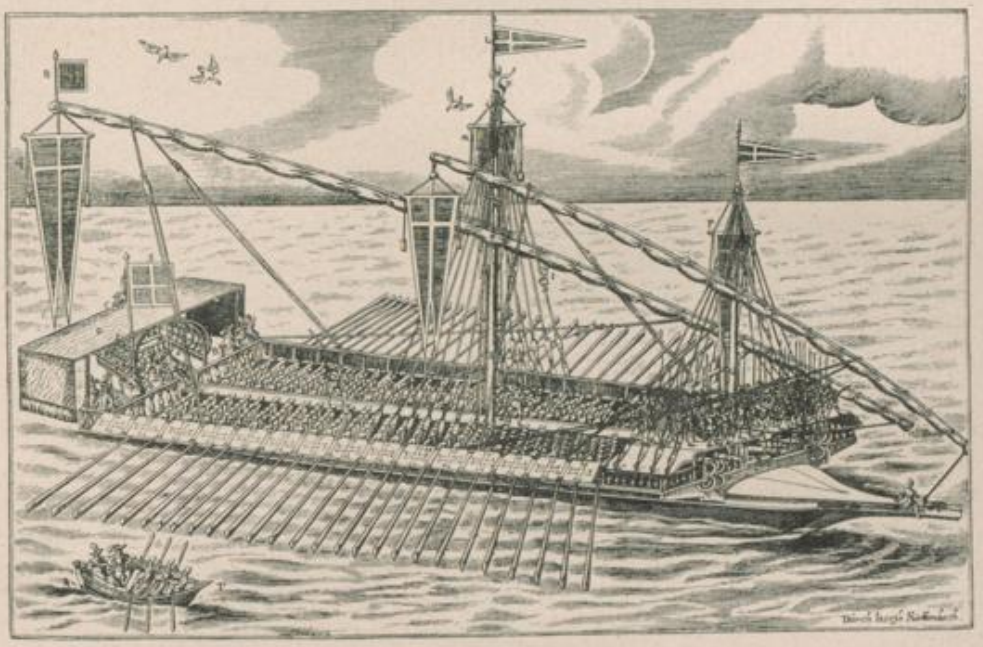
# 4. Die Seekriege der Renaissance im Mittelmeer

Unter den berühmten Republiken Venedig, Genua, Pisa vermochte Pisa sich nie zu solcher Höhe zu erheben wie die beiden erstgenannten, ihr Schicksal blieb immer ein schwankendes und der Zugang der Stadt zum Meere versandete sehr früh. Bei der Betrachtung der Entwickelung der Schiffahrt und des Seekriegswesens können wir sie also außer acht lassen. Die Lage von Genua war bedeutend günstiger, sodaß es noch heute eine Hafenstadt ist, in der seemännisches Leben pulsiert. Noch günstiger lag Venedig. Das Seewesen von Genua und Venedig mag durchaus gleichen Schritt miteinander gehalten haben. Nun berichtet uns die Geschichte, daß die Stadt während der Völkerwanderung entstanden sei. Die ersten Ansiedler flohen nach den Inseln und Lagunen und blieben hier auf ihren Pfahlbauten wohnen. Sie standen zuerst unter den Byzantienern und wählten 697 den ersten Dogen, der das Kommando im Kampfe gegen Langobarden und dalmatinische Piraten führen sollte. Liegt einerseits in der Wahl des Zufluchtsortes die Bestimmung zur künftigen Seestadt, so liegt andererseits auch darin die Thatsache gegeben, daß die Venezianer sich sofort dem Seekriegswesen zuwenden mußten. Da das byzantinische Reich, das altoströmische Kaiserreich noch bestand und fast ein Jahrtausend Westrom überdauerte, so ist anzunehmen, daß hier die alten Einrichtungen der Schiffe, sowie die Flottentraditionen ununterbrochen weiter bestanden, wenn auch in der Größe der Schiffe, in Einzelheiten der Ausrüstungen Modifikationen eintraten. Auch in der westlichen Hälfte des Mittelmeeres wird im Seewesen die Zerstörung des Vorhandenen keineswegs so gründlich gewesen sein, wie man wohl angenommen hat. Die Flucht der Venezianer nach den Inseln und Lagunen beweist, daß das Wasser stets eine Zufluchtsstätte für Flüchtlinge und Bedrängte war. Hatten dieselben keine Lagunen und Inseln in nächster Nähe zur Verfügung, so hatten sie doch in allen Küstenorten Schiffe, die eine Flucht auf das Meer möglich machten. Es muß deshalb angenommen werden, daß überall eine Tradition blieb und in der Praxis des Schiffsbaues lebendig erhalten wurde. Was nun die vom Vizeadmiral v. Henk aufgestellte Behauptung, daß die technische Vollendung der Alten von dem Seewesen der drei Republiken nie wieder erreicht wurde, anbelangt, so müssen wir dem entschieden widersprechen. Der Anfang des Schiffsbaues mag — wie in Rom bei Beginn der punischen Kriege — auf neuerstandenen Werften manches haben entstehen lassen, was plump und schwerfällig war. Es sind sicherlich auch keine Prunkschiffe gewesen, sondern

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nützlichkeitsbauten. Daß dieselben sich im Laufe der Zeit verfeinerten, ist jedoch ganz klar; ebenso, daß sie unmittelbar an das Seewesen der Alten sich anschlossen und sicherlich deren Vollkommenheit erreicht haben.

Betrachten wir nun die Hauptschlachtschiffe der damaligen Zeit im Mittelmeer, so finden wir bei denselben zunächst die Galeeren vertreten, später die Galeassen als größere Abart. Das altgriechische Schiff, die Triere, war im Grunde genommen auch nichts anderes als eine Galeere. Auch hier empfand man das Bedürfnis nach größeren Schiffen und stieg dann auf bis zur Tetrere und Pentere, sowie darüber hinaus. Die Penteren sowohl, wie die noch größeren Schiffe entsprechen also den Galeassen der Venezianer und entsprangen



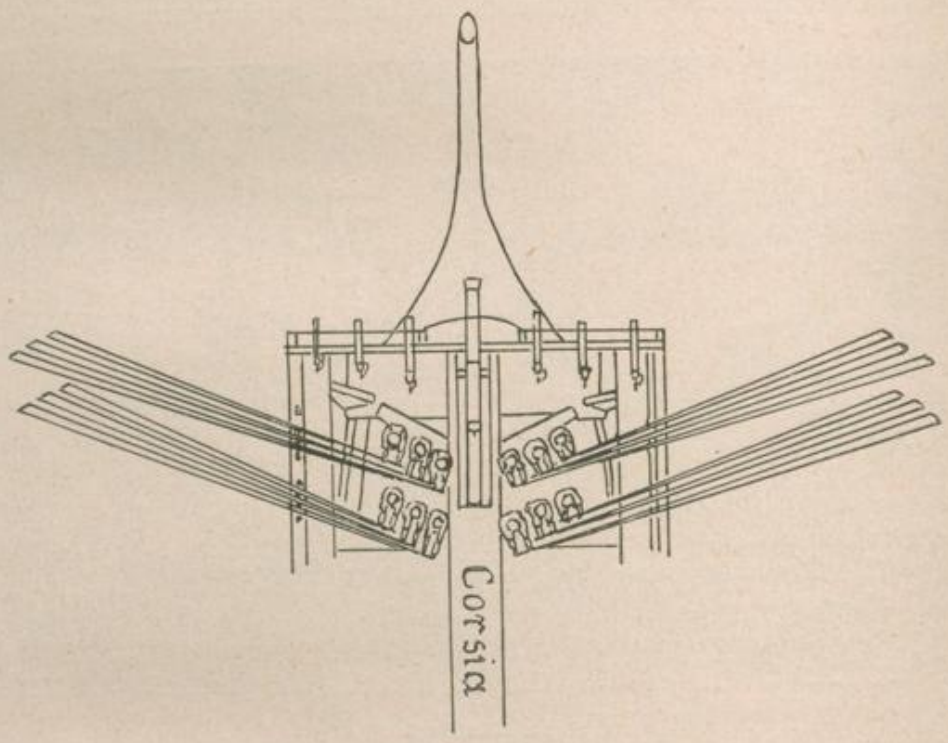
Galeere alla Scaloccio
Nach Furttenbach

demselben Vergrößerungstrieb. Bei den Galeeren behielt man sogar die antiken Bezeichnungen bei. Saßen 3 Mann an je einem Riemen, so entstanden 3 Reihen Ruderer, welche zu einer einzigen Reihe von Riemen auf jeder Schiffsseite gehörten. Eine solche Galeere nannte man Tireme, dem griechischen Worte „Triere“ entsprechend. Ebenso hatte man Quadriremen (Tetreren) und Quinqueremen (Penteren). Bei dieser Art von Galeeren hatte man also 3—5 Mann an demselben Riemen. Man nannte diese Art von Galeeren „alla scaloccio“. Die aus dem Werk von Josef Furttenbach entnommene Ansicht einer Galeere zeigt eine solche.

Außerdem gab es eine zweite Gattung von Galeeren. Sie unterschied sich von der ersteren dadurch, daß ebenfalls mehrere Leute auf einer Ruderbank saßen, aber nicht einen Riemen zusammen führten. Die Bank stand zur Kielrichtung geneigt und jeder Mann führte einen Riemen für sich. Veranschaulicht wird eine derartige Ruderanordnung durch die

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

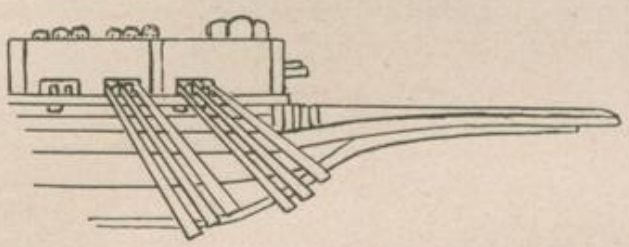
Zeichnung: „Venezianische Galeere (1539) alla zenzile". Mit letzterem Ausdruck bezeichnete man diese zweite Gattung. Um die Ruderanordnung deutlich zu machen, ist der Bug der Galeere alla zenzile im Profil beigefügt worden. Die letztere Galeere führte Riemen von der gewöhnlichen Bootsriemenform. Die erstere Galeere war mit Riemen ausgerüstet, wie die Zeichnung zeigt. In dieser Zeichnung bedeutet a den Pflock im Dollbord gegen den sich der Riemen beim Rudern anlegt. Der Riemen, von oben gesehen, ist „plattgeworfen". Im Anfang des Ruderschlages mußten die Handgriffe oben liegen.




Venezianische Trireme alla zenzile
1539

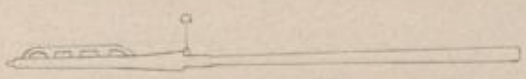
Der Rumpf der Galeere ist, wie der Grundriß zeigt, lang und schmal, so wie ihn der Verlauf der Bordwände (a,a) angiebt. Vorne endigt der Rumpf in dem lang vorgestreckten Schnabel oder sperone b. Der Querschnitt der Galeere zeigt, wie die Spanten in der Mitte des Schiffes in fast gestrecktem Winkel am Kiel ansetzen. An den Schiffsenden steigen sie natürlich steiler empor. Im Querschnitt bezeichnet cc das Deck des Fahrzeuges. Aufgesetzt auf demselben erscheint in der Mitte ein schmaler, viereckiger Kasten, im Grundriß und Querschnitt mit d,d bezeichnet. Es ist dies die sogenannte „corsia", in der Mittschiffslinie von vorne bis hinten verlaufend und das Oberdeck in zwei Hälften teilend. In der Illustration nach Furttenbach ist ihr Verlauf deutlich zu verfolgen. Bei e ist das Loch durch die corsia gebohrt, durch welches der Großmast durchfahren konnte. Der zweite und kleinere Mast stand weiter vorne, dicht bei der Geschützaufstellung. Rechts und links

neben der corsia waren die Ruderbänke (f) angebracht (Querschnitt), darunter die Fußleisten (g), wogegen die Ruderer die Füße beim rojen stemmten. Die Ruderſklaven waren mit den Füßen an dieſe Fußleiſten gefeſſelt. Zum Auflegen der Riemen lief ein über die Bordwand vortretender Ruderkaſten (h), wie ein viereckiger Rahmen um das Schiff herum, vorne war derſelbe bei ik hinten bei lm ſenkrecht gegen die Kiellinie abgeſchnitten. Auf Säulen und Stützen ſtehend befand ſich vorne eine über der corsia offene Plattform, die jedoch am Vorderende auch durch ein Brett verbunden werden konnte. Unter dieſer Plattform waren die Geſchütze aufgeſtellt. Zum Schießen wurde das Brett q entfernt, um den Pulverqualm abziehen zu laſſen. Hinten war bei p eine ähnliche Plattform, wie ein Dach, gleichfalls angebracht, oder ein Baldachin geſpannt. Darunter befand ſich von der corsia anfangend und bis ans Heck laufend eine cylindriſch geformte Deckshütte für den Kapitän. Ganz hinten hatte der pilotto ſeinen Platz und auf der vorderen Plattform o ſtanden die Soldaten „das Kriegsvolk in Ordinantz geſtellt."

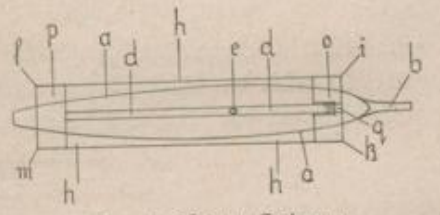


Bug der Trireme alla zenzile

Der Ruderkaſten (h,h) wird durch Krummhölzer in der Form von rr (Querſchnitt) getragen, bei ss müſſen wir ihn uns aufliegend denken. Die Anſicht „Bug der Galeere" betrachten wir, um uns die Geſchützaufſtellung klar zu machen. Zunächſt hatten ſämtliche Galeeren, wie auch die erſten Galeaſſen, nur Bugfeuer, vielleicht auch wohl Heckfeuer. Breitſeitfeuer wurde erſt ſpäter bei den Galeaſſen eingeführt und war bei den Galeeren der Riemen halber nicht anwendbar. Man hat in ſpäterer Zeit allerdings verſucht, ſelbſt bei den gewöhnlichen Galeeren wenigſtens kleine Geſchütze, ſogenannte „Haken" in der Breitſeite anzubringen, entweder zwiſchen den Riemen auf dem Ruderkaſten oder über der Ruderern auf Laufplanken. Die ſchwediſchen Galeeren und Schiffe der Schärenflotte zeigten Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts vielfach dieſe Armierung. Die Anordnung der ſchweren Artillerie geht deutlich aus der Zeichnung „Venezianiſche Trireme (1539) alla zenzile" hervor. In unſerer Buganſicht bedeutet zunächſt 1 den Fockmaſt. Bei 2 ſehen wir das Brett q des Grundriſſes „ſo man zu jederzeit abheben kann, ſonderlich zu der Zeit, wann mit dem canone di corsia zu ſpilen, ſo muß es abgehebt werden, damit der Dampfſ deß Pulvers ſeinen Außgang erlange". Die Plattform oder das Dach über den Kanonen iſt mit 3,3 bezeichnet. Die ſchwerſte Kanone der Armierung, die canone di corsia, hat ihren Platz bei 4. Sie iſt eine „von Metall gegoſſene halbe Carthaune." Als Lafette diente derſelben ein „Schlaiffen". An den „Schaft" der Kanone wurden zwei



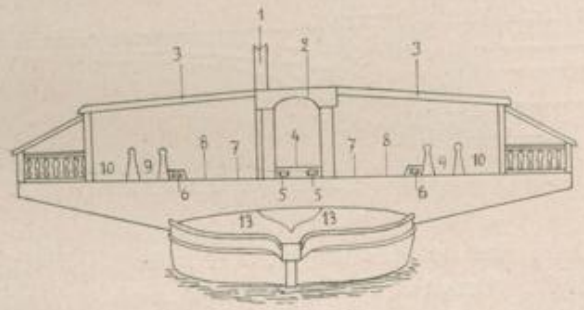
Riemen einer Galeere alla Scaloccio



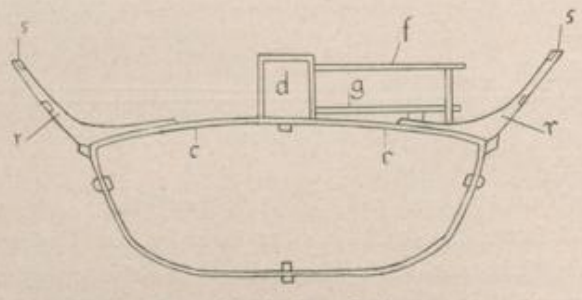

Grundriß der Galeere

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

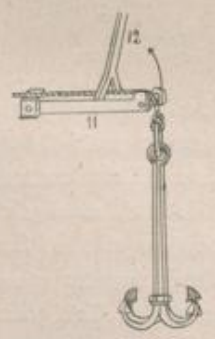
Taue gebunden, welche über die Messingrollen 5,5, sowie über die Rollen 6,6 geleitet wurden. Gegen den Fuß des Großmastes band man einen Wollsack, denn das abgefeuerte canone di corsia rannte bis hierher auf seiner „Schlaiffen" zurück. Von 6,6 aus waren die Taue des Geschützes längsdeck gegeben und wurden nach dem Schuß von den Galeerensklaven ergriffen, um das Kanon wieder vorzubringen. Neben der canone di corsia, bei 7,7, stehen noch zwei Metallgeschütze, Moiano oder Sagri genannt (10-Pfünder). Neben ihnen werden noch zwei andere „Kammerstück" bei 8,8 plaziert, „so 9 Pfund Stain, oder so viel Hagel treiben." Diese Geschütze erhielten keine Lafseten oder Schlaiffen, sondern wurden auf „kleine Schäfft, jedoch ohne Räder, gelegt, welche Schäfft dann in den oberen Boden usw., also wohlbefestigt werden, daß sie sich im Losbrennen nit bewegen können, in Bedenkung das hier einiger Platz zum Hintersichlaufen nit vorhanden ist." Die Anker der Galeere wurden bei 9,9 zwischen je zwei Zapfen gelegt, bei 10,10 lagerten die Ankertaue. Die Anker waren vierarmig, wie die Zeichnung „Galeeren-Anker" zeigt. Auf der Zeichnung Galeere alla scaloccio ist deutlich zu erkennen, wie sie plaziert waren. In der Zeichnung des Ankers giebt Furttenbach gleichzeitig die Art und Weise an, wie der Anker gelichtet wird durch Einlegen des Holzblocks 11 zwischen die Zapfen bei 9. Eine Gabelstütze 12 drückt den Block 11 herunter. Hängt der Anker so hoch wie die Figur zeigt, so wird die gegen das Dach 3,3 gestemmte Gabel weggeschlagen, der Block klappt durch den Zug des Ankertaues in die Höhe, sodaß das Kreuz des Ankers bis 9 heraufgeht, wo der Anker dann niedergelegt werden kann.



Bug der Galeere



Querschnitt der Galeere



Galeeren-Anker

Die canone di corsia wurde binnenbords nach dem Einrennen geladen. Die anderen Geschütze mußten von dem „sperone" (13,13) aus, also von außerbords geladen werden.

Über die innere Einrichtung der Galeere erfahren wir, daß hinten im Heck, in der „Poppa" sich Kammern befanden für den Kommandanten, für den Schiffskaplan, eventuell auch für den Arzt und Apotheker, für den Schreiber und für 10—15 Edelleute, welche entweder zum Vergnügen oder um Kriegsabenteuer zu bestehen, mitfuhren. Ferner werden die Aufseher der Ruderſklaven, die Steuerleute, Matrosen, Zimmerleute, Köche und Küper, „Balbierer" usw.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

erwähnt, die neben den Pulverkammern und Vorratsräumen Platz finden mußten. Als fechtende Truppe kommen ein Korporal mit 50—60 Soldaten, im Kriegszustande auch wohl 100 Mann an Bord.

Zu dem Sklavenpersonal der Galeere gehörten 270 „Ruderknechte".

Über die Zusammensetzung der Sklaven berichtet unser Gewährsmann: „Sonsten aber so ist gebräuchlich, das ungefährlich der halbe Teil von den gefangenen Türcken und Mohren, die man Sklaven nennet, der andere halbe Teil von ungeratenen Christen Mutterkinder, so hierhero condemniert, besetzet wirdt. Damit nun ermelte Sklaven in guter Disziplin, auch strengem Rudern gehalten, und angetrieben werden, so müssen zween Comiti oder Aufsseher erwählt, und der eine vornen, der andere aber hinden auff die corsia gestellt werden, jeder hatt einen langen Raiff in seiner Hand, mit welchem sie den Sklaven, wanns unordenlich ziehen, oder sonsten ungehorsamb seind, ihre Rücken bißweilen also zerpeitschen, daß mancher Selavo darüber sein Leben lässet".

Außer den beiden hier genannten Kategorien gab es noch eine dritte, nämlich die freiwilligen Ruderknechte, welche sich aus verlorenen Existenzen, auch wohl aus Galeerensklaven rekrutierte, die ihre Strafzeit abgebüßt hatten und ihr Leben auf diese Weise weiter fristeten.

Vom Standpunkt des Militärs aus müssen wir über die Zusammensetzung der Ruderer den Kopf schütteln. Die attische Triere und die römische Pentere zur Zeit der punischen Kriege wurde von Bürgern gerudert. Sie reckten die Arme gewaltig aus für das Wohl und Wehe ihrer Heimat und ruderten für das Vaterland. Der kriegsgefangene Türke — oder Christ auf türkischer Galeere — wird im Gefecht stets ein bedenkliches Element gewesen sein.

Was die kulturgeschichtliche Seite des Sklaventums „auf der Galeere" anbelangt, so müssen wir ins Auge fassen, daß die damalige Zeit überhaupt nach dem sogar sehr lange nachher noch fortbestehenden Grundsatz huldigte, daß der gefangene Feind geradezu in Leibeigenschaft seines „Einfängers" verfalle. Er konnte sich durch Lösegeld wieder frei machen, oder blieb in Sklaverei falls er dies nicht konnte. Wurde eine feindliche Galeere erobert, so wurden die zur Ruderarbeit verdammten Kriegsgefangenen der siegreichen Partei natürlich befreit. Der Galeerensklave galt fast weniger als das Zugtier: Er war nichts anderes, als — um modern zu sprechen — der so und sovielste Teil einer Pferdekraft. Bei Verteilung der Beute wurden deshalb in diesem Sinne auch die gefangenen Türken oder „Sklaven" nach dem Siege bei Lepanto verteilt wie folgt:

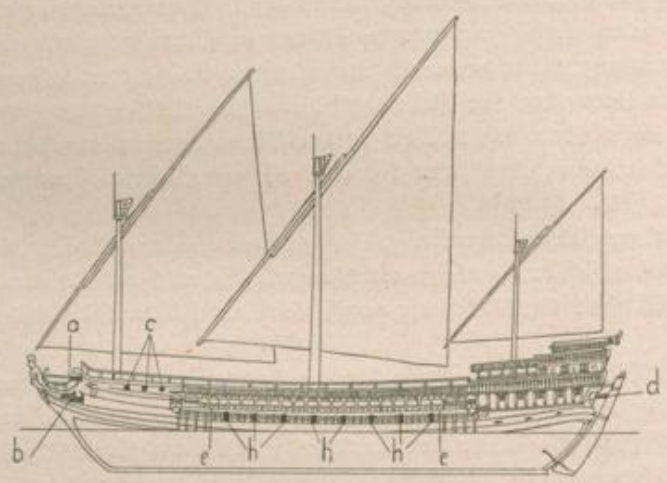
„Dem Papst für seine Portion 881 Sklaven,
Ihrer Königl. Maj. in Spanien 1703 Sklaven,
der Herrschaft von Venedig 1262 Sklaven".

Ehe wir uns der vergrößerten Galeere oder Galeasse zuwenden, haben wir noch einige Bemerkungen zuzufügen. Der Steuerapparat bestand nicht mehr wie im Altertum aus zwei Rudern, sondern es war allgemein das noch heute gebräuchliche mit Fingerlingen eingehängte eine Ruder eingeführt. Die Takelage bestand aus kurzen Pfahlmasten, die im Gefecht vielfach niedergelegt werden konnten. An der Raa jedes Mastes wurde ein dreieckiges Segel geführt, ein sogenanntes lateinisches Segel. Der Boden der Galeere wurde vor jeder größeren Reise und von Zeit zu Zeit sorgfältig gereinigt und neu verpicht, sowie mit „Unschlitt" bestrichen, „und das nennt man die Galea gespalmiert". Dazu mußte das

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Fahrzeug gekielholt werden. Bei gutem Bauholz war eine Galeere 9 Jahre lang als Kriegsfahrzeug zu brauchen, „hernach aber kan sie noch 3 in 4 und auch mehrer Jahr für ein gemaine Galea gebraucht werden". Einzelne Galeeren konnten mit 18 Jahren noch kleine Reisen machen.

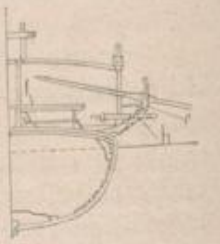
Beim Bau der Galeassen machte man den Versuch, das Bugfeuer dadurch zu verstärken, daß man die Geschütze in zwei Etagen vorn aufstellte. Als Beispiel führen wir die französische Galeasse „La Royale" an, welche Ende des 17. Jahrhunderts in Frankreich gebaut wurde. Sie giebt diesen Schiffstypus in seiner Vollendung wieder, jedoch müssen wir darauf aufmerksam machen, daß ähnliche Typen sich in der schwedisch-russischen Schärenflotte noch sehr lange erhalten haben und hier noch Verbesserungen erfuhren. Die verstärkte Bugarmierung bestand aus:




Galeasse „La Royale"
Ende des 17. Jahrhunderts

1 schweren Geschütz (36-Pfünder) auf Oberdeck (a), zwei gleichen Geschützen (b) in der Batterie auf jeder Seite, so daß in Summa 6 schwere Kanonen in der Kielrichtung feuern konnten. Die Lafettierung war auch hier noch sehr primitiv, so wie sie die Zeichnung „Kanone der Galeasse" mit Lafette angiebt. An Oberdeck wurden auf der Back auf jeder Seite 3 Geschütze, 24-Pfünder, wie c andeutet aufgestellt Das wären also in Summa 6. Im Heck befand sich dann noch eine schwere Kanone (d) auf jeder Seite des Ruders — in Summa demnach 2. Die Riemen wurden auf einen Ruderkasten ee, (siehe auch Galeassen-Querschnitt) aufgelegt. Über dem Sitz der Ruderer — im Querschnitt — befand sich eine gedeckte Gallerie. Seitwärts von den Ruderbänken (f) wurden später, wie unser Bild zeigt, gleichfalls Geschütze kleineren Kalibers — 8-Pfünder — aufgestellt. In beiden Zeichnungen sind dieselben resp. ihre Pforten mit h bezeichnet. Man sieht auf den ersten Blick, daß ihre Bedienung äußerst schwierig war. Der Raum für die Bedienung war sehr begrenzt. Ein Rücklauf fand nicht statt und das Laden mußte durch Herauskriechen auf dem Rohre erfolgen. Alle Geschütze konnten nur in einer einmal durch ihr Einbauen festgelegten Richtung feuern, die Richtung mußte also mit dem Schiff genommen werden. In den Galerien über den Ruderern, auch wohl zwischen diesen führte „la Royale" eine große Anzahl

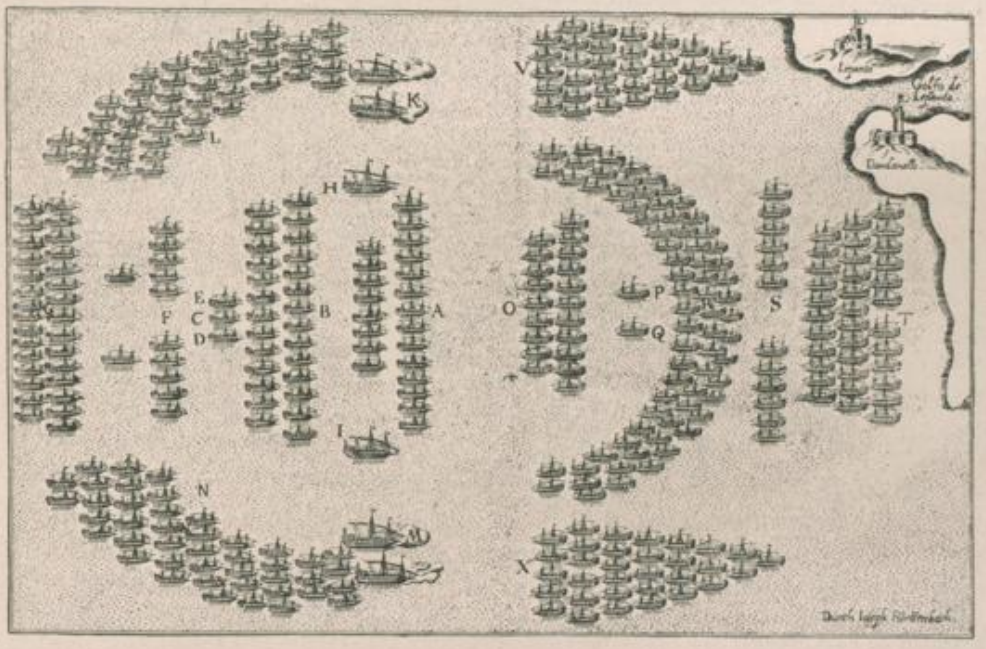
Kanone der Galeasse mit Lafete



Querschnitt der Galeasse

von 2-pfündigen Steinhaken und Postamenten. Sie sind die Vorläufer der Regelings-Kanonen späterer Zeit und der Revolverkanonen und Maschinen-Gewehre unserer Zeit. Die Besatzung der La Royale bestand aus 1001 Mann einschließlich von 452 Ruderſklaven.

Treten wir nun in die Betrachtung einer charakteristischen Seeschlacht dieser Zeit ein. Ich meine die Schlacht von Lepanto, die die größte unter den, den Osmanen gelieferten darstellt. Der Angriff der Türken auf Malta wurde 1565 mit 25000 Mann Verlust zurückgeschlagen. Dagegen glückte ihnen 1570/71 die Eroberung von Cypern. Die Landung auf der Insel gelang den Türken nur wegen der vollständigen Unthätigkeit




Seeschlacht bei Lepanto

der venetianischen Flotte. Hier sowohl wie bei Rhodus hätte ein energisches Eingreifen von christlichen Flotten den Fall verhindern können. Die Schuld hieran trug die ewige Uneinigkeit der christlichen Großmächte untereinander. Vereint mit den anderen Seestädten wäre Venedig im stande gewesen das Emporkommen der Türken, die brennendste Gefahr im Mittelmeer, zu unterdrücken. Erst sehr spät kam nach Cyperns Fall ein Bündnis zur Abwehr zusammen. Spanien, der Kirchenstaat und Venedig sammelten unter dem Oberbefehl von Don Juan d'Austria 250 Galeeren, 60 Schiffe verschiedener Größe und 6 Galeassen. An Landtruppen waren 54000 Mann Fußvolk und 4500 Reiter zusammengebracht. Ende September landeten die Truppen in Griechenland, fast an demselben Orte, wo Oktavian vor der Schlacht bei Actium sein Heer vereinigt hatte. Die türkische Flotte, welche unter dem Admiral Ali Pascha den Christen gegenübertrat, war 250 Galeeren, 70 kleinere und Transportschiffe stark. Die Geschütze bestanden auf den Galeeren aus der eingangs beschriebenen Galeerenarmierung. Die Galeassen hatten schwerere Kanonen, doch



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

befand sich auch hier die Armierung hauptsächlich im Bug. Beide Flotten stießen bei den Curzolarischen Inseln am Eingang des Golfes von Patras zusammen. Die Schlacht selbst wird nach dem Orte Lepanto genannt und war der 7. Oktober 1571 der Tag, da diese „große Meerschlacht" — wie sie Josef Furttenbach nennt — geschlagen wurde.

Die gegenseitige Stellung der einander begegnenden Flotten geht aus dem Plane hervor, welchen wir gleichfalls Josef Furttenbach entnehmen. Derselbe hat seine Angaben augenscheinlich von Mitkämpfern erhalten und muß die Schlacht zu seinen Lebzeiten geschlagen worden sein. Im allgemeinen sehen wir beide Flotten in Halbmondform, der alten Angriffsformation auf einanderlosrudern. Auf beiden Seiten war hinter dem Zentrum eine Reserve zurückbehalten. Betrachten wir uns den Plan zunächst genauer.

Bei A befindet sich auf christlicher Seite eine Avantgarde in Dwarslinie. Das Gros, oder der „rechte große Korpus der Schlachtordnung" — nach Furttenbachs Bezeichnung — befindet sich 63 „Galeen" stark bei B,
C ist das Flaggschiff Don Juan d'Austria's,
D das Flaggschiff des venetianischen Admirals Sebastiano Veniero,
E das Flaggschiff des Admirals des Kirchenstaates Andreas Doria,
G war die Reserve von 30 Galeeren, geführt von Don Alvaro di Bazan,
Bei H und I war je eine „Galeazza" postiert,
N war der rechte Flügel, geführt von Marco Quirini und dem Marchese di Santa Croce. An der Spitze desselben bei M wurden zwei große Galeassen postiert,
L war der linke Flügel. Er wurde geführt von Augustin Barbarigo und Antonio Canale. Auch diesem Flügel gingen bei K zwei Galeassen voran.

Auf türkischer Seite bezeichnet:
O die Avantgarde, geführt von Metellin und den Hauptleuten von Alessandria und Algieri,
P das Flaggschiff des Partau „Bassa",
Q das Flaggschiff des Ali „Bassa",
R das Gros der Türken, kommandiert von Sirocco,
S und T Reservetreffen,
V den rechten Flügel, „so der Capitano della guardia di Rodi geführt",
X den linken Flügel, „so der Caracossa Capitano geführt hat".

Ein heftiges Geschützfeuer leitete den Angriff ein. Von beiden Seiten aus suchte man sich mit den Flügeln zu umklammern. Die Türken waren anfangs dabei im Vorteil infolge ihrer Übermacht. Dann aber drang das christliche Zentrum vor, brach sich Bahn und es kam zum Entergefecht. Die Schlachtordnungen lösten sich in ein wildes Durcheinander auf und zuletzt behielten die Christen die Überhand. Es wurden 130 türkische Schiffe erobert, 30 entkamen und der Rest wurde zerstört. Etwa 30000 Türken kamen um und 5000 christliche Galeerensklaven wurden befreit. Die christliche Flotte verlor 15 Schiffe und 8—10000 Mann. Demnach ist diese Schlacht eine der blutigsten der neueren Zeit.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Die Zeit der Segelschiffe

## 5. Seekriege der nordischen Völker bis Anfang des 16. Jahrhunderts

Wir haben bis jetzt nur nur von den Mittelmeervölkern gesprochen und haben gesehen, wie sich hier seemännisches Leben schon vor mehreren tausend Jahren entwickelt hat. Die Völker, welche sich den Mittelmeergestaden zugewendet hatten, fanden hier von der Natur reiche Gaben in den Schoß gelegt, eine milde Temperatur, einen freundlichen Himmel, einen Boden der zur Bearbeitung wenig Mühe brauchte. Dazu ein wunderbar schönes Binnenmeer mit spiegelglatter Oberfläche während des größeren Teils des Jahres. Nicht allzu oft wühlt der Sturm die Wogen auf und für diesen Fall bieten die nahen Küsten überall Schutz. Daher konnte sich hier das Ruderschiff entwickeln, und zwar ganz speziell das Ruderkriegsschiff. Unabhängig von Windrichtung und Seegang konnte dasselbe ins Gefecht gehen, oder bei unruhiger See den Kampf vermeiden. Das Handelsschiff dagegen begann schon früh die Segel anzuwenden und Riemen nur als Hilfsmotor zu benutzen. Wer Gewinn erzielen will, spart möglichst die Geschäftsspesen und obgleich das Menschenmaterial billig war, so wurde doch die Verpflegung vieler Ruderknechte mit der Zeit teuer. Als man Sklaven und Kriegsgefangene an die Riemen setzte, war das Menschenmaterial womöglich noch billiger geworden — man denke an die ungeheure Sklavenmasse des alten Roms — aber essen und trinken mußten sie doch. Daher zog der Besitzer des Lastschiffes die billige Bewegung mit den Segeln vor.

Ganz anders die Völker, die den nördlichen Teil Europas mit den Küstenländern des atlantischen Ozeans besiedelten. Ein rauhes Klima und eine wilde Natur nahm sie auf, harte Arbeit harrte ihrer, um dem Boden Nahrung abzugewinnen. Harte Arbeit stählt, Jagd und Fischfang verlangen Mut und Gewandtheit und der Kampf ums Leben erzeugt gesunde und kräftige Menschen: die nordischen Völker zogen in Wahrheit das große Los der Weltgeschichte. Ihnen fiel die Beherrschung der Welt zu.

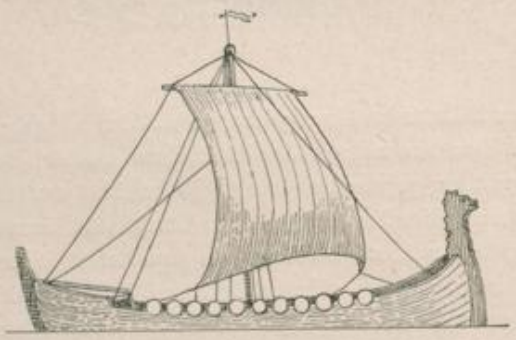
Es würde fehlerhaft sein, zu behaupten, daß sich das Völkerleben anfänglich lediglich im Mittelmeer abgespielt habe. Ebenso wenig kann man behaupten, daß niemals Nordländer ins Mittelmeer gekommen wären. Wir haben gesehen, daß die Phönizier bereits die atlantischen Küsten Europas und Afrikas befuhren. An der afrikanischen Küste hatten sie viele



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Niederlassungen. In Europa steuerten sie herauf bis zu den britannischen Inseln. Man glaubt sogar, sie seien bis in die Ostsee vorgedrungen, um dort den Bernstein einzuhandeln. Cäsar lieferte den Venetern im atlantischen Ozean Seegefechte und römische Flotten kämpften später an den Mündungen der Nordseeströme. Umgekehrt sind sicherlich schon in früher Zeit nordische Fahrzeuge auch nach Süden gesteuert und haben den Zugang zum Mittelmeer gefunden. Besonders wohl von dem skandinavischen Norden aus. Eine unverbürgte Sage läßt z. B. eine Wikinger Flotte erscheinen, als Narses die letzten Ostgoten auf dem Vesuv eingeschlossen hat. Ihr Erscheinen erwirkt den Goten freien Abzug. Ebenso erscheinen Vandalen und Normannen auf ihren Eroberungszügen im Mittelmeer. Vandalenflotten beherrschen sogar eine Zeit lang das westliche Mittelmeerbecken.

Die Küsten des atlantischen Ozeans werden nicht von einem friedlichen Meere umspült. Stürme toben auf dem Meere, der Seegang ist fast immer hoch und unruhig, Ebbe und Flut treten hinzu. Ruderschiffe sind hier nicht zu gebrauchen, wenigstens kann der Riemen nur als Hilfsmotor wirken. Dagegen findet schon früh Segelschiffahrt statt. Die vorher schon beschriebenen Schiffe der Veneter mögen typisch für die Fahrzeuge der atlantischen Küstenbewohner gewesen sein. Sie waren stark gebaut und widerstanden sowohl dem Ansturm der Wogen, wie auch dem Sporn der römischen Schiffe. Sie mußten auch stark gebaut sein, um die Anstrengungen der Fahrt aushalten zu können. Der immer vorhandene Seegang ließ bei längerer Fahrt auch den Gebrauch der Riemen unbequem erscheinen. Deshalb mußte man den Wind als Motor ausnutzen.



Wikingerschiff

Ganz anders gestaltete sich jedoch im skandinavischen Norden die Motorfrage der Schiffe. Wohl war die hohe See auch hier rauh und wild genug. Womöglich noch mehr wie an den Küsten Frankreichs und Spaniens. Dafür zeigte die Küste aber eine wesentlich verschiedene Natur: tief schneiden die Fjorden in das Land ein und zahllose Inseln und Klippen sind der Küste vorgelagert — man weiß kaum, wo Land und Wasser aufhören. Es sind hier ähnliche Verhältnisse wie im Ostbecken des Mittelmeeres, z. B. im ägäischen Meere, vorhanden. Hat es am Tage geweht so schläft abends der Wind ein, mit und ohne Brise bleibt immer ein labyrintisch gewundenes Fahrwasser zu überwinden, unter Segeln für jedes größere Fahrzeug schwierig. Es darf uns demnach nicht Wunder nehmen, wenn ähnliche Naturverhältnisse im Norden auch ähnliche Fahrzeuge wie im Süden, im Mittelmeer erzeugen: auch hier ist das Ruderschiff zu Hause und dies nimmt erst nach und nach bei längeren Reisen den Gebrauch der Takelage an. Dabei werden die Schiffe der Normannen und Sachsen als aus Weidengeflecht und darüber gezogenen Tierhäuten angefertigt dargestellt. Die Segel waren gleichfalls aus Tierhäuten angefertigt. Es sind also ganz unverkennbar Fahrzeuge gewesen, bei denen man Festigkeit und Stärke durch Elastizität zu ersetzen suchte und außerdem auf eine gewisse Leichtigkeit Rücksicht nahm. Später baute man dann allerdings auch Holzfahrzeuge, und unsere Zeichnung stellt ein derartiges Wikingerschiff aus Holz dar. Die Waffen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

welche man im Gebrauch hatte, blieben dieselben wie an Land, so daß ein besonderes Eingehen hierauf nicht nötig ist. Die Schilder wurden während der Seefahrt auf dem Schiffsrand aufgesetzt und indem sie diesen erhöhten boten sie Schutz gegen das Spritzwasser der See. Die Schiffe waren fast immer ohne Deck, nur hier und da findet man eine gedeckte Back oder Schanze angedeutet. Wiederholt hat man am Strande Überreste von derartigen Fahrzeugen gefunden. Am wohlerhaltensten zeigen sich einige Fahrzeuge, welche im Nydamer Moor aufgefunden wurden. Eins dieser Boote, schwedischer Abstammung, steht völlig erhalten im Kieler Altertumsmuseum. Man fand eine Menge Waffen und einige Pferdegerippe drin. Daraus läßt sich schließen, daß es nicht erobert, sondern in der Eile vielleicht versenkt und verlassen wurde. Vielfach wurde auch das Schiff des Meerkönigs als Sarg benutzt. Mit der Leiche an Bord flog das Schiff brennend und mit gesetztem Segel hinaus in See. Oder auf Deck lag der Leichnam des gestorbenen Seehelden in einer Grabkammer. Über dem Schiff ward dann ein mächtiger Grabhügel aufgetürmt. Derartige Schiffe hat man wiederholt in Skandinavien aufgefunden, so daß man sich hieraus ein gutes Bild von den Wikingerdrachen machen kann. Trotz der geringen Größe dieser Drachenschiffe haben die Normannen weite Seereisen damit gemacht. Furchtlos und kühn liefen sie aus, wußten meisterhaft ihre Fahrzeuge zu lenken und der Sturm stählte die Muskelkraft des rudernden Armes. Deshalb darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir erfahren, daß Normannen es waren, welche die Orkney- und Shetlandsinseln entdeckten und daß sie noch weiter nach Norden kamen.

Die Nachrichten über das Seewesen in den ersten Jahrhunderten vom Jahre 1000 nach Christi Geburt an sind im allgemeinen spärlich, nur wenige zuverlässige Angaben sind im Norden zu finden. Die Zeichnung der Schiffe ist meistens höchst unvollkommen, auch hier fehlt dem Zeichner das Geschick deutlich und perspektivisch darstellen zu können. Mit der Seemannschaft standen die Darsteller dabei wie gewöhnlich auf gespanntem Fuß. Wir wählen für den Leser eine der besseren Darstellungen aus, nämlich das Schiff mit welchem Wilhelm der Eroberer nach England übersetzte um daselbst das angelsächsische Reich zu vernichten.

Bis zum vierten Jahrhundert vor Christus waren die skandinavischen und deutschen Ostseeküsten völlig unbekannt. Plinius und Tacitus berichten zwar, daß die Phönizier auf ihren Fahrten bis hierher gedrungen sein. An der pommerschen Küste sollen sie den Bernstein eingehandelt haben. Allein genauere Nachrichten hierüber fehlen. Sicher aber kann man annehmen, daß schon frühzeitig auch hier im Norden Seefahrt betrieben wurde. Die skandinavischen Länder waren im großen und ganzen wenig fruchtbar. Der Fischfang war dagegen ergiebiger und lockte auf die See heraus. Damit mag der Anfang gemacht worden sein — bald zog man auch über das Meer hinaus. Das Erbfolgerecht schloß die jüngeren Söhne aus. Was sollten sie beginnen um zu selbständigem Eigentum, zu Macht und Ansehen zu gelangen? Die See bot sich als Acker, den sie pflügen konnten. Da zogen denn die nordischen Recken raub- und beutegierig an Bord ihrer Drachenschiffe aus, um Kriegsruhm sowohl wie Beute zu erkämpfen. Es paßt in den Rahmen unseres Buches, wenn wir hier ganz besonders darauf aufmerksam machen, daß der Begriff „Seeräuber" in der alten Auffassung nichts Ehrenrühriges ausdrückte. Alle alten Seevölker sind Seeräuber gewesen und ließen auch auf dem Meere in Friedenszeiten nur das Recht des Stärkeren gelten — Malayen und Chinesen stehen noch heute auf derselben Stufe. Was zwischen heute und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

damals liegt wird von den europäischen Nationen, von Engländern, Spaniern, Franzosen, u. s. w., auch von den Osmanen durchaus nicht als unbeschriebenes Blatt in Bezug auf Seeraub gelassen. Seeraub und Kaperei bilden im Gegenteil bis ins vorige Jahrhundert hinein den kulturgeschichtlichen Gradmesser der Seekriege. Die Zeit ist noch nicht so weit zurückliegend, wo kein Handelsschiff es wagen durfte, unbewaffnet seine Straße zu ziehen. Der Seeraub ging freilich später in die gesetzmäßige Kaperei über. Während eines Krieges stellten die feindlichen Nationen Privatunternehmern Kaperbriefe aus. Allein wenn der Krieg vorüber war, dann setzte der Kapitän oft genug in ungesetzlicher Weise die Kaperei fort, d. h. er wurde Seeräuber.

Der berümtesten einer unter den Wikingern war Olof Trygvason. Sein Schiff „Ormen den länge“ hatte 34 Ruderbänke und war etwa 148 Fuß lang. An Bord desselben sammelten sich die besten kampflustigen Recken, darunter Einar Thambaskelfer, der berühmteste Bogenschütze Norwegens. Etwa im Jahre 1000 v. Chr. ward Olof Trygvason an der Küste von Rügen von feindlicher Übermacht von allen Seiten angegriffen. Zuletzt blieb nur sein Schiff „Ormen“ übrig, von allen Seiten umringt, von allen Seiten suchten die Feinde dasselbe zu entern — mit grimmigem Mut verteidigte Trygvason sein Leben. Da geschah es, das Thambas Belfer nach manchem Schuß von neuem den Bogen spannte. In diesem Augenblick traf ein Pfeil die Mitte seines Bogens, sodaß er krachend sprang. Trygvason wandte das Haupt mit der Frage: „Was sprang da?“ und „Norwegens Reich von deiner Hand“ klang es zurück. Zuletzt, da Trygvason sah, daß alles verloren war, sprang er in voller Rüstung über Bord, den Tod des Ertrinkens der Gefangenschaft vorziehend. So sank Olof Trygvason im Streit in die Tiefe, um in Sagen und Liedern verherrlicht weiter zu leben. Solcher Art waren die wilden und harten Seevögel, die vor dem Sturmwind angeflogen kamen, die nach England sowohl, wie auch nach Deutschlands Küsten übersetzten, die den Rhein herauf bis Köln, die Loire bis Tours plündernd herauf drangen und Karl den Kahlen zum Tribut zwangen. Nach Osten hin suchten sie Rußland und Pommern heim, nach Süden hin stürmten sie in das Mittelmeer hinein. Unter Rollo drangen sie 912 bis Paris vor, und Karl der Einfältige trat ihnen die Normandie ab. (Vergl. Seite 439 usw.) König Knut eroberte ganz England und ward Herrscher von Dänemark und England zugleich, so der mächtige Seebeherrscher des Nordens werdend.

Normannenschiff
Aus dem 11. Jahrhundert

Weniger von dauernder und nachhaltiger Wirkung war das Eindringen der Normannen in das Mittelmeer. Nachdem hier der römische Koloß in Italien zertrümmert war, trat durch die Völkerwanderung ein allgemeines Chaos ein. Im Anfang des 7. Jahrhunderts begann dann die furchtbare mohammedanische Bewegung — ein neues Drängen und Schieben der Völker in leidenschaftlichem Land- und Seekampf. In diesen Kampf der

Mittelmeervölker hinein spielt das Anwachsen der normannischen Macht — Normannen und Sarazenen begegnen sich hier im Süden auf ihren Kriegszügen. Namentlich waren seit dem Jahre 1000 viele normannische Pilger nach Unteritalien gekommen, um bei erster bester sich bietender Gelegenheit zum Schwert zu greifen. Langobarden, Griechen und Sarazenen lagen dort in wilder Fehde. Das war der Anfang. Ihm folgte eine definitive Festsetzung unter dem Grafen von Hauteville, dann eine Eroberung von ganz Unteritalien mit Sizilien. Während der ganzen Zeit stand das nordische Kriegsvolk fast dauernd auf dem Kampfplatz. Sie fochten nicht nur mit den Sarazenen, sondern auch mit den Byzantinern und Venezianern, und zwar zu Wasser und zu Land. In der Seeschlacht bei Korfu z. B. (1084) schlugen sie unter Robert Guiscard die vereinigten Byzantiner und Venezianer.

Durch Einführung des Christentums nahm der Seeraub von den skandinavischen Küsten aus allmählich ab, doch finden wir dafür heftige Kämpfe mit den heidnischen Wenden eintreten. Die Norweger sind teilweise in wilder Fehde mit den Dänen — Seeschlacht bei Helgeneß 1062 —, teilweise versuchen sie bis zum Ende des 11. Jahrhunderts Invasionen in England. Im 12. Jahrhundert beteiligt sich der norwegische König Sigurd mit 600 Fahrzeugen an dem Kreuzzug. Er berührt plündernd und brandschatzend Portugal und die Balearen, landet in Joppe, dringt mit bis Jerusalem vor und hilft Sidon mit erobern. Mit den Wenden stehen die Dänen von 1157—1168 im Kampf, wobei sie wiederholt an der Küste Pommerns landen und Arkona auf Rügen zerstören. Desgleichen machen die Dänen wiederholt Kriegszüge gegen die Esthen. Mit 1000 Schiffen und einer starken Armee zieht 1218 Waldemar II. gegen sie aus und zwingt sie endlich zur Unterwerfung. Auch während dieser Feldzüge war es zu Seeschlachten gekommen, so z. B. 1169 bei Oelland, wo die Dänen einen glänzenden Seesieg errangen. Unter Waldemar II. war die dänische Flotte recht gut organisiert. Später traten so verwirrte Verhältnisse in Dänemark ein, daß keine Flottenerfolge erzielt werden konnten. Bei Langeland unterlag die Dänenflotte den Hanseaten. Erst unter Waldemar III. konnte sich Dänemark wieder heben. Wir werden ihn im harten Kampf mit der Hansa wiederfinden. Nach ihm sucht König Johann die dänische Flotte wieder emporzubringen. Wegen der abtrünnigen Provinzen Südschwedens entspinnt sich 1510 ein erbitterter Krieg, verbunden mit einer Blockade der schwedischen Küsten. Die hierdurch geschädigten Hanseaten ergreifen Partei gegen Dänemark. Bei Bornholm und in der Danziger Bucht wird dabei ohne Entscheidung gefochten. Der Friede zu Malmö machte dem Kriege ein Ende. Christian IV. (1580—1648) legte den ersten Grund zu einer dänischen Flotte.

Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts wurden im Schiffsbau bei Engländern und Franzosen nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Obgleich die Segel hauptsächlich zum Fortbewegen benutzt wurden, so blieben die Takelagen immer noch unbeholfen und mangelhaft. Auch die Manövrierfähigkeit der größeren Schiffe hat noch viel zu wünschen übrig gelassen. Man muß sich hierbei klar machen, daß ein leichtes Drehen eines Schiffes von der Schnelligkeit und Fahrt abhängig ist, andererseits aber auch von dem Schnitt des Schiffsrumpfes. Bei mangelhafter Takelage ist eine größere Geschwindigkeit nicht zu erzielen, namentlich, wenn starker Wind durch schlechtes Stützen der Masten nicht ausgenützt werden kann. Selbst die beste Takelung kann jedoch einem schlecht proportionierten Schiffsrumpf keine Schnelligkeit verleihen, und ein solches ungünstig geschnittenes Fahrzeug würde auch bei genügender Fahrt nicht willig drehen. Der Bau der Schiffsrümpfe wurde in damaliger

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zeit rein empirisch betrieben. Man baute einfach nach gemachten Erfahrungen. Das hat ja für den Anfang auch manches für sich, es bleibt aber immer nur ein Bauen auf das Geratewohl hin. Erst die Franzosen waren es, die später zuerst nach wissenschaftlichen Grundsätzen und Berechnungen gebaut haben, sodaß richtige Proportionen in Bezug auf Länge und Breite angewendet und Gesetze der Stabilität berücksichtigt wurden.

Es darf deshalb nicht wunder nehmen, wenn die alten Mittelmeer-Galeeren neben den Segelschiffen noch lange in Gebrauch geblieben sind. Sie wurden selbst in den atlantischen Gewässern noch oft genug neben den Segelschiffen ins Gefecht geführt. Vielfach werden Galeerenflotten erwähnt, welche während eines Krieges von Mittelmeer-Mächten „geliehen" wurden, natürlich samt ihrer ganzen Besatzung. Im allgemeinen erwiesen sie sich als wenig brauchbar in der hochgehenden See des Atlantischen Ozeans. Sie waren hier nicht auf ihrem richtigen Bewegungsfeld und wurden von den Flottenführern sehr oft als eine „Last" bezeichnet. Die unvollkommenen Einrichtungen der Segelschiffe brachten es mit sich, daß die Riemen noch lange als Hilfsmotor auch bei den Segelschiffen beibehalten wurden. Ausdrücklich muß darauf hingewiesen werden, daß dies nichts mit den Ruderflotten zu thun hatte, welche sich bis ins 19. Jahrhundert hinein erhalten haben. Die Fahrzeuge derselben waren auf Riemenbewegung gebaut und benutzten die Takelage als Hilfsmotor. Bei den Segelschiffen der damaligen Zeit war es umgekehrt. Wie lange bei kleineren Segelschiffen die Riemen noch angewendet wurden, geht daraus hervor, daß die preußische Korvette Amazone, Anfang der sechziger Jahre in der Nordsee gesunken, noch 12 solcher Riemen an jeder Seite führen konnte. Bei Windstille konnte damit eine Schnelligkeit von $2^1/_2$ Knoten pro Stunde erreicht werden.

Bis Mitte des vorigen Jahrhunderts sind auf englischen Linienschiffen sogar noch derartige Riemen — sweeps genannt — in Gebrauch gewesen, namentlich beim Wenden in flauer Brise. Kaperfahrzeuge und Schiffe, welche Jagd auf dieselben machten, haben mit Vorliebe gelegentlich zu den Riemen gegriffen, und wir zeigen später den Typus eines solchen Schiffes aus dem 18. Jahrhundert. Die an Bord gebrauchten Waffen unterschieden sich nicht von den an Land üblichen. Es muß jedoch hervorgehoben werden, daß von den Engländern viel Wert auf gute Bogenschützen an Bord gelegt wurde, und daß diese sich hier ebenso vortrefflich bewährt haben wie an Land in den großen französischen Kriegen. Daneben wurde in erster Linie von dem Entergefecht Anwendung gemacht, und ab und zu benutzte man die Ramme als Gelegenheitswaffe. Eine Art Artillerie trat im Schiffsgefecht gleichfalls in Thätigkeit, indem an Bord die mittelalterlichen Schleudermaschinen aufgestellt waren und meistens schwere Steinmassen gegen herannahende feindliche Schiffe warfen. Ein Wendepunkt trat auch hier nach Erfindung des Schießpulvers ein. Die ersten Kanonen auf den Schiffen feuerten einfach vom Oberdeck aus über Bank. Im Laufe des 14. Jahrhunderts begann man bereits schwere Kanonen von 50—100 Pfund Geschoßgewicht zu gießen, meistens aus Eisen oder Kupfer. Im 4. Kapitel haben wir gesehen, wie dieselben auf den Galeeren aufgestellt wurden. An Bord der Segelschiffe trat eine starke Vermehrung der Artillerie ein, sobald — etwa 1500 — die Geschützpforte erfunden war. Von da an datiert auch das allmähliche Größerwerden der Segelschiffe — bis zu den gewaltigen Dreideckern der neueren Zeit.

Was die Schiffsbesatzungen anbelangt, so hat England bereits in frühester Zeit dafür gesorgt, daß vor allen Dingen eine eiserne Disziplin an Bord gehalten wurde, ein Umstand,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der entschieden auf das Emporkommen der englischen Flotte von großem Einfluß geblieben ist. Jahrhundertelang haben sich die Strafbestimmungen von Richard Löwenherz in der britischen Flotte erhalten. Unserer Zeit erscheinen sie hart — aber man muß sich beim Lesen derselben in jene längst entschwundene wilde Zeit zurückversetzen, dann wird man sich nicht wundern, wenn man liest:

„Ein Mann, welcher einen andern an Bord getötet hat, wird an den Leichnam angebunden und ins Meer geworfen. Hat jemand ein Messer oder sonstige Waffe gebraucht, um einen andern zu töten oder zu verwunden, so wird dem Beleidiger die Hand abgeschnitten usw."

Während des in Rede stehenden Zeitabschnittes besaß England keine stehende Flotte. Die Zusammenziehung von Schiffen und Mannschaften geschah durch königliche Proklamation, welcher alle Seeleute Englands, wo sie auch sein mochten, folgen und sich an einem bestimmten Rendezvousplatze zusammenfinden mußten. Im Jahre 1340, in welchem die Seeschlacht von Sluys geschlagen wurde, gebrauchte man hierbei 10 Tage, um die Flotte auszurüsten und zu bemannen. Diese englische Flotte war 120, oder gar 260 Segel stark. Auf der französischen Seite war eine sehr viel größere Schiffszahl zusammengebracht worden und außerdem eine Anzahl genuesischer Galeeren unter Führung von Barbavara. Später bei der Belagerung von Calais, stellte der englische König selbst 25 Schiffe und 419 Seeleute, zu denen noch 38 fremde Fahrzeuge hinzukamen, die er auf seine Kosten gemietet hatte. Die Stadt London rüstete 25 Schiffe aus, mit 662 Mann, Toway in Cornwall 47 Fahrzeuge mit 770 Mann; Bristol 24 Schiffe mit 608 Mann; Skoreham 26 Fahrzeuge mit 329 Mann. Durchschnittlich hatte jedes Schiff 25 Mann Besatzung, welche zum Manövrieren des Fahrzeuges bestimmt waren. Sie gehörten also nicht zu dem fechtenden Teil der Bemannung. Letztere müssen wir uns als aus eingeschifften Landtruppen bestehend denken. Dem entsprechend kann es auch noch keine speziell maritime Offiziersgrade gegeben haben. Ins Auge fallend bleibt die „Verpflichtung" der Seeleute Englands sich in Kriegszeiten zu stellen. — An den großen Entdeckungen über See suchten sich die Engländer gleichfalls zu beteiligen. Im Jahre 1497 verließ John Cabot und sein Sohn Sebastian mit 4 Schiffen Bristol, verfolgte einen nordwestlichen Kurs, landete am 24. Juni auf der Insel St. John und steuerte dann längs der amerikanischen Küste südwärts. Er gelangte bis zur Halbinsel Florida und kehrte nach England zurück. Später gelangte er auf neuen Reisen nach Westindien und Südamerika. Cabot war ein tüchtiger Mathematiker, welcher den ersten Grund zur Anfertigung der Seekarten legte.

Eine besondere Taktik für das Gefecht existierte noch nicht. Meistens suchte man den Wind möglichst günstig zum Angriff zu erhalten, dann fiel man auf den Feind zu ab und schritt zum Nahkampf. Der Enterung gegenüber treten Pfeile, Armbrustbolzen und geschleuderte Steine in Wirksamkeit. Die Behandlung besiegter Feinde ist teilweise noch eine barbarische, indem nach erobertem feindlichen Schiff die Besatzung desselben vielfach über Bord geworfen wird. Piraten und Kaper knüpften mehrfach ganze Besatzungen genommener Schiff an den Raaen auf. Die Gegner — hier Engländer und Franzosen — unternehmen sehr zahlreiche Raubzüge nach den Küsten, raubend, mordend und plündernd. Einzelne Städte werden wiederholt eingeäschert. Dem feindlichen Angriff tritt dabei das Landvolk mit aller Energie entgegen — mehr als einmal werden die Eindringlinge mit blutigen Köpfen zurückgetrieben.

Die ersten Flottenanfänge Englands gehen auf König Alfred zurück. Von 871—901

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

werden zur Abwehr der Normannen, oder „Dänen", wie man in England damals sagte, zahlreiche Geschwader gebaut; dieselben bestanden aus Schiffen, die mit Rudern und Segeln gleichzeitig bewegt wurden. Ein solcher Dänenangriff unter Hastings wurde 893 glücklich zurückgewiesen. König Edgar der Große brachte die Flotte auf 3000 Schiffe, doch trat nach seinem Tode wieder völliger Verfall ein bis König Eduard, von 1041 an, von neuem seine Hauptsorge der Flotte zuwandte. König Harald hätte 1066 durch richtigen Gebrauch der Flotte sehr erfolgreich gegen Wilhelm den Eroberer auftreten können (Vergl. S. 440). Unter Heinrich II. (von 1155—90) hatte die englische Flotte sehr thätigen Anteil an der Eroberung Irlands genommen. Nach ihm ist es sein Sohn Richard Löwenherz, der unseren Blick fesselt, er, der zwar König und Herr war, dem aber sein ganzes Leben lang der Hang zu den Abenteuern des fahrenden Ritters anhaftete. Daß er mit Begeisterung an dem Kreuzzug sich beteiligte, darf uns nicht wundern: sein Normannenblut wallte hoch auf, da mit romantischem Zauber der Orient, die weite Ferne lockte. Nach Eroberung von Cypern finden wir ihn mit seiner Flotte auf hoher See. Am 7. Juni 1191 stößt er auf ein wahres Riesenschiff, bemannt mit 1500 Türken. Unser Gewährsmann J. Allen schildert den Kampf hiermit so, als ob alle Enterversuche der Engländer abgeschlagen wurden. Der Türke verteidigte sich dabei mit griechischem Feuer. Endlich gelang es das Steuerruder des Feindes durch Taucher unwirksam zu machen. Die Galeeren Richards brachten alsdann den Feind mit der Ramme zum Sinken, so daß nur 55 Mann der Besatzung gerettet werden konnten. In dasselbe Jahr fällt ein glänzender Seesieg von Richards Flotte. Eine sarazenische Flotte war zum Entsatze von Acre herbeigeeilt, unterlag jedoch trotz Anwendung von griechischem Feuer, dem wilden Angriff der Engländer. Dem König Richard Löwenherz folgte sein Bruder Johann ohne Land. Unter ihm begann England starke Einbuße zu erleiden. König Philipp von Frankreich trat England feindselig gegenüber auf.

Zum Einfall in England sammelte er in dem Häfen von Dammel in Flandern eine ungeheuere Flotte. Johann hatte gleichfalls eine starke Flotte 1213 zusammengebracht. Unter Kommando des Grafen von Salisbury griffen 500 Schiffe derselben die Franzosen in Dammel an, nahmen 300 französische Schiffe weg und zerstörten außerdem 100.

Im Jahre 1217 fiel bei North Foreland ein scharfes Gefecht zwischen Engländern und Franzosen vor, in welchem die ersteren Sieger blieben. — Eine der bemerkenswertesten Schlachten in den Kämpfen zwischen Frankreich und England fiel am 24. Juni 1340 in dem Hafen von Sluys vor. Hier lag eine starke französische Flotte unter den Admiralen Quiéret und Behuchet zu Anker. König Eduard führte seine Flotte persönlich. Beim Anfegeln in Sluys fand er einen Teil der großen französischen Schiffe durch Ketten verbunden und segelte deshalb wieder nach See und aus dem Hafen heraus. Von den französischen Admiralen wurde dies Manöver, welches nachher den Engländern die Sonne in den Rücken brachte, mißverstanden. Sie wähnten, der König wolle das Gefecht vermeiden, lösten ihre Ketten und segelten zur Verfolgung heraus. Dabei scheint unter den französischen Führern auch noch Meinungsverschiedenheit geherrscht zu haben. Nachmittags wandten sich die Engländer gegen sie zum Angriff. Sie waren in zwei Treffen geordnet: Im Vortreffen die schwersten Schiffe mit den Bogenschützen, zwischen je zwei großen Schiffen je ein kleines, mit Bewaffneten gut besetzt. Im Hintertreffen befanden sich kleinere Fahrzeuge, hauptsächlich wiederum mit Bogenschützen bemannt. Beim ersten Anprall suchte sich jedes der schweren Schiffe seinen Gegner aus und es kam zu einem wütenden Kampf. Auf beiden Seiten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wurde mit äußerster Hartnäckigkeit gefochten, die Engländer behielten dabei die Oberhand und richteten ein furchtbares Blutbad an. Etwa 25000—30000 Franzosen sollen gefallen sein, während die Engländer 4000 Mann verloren. Beide Admirale der Franzosen fielen. Die Leiche Behuchets sollen die Engländer an eine Raanock gehängt haben.

Von großem Einfluß auf das englische Seewesen war Heinrich VII. (1485—1509). Er legte den Grund zu einer „königlichen Marine" und wird der „Great Harry" als erstes „königliches", d. h. der Krone gehöriges, Schiff genannt. Dasselbe muß von bedeutender Größe gewesen sein. In dem Kriege gegen Frankreich (1512) kam die erste Schlacht auf See vor, in welcher lediglich schwere Artillerie an Bord verwendet wurde. Unter Führung von Sir Thomas Howard stieß bei Brest die englische Flotte, 45 Schiffe stark, auf die französische. Dieselbe war 30 Segel stark unter Primauget. Das englische Schiff Regent, kommandiert von Knevet, legte sich zum Enterkampf neben das größte Schiff der Franzosen, den Cordelier. Leider geriet dieser in Brand. Beide Schiffe flogen in die Luft. Die geschlagene französische Flotte floh in die Häfen.

Wenden wir uns nach dem, was wir über die Entwicklung der englischen Seekriegsmacht bis hierher gesagt haben, den Franzosen zu, so finden wir auch hier eine frühzeitig eintretende Flottenentwicklung. Der Schiffsbau richtet sich dabei nach den Gewässern, welche Frankreichs Küsten berühren und von welch' letzteren aus entweder die Mittelmeer-Galeere gegen den Feind hinausruderte, oder das Segelschiff des atlantischen Ozeans seine Bahn hinzog. Die Seekriege mit England spannen sich fort bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts und brachten durch Ausartung der Kaperei in zügellosen Seeraub eine vollständige Unsicherheit der befahrenen Gewässer mit sich. Dazwischen finden im Mittelmeer Expeditionen gegen die Sarazenen statt. Ludwig IX. (1225—70) erobert z. B. mit Hilfe der Flotte Damiette und Unterägypten, und 1285 kam es zu blutigen Seegefechten zwischen den Franzosen und Aragoniern. Im Jahre 1492 trat von neuem ein Konflikt mit Alphons II. von Aragonien ein und wurde eine Expedition gegen Neapel und Sizilien ausgerüstet, doch kam es zu keinen größeren Seekämpfen.

Karl VIII. (1483—98) ist als Begründer der französischen Marine anzusehen. Er baute Schiffe und Werften auf Staatskosten und führte ein stehendes Seeoffizierkorps ein.

# 6. Die ältere deutsche und spanisch-portugiesische Seefahrt

Die Geschichte der Hansa ist gleichzeitig die Geschichte des deutschen Seekriegswesens älterer Zeit. Eine kurze Fortsetzung hat dasselbe allerdings in der kurbrandenburgischen Marine erfahren, doch sind die Bestrebungen des großen Kurfürsten von seinen Nachfolgern bald wieder unterlassen worden – aus recht nahe liegenden Gründen: Brandenburg-Preußen mußte sich zuerst Ellenbogenraum an Land erkämpfen, genau so wie das alte Rom. Der angewachsene und fest begründet dastehende preußische Staat konnte erst wieder an Schaffung einer Kriegsflotte denken, und diese preußische Flotte bildete den Grundstock für die spätere Marine des deutschen Reiches.

Sowohl zwischen der alten Hansa-Flotte und der brandenburgischen wie auch zwischen letzterer und der preußisch-deutschen Flotte liegen längere Zeitpausen, welche aber nicht völlig unausgefüllt sind: in der ersteren Pause tritt Wallenstein als Generalissimus des baltischen Meeres auf und baut deutsche Kriegsschiffe. In die letztere Pause hinein spielen die Flottenbestrebungen von 1848, die in der Nordsee sowohl wie in Schleswig-Holstein scheiterten, in Preußen sich durchkämpften. In diesen zeitweilig auftretenden Flottenbestrebungen liegt etwas durchaus Natürliches, nämlich das gesunde Gefühl, daß das Meer an der heimischen Küste dazu geschaffen ist, um befahren zu werden. Außerdem aber ein Nachgehen uralter Tradition. An diese Küstentradition müssen wir hier anknüpfen. Es steht außer allem Zweifel, daß unsere deutschen Küstenbewohner von jeher Seefahrer gewesen sind. Sie empfingen Besuch von Seefahrern verschiedenster Nationen. Oft recht unliebsamen Zuspruch fremder Piraten sogar. Daß die deutschen Küstenbewohner nicht selbst den Versuch gemacht haben sollten, sich schon in frühester Zeit auf das Meer hinauszubegeben, ist nicht denkbar. Von den wendischen Völkern, welche nach der Völkerwanderung bis zur Elbe in unser Vaterland eindrangen, wissen wir genau, daß sie sofort Seefahrt von ihren Küsten aus unternahmen. Sie entwickelten sich zu flotten Seeräubern und haben mehr als einmal bis zu ihrem Untergang die dänischen Küsten verheert. Über das Seewesen unserer Küstenbewohner an Ost- und Nordsee, über Bauart ihrer Schiffe wissen wir allerdings so gut wie nichts. Es läßt sich nur annehmen, daß sie in ältester Zeit sich an diejenigen Schiffsgattungen anschlossen, welche ihnen in der Heimat zu Gesicht kamen. Dies wären

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

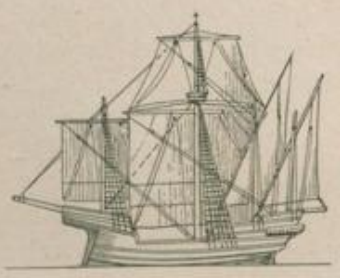
also skandinavische Fahrzeuge gewesen in der Ost- und Nordsee. In letzterem Meere müssen allerdings auch unbedingt römische Reminiszenzen mit verwendet worden sein, da auf mehreren großen Strömen sowohl wie an den Küsten zahlreiche römische Flotten operiert haben. Auch die Frachtschiffahrt war auf dem Rhein und seinen Nebenflüssen stark entwickelt. Ein sehr hübscher Beweis hierfür findet sich im Museum zu Trier vor: Aus Stein gehauen stehen hier ein Paar mit Fässern beladene Moselkähne aus altrömischer Zeit. Charakteristisch an diesen Fahrzeugen ist die Form des Vorstevens, welcher wie eine Ramme zum Sporngefecht gestaltet ist. Als man sich von Deutschland aus der Hochseeschiffahrt zuwandte, wird man sich wiederum an die Schiffsmodelle anderer seefahrender Nationen, z. B. der Engländer, angelehnt haben.

Hansa-Kogge

Das in den deutschen Gewässern auftretende Seeschiff wird „Kogge" genannt. Wir geben nach „Arenhold, Historische Entwicklung der Schiffstypen" ein Bild einer derartigen Kogge aus dem 14. Jahrhundert. Arenhold bemerkt hierzu: „Der nun in Ost- und Nordsee vorherrschende Schiffstyp sind die Koggen, meist dreimastige, hoch und massig gebaute Fahrzeuge von plumpen Formen, während „Barsen" und „Hucker" (kleinere Schiffe) nur zwei Masten hatten. Es erinnert dieses Fahrzeug noch sehr an das (altenglische) von 1230 und sieht man ihm noch an, daß es aus dem vorn und hinten spitzen Boote hervorgegangen ist. In den alten Beschreibungen ist immer davon die Rede, daß die Koggen mit greulichen Tierköpfen verziert waren, es war mir aber unklar, wo dieselben angebracht waren, bis mir in der Hamburger Kommerzbibliothek eine alte Zeichnung in die Hände fiel, die mir volle Aufklärung gab. Von den Hansakoggen, die 1370 Kopenhagen beschossen, wird überliefert, daß die größten sämtlich 100 Bewaffnete und 20 Pferde führten. Auf den Kastellen (Back und Schanze) wurden die kleineren Schießwerkzeuge aufgestellt, während mitschiffs die damals gebräuchlichen „Treibenden Werke" und Bliden, die große eisenbeschlagene Bolzen schossen, mit denen man die Schiffs-

Karavelle des Kolumbus
Zeichnung nach dem Modell im Reichspostmuseum von Kohlhauer

seiten durchbohren konnte und die ungefähr einer Armbrust im großen glichen, ihren Platz hatten. Die Größe dieser Koggen war ca. 100 Last, also 200 Tons, wie ein mittlerer Schoner oder kleine Brigg heutzutage. Zu dieser Zeit findet man schon ein Lateinsegel am Besansmast, welches das Schiff besser am Winde hält usw." Dann ferner: „Die Schilder der Bewaffneten werden zu dieser Zeit schon mehr auf den Kastellen angebracht, da hier die Hauptgefechtsstationen der Leute waren." Ausdrücklich wird außerdem berichtet, daß einzelne Schiffe — so das von Simon von Utrecht — am Bug mit Eisen beschlagen waren, um durch Rammstöße des Gegners Schiffsseite einzustoßen. Störtebeckers Schiff soll auf diese Weise in den Grund gebohrt worden sein. Eine gewisse Ähnlichkeit scheinen alle Seeschiffe des 14.—16. Jahrhunderts bei allen seefahrenden Nationen gehabt zu haben. Neben der Kogge stellen wir deshalb ein venezianisches Kauffarteischiff aus dieser Zeit dar. Auch das beigefügte Kolumbusschiff zeigt ähnliche Formen. Es ist dies allerdings nur eine Rekonstruktion, genaue und zuverlässige Angaben fehlen. Auch der zum Vergleich mit beigefügte englische Great Harry zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit der Kogge in seiner äußeren Form. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich dann die Formen der Schiffe weiter entwickelt und dementsprechend verändert. Der Hansa Ende fällt in das 17. Jahrhundert. In demselben Jahrhundert blühte Brandenburgs Flotte auf. Das Bild „brandenburgische Marine" zeigt sehr deutlich den Typus der Schiffe aus dieser Zeit. Jedem, welcher sich genauer informieren will, empfehlen wir die sehr schönen und großen Modelle, welche sich in dem Hohenzollern-Museum zu Berlin befinden. Die hier in Frage kommenden beiden Schiffe sind für die Zeit ihrer Anfertigung entschieden zuverlässig gearbeitet und können auch in der Takelage guten Aufschluß geben. Kap. 5 gab an, in welcher Art und Weise die englischen Flotten im Kriegsfall zusammenkamen. Bei der Hansa wird in ähnlicher Weise verfahren worden sein. Jede Stadt hatte ihr Kontingent zu stellen und brachte dasselbe durch Armierung und Bemannung von Handelsschiffen wohl zum größten Teile auf. Nach und nach sind dann auch Schiffe speziell zu Kriegszwecken gebaut worden. Der große Kurfürst hat im Anfang seiner maritimen Bestrebungen gleichfalls keine eigenen Schiffe gehabt. Er hat sie vielmehr von dem Schöffen Benjamin Raule gemietet. Erst nach und nach gelangte er in den Besitz eigener Schiffe. Auf jeden Fall fing er sobald als möglich an, eine stehende Flotte für Brandenburg einzuführen. Mit richtigem Blick erkannte er gleich Richard Löwenherz, daß der Grundstein jeder militärischen Einrichtung die Disziplin ist. Deshalb erließ er jene Strafgesetze für



Venezianisches Handelsschiff
Ende 1500

Der Great Harry
1550

die Flotte, die in dem 59 Paragraphen enthaltenden „Artikulsbrief" niedergelegt sind. Sowohl in der brandenburgischen, wie auch in den hanseatischen Flotten werden anfänglich zwei verschiedene Klassen von Mannschaften bei der Besatzung unterschieden worden sein: Seevolk zur Bedienung von Schiff und Takelage und Soldaten zum Gefecht.

Jeder starke Staat mit festbegründeter Zentralgewalt wendet sich — dafern seine Küsten von dem Meere bespült werden — dem Seewesen zu. Seine Handelsschiffe befahren das Meer, die Kriegsflotten schützen dieselben und die Küstengestade gegen feindliche Angriffe. Festbegründete Gewalt war unter Karl dem Großen vorhanden. Unter demselben war auch eine starke Flotte gegründet. Sie war in verschiedene Hauptstationen eingeteilt, z. B. in unseren Gegenden war die Mündung der Schelde Stationsort. Ihr Hauptzweck war Abwehr der räuberischen Normannen. Unter den Nachfolgern Karls des Großen verfiel die Flotte wieder. Zu Schutz und Trutz vereinigten sich darauf eine Anzahl niederdeutscher Städte und Kaufleute. Dies war der Hansa Anfang, denn „Hansa" bedeutet nichts anderes, als Vereinigung zu einem gemeinsamen Zweck. Dieser bestand darin, daß der Bund sich die Handelsstraßen zu Wasser und zu Land sichern wollte. Von großer Wichtigkeit in dieser Beziehung erwiesen sich Wisby und Nowgorod im Osten und der Londoner Stahlhof im Westen. Der Seehandel nach Skandinavien und Rußland war ganz in den Händen der Hanseaten. Namentlich so lange die nordischen Reiche schwach waren. Mit ihrem Erstarken traten Konflikte ein, welche schließlich zum Untergang führten.

Sehr bald bildete sich eine starke hanseatische Kriegsflotte heraus, war doch auch jedes Handelsschiff zu Kriegszwecken verwendbar. Deshalb konnten hanseatische Flotten auch an den Kreuzzügen Anteil nehmen (Lissabon, Damiette). Deshalb konnten sie in ein gewaltiges Ringen mit den nordischen Mächten, besonders Dänemark, eintreten. Gegen letzteres erfochten sie 1234 ihren ersten Seesieg und nahmen 1249 Kopenhagen ein. Waldemar III. eroberte dagegen Wisby und entfesselte schließlich einen allgemeinen Krieg gegen sich, der zuletzt mit seiner Demütigung endete. Die Hansa erreichte hiermit ihren Gipfelpunkt. Dann ging es jedoch mit Riesenschritten abwärts. Gegen Erich VII. von Dänemark fochten die Hanseaten nicht glücklich. Die Seeräuberei nahm überhand, Zwistigkeiten im Innern des Hansabundes traten ein, und 1433 lösten sich bereits die holländischen Städte los. Die Zerstörung von Nowgorod 1494 durch Iwan III. war ein geradezu vernichtender Schlag gegen die Hansa. Der letzte bedeutende Kampf um die Seeherrschaft in der Ostsee wurde durch Jürgen Wullenweber geführt und endete mit dessen Hinrichtung.

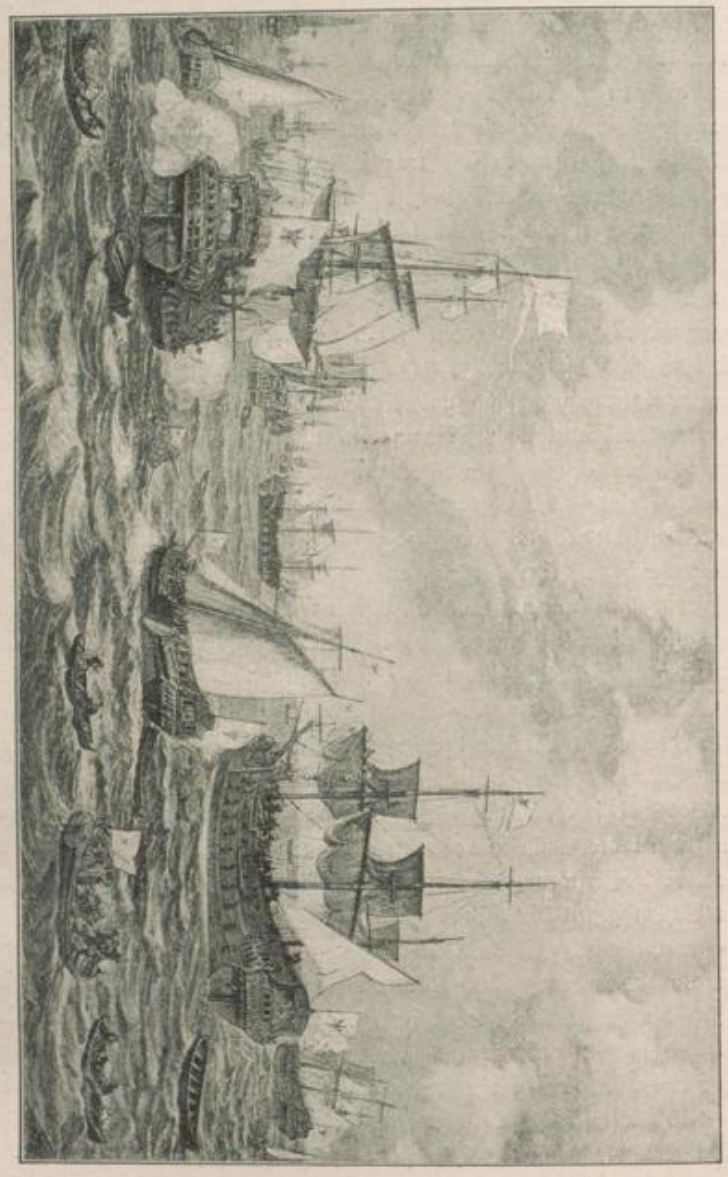
In London wurde 1589 der Stahlhof von den Engländern geschlossen. Zwar schleppte sich die Hansa noch einige Jahrzehnte als „Bund" weiter, allein der große Krieg in Deutschland brachte auch sie endgültig zu Fall. Die inneren Wirren Deutschlands verhinderten sie daran, die große Entdeckung neuer Weltteile auszubeuten. Mit dem letzten Hansatag 1630 erlosch sie vollständig — die deutsche Kriegsflagge verschwand von den Meeren, da auch die wallensteinische Flottengründung kurz vorher gescheitert war.

---

Nicht ganz ein halbes Jahrhundert war hiernach vergangen, als abermals eine deutsche Kriegsflotte sich auf den Gewässern zeigte: die kurbrandenburgische. Auch ihr war nur ein kurzes, aber rühmliches Dasein beschieden. Ihre Entstehung fällt in die Zeit des schwedischen Einfalls in die Mark Brandenburg im Jahre 1675. Um die Schweden auf See zu schädigen, erteilte der große Kurfürst dem Schöffen Benjamin Raule zu Middelburg Kaper-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

briefe. Die Holländer waren zwar Verbündete des Kurfürsten, trieben aber andererseits einträglichen Seehandel nach Schweden. Deshalb bereiteten sie dem Unternehmen Raules die größten Schwierigkeiten. Sie hielten 20 Schiffe, welche derselbe gekapert hatte, fest,



Brandenburgische Flotte auf hoher See
Nach dem Gemälde von Lieve Verschuier

klagten ihn der Seeräuberei an und richteten ihn pekuniär dadurch zu Grunde, so daß er zu dem Kurfürsten fliehen mußte. Dieser nahm ihn darauf in seinen Dienst. Raule siedelte später völlig nach Brandenburg über. Zum Kampf gegen die Schweden und zur Kaperei „vermietete" er im Laufe der folgenden Jahre alsdann fortgesetzt eine Anzahl von Kriegsschiffen zu kontraktlich festgesetztem Preise. Der Kurfürst besaß demnach anfänglich nur eine

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mietsflotte. Später kaufte er einen großen Teil der Schiffe an, in der Absicht, eine stehende Flotte zu gründen. Dazu hätte es einer Trennung von Kriegs- und Handelsflotte bedurft. Eine solche Scheidung ist jedoch niemals recht durchführbar gewesen. Es fehlte an Geldmitteln, um die Flotte selbständig erhalten zu können. Die kurfürstlichen Schiffe mußten vielfach als Handelsschiffe fahren, als der Guineahandel eingeleitet war — sie mußten „verdienen". Um die Handelsgesellschaften zu unterstützen, wurden öfters die für die Flotte ausgeworfenen Gelder den Handelsgesellschaften zugewendet. Außerdem hatte sich in Brandenburg eine starke Partei gegen die Flottenbestrebungen gebildet. Nach dem Tode des großen Kurfürsten am 29. April 1688 gewann dieselbe die Oberhand. Raule wurde mit in den Sturz Dankelmanns hereingezogen, eingekerkert und seines Vermögens beraubt. Dann wurde er nach Emden mit ganz geringem Gehalt abgeschoben, weil er bei Auflösung der Handelskompagnie unentbehrlich war. In bitterster Not arbeitete er erst hier, dann etwas besser bezahlt in Hamburg, wo er 1707 starb. Damit war das Schicksal der Flotte besiegelt — 1720 wurden die afrikanischen Kolonien um einen geringen Preis an die Holländer verkauft. Werfen wir einen Blick auf die Thätigkeit der brandenburgischen Flotte!

1675 wurde von ihr die schwedisch-pommersche Küste blockiert. Bei Gelegenheit der Seeschlacht von Jasmund, in welcher der dänische Admiral Juel Sieger blieb, eroberte sie die schwedische Fregatte Leopard und einen Brander. Sie half Wolgast, Wollin und Greifenhagen erobern und lief in das Haff ein, um Stettin in Schrecken zu setzen. Bei der Belagerung von Stettin waren 1 Fregatte und 10 kleinere Fahrzeuge im Dammschen See gegen die Festung thätig. Unter Claus von Bevern kaperten 3 Schiffe vor der Elbe hamburgische Schiffe — Hamburg war im Rückstand mit seiner Subsidienzahlung an den Kurfürsten. 1678 beteiligte sich die Flotte mit 7 Schiffen, zusammen 107 Kanonen führend, an der Eroberung Rügens, Stralsunds und Greifswalds. Nach dem schmachvollen Frieden von St. Germain wurden Pillau und Königsberg Flottenstationen. Von hier aus lief unter Claus von Bevern 1680 ein Geschwader aus, um wegen rückständiger Subsidien auf spanische Schiffe Jagd zu machen. Das spanische Schiff Carolus II. fiel ihm in die Hände, ein Anschlag auf die Silberflotte schlug fehl, und die bis nach Mexiko ausgedehnten Kreuztouren brachten wenig Gewinn. Von 1682 ab war die Flotte an der Guineaküste thätig, um daselbst eine Kolonie zu gründen. Für den Handel hier hatte sich eine afrikanische Handelsgesellschaft gebildet. 1683 wurde von dem Junker v. d. Gröben die Festung Großfriedrichsburg gegründet. Die Handelsgesellschaft wurde nach Emden verlegt, diese Stadt, sowie das Schloß Gretsyl erhielten mit Bewilligung der Landstände von Friesland brandenburgische Besatzung. Als Höhepunkt der Flotte ist das Jahr 1684 zu bezeichnen. Um diese Zeit besaß der Kurfürst 10 Kriegsschiffe, von welchen er 9 für 109400 Thaler von Raule gekauft hatte. Diese Flotte stationierte in Emden und Pillau. Nach dem Tode des Kurfürsten trat, wie schon gesagt, der Verfall ein. Erst 1708 wurden z. B. die gelichteten Reihen der Besatzungen von Großfriedrichsburg und den andern Forts noch einmal aufgefüllt. Die Handelsgesellschaft konnte sich jedoch auch nicht mehr halten, und das Jahr 1720 brachte das Ende.

---

Von den Hellenen, Phöniziern und Karthagern werden die alten Einwohner der Pyrenäen-Halbinsel schon früh einen vollkommenen Schiffsbau gelernt haben. Auf Kriegszügen müssen wir sie uns deshalb zuerst auch mit Trieren und Penteren einherziehend vor-



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

stellen. Später trat an Stelle derselben die mittelalterliche Galeere. Daneben wird allerdings auch Frachtschiffahrt mit Segelschiffen betrieben worden sein, wie es ja auch im Mittelmeer allgemein üblich war. Es ist anzunehmen, daß an den Küsten des atlantischen Ozeans ebenfalls hochbordige und starkgebaute Segelfahrzeuge entstanden sind. Auf jeden Fall wird man die Thätigkeit der spanischen Handelsflotten anfänglich auch nur in der Küstenfahrt zu suchen haben. Erst einer späteren Zeit war es Portugiesen und Spaniern vorbehalten, sich weiter auf den Ozean hinauszuwagen. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß die ersten Fahrten der großen Entdecker zunächst auch nur immer weiter ausgedehnte Küstenfahrten waren, die aber schließlich bis zur Umsegelung von Afrika führten. Nach der Völkerwanderung sehen wir Kriegsflotten in drei getrennten Perioden auftreten. Die erste davon ist die gotische, d. h. die Zeit, wo die Westgoten sich in Spanien niedergelassen hatten und dort zu Macht und Ansehen gelangt waren. Den Westgoten war eine vollständige Einigung und Verschmelzung der spanischen Völkerschaften gelungen. Sie gerieten in Kämpfe mit Seeräubern und Arabern und haben frühzeitig bedeutende Flotten in See geschickt, auch wiederholt siegreiche Seeschlachten geschlagen. Die zweite Periode ist die maurische und die des allmählichen Wiederanwachsens der christlichen Staaten auf der pyrenäischen Halbinsel. Bei den Mauren wird besonders Abdelrahmen I. genannt, welcher „größere“ Kriegsschiffe als bisher gebräuchlich gebaut haben soll. Auch Abdelrahmen II. hat viel für den Flottenbau gethan und große Kriegszüge über See unternommen. Die durch Zurückdrängung der Mauren entstehenden verschiedenen christlich-spanischen Reiche verabsäumten es gleichfalls nicht, Kriegsflotten zu bauen, und es werden viele glänzende Thaten derselben berichtet. Hauptsächlich sind dies Galeerenflotten gewesen. Die Besatzungen derselben bestanden — abgesehen von den Ruderern und Seeleuten — aus denselben Streitern, die auch an Land wider den Halbmond fochten. Der Kampf gegen die Ungläubigen einigte damals alle kleineren spanisch-christlichen Staaten obschon sie sonst häufig genug in Fehde miteinander lagen. Patriotismus und religiöse Begeisterung erzeugten eine hohe Blüte der Ritterlichkeit sowohl zu Wasser wie zu Lande. Mag auch der Fanatismus zu mancher Gräuelthat hingerissen haben, so blieb doch das hohe Streben nach der Reinigung von Spaniens Boden von der Invasion bestehen und erzeugte Männer, die auf dem Festland sowohl wie auf den Schiffsplanken sich mit höchster Tapferkeit schlugen. In idealem Sinne mögen Heere und Flotten von Spaniens Völkerschaften in dieser Zeit ihren Höhepunkt was tüchtige Eigenschaften des Personals anbelangt erreicht haben.

In der nächsten Periode sehen wir die Mauren von dem spanischen Boden verdrängt, wir sehen unter Ferdinand und Isabella Spanien vereinigt und daneben das Königreich Portugal seit 1109 selbständig bestehen. Die Kämpfe der spanischen einzelnen Reiche untereinander waren erloschen, Portugal hatte von 1385 an die großen Entdeckungsfahrten begonnen und das Jahr 1492 hatte die völlige Vernichtung der Maurenherrschaft durch Eroberung von Granada gebracht. Gleichzeitig war von Kolumbus Amerika entdeckt und 1498 der Seeweg nach Ostindien von Vasco de Gama gefunden worden. Man hatte hiermit die Europa gegenüberliegenden Küsten des atlantischen Ozeans entdeckt, und es waren die ersten Schritte gethan, um auch den großen Ozean aufzuschließen. Die Schiffe, mit denen Kolumbus über den Atlantik gesteuert war, sind kleine und nicht einmal ganz gedeckte Fahrzeuge gewesen. Man nannte sie Karawellen und wir haben eine davon auf Seite 717 dargestellt, soweit man diese Schiffsart hat rekonstruieren können. Sie zeigen eine starke

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ähnlichkeit mit dem venezianischen Schiff — wie schon erwähnt — und es zeigt sich auch hier hoch aufragende Back und Schanze, sowie ein lateinisches Segel am hintersten (Besans-) Mast. Schwere Artillerie wird an Bord nicht vermutet. Mit Recht, denn die Fahrzeuge waren zum Tragen derselben zu klein. Dagegen wurden Wallbüchsen oder Haken, auf der Regeling stehend, mitgeführt. Die Böden der Schiffe waren noch nicht mit Kupfer oder Blei benagelt. Das Personal der Flotte hatte sich in dieser dritten Periode zu seinem Nachteil sehr verändert: Es waren nicht mehr die hochidealen Ziele der zweiten Periode, welche Seevolk und Krieger an Bord lockte. Es war im günstigsten Fall unruhiger, abenteuerlustiger Sinn. Das was sich zu ihm gesellte war die gemeine Habgier, denn man erhoffte in den unbekannten Ländern ungeheure Schätze zu finden — zu Spaniens Unglück fand man auch das Gold dort. Ein Vorspiel von dem was kommen würde zeigte sich — der Sage nach — in höchst charakteristischer Form bereits bei der ersten Kolumbusfahrt: Es dauerte der Besatzung zu lange bis das Goldland sich zeigte — da meuterten sie. Als man das gelobte Land dann wirklich gefunden hatte, trat der Typus des habgierigen Abenteurertumes noch schärfer hervor. Der alte ritterliche Geist ging verloren. Religiöser Fanatismus hat sich außerdem an Bord der spanischen Schiffe eingeschifft, um auf der ganzen Erde eine christliche Einheitsreligion zu erzielen.

Wir führen nachfolgend einige historische Daten ꝛc. aus dem Seekriege und dem kolonialen Leben der Spanier und Portugiesen an.

Unter den gotischen Königen werden Ataulph, Theudis, Sisebut, Egiga und a. genannt, welche Flotten ausrüsteten. Diese wurden anfangs zum Schutz der Küsten verwendet und ließ Ataulph, der erste Gotenkönig, auch für Flottenzwecke den Hafen von Barcelona erweitern. Später wurden Expeditionen nach außen unternommen, man focht gegen Piraten und suchte deren Schlupfwinkel an der afrikanischen Küste zu zerstören. Dann wurden Flotten gegen Mauretanien ausgesandt — sie maßen sich tapfer mit fränkischen und sarazenischen Flotten. In der maurischen Periode finden wir mit wachsendem Maurenreich auch immer größer werdende Flotten. Dann beginnen die christlichen Spanier die Mauren zurückzudrängen. Es bilden sich einzelne christliche Königreiche, wie Katalonien, Aragonien und Kastilien, welche Flotten ins Gefecht führen. Mit ihrem Anwachsen wuchsen auch die christlich-spanischen Flotten. In vielen Kämpfen wurde auf See glänzend gegen den Halbmond gestritten. Auch gegen christliche Gegner traten spanische Flotten erfolgreich ins Treffen, so z. B. wurden 1282 von nur 22 aragonischen Galeeren 80 Schiffe Karls von Anjou bei Nikotera besiegt. Ebenso kam es zwischen Kastilien und dem jungen Staat von Portugal zu Reibereien. Bei St. Vincent wurde eine portugiesische Flotte von einer kastilianischen geschlagen. Portugal entstand als selbständiger Staat erst 1109. Von dieser Zeit an gewann es auch den Mauren Land ab und war 1300 in blühendem Zustand. Hiervon sowie von der kommenden Größe war speziell die Flotte die Ursache. Unter Portugals Königen, aus dem unecht burgundischen Stamm (1385—1580), begann die Reihe der Entdeckungen, welche den Europäern einen großen Schauplatz neuer Thätigkeit eröffneten. In hervorragender Weise war Portugal hierbei beteiligt; aus einem kleinen Land hob es sich zu ungewöhnlicher Macht empor, um nach 1540 schnell wieder zurückzufallen. Im Jahre 1415 eroberte Portugal Ceuta. Dann steuerten bewaffnete Handelsschiffe an der afrikanischen Küste herunter, entdeckten die Kapverdischen Inseln u. a., endlich bis zum Kap der guten Hoffnung vordringend. Vasco de Gama gelang es 1498 den Seeweg nach Ostindien zu



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

finden und das Kap der guten Hoffnung zu umsegeln. Die kurz vorher (1492) erfolgte Entdeckung von Amerika durch Kolumbus gab im Verein mit den Entdeckungen der Portugiesen dem ganzen Leben aller großen Seefahrernationen einen neuen Impuls. Das Mittelmeer sank zu einem Binnensee herab, der atlantische Ozean wurde das neue Kulturmeer, und der große Ozean ward nach und nach mit in den Bereich der neu anbrechenden Weltepoche hereingezogen. Während Deutschland dem unheilvollen 30jährigen Kriege zutrieb, rangen alle anderen Nationen in dem großen überseeischen Wettkampf. Nur der holländische Teil der alten Hansa hat sich hieran beteiligt, hatte jedoch einen 80 jährigen Freiheitskampf gegen die spanisch-habsburgische Unterdrückung zu bestehen. Die Skandinavier lagen in unaufhörlicher Fehde untereinander, so daß von den germanischen Nationen lediglich die Engländer und Holländer bei der Erwerbung von Kolonien thätig waren. Im 15. Jahrhundert bewegen sich englische Entdeckungsfahrten (Cabot) an der Festlandküste von Amerika bis hinunter nach Kap Florida. Spanier und Portugiesen drangen im 16. Jahrhundert in das Festland von Zentral- und Südamerika ein — Balbao, Cortez, Pizarro — und die zufällige Entdeckung Brasiliens durch die Portugiesen führte am 7. Juni 1494 zu einem sonderbaren Vergleich zwischen beiden Ländern. Darin wurde abgemacht, daß alle Entdeckungen von 21° westlich von den Kapverdischen Inseln bis zum 180° den Spaniern, alle Länder aber von diesem bis zum 21° den Portugiesen gehören sollten. Beide Länder schufen sich ungeheuren Kolonialbesitz.

Für Portugal begann sofort nach den großen Entdeckungen die goldene Zeit. Der Handel blühte schnell auf, wurde jedoch meistens durch königliche Flotten betrieben. Die Hauptgegenstände desselben waren Pfeffer, Gewürze, seidene und baumwollene Gewänder, Perlen usw. Früher bezog man dieselben durch Venedig, Genua und Pisa über Alexandrien oder Konstantinopel. Sobald dieser Handel mehr und mehr in die Hände der westeuropäischen Nationen kam, häuften sich die indischen Waren in Lissabon, von wo sie durch andere Völker, namentlich die Holländer, abgeholt wurden. Dies war für Holland eine Quelle des Wohlstandes. Cromwells Navigations-Akte schnitt diese Zwischenfrachtfahrt den Holländern später für England ab. Daraus entwickelten sich zwischen beiden Nationen furchtbare Seekriege. Obgleich die Waren bedeutend billiger geworden waren, so brachte ihr Massenabsatz Portugal doch bedeutenden Gewinn. Der Bürgerstand wurde reich und angesehen, fest begründet war die königliche Gewalt, der Adel verlor dagegen fast alle seine früheren Vorrechte. Der Niedergang begann mit der Einführung der Inquision und Aufnahme der Jesuiten 1540. Die Eroberung Portugals durch Philipp II. von Spanien 1580 brachte Portugal einen so tiefen Verfall, daß es sich nie wieder davon erholt hat.

Eines Gewerbes müssen wir noch gedenken, welches gleichfalls einen ganz bedeutenden Aufschwung durch Entdeckung der neuen Welt erlebte. Das ist der Seeraub. Wer Glück hat, hat auch Neider. An diesen hat es Spanien wahrlich nicht gefehlt. Es kamen im 16. sowohl, wie im 17. Jahrhundert Zeiten, wo man anfing die Spanier als gemeinsame Feinde der ganzen Welt zu betrachten. Piraten aller Nationen machten sich dies zu Nutze — die englischen glaubten sogar ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wenn sie auch in Friedenszeiten die papistischen Spanier beraubten und erschlugen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

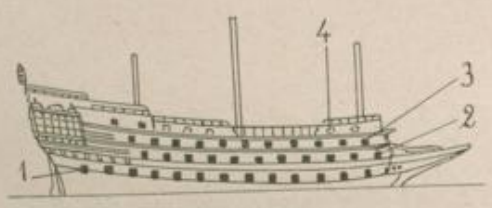
# 7. Das Ringen im Weltmeere und in der Nordsee im 17. Jahrhundert

Auf Seite 715 haben wir erwähnt, daß Heinrich VII. viel gethan hatte, um das Flottenwesen in Gang zu halten. Heinrich VIII. that einen weiteren und sehr entscheidenden Schritt, indem er ein stehendes Flotten-Offizierkorps einführte und eine Admiralität einsetzte, so daß wenigstens eine oberste Zentralbehörde für Flottenangelegenheiten vorhanden war. Sir Eduard Howard wurde sein High Admiral. In den nachstehenden Kämpfen mit der Armada sowohl, wie auch mit den Franzosen ꝛc. bestehen die Flotten aus Segelschiffen und Ruderschiffen. Die ersteren weichen nicht wesentlich von den im 5. Kapitel dargestellten ab. Für die größeren Schiffe waren Typus und Einrichtung des Great Harry maßgebend, dann Schiffe von der Bauart des „Henry Grâce à Dieu“ (siehe denselben auf S. 756). Anfang des 17. Jahrhunderts treten größere Linienschiffe auf deren schönster Typus der Royal Soverein von 1637 war. Der Leser findet seinen Rumpf in der beigegebenen Zeichnung unter der Bezeichnung „Dreidecker“. Neben diesen schweren Schlachtschiffen der „königlichen“ Marine traten nach wie vor eine Menge kleiner Segelfahrzeuge auf, welche wahrscheinlich Ähnlichkeit mit den Hansakoggen hatten. Auch in diesem Zeitraum wird noch mit Galeeren gefochten. Die Engländer benutzten zum Angriff auf die französischen Galeeren mit gutem Erfolg Fahrzeuge, welche sie „Pinnassen“ nannten. Dieselben werden als lang und schmal, zum Rudern und Segeln eingerichtet, geschildert. In der spanischen Armada befanden sich Schiffe von sehr bedeutender Größe. Besonders werden die großen „Gallionen“ der Spanier namhaft gemacht. Sie werden als hochbordige Schiffe mit Kastellen und starker Armierung geschildert. Manche Schriftsteller wollen in denselben Segelschiffe erkennen. Wahrscheinlich waren sie nichts anderes als Vertreter des „Galeassentypus“, welchen wir im 4. Kapitel ausführlich schilderten. Mit großem Erfolg werden in dem spanischen Kriege Brander von den Engländern angewendet. Das Zusammenbringen der Flotten geschieht wie in früherer Zeit, indem von allen Hafenstädten Schiffe gestellt werden, welche sich an den Sammelplätzen mit den „königlichen“ Schiffen zu Geschwadern vereinigen.

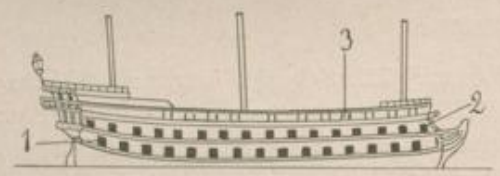
Der Seeraub bleibt während der Zeit, die unser Kapitel schildert, in voller Blüte. Wie die große Königin Elisabeth darüber dachte, werden wir an der betreffenden Stelle anführen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

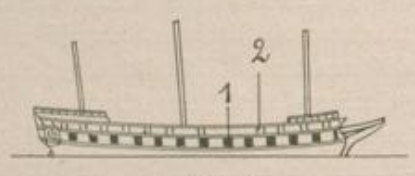
Die Kampfweise bleibt in diesem Kapitel fast dieselbe wie früher: Artilleriekampf mit Enterversuchen. Im 17. Jahrhundert drehen die Schiffe oft nebeneinander bei, um sich vor der Enterung zu beschießen. Die Wut, mit der gefochten wurde, brachte es vielfach mit sich, daß weder Pardon gegeben noch genommen wurde. Teilweise wird noch in der alten Halbmondform gefochten, doch beginnen Anfänge einer Taktik sich zu bilden, indem man in geordneter Linie — Kiellinie — rangiert zur Schlacht steuert und auch Einteilung in verschiedene Geschwader und Treffen macht. Die Schiffe selbst rangieren der Größe nach zuletzt wie folgt:



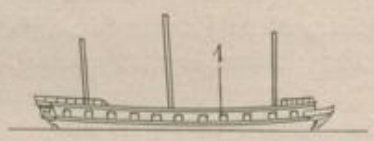
Dreidecker



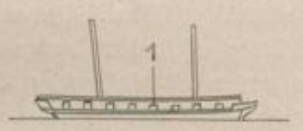
Zweidecker



Fregatte



Korvette oder Sloop



Brigg

1. Dreidecker. Die drei untersten Batterien 1, 2, 3 hatten ihre Geschütze in gedeckten Räumen, also unter Oberdeck stehen. Dazu kam noch eine Batterie (4) unter freiem Himmel an Oberdeck. Die Geschützpforten der letzteren sind deshalb weiß gelassen, die von 1—3 schwarz.

2. Zweidecker. Dieselben hatten nur zwei Batterien, 1 und 2, unter Deck, die dritte Batterie war an Oberdeck (3).

3. Fregatten. Sie hatten nur eine Batterie (1) unter Deck. Auf Deck waren vorn und hinten Geschütze unter freiem Himmel (2) aufgestellt. In der Gegend des Großmastes war bei allen Schiffen vielfach das Oberdeck unterbrochen, nur an den Bordwänden liefen Laufplanken von der Bank nach der Schanze. Später baute man das Oberdeck vollständig zu.

4. Korvetten oder Sloops. Nur auf Oberdeck standen Geschütze (1).

Alle diese vier Klassen hatten dreimastige Takelage, meistens vollgetakelt mit Raaen an allen drei Masten. Bei vier konnten die Raaen am dritten Mast fortfallen. Dann hatte das Schiff Barktakelage.

5. Kleinere Fahrzeuge, wie Briggs, Schooner usw. Die Geschütze standen wie bei 4 an Oberdeck (1). Die Takelage bestand aus 1 oder 2 Masten. Die Bezeichnungen der verschiedenen Schiffsklassen waren vielfach verschieden und bildeten sich erst nach und nach heraus. Die Franzosen zählten z. B. fünf verschiedene Rangklassen bei den Kriegsschiffen, so daß ein Dreidecker von 120 Kanonen ein Schiff „ersten Ranges“ war. Die oft vorkommenden Brander gehörten keiner bestimmten Schiffsklasse an. Es wurden hierzu immer alte Fahrzeuge verwendet, welche dann besonders zu diesem Zwecke hergerichtet wurden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Über Mörserboote, Bombardier-Gallioten und Kanonenboote werden wir im 9. Kapitel genauer berichten und Abbildungen geben. (Siehe Seite 746.)

Unter Heinrich VIII. war der Krieg gegen Frankreich noch in vollem Gang. Derselbe ist aber bedeutungslos gegenüber dem mächtigsten Ereignis dieses Jahrhunderts, dem Kampf der spanischen Flotte unter dem Führer der romanisch-katholischen Imperialidee Philipp II. gegen die Vertheidigerin der germanisch-protestantischen Freiheit, nämlich der englischen Flotte. Zum Angriff sammelte Philipp in Flandern ein Invasionsheer unter dem Herzog von Parma. In Lissabon kam die Flotte, die „Armada", zusammen, und zwar 132 Schiffe stark mit 32000 Mann Besatzung und 3160 Kanonen. Diese Flotte kommandierte der Herzog von Medina Sidonia. Er hatte Befehl, sich auf dem kürzesten Weg nach Calais zu begeben. Den Zusammenstoß mit der englischen Flotte sollte er vermeiden, deshalb unter der französischen Küste hinsteuern und sich in Calais mit dem Heere des Herzogs von Parma — 40000 Mann — vereinigen. Dann sollte er mit diesem eine Invasion in England ausführen. Am 28., 29. und 30. Mai 1588 ging Sidonia mit der Flotte in See. Ein Sturm zwang ihn Corunna anzulaufen und hier die auseinandergejagte Flotte wieder zu vereinigen. In England hatte man erst beim Auslaufen der Armada angefangen zu rüsten. Lord Howard von Effingham lief mit einem Teil der Flotte in den Kanal aus, um die Armada zu beobachten, ein anderer Teil der Schiffe ging zur Überwachung des Herzogs von Parma nach der flandrischen Küste. Zu derselben Zeit als die Armada Corunna verließ, ging Howard nach Plymouth zurück, um neu auszurüsten. Die Spanier beschlossen, hier gleichfalls angelangt, die englische Flotte anzufallen, entgegen ihrer Ordre. Sobald ihre Ankunft bemerkt wurde, lief Howard mit zuerst wenigen Schiffen gegen sie aus, nach und nach seine Seestreitkräfte verstärkend, sodaß er mit 100 Schiffen am 21. Juli die Spanier angreifen konnte. Vom 21.—27. Juli fanden hierauf fortgesetzt Kämpfe statt. Die Angriffe der Spanier bleiben wirkungslos, die Flotte gerät in Unordnung und segelt dann in Halbmondform, unter fortwährenden Angriffen der folgenden Engländer durch den Kanal. Am 27. Juli ankert die Armada vor Calais. Die Engländer ankern in ihrer Nähe und lassen in der Nacht vom 28. Juli 8 Brander auf die spanische Flotte los. Der Erfolg war ein großartiger. Verschiedene spanische Schiffe verbrannten, andere liefen auf den Strand und eine furchtbare Verwirrung riß ein. Gleichzeitig stellte es sich heraus, daß der Herzog von Parma mit seinen Transportschiffen nicht nach Calais auslaufen konnte, da ihn die Holländer blockiert hielten. Damit war der Zweck des ganzen Unternehmens vereitelt. Sidonia versuchte hiernach zuerst sich durch den Kanal wieder durchzuschlagen. Ein Nordweststurm vereitelte dies, sodaß die Spanier, um Schottland herumsteuernd, Rettung suchten. Auch hierbei wütete der Sturm unter den fliehenden Schiffen. Auf der Westseite der englischen Inseln wurde zuletzt fast alles von den Engländern abgefangen, was dem Sturm entronnen war — nur armselige Trümmer der stolzen Flotte erreichten Spanien wieder.

Noch einmal versuchte Philipp II. eine Angriffsflotte gegen England zusammenzubringen. Diesmal kamen ihm jedoch die Engländer zuvor, indem sie mit den Holländern zusammen Cadix, den Sammelplatz der neuen Armada, angriffen. Stadt, Festung und Flotte der Spanier gingen in Flammen auf. Zwar sammelte sich später in Ferrol noch einmal eine große spanische Flotte, doch unterblieb eine neue Expedition.

Auf dem Ozean finden wir um diese Zeit totale Unsicherheit, und überall das Recht des Stärkeren geltend. Von den Engländern sagt Onken: „Eines der hauptsächlichsten

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mittel der Bereicherung zur See und zur Hebung der englischen Marine war freilich die Seeräuberei, welche die Engländer in immer wachsendem Maße mit seltener Unparteilichkeit gegen alle übrigen Nationen betrieben. Hundertmal erließ Elisabeth anstandshalber grimmige Proklamationen gegen diese Piraten, aber nicht einmal führte sie dieselben aus. Elisabeth beteiligte sich sogar selbst mit anständigen Summen an Ausrüstung der Seeräuberschiffe." — Das Ringen Englands mit Spanien war trotz des äußeren Scheins weniger ein Religionskrieg, als ein Konkurrenzkampf. Für England und das mit ihm verbündete Holland handelte es sich jedenfalls in den Folgen um die Suprematie im Handel, der nun für beide Staaten einen gewaltigen Aufschwung nahm; selbst für Holland, obgleich dieses noch immer im Kampf mit Spanien stand — die Seefahrt konnte den Niederländern nicht mehr verschlossen werden. Zwischen England und den Generalstaaten trat allerdings hiernach gleichfalls ein kühles Verhältnis ein. Das starke Seefahrt treibende Holland machte sich den Engländern als unangenehmer Konkurrent fühlbar. Cromwells Navigationsakte zerstörte die Zwischenfracht-Schiffahrt der Holländer nach England und verursachte jene furchtbaren Seekämpfe, in welchen de Ruiter, van Tromp u. a. ihre Lorbeeren pflückten. Im Jahre 1652 brach der erste Krieg aus. Im großen und ganzen bieten die ausgefochtenen Schlachten kein neues Bild. Neben einzelnen regelrechten Seeschlachten sehen wir die Holländer vielfach damit beschäftigt, Handelsflotten durch den Kanal zu geleiten. Man segelte dabei in althergebrachter Halbmondform und erwehrte sich der Angriffe der Engländer. Am 16. August schlug z. B. Ruiter einen derartigen Anfall zurück. Am 8. Oktober maßen sich Blake und Ruiter in einer unentschiedenen Seeschlacht. Im Herbst desselben Jahres führte van Tromp noch einmal 300 Handelsschiffe durch den Kanal. Dabei kam es bei Lizzard zu einem Zusammenstoß mit den Engländern unter Admiral Blake, wobei letzterer den kürzeren zog. Als van Tromp 1653 zurückkehrte, kam es bei Portland zum Kampf. Bis tief in die Nacht hinein wurde gefochten, dann formierten die Holländer wieder ihren Halbmond und konnten davonsegelnd ihre 300 Handelsschiffe in Sicherheit bringen. Am 2. und 3. Juni erlitten die Holländer bei Nieuport eine Niederlage und im August wurde in unerhört erbitterter Weise bei Texel noch einmal geschlagen. Auch diesmal ohne Entscheidung. Beide Gegner schlossen zwar Frieden, doch kam es schon 1665 zu einem neuen Krieg. Im Anfang Juni kam es bei Lowestoff zu einer Schlacht, in der zum ersten Male eine Art von Taktik befolgt wurde, indem man in Linie focht. Die Holländer mußten sich am Ende der Schlacht zurückziehen. Dagegen zwangen sie 1666 in einer viertägigen Schlacht vor der Themse die Engländer zum Rückzug, wurden dagegen in derselben Gegend am 25. Juli geschlagen. Das Jahr 1667 brachte für die Holländer wieder eine günstige Wendung. Ruiter verbrannte Sheerneß und ging bis Chatam die Themse herauf. Der Friede von Breda machte dem Krieg ein Ende, doch schon 1672 brach derselbe von neuem aus, da sich Ludwig XIV. mit England gegen Holland verbündete. Am 28. Mai 1672 kam es zu einem unentschiedenen Treffen in Solebay, wobei die Franzosen wenig Ernst machten und den Engländern den Hauptanteil am Kampf überließen. Diese Haltung wurde von den Franzosen beibehalten, so daß auch diesmal Holland zur See nicht niedergekämpft werden konnte. In der erbitterten Schlacht vom 11. August 1673 verhinderten sie die von den Verbündeten beabsichtigte Truppenlandung in Holland. Da Spanien nunmehr gleichfalls an Ludwig XIV. den Krieg erklärte, so nahm der Krieg immer größere Dimensionen an. Spanier und Niederländer fochten im Mittelmeer bis zum Frieden von Nimwegen (1678) vereint gegen

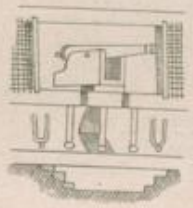
die Franzosen. In der Seeschlacht bei Agosta 1676 erfocht Ruiter seinen letzten Sieg, welchen er mit dem Leben bezahlte.

Endgültig bezwungen wurden die Holländer von den Engländern damals nicht. Der Niedergang der holländischen Flotte trat erst ein als Wilhelm von Oranien, Statthalter von Holland, zugleich König von England wurde und die englische Flotte auf Kosten der holländischen begünstigte.

---

Wir müssen bei Betrachtung der skandinavischen Flotten eine scharfe Trennung des Flottenmaterials hervorheben: Hochseeflotte und Schärenflotte. Die letztere werden wir im 9. Kapitel genauer betrachten. Die Hochseeflotten bieten — soweit Kriegsschiffe und nicht armierte Kauffahrer in Rechnung zu ziehen sind — kein Bild, welches von dem anderer Marinen abweicht. Bauart und Takelung blieben sich gleich und auch in der Armierung waren wesentliche Verschiedenheiten nicht vorhanden. Höchstens könnte man anführen, daß bereits in sehr früher Zeit auch an Bord Versuche mit Hinterladern gemacht wurden. Das nordische Museum zu Kopenhagen enthält ein solches Rohr, welches aus einem gesunkenen Schiff gehoben wurde. Dagegen begann man auf allen Schiffen usw., entweder im Laufe der Zeit sogenannte „Nickhaken" wieder einzuführen, oder man behielt sie aus früherer Zeit bei. Wir müssen deshalb denselben unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Sie sind die Vorläufer unserer jetzigen Regelingskanonen, also nahe verwandt mit den Revolverkanonen — wenigstens dem Zweck nach — und den sogenannten „Wallbüchsen". Sie waren allgemein in Gebrauch gewesen und sollten aus nächster Nähe mit Steinen und Kartätschen feuern. Die Art und Weise, wie sie aufgestellt wurden, war sehr verschieden, immer aber so eingerichtet, daß das Geschütz mit seiner Lafette um einen Pivotbolzen drehbar war, und nicht einlaufen konnte beim Schuß. In der Zeichnung „Regelingskanonen" sehen wir 2 Nickhaken mit ihren kleinen Lafetten direkt auf dem Schandeckel stehen. Die Zeichnung „Nickhaken der Turuma Lodbrog" giebt sie auf Oberdeck und zwischen den Ruderbänken wieder. Auf den Galeeren finden wir sie auf dem Dach über den Buggeschützen oder auf der hinteren Hütte stehend. Die Schildzapfen ruhen hier in eisernen Gabelstützen.

Regelingskanonen



Nickhaken der Turuma Lodbrog

Die schwedischen Fregatten zeigten im 18. Jahrhundert eine Eigentümlichkeit, die man auch bei anderen Nationen vorfindet, und die auf den Gebrauch in seichtem Wasser hindeutet. Fregatten konnten allenfalls noch in den Schären verwendet werden. Ihr Tiefgang mußte aber möglichst gering sein. Um an Schiffsgewicht zu sparen, ließ man die Regeling an einzelnen Stellen ganz fort. Die Lücken füllte man mit einem durchflochtenen Rahmen aus, siehe die Zeichnung „Regeling der Fregatte Bellona von 1782". Zum Schutz der Mannschaft an Deck konnte man zwischen dem Flechtwerk die Hängematten anbringen.

In Dänemark fanden wir Christian IV. eifrigst bemüht, die dänische Flotte zu heben. Unter seinen Nachfolgern und Vorfahren waren es stets die großen und führenden Geister gewesen, welche immer auf Stärkung der Marine bedacht waren: Kanut, die Waldemare und Königin Margarethe. Bei unglücklichen und wenig begabten Monarchen

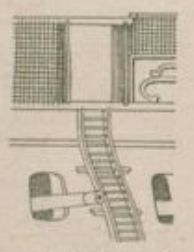
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

trat dann zeitweise Verfall ein. Das Schicksal der nordischen Reiche zeigt seine großen Schwankungen fast immer in dem Wert der vorhandenen Flotten. War Rückgang in Dänemark, so war Schwedens Flotte bedeutend, hob sich dann wieder Dänemark — so trat eifersüchtiger Kampf zwischen beiden Reichen ein, in dem es sich um die Herrschaft in der Ostsee handelte.

Die schwedische Flotte bestand gegen Mitte des 16. Jahrhunderts bereits aus 12 Kriegsschiffen und mehreren Galeeren. Die Zahl der Seesoldaten bestand aus 1500 Mann. 1558 zählte man 29 Kriegsfahrzeuge. Seit Gustav Adolf wurde die Marine immer ansehnlicher. Die Flotte, die ihn mit seiner Armee 1630 nach Deutschland übersetzte, bestand aus 30 Kriegsschiffen und 200 Transportern. Unter Carl XI. scheint sie den höchsten Grad von Macht erreicht zu haben. Carl XII. war mehr Landsoldat. Die Flotte sank sehr tief unter seiner Regierung, und bei seinem Tode waren nur wenige Schiffe vorhanden. Später hob sie sich wieder und leistete unter Führung Gustav III. sehr Tüchtiges.

Nickhaken einer Galeere

An tüchtigen Seeleuten hat es bei den skandinavischen Flotten nie gefehlt. Als man mit größeren Kriegsflotten in den Kampf ging, langten — wie z. B. in den russischen Kriegen — die einheimischen Seeleute nicht aus und man mußte deutsche Matrosen mit anwerben. Permanente Indiensthaltungen von Schiffen waren noch im 18. Jahrhundert selten. Im Winter hörten alle Kriegsoperationen auf, die Mannschaften wurden entlassen, um im folgenden Sommer von neuem einberufen zu werden. Je mehr sich die Kriegsflotte als stehendes Institut entwickelte, um so mehr wurde auch stehender Bestand an Mannschaften erstrebt. So errichtete man 1732 eine Schiffsjungenschule und 1735 eine Kadettenkompagnie, 1747 wurde Examen für Offiziere und Unteroffiziere eingeführt. Bevor ein ständiges Seeoffizierkorps existierte, hat man hier sicherlich auch Landoffiziere und -Soldaten zum Kampfe an Bord gesandt. Zeugnis hierfür geben die Benennungen der Offizierschargen, indem auf der Hochseeflotte die Kommandanten häufig als „Obersten", „Oberstleutnants" und „Majore" bezeichnet werden. Bei der Trennung von Schärenflotte und Hochseeflotte behielt man dies für erstere bei, für letztere wurden seemännische Bezeichnungen eingeführt. Unter diesen Landoffizieren wird jedoch sicherlich auch ein großer Teil seemännisch gebildet gewesen sein, und das Unglück, welches nach der Schlacht bei Fehrbellin die schwedische Flotte verfolgte, wird ausdrücklich dem Umstand zugeschrieben, daß dreimal hintereinander „Nichtseeleute" oberste Admirale waren. Auch in der Wahl der Kommandanten machte man damals ähnliche Mißgriffe, indem sie oft nicht einmal Soldaten von Beruf waren. 1677 ging im Hafen von Dalarö das Linienschiff „Aeplet" durch Fahrlässigkeit seines Kommandanten verloren. Dieser wurde zwar vor ein Kriegsgericht gestellt, aber freigesprochen, denn nicht er sei der Schuldige, sondern derjenige, welcher ihn zum Kommandanten gemacht habe. Ein ebenso seltsamer wie gerechter Spruch, denn dieser Kommandant war nie zur See gefahren und war seines Zeichens — Gastwirt in Stockholm. Der gute Mann hatte aber „Freunde" und so kam er dazu, Kommandant eines 80-Kanonenschiffs zu werden! Auch nachher blieb er ruhig im Dienst!! In dem nächstfolgenden Jahrhundert kam so etwas allerdings nicht wieder vor. Ein tüchtiges Seeoffizierkorps bildete sich heraus und in Friedenszeiten wurden auch für die Mannschaften regelmäßig Schulschiffe in Dienst gestellt.



Regeling der Fregatte Bellona 1703

In dem Jahre 1676 finden wir bei Zusammenbringung der großen schwedischen Flotte außer den königlichen Schiffen noch 24 Kauffahrteifregatten als zur Flotte gehörig. Armierte Kauffahrer bildeten also damals noch ein Teil der Kriegsflotte im Kriegsfalle, genau so wie in anderen Flotten. Die Kampfweise wich nicht von der der Zeit entsprechenden ab. Ein barbarisches Verheeren der Küstengebiete war allgemeiner Brauch. Kulturgeschichtlich eine Anlehnung an die uralte Kriegführung, wie wir sie bereits in Ägypten kennen gelernt hatten. Im 18. Jahrhundert verfahren die Russen noch genau ebenso an den schwedischen Küsten. — Im allgemeinen ist die Geschichte der Seekriege skandinavischer Nationen lediglich in der Geschichte der schwedischen Marine enthalten, wir folgen also der schwedischen Quelle von Gyllengranat, indem wir einzelne Momente zur Schilderung herausgreifen.

In dem Kriege von 1644 an fochten die Holländer mit 24 Schiffen auf Seiten der Schweden gegen Dänemark. Die vereinigten Flotten beider suchten am 5. Oktober den Feind zwischen Bornholm, Möen und Wismar. Die entsendeten Kreuzer entdeckten die dänische Flotte bei Fehmarn zu Anker liegend. Widrige Winde verhinderten einen Zusammenstoß bis zum 13. Oktober. Beide Flotten hatten zu Anker gelegen, die Dänen nur in einer Stärke von 27 Schiffen und Fahrzeugen. Die Schweden und Holländer kamen zuerst Anker auf und in Fahrt. Sie hielten auf die Dänen ab, diese hielten gleichfalls ab, um sich mit einer getrennten Abteilung kleiner Schiffe zu vereinigen. Um 10 Uhr begann das Feuergefecht. Wrangel, der schwedische Kommandierende, fiel mit seinem stärksten Schiff das dänische Flaggschiff Patientia an. Die anderen Schiffe suchten sich ihre Gegner gleichfalls aus. Den Holländern fielen dabei 4 Schiffe: Tre Lejon, Twå Lejon, Fides und Hafshästen in die Hände — sie waren bei der starken Dünung von der Hauptmacht abgetrieben. Andere dänische Schiffe, welche auch nicht mehr mit dem Gros sich vereinigen konnten, liefen an der Küste von Laaland auf Grund. Die verfolgenden Holländer brachten hiervon Nellebbadet, Neptunus, Stormarn und Krono-Fisken wieder ab. Bei Markattan, Höjenhal und einer Galliote mißlang dies. Das dänische Schiff Delmenhorst wurde durch einen Brander zerstört. Wrangels Versuch, die Patientia zu entern, war erfolglos. Mit total zertrümmerter Takelage mußte er ablassen, doch traten für ihn der Holländer Corneliussen und Major du Quesne — der spätere französische Admiral — ein mit ihren Schiffen. Nach dem Tode des dänischen Admirals Proßmundt wird sein Flaggschiff endlich genommen. Der dänische Lindormen geht, auf Grund geraten, in Flammen auf, die dänische Fregatte Oldenburg wird geentert. Um 4 Uhr endigte der Kampf — nur 2 dänische Schiffe hatten sich nach Kopenhagen retten können.

Nach der Niederlage bei Fehrbellin erklärten Dänemark, Holland, Spanien und das deutsche Reich an Schweden den Krieg. Letzteres focht höchst unglücklich zur See und hatte dies hauptsächlich dem Umstand zu verdanken, daß es dreimal Nichtseeleute zu obersten Flottenführern bestimmte. Der eine davon war der Reichsrat Lorentz Creutz — eine vollständige Landratte! Wir schildern nachstehend sein trauriges Ende im Kampf gegen die Dänen und Holländer. Unter den Admiralen Juel, van Tromp, de Vries ꝛc. waren die Verbündeten 25 Rangschiffe, 10 Fregatten, 5 Brander und 17 Fahrzeuge stark als es am 1. Juni 1676 zum Zusammenstoß mit der etwas stärkeren schwedischen Flotte kam. Früh 8 Uhr bekamen sich die Flotten in Sicht bei Ölands südlicher Spitze und um 11 Uhr begann der holländische Admiral Tromp das Feuer um einen Brander zu decken, welcher sich dem

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schwedischen Flaggschiff näherte. Dieses feuerte gleichfalls auf den Brander. Da jedoch der Abstand zu groß war und die See hoch ging war die Feuerwirkung gering. Zu dieser Zeit waren mehrere feindliche Schiffe zurückgeblieben und Uggla, der zweite schwedische Admiral, meinte man müsse die Gelegenheit benutzen, um sie abzuschneiden und zwischen zwei Feuer zu bringen. Als Signal zum Wenden ließ er einen Schuß abfeuern. Creutz war sofort damit einverstanden und gab mit demselben Signal der ganzen Flotte den Befehl zum Wenden. So weit wäre die Sache ganz gut gewesen, wenn nur Creutz nicht auf der Stelle und ohne vorheriges Segelbergen hätte wenden wollen. Es wehte scharfe Brise und die Schiffe führten soviel Segel wie möglich. Zu einer Wendung war es also unbedingt notwendig den Segeldruck vorher zu mindern. Aber alle Vorstellungen, welche Creutz gemacht wurden, blieben fruchtlos, das Schiff begann die Wendung und noch ehe die Raaen herumgebraßt waren, fiel eine schwere Böe ein. Das Schiff legte sich so schwer über, daß das Wasser in die Geschützpforten der unteren Batterie hereinkam — zum Feuern gegen den oben erwähnten Brander waren sie geöffnet und noch nicht geschlossen worden. Nun sank das Schiff, so daß nur Steuerbordseite über Wasser stand. Zum Unglück kam auch noch Feuer aus, welches sich schnell bis zur Pulverkammer verbreitete und nun flog das stattliche Schiff, der Dreidecker Kronan, mit 126 Kanonen und 820 Mann Besatzung in die Luft. Nur 3 Offiziere und 38 Mann wurden gerettet. Creutz selbst kam um — wohl der am leichtesten zu verschmerzende Verlust. Leider zog das Unglück noch ein zweites nach sich: Uggla wurde durch das Wrack des Kronan gezwungen mit seinem Schiff zu halsen. Dadurch geriet er unter die feindlichen Schiffe und wurde nun sofort umringt. Zunächst griff Tromp an, kurz danach verlor Uggla den Fockmast und nun vereinigen sich auch die Admirale Juel und Rothstein zu seinem Untergang. Die ganze Takelage seines Schiffes — Svärdet mit 86 Kanonen — stürzt über Bord, aber nichtsdestoweniger setzt er unvermindert das Geschützfeuer fort. Die feindlichen Admirale wollten nun zum Entern schreiten, denn auch die Versuche der Schweden, ihren Admiral herauszuhauen, waren fruchtlos geblieben. Da nahte dem braven Uggla die Erlösung in Gestalt — eines feindlichen Branders. Vergebens riefen die feindlichen Admirale dem Branderführer zu, er solle abhalten, das Schiff sei in ihrer Gewalt, brennend legte sich derselbe an Svärdet an und Uggla war dies recht. Die Flagge streichen wollte er nicht, er schwur, daß er ein so prachtvolles Schiff mit so schweren Kanonen nicht übergeben oder sich gefangen geben würde, sondern er wolle fechten wie ein ehrlicher Mann. Als das Schiff in hellen Flammen stand, schlug man ihm ebenso vergeblich vor, sich durch eine Luke zu retten. Erst als er die schwedische Flagge, die er nicht hatte streichen wollen, in Flammen auflodern sah, stürzte er sich über Bord und suchte Rettung auf einem Rundholz. Gleich Olaf Trygvason fand er in den Wogen seinen Tod, gleich Olaf — sank er im Streit in die Tiefe.

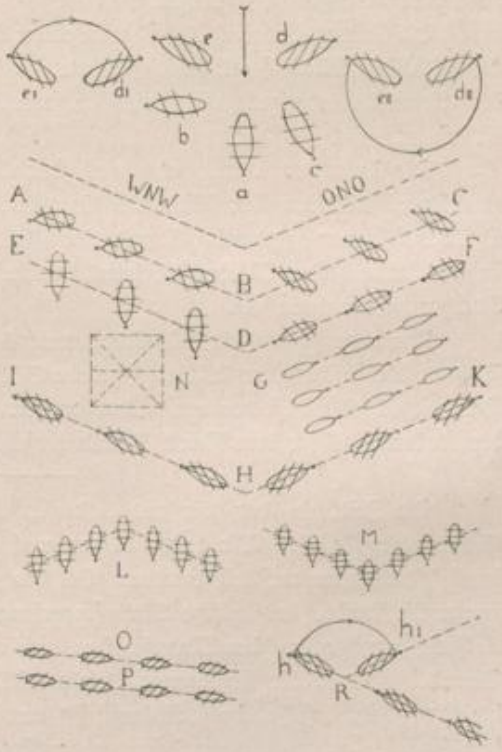
Von 650 Mann Besatzung von Svärdet wurden nur 4 Offiziere und 46 Mann von dem Feinde gerettet.

Die übrigen schwedischen Schiffe suchten darauf ihr Heil in der Flucht. Die Verluste der Schweden waren beträchtlich, außer den gesunkenen Schiffen verloren sie noch den Neptunus und 3 Briggs. Wie eingangs erwähnt, ging in Dalarö noch das Linienschiff Aeplet verloren. Tromps Schiff hatte 100 Tote und Verwundete, es war außerdem zweimal in Brand geschossen worden. Der Gesamtverlust der Dänen und Holländer ist nicht bekannt geworden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 8. Taktische Formationen mit Berücksichtigung des Windes und Entwicklung auf den grossen Meeren bis Trafalgar

Vorbegriffe. Der Pfeil oben deutet die Windrichtung an. Das Schiff a steuert „vor dem Wind", d. h. der Wind weht recht von hinten und in seiner Kursrichtung. Das Schiff b segelt „mit halbem Wind", d. h. der Wind weht rechtwinklig zu seinem Kurs. Das Schiff c segelt „mit raumem Wind", die Abweichung seines Kurses von der Windrichtung liegt zwischen der von a und b. Die Schiffe e und d haben den Wind am ungünstigsten für ihren Kurs. Sie liegen „bei dem Wind". Ihr Kurs bildet mit der Windrichtung einen Winkel von 6 Strich $= 67^1/_2{}^0$. Schiff e liegt über „Backbordbug" oder „mit Steuerbord Halsen" bei dem Wind. Schiff d liegt über „Steuerbordbug" oder „mit Backbord Halsen". Wenn der Wind einen spitzeren Winkel als 6 Strich mit dem Kurse macht, kann das Schiff nicht mehr Kurs steuern. Es muß entweder „abhalten" und „niedriger steuern" oder wenden. Wenden bezweckt, aus der Lage e in die Lage d zu kommen. Hierzu giebt es zwei Wege: Das Schiff kann durch die Windrichtung durch drehen, wie e I—d I zeigt; oder es kann vor dem Wind drehen, wie e II—d II zeigt. Ersteres Manöver wird „Wenden" genannt, das letztere „Halsen" oder auch „Vor dem Wind wenden".




Erkärungstafel zur Taktik der Segelschiffe

„Bei dem Wind Linien". Man ver-

steht darunter Linien, welche 6 Striche von der Windrichtung abweichen. Ist der Wind Nord, so ist die Linie WNW sowohl wie die Linie ONO je eine „bei dem Wind Linie". Diese bei dem Wind Linien spielen insofern eine Rolle, als Paul Hoste bereits darauf aufmerksam machte, das zum Gefecht die Kiellinie bei dem Wind unter kleinen Segeln die günstigste Formation sei. Deshalb bildet eine bei den Wind Linie die Grundlage für die Marschordnung.

Die Marschordnung besteht demnach aus 1, 2 oder 3 Kolonnen, bei welchen alle Schiffe auf der bei dem Windlinie ausgerichtet sind. Die Schiffe selbst brauchen dabei nicht bei dem Wind zu segeln, sonst würde ein Kurshalten unmöglich werden. Es soll nur möglichst schnell aus der Marschformation die Linie „bei dem Wind mit kleinen Segeln" formiert werden können. Die Linie AB zeigt eine Kolonne in Marschordnung auf der Linie AB bei halbem Wind. Linie BC giebt eine Kolonne auf der Linie BC bei dem Wind. Bei DE liegen die Schiffe vor dem Wind und bei DF mit raumem Wind. In G segeln 3 Kolonnen nebeneinander. HJ und HK sind Schlachtordnungen bei dem Wind, wie sie aus den angegebenen Marschordnungen auf möglichst kurzem Wege hergestellt werden.

Die Rückzugsordnung besteht entweder aus einem Halbmond oder aus einem Keil auf den beiden bei dem Wind Linien gebildet (L). Die Fregatten und angeschossenen Schiffe werden innen hereingenommen.

Die Jagdordnung (M) ist der vorigen ähnlich, nur ist hier der ausspringende Winkel nach vorn dem Feinde zugekehrt.

Die Konvoy-Ordnung N besteht in einem Viereck, in welchem der Konvoy eingeschlossen ist. In der Mitte segelt eine Fregatte, welche die Ordnung unterhält und die Signale des Admirals repetiert. Sie wird angewendet, wenn keine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, einem Feind zu begegnen.

Die Kolonnen werden auch nach der Stellung benannt, welche sie zu dem Winde einnehmen. Die an der Windseite liegende Kolonne O wird „Luv-Kolonne", die andere P „Lee-Kolonne" genannt. Segelt eine Flotte in 3 Kolonnen, so befindet sich das Gros in der Mitte. Der Admiral bestimmt, welche von den anderen Kolonnen als Vorhut resp. Nachhut zu fungieren hat.

Kontramarsch ist ein Manöver, welches in Schlachtberichten sehr oft genannt wird. Das an der Spitze einer Kolonne segelnde Schiff h wendet oder halst dabei an dem Punkt R. Dann segelt es in $h^1$ den neuen Kurs weiter. Die nachfolgenden Schiffe steuern eines nach dem anderen bis zu dem Punkt R und verfahren dann wie das Leitschiff h.

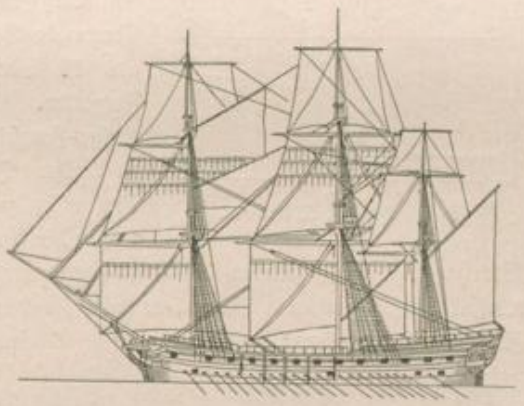
---

Die Zeit, in der wir uns in diesem Kapitel bewegen, beginnt mit dem spanischen Erbfolgekrieg 1700. Wir haben es nur noch mit stehenden Flotten zu thun, die allerdings durch Privatkaper verstärkt werden. Bei den langdauernden Seekriegen war England nicht immer im stande, das nötige Matrosenpersonal durch Anwerbung zu erhalten. Es mußte vielfach zum Pressen der Mannschaften geschritten werden. Jetzt endlich bildet sich eine Seetaktik heraus, die sogenannte „Linientaktik". Ende des 18. Jahrhunderts erhob sich dieselbe zu ihrer Höhe, das „Linienschiff" trat in seine Glanzperiode ein. Feste Regeln für den Seekrieg gab zuerst der Jesuitenpater Paul Hoste in seiner berühmten Schrift. Ebenso der Schotte Clerk of Eldin, etwa 1800. Es dauerte freilich eine geraume Zeit, bis sich

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die Lehren Paul Hostes volle Geltung schafften. Es war hierauf jedoch geradezu typisch geworden, daß die Engländer versuchten, dem Gegner die Luvseite abzugewinnen und dann auf ihn zum Nahkampf abzuhalten. Die Avantgarde ihrer Linie wurde meistens dabei jämmerlich zerschossen, sodaß ihre verkrüppelten Schiffe unfähig waren, den Kampf fortzusetzen. Diesen errungenen Vorteil nutzten aber die Franzosen nie aus — sie entzogen sich in schablonenhafter Weise beinah durch Wenden dem Kampf. Erst 1782 trat eine Wendung hierin ein, nachdem eine ganze Menge unentschiedener Schlachten geschlagen waren.

Die Schiffe, womit man in den Kampf ging, blieben dieselben. Allmählich entwickelten sich freilich die Takelagen zur Vollkommenheit, wie wir zu Anfang des nächsten Abschnittes in Kapitel 10 zeigen werden. Galeeren- und galeassenartige Ruderfahrzeuge blieben gleichfalls in Thätigkeit, und auch auf den Segelschiffen wurde häufig genug noch nach den „Sweeps" (Riemen) gegriffen. Zum Beweis führen wir die Ruderfregatte von 1785 an.

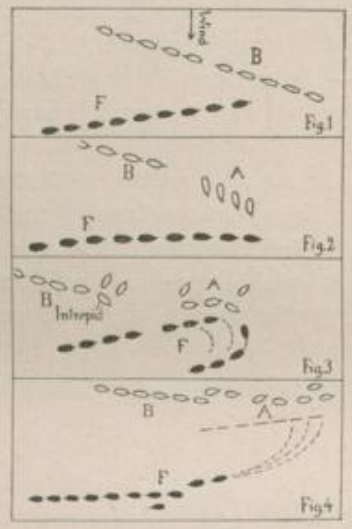


Ruderfregatte (Kaperschiff) von 1785

Aus den zahlreichen und langdauernden Seekriegen dieser Periode führen wir die nachfolgenden Seeschlachten als Beispiel an:

1. Die Seeschlacht bei Minorca. Sie bietet ein gutes Beispiel für das, was wir oben über die Fechtweise der Engländer und Franzosen sagten. Die Engländer hatten die balearische Insel Minorca besetzt und wurden hier belagert und blockiert. Unter Admiral Byng wurde zum Entsatz ein Geschwader von 13 Linienschiffen, 4 Fregatten und 1 Korvette nach dem Mittelmeer gesandt. Bei Minorca kam dasselbe in den Kampf mit einem französischen Geschwader unter Admiral la Galissionère. Dieser führte 12 Linienschiffe und 6 Fregatten. Am 20. Mai 1756 passierten sich beide Flotten in Kiellinie auf entgegengesetzten Kursen bei flauer Brise und bei 3 Seemeilen Fahrt. (Fig. 1.) In der Figur 2 haben die Engländer (B) zuerst gleichzeitig gewendet. Die englische Vorhut (A) erhielt Befehl, um 2 Strich abzuhalten. Statt dessen hält sie 6 Striche ab und kommt dadurch von den andern englischen Schiffen weiter ab, als beabsichtigt war. Sie kommt isoliert ins Treffen und ist dem Enfilirfeuer ausgesetzt. Während sie stark zusammengeschossen wird, sucht Byng mit seinen anderen Schiffen heranzukommen. In Figur 3 wird sein Bemühen dadurch gestört, daß das 6. Schiff der Linie von vorn gerechnet, das Linienschiff Intrepid, mit zertrümmerter Takelage quer vor die Linie treibt. Dadurch entsteht an dieser Stelle, durch das Ausweichen der heranrückenden Schiffe, eine heillose Verwirrung unter den Engländern. Das Gros und die Arrièregarde derselben werden aufgehalten und kommen zur Unterstützung der Vorhut zu spät, denn (Fig. 4) die Franzosen (F) wenden plötzlich im Kontermarsch, feuern sämtlich ihre Breitseiten im Vorbeifahren auf A ab, bilden eine neue Linie und segeln davon; darauf entfernen sich beide Flotten unter entgegengesetzten Cursen. Die Franzosen hatten alle Chance die englische Flotte in Verfolgung der ersten Vortheile gründlich zu schlagen. Byngs Schiffe waren so zugerichtet, daß er unverrichteter Sache nach Gibraltar

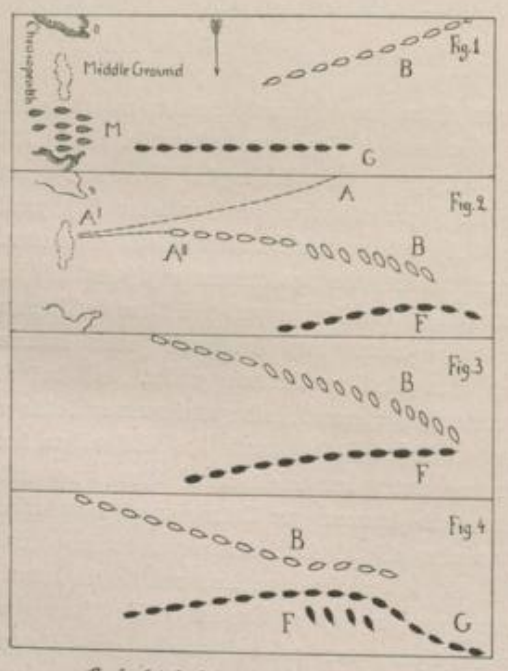
zurückkehren mußte. Die Festung Port Mahon auf Minorca kapitulierte. Admiral Byng wurde abgelöst und vor ein Kriegsgericht gestellt. Zum Tode verurteilt, wurde er am 14. März 1757 in Portsmouth auf dem Linienschiff Monarch erschossen. Selbst englische Quellen verurteilen diese sinnlose Härte.



Schlacht bei Minorca

2. Die Schlacht bei der Cheasapeakbai in dem Kriege von 1775—1783.

Der General Cornwallis wurde mit der englischen Armee in Norfolk belagert. Eine englische Flotte unter Admiral Thomas Graves hatte den Auftrag, in die Cheasapeakbay einzudringen und die Engländer in Norfolk zu entsetzen. Im Eingang der Cheasapeakebay lag ein französisches Blockade-Geschwader unter dem Comte de Grasse. Das englische Geschwader bestand aus 19 Linienschiffen, 1 Fünfzigkanonenschiff und 6 Fregatten. Die Franzosen zählten 24 Linienschiffe und einige Fregatten. Figur 1 zeigt in M die Franzosen zu Anker. In B kommt die britische Flotte angesegelt. Um nicht zu Anker liegend angegriffen zu werden, lichten die Franzosen Anker und steuern in G nach See zu. Wie Figur 2 zeigt, konnten die Engländer mit dem Kurse A, $A^1$ einlaufen und damit Norfolk Hilfe bringen. Sie wären dann allerdings selbst von der überlegenen französischen Flotte blockiert worden; doch der englische Admiral zog es vor, nicht einzulaufen. In $A^1$, $A^2$ hat er gewendet und steuert, den Kampf suchend, auf die Franzosen F zu. In Figur 2 sind die Franzosen eingeholt. Hier bereits, besonders aber in Figur 3, halten die Engländer schiffsweise auf die Franzosen ab, und um 4 Uhr beginnt das Gefecht. Die englische Nachhut ist noch nicht im stande einzugreifen, und die vordersten englischen Schiffe werden wie vorher bei Minorca zusammengeschossen. Fig. 4 zeigt in G, wie die Franzosen mit ihrer Vorhut abhalten. Ihre anderen Schiffe folgen im Kielwasser und geben Schiff für Schiff ihre Breitseiten auf die englische Vorhut ab. Dann segeln die Franzosen davon. Beide Flotten behalten einander noch 5 Tage in Sicht, ohne daß die Franzosen einen Angriff unternehmen. Die Engländer selbst waren zum Teil so zerschossen, daß sie nicht angreifen konnten. Dann erhielten die Franzosen

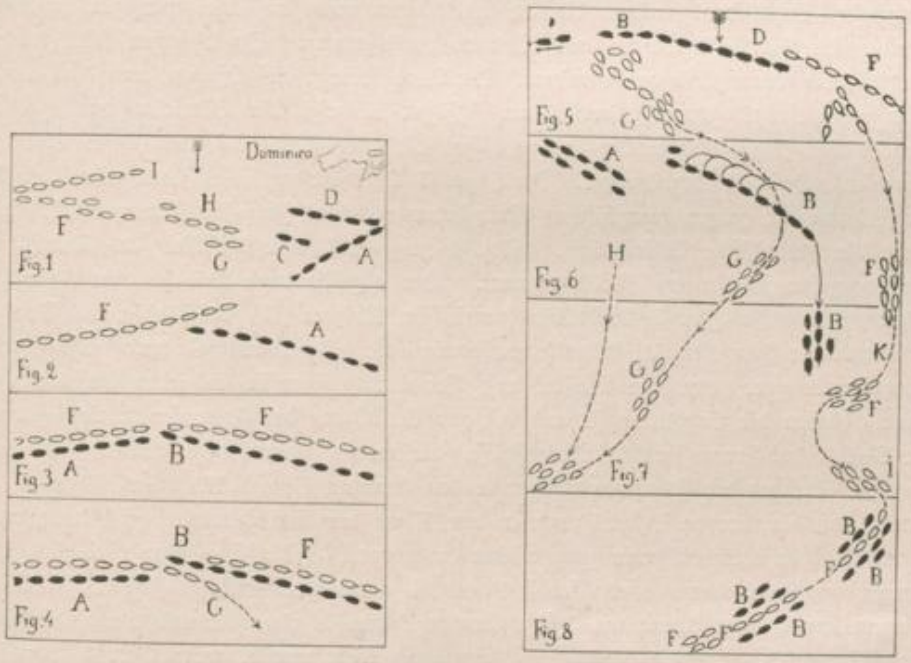


Gefecht bei der Cheasapeakbay

eine Verstärkung von 8 Linienschiffen, und die Engländer mußten nach New-York segeln, da sie unfähig waren einer solchen Übermacht die Spitze zu bieten. Norfolk kapitulierte. Die Folge davon war die Einstellung der Feindseligkeiten 1782 und später 1783 der Friede, worin die Unabhängigkeit der vereinigten Staaten anerkannt wurde.

3. Die Schlacht bei Dominica.

Das Jahr 1782 brachte die Loslösung von der alten Schablone, und zwar gleichzeitig an zwei weit voneinander gelegenen Kriegstheatern: am 17. Febr. 1782 in der Schlacht an der Coromandel-Küste durch den französischen Admiral Suffren und am 9. 10.




Rodneys Schlacht bei Dominica am 12. April 1782

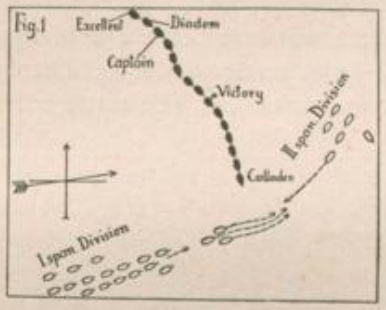
11. und 12. April 1782 in den Gefechten bei Dominica in Westindien durch den englischen Admiral Rodney. Beide Admirale gelangten zu demselben Resultat, und wir wollen uns deshalb speziell nur mit Rodneys Verfahren beschäftigen. Seine ersten Handlungen hatten bei der westindischen Flotte darin bestanden, die Zügel der Disziplin wieder straff anzuziehen bei dem ganzen Flottenpersonal — es war die höchste Zeit dazu gewesen! Vor den Schlachten bei Dominica hatte die englische Flotte in Sta. Lucia, die französische in Port Royal auf Martinique gelegen. Am 7. April kam die Meldung, daß die Franzosen Truppen einschifften und am 8., daß sie mit NW-Kurs in See gegangen seien mit der Absicht, die englischen Kolonien anzugreifen. Rodney geht mit 36 Linienschiffen, 3 Fünfzigkanonenschiffen und drei Fregatten in See. Er sucht und findet die Franzosen unter Dominica. Am 9. April liegen beide Flotten in Windstille und in Gruppen zerstreut. Unter diesen Gruppen kommt es zur Kanonade, bis die Flotten halbwegs zusammen und rangirt sind. Die französischen Transporter entweichen, die französische Schlachtflotte entzieht sich dem Gefecht.

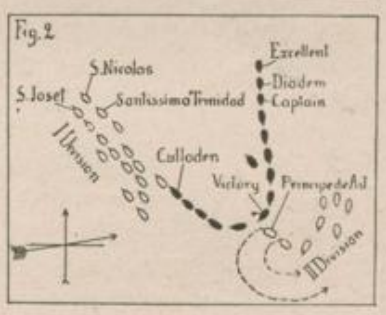
Am 10. April sind beide Flotten mit Ausbessern ihrer Schäden beschäftigt. Am 11. sind beide Gegner nicht gesammelt. Ein paar zerschossene Franzosen werden von den Engländern verfolgt, sodaß sie noch mehr auseinander kommen. Die Franzosen sammeln sich, um ihren Kameraden zu Hilfe zu kommen. Rodney zieht gleichfalls seine Schiffe zusammen. In der Nacht vom 11.—12. findet ein Windwechsel statt, und am Morgen des 12. April steht der Wind auf OSO. Die Situation ist folgende (Fig. 1): Die Engländer sind in A. Die Franzosen in F befinden sich in Unordnung. Bei G wird ein entmastetes französisches Schiff geschleppt. In C suchen zwei englische Schiffe die Gruppe G anzugreifen. In H stoßen 6 französische Schiffe vor, um G zu Hilfe zu kommen. In D befindet sich die Vorhut der Engländer, nachdem dieselbe im Kontermarsch auf die Franzosen zugewendet hatte. Die Schiffe C werden von Rodney zurückgerufen. In I suchen die Franzosen gleichfalls die Schlachtlinie zu formieren. Der Wind springt auf Ost um, und die Franzosen hoffen auf Gefechtsdistance zu entkommen. Figur 2 zeigt die Situation um $^1/_2$8 Uhr morgens den 12. Die Spitze der englischen Kolonne stößt auf das fünfte Schiff der Franzosen. Heftiger Kugelwechsel. In Figur 3 läuft die englische Flotte mit ihrer Vorhut (A) an der ganzen französischen Linie herunter. Das Flaggschiff Rodneys (B) durchbricht die französische Schlachtlinie. Fig. 4 zeigt das erste Resultat des Durchbruchs: Die Franzosen sind in zwei Teile getrennt. Der abgeschnittene Teil sucht in G nach Lee auszuweichen. In Fig. 5 bricht die französische Nachhut (G) vollständig, das Gros und die Vorhut der Franzosen (F) teilweise fluchtartig aus. In F und G treten also jetzt die Franzosen in zwei getrennten Massen auf, Verwirrung herrscht in jeder derselben. In Figur 6 haben die Engländer (B und A) zur Verfolgung der Franzosen wieder gewendet. Der Teil F der Franzosen, 13 Linienschiffe, bleiben auf ihrem alten Kurs. Die abgeschnittene Nachhut der Franzosen flüchtet in den Gruppen G und H. Aus Figur 7 geht hervor, daß die Gruppe F der Franzosen von K an den Versuch machte, sich den Gruppen G und H behufs einer Vereinigung wieder zu nähern. Die Engländer sind bis B gekommen und verhindern dieses, sodaß F nach I ausweichen muß. Fig. 12 stellt den Moment dar, wo am Abend um 6 Uhr Gruppe F von B eingeholt und von beiden Seiten angegriffen wird. Als die Nacht dem Kampfe ein Ende machte, waren hier 5 französische Schiffe erobert. Die Engländer verloren 253 Tote und 816 Verwundete. Der Verlust der Franzosen betrug 3000 Tote und Verwundete. Die Ansichten über die Schlacht gehen mehrfach auseinander. Es wird in Frage gestellt, ob Rodney den Durchbruch in Figur 3 und 4 von vornherein beabsichtigt hat, oder ob die geknickte Linie der Franzosen ihn hierzu „eingeladen" hatte.

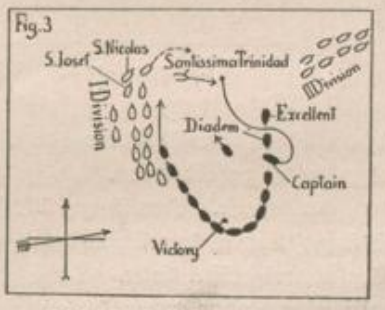
4. Die Schlacht bei St. Vincent. Seit 1796 waren Spanier und Franzosen verbündet, auch nach dem Frieden von Campo Formio setzten sie den Seekrieg gegen England fort. Das von Frankreich eroberte Holland wurde dabei in schwere Mitleidenschaft gezogen. Seine Marine wurde vernichtet (Camperdown), seine Handelsschiffe wurden gekapert, die Besitzungen in Ostindien gingen verloren, außerdem das Kapland, Ceylon 2c. Im Tajo lag 1797 der englische Admiral Jervis mit 15 Linienschiffen, 4 Fregatten und 2 Korvetten. Am 5. Februar erfuhr er, daß die spanische Flotte — 26 Linienschiffe und 11 Fregatten unter Admiral Cordova — Gibraltar passiert hatten und Cadix anlaufen, später sich mit den Franzosen in Brest vereinigen wollten. Jervis geht den Spaniern entgegen und kommt am 13. bei St. Vincent an. Er bekommt die Flotte des Cordova in Sicht und läßt sofort die Schiffe

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

seiner Kolonnen eng aufschließen. Auch während der Nacht segeln die Engländer dicht hintereinander. Die Spanier fahren nachlässiger und ohne rechte Ordnung. Als am 14. früh der Nebel sich lichtete, sah man sie in zwei getrennten Gruppen (I. und II. Division). Jervis steuert in enggeschlossener Kiellinie auf den Zwischenraum zwischen beiden los. In Skizze I ist dies dargestellt und auch ersichtlich, daß beide spanische Divisionen aufeinander zusteuern, um sich wieder zu vereinigen. Es gelingt dies jedoch nur 3 Linienschiffen, dann ist die Spitze der Engländer, das Linienschiff Culloden ganz in ihrer Nähe angelangt. Cordova läßt nun — Skizze II — seine Schiffe der I. Division zugleich wenden, so daß er auf ungefähr NW-Kurs kommt. Jervis beschließt, sich nicht um die II. spanische Division zu kümmern, sondern die I. zu verfolgen. Die Engländer wenden im Kontramarsch und steuern hinter der I. spanischen Division her. Die II. spanische Division sucht immer noch ihre Verbindung mit der I. Division. Noch ehe die Engländer ihren Kontramarsch vollendet haben, ist sie dicht herangekommen, das spanische Linienschiff Principe de Asturias kommt so nahe, daß es fast in Kollission gerät. Die Engländer schießen dasselbe furchtbar zusammen. Dadurch entmutigt, läßt die II. Division von ihrem Einigungsversuch ab. In Skizze III befindet sie sich bereits nördlich von den Engländern davonsegelnd. Cordova hat 16 Linienschiffe in der I. Division, mit 15 englischen Linienschiffen sollte er es nun aufnehmen. Er beschloß, noch einen Versuch zu machen sich mit seiner II. Division zu vereinigen. Dazu ließ er die an seiner Spitze segelnden Schiffe nach Osten, resp. nach rechts, abschwenken. Das Mannöver hätte gelingen können, wenn nicht — Nelson das Geschick des Tages überwacht hätte. Er war Kommandant des Kaptain und hatte damit die 3. Stelle vom Ende der Linie inne. Er übersah sofort, was von seiten Cordovas beabsichtigt war. Auf eigene Faust brach er aus der Linie aus, ging zwischen Diadem und Excellent durch und warf sich der spanischen Santissima Trinidad, einem 130 Kanonen-Schiff, quer vor den Bug. Er wirft den überlegenen Gegner auf seine eigenen Schiffe zurück, Excellent und Diadem eilen gleichfalls ausbrechend ihm zur Hilfe und andererseits arbeiten sich Culloden mit den anderen Schiffen zu seiner Unterstützung durch. Bis diese Unterstützung heran ist, bleibt Nelson freilich fast isoliert. Die spanischen Schiffe San José und San Nicolas setzen ihm hart zu. Als der Excellent, Kommandant Collingwood, herankommt, hat Nelsons Schiff bereits 70 Tote und Verwundete. Die beiden Spanier stoßen dann miteinander zusammen und Nelson erobert beide im Enterkampf. Die Santissima Trinidad entkam



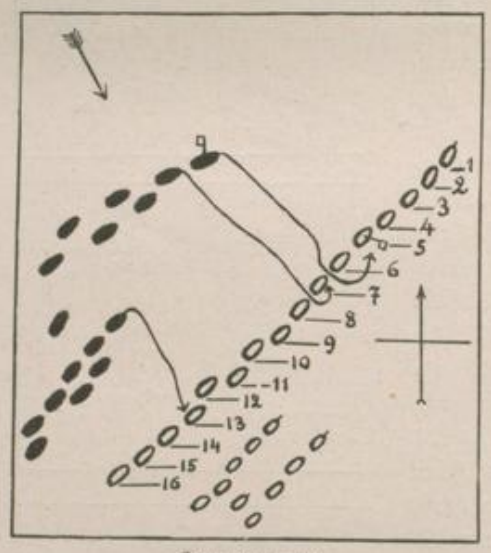

Schlacht bei St. Vincent



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nach der II. Division. Im ganzen wurden 4 spanische Schiffe erobert. Der Rest von Cordovas Flotte entkam in totaler Unordnung ohne von Jervis verfolgt zu werden.

5. Camperdown. Am 11. Oktober desselben Jahres traf die holländische Flotte ein vernichtender Schlag bei Camperdown. Hier fochten 16 englische Linienschiffe unter Admiral Duncan gegen etwa ebensoviel holländische unter de Winter. Die holländische Flotte (1—16) war noch nicht geschlossen als der englische Angriff erfolgte. In zwei Kolonnen aufsegelnd, hielten die Engländer auf die Holländer ab und durchbrachen deren Linie, um dann von Lee aus anzugreifen. Mit einem Verlust von 8 Linienschiffen und 2 Fregatten wurden die Holländer geschlagen. Diese Schlacht war eine der blutigsten, die vorgekommen sind. Es wurde mit äußerster Erbitterung gekämpft, die Engländer verloren




Camperdown

Schlacht bei Abukir

1040 Mann, die Holländer 1160. Die holländischen Schiffe sollen sehr schlechte Segeleigenschaften gehabt haben.

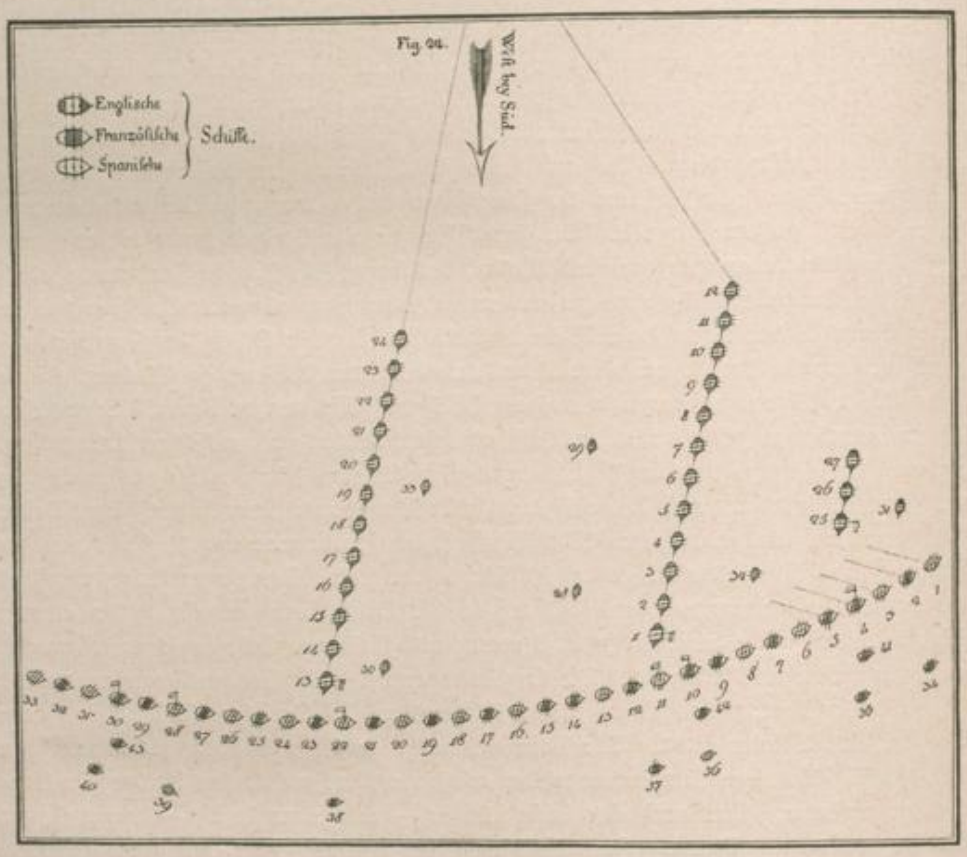
6. Abukir. Im Jahre 1798 erfocht Nelson einen glänzenden Sieg bei Abukir. Bekannt war es den Engländern geworden, daß Napoleon eine überseeische Expedition in Toulon ausgerüstet hatte. Deren Zweck war jedoch unbekannt geblieben, und Nelson überwachte ihn, indem er vor Toulon kreuzte. In einem günstigen Moment entschlüpfte Napoleon mit der Transportflotte und unter Begleitung einer Kriegsflotte unter Admiral Bruey. Nach verschiedenen Irrfahrten erscheint Nelson zum zweiten Male vor Alexandrien, und früh morgens erhält er am 1. August 1798 die Meldung, daß die französische Flotte in der Bucht bei Abukir liege. Die Zeit vom 20. Mai bis zum 1. August hatte Nelson vergeblich nach der feindlichen Flotte suchen müssen, wobei er ganz besonders über den Mangel an Fregatten zu klagen hatte. Jetzt endlich hatte er sie gefunden. Die Franzosen hatten sich in der Bucht von Abukir in einer Linie verankert. Zwischen den Linienschiffen und der Küste lagen in zweiter Linie die Fregatten. Sie unterließen jegliche Vorsichtsmaßregeln und hatten einen Teil ihrer Mannschaft im entscheidenden Moment zum Wasserholen an Land

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

geschickt. Da erscheint Nelson mit 11 Linienschiffen, 1 Fünfzigkanonenschiff und der Brigg Mutine. Zwei seiner Schlachtschiffe konnten erst später eingreifen. Ein drittes, der Culloden, kam gar nicht zum Gefecht, da es auf dem Riff vor der Insel Abukir strandete. Um 6 Uhr abends hißte die englische Flotte Toppflagen zur Schlacht — um Abukir-Riff herumsteuernd mit allen Segeln beigesetzt. Wilde Verwirrung herrscht auf der französischen Flotte, Signale fliegen an den Masten durcheinander in die Höhe, und man sucht durch die Besatzungen der Fregatten die der Linienschiffe zu ergänzen. Nelson richtete seinen Angriff gegen Avantgarde und Gros der Franzosen. Beide sollten mit Übermacht von zwei Seiten angefallen und erdrückt werden. Dazu sollte ein Teil seiner Flotte sich innerhalb der französischen Linie und des Landes legen, wie I in der Figur zeigt. Der andere Teil II sollte außerhalb neben den Franzosen fechten. Jedes Schiff sollte neben seinem Gegner mit Heck- und Buganker ankern. Bis auf einige Modifikationen kam dieser Plan völlig zur Ausführung, schon beim Passieren der französischen Spitze wurde dieselbe mit einem verheerenden Enfilier-Feuer begrüßt. Die französische Fregatte Sérieuse wurde in den Grund geschossen. Der Bellerophon griff den l'Orient, das französische Flagschiff, an, wurde jedoch von diesem Dreidecker völlig entmastet und mußte seinen Platz räumen. Swiftsure trat an seiner Stelle in den Kampf mit l'Orient. Bald sind sämtliche Schiffe der Franzosen angegriffen, nur die drei letzten nicht: Timoléon, Guillaume Tell und le Généreux. Diese hätten Anker lichten, aufkreuzen und ihren Gefährten Hilfe bringen können. Statt dessen blieben sie unthätige Zuschauer, während sich das Geschick der übrigen französischen Flotte vollzog. In eine sehr günstige Lage brachte sich der englische Leander, indem er sich zwischen Defence und Franklin legte und nach beiden Seiten hin Enfilier-Feuer abgeben konnte. Um l'Orient tobt der Kampf am gewaltigsten. Das Schiff beginnt zu brennen und fliegt mit dem gefallenen französischen Admiral gegen 10 Uhr in die Luft. Nach kurzer Pause wird das Gefecht wieder aufgenommen und bis tief in die Nacht hinein fortgesetzt. Am anderen Morgen entfliehen die Linienschiffe le Généreux und Guillaume Tell, sowie zwei Fregatten unter dem Admiral Villeneuve. Die Engländer hatten 9 Schiffe der Franzosen erobert.

7. Trafalgar. An seinem größten Ruhmestage bei Trafalgar fand Nelson seinen Tod am 21. Oktober 1805. Die Ursachen, welche zu dieser Schlacht hinlenkten, lagen weit zurück. Napoleon kam immer wieder auf seinen Plan zurück, eine Landung in England zu versuchen. Nur durch eine solche hätte er — nach seiner Ansicht — dem englischen Walfisch beikommen können. Zur Ausführung der Landung sollte, wenigstens zeitweise, die See beherrscht werden können. Dazu waren Schiffe über Schiffe in Frankreich gebaut, sowohl die holländische, wie auch die spanische Flotte waren zur Hilfe mit herangenommen. England brachte demgegenüber 190 Linienschiffe zusammen und bildete 4 Flotten davon, die im Kanal, vor Toulon 2c. den Gegner bewachen sollten. Nelson hatte den Auftrag, die Toulon-Flotte der Franzosen zu beobachten. Er that dies, indem er die Magdalenen-Insel in der Straße von Bonifacio als Operationsbasis wählte. Die Fregatten thaten hierbei Transporter-Dienste für alle Bedürfnisse. Die Mannschaft wurde vorzüglich verpflegt, ihr Gesundheitszustand war ein sehr guter. In den $1^1/_2$ Jahren dieser Blockade setzte Nelson keinen Fuß an Land. Die Besatzungen der Schiffe gewannen durch den permanenten Dienst einen hohen Grad von militärischer Ausbildung. Diesen hätten die Franzosen auch erreichen können. Statt dessen geschah nichts bei denselben, sie blieben auf einem ziemlich niedrigen Standpunkt stehen. Während eines Sturmes brach die französische Flotte unter

Villeneuve von Toulon aus. Um Nelson irre zu führen, geht Villeneuve nach Westindien. Nelson sucht ihn zuerst in Alexandrien, dann folgt er ihm nach Westindien und bleibt ihm auf den Fersen. Villeneuve kommt zurückkehrend zuerst nach Vigo, dann nach Cadix. Hier wird er von Nelson zuletzt bewacht. Die Flotte der Engländer verstärkte sich erst nach und nach bis auf etwa 30 Linienschiffe. Villeneuve erhält dann den Befehl, nach Neapel zu gehen, denn von der Landung ist vorläufig Abstand genommen. Er läuft aus Cadix aus

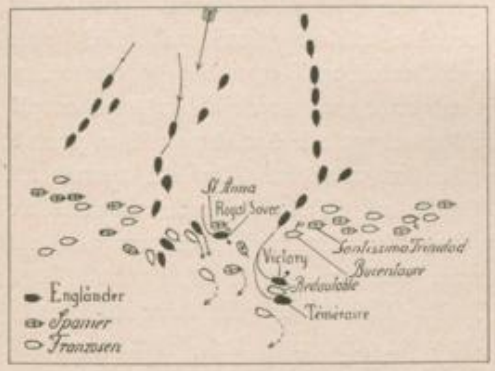



Trafalgar. 1. Moment

und sucht die Straße von Gibraltar zu gewinnen. Bei veränderlichem Wind folgt ihm Nelson. Villeneuve sieht, daß er nicht mehr in die Straße einlaufen kann. Er zieht seine Schiffe nahe an sich heran, wendet und steuert nach Cadix zurück. Bei Kap Trafalgar wurde er von Nelson angegriffen. Der Plan des 1. Momentes zeigt — aus einem alten Buch entnommen —, wie die französisch-spanische Linie hätte bei guter Ordnung aussehen müssen, als Nelson in zwei senkrecht zu ihr gerichteten Kolonnen angriff. Der Plan des 2. Momentes zeigt, wie sie wirklich aussah: ohne Ordnung, mehrere Schiffe nebeneinander und hinter dem Bucentaure eine vollständige Lücke. Nelsons Plan war, daß die eine Kolonne die Nachhut des Gegners mit überlegenen Kräften angreifen solle. Er selbst wollte mit der anderen, linken, Kolonne diesen Angriff decken. Beide Kolonnen Nelsons setzten sich bei

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

ihrer Annäherung dem Enfilier- und Kreuz-Feuer der Gegner aus und hätten von Rechtswegen rasend zerschossen werden müssen. Sie wurden bei ihrer Annäherung auch beschossen, aber nur mit geringem Erfolg, denn die Ausbildung im Schießen war bei Villeneuves Flotte eine sehr mangelhafte. So konnten die englischen Kolonnen einbrechen, und zwar kam die rechte Kolonne unter Collingwood zuerst zum Nahkampf. Der Royal Sovereign, sein Flaggschiff, lief etwas schneller als die anderen englischen Schiffe. Er brach zuerst und isoliert in die feindliche Linie ein, dicht hinter dem Heck der Santa Anna passierend. Im Vorbeilaufen giebt Royal Sovereign der Santa Anna eine enfilierende Breitseite, dann legt er sich (2. Moment) neben sie, und ein grimmiger Nahkampf entspinnt sich. Zuerst wird Royal Sovereign von allen Seiten beschossen. Dann treffen nach und nach die Schiffe seiner Kolonne ein und werfen sich auf die Schiffe der französisch-spanischen Nachhut. Nelson erreicht an der Spitze der linken Kolonne erst um 1 Uhr den von ihm angesteuerten Bucentaure,




Schlacht bei Trafalgar
2. Moment

Schlacht bei Trafalgar
3. Moment

giebt ihm eine enfilierende Breitseite und kommt dann Seite an Seite mit dem Redoutable zu liegen. Zwischen Nelsons Schiff und dem Redoutable entspann sich ein furchtbarer Kampf, in welchem Nelson selbst um $1^1/_2$ Uhr tödlich verwundet wurde. Der Hintermann der Victory wandte sich gleichfalls gegen den Redoutable, die nächsten drei Engländer stürzten sich auf die Santissima Trinidad. Bucentaure, Villeneuves Flaggschiff, wird genommen, ebenso die Santissima Trinidad und Redoutable. Die in Lee hiervon befindlich gewesenen französisch-spanischen Schiffe waren ausgewichen und nach der Nachhut gesegelt. Dadurch entstand hier eine weite Lücke. Die noch nicht im Feuer gewesenen 10 französischen Schiffe der Spitze oberhalb des Bucentaure hatten Signale erhalten, zu wenden. Moment III zeigt, wie sie in a auf südlichen Kurs gewendet haben. Der flaue Wind ließ sie jedoch zu spät zum Eingreifen kommen. Auch dann folgten nur noch etwa die Hälfte dem französischen Admiral Dumanoir, die anderen drehten wieder ab oder entflohen. Moment III zeigt das wilde Mêlée der Schlacht, aus welchem sich zuletzt Admiral Gravina mit 8 Schiffen nach Cadix rettete. Auch Admiral Dumanoir entfloh mit 4 Schiffen. Die französisch-spanische Flotte war trotz ihrer Stärke von 33 Linienschiffen von den 30 Linienschiffen der Engländer total zertrümmert worden. Die 4 Linienschiffe unter Admiral Dumanoir fielen am 4. November den Engländern gleichfalls noch in die Hände. Hiermit zusammen hatten die Verbündeten etwa 22 Schiffe verloren. Von den eroberten Prisen gelangten jedoch nur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sehr wenige nach England. Ein schwerer Sturm brachte die meisten derselben zum Sinken.

Eine recht unangenehme Erfahrung machten die Engländer 1812 mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Amerikaner sträubten sich gegen das rigoros von den Engländern gehandhabte Untersuchungsrecht neutraler Schiffe auf Kriegskonterbande, sowie gegen das Pressen der amerikanischen Matrosen. Von 1812—14 kam es zum Kriege. Im Friedensschluß mußten zwar die Amerikaner nachgeben, nachdem die beiderseitigen Kapereien unendlichen Schaden gethan hatten. Ihre Kriegsflotte — bis dahin gänzlich unbekannt — war jedoch im stande gewesen, den Engländern mehrere empfindliche Niederlagen in Einzelgefechten zu bereiten. So hatte die Fregatte Constitution am 19./8. 1812 um 2 Uhr die englische Fregatte Guerrière in Sicht bekommen. Um 5 Uhr begann das Gefecht. Guerrière hat back gebrasst und schießt ohne Wirkung auf zu weite Distance, halst dann und schießt weiter. Constitution kürzt Segel und dreht auf, worauf Guerrière abermals halst (5h 45′), und Constitution jagt mit den Buggeschützen feuernd hinterher, durch Ausweichen mehrmals eine Enfilade vermeidend. Am 6h 5′ sind beide Schiffe auf Pistolenschußweite nebeneinander 6h 20′ verliert der Engländer den Kreuzmast, wird vom Heck aus enfiliert, und Constitution rammte ihn 6h 25′, wodurch das englische Schiff zum In-den-Wind-drehen gebracht wird. Beide Schiffe verfangen sich mit den Takelagen, und da Enterung des hohen Seegangs halber nicht möglich war, so wird der Artilleriekampf weitergeführt. Guerrière wird total entmastet, hat unter Wasser 30 Kugeln im Rumpf und sinkt, nachdem er sich um 7 Uhr ergeben.

Konstitution und Guerrière

Dieselbe Constitution eroberte am 29./12. 1812 die englische Fregatte Java. Am 28./8. hatte die United States den englischen Macedonian genommen, außerdem die Wasp den Frolic und die Hornet den Peacock. Nur ein Gefecht verlief unglücklich für die Amerikaner, indem die Fregatte Cheasapeak durch die Shannon erobert wurde. Die amerikanischen Schiffe schossen durchweg besser wie die englischen. Sie hatten schwerere Geschütze wie die Engländer und hatten auf Oberdeck ihrer Fregatten nicht nur Back und Schanze, sondern das ganze Deck armiert, wodurch eine größere Geschützzahl herauskam. An und für sich waren auch ihre Fregatten größer an Tonnengehalt wie die englischen. Das Bestreben der Amerikaner zu konzentrierten Wirkungen trat hier schon hervor. Die Breitseitwirkung eines Zweideckers wird in der Breitseitwirkung einer Fregatte zusammengepreßt. Später suchte man womöglich in wenigen Riesengeschützen — für die damalige Zeit — die Wirkung ganzer Schiffsbreitseiten zu vereinigen.

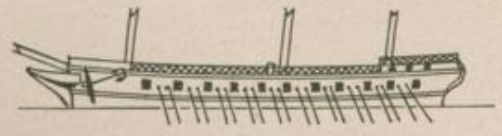
# 9. Russland und Schweden

Die steten Uneinigkeiten der skandinavischen Reiche untereinander sind in jeder Beziehung ein Hemmschuh für die Entwickelung der Einzelstaaten gewesen. Dem Vordringen der Russen haben sie dagegen Vorschub geleistet. Schweden hatte in erster Linie mit dem anwachsenden russischen Koloß zu rechnen und kam bald genug in die Lage, seine Besitzungen nördlich und südlich von dem finnischen Meerbusen dagegen verteidigen zu müssen. Es war hierin nicht glücklich und das Endresultat war der gänzliche Verlust von Finnland ꝛc. Dagegen hat Schweden mit seiner Flotte ruhmreich über hundert Jahre diesen Kampf durchgeführt und mehr als ein Lorbeerblatt ist von seiner Marine gepflückt worden. Zwei Feinde waren es in erster Linie, die ihm gefährlich waren während dieser Zeit: Zunächst das Fahrwasser in seinen eigenen Gewässern mit seinen zahllosen Bänken und Klippen. Man liest in seiner Flottengeschichte alle Augenblicke von Strandungen, oft mitten im Gefecht. Gegen diesen Feind war man nicht unthätig. Es wurden reichlich Lotungen und Vermessungen angestellt und derselbe Leutnant Klint, welcher bei Wiborg als Lootse thätig war, hat in dieser Richtung hin Hervorragendes geleistet und gutes Kartenmaterial geschaffen. Der zweite Feind waren die russischen Schärenflotten, welche aus Ruderfahrzeugen bestanden. Nur wenige Galeeren konnten denselben schwedischerseits entgegengesetzt werden — ungestraft landeten die Russen von ihren Galeeren aus und verwüsteten die schwedischen Küsten in der barbarischsten Weise. Um Abhilfe zu schaffen, entschloß man sich zum Bau gleichartiger Schiffe. Wiederholt wurden Offiziere nach dem Mittelmeer gesandt, um den Galeerenbau zu studieren, so z. B. 1748 die Kapitänleutnants Rayalin und Kullenberg. Einen entscheidenden Schritt zur Entwickelung der Schärenflotte that 1756 König Adolf Friedrich, indem er eine gänzliche Trennung der Hochsee- von der Schärenflotte anordnete. Die letztere stand in Zukunft unter dem Kommando der Armee. In den Kriegen gegen Rußland sind beide Flotten thätig, es wird bald von der Hochseeflotte, bald von der Schärenflotte geschlagen. Die Schiffstypen der ersteren bieten nichts Besonderes. Die der letzteren sind wenig bekannt und wir wollen deshalb dem Leser ein möglichst getreues Bild davon entwerfen.

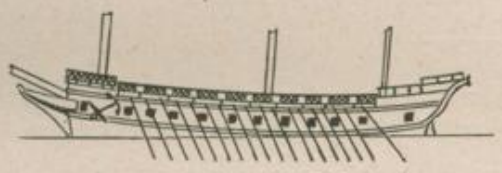
Der Anfangstypus der Schärenfahrzeuge ist die Vollgaleere oder die große Galeere gewesen. In unseren Zeichnungen steht sie mitten unter den übrigen Schärenfahrzeugen und wir haben sie deshalb mit einem A besonders markiert. Wir haben diese Art von Schiffen im 8. Kapitel genügend beschrieben, um hierüber keine Worte mehr an dieser Stelle nötig zu haben; besonders auch weil die Mittelmeer-Galeeren auch für die schwe-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

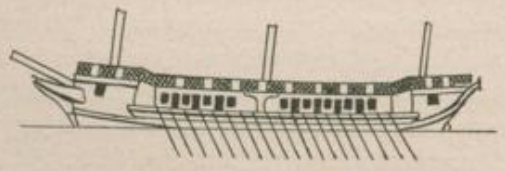
dischen als Modelle dienten. Wie man im Mittelmeer Vergrößerung der Galeere und stärkere Artillerie anstrebte und schließlich zu den Galeassen kam, so auch hier. Der Galeere sehr nahe verwandt war noch die Pojama. Sie war 98 Fuß lang, 25 Fuß breit und hatte einen Tiefgang von 6 Fuß. Die Armierung bestand bei der Pojama „Brynhilda" von 1775 in: 2 Zwölfpfündern im Bug, 2 do. im Deck und aus 8 Stück 3pfündigen „Nickhaken". Unter letzteren versteht man kleine Drehbassen, die wir bereits im 7. Kapitel beschrieben haben. Die Besatzung war 100 Mann. (Vergl. S. 729.)



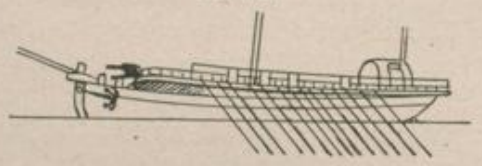
Hemmema



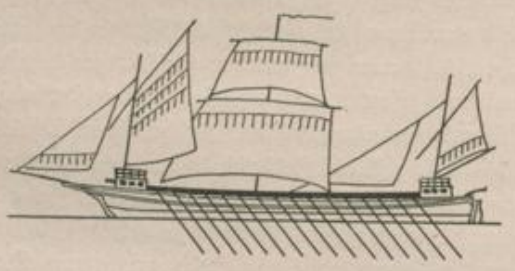
Turuma



Udema



Pojama



A. Voll-Galeere
Die großen Fahrzeuge der Schärenflotte

Die Udema gehörte zu den galeassenartigen großen Fahrzeugen mit schwerer Takelung. Die Geschütze standen in Rahmen-Pivot-Lafetten entweder auf der Mitte des Oberdecks und nach beiden Seiten hin schwenkbar, oder in einer hinter dem Ruderkasten zurücktretenden Kasematte, so daß ein Querschnitt entstand, wie ihn die Zeichnung: Querschnitt der Udema zeigt. Zur ersteren Gattung mit den Kanonen unter freiem Himmel gehörte die Udema „Ingeborg". Zu der zweiten Gattung zählt die in der Zeichnung „Udema" dargestellte Udema „Thorborg". Länge 121 Fuß, Breite 29 Fuß und Tiefgang 8,5 Fuß. Die Armierung bestand aus 9 Zwölfpfündern in der Mitte des Decks oder der Kasematte, 2 Stück do. hinten, 2 Achtzehnpfündern als Jagd-Geschütze vorne, 2 Zwölfpfündern auf der Back, 24 Stück Nickhaken. Die Besatzung bestand aus 220 Mann. Die Takelage war Barktakelage ohne Ober-Bramraa, manchmal auch ohne Bramraa, wie die Skizze zeigt. Thorborg lief 1772 von Stapel

Die Turuma war etwas größer. Sie ist ein vollständiges Batterieschiff mit gedeckter Batterie und wird vom Oberdeck aus gerudert. Die Nebenskizze „Ruderbank. einer Turuma"*) zeigt, wie dieselbe auf Oberdeck angeordnet war. Unsere Zeichnung zeigt als Typ einer Turuma den „Lodbrog", 1771 von Stapel gelaufen. Länge 126 Fuß, Breite

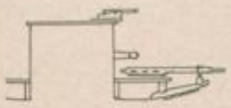
*) Wendet man diese Ruderbank auf die altgriechischen und römischen Schiffe bei der Weberschen Theorie an, so würde die alte Einteilung der Ruder beibehalten werden können, denn der Thranit I sitzt auch hier an höchster Stelle. Siehe auch Cybulski, wo wir dieselbe Ansicht vertreten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

13 Fuß und Tiefgang 11 Fuß. Armierung: 24 Achtzehnpfünder in der Batterie, 4 do. vorne in zwei Etagen übereinander und 24 Nickhaken. Besatzung 250 Mann.

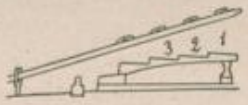
Die Hemmema erreichte noch größere Dimensionen und führte die Riemen in der Batterie, je zwei zwischen zwei Geschützen. Unsere Zeichnung entspricht der Hemmema „Styrbiörn" von 1789. Länge 146 Fuß, Breite 36 Fuß und Tiefgang 10 Fuß. Die Armierung bestand aus 22 Sechsunddreißigpfündern in der gedeckten Batterie. Sie hatte im Ganzen 20 Paar Riemen.

Es zeigte sich, daß diese großen galeassenartigen Ruderfahrzeuge mit schwerer Takelage nicht beweglich genug für das Gefecht in den engen Schären-Gewässern waren. Von der Galeere ging man deshalb auf kleinere Fahrzeuge über, und zwar zu einem Typus, der sich als Hauptschlachtschiff der Schärenflotte erweisen sollte. Dies war die Ruderkanonen-Schaluppe, welche wir im Text kurzweg als „Kanonen-Schaluppe" oder „Schaluppe" bezeichnen. Dieselbe war 74,6 Fuß lang, hatte eine Breite von 15,6 Fuß, wurde durch 14 Paar Riemen bewegt und hatte eine Takelage von 2 Pfahlmasten mit dreieckigen Segeln. Statt dieser wurden auch einfache Raasegel verwendet. Im Gefecht konnten die Masten



Querschnitt der Udema

Takelage der großen galeassenartigen Schärenfahrzeuge




Ruderbank einer Turuma

niedergelegt werden. Im Bug und Heck wurden 2 Vierundzwanzigpfünder geführt. Sie standen versenkt im Schiffe. Zum Feuern wurden die mit a und b bezeichneten Vorsatzstücke der Bordwand entfernt. Vorne führten die Schaluppen noch zwei Nickhaken. Ein zweiter kleinerer Typus, der oft genannt wird, war die Ruderkanonen-Jolle. Sie war noch kleiner wie die Schaluppe und führte nur ein schweres Geschütz. Hinter dem Geschützstand war das Deck bis zum Hintersteven so niedrig, daß es kaum über Wasser lag. Das Geschütz war so eingelagert, daß das Schiff selber den Rückstoß beim Feuern aufnahm. Die Takelage wurde auch hier im Gefecht niedergelegt. In die Kategorie kleinerer Fahrzeuge gehört auch die Halbgaleere. Sie war leichter armiert wie die Vollgaleere und führte meistens nur einen niederlegbaren Mast.

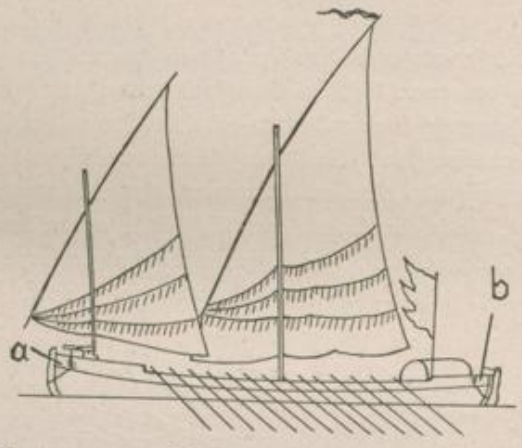
Die Mörserbarkassen waren große Ruderboote mit einem Mast, welcher niedergelegt werden konnte. Auf einer Bettung inmitten des Fahrzeuges stand ein schwerer Mörser. Außerdem führte diese Barkasse noch 4 Nickhaken.

Kanonen-Barkassen oder Schoner-Barkassen sind große Ruderboote mit Schonertakelage. Sie waren 44 Fuß lang, 12 Fuß 3 Zoll breit und gingen 3 Fuß 3 Zoll tief. Ihre Armierung bestand aus einer schweren Kanone hinten und 16 Nickhaken.

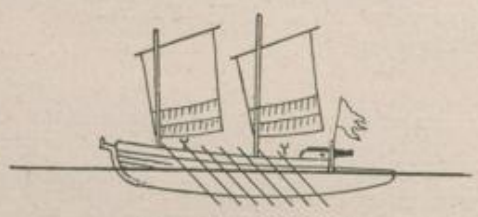
Die oft erwähnte Bombardier-Galiote, schwedisch auch „Bombkits" genannt, und von 1700—1780 viel in Gebrauch, war ein kleineres Fahrzeug mit einem Mast. Als Armierung führte sie zwei Mörser.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

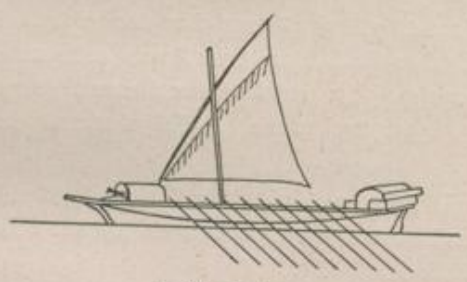
Zum Schluß unserer Serie geben wir noch das Bild einer Yacht, welche als Depeschenboot benutzt wurde und eine unverhältnismäßig hohe Takelage hatte. Die Geschützprähme und schwimmenden Batterien, die in den Gefechten vorkamen, waren entweder rasierte Hochseeschiffe oder einfache eckige Prähme, meistens gedeckt mit zum Teil über Bank feuernden Geschützen. Zu erwähnen wären endlich noch jene oft genannten Fahrzeuge, welche „Schebecken" heißen. Ihr Typus ist jedoch ein sehr verschiedenartiger gewesen, so daß wir hier nicht näher darauf eingehen können. Die meisten der hier angeführten Schiffstypen sind in den Modellkammern zu Karlskrona und Stockholm direkt nach den Modellen von uns studiert worden.*)



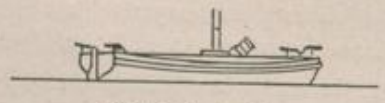

Ruderkanonen-Schaluppe, Hauptschlachtschiff der Schärenflotte



Ruderkanonen-Jolle



Halb-Galeere



Mörserbarkasse
Die kleinen Fahrzeuge der Schärenflotte

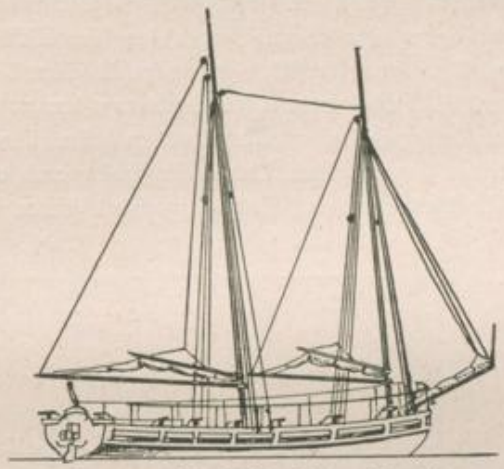
Die Kämpfe auf hoher See spielten sich in dem Rahmen der alten Lineartaktik ab. Bei den Kämpfen der Schärenflotten bleibt der Vorteil stets auf Seiten der leichten und beweglichen Fahrzeuge, sie sind der ausschlaggebende Teil.

Aus dem Kriege, welchen Gustav III. gegen Rußland von 1788 an führte, um die verlorenen Ostseeprovinzen wieder zu erlangen, greifen wir den Durchbruch bei Wiborg und die Schlacht bei Svenskſund heraus. Die Schlachten der Hochseeflotte, wie z. B. den Kampf bei Hogland, auch die unglückliche Affäre von Reval lassen wir außer acht, aus Mangel an Raum. Ebenso müssen wir darauf verzichten, die erste Schlacht der Schärenflotten bei Svenskſund am 24. August 1789 zu schildern. Der Ausgang derselben war nicht günstig für die Schweden, obgleich sie hartnäckig und tapfer der Übermacht stand hielten. Wir müssen hier mit dem Jahre 1790 einsetzen. Die schwedische Hochseeflotte war am 30. April in See

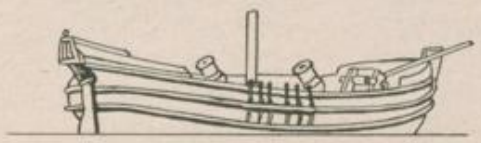
*) Eine Anzahl großer Zeichnungen nach diesen Modellen sind dem Institut für Meereskunde überwiesen worden. In dem Marine-Museum werden dieselben wohl dem Publikum zur Ansicht zugänglich gemacht werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

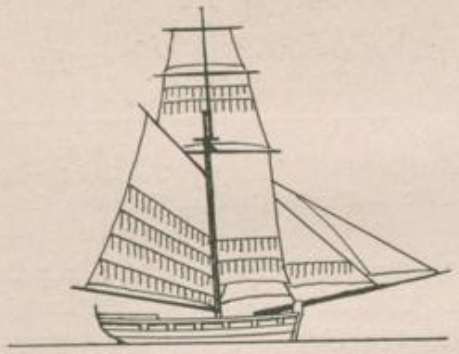
gegangen und hatte sich in den finnischen Meerbusen begeben. Die russische Flotte war in zwei Teile getrennt. Den in Reval befindlichen Teil hatten die Schweden ohne Resultat angegriffen. Als aus Kronstadt der zweite und stärkere Teil der russischen Hochseeflotte auslief, war es die Aufgabe der schwedischen Flotte, eine Vereinigung beider zu verhindern, weil sonst die Übermacht auf seiten der Russen gewesen wäre. Dies gelang jedoch den Schweden nicht, und sie wurden in die Bucht von Wiborg gedrängt. Hier befand sich König Gustav mit der Schärenflotte, nachdem er vergeblich Frederikshamn zu erobern versucht hatte. Die russische Hochseeflotte schloß hiernach die schwedische vollständig ein, und während die schwedische bei A,A,A rangiert zu Anker lag, ankerte bis zum 7. Juni die russische bei BB. Vom 9.—19. Juni legte sie sich noch näher heran nach CC, und vom 20. Juni bis 3. Juli nahm sie ihre letzte Aufstellung in DD. Außerdem sammelten die Russen zwei starke Geschwader von Schärenfahrzeugen. Das eine, von Kronstadt kommend, bestand aus 7 Fregatten, 6 Schebecken, 7 schwimmenden Batterien, 3 Geschützprähmen, 5 Bombenfahrzeugen und 57 Galeeren, Schaluppen ꝛc. Unter dem Kommando des Prinzen von Nassau ankerte dasselbe in der Umajokibucht GG. Das andere kam von Wiborg und stellte sich im Trängsund (O,O) auf. Dieses letztere Geschwader wurde am 12. Juni erfolglos von 100 schwedischen Kanonenschaluppen, 12 Galeeren und 4 Fregatten unter Befehl des Königs (EE) angegriffen. Vom 20. Juni legte sich dieser Teil der Schärenflotte alsdann von EE nach F in den Birkensund, mit einem Detachement bei $F^1$ in der engen Einfahrt hierselbst. Am 29. Juni wurde $F^1$ von dem Prinzen von Nassau von GG aus angegriffen und ein Stück zurückgedrängt. Die Situation für die Schweden war eine fast verzweifelte geworden. Fast einen Monat lang wehte der Wind aus einer so ungünstigen Richtung, daß kein Versuch zum Auslaufen möglich war. Proviant und Trinkwasser wurden knapp. Selbst der König mußte mit den einfachsten Mahlzeiten vorlieb



Kanonen-Barkasse (Schoner-Barkasse

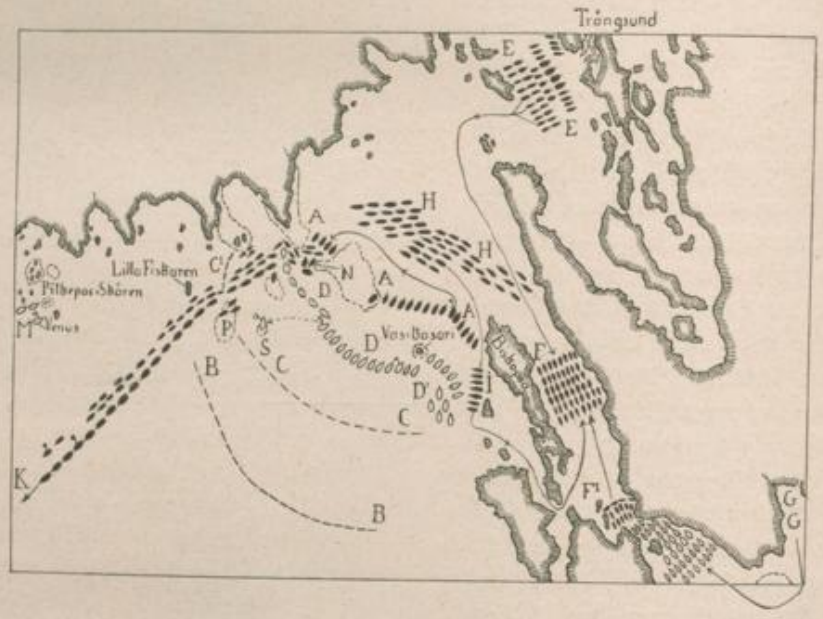


Bombardier-Galiote



Yacht (Depeschenboot)
Andere Fahrzeuge, welche mit der Schärenflotte zusammen oft genannt werden

nehmen. Aus ritterlicher Kourtoisie schickte ihm der russische General Soltikoff von Wiborg aus jeden Tag ein kleines Faß — Wasser. Auf dem russischen Flaggschiff brachte man bereits die Kajüte in Ordnung, in welcher der König nach seiner Gefangennahme nach Petersburg gebracht werden sollte. Russischerseits war man seiner Sache gewiß. Man plante hier einen gewaltigen Angriff gegen die schwedische Schärenflotte zuerst zu machen und dann nach Vernichtung derselben gemeinschaftlich über die Hochseeflotte herzufallen. Auch traf man bereits Übereinkommen über Verteilung der zu erwartenden Prisengelder. Der schwedische Bär, dessen Fell also verteilt werden sollte, überlegte seinerseits, wie er wohl aus der Klemme herauskommen könne. Es fehlte auch nicht an abenteuerlichen Plänen — man wolle landen und auf Petersburg losmaschieren ꝛc. Zuletzt einigte man sich im Kriegsrat




Der Durchbruch bei Wiborg
N = Brander Postiljon, Linienschiff, Enigheten und Fregatte Zemire in Flammen

auf den Vorschlag des vielgewandten Leutnant Klint einzugehen, und auf dem äußersten linken Flügel der Russen bei eintretendem günstigen Wind den Durchbruch zu versuchen. Die schwedische Flotte traf hierzu ihre Vorbereitungen, und am 2. Juli — endlich! — ging der Wind herum auf ONO. Um des Feindes Aufmerksamkeit abzulenken, wurde in der Nacht der Oberstleutenant Törning mit 4 Divisionen Kanonenschaluppen*) nach dem äußersten rechten Flügel $D^1$ der russischen Hochseeflotte geschickt um gegen denselben einen Scheinangriff zu machen. Bei HH zogen sich alle Schären und Transportfahrzeuge allmählich zusammen, in Erwartung des großen Moments. Nachts um 2 Uhr donnerten Törnings Kanonen plötzlich gegen die hierliegenden 4 russischen Linienschiffe und die ihnen zugeteilte Fregatte. Bis 3 Uhr krachte Schuß auf Schuß, dann trat eine Pause ein und von $^1/_2 4$

*) Statt „Division Kanonenschaluppen" sagte man damals bereits „Bataillon Kan.-Schal.".

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Uhr bis $^1/_2$5 Uhr begann die Kanonade von neuem. Längs des westlichen Strandes von Biskopsö zog sich dann Törning von I aus auf die Hauptmacht der schwedischen Schärenflotte zurück. Um $^1/_2$4 Uhr hatte Gustav III. sich an Bord des Flaggschiffes der Hochseeflotte begeben, um Abschied von seinem Bruder, dem Herzog Karl zu nehmen — gewiß für beide ein sehr ernster Augenblick. Der König begab sich hiernach auf eine Ruderkanonen-Schaluppe und um 6 Uhr traten die schwedischen Flotten den gefährlichen Gang an. Das Leitschiff der schwedischen Flotte war „Dristigheten", kommandiert von dem Oberstleutnant af Puke. Als Leitschiff für die Schärenflotte fungierte die Hemmema „Styrbjörn", unter Kommando des Oberstleutnants von Stedingk. Der tapfere Leutenant Klint, ein damals noch sehr junger Mann, übernahm die Dienste eines Lotsen. Beide Leitschiffe segelten nebeneinander. Von den 5 russischen Linienschiffen ꝛc. des russischen linken Flügels, ließ man 3 an BB Seite und 2 nebst 1 Fregatte an Steuerbord. Alle diese Schiffe lagen dicht aufgeschlossen, doch fanden die Schweden Platz genug um dazwischen durchzusegeln. Zuerst erhielten sie beim Herankommen kräftiges Feuer von diesen russischen Schiffen. Im Passieren wurden dieselben jedoch mit einer geradezu fürchterlichen Wirkung von den Schweden „längsschiffs" beschossen, d. h. entiliert. Jedes dieser russischen Schiffe hatte etwa 700 Mann Besatzung. Davon blieben nur 40—60 Mann von der Besatzung je eines Schiffes übrig: das Blut rann aus den Speigatten herunter und die Schiffe strichen schließlich die Flagge. Bei C[1] lagen noch 5 russische Fregatten, welche zu passieren waren, doch that deren Feuer nur geringen Schaden, besonders da auch gewaltiger Pulverqualm das Zielen erschwerte. Neben der Hochseeflotte steuerte die Schärenflotte unter geringem Verlust gleichfalls in See heraus, beide also in der Richtung des Pfeiles. Der König sowohl wie sein Bruder kamen in Gefahr erschossen zu werden. Den Herzog verwundete eine Kugel am Arm, auf der Schaluppe des Königs wurde die königliche Flagge heruntergeschossen und eine Kugel riß einem Ruderer beide Hände weg. Später ging der König auf die Yacht Colding. Damit kam er abermals ins Gedränge, als die bei Pitkepaß liegenden russischen Fregatten (M) ins Gefecht eingriffen. Die Fregatte Venus war nahe daran gewesen den König zu fangen. Die Spitze und der größte Teil der Schwedenflotten hatten glücklich die freie See erreicht, als sich am Ende ihrer Linie ein trauriger Unfall ereignete. Der schwedische Brander Postiljon wurde so ungeschickt geführt, daß er das schwedische Linienschiff „Enigheten" und die Fregatte „Zemire" in Brand setzte. Beide flogen auf, und durch die entstehende Verwirrung gerieten noch 3 Linienschiffe, 2 Fregatten, 1 Schoner und 2 Galeeren der Schweden auf den Strand. Zum Glück für die Schweden waren die Russen vollständig überrascht und zuerst ratlos. Vom westlichen Flügel aus versuchten 3 Linienschiffe die Schiffe der Durchbruchsstelle zu verstärken, doch rannte eines davon auf den Grund (S), während bei P allerdings auch einige schwedische Schiffe von demselben Schicksal betroffen wurden. Erst um 10 Uhr war ein Teil der russischen Flotte Anker aufgekommen, aber um 12 Uhr erst waren auch die letzten Schiffe ihrer Hochseeflotte unter Segel gelangt. Im Kielwasser folgten die Russen alsdann den Schweden, wobei ihnen noch einzelne Schiffe zur Beute wurden, doch gelangte die Hauptmasse der Schweden nach Sveaborg in Sicherheit. Ihr Verlust war freilich ein sehr großer: 7 Linienschiffe, 3 Fregatten und etwa 4000 Mann. Bis zu dem Ende des Krieges blieb die schwedische Hochseeflotte in Sveaborg blockiert. Der Russen Verlust muß gleichfalls ein sehr hoher gewesen sein. Die Schärenflotte vereinigte sich unter dem Befehl des Königs in Svenskſund und hatte am 9. Juli eine Stärke von 5 Turumas, Hemmemas und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Udemas, 16 Galeeren, 1 Kutterlbrigg, 116 Kanonenschaluppen, 30 Kanonenjollen, 12 Kanonenbarkassen, 6 Mörserschaluppen, wozu noch die Yachten Amphion und Amadis sowie eine Anzahl von Kranken- und Transportschiffen kamen. Die russische Schärenflotte hatte ihrerseits gleichfalls die schwedische verfolgt, hatte aber nicht den gehörigen Nachdruck dabei angewendet. Erst am 8. Juli zeigte sie sich unter Befehl des Prinzen von Nassau vor Svenskſund. An Schiffen war sie den Schweden überlegen, indem sie aus 8 Fregatten, 6 Schebecken, 22 Voll- und 8 Halbgaleeren, 2 Briggs, 14 Gallioten, 16 Kuttern und Mörserfahrzeugen, 3 schwimmenden Batterien und 80 Kanonenschaluppen bestand. In voller Siegesgewißheit hatte der Prinz von Nassau den 3. Juli zum Angriff bestimmt, weil dies der Jahrestag der Krönung der Kaiserin Katharina war. Die Schweden waren jedoch so unhöflich, sich nicht schlagen zu lassen, sie brachten im Gegenteil dem Prinzen eine schwere Niederlage bei, die entscheidendste in dem ganzen Kriege. Das mag manchen wundern, daß sie wenige Tage nach dem furchtbaren und verlustreichen Kampf bei Wiborg bereits wieder so tapfer auf dem Kampfplatze waren. Man darf aber nicht vergessen, daß der Durchbruch von Wiborg eine Waffenthat ersten Ranges war, und daß noch heute der Tag von Wiborg von den Schweden als glorreichster Tag der Flotte angesehen wird. Wir können ihnen hierin nur beipflichten und unterlassen den Thatsachen gegenüber jede Kritik. Sie könnte sich doch nur mit den Fragen befassen, was hier oder dort „hätte" geschehen können, also mit Kombinationen. Die einfache Thatsache bleibt jedoch bestehen, daß die Schweden „durch"kamen, in allerehrenvollster Weise — und dazu kann man ihnen nur Glück wünschen. In der zweiten Schlacht bei Svenskſund, diesem unvergänglichen Ruhmesblatt in der Geschichte unserer nordischen Stammesbrüder, hatten die Schweden eine ähnliche Stellung eingenommen, wie in der ersten. Etwas, worauf wir gleich aufmerksam machen wollen, war die Überlegenheit der Schweden an Kanonenschaluppen, während sie weniger große Schiffe hatten wie die Russen. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die großen Schärenschiffe nicht ausschlaggebend waren, während die Ruderschaluppe sich thatsächlich als das brauchbarste Schlachtschiff der Schärenflotte bewährt hat. Das Centrum der Schweden bestand aus den schweren Schiffen (AA), quer über das Fahrwasser vertäut. Auf dem rechten Flügel schlossen sich in einem Haken (BB) 60 Kanonenschaluppen und Jollen an. Den linken Flügel der Schweden bildeten 51 Kanonenschaluppen und Jollen (CC). Bei D lagen 6 Mörserfahrzeuge. Weiter nordwärts befanden sich Reserven, zum Teil dazu bestimmt, bei EE den Rücken der Hauptstellung zu decken. Bei F lagen eine Anzahl von Kanonenbarkassen, wovon nach GG einige detachiert waren, um das Fahrwasser östlich von dem Svenskſund zu bewachen. Bei I hielt sich König Gustav III. auf einer Schaluppe auf. Die Russen nahmen den Schweden gegenüber eine ähnliche Stellung ein. Die schweren Schiffe bildeten das Centrum KK. Hüben und drüben hatte man die Zwischenräume der schweren Schiffe durch kleine Fahrzeuge geschlossen. Der linke und rechte

Schlacht bei Svenskſund II

russische Flügel LL bestand aus 26 Galeeren und 80 Halbgaleeren ꝛc. Auf den ersten Blick sieht man, daß die Stellung des schwedischen Flügels BB eine sehr günstige war, indem seine Kugeln das russische Centrum geradezu enfilieren mußten. Die ganze schwedische Aufstellung umfaßte hiermit koncentrisch die russische. Bei leichtem SW-Wind hatte der Prinz von Nassau seine Stellung eingenommen und um $^1/_2$10 Uhr begann das allgemeine Feuergefecht. Nach zweistündigem Kampf wurde der linke russische Flügel zum Rückzug gezwungen, und von BB aus verfolgten die Schweden denselben unter Führung des tapferen Oberstleutenant Törning. Dann wurde dieser russische Flügel verstärkt und rückte mit dem zunehmenden und für ihn günstigen Wind von neuem gegen die Schweden vor. Noch vor 4 Uhr trat jedoch bei den Russen hier große Unordnung ein, sie erlitten starke Verluste und mußten abermals weichen. Inzwischen wurde sowohl von der Mitte, als dem linken Flügel der Schweden ein lebhaftes Feuer unterhalten; namentlich thaten die Kanonenschaluppen Hjelmstjernas (linker Flügel CC) den Russen großen Schaden, so daß alle leichteren Fahrzeuge der letzteren, die rudern konnten, ihre Rettung in der Flucht suchten. Die schweren russischen Fahrzeuge unterhielten das Feuer bis 10 Uhr abends — in dieser Breite also noch tageshelle Zeit — und suchten nun ebenfalls unter Segel zu kommen. Nun machte sich aber der sehr stark gewordene Wind, sowie der zerschossene Zustand der Takelagen geltend. Es trat unter den Schiffen Verwirrung und Gedränge ein, sie wurden gegen das Land getrieben, stießen zusammen und wurden von den Wind in ihrem manövrierunfähigen Zustand auf die schwedische Linie gedrängt. Hier mußten sie sich ergeben, doch die nun eintretende Dunkelheit hinderte die Schweden daran, sie in Besitz zu nehmen. Am folgenden Morgen herrschte Nebel. Als derselbe um 9 Uhr sank, suchten mehrere russische Schiffe zu entkommen und 1 Fregatte, die sich vom Lande ab wieder an den Wind gearbeitet hatte, suchte sich zu verteidigen. Die schwedischen Kanonenschaluppen zwangen sie die Flagge zu streichen. Verschiedene gestrandete russische Fahrzeuge wurden von ihren eigenen Besatzungen in Brand gesteckt. Um 10 Uhr vormittags hörte das Feuer auf — die Schlacht war zu Ende.

Die Schweden hatten 1 Udema und 3 Kanonenschaluppen, sowie an Toten 3 Offiziere, 9 Unteroffiziere und 162 Mann, an Verwundeten 12 Offiziere, 7 Unteroffiziere und 104 Mann verloren. Die Russen dagegen verloren 53 größere und kleinere Fahrzeuge, nämlich: 5 Fregatten, 10 Galeeren, 1 Hemmema, 3 Schebecken, 1 Brigg, 9 Galioten, 1 Kajt, 2 Kutter, 6 Mörserfahrzeuge, 2 schwimmende Batterien, 3 Kanonenschaluppen, 1 Halbgaleere und 3 Chefsfahrzeuge. An Toten und Verwundeten verloren die Russen über 3000 Mann, gefangen wurden 279 Offiziere und 6200 Mann. Der Prinz von Nassau entkam nur mit knapper Not. Genau so, wie im vergangenen Jahre an dieser Stelle war der Verlust des besiegten Teiles unverhältnismäßig hoch, was sicherlich seinen Grund in der Unbeholfenheit der schweren Fahrzeuge hatte. Von diesen verloren die Russen 65%, während von den leichteren Fahrzeugen, welche ihre Takelage niederlegen konnten nur $5^2/_3$% eingebüßt wurden. Es macht auf uns den Eindruck, als wenn die Schweden besser ihre Artillerie bedient hätten, wie die Russen. Die von dem Prinzen von Nassau gewählte Aufstellung finden wir fehlerhaft, da sie vollständigem Kreuzfeuer ausgesetzt war. Die Überlegenheit an kleinen Fahrzeugen hätte es ihm gestattet, den schwedischen Flügel BB allein und zuerst mit Erfolg anzugreifen.

Die Folge dieses Sieges war der Frieden von Weräle, abgeschlossen am 14. August

1790. In Stockholm erhebt sich vor der königlichen Werft ein schlichtes Denkmal, welches den Sieg bei Svenskſund verherrlicht, und zwar in Gestalt eines Runensteines. Eine Ansicht dieses echt nordischen Denkzeichens, wird dem Leser zum Schluß nicht unwillkommen sein.

Runenstein zum Gedächtnis des Sieges bei Svenskſund
Stockholm

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Die Zeit der Dampfschiffe

## 10. Raddampfer und Krimkrieg

Mit dem Beginne des 19. Jahrhunderts trat auf allen Gebieten des Seekriegswesens eine vollständige Revolution, wenn auch nicht plötzlich, so doch langsam fortschreitend ein. Die Segelkriegsschiffe waren stets vom Winde abhängig. Mitten im Siege entzieht oft ein Windwechsel dem Admiral alle Vorteile. Nur eine hochausgebildete Manövrierkunst konnte Erfolge erzwingen, Nachteile abwenden. Dazu war es notwendig, jedem einzelnen Schiff höchste Manövrierfähigkeit zu geben. Der Schiffbau strengte sich an, das hierfür günstigste Verhältnis zwischen Länge und Breite der Schiffe zu finden. Der Seemann richtete sein Augenmerk auf die Takelage. Dieselbe mußte handig und sicher sein. Der Segeldruck der einzelnen Masten mußte ein leichtes Drehen und Wenden ermöglichen. Vorne aus dem Bug heraus ragt weit vorspringend das Bugspriet vor. War dieses Bugspriet mit seinen Verlängerungen durch Taustützen gesichert, so mußten alle daran gesetzten Segel, die sogen. Vorsegel, darauf wirken, den Bug des Schiffes schnell von der Windrichtung abzudrehen und das Schiff zum „Abfallen" zu bringen. Die Bugspriet-Gegend ist demnach diejenige, wo der Takler sein Gehirn anstrengen mußte, um Verbesserungen zur ersinnen. Hinten war dies nicht nötig. Die dem „Abfallen" entgegengesetzte Bewegung, das „Anluven", wurde bereits durch die ganze Bauart des Schiffes erleichtert. Das Bugspriet ist deshalb die Stelle, wo die Entwicklung der Takelage hauptsächlich vor sich ging. Hier kann man bei gut und zuverlässig gearbeiteten Modellen und Bildwerken den ganzen Weg ablesen, welcher durch Jahrhunderte hindurch gewandert wurde. Mit möglichst wenigen Mitteln wollen wir dies klar zu machen versuchen. Die Zeichnung des Henry Grâce à Dieu 1513 zeigt uns das Bugspriet a als einfachen losen Baum. Die Richtung des Pfeils b giebt an, nach welcher Richtung hin Stütztaue notwendig gewesen wären, um dem Baum Halt zu geben. Diese Taue fehlen. Deshalb findet der Fockmast gleichfalls keine Stütze nach vorne mit dem Tauwerk, welches er nach dem Bugspriet entsendet. Der Great Harry von 1555 zeigt fast noch dieselbe Einrichtung. Nur ist das Bugspriet (a) kürzer. Die nach demselben fahrenden Stagen des Fockmastes (cc) haben keine Stütze nach unten zu, siehe Pfeilrichtung b. Die Blindraa d ist da angebracht, wo etwa das Fockstag auf dem Bugspriet sitzen müßte. An derselben wurde gleichfalls eine Segel geführt. Ein Jahrhundert später zeigt uns 1637



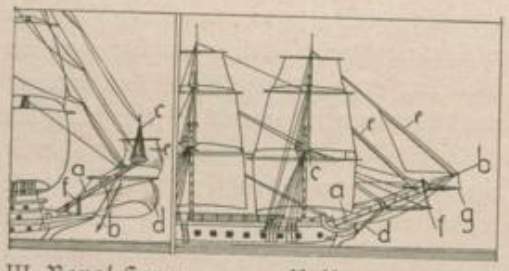
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

der Royal Sovereign das charakteristische Bild der Schiffe des 17. Jahrhunderts. Das Bugspriet a trägt an seinem Ende einen Mars und einen fast senkrecht aufstrebenden kleinen Mast c. An demselben wurde ein Bramsegel e gefahren und am Bugspriet selbst die „Blinde" (das Segel d an der Blindrahe). Bei f mögen starke Ketten und Taulaschungen zwar das Bugspriet gehalten haben, aber in der Pfeilrichtung b fehlte jeder Halt. Alle Stagen des Fockmastes, der kleine Mast c fanden ihren einzigen Halt nur im Holz des Bugspriets. Brach bei schlechtem Wetter dieses Holz entzwei, dann war der Fockmast meistens gleichfalls dem Untergang geweiht. Mit ihm stürzte aber auch alles, was an Stengen der anderen Masten sein Halt an ihm, dem Fockmast hatte. Nur allzuhäufig lesen wir deshalb von dem Verlust ganzer Takelagen in der damaligen Zeit. Die Fregatte Bellona 1782 zeigt dagegen einen bedeutenden Fortschritt. Der kleine Mast auf dem Bugspriet ist verschwunden. Statt dessen sehen wir einen Klüverbaum b als Verlängerung des Bugspriets a eingeführt. Die Stagen ee der Vorstengen finden noch keinen Halt nach unten. Die Fockstagen e werden jedoch durch die Wasserstagen d gestützt und diese fahren also in der Pfeilrichtung b oben. Diese Gruppe der Wasserstagen hat sich demnach im Verlaufe des 17. und Anfaug des 18. Jahrhunderts ausgebildet. Unsere Zeichnung zeigt bereits zwei Wasserstagen. An Bugspriet und Klüverbaum sind zwei Blindraaen f und g zum Führen von Segeln vorhanden. Auch dreieckige Vorsegel werden bereits geführt. Vollkommenheit tritt erst in der modernen Takelage ein. Das Bugspriet (a) wird durch den Klüverbaum (b) verlängert und außerdem durch den Außenklüverbaum c. Neu hinzugetreten ist außerdem der Stampfstock d. Die Stagen h und i fahren über und durch denselben nach dem Schiffsrumpf. Ebenso die Leiter der Vorsegel k und l — wir bezeichnen dieselben nicht besonders und lassen auch andere noch zu erwähnende Stütztaue fort, weil wir nicht gerne durch zuviel Tauwerk und Buchstaben verwirren wollen. Das Vorstengestag g, zugleich Leiter für das Segel m, fährt nach dem Bugspriet a. Dahinter kommen die Fockstagen f nach dem Bugspriet. Ihnen begegnen an demselben die bis auf drei vermehrten Wasserstagen o. Über und durch den Stampfstock d fahren ähnliche Stütztaue von Klüver und

I. Henry Grâceâ Dieu 1513



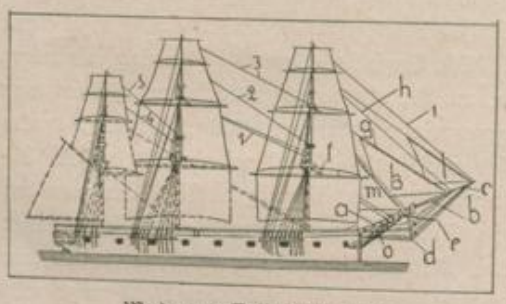
II. Great Harry 1555



III. Royal Sovereign 1637



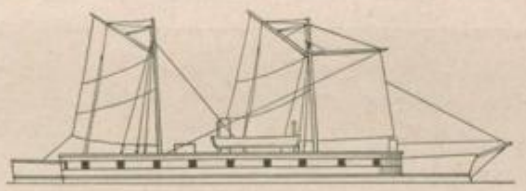
Bellona 1782



Moderne Takelage 1880

Außenklüverbaum, in der Zeichnung mit Pfeilen angedeutet und „Domger" genannt. An der Blindraa e wird kein Segel mehr gefahren. Dagegen wird ihre Spitze dazu benutzt, um den Bäumen b und c weit auseinander spreizende seitliche Stütztaue zu geben, welche „Backstagen" heißen. Auch das Bugspriet erhält in den Bugstagen ähnliche Seitenstützen. Wie wichtig diese starke Sicherung des Bugspriets ist, mag dem Leser daraus hervorgehen, daß die Stagen f g h und i direkt, die Stagen 1, 2, 3, 4 und 5 indirekt ihren Halt auf demselben finden. Der Verlust des Bugspriets gefährdet demnach fast die ganze Takelage, weil sie in den „Stagen" ihren Halt nach vorne hat.*) Die Vorsegel m, k und l (Stagsegel m, Klüver k und Außenklüver l) wirken nunmehr an langem und gutgesichertem Hebelarm auf das Abfallen des Schiffes vom Winde.

Was die Einführung des Dampfes anbelangt, so bedeutet sie die Unabhängigkeit des Kriegsschiffes von dem Winde. Es hat jedoch lange gedauert, ehe Rad und Schraube sich endgültigen Eingang verschaffen konnten. Schon 1545 waren in Barcelona Versuche gemacht worden. Dann waren 1769 James Watt und 1804 Fulton gefolgt. In Amerika hatte letzterer Erfolg, nachdem ihn Napoleon I. für „verrückt" erklärt hatte. Mit günstigem Resultat baute er 1807 den „Clermont", und 1815 wurde in den Vereinigten Staaten bereits die erste Raddampffregatte „Fulton" gebaut. In allen Staaten begann man darauf, Kriegsdampfer einzuführen, und zwar zunächst Fregatten, Korvetten und Avisos. Seit 1840 führte man die schon 1793 als Propeller vorgeschlagene Schraube ein. Die alte Linientaktik blieb vorläufig beibehalten.



Schwimmende Batterie Napoleons III.
Arrogante, Implacable, Opiniâtre

Im Jahre 1822 führte der französische General Paixhans die Bombenkanonen, d. h. das Granatfeuer, ein. Die Erfahrungen im Krimkrieg zeigten die verderbliche Wirkung derselben auf Holzschiffe. Dies führte zur Panzerung der Schiffe. Napoleons III. erster Versuch mit schwimmenden Panzerbatterien bewährte sich glänzend bei Kinburn 1855. Die erste gepanzerte Holzfregatte „Glorie" wurde 1860 in Frankreich, in demselben Jahre die erste Panzerfregatte (Eisenkonstruktion des Rumpfes) „Warrior" in England in Bau genommen. Das Gefecht auf der Rhede von Hampton zwischen dem „Monitor" und „Merrimac" war alsdann vollständig bahnbrechend. Der Kampf zwischen „Panzer" und „Geschütz" begann und brachte beiden hohe Vervollkommnung (Krupp) — zuletzt wurden überall gezogene Kanonen eingeführt.

Als neue Waffen tauchten Seeminen an Stelle der alten Brander auf. Schon 1801 machte Fulton Versuche mit unterseeischen Booten und geschleppten Torpedos, Catamarans genannt. Mit geringem Erfolg wurden letztere 1804 gegen die französische Flotte in Boulogne angewendet. General Paixhans machte 1811 Versuche mit Seeminen zu offensivem Zweck. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts wurden dann von allen Nationen Anwendungen von Minen und Torpedos gemacht. Seit einigen Jahrzehnten erzielt man sehr günstige Resultate mit dem Fischtorpedo.

*) Was in der Zeichnung punktiert angegeben ist, ist unabhängig vom Bugspriet.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Einführung des Dampfes hat eine Steigerung aller Schutz- und Trutzwaffen zur See hervorgerufen. Sie hat aber auch etwas außerordentlich Wohlthuendes geschaffen: sie ist es allein, welche dem Seeräuberunwesen das Genick brach. Wir bemerkten schon in früheren Kapiteln, daß der legale Kaper sehr oft nach Schluß eines Krieges sein Handwerk als gemeiner Seeräuber fortsetzte. Der Seegelwind war immer und umsonst zu haben. Die Kohlen kann man nur gegen Geld erhalten und an Orten, wo immer Hafenpolizei vorhanden ist, welche Ausweis über woher? und wohin? verlangt.

Bevor wir uns dem Krimkriege und dem ersten Auftreten der Panzerfahrzeuge zuwenden, wollen wir der Entstehung der russischen Flotte einige Worte widmen. Die Russen wandten sich sehr früh der Seefahrt zu und waren gefürchtete Seeräuber in den nordischen Gewässern. Oleg, der Nachfolger Ruriks, hat bereits einen gewissen Zug „nach Konstantinopel" gezeigt. Er zog damals schon im Jahre 941 mit 2000 Fahrzeugen und 80 000 Mann gen Byzanz, eroberte dasselbe, plünderte es aus, und kehrte dann allerdings zurück, ohne sich festzusetzen. Diesem Zug nach der Balkanhalbinsel sind die Russen bis auf den heutigen Tag treu geblieben. Der eigentliche Begründer der russischen Flotte, Peter der Große, entriß den Türken bereits Südrußland, setzte sich an der Ostsee fest und verdrängte zum Teil schon die Schweden aus den Ostseeprovinzen. Katharina II. that später gleichfalls sehr viel für die Flotte. Sowohl in der Ostsee, wie auch im schwarzen Meer, war ihre ansehnliche Flottenmacht in Thätigkeit. Katharina und ihre Nachfolger setzten auch hier die Tradition unablässigen Kampfes gegen den Halbmond fort. Aus diesen Kriegen wollen wir jedoch nur des Sieges von Tschesme 1770 und der Zerstörung der türkischen Flotte 1827 in Navarino Erwähnung thun.

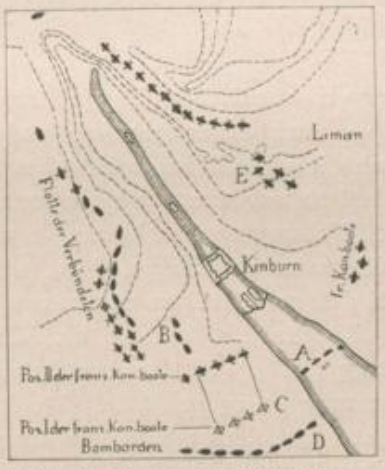
Beschießung von Sebastopol durch die Flotte der Verbündeten

Hier war die russische Flotte vereint mit der englischen und französischen über die türkische hergefallen. Der Krimkrieg ließ die Türkei mit England und Frankreich zusammen gegen Rußland auftreten. Am 30. November 1853 hatte die russische Flotte des schwarzen Meeres in der Bucht von Sinope eine türkische Flotte von 7 Fregatten, 3 Korvetten und 3 Raddampfern überrumpelt und zerstört. Dann kam sie nicht mehr in Aktion, sondern wurde in Sebastopol eingeschlossen, woselbst eine Anzahl Linienschiffe als Hafensperre versenkt wurden.

Am 17. Oktober 1854 sollte ein Angriff der vereinigten Flotten gegen die Südwerke von Sebastopol und zugleich ein Sturm auf die Festung vom Lande aus stattfinden. Der Plan kam jedoch nur teilweise zur Ausführung, indem der Landangriff nicht stattfand. Die verbündeten Flotten nahmen, wie der Plan zeigt, eine halbkreisförmige Stellung vor den Werken von Sebastopol ein. Aus 1100 Kanonen überschütteten sie mit einem Eisenhagel die 152 Geschütze des Vertheidigers. Von letzteren feuerten 105 ungedeckt über Bank. Die Schiffe blieben in ziemlich großer Entfernung und hatte jedes derselben einen Schleppdampfer bei sich. Später ankerten sie mit Heck- und Buganker. Gegen Abend wurde das Gefecht abgebrochen, nachdem die Schiffe starke Beschädigungen erlitten hatten. Der Verlust

der Engländer betrug 250 Mann. Die Russen sollen etwa 1000 Mann verloren haben, was wohl möglich ist, da ihre meisten Kanonen ungedeckt standen. Die an Bord einschlagenden Granaten sollen demoralisierend auf die Besatzungen gewirkt haben. Um so höheres Interesse bietet deshalb die Flottenaktion bei Kinburn. Sie ist die einzige, wo noch einmal die Seestreitmacht der Verbündeten zum Kampfe kam und hierbei traten die gepanzerten Batterien Napoleons III. in erfolgreiche Thätigkeit. Die Festung Kinburn liegt am Eingang in das Bug-Dnjepr-Haff. Ihr gegenüber liegt das Fort Nicolai. Dasselbe kommt jedoch nicht zur Geltung, weil das Fahrwasser dicht an Kinburn vorübergeht und deshalb nur von hier aus beherrscht wird. Fort Nicolai liegt zu weit ab. Die Werke von Kinburn waren Erdwerke mit teilweise aus Kasematten, teilweise über Bank feuernden Geschützen.

Von ihren 70 Kanonen waren 19 gegen See, 17 gegen das Haff und die übrigen gegen das Land schlagend. Außerdem waren noch 2 provisorische Batterien mit Sandbrustwehren vorhanden. In Summa kamen 16 russische Kanonen, höchstens 24-Pfünder bei dem Kampfe gegen die Schiffe in Rechnung. Der Angriff erfolgte von See aus mit 10 Linienschiffen, 14 Fregatten, einer Anzahl von Kanonenbooten und den 3 gepanzerten Batterien Napoleons. In Summa waren es 93 Schiffe und Fahrzeuge mit einem Landungskorps unter Bazaine. Am 14. Oktober 1855 kam diese Streitmacht überraschend vor Kinburn an. In der Nacht vom 14./15. wurden Truppen gelandet. Dieselben lagern bei A, verschanzen sich und schließen damit Kinburn ein. Am 15. begann der Kampf der Schiffe gegen die Werke um 2 Uhr und dauerte bis 9 Uhr abends. Auf große Distanz feuern 8 Kanonenboote auf die Verteidiger und demontieren 3 Geschütze. In der Nacht vom 16./17. wurde an Land die erste Parallele ausgehoben und 1 Batterie darin fertig gestellt. Am 16. war vorher die See so unruhig gewesen, daß von Bord aus nicht gefeuert werden konnte. Am 17. um 9 Uhr 30 Min. begann dagegen ein nachdrücklicher Geschützkampf. Die 3 Panzerboote lagen dabei 800 m südlich der Festung bei B. Dahinter bildeten einige Fregatten die zweite Linie. In dritter Linie feuerten 11 Kanonenboote fast über die Panzerboote weg (C). In vierter Linie lagen 13 Bombarden (D). Damit wirkten 100 Geschütze gegen 13 der Festung, so daß über die Hälfte der letzteren bald demontiert waren. Als das Geschützfeuer der Festung verstummt, gehen um 1 Uhr die Linienschiffe und Kanonenboote noch näher heran, auch von Land aus wird das Feuer aus der Batterie der Parallele eröffnet und um 1 Uhr fällt der letzte Schuß der Verteidigung, um 2 Uhr kapituliert Kinburn. Von 1440 Russen waren nur 80 außer Gefecht gesetzt, die Festung selbst war jedoch ein Trümmerhaufen.



Beschießung von Kinburn

Das Hauptfeuer hatten die Panzerboote ausgehalten. Eins davon war 80 mal getroffen ohne besondere Wirkung. Ein anderes verlor 11 Mann durch Schüsse in die Pforten. Der ganze Verlust der Verbündeten war sehr gering. Damit hatte sich die Idee der Schiffspanzerung Bahn gebrochen — die neueste Zeit der Seekriegsführung brach an. Später wurde die Ramme, der alte Sporn, wieder eingeführt.

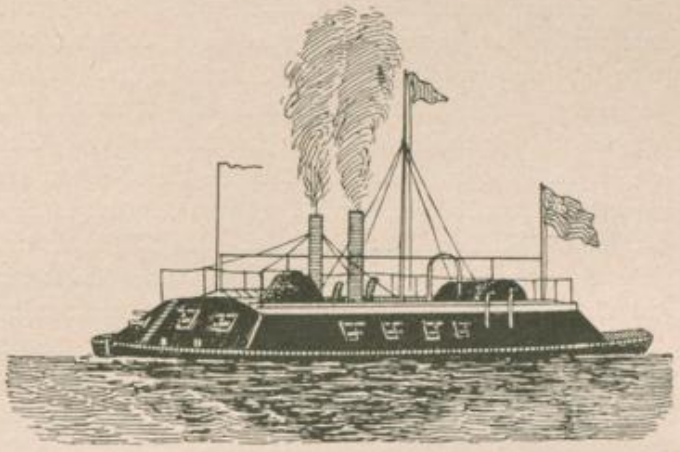
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# II. Sezessionskrieg und Paraguaykrieg

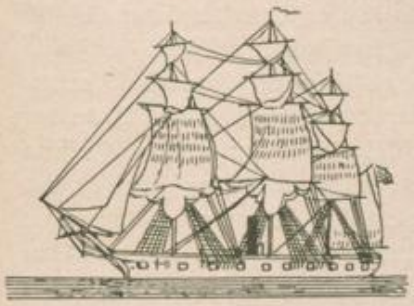
Der amerikanische Sezessionskrieg stellt an und für sich einen ganz eigenartigen Typus dar: Seiner Hauptsache nach ist er ein Landkrieg. Die Entscheidung in demselben wird jedoch durch ein vollständiges Unterbinden allen Verkehrs der Rebellenstaaten mit dem Ausland vorbereitet. Diese letzteren Staaten besaßen nur geringe Industrie. Schiffe und Schiffsdampfmaschinen konnten sie nur sehr langsam, teilweise ganz unvollkommen herstellen. Sie waren deshalb in Bezug auf ihre Flottengründung auf das Ausland angewiesen. Waffen und Munition mußten zum großen Teil auch von demselben bezogen werden. Als Zahlungsmittel verwendete der Süden seine reichen Baumwollenschätze. Der Norden besaß demgegenüber gut entwickelte Industrie. Er baute in unglaublich kurzer Zeit eine starke, teilweise gepanzerte Flotte. Die Einschließung des Sezessionsgebietes fand auf 4 Linien statt: Im Norden durch die Armee, im Osten durch die Blockadeflotte des atlantischen Ozeans, im Süden durch die Blockadeflotte des mexikanischen Golfes. Im Westen durch Beherrschung der Mississippilinie. Um diese zu erreichen, waren eine ganze Reihe von Kämpfen nötig: Von Süden aus drang die Unionsflotte über New-Orleans den Fluß herauf. Von Norden drangen Armee und Flotte nach Süden zur Vereinigung durch, wobei auch die Flüsse Cumberland und Tennessee als Operationslinien benutzt wurden. (Fort Henry und Fort Donelson.) Einzelnen Rebellenschiffen glückte es, die Blockade zu brechen. Als Kaper thaten sie dem Handel der Nordstaaten ungeheuren Schaden. Am ruchbarsten wurden die Thaten der in England angekauften Alabama. Die Nordstaaten waren zu Anfang des Krieges von Seestreitmitteln so gut wie entblößt, da fast alle Schiffe verräterischerweise ins Ausland gesandt waren. Die zur Hand befindlichen Schiffe zeigten folgende Typen: Segelfahrzeuge ältester Konstruktion, Raddampfer wie die Korvette Powhattan, Schraubenkorvetten (Sloops) wie Brooklyn. In Nord- und Südstaaten begann man sofort mit Neubau gepanzerter Schiffe, wie Merrimac und Monitor. Auf den Flüssen konnte man lange, schwersteuernde Schraubendampfer nicht gebrauchen. Man baute hierfür gepanzerte Raddampfer, wie das Flußkanonenboot Essex. Ein Paar ungepanzerte Flußkanonenboote, wie Taylor, waren in aller Eile vorher eingerichtet worden. Zum Rammen eingerichtet waren die Panzerboote, welche wie „Queen of the West", oder wie das Heckradflußkanonenboot „Ram" ausgesehen haben. Im See- und Flußkrieg kamen alle modernen Waffen des Seekriegs zur Anwendung, nämlich Geschütz, Ramme und Torpedo. Der Kampf zwischen Merrimac und Monitor war bahnbrechend für die Schiffspanzerung. Der Typ des Monitors

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

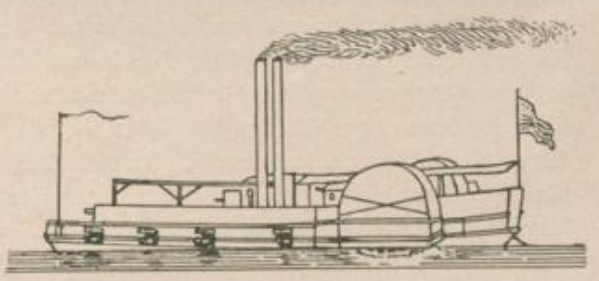
Powhattan



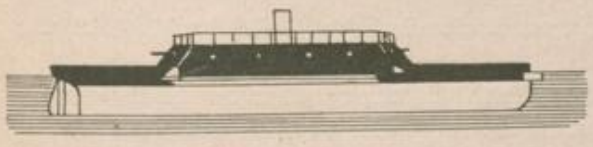
Gepanzertes Flußkanonenboot „Essex"



Sloop Brooklyn

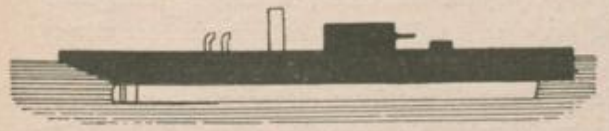


Flußkanonenboot „Taylor" (ungep.)



Merrimac

Heckradflußkanonenboot „Ram"



Manitor

Flußrammboot „Queen of the West"

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

wich sehr stark ab von den in England und Frankreich gebauten Panzerschiffen. Er zeigte nur wenige, sehr schwere Geschütze in einem Drehturm, während die europäischen Schiffe viele Kanonen in einer gepanzerten Batterie führten. Es wurden Geschütze und Handfeuerwaffen der allerverschiedensten Konstruktionen angewendet. Die Nordstaaten blieben jedoch lediglich bei glatten Kanonen allerschwersten Kalibers. Sie wollten damit keine Panzerplatten durchschlagen, sondern dieselben lediglich erschüttern um ihren Halt an der Bordwand zu lockern. An Seeleuten herrschte während des Krieges vielfach Mangel, so daß man zum Pressen von Matrosen schreiten mußte. Den Südstaaten muß man eine unglaublich grausame Behandlung gefangener und besiegter Unionssoldaten zur Last legen. Hierher gehören das Gemetzel in Fort Pillow und das Gefangenendepot zu Andersonville.

Als Beispiel eines Schiffsduells führen wir das denkwürdige Gefecht zwischen Merrimac und Monitor auf der Rhede von Hampton an. Die Union hatte seiner Zeit die Werft preisgegeben und sämtliche Schiffe durch Feuer zerstört. Die Fregatte Merrimac war nur bis zur Wasserlinie verbrannt und wurde mit intakter Maschine gehoben und zum Panzerschiff, wie Figur oben zeigt, umgebaut. Am 9. März 1862 kam Merrimac auf die Rhede von Hampton gedampft, bohrte mit dem Sporn die Fregatte Cumberland in den Grund und griff dann die Segelfregatte Congreß an. Diese slippte die Anker, ließ sich auf den Grund treiben und mußte nach kurzem Geschützkampf total zerschossen die Flagge streichen. Zwei andere Unionschiffe Roancke und Minnesota liefen auf Grund und feuerten auf große Entfernung. Nachts geht Merrimac nach Norfolk zurück und auf der Rhede von Hampton kommt der Monitor an. Am 9. früh erschien Merrimac wieder. Zwischen Monitor und Merrimac entspann sich dann ein dreistündiger wütender Kampf, Geschütz und Ramme waren dabei thätig und Merrimac mußte zuletzt das Feld räumen. Merrimac hatte 41 Treffer erhalten, war beinah in Brand geraten und verlor 27 Tote und Verwundete. Bei seinem Rammversuch hatte sich der Sporn verbogen. Es verlor 1 Anker und sämtliche Boote, der Panzer war verschoben, das Schiff leckte, Dampfrohr und Schornstein waren geknickt und die Mündungen zweier Kanonen waren abgeschossen. Der Monitor war 22 Mal getroffen ohne ernstliche Beschädigung. Er hatte nur 3 Verwundete, darunter den Kommandanten, Leutnant Worden, der durch einen Schuß gegen das Steuerhäuschen fast erblindete.

Das Eingreifen von Kriegsfahrzeugen in eine Landschlacht wird durch das folgende erläutert:

Zur Deckung der Eisenbahnlinie Memphis-Chattanoogo-Charlston hielten nördlich hiervon die Sezessionisten auf dem westlichen Kriegstheater die Linie Columbus-Bowling Green-Cumberland Gap mit den Forts Henry und Donelson. Fort Henry und auch das letztere wurden unter Mitwirkung der Flotte genommen. Hiernach war die Tenesseearmee weiter südwärts gerückt. Es kam noch einmal vor Erreichung von Corinth zum Kampf, das war in der Schlacht bei Shiloh am 6./7. April 1862. Die Unionisten waren hierbei aus ihrer weit ausgedehnten, noch ungeschlossenen Aufstellung a nach b zurückgedrängt worden. Ihr linker Flügel lehnte sich bei c an den Fluß, gedeckt durch eine davorliegende Schlucht. In blinder Wut stürmten die Sezessionisten gegen diese starke Stellung c an. Sie wurden mit einem rasenden Geschütz- und Gewehrfeuer empfangen. Vom Fluß her beschossen zwei unionistische Kanonenboote gleichzeitig die ganze Länge der Schlucht, dadurch den Ansturm in verderblichster Weise erschütternd. Unter schweren Verlusten wurden die

Sezessionisten geworfen. Die Nacht machte dem Kampf der Landtruppen ein Ende. Die beiden Kanonenboote, Taylor und Lexington, bewarfen jedoch während der Nacht das Vorterrain vor der Schlucht unausgesetzt mit Bomben. Die Wälder gerieten in Brand und verbreiteten neues Entsetzen bis eintretender Regen das Feuer löschte. Grant neu verstärkt ging am andern Tage siegreich wieder vor.

Die Forcierung von Fort Jackson und Fort Philipp im unteren Laufe des Mississippi und unterhalb New-Orleans gelegen, ferner die Forcierung von der Einfahrt in die Mobile-Bay zeigen uns die Flotte der Union im Kampfe mit Festungswerken, welch' letztere teilweise noch durch Kriegsfahrzeuge gedeckt und unterstützt werden. Der Kampf bei Fort Jackson wurde durch die Admirale Farraget und Porter lediglich mit Holzschiffen durchgeführt, bei Mobile hatte Farraget später eine Anzahl von Monitors zur Unterstützung.

Zur Aufbrechung des unteren Teils des Mississippi wurde hier der erste mächtige Hammerschlag ausgeführt. Die Karte giebt die Lage der Forts an. Fort Philipp hatte 51 K, Fort Jackson 75 K, bei Fort Philipp war der Strom durch 8 Fahrzeuge, durch Ketten verbunden, gesperrt. An Seestreitkräften war hierzu vorhanden: der Widder Manassas, die Louisiana (16 K), der Mac Rae (8 K) und noch 7 Dampfer mit zusammen 21 K. Die unionistische Division von Porter bestand aus 7 kleineren Fahrzeugen von 5—8 K, dazu 21 Schoner mit je einem 13zölligen Mörser versehen. Das Geschwader Farragets bestand aus: Vorhut-Cayuga (7), Pensacola (24), Mississippi (13), Oneida (10), Varuna (9), Katahdin (7), Kineo (6), Wissahickon (5), Mitte-Hartford (28) (Flaggschiff), Brooklyn (26), Richmond (24), Nachhut-Sciota (5), Iroquois (9), Kennebec (5), Pirola (5), Itasca (4), Winona (6). Das Passieren der Mississippi-Barre bereitete die ersten Schwierigkeiten. Hartford hat mehrere Tage nötig, um herüber zu kommen. Der Feind stört hierbei nicht! Wozu hatte er denn Schiffe mit Kanonen? Am 13. April 1862 ist die Flotte fertig zum Angriff vor den Forts: Die Schiffe schmutzig grau gestrichen mit Ketten, Kohlen und Sandsäcken gepanzert, Enternetze sind ausgespannt und die Decke weiß gekalkt, um bei Nacht etwas sehen zu können. Der Angriffsplan lautet: Die Mörserboote beginnen mit Bombardement, die Flotte passiert überraschend die Forts, durchbricht die Sperre und wirft sich auf die feindliche Flotte. Vor dem Bombardement wurden Ankerplätze für die Mörserboote ausgelotet, sowie das Fahrwasser vermessen. Die Sezessionisten störten auch diese Arbeiten nicht. Vom 16. an begannen die Mörserboote ihre Arbeit auf 2700 m. Am 17. gehen die Mörserboote näher heran. Zwei Brander der Sezessionisten verursachen keinen Schaden. Am 18. werden von 9 Uhr an bis abends 1400 Bomben in das Fort Jackson mit guter Wirkung geworfen. Bis zum 20. wurde das Feuer fortgesetzt, doch konnten die Sezessionisten

Shiloh

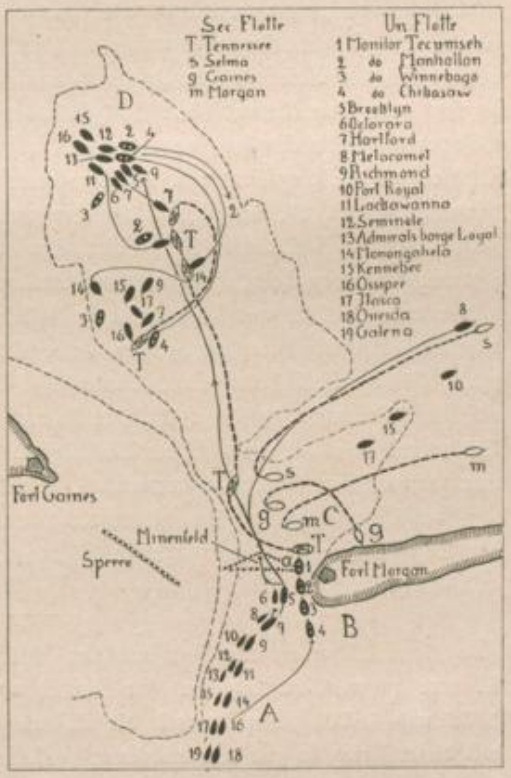
Fort Jackson und Fort Philip
a = Un Mörserboote

nachts die Werke ausbessern. Gegen die Sperre wird eine Expedition in der Nacht ausgesendet. Sie findet die Sperre unbewacht! Die zur Sprengung mitgebrachten Minen versagen, doch gelingt es, die Ketten auseinander zu schlagen. Die Munition der Mörserboote muß neu ergänzt werden, dann wird das Feuer bis zum 23. fortgesetzt, Fort Jackson feuerte bis jetzt unentwegt wieder. Morgens am 24. lichtet Farragut um 2 Uhr Anker, bei Nacht und Dunkelheit. In 3 Kolonnen sollte die Forcierung bewerkstelligt werden. Die eine unter Farragut sollte Fort Jackson passieren, die andere Fort Philip, die dritte, aus Kanonenbooten bestehend, hatte in der Mitte des Fahrwassers auf die hinter der Sperre liegenden Sezessionsfahrzeuge loszubrechen. In einer Stunde war die ganze Flotte in Bewegung. Porters Bombenboote waren dabei in heftigem Feuern begriffen, ein bei Fort Jackson brennender Holzstoß beleuchtete den Kampfplatz. Farragut bricht um 3 Uhr 45 Min. durch die Sperre, querab vom Fort seine Breitseite abgebend, um 4 Uhr 45 Min. hat die ganze Flotte, in derselben Weise feuernd, die Sperre passiert, ihr Kartätschhagel hat die Besatzung von den Wällen gejagt. Zuletzt entwickelte sich ein Schiffskampf einerseits und ein Kampf mit Fort Philip anderseits. In diesem Fort vertrieb das furchtbare Kartätschfeuer der Schiffe gleichfalls die Verteidiger von den Wällen. Über den Schiffskampf ist kaum eine Übersicht zu gewinnen. Manassas trieb ein Feuerfloß gegen die Hartford, diese beginnt, ans Ufer gedrängt, zu brennen, doch hört ihre Kanonade nicht einen Augenblick auf, während das Feuer gelöscht wird. Sie sprengt durch einen glücklichen Schuß einen zum Entern ankommenden Dampfer in die Luft, dann setzt Hartford den Weg an Fort Philip vorbei fort. Brooklyn verwickelt sich in einen Hulk der Sperre, wird stark beschossen, und Manassas sucht vergeblich ihr einen Rammstoß beizubringen. Beim Weiterfahren erhält auf kurze Distanz ein Sezessionsdampfer eine Breitseite von ihr, die ihn sofort in Flammen aufgehen läßt. Die Cayuga, schneller wie die nachfolgenden Schiffe, geriet eine Zeitlang allein unter die Sezessionsdampfer, wehrte aber deren Angriffe tapfer ab, drei gingen in Flammen auf, einer trieb mit explodiertem Kessel auf Grund. Varuna versuchte ein Panzerwidder zweimal vergeblich zu rammen, derselbe wurde durch drei achtzöllige Bomben unschädlich gemacht. Kurz darauf schoß die Varuna ein zweites Panzerboot der Sezessionisten in Brand. Sie war jedoch von der Ramme des letzteren so beschädigt, daß sie 15 Minuten später sank. Die sezessionistische Flotte wurde total vernichtet, auch Manassas, welcher, von den Breitseiten der Mississippi total durchbohrt, ans Ufer trieb und später angezündet wurde und in die Luft flog. Als es Tag geworden war, sammelten sich oberhalb Fort Philip 13 schlagfähige Schiffe um Farragut, damit dampfte er nach New-Orleans. Drei Fahrzeuge Farraguts, Itasca, Kennebec und Winona, waren nicht durchgekommen und hatten sich mit der Porterschen Division vereinigt. Porter setzte das Bombardement fort. Im Fort Jackson trat Meuterei und Fahnenflucht ein. Der Kommandant eröffnete deshalb Übergabeverhandlungen. Als er an Bord von Porters Flaggschiff die Kapitulation unterzeichnet hatte, erscholl vom Strom her eine erschütternde Detonation. Das letzte Schiff der Sezessionisten, die Louisiana, war brennend auf Porters Schiffe zugetrieben. Kurz bevor es dieselben erreicht hatte, flog es auf, ohne Schaden zu thun. Porter wußte um die nahende Gefahr, hatte aber kaltblütig unter Deck die Verhandlung zu Ende geführt.

Im Anschluß an die Meridian-Expedition forcierte im Jahre 1864 Farragut die Einfahrt der Mobile Bay Nr. 87. Die Bucht hat zwei Einfahrten. Die eine wird von den Forts Morgan und Gaines beherrscht. Die andere wird von Fort Powell verteidigt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Beide Einfahrten waren durch Sperren geschlossen, namentlich die erstere, die durch Seeminen bei Fort Morgan und durch Pfahlreihen ꝛc. bei Fort Gaines gesperrt war. Hinter Fort Morgan lagen 3 sezessionistische Kanonenbote, sowie das starke Widderschiff Tennessee unter Kommando des Admirals Buchanan. Wegen des Tennessee wartete Farragut mit seinem Angriff, bis er Monitors erhalten hatte. Im Juli trafen diese ein: Tecumseh, Manhattan, Winnebago und Chikasaw. Farragut ließ nun Fort Powell nur demonstrativ durch den Commodore Krafft angreifen. Er selbst rüstete sich dazu, an Fort Morgan vorbeizusteuern. Seine Schiffe reduzieren die Takelagen möglichst. Die Schiffe werden mit Ketten gepanzert. Die Stb.-Boote wurden entfernt, die Fort Morgan abgewendeten Boote unter die Regeling heruntergeführt. Dann ließ Farragut seine Schiffe zum Angriff sich paarweise zusammenkoppeln, nämlich Brooklyn mit der Octorara, Hartford (Flaggschiff Farraguts) mit dem Metacomet, Richmond mit der Port Royal, Lackawana mit Seminole, Monongahela mit Kennebec, Ossipee mit Itasca und Oneida mit Galena. Das Zusammenkoppeln hatte den Zweck, Unordnungen zu verhüten. Denn wenn ein Schiff havariert wurde, so konnte es das andere weiterschleppen, ohne daß dasselbe auf die Nachfolger lostrieb. In Kiellinie, wie A zeigt, rückte das Farragutsche Holzgeschwader an. Neben A und auf Seite von Fort Morgan dampften die Monitors B. Bei stillem Wetter früh 5 Uhr am 5./8. nahten diese beiden Schiffskolonnen sich dem Fort Morgan — drüben Fort Gaines war durch 1500 Mann Landtruppen gleichzeitig angefallen worden. Hinter Fort Morgan lagen die sezessionistischen Schiffe in C staffelförmig geordnet. Fort Morgan, die Monitors und die Farragutsche Schiffskolonne sind bald im heftigsten Feuer. Farragut läßt um 7 Uhr seine Schiffe noch dichter, als anfangs, aufschließen. Eine halbe Stunde später ist der Monitor Tecumseh quer ab von Fort Morgan, und der sezessionistische Widder Tennessee (T) will sich zum Angriff auf ihn stürzen. Tecumseh wendet zum Rammstoß gegen ihn. Dabei trifft er eine Seemine und fliegt in die Luft (a). Etwa zu derselben Zeit stoppt die Brooklyn (5) die Fahrt, treibt rückwärts und kommt dem Flaggschiff (7) vor den Bug. Farragut sucht mit seinem Schiff auszuweichen. Dabei kommt er recht auf das Seeminenfeld, stößt wiederholt auf Minen, welche nicht explodieren, und geht weiter. Die anderen Schiffe folgen ihm, und Brooklyn rangiert sich hinter ihm wieder ein. Inzwischen haben sich die Kanonenboote der Union gegen die drei kleineren sezessionistischen Kriegsdampfer gewendet. Gaimes und Morgan laufen




Forcirung von Mobilebay

auf Grund, die Selma wird genommen, nur der Dampfer Tennessee bleibt übrig. In dem Glauben, daß derselbe Schutz unter Fort Morgan suchen werde, geht Farragut mit seinem Geschwader bei D zu Anker, etwa 5 Seemeilen von Fort Mobile entfernt. Kaum sind die Anker gefallen, als er Meldung erhält, daß der Tennessee mit Volldampf angestürmt komme. Mit rasender Eile gehen die Anker wieder hoch, die Monitors und die zum Rammen eingerichteten Holzschiffe erhalten Befehl auf das ankommende Schiff loszugehen. Der interessanteste Schiffskampf des ganzen Krieges begann. Zuerst rammt die Monongahela (14) den Tennessee ohne Erfolg, kurz darauf die Lackawanna (11) mit Volldampf, den eigenen Vorsteven an dem Panzer zertrümmernd. Dann versucht Farragut selbst mit der Hartford (7) den Rammstoß, aber Tennessee weicht aus, beide Schiffe gleiten aneinander vorbei, donnernd entlädt sich die Breitseite der Hartford auf kürzeste Distanz. Die Kasematte des Tennessee erzittert von dem Anprall der Geschosse, die wiederholten Rammstöße demoralisieren seine Besatzung — der Empfang war hier ein anderer, als Buchanan erwartet hatte. Hilflose Schiffe, wie sie der Merrimac auf der Reede von Hampton traf, gab es hier nicht! Die Monitors (z. B. 4), langsam durch ihre geringe Maschinenkraft, kamen nun auch an den Feind heran. Manhattan (2) zerstört ihm mit einem 15-zölligen Geschoß den Steuerapparat. Monongahela, Hartford und Lackawanna versuchen einen neuen Rammstoß. Kurz vorher war Hartford mit Lackawanna in Kollision geraten und hatte einen Leck von derselben erhalten. Nichtsdestoweniger gingen beide Schiffe auf den Gegner los, Ossipee (16) war gleichfalls zur Ausführung eines Rammstoßes dicht heran — da ging die Parlamentärflagge auf dem Tennessee in die Höhe. Volldampf rückwärts arbeiteten auf den Angreifern die Schrauben. Das sezessionistische Schiff hatte seinen Schornstein verloren, die Steuerung war unbrauchbar, Buchanan verwundet, die Mannschaft und das Schiff erschüttert. Die sezessionistische Flagge wurde niedergeholt, und damit verschwand das letzte starke Schiff der Sezessionisten vom Kriegstheater. Farraguts erste Sorge galt den verwundeten Feinden und Freunden.

---

Unmittelbar an den Sezessionskrieg schließt sich der sehr merkwürdige Krieg der Triple-Alliance gegen Paraguay an. Er dauert von Ende 1864—1870. Die Ereignisse von 1866 und 1870 haben damals die Aufmerksamkeit der Welt so in Anspruch genommen, daß dieser Krieg so gut wie unbekannt geblieben ist, trotzdem er des Interessanten ungemein viel bietet. Gleich dem Sezessionskrieg bildet er als Ganzes einen Typus für sich: er ist auch ein Landkrieg, aber die Armee bleibt Schritt für Schritt von den Wasserstraßen abhängig. Seeküsten kommen dabei nicht in Rechnung, wohl aber die Läufe der Ströme, nämlich des Paraná, des Paraguay und Uruguay. Nur wo die Wasserläufe Verproviantierung gestatten, kann vorgegangen werden. Deshalb bildet die Festung Humaitá ein Haupthindernis zum Eindringen in Paraguay. Aber erst als Panzerschiffe die Passage an der Festung vorbei erzwungen haben, kommt die Festung zu Fall — nach jahrelanger Belagerung. Expeditionen, welche nicht durch die Flüsse verproviantiert wurden, stießen oft auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Der Krieg wurde hervorgerufen durch den Diktator von Paraguay, Lopez II. Derselbe wollte sein Land vergrößern und fiel Brasilien und Argentinien zugleich an. Mit Uruguay zusammen schlossen beide Länder eine Allianz gegen Lopez. Letzterer besaß ein straff und nach preußischem Muster organisiertes Heer von 60 000 Mann, gut bewaffnet und vorzüglich diszipliniert. Daneben waren seine Krieger allerdings auch roh,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

grausam und räuberisch. Die Flotte bestand zuerst aus 14, dann aus 21 Dampfern. Die Schiffe waren alle darauf gebaut, Kanonen an Bord nehmen zu können. Sie fuhren im Frieden als Frachtschiffe, waren aber immer mit aktiven Soldaten bemannt. Im Kriege gingen die Paraguays darauf aus, Schiffe zu entern, um sie in ihre Flotte einzureihen. Durch Überraschung gelang dies jedoch nur im Anfang. Später in regulärer Schlacht, dann besonders gegen die Monitors wurden sie mit ihren Enterversuchen blutig zurückgewiesen. Es liefert dies den Beweis, daß in der modernen Seekriegführung der Enterkampf keine Chancen mehr bietet. Auch hier kamen alle modernen Waffen in Thätigkeit, also Geschütz, Ramme und Seemine. In den Kämpfen gegen die brasilianischen Schiffe brachten die Paraguays häufig sogenannte „Chatas" ins Gefecht. Es waren dies einfache Prähme mit je einem schweren Geschütz. Durch das Gewicht desselben sank der Pram so tief ein, daß die Geschützmündung fast in der Wasserlinie lag. Nur die Köpfe der Bedienungsmannschaften ragten über den Rand des Fahrzeuges hervor. Am Ufer liegend und durch Schilf und Buschwerk gedeckt, war eine solche Chata kaum zu treffen — stundenlang schossen sich oft mehrere Panzerschiffe mit einer einzigen herum, ohne Erfolg zu erzielen.

Wir greifen aus diesem Kriege für den Leser einige Episoden heraus.

1. Die Schlacht am Riachuelo 1865. Auf dem linken Paraná-Ufer waren die Paraguays weit über Corrientes vorgedrungen. Stromaufwärts war hiernach die brasilianische Flotte bis hierher vorgegangen, hatte vorübergehend die Stadt Corrientes wieder genommen und bewachte den Zusammenfluß von Paraná und Paraguay bei den Tres Bocas. Die Flotte lag der Stadt gegenüber an der Mündung des kleinen Flüßchens Riachuelo. Lopez beschloß, mit seiner Flotte diese Schiffe durch Enterung zu erobern. Um den Brasilianern den Rückzug abzuschneiden, hatten die Paraguays dem Riachuelo gegenüber eine starke Uferbatterie von 22 Kanonen aufgefahren. Das Ufer war von ihren Schützen besetzt. Mit 9 Schiffen und 6 Chata im Schlepp — 30 Kanonen und 1000 Mann an Bord — brachen die Paraguays unvermutet aus den Tres Bocas hervor, dampften an den 9 Schiffen der Brasilianer — 59 Kanonen und 2297 Mann an Bord — heftig feuernd vorbei und drehten unterhalb auf, um stromaufwärts den Angriff zu erneuern. Sofort hatten die Brasilianer das Feuer erwidert, hatten Anker gelichtet und stürzten sich nun ohne Formation auf den Gegner. Gleich der erste Anprall war von entscheidender Wirkung. Zur größten Überraschung der Paraguays machte das Flaggschiff der Brasilianer von seiner Ramme Gebrauch. Zwei Gegner wurden zum Sinken gebracht, zwei andere schwer beschädigt. Der Kampf löste sich dann in Einzelgefechte auf, die sich in zwei Gruppen schieden, nämlich:

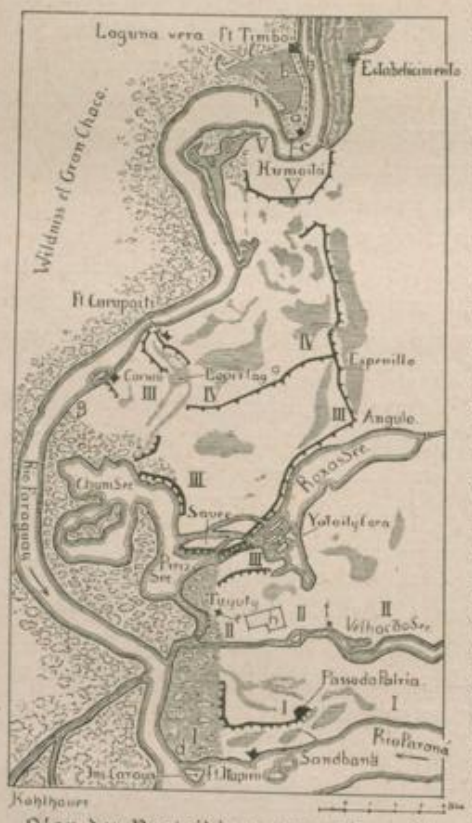
a). in den Kampf gegen die Uferbatterie. Ihr gegenüber kommt die brasilianische Korvette Jequitinhonha auf Grund und wird furchtbar zusammengeschossen. Alle Versuche, sie loszubringen, scheitern. Das Schiff muß schließlich verlassen werden. Ein großer Teil der brasilianischen Schiffe richtet gelegentlich sein Feuer gegen die Batterie.

b) in die Kämpfe Schiff gegen Schiff. Hierbei herrscht wildes Durcheinander. Das Kanonenboot Parnahyba wird von 3 Paraguays zu entern versucht. Es rennt einen Gegner nieder, wird von 2 anderen geentert, doch kann sich die Mannschaft unter Deck verbarrikadieren, bis andere brrasilianische Schiffe zu Hilfe kommen und mit Kartätschen die Feinde von Deck wieder verjagen. Ein zweites brasilianisches Kanonenboot erwehrt sich gleichfalls dreier Gegner, die zum Entern herankommen, durch sein Kartätschenfeuer. Ein drittes (Belmonte) muß brennend und in sinkendem Zustand auf Grund laufen. Eine Anzahl

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Chatas wurden von den Brasilianern über den Haufen gerannt. Zuletzt ergreifen 4 Schiffe der Paraguays, welche noch übrig waren, in stark beschädigtem Zustand die Flucht, verfolgt von den Brasilianern, soweit wie dies möglich war.

2. Die Belagerung von Humaitá. Wie oben gesagt, mußte diese Festung genommen werden, ehe ein Eindringen in Paraguay möglich war. Die Verbündeten waren zu diesem Zwecke, begleitet von ihrer Flotte, bis an das linke Ufer des Rio Paraná vorgerückt. Ihnen gegenüber standen in I I die Paraguays bei Fort Itapiru und Passo da Patria. Bei c war der Strom durch eine Kette gesperrt. In der Nähe von c lag bei a eine alte Redoute der Paraguays. Von a nach Fort Timbó, gleichfalls in Händen der Paraguays, war von letzteren ein Kolonnenweg b angelegt und nordwärts, über Fort Timbó hinaus, verlängert. Humaitá stand durch denselben in steter Verbindung mit dem Lande. Der Weg blieb bis ganz zuletzt von den Verbündeten unentdeckt. Ende März war die brasilianische Flotte 4 Panzerschiffe und 18 Kanonenboote stark. Der Anfang der Belagerung wurde durch ein heftiges Bombardement auf Fort Itapiru gemacht. Auf der Sandbank errichteten die Brasilianer Batterien. Ein Überfall der Paraguays auf diese Position wurde mit Hilfe der Panzerschiffe abgewiesen. Position I I wurde am 16. April durch Landungstruppen von d aus genommen. Position II II war gedeckt durch den Velhacão-See. Am 20. Mai wurde letzterer überschritten. Die Paraguays hielten jedoch noch immer eine Stellung zwischen dem Südende des Rogas-Sees und dem Fort Piris (e). Der rechte Flügel der Verbündeten reichte bis zu dem alten argentinischen Fort (f). Lopez gab Position II nach einem mißlungenen Ausfall auf und ging nach Position III III zurück. Die brasilianische Flotte ging bis Fort Curuzú vor und ankerte hinter der vorliegenden Insel, also auf der dem Gran Chaco zugewendeten Seite. Das Fort Curuzú und Curupaity werden ohne Erfolg von den Schiffen aus beschossen. Durch Landung bei g wurde am 21. September Fort Curuzú genommen. Bei Unterstützung des Sturmes geriet das brasilianische Panzerschiff Rio Janeiro auf eine Seemine und flog in die Luft. Ein Sturm der Verbündeten auf Fort Curupaity wird mit 9000 Mann Verlust zurückgeschlagen. Auf beiden Seiten verschanzt man sich immer stärker, und bei h entsteht ein starkes Reduit innerhalb der Linien der Verbündeten. Die brasilianische Panzerflotte verstärkt sich bis auf 12 Panzerschiffe. Im Jahre 1867 wird eine östliche Umgehung der Festung mit Erfolg durchgeführt. Am 15. August forcierte die Panzerflotte mit ihrem Gros Fort Curupaity und ankerte bei i. Für ihre Verpflegung




Plan der Verteidigung von Humaitá

wurde ein Verbindungsweg auf der Gran Chacoseite hergestellt. Die Umgehung war so weit geglückt, daß die Verbündeten nördlich von Humaitá den Rio Paraguay erreicht hatten. Position III III wurde dadurch unhaltbar. Lopez ließ noch einmal einen furchtbaren Ausfall machen, dessen Gewalt sich an dem Reduit h brach. Dann gingen die Paraguays nach Position IV IV zurück. Mitte Februar 1868 drang die Panzerflotte weiter vor. Nach Zerstörung der Sperre bei c gingen 6 Panzerschiffe, paarweise zusammengekoppelt, um Mitternacht Anker auf. Die Batterien von Position V eröffneten ein rasendes Feuer auf die Schiffe. Dem kleinen Panzer Alagoas brach die Schlepptrosse, und das Schiff trieb ab. Trotz der reißenden Strömung wurde der tapfere Kommandant wieder Herr des Schiffes und folgte den vorandampfenden Gefährten. Siegreich schlug Alagoas dann noch einen Angriff paraguayscher Boote ab und konnte sich wohlbehalten zu den anderen Panzern durchschlagen. Bei B hatten diese geankert. Am 2. März mißglückte ein Anschlag auf die bei i zurückgebliebenen brasilianischen Panzer. In dunkler Nacht versuchten 24 paraguayische Boote zwei der Panzer zu entern. Sie konnten auch die Oberdecke der angegriffenen Schiffe ersteigen. Dann zog sich jedoch die Besatzung in das Innere der Schiffe zurück, zwei andere Panzer dampften zur Hilfe heran und beschossen die Oberdecke der geenterten Schiffe so lange mit Kartätschen, bis die Paraguays abließen. Auf den Decks ließen sie 200 Tote zurück. Am 22. März fand man Fort Curupaity geräumt. Lopez hatte Humaitá verlassen, nur 3000 Mann unter Oberst Martinez zurücklassend. Der letzte Kampf um Position V V stand bevor, daselbst Position IV IV am 23. März gleichfalls aufgegeben war. Von i aus sowohl, wie von Estabelicimento aus, stellten die Verbündeten kurz nachher eine Verbindung zwischen den Flottenstationen bei i und B her. Der Kolonnenweg b war damit endlich geschlossen. Lopez versuchte nochmals zwei von den bei B liegenden Panzerschiffen zu überrumpeln. Angriff, Verteidigung und Niederlage der Paraguays verliefen in der gleichen Weise wie vorher. Bis zum 24. Juli hielt sich Oberst Martinez noch in der Festung. Dann verließ er nachts mit Hilfe von 30 Booten den Platz, landete bei der alten Redoute B und versuchte sich nach Fort Timbó durchzuschlagen. Da der Landweg (b) gesperrt war, brachte er die 30 Boote in die Laguna vera, während bei l l die Besatzung von Fort Timbó eine Aufnahmestellung einnahm. Die Verbündeten brachten sofort 60 Boote in die Lagune und nahmen und zerstörten in kurzer Zeit die Boote der Paraguays. Oberst Martinez mußte sich mit dem Rest seiner Leute, dem Hungertode nahe, in der Redoute a ergeben. Nur noch 1200 Mann waren von seinen Leuten am Leben.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 12. Erfahrungen der letzten Seekriege

Das gepanzerte Schiff und mit ihm zugleich das sich immer höher vervollkommnende Schiffsdampfmaschinen-Wesen hat allgemeinen Eingang in allen Marinen gefunden und ist um die Zeit der in diesem Kapitel zu erwähnenden Kriege völlig zur Herrschaft gelangt. Ein ungepanzertes Schiff ist dem gepanzerten gegenüber vollständig machtlos. Nur bei größerer Schnelligkeit und Tragweite seiner Kanonen würde es Chancen haben, weniger vielleicht zum Siege, als zum Entrinnen — zum Siege würde auch eine genügende Durchschlagskraft der Geschosse gehören. Ob es Aufgabe eines nicht gepanzerten schnellen Schiffes ist, sich mit Panzerschiffen herumzuschlagen, ist dabei allerdings fraglich. Das schnelle Schiff, der Kreuzer unserer Zeit, ist ein Rekognoszierungsschiff und kann sich mit seinesgleichen natürlich messen — ein Anbinden mit schwer gepanzerten Schlachtschiffen liegt nicht in seiner Aufgabe. Dies hat sich unter anderem auch bereits gezeigt, als die englische ungepanzerte Fregatte Shah seiner Zeit versuchte, den peruanischen Monitor Huascar unschädlich zu machen. Huascar und Shah trafen auf hoher See nahe an der Küste zusammen, und ersterer gehörte einer peruanischen Revolutionspartei an. Bei der sich entspinnenden Kanonade erreichten die Engländer nicht viel — der Name „Huascar" blieb ihnen höchstens in unliebsamer Erinnerung. Zur Zeit der Segelschiffe hing das Wohl und Wehe des Schiffes von der Ordnung und guten Instandhaltung der Takelage ab, sowohl im Gefecht, als auch im Sturm. Zerschossene und havarierte Takelagen mußten so schnell wie möglich repariert werden können, Gewandtheit im Takeln war Haupterfordernis und im kritischen Moment bei schwerem Wetter hing das Leben davon ab, daß Rundhölzer und Tauwerk ordnungsmäßig gehalten waren. In Peter Simpel erzählt uns Marryat ein hübsches Beispiel hierfür im 15. Kapitel. „In Ordnung, Gang und Stand halten" ist auch heute noch die Parole. Nur richtet sich dies nicht mehr auf die Takelage wie früher. Man steigt in erster Linie nicht mehr in die Höhe, sondern in die Tiefe, dorthin wo die Maschine, der Motor, steht. Von der Gebrauchsfähigkeit der Maschinen und der Tüchtigkeit des Maschinenpersonals hängt heute das Wohl und Wehe ab. Die Güte des Materials spricht heute wie ehedem ihr Wort mit. Rundhölzer mit Fehlern brechen schnell entzwei — Kessel mit schlechten Wänden halten nichts aus: „Sieger bleibt im Kriege derjenige, welcher die besten Kessel hat." So lautet eine oft und gern citierte Redensart. Die modernsten Schiffe machen von der Dampfkraft einen viel umfassenderen Gebrauch als man anfangs ahnte. Es

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sind oft 50 und mehr Hilfsmaschinen an Bord eines einzigen Schiffes. Fernerhin legt der Schiffsboden oft ein Veto ein gegen die an und für sich guten Leistungen der Maschinen. Ein bewachsener, d. h. nicht gereinigter Schiffsboden tritt der Schnelligkeit des Schiffes hindernd entgegen. Kupferbeläge sind jedoch schwer oder gar nicht auf Eisenschiffen anzubringen. Meistens werden die Schiffsböden angestrichen, und man sucht Farben heraus, deren Bestandteile das Bewachsen der Böden verhindern sollen. Trotzdem müssen solche Schiffsböden oft gereinigt und der Anstrich erneuert werden. Die Unordnung auf einem Schiffe kann bereits auf der Werft beginnen. Sobald ein Schiff außer Dienst gestellt wird, geht es in die Hände der Werft über. Man kann nicht voraussehen, wann ein Kriegsfall eintritt. In einem solchen muß aber sofort jedes wertvolle Schiff bereit sein, um bemannt zu werden. Schiffbau und Maschinenbau werden deshalb sofort eine Untersuchung des abgerüsteten Schiffes vornehmen und so schnell wie möglich vorgefundene oder angemeldete Schäden ausbessern. Das Gleiche gilt von der Armierung. Die Zeit der Indienststellung im Frieden probiert aus, was nicht tauglich und fehlerhaft in der Anlage sein sollte — es müssen aber durchaus einwandfreie Einrichtungen zum Fahren und Schlagen vorhanden sein. Sobald Werft-Schlendrian und darauffolgender Schlendrian bei Indienststellung eintritt ist der erste Grund zur Niederlage im Gefecht gelegt. Als ein warnendes Beispiel hierfür führen wir in diesem Kapitel den Untergang der spanischen Geschwader bei Cavite und Santiago an. Die allgemein eingeführte Torpedowaffe ist in den hier angeführten Kriegen gleichfalls zur Verwendung gekommen. Man hatte anfangs ihre Tragweite ganz bedeutend überschätzt. Schon der chilenische Krieg gegen Balmaceda lieferte 1891 ein Beispiel, welches zeigte, wie schwer es einem Torpedoboot wird, am hellen Tage an ein feuerndes Schiff heranzukommen, und der Torpedo kann nur auf nicht allzu große Entfernung mit Aussicht auf treffen entsendet werden. In dem Kriege zwischen Japan und China hat man kaum etwas von Verwendung der Torpedos gehört. Man muß allerdings dabei in Rechnung ziehen, daß der Torpedobootsführer seine Waffe kennen und entschlossenen Mut beim Gebrauch besitzen muß.

An allen Charaktereigenschaften, welche der Mann im Seekrieg nötig hat, fehlte es jedoch den Chinesen. Die Ausbildung der Offiziere und Mannschaften war sehr gering. Bei den Chinesen sowohl wie bei den Spaniern war ein nur mangelhaft vorgebildetes einheimisches Maschinen-Personal vorhanden! Bei Cavite sowohl wie bei Santiago und in der Yalu-Schlacht trat dann noch ein Punkt hervor, der an und für sich nicht gerade neu war, aber vorher noch nicht so scharf sich bemerkbar gemacht hatte: Schon der Merrimac war im Kampfe mit dem Monitor beinah in Flammen aufgelodert. Immer wieder wurde in den früheren Kriegen von auskommenden kleinen Bränden berichtet. Die Feuergefährlichkeit der Sprenggeschosse hat sich seitdem noch vermehrt. Deshalb hat man sich die nötigen Lehren hieraus gezogen.

Ein ähnliches Schicksal wie die Torpedowaffe hat die Ramme als moderne Waffe erfahren. Man hat sie gleichfalls in ihrer Wirkung überschätzt. Zuerst maß man ihr große Wichtigkeit bei, sodaß man sie womöglich auf Kosten der Artillerie hervorhob. Trotz des Untergangs des Re d'Italia ist man jedoch hiervon auch zurückgekommen. Die Artillerie rangiert in unseren Begriffen wiederum vor Ramme und Torpedo. Beide werden als Gelegenheitswaffe bezeichnet und es ist nicht unrichtig, wenn man den Fischtorpedo nur noch eine gewissermaßen „verlängerte Ramme" nennt. Von den Seeminen wird zum Schließen der Fahrwasser jetzt ausgiebiger Gebrauch gemacht, und es wird wohl kein Kriegs-

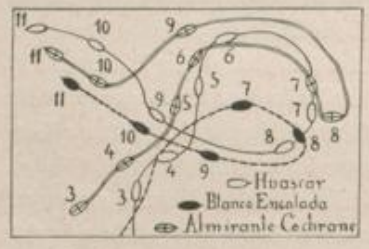


Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

hafen in der Welt mehr existieren, welcher nicht eine fertiggestellte Ausrüstung für Minensperre besitzen möchte

Ende der siebziger Jahre war es zum Kriege zwischen Chile, Peru und Bolvia gekommen. Von den Ereignissen dieses Krieges wollen wir die Eroberung des peruanischen Panzerschiffs Huascar durch die Chilenen schildern.

Huascar und Union hatten am 30. Sept 1879 Arica verlassen, um einen Streifzug an der chilenischen Küste zu unternehmen. Sie suchten mehrere chilenische Häfen heim und steuerten dann wieder nördlich. In der Nacht zum 8. Oktober waren sie bei Autofagasta. Hier stießen sie auf eine Anzahl chilenischer Schiffe, welche vom Norden kamen. Darunter befand sich das chilenische Panzerschiff Blanco Encalada. Huascar und Union weichen nach Westen zu aus, verfolgt von den Chilenen. In der Nähe des Landes steuern sie dann wieder Nord, doch kamen nunmehr aus nordwestlicher Richtung das chilenische Panzerschiff Almirante Cochrane und die Corvette O'Higgin's in Sicht, und diese versuchten sofort den Flüchtlingen den Weg zu verlegen. Die schnelle Union entkam. Huascar hatte im entscheidenden Moment sein Ruder nicht klar und kam in das Feuerbereich des Almirante Cochrane. Alle 3 Panzerschiffe hatten ungefähr gleiche Geschwindigkeit, nur Almirante Cochrane war etwas schneller wie Huascar. Bei beiden chilenischen Schiffen waren vorher die Böden gereinigt worden. Almirante Cochrane hielt sich hinter dem Huascar und hütete sich, durch Vorlaufen in den Bereich des Sporns seines Gegners zu kommen. Dagegen eröffnet er auf 3000 m das Feuer. In 3,3 erwidert Huascar dasselbe. In 4,4 wird Admiral Grau getötet und das Steuerrad des Huascar zertrümmert. In 6,6 trifft eine Granate von neuem den Steuerapparat des Huascar. In 5,5 sowohl wie in 7,7 bleibt Almirante Cochrane sehr richtig immer hinter Huascar, ein Geschoß nach dem anderen ihm zusendend. In 8,8 greift Blanco Encalada, nunmehr herangekommen, höchst ungeschickt ein, versucht Huascar zu rammen, trifft aber beinah Almirante Cochrane. In 9,9 drehen beide Chilenen wieder auf Huascar los und verfolgen ihn von neuem in 10,10,10. In 11,11,11 streicht Huascar die Flagge. Im letzten Stadium versuchte Huascar sich durch Öffnen der Ventile zu versenken. Dabei mußte die Maschine gestoppt werden. Als die chilenischen Boote herankamen, hatte er bereits 4 Fuß Wasser im Schiff. Er konnte die chilenischen Boote nicht mehr zurückweisen und wurde genommen. Die ausgekommenen Brände an Bord des Huascar wurden gelöscht, die Ventile geschlossen. Nach dem Tode Graus hatte der Kapitän Elias Aguirre das Kommando des Huascar übernommen. Die Geschwindigkeit des Schiffes konnte er nicht mehr ausnützen, weil die fortwährenden Beschädigungen des Steuerruders ein Kurssteuern verhinderten. Aguirre soll in 8,8,8 selbst zu rammen versucht haben; dann wurde er verwundet, und Leutnant Garezon übernahm das Kommando.



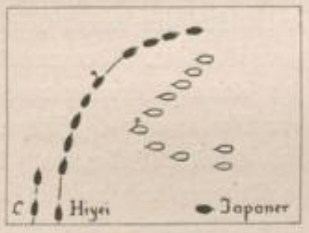
Eroberung des Huascar

Aus dem chinesisch-japanischen Kriege greifen wir uns als wichtigstes Ereignis zur See die Schlacht am Yalu heraus. Am 17. September 1894 hatte ein chinesisches Geschwader von 5 Panzerschiffen, 7 Panzerdeckkreuzern und Torpedokreuzern und einigen Torpedobooten einen Transport von 6 Truppentransportern nach der Yalu-Mündung geleitet.

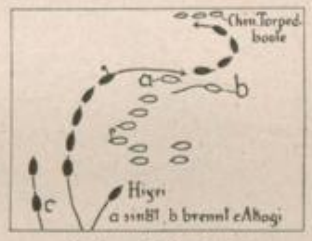
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Gegen 11 Uhr vormittags erschien die japanische Flotte unter Admiral Ito. Sie bestand aus 1 veralteten Panzer-Kasematt-Schiff, 2 Panzerkreuzern, 7 Panzerdeckkreuzern, 1 Kanonenboot und 1 Transportdampfer. Die chinesischen Schiffe hatten zwar geringere Geschützzahl wie die Japaner, waren ihnen jedoch an Panzerschutz überlegen. Nichtsdestoweniger griff Admiral Ito an. Der chinesische Admiral Ting machte den Versuch, Kiellinie zu formieren. Bei der ungleichmäßigen Geschwindigkeit seiner Schiffe brachte er nur einen unregelmäßigen Keil zusammen — Pos. I —, während die Japaner aus der Doppelkiellinie schnell und sicher in die einfache Kiellinie übergegangen waren.

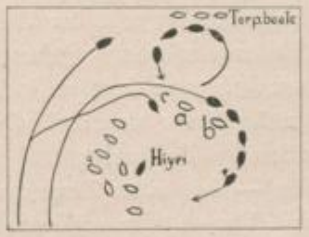
In Pos. I passiert die japanische Flotte in Kiellinie mit der leichten Division an der Spitze die Front der Chinesen. Sie kommt dabei denselben so nahe, daß ihr langsames Schlußschiff, der Panzerkreuzer Hyei nicht mehr vorbei kann und nach Steuerbord abdreht, um hinter der Front der Chinesen aufzudampfen. Die Chinesen beginnen auf 5000 m zu feuern, ohne Erfolg. Die Spitze der Japaner schwenkt um den rechten chinesischen Flügel und richtet ihr Feuer gegen die beiden Flügelschiffe. Eins davon sinkt, das zweite läuft brennend auf den Strand. Drei chinesische Torpedoboote zeigen sich auf der rechten Flanke der Chinesen.



Yalu-Schlacht I



Yalu-Schlacht II



Yalu-Schlacht III

Yalu-Schlacht IV

Pos. II. Die japanische leichte Division schwenkt gegen dieselben.

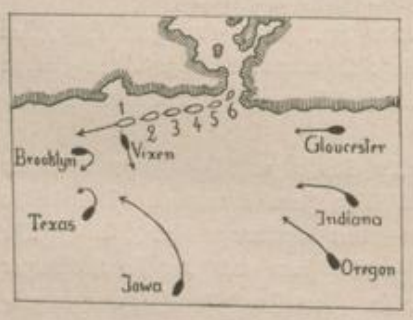
Pos. III. Der hinter der Front aufdampfende Hyei wird von zwei chinesischen Panzerturmschiffen erfolgreich beschossen. Das japanische Kanonenboot Akagi kommt ihm zu Hilfe und zieht das Feuer der Chinesen auf sich. Admiral Ito macht der Vorhut Signal, beiden zu Hilfe zu kommen.

Pos. IV. Die Vorhut dreht auf die gefährdeten Schiffe zu. Ihr Feuer vernichtet die beiden chinesischen Panzerschiffe (Chin Yueng und King Yuen d und e). Das leichte Geschwader dreht auf denselben Kurs, den das Gros vorher durchlaufen hat. Um 3 Uhr nachmittags entflohen der chinesische Panzerdeckkreuzer Tsi Yuen und der Torpedokreuzer Kwang Kai (f und g). Letzterer strandete an der Küste. Das Feuer der Japaner konzentrierte sich dann auf die beiden schwergepanzerten Schiffe Tin Yuen und Tschen Yuen, konnte ihnen jedoch nicht viel anhaben. Zwei andere chinesische Panzer werden in den Grund geschossen. Admiral Ito kam nicht zum Rammstoß, der chinesische Admiral ebensowenig. Die beiden Panzerschiffe Tin Yuen und Tschen Yuen konnten sich mit zwei wenig beschädigten Kreuzern nach Port Arthur retten, wo sie blockiert wurden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sowohl in dem chinesisch-japanischen Kriege, wie auch in dem spanisch-amerikanischen spielt das Flotten-Material eine große Rolle. In beiden Kriegen bleibt das schwergepanzerte Schiff ausschlaggebend. Zwei Momente treten jedoch noch hinzu: bei den Chinesen mangelhaftes Personal, bei den Spaniern verkommenes Material. Die völlige Unordnung auf den spanischen Werften läßt nur halb kriegsbrauchbare Schiffe zum Schlagen kommen. Das schwergepanzerte Linienschiff fehlt ihnen, die schönen Kreuzer sind selbst in ihrer Artillerie mangelhaft ausgerüstet. Bei Cavite hatte der spanische Admiral Montojo seine Seestreitkräfte in der Bucht von Manila konzentriert. Sie bestanden aus 1 hölzernen Kreuzer, 4 ungeschützten Stahlkreuzern, 2 geschützten Stahlkreuzern, 6 Kanonenbooten, 1 Vermessungsschiff und 3 Transportschiffen. Von den 7 Kreuzern war 1 bereits vollständig leck, der andere ohne Maschine. Der amerikanische Admiral Dewey drang mit einem Geschwader von folgender Stärke in die Bucht von Manila ein: 4 geschützte Stahlkreuzer, 2 ungeschützte und 3 kleinere Fahrzeuge. Die Amerikaner waren sämtlich in Ordnung und an Artillerie den Spaniern überlegen. Letztere hatten nicht einmal volle Armierung an Bord. Der spanische Admiral fühlte sich zu schwach, um in Fahrt und Bewegung zu fechten, er verankerte deshalb seine größeren Schiffe in der Bucht von Cañacao und lehnte sich an die schwachen Festungswerke hier an. Die kleineren Fahrzeuge legte er in die innere Bucht. Obgleich eine befestigte Insel den Zugang zu der Bucht von Manila bewacht, sodaß zwei Einfahrten vorhanden sind, gelangte das amerikanische Geschwader doch in der Nacht vom 1. Mai völlig unbemerkt in die Bucht hinein — bei hellem Mondschein. Die Schiffe wurden erst bemerkt, als sie passiert hatten. Um 5 Uhr 41 Min. eröffneten die Spanier das Feuer. Die Amerikaner passierten etwa fünfmal die Aufstellung der spanischen Schiffe, dabei in einer Ellipse laufend und jedesmal näher herandampfend, zuletzt bis auf etwa 1800 m. Ein Teil der Spanier hatte Anker gelichtet, Admiral Montojo wollte zwar noch in Staffel vorgehen, doch standen seine Schiffe zum Teil bereits in Flammen und wurden auf den Strand laufend von der Mannschaft verlassen. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr brach Dewey das Gefecht ab. Um $11\frac{1}{2}$ Uhr gingen die Kreuzer Raleigh, Boston, Concord und Petrel noch einmal vor und vollendeten das Zerstörungswerk. Das Geschützfeuer der Spanier hatte fast gar keinen Erfolg, sie selbst sollen mehrere hundert Tote, Verwundete und Ertrunkene gehabt haben.

Cavite




Cerveras versuchter Durchbruch aus Santiago

1 Infantin Maria Theresia, 2 Viscaya, 3 Christobal, 4 Almirante Oquendo, 5 Pluton, 6 Furor

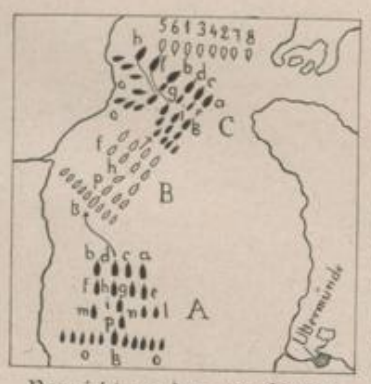
Ein ähnliches Resultat hatte der Versuch des Admirals Cervera, die Blockadeflotte der Amerikaner vor Santiago de Cuba zu durchbrechen. Cervera hatte Santiago nur aufge-

sucht, um Kohlen zu nehmen. Da man auf An-Bord-geben so gewaltiger Kohlenmassen spanischerseits nicht eingerichtet war, so dauerte die Übernahme so lange, bis der Hafen durch die Amerikaner geschlossen war. Den Durchbruchsversuch stellt die Karte dar. Er fand am 3. Juli statt und hätte gelingen können, wenn die spanischen Schiffsmaschinen in Wirklichkeit 20 Knoten gelaufen hätten. Nur 2 amerikanische Schiffe, New-York und Brooklyn, hätten ihnen folgen können. Statt dessen waren Maschinen und Artillerie in Unordnung. Nur der Christobal Colon gelangte außer Schußweite und hatte Chance zu entrinnen. Von 12 Uhr an ließ jedoch auch bei ihm der Dampf nach, und er teilte das Schicksal der übrigen spanischen Schiffe: das ganze Geschwader lag bald brennend auf dem Strande. Die Verwendung des Holzes zu den Decks und inneren Verkleidungen erwies sich auch hier, wie in der Schlacht am Yalu, als höchst feuergefährlich. Der neuere Schiffsbau sieht soviel wie möglich von der Holzverwendung im Inneren der Schiffe ab.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 13. Entwicklung der modernen, zumal der deutschen, österreichischen und italienischen Marine

Wir haben die Hansa sowohl wie auch die brandenburgische Flotte wieder zu Grunde gehen sehen (S. 719ff.). Eine deutsche Kriegsflagge war damit so gut wie verschwunden von allen Meeren. Preußen war im Kampf ums Dasein gezwungen, seine ganze Kraft auf das Landheer zu verwenden. Für maritime Bestrebungen blieben weder Zeit noch Mittel. Trotzdem trat im 7jährigen Kriege an Friedrich II. die Notwendigkeit heran, Seestreitkräfte, wenn auch in geringem Maße, zu entwickeln. Schweden hatte nutzlosester Weise gleichfalls an Preußen den Krieg erklärt und bedrohte die Odermündungen. Zur Deckung des frischen Haffs wurden eine Anzahl Gallioten und „Seekähne" preußischerseits armiert. Am 20. Sept. 1759 wurde diese Flottille von den Schweden bis auf einige armierte Barkassen vernichtet. Ein Plan dieses Gefechtes ist seinerzeit in Nürnberg in der Raspischen Buchhandlung erschienen. Auf denselben stützen wir uns bei kurzer Beschreibung dieses heftigen Seegefechtes. Die preußischen Schiffe lagen quer über das Haff in Windstille verankert. Es waren dies die Gallioten: König von Preußen (1), Prinz von Preußen (2), Prinz Wilhelm (3), Prinz Heinrich (4), sowie die Seekähne: Merkurius (5), Jupiter (6), Mars (7), Neptunus (8). Bei A ankerten ihnen gegenüber die schwedischen Fahrzeuge, nämlich: 4 Galeeren (a, c, d, b), 4 Halb-Galeeren (e, g, h f), 1 Bombardier-Galliote (i), 1 Schaluppe (m), 1 Kutter (n), 1 Rekognoszierschaluppe (l), 1 unbewaffnete Galliote (p), 1 Galliote (k) und eine Anzahl Barkassen (o). In dieser Formation lichteten die Schweden Anker und schritten in B zum Angriff. In C werfen sich die leichten Galeeren f und h auf die preußischen Flügelschiffe 5 und 6 und nehmen dieselben fort. In der anfangs sehr heftigen Kanonade zeigte sich die preußische Artillerie der schwedischen überlegen. Die preußische Galliote Prinz von Preußen (2) erhielt einen Grundschuß und strich



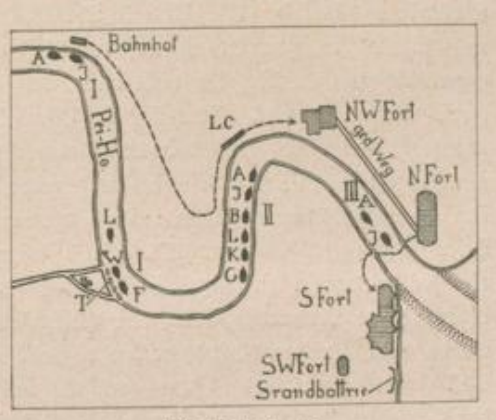
Vernichtung der preußischen Flottille am Reppiner Haken.

die Flagge. Die nahe herangekommenen großen Galeeren (a, c, d, b) schritten zuletzt zur Enterung, während die preußischen Schiffe durch Kappen der Ankertaue und Segelsetzen zu entkommen suchten. Sie wurden sämtlich genommen oder zerstört, nur einige Barkassen der Preußen entkamen. Die preußische Flottille führte 106 Kanonen, war bemannt mit 15 Offizieren und 600 Mann, welche größtenteils gefangen wurden. Die Schweden verloren 1 Barkasse, die in die Luft flog. Ihren Verlust an Menschen geben sie gering an. — Wir thun dieses Kampfes Erwähnung, weil er weniger bekannt ist, als er es verdient. Die erste allgemein deutsche Regung für Gründung einer Flotte fand hiernach erst 1848 wieder statt. An 3 verschiedenen Orten zugleich begannen Flottenbildungen. Zunächst in der Nordsee, die sogenannte „deutsche Flotte“ oder „Nordseeflotte“, welche später von Hannibal Fischer versteigert wurde. Ihr Organisator war der Admiral Brommy. In einer sehr kurzen Zeit hatte derselbe Vorzügliches geleistet. Was er schuf setzt für alle Zeiten diesem braven Mann ein glänzendes Denkmal. Seine Schuld war es nicht, wenn sein Werk in traurigster Weise durch die chaotischen Verhältnisse Deutschlands wieder zerstört wurde. Die zweite Flottenbildung fand in Schleswig-Holstein statt. Sie kam nicht über Beschaffung einiger kleiner Fahrzeuge hinaus, darunter das Kanonenboot v. d. Tann. Von Übermacht angegriffen, mußte dasselbe auf den Strand laufen und verbrannt werden. Die schleswig-holsteinische Marine verschwand gleichfalls. Der dritte Versuch zu einer Flottengründung fand in der Ostsee statt. Daraus hat sich zunächst die preußische Marine gebildet. Diese rang sich schwer durch ihren Anfang durch. Hauptsächlich waren es auch hier Geldschwierigkeiten, die überwunden werden mußten. Sie wurden aber überwunden. Langsam und stetig hat sich die Flotte unter der Hohenzollern-Flagge entwickelt, bis sie „norddeutsche Bundesflotte“ und danach „Reichsflotte“ wurde. Jetzt ist sie der höchste Ausdruck nationaler Einheit. In ihr schmelzen alle Einzelstaaten zu einem Ganzen zusammen. Wie in alter Kurbrandenburgischer Zeit der Osten Preußens die Wiege der Marine war, so auch diesmal. Die Werft in Danzig begann mit dem Bau unserer ersten Fregatten, damals „gedeckte Corvetten“ genannt. In dieser Schiffsklasse sowohl, wie auch in den kleineren „Glattdecks-Korvetten“ leistete der preußische Schiffsbau ganz Hervorragendes. Der Maschinenbau war freilich noch zurück, und die Schiffsmaschinen mußten aus dem Ausland bezogen werden. Im Herbst 1852 ging bereits ein preußisches Geschwader — Gefion, Amazone und Merkur — nach Brasilien, Westindien, Nordamerika und dem Mittelmeer. Mit Oldenburg kam 1853 ein Vertrag zu stande, nach welchem an der Jahde-Mündung einige Tausend Morgen Land zur Anlage eines Kriegshafens in preußischen Besitz kamen. Dies fand noch unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. statt. Wir müssen denselben demnach als Gründer unserer Flotte betrachten — lange nach seinem Tode freilich konnte erst dieser Hafen — Wilhelmshaven — eröffnet werden. Sehr wichtig für den Aufschwung des Seehandels wurde 1859—62 die Expedition preußischer Kriegsschiffe — Arcona, Thetis, Frauenlob — nach Japan. Der Zweck, Abschließung von Handelsverträgen wurde erreicht. Der Schoner Frauenlob ging leider dabei in einem Wirbelsturm mit Mann und Maus verloren. Auch in kriegerische Aktion war die Flotte bereits früh getreten, indem das Landungskorps der Radkorvette „Danzig“ 1856 bei Tres Forcas einen Angriff auf die Rifpiraten machte. Im November 1861 ging die Korvette Amazone an den holländischen Bänken mit der ganzen Besatzung verloren, ein um so herberer Verlust, als das Schiff Seekadetten-Schulschiff war. Am 17. März 1864 erhielt die an Schlachtschiffen noch immer arme Marine

ihre eigentliche Feuertaufe in dem Gefecht bei Jasmund. Nach Beendigung des Krieges gegen Dänemark wurden die ersten Panzerfahrzeuge, der Monitor Arminius und das kleine Panzerschiff Prinz Adalbert in den Dienst der Flotte eingestellt. Während man im Bau der Holzkorvetten fortfuhr, wurden die größeren Panzerschiffe König Wilhelm, Prinz Friedrich Karl und Kronprinz im Ausland bestellt. Am 1. Oktober 1867 wehte zum letzten Male die preußische Flagge an den Gaffeln unserer Kriegsschiffe: sie sank von ihrem Ehrenplatz nur hernieder, um der neuen Bundesflagge Platz zu machen, nachdem sie fast 20 Jahre lang die Kunde neu erstandener See-Kriegsmacht an Deutschlands Küsten aller Welt übermittelt hatte. In dem Kriege 1870/71 hatte die Flotte wenig Gelegenheit zum Schlagen. Nur das Kanonenboot Meteor konnte sich mit dem französischen Aviso Bouvet am 9. November 1870 messen. Obgleich Bouvet weit überlegen war, so gelang es ihm doch nicht, das Kanonenboot zu nehmen. Er mußte vielmehr froh sein, sich selbst auf neutrales Gebiet retten zu können. Am 22. August machte von Neufahrwasser aus die Glattdeckskorvette Nymphe einen Ausfall gegen ein auf der Rhede liegendes französisches Blockade-Geschwader. Die Korvette Augusta wurde hiernach in See geschickt, um auf Schiffe mit Kriegskontrebande Jagd zu machen. Dabei fiel ihr außer andern Schiffen die französische Handelsbrigg St. Marc als Prise in die Hand. Das Schiff wurde nach Kiel gebracht und am 24. April 1871 kam die französische Besatzung derselben, 7 Köpfe stark, auf das Linienschiff Renown. Hier blieben die Leute vorläufig interniert. Sie wurden freundlich behandelt und genau so verpflegt wie unsere eigenen Matrosen an Bord. Die Brigg St. Marc wurde am 23. Juni ihren Eigentümern zurückgeschenkt. Die Besatzung S. M. S. Augusta hatte auf ihren Anteil an den Prisengeldern großmütig verzichtet, so daß wir hier ein Beispiel anführen können, welches zeigt, daß man Kaperei und Seeraub als überwundenen Standpunkt damals betrachtete. Am 6. Juli 1871 glitt die Brigg St. Marc an uns auf dem Renown vorüber, der Heimat zusteuernd. Tief senkte sich die französische Trikolore zum Gruß und ein helles Hurra der französischen Besatzung tönte zu unserem alten Linienschiff herüber. Nach dem Friedensschluß ging die Flotte aus dem Besitz des norddeutschen Bundes in den des neuerstandenen deutschen Reiches über. Wie die Vereinigten Staaten Nordamerikas aus dem Sezessionskrieg mit verstärkter und neubegründeter Zentralgewalt hervorgingen, so auch der deutsche Bundesstaat. Für die Flotte wurde in erhöhtem Maße gesorgt. Der General v. Stosch wurde 1872 an die Spitze der Marine gestellt. An gepanzerten und ungepanzerten Schiffen erhielt die Flotte erheblichen Zuwachs. Sie schritt mehrfach im Ausland zum Schutz deutscher Interessen ein, so in Spanien, in Haiti und auch in der Türkei. Das Hauptverdienst des Generals von Stosch bestand darin, daß er unsere Flotte von dem Ausland unabhängig machte. Dadurch hob er die heimische Industrie in allen Zweigen des Schiffs- und Dampfmaschinenbaues. Er erkannte richtig, daß die Industrie eines Landes völlig gleichbedeutend mit einem „Kampfmittel“ ist. Im Jahre 1880 bestand die deutsche Flotte aus 7 Panzerfregatten, 5 Panzerkorvetten, 1 Panzerfahrzeug, 9 Panzerkanonenbooten, 11 ungepanzerten gedeckten Korvetten, 6 Glattdeckskorvetten, 7 Avisos, 13 Kanonenbooten, 2 Torpedofahrzeugen, 1 Artillerie-Schulschiff und 4 Schulschiffen. Ein Panzerschiff, der „Große Kurfürst“, war am 31. Mai 1878 bei einer Kollision mit dem König Wilhelm verloren gegangen. Im Jahre 1883 trat General von Stosch von seiner Stellung in der Marine zurück und General von Caprivi kam an seine Stelle. Unter ihm entwickelte sich eine starke Torpedoboots-Flotille. Die Hochseeflotte blieb jedoch in einem Zustand des Stillstehens. Vielfach

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

mag dies darauf zurückzuführen sein, daß von Caprivi einer starken Flotte keine so große Wichtigkeit beimaß wie wir es heute thun. Andererseits waren alle Flotten in einem Übergangsstadium begriffen. Man hatte erkannt, daß die Takelage nicht nur gar keinen Gefechtswert mehr habe, sondern im Gegenteil nur eine Gefahr für das kämpfende Schiff sei. Die Schiffstypen wurden allgemein geändert. Die Breitseitbatterien verschwanden und die Aufstellung der Geschütze wurde nach völlig neuen Grundsätzen vorgenommen. Daß man deshalb eine abwartende Haltung annahm, erscheint von finanziellem Standpunkt aus vorteilhaft — aber ein gewagtes Experiment bleibt ein solches „Abwarten" immer. In plötzlich ausbrechendem Kriege hat nicht das Wert, was ich später in die Hand bekomme, sondern nur das, was an Kampfmitteln in meiner Hand bereits ist. Die Handelsflotte war außerdem seit 1880 gewaltig angewachsen, es waren Kolonialerwerbungen hinzugetreten und große Kapitalien waren im ausländischen Handel thätig. Die Kriegsflotte genügte nicht mehr den Anforderungen, welche der Schutz hierfür gebieterisch verlangte. Für den Kriegsfall müßten sich diese Anforderungen erhöhen. Besonders auch mit Rücksicht auf die Gefahren einer engen Blockade unserer Küsten. Im Juli 1889 trat General von Caprivi als Chef der Admiralität zurück. An die Spitze der Marine traten von nun an Seeoffiziere. Während Caprivis Amtsdauer hatte die Flotte den Verlust der Brigg Undine und der alten Korvette Augusta zu beklagen. Gegen Ende seiner Amtsdauer war 1888 der Aufstand in Ostafrika ausgebrochen. Unruhen in Samoa traten hinzu und 1889 gingen daselbst Adler und Eber im Orkan verloren. Der Bestand der Marine 1897 wies nur 5 Panzerschiffe I. Klasse, 3 Panzerschiffe II. Klasse und 7 Panzerschiffe III. Klasse, sowie 8 Küstenpanzer nach. Davon waren einzelne gänzlich veraltet und einige im Umbau. Panzerkanonenboote waren 13 vorhanden, dagegen 11 Torpedodivisionsboote, 108 Torpedoboote I. Klasse, 6 Torpedoboote II. Klasse und 2 White-Boote. Von 1900 an ist man zu einer starken Vermehrung der Schlachtflotte geschritten. Für das schwergepanzerte Schlachtschiff hat man wiederum den Namen „Linienschiff" eingeführt. Statt der alten Bezeichnung „Fregatten" und „Korvetten" sagt man neuerdings „Kreuzer" und unterscheidet dabei „große Kreuzer" und „kleine Kreuzer", sowie „Panzerkreuzer", „geschützte" und „ungeschützte" Kreuzer.




Die Takuforts

Am 16. Juni 1900 hatte das Kanonenboot Iltis einen ruhmreichen Anteil an der Eroberung der Takuforts genommen. Es war auf der ostasiatischen Station angelangt, um den Dienst für das im Sturm untergegangene ältere Kanonenboot Iltis zu übernehmen. In dem Kampfe um die Takuforts lagen die Kanonenboote der verschiedenen Nationen zuerst oberhalb der Forts. Dies waren: Algerine, engl. (A), Iltis, deutsch (J), Bobr, russ. (B), Lion, franz. (L), Koreetz, russ. (K), Gillak, russ. (G), Fame und Witing, engl. (F und W) und Atago, japan. (A in Position I). Nachdem den Chinesen ein Ultimatum gestellt war, wurde im Falle der Ablehnung beschlossen: Zuerst das NW-Fort zu beschießen, so daß das Landungskorps vom Bahnhof aus das Fort erstürmen könne. Das Landungs-

korps (LC) erstürmte später das Fort auch von seinem Standpunkt aus. Fame und Witing hatten die chinesischen Torpedoboote (T) zu nehmen. In I wurde dieses von W und F ausgeführt. Atago in A hatte den Bahnhof zu überwachen, weil man das Herannahen chinesischer Truppentransporte erwartete. Die Boote, welche die Landungstruppen der Nationen (LC) an Land gesetzt hatten, erhielten Befehl, im Feuerlee den Kanonenbooten zu folgen, um nach Eroberung von N- und NW-Fort die Truppen des LC nach dem Südufer zum Sturm auf das S-Fort überzusetzen. Um 12 Uhr 50 Min. begann ein allgemeines Feuer der Chinesen als Antwort auf das Ultimatum. Um 1 Uhr 25 Min. warf Iltis vom Bollwerk los (I) und dampfte stromabwärts. Die chinesischen Torpedoboote T fand er im Vorbeidampfen bereits genommen. Lion in I folgte Iltis kurz nachdem dieser passiert hatte. Die anderen Kanonenboote hatten sich gleichfalls in Bewegung gesetzt, nur Atago war beim Bahnhof geblieben. Um 2 Uhr waren alle Fahrzeuge auf ihrer Gefechtsstation II angelangt: Am weitesten nach außen Algerine (A), dann Iltis (J), Bobre (B), Lion (L), Koreetz (K) und Gillak (G). Wegen der Dunkelheit feuert Iltis bis $3^1/_2$ Uhr nur langsam und in Pausen. Gillak wird mehrfach getroffen und begann nach einiger Zeit Wasser zu machen. Zwischen 3 Uhr 15 Min. und 3 Uhr 45 Min. wurde gegen das NW-Fort nicht mehr geschossen, da man glaubte, es sei zum Schweigen gebracht. Es erwies sich dies jedoch als Irrtum. Erst um 4 Uhr 45 Min. konnte dem LC das Signal zum Sturm gegeben werden. Indessen wurde der Iltis vom S-Fort aus stark beschossen und erlitt vielfach Beschädigungen. Um 5 Uhr 13 Min. lichten Iltis und Algerine Anker und steuern nach Position III. Um 5 Uhr 35 Min. hatte das LC das NW-Fort genommen und schickte sich zum Sturm auf das N-Fort an. Iltis richtet sein Feuer zuerst speziell gegen dieses. Da dasselbe nicht antwortet, so bekämpft das Kanonenboot hierauf das S-Fort. Um 5 Uhr 45 Min. fiel an Bord des Iltis der Oberleutnant Hellmann und litt überhaupt das Schiff stark von dem Feuer des S-Forts. Um 6 Uhr ankert Algerine in III und der Iltis passiert dieselbe, um weiter draußen noch in J III gleichfalls zu ankern. Um diese Zeit wurde Kapitän Lans verwundet. Zwei von den russischen Schiffen und Lion folgen gleichfalls nach III. Iltis bestreicht nun das S-Fort der Länge nach, so daß ein Pulvermagazin zur Explosion gebracht wird. An Stelle von Kapitän Lans hat der Oberleutnant Lommatsch Edler von Waffenstein das Kommando übernommen. Das N-Fort wurde vom Landungskorps nunmehr gleichfalls genommen, seine Kanonen konnten zum Teil sofort gegen das S-Fort gerichtet werden. Dann wurde das Landungskorps über den Fluß gesetzt und konnte auch das S-Fort besetzen. Die Chinesen ergriffen auch hier die Flucht. Der Iltis hatte 7 Tote und 12 Verwundete in diesem Gefecht. Der ganze Kampf hat insofern ein sehr bemerkenswertes Resultat geliefert, als eine geringe Zahl schwacher Kanonenboote moderne Festungswerke mit schwerer, moderner Armierung niedergekämpft hatten. Dabei fiel freilich auch dem Landungskorps ein großer Antheil an dem Erfolg zu.

In Betreff der österreichischen und italienischen Marine können wir uns kurz fassen. Erstere verdankt ihre Entwickelung der Erwerbung von Venedig im Jahre 1814. Aus den Arsenalen der alten Lagunenstadt wurden übernommen: 4 Linienschiffe, 2 Fregatten, 2 Korvetten, 7 Briggs, 1 Yacht, 7 Kanonenboote, 4 Bombarden, 22 Avisos und kleinere Fahrzeuge. Im Bau befanden sich 6 Linienschiffe, 5 Fregatten und 6 Briggs.

Der Stand der österreichischen Flotte 1857 war: 1 Schraubenlinienschiff, 3 Schrauben-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fregatten, 5 Segelfregatten, 2 Schrauben- und 5 Segelkorvetten, 11 Raddampfer, 7 Briggs, 10 Schoner, 1 Bombarde und 52 Avisos und Kanonenboote.

Im Januar 1862 waren bereits vorhanden: 2 Panzerschiffe im Bau, 1 Schraubenlinienschiff, 3 Schraubenfregatten, 2 Korvetten, 13 Kanonenboote, 13 Raddampfer, 3 Segelfregatten, 3 Segelkorvetten, 4 Briggs, 3 Schoner, 11 kleinere Fahrzeuge und 45 Fahrzeuge der Lagunenflottille.

Am 9. Mai 1864 hatten die österreichischen Fregatten Schwarzenberg und Radetzky im Verein mit den preußischen Kanonenbooten Blitz und Basilisk, sowie dem Aviso Adler ein heftiges Gefecht gegen die dänischen Fregatten Niels Juel, Jilland und die Korvette Heimdal zu bestehen.

Am 20. Juli 1866 erfocht die österreichische Flotte einen glänzenden Sieg über die italienische bei Lissa. Da dieser oft genug geschildert wurde, so wollen wir auf eine neue Schilderung desselben hier verzichten.

Im Jahre 1884 waren vorhanden 11 Panzerschiffe und 20 Kreuzer. Das Jahr 1897 weist nach: Panzerschiffe 13, Rammkreuzer 4, davon 1 im Bau, Torpedokreuzer 2, Torpedoschiffe 7, Torpedofahrzeuge 7, Hochseetorpedoboote 2, Torpedoboote I. Kl. 24, II. Kl. 31, III. Kl. 7.

Die italienische Marine ist entstanden aus Verschmelzung der sardinischen und neapolitanischen Flotte, teilweise auch wohl aus den Resten der päpstlichen.

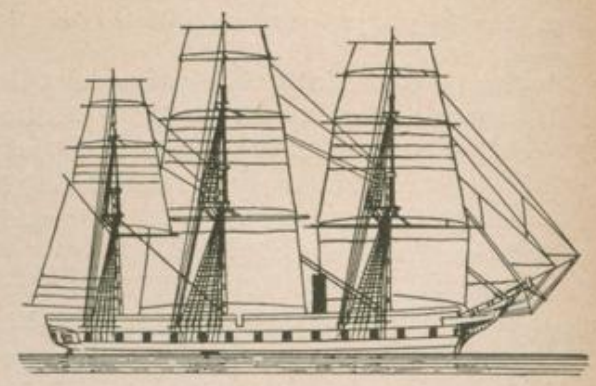
Von 1877—1888 sollte als Flottenstärke erreicht werden: 16 Schlachtschiffe I. Kl., 10 Schiffe II. Kl., 20 Schiffe III. Kl., 14 Transportschiffe und 12 Hafenschiffe — eine sehr ansehnliche Flottenmacht. Italien ging allen anderen Nationen mit dem Bau sehr großer Schlachtschiffe voran. Im Jahre 1897 erreichte die italienische Marine folgenden Bestand: Schiffe I. Kl. = 12, Schiffe II. Kl. = 2, Schiffe III. Kl. = 6, Schiffe IV. Kl. = 5, Schiffe V. Kl. = 9, Schiffe VI. Kl. = 15, Schiffe VII. Kl. = 2, Torpedoboote I. Kl = 5, II. Kl. = 95, III. Kl. = 38, IV. Kl. = 10, Whitebarkassen = 13. Von den Schiffen I. Kl. gehören viele den erwähnten sehr großen Schiffstypen an. Wenn auch ihre Bauart jetzt wieder veraltet sein mag, so repräsentieren sie doch noch immer einen bedeutenden Gefechtswert.

---

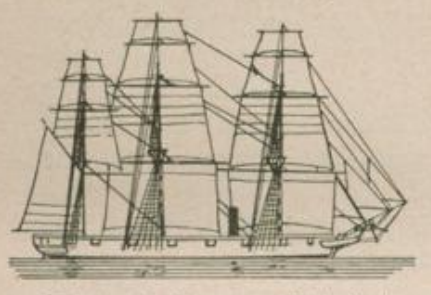
Zum Schluß wollen wir einen kurzen Überblick über die Entwicklung der Seestreitmittel bis in unsere Zeit hinein geben, und zwar von Einführung des Dampfes an. Mit den Raddampfern hatte der Dampf seinen Einzug begonnen. Bei den kleineren Schiffen wie Fregatten, Korvetten und Avisos hatte die Anwendung von Schaufelrädern auch keine Schwierigkeit gemacht. Man war sich freilich dabei nicht im Unklaren darüber geblieben, daß Schaufelräder und Maschinen sehr ungeschützt waren. Einem Linienschiff wagte man deshalb nicht, eine Raddampfmaschine zu geben. Die Räder würden noch verletzlicher durch ihre Dimensionen geworden sein. Als Beispiel einer preußischen Raddampfkorvette geben wir das Bild der preußischen Korvette Danzig. Das erste Schraubenlinienschiff wurde in Frankreich 1852 gebaut. Die unter Wasser liegende Schraube und Maschine erwiesen sich als praktischer. Bald baute man in allen Marinen Schraubendampfer. In der preußischen Marine wurden die gedeckten Korvetten und Glattdeckskorvetten, wie sie die Bilder Elisabeth und Medusa zeigen, eingeführt. Nach den Erfolgen der Panzerbatterien vor Kinburn nahm

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

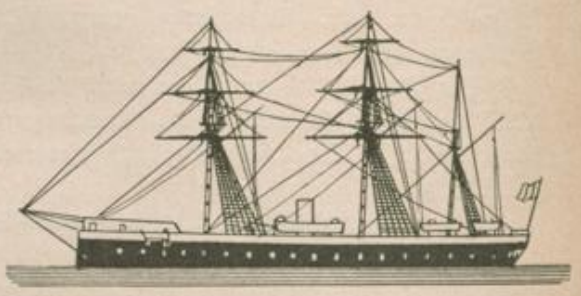
Rad-Korvette Danzig



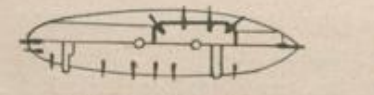
Gedeckte Korvette Elisabeth



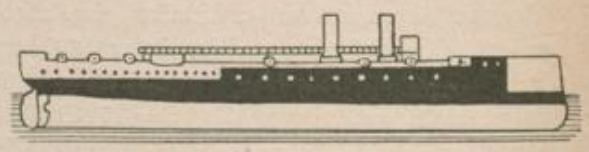
Glattdecke-Korvette „Madusa"



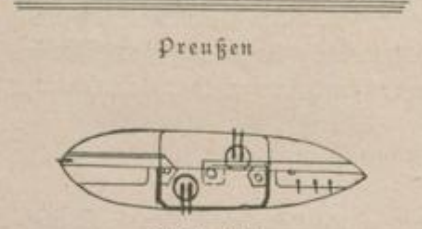
La Gloire



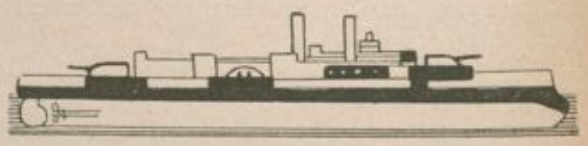
Kaiser-Deckplan



König Wilhelm



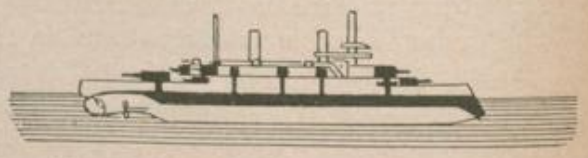
Preußen



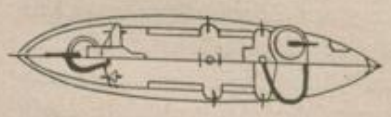
Brandenburg-Klasse



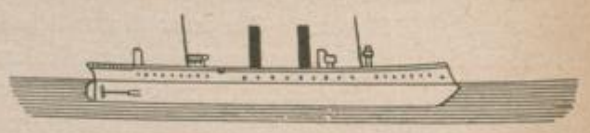
Inflexible



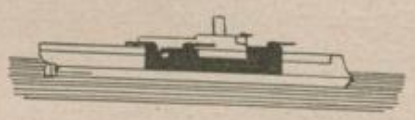
Kaiser Friedrich III.



Siegfried



Kleiner Kreuzer „Blitz"



Baden

man in Amerika den Bau des Monitors und Merrimac in Angriff, während man schon 1859 in Frankreich die Panzerfregatte Gloire fertig gestellt hatte. Gloire war ein gepanzertes Holzschiff. In England wich man vom Holzbau ab. Die 1861 gebaute Panzerfregatte Warrior war aus Eisen konstruiert. Beide Schiffe gehörten dem alten Breitseittypus an. Von vorne bis hinten und bis 2 m unter die Wasserlinie waren diese Schiffe gepanzert (siehe das Bild der Gloire). Die gepanzerten Stellen sind in allen Zeichnungen schwarz gehalten. Man behielt vollständige Takelage bei und führte nach und nach die Ramme oder den Sporn wieder ein. Der Kampf zwischen Geschütz und Panzer brachte weitere Wandlung. Statt vieler leichter Kanonen wurden wenige panzerbrechende Geschütze aufgestellt. Die Batterie wurde deshalb kleiner, d. h. kürzer. Diese kleinere Batterie wurde gepanzert und nach vorn und hinten durch ein querstehendes Panzerschott geschützt. Die Wasserlinie blieb völlig gepanzert (siehe das Bild des König Wilhelm). Um möglichst nach vorne schießen zu können, ließ man hiernach die Batterie über die Bordwand vortreten, schrägte die vorderen Ecken ab und baute die Pforten ein. Dies geht aus dem Decksplan des Kaisers hervor. Die Batterie wurde vielfach mit den Namen „Kasematte“ bezeichnet. Wie der Plan zeigt, bestrebte man sich auch am hinteren Ende möglichst in der Kielrichtung schießen zu können. Dieses Bestreben, möglichst nach allen Seiten „Rundfeuer“ geben zu wollen, führte zur Erbauung von „Turmschiffen“, d. h. Schiffe mit drehbaren gepanzerten Türmen. Die Drehtürme standen hinter Panzerschutz, die Wasserlinie (siehe Preußen) war gleichfalls gepanzert, die volle Takelage blieb beibehalten. Bei der Preußen standen die Türme hintereinander. Bei anderen Schiffen, z. B. bei Inflexible, ordnete man die Türme diagonal an. Damit war allerdings die Möglichkeit geboten nach allen Seiten hin möglichst viel Geschütze richten zu können. Die drehbaren Türme hatten einen Nachteil: Turm und Geschütze drin waren fast unbrauchbar, wenn ein unglücklicher Schuß den Drehmechanismus zerstört hatte. Man führte deshalb feste Türme ein. Beweglich blieb nur das Geschütz, allenfalls durch eine bewegliche Panzerhaube geschützt. Diese festen Türme „Barbette-Türme“ genannt, wurden verschiedenfach angeordnet, beispielsweise so wie bei dem Küstenpanzer Siegfried. Die oben oft ganz offenen Barbettetürme werden hier nebeneinanderstehend zu einer Art Kasematte vereinigt. Die Wasserlinie ist dabei entweder ganz, oder nur teilweise gepanzert. Hiernach erweiterte man auch die Barbettetürme zu Barbettekasematten wie bei dem Panzerschiff Baden. Die Geschütze feuern bei allen Barbettekonstruktionen einfach „über Bank“, wie bei einem Festungswall, nur daß der Panzer an Stelle des Erdwalles tritt. Die neueren Panzerschiffe haben auch dies wieder aufgegeben und suchen die Barbettetürme in verschiedenartigster Weise anzuordnen, bald neben- und übereinander, bald hintereinander. Man hat gleichzeitig allgemein für die großen Schlachtschiffe den Namen „Linienschiffe“ wieder eingeführt. An Tonnengehalt waren die alten Linienschiffe bedeutend kleiner. Ihre Geschützzahl war größer. Die Wirkung der wenigen schweren Kanonen unserer Zeit ist jedoch eine viel gewaltigere wie bei einer Breitseite von einem alten Dreidecker. Bei dem Linienschiff Brandenburg (siehe Bild) finden wir 3 Barbettetürme à 2 Kanonen hintereinander auf Deck verteilt. Eine Anzahl leichterer Geschütze (mittlere Artillerie) ist durch schwächeren Panzerschutz gedeckt. Die Wasserlinie ist oft nur teilweise gepanzert. Man unterscheidet jetzt bei Armierung eines Schiffes leichtere, mittlere und schwere Artillerie. Die leichte Artillerie umfaßt die Maschinengewehre, die 3,7 Maschinenkanonen, die 5 cm und 8,8 cm Schnellladekanonen. Zur mittleren Artillerie werden die 10,5 cm, 12 cm und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

15 cm Schnellladekanonen gerechnet. Alle schwereren Kaliber gehören der schweren Artillerie an. Ihren Anordnungen an Bord wird wesentlich dadurch erleichtert, daß man die Takelage zu Segelzwecken völlig abgeschafft hat. Als Beispiel für neueste Geschützaufstellung geben wir das Bild des Linienschiffes Kaiser Friedrich III. Im Innern der Schiffe hat man seit einiger Zeit begonnen die Maschinen- und Munitionsräume durch Panzerdecke zu schützen. Man brachte auch „Splitterdecke" darunter an und versucht durch sogenannte Kofferdämme ein selbstthätiges Schließen der Kugellöcher zu erzielen. Der Munitionstransport findet gleichfalls unter Panzerschutz statt.

Eine Flotte von Linienschiffen bedarf in See schneller Aufklärungsschiffe. In alter Zeit waren dies die Fregatten, von Nelson deshalb „Augen der Flotte" genannt. Die neueste Zeit führte für die Fregatten und Korvetten den Sammelnamen „Kreuzer" ein. Es

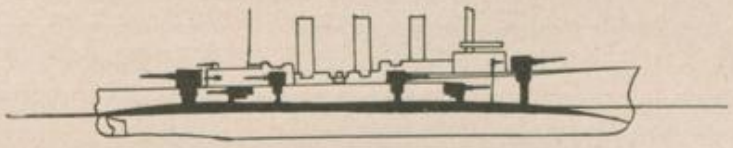
Großer Kreuzer „Kaiserin Augusta"

sind dies immer schnelle Schiffe, welche „große Kreuzer" heißen, wenn sie über 5000 Tons groß sind, wie z. B. die Kaiserin Augusta. Bei geringerem Tonnengehalt nennt man sie „kleine Kreuzer". Hauptsächlich aber unterscheidet man: 1. Panzerkreuzer. Bei denselben ist die Wasserlinie und ein Teil der Artillerie durch Panzer geschützt. Panzer- und Splitterdecke treten hinzu, wie z. B. bei Fürst Bismarck. 2. Panzerdeckkreuzer. Hier wird nur ein kleiner Teil der Artillerie durch Panzer geschützt, dagegen ist ein (horizontales) Panzerdeck vorhanden. Siehe das Bild der Freya. 3. Ungeschützte Kreuzer. Bei denselben fällt jeder Panzerschutz fort, wie z. B. bei dem „kleinen Kreuzer" „Blitz".

Der Entwicklung der Artillerie haben wir bis jetzt nur gelegentlich gedacht. Sie folgt im allgemeinen überhaupt der Vervollkommnung der Schußwaffen. Wie bereits erwähnt, hat man Beweise dafür, daß an Bord gleichfalls sehr früh Hinterladungskanonen versucht wurden. Hiervon kam man jedoch bald wieder ab, wenigstens für die schwere Artillerie. Allgemein wurde eine Armierung mit glatten Vorderladern angenommen, und zwar so, daß

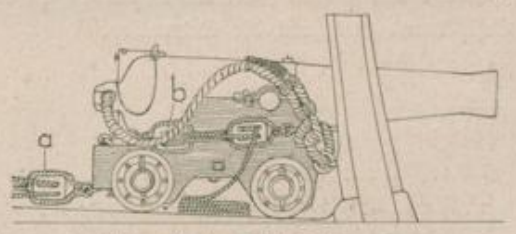
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

die schwersten Kanonen in den untersten Batterien standen. Man schoß mit Vollkugeln, Ketten- und Stangenkugeln und machte reichlich Gebrauch von dem Kartäschfeuer. Eine „Einholtalje“ (a) diente dazu, das Geschütz mit seiner Mündung innerhalb des Schiffes

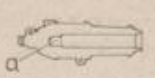


Großer Kreuzer „Freya“

zu bringen, um es zu laden. Eine „Seitentalje“ (b) auf jeder Seite brachte das geladene Geschütz wieder zu Bord und half beim Nehmen der Seitenrichtung. Von 1779 an bediente man sich auf kurzer Entfernung der „Karronaden“, kurzer Kanonenrohre, welche als Kammergeschütze eingerichtet waren, also am Seelenboden eine Kammer (a) für die kleine Pulverladung hatten. Die Karronaden wurden später verdrängt durch die Bombenkanonen. Diese erhielten durch Abrundung ihres Seelenbodens auch eine Art Kammer (a) und waren zum Feuern mit Vollkugeln und Granaten eingerichtet. In unserer preußischen Marine wurden als schwerste Bombenkanonen 68-Pfünder geführt. Um eine Vereinfachung der Munition herbeizuführen, suchte man ein einheitliches Kaliber dadurch zu erhalten, daß man einem Linienschiffe in der untersten Batterie entweder 68-Pfünder oder „36-Pfünder No. I“ gab. Alle übrigen Kanonen waren ebenfalls 36-Pfünder, aber je höher die Batterie lag, worin sie standen, desto kürzer machte man die Rohre, so daß man 36-Pfünder No. I—IV hatte. Nach den Bombenkanonen begann die Einführung der gezogenen Geschütze. Fast gleichzeitig traten Kolbenverschluß und Flachkeilverschluß auf. Letzterer wurde durch den Rundkeilverschluß sehr bald verdrängt. Die Geschützrohre nahmen durch ringförmige Verstärkungen die Form der „Ringkanonen“ an. Auch diese haben neuerdings Umwandlungen erfahren. Die alten Ringkanonen waren verhältnismäßig kurz, jedoch hat man in den letzten Jahrzehnten Geschützrohre von bedeutend größerer Länge bis zu 40 Kalibern hergestellt. Ein solches Rohr ist in dem Turmgeschütz dargestellt. Auch die Feuergeschwindigkeit ist durch Einführung von Schnellladeeinrichtung bedeutend erhöht worden. Die zweite Waffe der Schiffe, die Ramme, hat eine Zeit lang fast als Hauptwaffe gegolten, doch ist man bereits wieder von ihrer Wichtigkeit zurückgekommen. Man mißt ihr nur noch den Wert einer Gelegenheitswaffe zu.

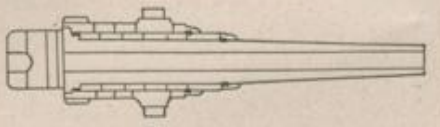



Alte glatte Schiffskanone




Karronade

Bombenkanone 36 Ker. Nr. IV



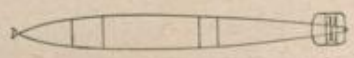
Gezogenes modernes Ringrohr



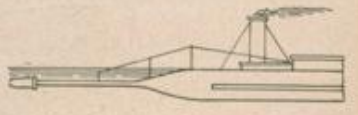
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eine größere Rolle im Seekriege spielen Seeminen und Torpedos. Nach neueren Begriffen macht man zwischen beiden folgenden Unterschied: Eine Seemiene ist immer ein fest verankertes Gefäß mit einem Sprengstoff. Bei Berührung dieses Gefäßes mit dem Boden eines feindlichen Schiffes soll Explosion und Zerstörung des anstoßenden Schiffes erfolgen. Bei einem Torpedo ist das Gefäß mit der Sprengladung nicht verankert. Es ist vielmehr in Bewegung, und zwar entweder als Stangentorpedo im Bug eines Fahrzeuges, oder in dem sogenannten

Galvanische Schlagmine
Nach Bloch, „Der Seekrieg"



Fisch-Torpedo



Stangen-Torpedo

„Kopf" eines Fischtorpedos. Letzterer wird von Bord der großen Schiffe oder von Torpedobooten aus mit Hilfe komprimierter Luft ins Wasser geschleudert und setzt alsdann mit einer eigenen Maschine — Doppelschrauben — seinen Weg durch das Wasser und gegen das feindliche Schiff fort. Der Anstoß des Kopfes oder des Stangentorpedos an der feindlichen Schiffswand verursacht die Detonation.

* * *

Einfahrt des Torpedo-Divisionsbootes in die Hafenmole
Nach einer Photographie des Reichs-Marine-Amts

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In Bezug auf die Taktik der Dampfflotten verweisen wir darauf, daß sie von dem Winde unabhängig ist. Es treten demnach ähnliche Formationen, wie im Anfang des Buches

Kruppsche 8,8 cm Schnellladekanone
Nach einer Photographie des Reichs-Marine-Amts

gezeigt worden sind, auf: Kiellinien, Dwarslinien, Staffeln und Keil. Sind mehrere Geschwader zu einer Flotte vereinigt, so werden die ganzen Geschwader mit ihren Divisionen

Kruppsche 15 cm Schnellladekanone
Nach einer Photographie des Reichs-Marine-Amts

gewissermaßen als einzelne Schiffe betrachtet, so daß man von einer „Flottendwarslinie" spricht, wenn verschiedene Geschwader in irgend welchen Formationen so nebeneinander fahren, das die Flaggschiffe in Dwarslinie befindlich sind.



Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Für die Kriegsführung zur See haben sich neue Grundsätze herausgebildet. In erster Linie machen sich dieselben bei dem Befolgen einer strengeren Neutralität geltend. Die Lieferung von Kriegsschiffen an irgend eine im Kriege befindliche Seemacht wurde durch die Alabamafrage als unstatthaft und völkerrechtswidrig bezeichnet. Die Kohle wird jetzt als Kriegsmaterial und Kampfmittel angesehen. Kriegsschiffe auf dem Kriegspfade erhalten in neutralen Häfen keine Kohlen mehr. Sie müssen sich auf hoher See durch eigene Transporter versorgen lassen, oder müssen in ihren Kolonien eigene Kohlenlager besitzen. Dadurch werden alle Seemächte darauf hingewiesen, Kohlenstationen als Stützpunkte ihrer Flottenoperationen anzulegen.

Turmgeschütz
Nach einer Photographie des Reichs-Marine-Amts

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Überseekriege bis zur Gegenwart

## 14. Das innere Wesen der älteren Überseekriege

Mehr noch als in dem Ringen mit einem benachbarten Rivalen, sei es zu Lande oder zu Wasser, liegt den Überseekriegen als kulturelle Anregung ein charakteristischer Zug des Wirtschaftslebens zu Grunde. Kriege mit benachbarten Völkern können infolge der Launen der Herrscher, infolge Streitigkeiten der Staatshäupter, infolge Unklarheiten der Grenzbestimmung, infolge der Verschiebung der politischen Macht erfolgen. Das sind alles mehr oder weniger äußere Gründe, welche allerdings oft genug wirtschaftliche Differenzen zum Ausgleich bringen, die aber dennoch besonders in früherer Zeit bei benachbarten Völkern öfter und klarer in den Vordergrund treten als die Grundzüge der wirtschaftlichen Bedürfnisse und Schwankungen.

Dem Ursprunge des Überseekrieges liegt ein gewisser Abenteurersinn zu Grunde. Die Beweglichkeit zur See, die Entdeckung jenseits des Meeres gelegener, in irgend einer Hinsicht reicher Länder birgt den verlockenden Keim, der sich zum Raubzuge ausbildet. Wir können derartigen Entwicklungsgang schon im Altertume im Mittelmeere bemerken, und es ist sicher, daß der Entwicklung der kolonialen Pflanzstätte, sowohl der griechischen als der phönizischen Stämme, ein fröhliches Raubzugleben voranging. Der große Überseekrieg des Altertumes, der punische Krieg (siehe S. 346 und 690 ꝛc.) stellt dagegen schon die höhere, resp. jüngere Form des Überseekrieges dar. Es ist nicht mehr das rohe Trachten nach Bereicherung, sondern es ist ein wirtschaftlicher Zwang, die Notwendigkeit, die Vorherrschaft in den Meeren festzustellen, welche diesen Krieg zur Folge hat. Und just so ist es in unserm nordischen Altertume. Die ersten Züge der alten Wikinger und Normannen waren waren einfache Raub- und Plünderungskriege. Erst langsam, als die Balance des wirtschaftlichen Ausgleichs hergestellt war, drängte sich die Frage der wirtschaftlichen Vorherrschaft in den Vordergrund und wurde derart die jüngere und höhere Form der Überseekriege gezeitigt.

Die typischste Form derartigen Entwicklungsganges liegt aber nicht im fernen Altertume, sondern im Beginne der Neuzeit. Alle Verhältnisse waren größer und großartiger geworden. Nicht ein Staat mehr hatte die alleinige Vorherrschaft in Europa, sondern viele Staaten waren mächtig aufgeblüht. Nicht kleine Meere mehr trennten das bekannte Heimat-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

land von der Welt des Unbekannten: Christoph Columbus hatte die Welt erkennen gelehrt, daß sich im Westen ein gewaltiges Meer, ein Ozean erstreckt, welcher nicht an einer kulturtoten Küste endet, sondern zu einem reichen Lande hinüberführt. Und Vasko de Gama hatte in kühnem Mute das Werk der Umschiffung Afrikas, die Eröffnung des indischen Ozeans vollendet.

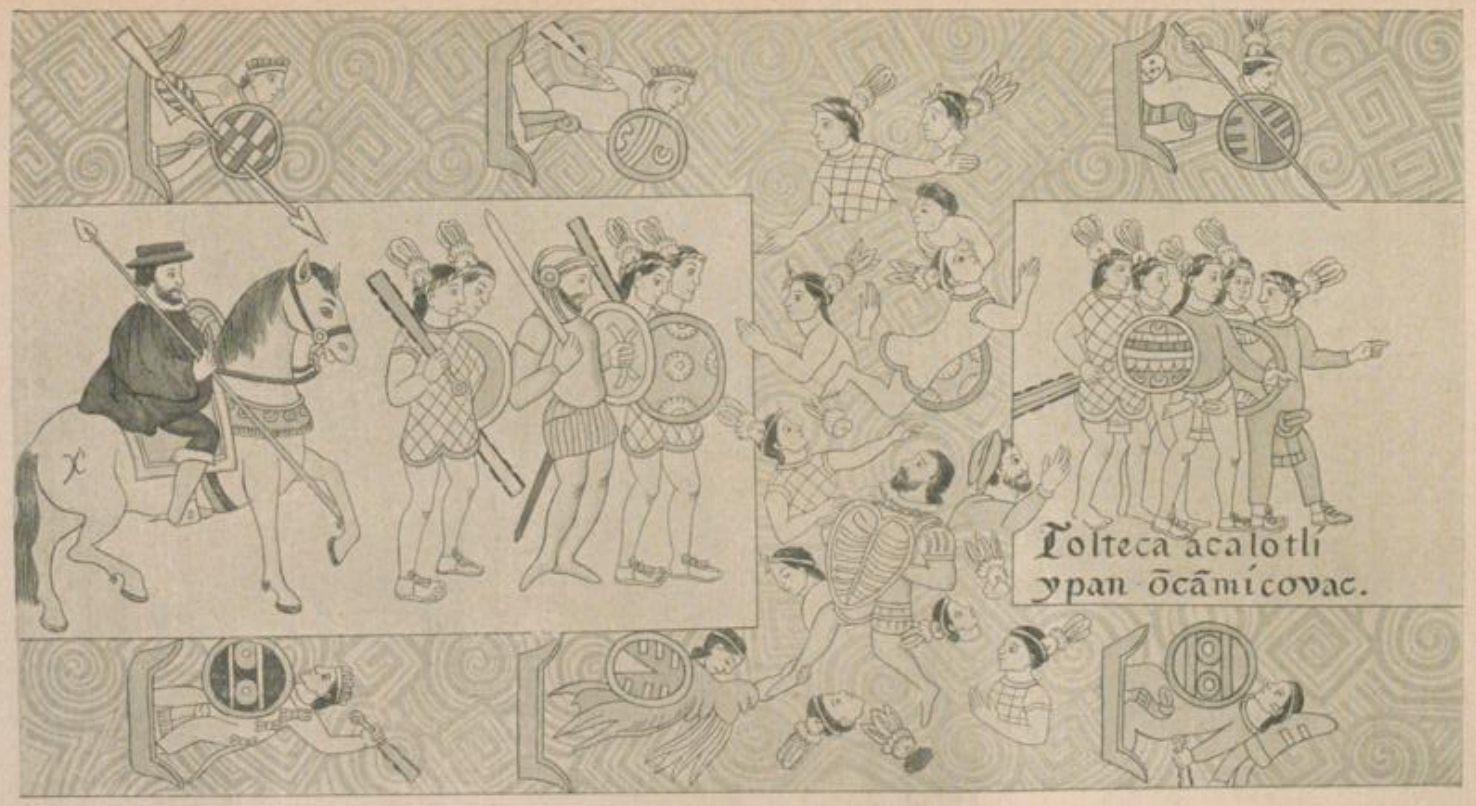
Da war es zum dritten Male, daß, seit die Kultur in Europa ihre Hochburg gründete, die Menschheit gewaltig aufgeregt wurde in ihrem Abenteurersinne und in ihrem Sehnen nach fremden Schätzen. Erst hatte sich ein Mittelmeer, dann später ein reich gegliedertes Nordmeer erschlossen. Das alles war einst fremd gewesen und jetzt gut bekannt und im Austausch der Güter ausgeglichen. Aber nun waren es gewaltige Ozeane, nun waren es die Flächen der Ausdehnungsmöglichkeit des Menschen auf der Erde überhaupt, die sich dem Geiste des Menschen erschlossen. Was Wunder, daß sich da alle Leidenschaften des Abenteurertumes und der Beutelust mit einem Schlage unendlich gewaltig entwickelten, daß, was vordem der Menschheit ein verhältnismäßig schwaches Entwicklungsfeuer, eine immerhin nur kleine Triebkraft war, daß sich das jetzt zu einer leidenschaftlichen Bedeutung entwickelte, die aller vorhergehenden Entwicklung spottete und deren mächtiges Auflodern an verzehrender Kraft auch nie wieder seinesgleichen gefunden hat!

Die ersten Überseekriege älterer Form im Beginne der Neuzeit sind unter dem Namen der Konquistadorenkriege bekannt. Die Geschichte feiert sie heute noch in den Namen eines Ferdinand Cortez, Franzisco Pizarro. Man spricht im allgemeinen nur von den Konquistadoren in Amerika; man sollte auch von denen in Afrika sprechen; denn die Thaten der portugiesischen Führer im Reiche Kongo entsprechen an innerem Wesen und in äußerer Form vollkommen dem der spanischen Eroberer in Amerika.

Zweierlei ist außerordentlich bezeichnend für den Typus dieser älteren Raubzüge: Unter den spanischen Konquistadoren Amerikas leuchten Namen, die mit keiner Nachricht von einer Herkunft und einer europäischen Blüte verbunden sind. Man kennt nicht einmal das Geburtsdatum eines Francisko Pizarro. Man weiß nur, daß es der liederliche Sohn eines Obristen und einer Person niederen Standes in Spanien war. Das ist eben der typische Zug des Abenteurers, des Mannes, der jenseits der Meere eine Existenz, einen Tummelplatz seiner gewaltigen Thatenlust sucht. Männer, die daheim eine sichere Stellung haben, die einen guten Namen zu vertreten haben, sind unter jenen Räuberhäuptlingen seltener als die, die mit dem va banque in die Welt des Ungewissen hinausziehen.

Und das zweite Merkmal erkenne ich in den Bildern des gekreuzigten Christus und der heiligen Maria, welche überall in den Zügen der Konquistadoren mitgeführt wurden. Seit die Welt sich gewöhnt hatte, ein Kredit und Debet des Guten und Bösen in den Handlungen des einzelnen und im allgemeinen zu führen, seit eine christliche Moral bis in die innersten Fasern des Menschen- und Völkerdenkens eingedrungen war, legte jeder einzelne und legte jeder Staat notgedrungen ein Gewicht darauf, den Anschein des Raubes und des Raubmordes zu vermeiden. Deshalb wurden gerade da, wo die Leidenschaft am rohesten und gemeinsten aller christlichen Anschauung spottete, die Paladien der „Handlung im Dienste einer höheren Macht“ um so krampfhafter als Aushängeschild vorangetragen. Und die Leute bedurften derartiger Paladien nicht nur der Welt, sondern ihres eigenen Gewissens wegen. Wenn man überall damals und später noch schrie: „Wir thun das ja alles nur, um die Feinde der Kirche und unseres Glaubens auszurotten und die Eingeborenen zur

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main




Blatt 18, erster Teil der Lienzo de Tlazcala

Rückzug der Spanier und ihrer Verbündeten aus Tenochtitlan (Fortsetzung des Blattes Seite 793)

Diese Abbildung sowie die folgende sind Reproduktionen der aztekischen Zeichnungen des sogenannten „Lienzo de Tlazcala“ Das Original war eine fast 6 Ellen lange und $2^1/_2$ Ellen breite Leinewand, auf der mit Wasserfarben die Ereignisse der Eroberung Mexikos, soweit die Tlazcalaner als Bundesgenossen der Spanier teilgenommen hatten. Die Entstehung fällt in das 16. Jahr. Eine Reproduktion des in der Revolution nach dem Sturze Kaiser Maximilians verloren gegangenen Originales wurde von der Junta Colombina de Mexico vervielfertigt und danach sind unsere Bilder hergestellt

Bekehrung zu zwingen!", wenn die Krieger der Konquistadoren vor jeder Schlacht das Knie vor dem Allmächtigen und der Jungfrau Maria beugten, dann geschah das, um dieser gewaltigen, leidenschaftlichen Abenteurerlust ein moralisches Gerüst zu verleihen.

Dieser Grundzug des Vorschiebens ethischer Beweggründe für Raub- und Eroberungszüge ist nicht mit den Konquistadoren verschwunden. Es ist noch nicht sehr lange her, daß europäische Nationen Kriege zur Unterwerfung von Eingeborenen und zur Aneignung von Landbesitz unternommen haben mit der Begründung: „Wir haben die Aufgabe und die Pflicht, die höhere Kultur zu den niederen Völkern zu tragen." Das ist noch nicht so sehr lange her! Und dieser Schutzschild wird immer in der Geschichte als ein wesentlicher Charakterzug der Überseekriege älterer Form und einer gewissen ethischen Kraftlosigkeit bezeichnet werden.

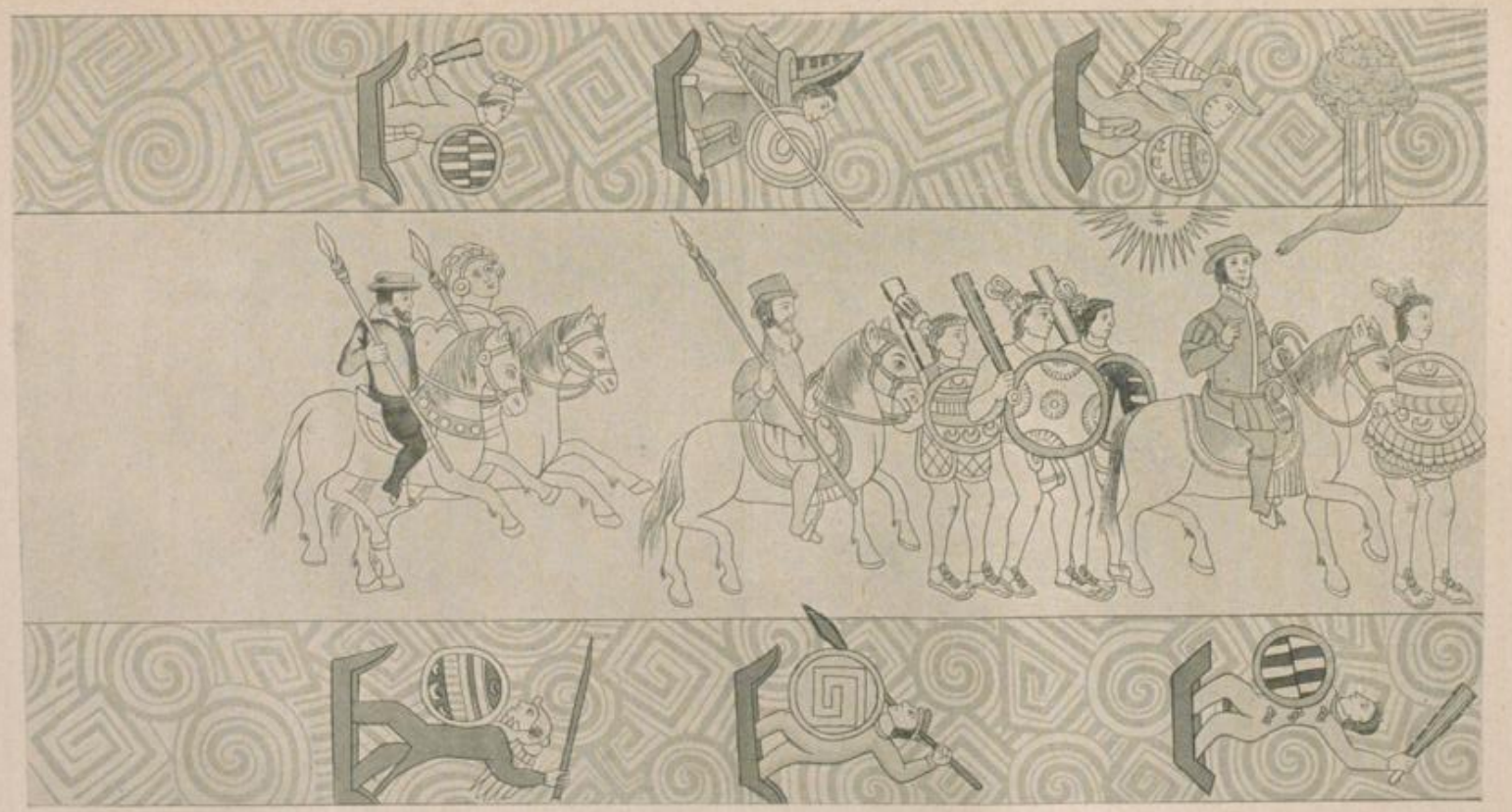
Die beiden berühmtesten Konquistadorenkriege sind die des Fernando Cortez gegen Mexiko und die des Francisko Pizarro gegen den Inkastaat. Sie haben viel gemeinsam. Im Vordergrunde steht vor allem die „Belehnung des Rechtes, die Eroberung auszuführen" durch den Kaiser. Der Kaiser stellte die kriegerische Ausrüstung und er verlangte dafür einen bestimmten Prozentsatz von dem Golde, welches den Eingeborenen entrissen wurde. Der Rest des Goldes wurde unter die Anführer und unter die Truppen verteilt und zwar erhielt ein Reiter doppelt so viel als ein Fußsoldat.

Wie bezeichnend ist diese habsüchtige Beleihungsform durch den Kaiser! Der echte Überseekrieg älterer Art.

Dabei wollen wir aber einen Unterschied ziehen. Als Cortez in Tenochtitlan, der Hauptstadt Mexikos, (siehe die beifolgenden Bilder) einzog, geschah dies mit Würde. Es ist vielerlei auf seinem Zuge vorgekommen, was wir mit dem Maßstabe der heutigen Kritik als menschenwürdig nicht bezeichnen. Vor allen Dingen war die rohe Behandlung der religiösen Instinkte der Eingeborenen und die rücksichtslose Vernichtung der Kultur dieser Völker nichts weniger als human — nach unseren Begriffen. Aber nach damaliger Zeit und unter dem Paladium einer herrschsüchtigen Kirche war das ganz in der Ordnung. Dagegen war der Zug des Pizarro zusammengesetzt aus einer Reihe von Morden und Gewaltthätigkeiten, die auch einer älteren und niederen Kulturanschauung nicht zusagen konnte. Besonders bezeichnend sind aber die Zustände, wie sie nach der Verteilung des Lösegeldes des gefangen genommenen Inka im Lager des Pizarro herrschten und wie sie uns die alten Schriftsteller schildern.

„Die Summe, welche die Eroberer erhielten, reichte wohl hin, auch die Begierde des Habsüchtigsten zu befriedigen. Das plötzliche Zuströmen so großen Reichtumes unter einen Haufen sorgloser Abenteurer, die an den Besitz von Gold so wenig gewöhnt waren, übte seine natürliche Wirkung aus. Sie erhielten dadurch Mittel zum Spiel, einer Leidenschaft, so stark und allgemein bei den Spaniern, das man es als ihr volkstümliches Laster betrachten kann. Es wurden ganze Vermögen an einem Tage gewonnen und verloren, die hingereicht hätten, die Eigentümer auf Lebenszeit unabhängig zu machen; und so mancher verzweifelte Spieler sah sich, durch einen unglücklichen Fall der Würfel oder Umschlag der Karten, in wenigen Stunden der Früchte jahrelanger Arbeit beraubt und ward genötigt, das Raubgeschäft wieder von vorne anzufangen." — Die Preise stiegen ins Wahnsinnige. Die Leidenschaften wurden entfesselt, und die Ordnung aufrecht zu erhalten genügte nicht mehr die Gerechtigkeit, sondern bedingte die Anwendung der Grausamkeit.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Blatt 18, zweiter Teil der Lienzo de Tlaxcala
(Siehe Abbildung der Seite 791)

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

Gleiche Bilder aus Afrika! Aber Asien blieb verschont. Der Kulturhistoriker möchte vor Schmerz schreien, wenn er bedenkt, wie achtlos hier die Manuskripte eines großen Teils der Geschichte der Menschheit in Amerika zerstört wurden. Es giebt nur einen Trost: daß nämlich diese Konquistadoren nicht auch die Länder Asiens zu zerstören vermochten. Die Konquistadorenkriege wälzten sich an den Küsten des Atlantischen Ozeans hin und verloren auf den Gestaden des indischen und stillen Ozeans ihre Macht. Weiter reichte die europäische Expansionskraft damals nicht. Dieser älteren Form der Überseekriege folgte ein Rückfall in der Kraftentfaltung. Die romanischen Völker hatten in der Besiedelung der fremden Küsten des atlantischen Ozeans ihre Kraft erschöpft, die Zufuhr an Gold hatte die gesunde Wirtschaftsluft im Heimatlande verpestet, und sie vermochten nicht ihr Staatsgerippe so auszubauen, daß ein festes Gerüst der Kolonialpolitik hätte entwickelt werden können. — Mit dem Zusammenbruche der spanischen und portugiesischen Kolonialmacht ist demnach diese Hauptperiode der älteren Form der Überseekriege der Neuzeit im wesentlichen verschwunden.

Die jüngere Form der Überseekriege hat ein anderes Aussehen. Die einfache Bereicherung durch Wegnahme und Raub, die Abenteurerlust genügen nicht mehr, einen Typus zu schaffen. Die Welt des Unbekannten ist immer mehr zusammengeschrumpft; die Bevölkerung Europas ist so gewaltig gestiegen, daß jährlich 100 000 auswandern können zur Begründung neuer Kolonien, neuer Kulturanlagen und so kommt es, daß auch die Kriege an den fernen Küsten mehr und mehr den Typus der Kriege mit unseren Nachbarn zu Wasser und zu Lande annehmen. Auch der Begriff der Wirtschaftslage hat sich geändert. Die aneignende Wirtschaftsform steht im Vordergrund. Die Menschheit arbeitet fortlaufend an der Erwerbung neuer und ernährender Werte. Wir wollen nicht mehr Kolonien des Goldes wegen, sondern wir verlangen Kolonien, die entweder ein gutes Siedelungsgebiet für unsere Auswanderer oder auch ein Land darstellen, aus dem wir Stoffe der Nahrung oder der Industrie erhalten können und die die Produkte unserer Industrie hinnehmen. Diesem Gesetz des modernen Wirtschaftslebens entsprechen auch die Überseekriege, deren Grundzug im Gegensatz zum Altertume ist: Entweder in den Eingeborenen Bürger und Arbeiter unserer Staatsform zu erziehen (Kriege mit Naturvölkern) oder mit anderen Staaten in wirtschaftlichen Fragen Abrechnung zu halten und uns das wirtschaftliche Vorrecht zu erhalten oder zu sichern. Zu diesen letzteren Kriegen gehört eine moderne Form: der Zollkrieg, der nicht die Anwendung menschenmordender Waffen, wohl aber die eines wirtschaftlichen Rüstzeuges der Produktionskraft und der Diplomatie bedingt. Der Zollkrieg ist nicht nur die jüngste aller Kriegsformen, sondern sie repräsentiert auch den Krieg, der in Zukunft die größte Rolle in der Kulturgeschichte der Menschheit spielen wird, neben der der blutige Krieg aber auch eine Umwandlung erfährt, da die Entwicklungsgeschichte des Wirtschaftslebens auch ihm neue Formen und Werkzeuge gegeben hat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# 15. Die kriegstechnische Entwicklung der modernen Überseekriege

Es sind hauptsächlich zwei Dinge, welche den Überseekrieg von dem mit einem benachbarten Gegner geführten Landkriege unterscheiden. Fern vom Heimatlande, nur durch einen weiten Seeweg mit ihm verbunden, muß die Expeditionstruppe sich eine Basis schaffen, auf die sie ihre Unternehmungen stützen kann, und hierzu steht bei einer ersten Expedition nur ein schmales Ufergelände mit seinen beschränkten Hilfsmitteln, soweit die Geschütze der Schiffe es beherrschen, zu Gebote. Deshalb bedarf es meist zeitraubender Vorbereitungen zur Sicherung und Versorgung der Basis mit allen notwendigen Vorräten, bevor der geplante Kriegszug, gelte er der ersten Unterwerfung der Eingeborenen oder ihrer Bestrafung für Angriffe auf friedliche Handelsniederlassungen an der Küste, ins Werk gesetzt werden kann. Solche sind fast immer vorhanden, mögen sie nun älterer oder neuerer Zeit entstammen. Eine weitere Schwierigkeit erwächst aus dem Klima, denn es handelt sich zumeist um tropische oder subtropische Gebiete, welche für europäische Truppen einen längeren Aufenthalt unmöglich erscheinen lassen und kriegerische Unternehmungen im allgemeinen auf bestimmte Jahreszeiten beschränken. Konnte man in vielen Fällen auch nicht umhin, vaterländische Truppen zu verwenden, so strebten doch deshalb alle kolonisierenden Staaten, Streitkräfte durch Heranziehung von Eingeborenen zu gewinnen und nur das Lehr- und Offizierspersonal, wenigstens zum Teil, aus Europäern zu bilden. Freilich ist hierbei eine große Vorsicht nicht außer Augen zu lassen; denn wenn man, wie die Belgier im Kongostaat, die Truppen aus wilden, dem Kannibalismus ergebenen Volksstämmen rekrutiert und, ohne für ihre kulturelle Entwicklung irgend etwas zu thun, sie gegen andere eingeborene Völkerschaften führt, reizt man die rohesten Instinkte, hat unerhörte Kriegsgreuel zu verantworten und erzieht sich aufsässige Truppen, die bei erster Gelegenheit rebellieren.

Das System der Eingeborenen-Truppen haben die Engländer in Ostindien von Anfang an ausgebildet, so daß im Jahre 1857 bei einem Bestande der dortigen Truppen von etwa 700000 Mann nur 49000 Europäer sich befanden. Die Gefahren, welche dies System bei falscher Behandlung mit sich bringt, zeigt der Aufstand, welcher 1858 ausbrach und einen großen Teil der Eingeborenen-Truppen mit sich riß. England verwendet diese auch außerhalb des Landes. Als im Jahre 1867 die Expedition nach Abessinien unternommen wurde, war das 10—11000 Mann starke Korps mit Ausnahme von 3 Infanterie-Bataillonen, einem Detachement Kavallerie und einigen Artilleristen nur aus indischen eingeborenen Truppen zusammengesetzt. Die erste Staffel landete am 4. Oktober

an der afrikanischen Küste, aber die Einrichtung der Operationsbasis verzögerte den Vormarsch bis zum 25. Januar 1868, erforderte also beinahe 4 Monate.

Nur in seltenen Fällen treten die Eingeborenen den Europäern noch mit ihren ursprünglichen Waffen, Speer und Schwert, Schild und Bogen, entgegen; wo sie mit diesen bereits in Handelsbeziehungen getreten sind, ist ihnen auch schon das Feuergewehr zugänglich gemacht worden, und meist zeigen sie sich sehr gelehrig in seiner Handhabung. Das Übergewicht der europäischen Bewaffnung, das wenigen Kämpfern ganzen Haufen von Eingeborenen gegenüberzutreten gestattete, kommt daher bei neueren Kriegen weniger zur Geltung, als die Früchte europäischer Erziehung: Disziplin, Beherrschung der taktischen Formen und das Bewußtsein der Überlegenheit. Man würde aber irren, wenn man annehmen wollte, diese Vorzüge könnten nur europäischer Kultur entsprossen. Auch die Naturvölker hatten ihre militärischen Genies, welche durch geeignete Einrichtungen und taktische Schulung ihrer jungen Männer sich zu unüberwindlichen Eroberern aufschwangen und Staatswesen gründeten, welche eines besseren Loses würdig waren, als durch europäische Politik untergraben und durch britische Schnellfeuerkanonen vernichtet zu werden. Ich erinnere nur an den Zulu-Fürsten Chaka, der seine in Regimenter gegliederten Streitscharen frei zu machen verstand von dem Train der Weiber und Kinder, welche im allgemeinen alle Kriegszüge der Afrikaner begleiten, ich erinnere an seinen Schüler Moselikatse, der das große Reich der Matabele gründete, und an die Schwierigkeiten, welche den Briten aus dem Widerstande dieser nur mit den Waffen der Naturvölker ausgestatteten, aber organisierten Kriegerscharen unter Lobengulas Führung erwuchsen, bevor sie ihnen ihr goldreiches Land zu entreißen vermochten.

Einem solchen militärisch hervorragenden Manne begegnen wir auch bei den Atjeh, den Bewohnern der Nordwest-Spitze von Sumatra, welche den Niederländern in jahrelangen Kämpfen den Beweis ihrer Tapferkeit und ihrer unbesiegbaren Freiheitsliebe erbrachten. Am 8. April 1873 landeten die Holländer unfern der Mündung des Atjehflusses an dem, 3 km landeinwärts die Hauptstadt Kraton liegt, etwa 3200 Mann, teils Europäer, teils Javaner und 18 Geschütze; am 10. April traten sie den Vormarsch an quer durch ausgedehnte Reisfelder, an deren Grenzen sich die Ansiedelungen im Busch versteckten. Die unvorsichtige Annäherung einer Halbkompagnie an eine Waldparzelle führte zur ersten unangenehmen Berührung mit den plötzlichen hervorstürzenden Feinden, die mit Klewang (Schwert) und Lanze die Patrouille beinahe aufrieben. Dann stieß man auf eine große, mit einer Mauer umgebene Moschee (Missigit), welche von den Atjeh mit Gewehrfeuer verteidigt, aber nach langem Kampf genommen wurde, nachdem die Glut der in Brand geschossenen Moschee die Verteidiger vertrieben hatte. Die Hitze und das Gewehrfeuer der Atjeh zwang auch die Holländer, den Stützpunkt wieder zu räumen, und sie unternahmen am 14. April einen zweiten Angriff, der unter Benutzung von Leitern wieder zur Besitznahme führte; aber nun eröffneten die Feinde von der Umwallung ihrer Hauptstadt ein so wirksames Geschütz- und Gewehrfeuer, daß ein weiteres Vordringen ebenso unmöglich wurde, wie der längere Aufenthalt im Missigit. Die Holländer mußten zurück und büßten bei diesem ersten Versuch, Kraton zu nehmen, 18% ihrer Kräfte ein.

Mit 8000 Mann und 34 Feld-, 38 Belagerungsgeschützen landeten sie zum zweiten Male am 9. Dezember 1873, diesmal aber rechts der Atjehmündung, um die Stellung des Missigit in Flanke und Rücken zu fassen. Inzwischen hatte jedoch ein Eingeborener, namens

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Atjeh-Krieg. Der erste Zusammenstoß am 10. April 1873.

Tuanku Hassim, die Leitung der Verteidigungsmaßregeln in die Hand genommen und die Hauptstadt mit Außenstellungen derart verstärkt, alle Befestigungen mit Rücken- und Seiten-

Atjeh-Krieg. Leitererſteigung des Missigit bei Kraton am 14. April 1875

deckungen, Schießscharten und Nischen so sorgfältig ausgestattet, die davor angelegten Hindernisse so geschickt hinter Erdanschüttungen verborgen, daß dem Angriff ganz ungeahnte Schwierigkeiten erwuchsen. Dabei wurde die Verteidigung dieser sich gegenseitig unterstützenden Stellungen durch Offensivunternehmungen gegen die Flanken des Feindes so ge-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Atjeh-Krieg. Holländische Artillerie beim Angriff auf Kraton 1874

UB Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg Frankfurt am Main
DFG

schickt geführt, daß die Holländer eine richtige Belagerung anfangen, weitere Verstärkungen heranziehen mußten, und nur mit großen Opfern ihr Ziel erreichten. Diese Kämpfe lieferten den überzeugenden Beweis, daß das militärische Genie nicht als ein Erzeugnis höher entwickelter Kultur zu betrachten ist, sondern bei jenen Völkern, die man so lange in Europa als „Wilde" über die Achsel anzusehen gewohnt war, instinktiv dieselben taktischen Grundsätze zu finden und anzuwenden weiß, welche Europa als Ergebnis Jahrtausende alter empirischer und wissenschaftlicher Entwickelung, als unbestreitbares Eigentum zu betrachten gewohnt ist. Europäische Lehrmeister haben die Atjeh nie gehabt, ihre Kriegführung ist aber nicht des Studiums selbst europäischer Offiziere unwürdig.

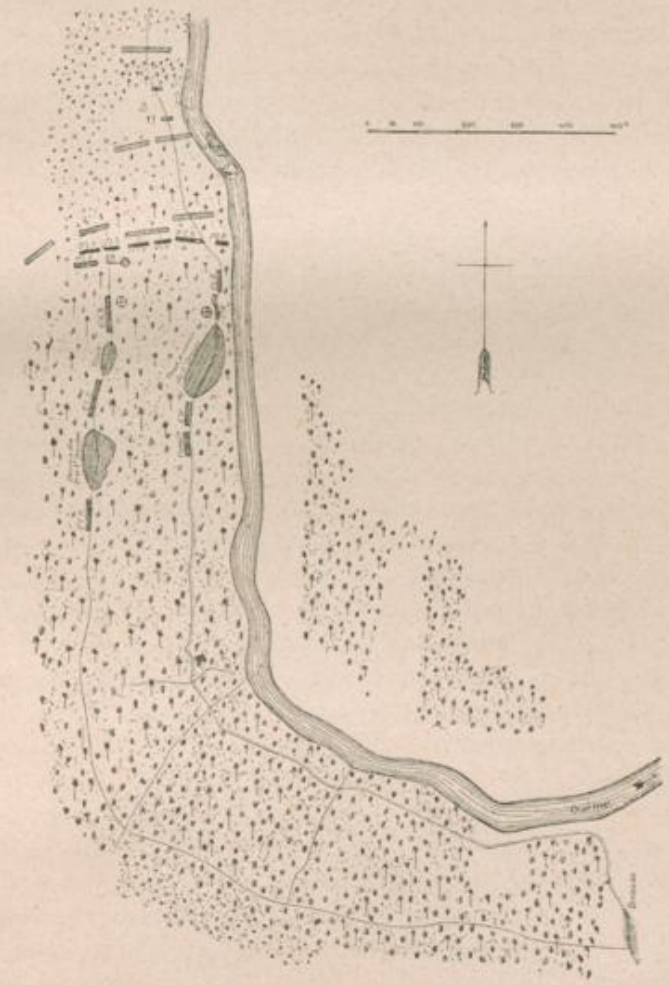
Der Krieg mit den Atjeh war nicht mit der Eroberung der Hauptstadt beendet, obwohl die Macht ihres Herrschers damals gebrochen zu sein schien. Und diese Erfahrung ist immer und immer wieder bei den Kämpfen mit kräftigen Naturvölkern gemacht worden, daß weder ein noch so blutiger Sieg, noch die Eroberung ihrer festesten Stützpunkte, noch die Verwüstung ihrer Niederlassungen einen dauernden Frieden, ein endgültiges Beugen unter die Fremdherrschaft erzielen ließ. Sie schließen Verträge, aber ihr von dem unseren abweichendes Rechtsbewußtsein gestattet ihnen, sie bei Seite zu schieben, wenn sie ihnen keine Vorteile mehr bieten oder der Betätigung ihrer Naturtriebe hinderlich sind. Selbst auf europäischen Boden hat die enge Berührung mit Naturvölkern solche Ansichten übertragen. Nicht immer kann man von einem Volkskrieg sprechen, denn die tyrannischen Herrscher stellen den Europäern häufig eine Militärmacht entgegen, die nichts weniger als die allgemeine Wehrpflicht repräsentiert; aber fast jeder Krieg mit den Eingeborenen wird zum Volkskrieg durch die heimliche oder öffentliche Parteinahme der Bevölkerung selbst für den entthronten und seiner Macht beraubten Fürsten. Nur in seltenen Fällen mag es Anhänglichkeit an die angestammte Herrscherfamilie sein, auch die Furcht vor grausamer Rache fesselt die Bevölkerung neben der Erinnerung an beutereiche Raubzüge an ihren Tyrannen.

Als im Jahre 1894 Oberstleutnant von Schele, der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika Kuirenga, die Hauptstadt der Wahehe, mit Sturm genommen hatte, war unglücklicherweise deren Oberhaupt, der Quawa, entkommen. Er unterwarf sich dann scheinbar, trug aber kein Bedenken, mehr und mehr Freiheiten sich anzumaßen, als er sich zu neuem Widerstand kräftig genug glaubte. Aufs neue angegriffen, mußte er wieder fliehen und ein elendes Leben in Schlupfwinkeln fristen, aber es war keine Regelung der Verhältnisse im Lande möglich, denn alles Jagen nach dem Quawa war fruchtlos, und so lange er lebte, glaubte jedes Dorf seines Reiches sich verpflichtet, mit Aufgebot aller Mittel und selbst mit eigener Aufopferung ihn gegen die Verfolgungen der Deutschen zu schützen und keiner wagte, sich ohne Rückhalt in die neue Ordnung der Dinge zu fügen. Erst mit dem freiwilligen Tode des an der Wiederherstellung verzweifelnden Fürsten nahmen die Unruhen ein Ende.

Ein lehrreiches Beispiel für diese Eigentümlichkeit der Eingeborenenkriege bietet der Krieg der Franzosen mit Behanzin, dem blutigen König von Dahome. Erst nach langem Zögern entschloß sich die französische Regierung, seinen Übergriffen gegen die Niederlassungen an der Küste ein Ende zu machen und sandte hinreichende Streitkräfte (zum kleinsten Teil Europäer, meist Senegal- und Haussa-Schützen), daß Oberst Dodds den Vormarsch gegen Behanzins Hauptstadt Abome antreten konnte. Um die günstige Jahreszeit auszunutzen, wartete dieser die letzten Verstärkungen nicht ab, sondern brach am 17. August 1891 mit 46 Offizieren, 1320 Mann und 1858 Trägern von Porto novo auf. Während des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

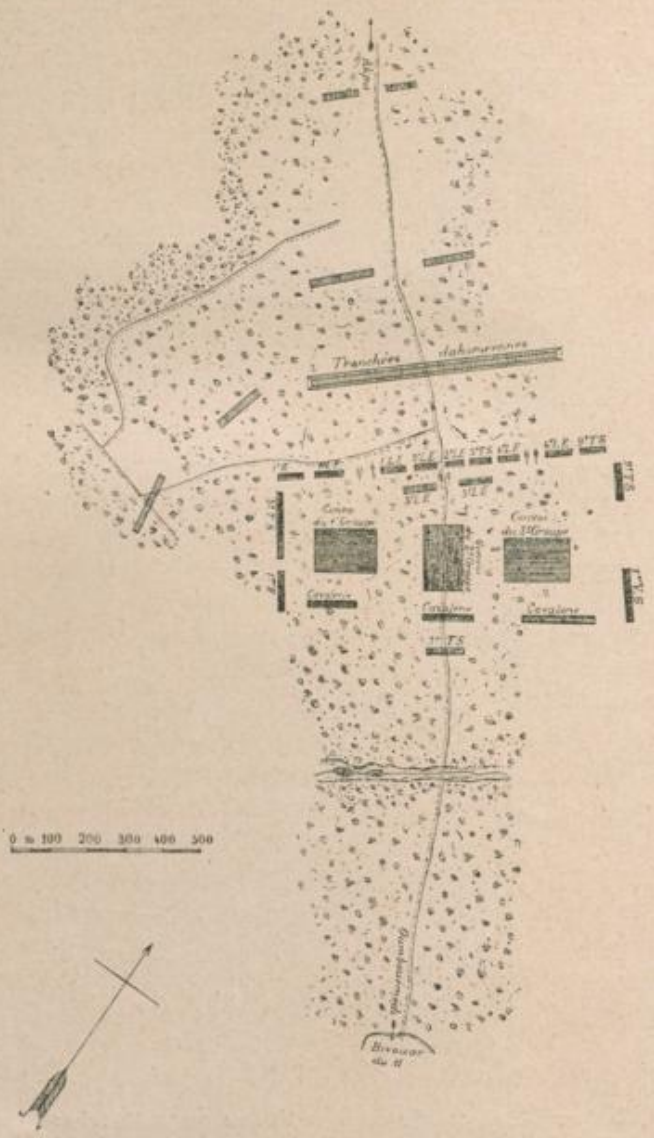
Marsches am linken Ufer des Weme begleitete ihn eine kleine Flotille von 5 Fahrzeugen; Behanzins Streitkräfte wurden auf 12000 Mann und ein Amazonenkorps von mindestens 2000 Köpfe geschätzt; Gewehre, selbst neuester Konstruktion, waren ihm gegen Sklaven von europäischen Handelshäusern geliefert worden. Er hielt seine Truppen aber nicht vereinigt, sondern hatte sie auf dem Wege, den Dodds nach Überschreitung des Weme bis nach Abome verfolgen mußte (50 km), gestaffelt.



Dahome-Krieg. Gefecht am Udeme am 4. Oktober 1891

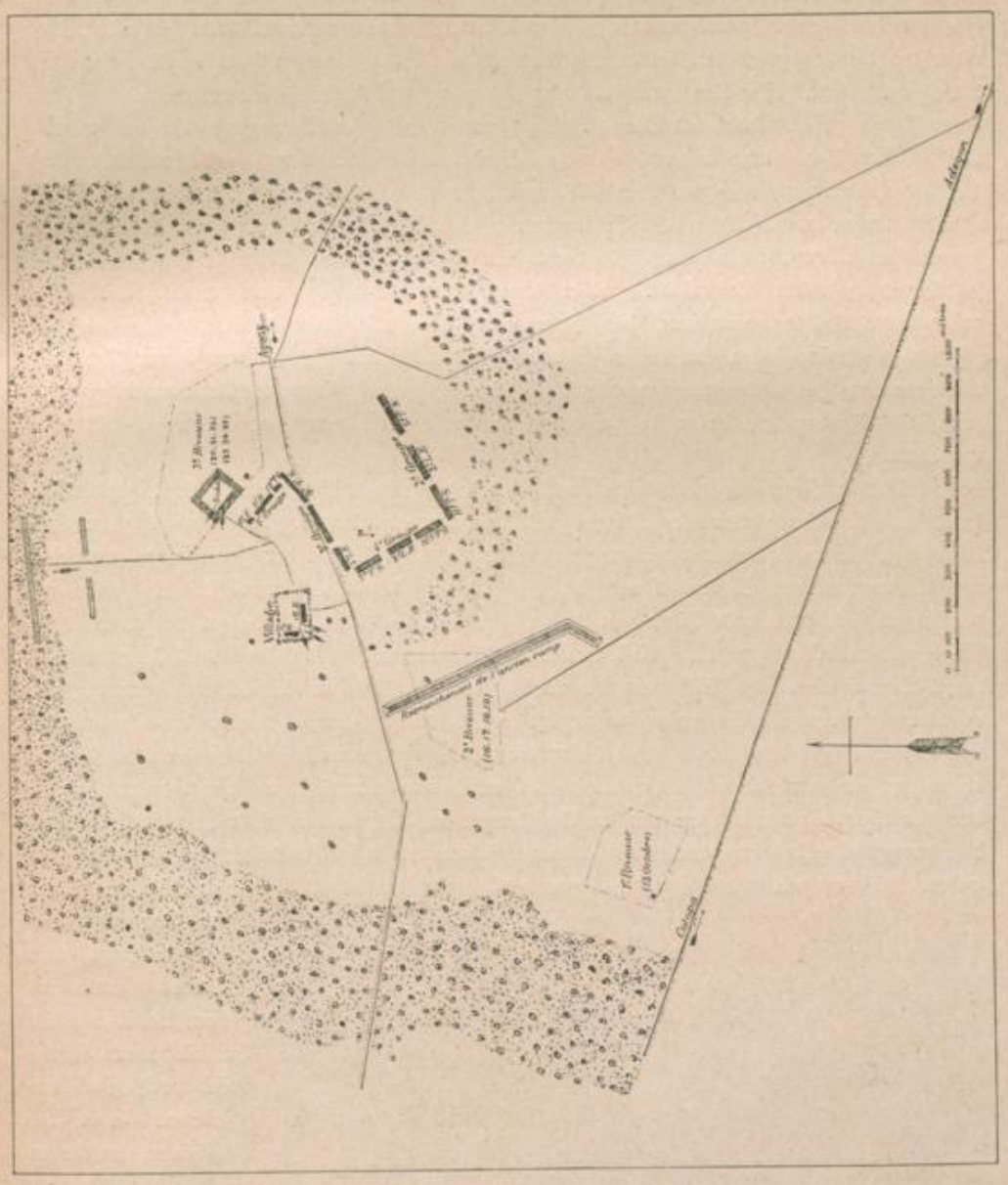
Dodds gelang es, unter dem Schutz dichten Nebels unterhalb der von den Dahome am Weme befestigten Stellung den Fluß zu überschreiten, und in zwei Kolonnen ging er, dem rechten Ufer folgend, am 4. Oktober gegen diese vor, als sein linker Flügel im dichten Gehölz durch ein mörderisches Gewehrfeuer überrascht wurde, dem schnell 4 Offiziere zum Opfer fielen. Einem Umfassungsversuch ward rechtzeitig entgegengetreten, und als 4 Geschütze eintrafen und 2 Dampfer die Dahome in der linken Flanke faßten, war das Gefecht

entschieden, das die Franzosen 8 Tote, 35 Verwundete, dem Gegner aber 150 Tote kostete. Wie hier, hatte Behanzin jede auf dem Vormarsch zu überschreitende Hindernislinie geschickt benutzt und trat den Franzosen meist angriffsweise entgegen, aber die Teilung der Kräfte




Dahome-Krieg. Gefecht bei Umbuewedi am 12. Oktober 1891

gestattete ihm nirgends mit der erforderlichen Übermacht eine Entscheidung herbeizuführen. Die Kämpfe tragen daher immer einen defensiven Charakter, und doch wäre eine kräftige Offensive gegen die französischen Kolonnen, die mit Verpflegungsschwierigkeiten und Ungangbarkeit des Geländes zu kämpfen hatten und sich durch Sicherung ihrer Etappenstraße immer mehr schwächen mußten, allein am Platze gewesen. So ward am 12. Oktober Dodds nach Über-



Dahome-Krieg. Die Lager am Koto vom 13. bis 25. Oktober 1891

schreitung eines Sumpfes plötzlich in der linken Flanke angegriffen und gleichzeitig von einer Verschanzung, die wohl markiert 250 m vor ihm sich erhob, mit Feuer überschüttet. Nur dank der Vorsicht, immer in 3, schnell zum offenen Karree zu entwickelnden Kolonnen zu marschieren, ward der Angriff abgeschlagen, aber im Kampfe mit dem immer wieder sich setzenden Feinde konnte man in 9 Stunden nur 3 km gewinnen. Am folgenden Tage erreichten die Franzosen den ihren Weg kreuzenden Kotofluß, dessen Furt die Dahome stark verschanzt hatten. Die Umgehungsversuche waren vergeblich, und hier hätte ein energischer Angriff die geschwächten und Mangel leidenden französischen Truppen vernichten können, welche ihren Lagerplatze immer weiter zurücklegen mußten, um dem feindlichen Feuer (auch von Geschützen) zu entgehen, aber Behanzin verpaßte die Gelegenheit, am 23. und 24. Oktober trafen die ersehnten Verstärkungen ein, am 27. Oktober erzwang Dodds mit 2000 Mann den Übergang und entschied damit den Feldzug, denn Behanzin floh aus seiner in Brand gesteckten Hauptstadt. Aber damit war der Krieg nicht zu Ende, denn er raffte neue Kräfte zusammen, die Verwaltung des okkupierten Gebietes stieß auf die größten Schwierigkeiten, da die eingeborenen Beamten aus Furcht vor ihrem Tyrannen nicht wagten, sich den Franzosen anzuschließen; ein neuer Feldzug wurde notwendig; aber erst 1894 gelang es Behanzin zu ergreifen, und erst damit erreichten die Unruhen ihr Ende.

Diese dürftige Skizze des Dahome-Krieges zeigt immerhin, worin die Eigentümlichkeiten und Schwierigkeiten des Krieges mit Eingeborenen liegen: der Mangel guter Verkehrswege, die meist dünne Bevölkerung, welche vor dem Nahen der Fremden zu entfliehen und die vorhandenen Hilfsmittel mit sich zu schleppen pflegt, die hieraus sich ergebende Unmöglichkeit, Menschen und Tiere mit Nahrungsmitteln aus dem Lande zu versorgen, verhindern schnelle Bewegungen, belasten die Marschkolonne mit einem Train und Trägermassen, deren Organisation und Sicherung die Kräfte über die Maßen in Anspruch nimmt, und erfordern andererseits Sicherungsmaßregeln gegen Überraschungen, welche die Operationen noch schwerfälliger machen. Es ist unter diesen Umständen natürlich, daß die Kriegführung einen ganz anderen Charakter annimmt, als auf einem europäischen Kriegstheater, daß sie der der Eingeborenen sich in manchen Beziehungen anpaßt; und es ist nicht zu verwundern, daß europäische Nationen, welche ihre Kriegserfahrungen in solchen Kämpfen sammeln, ganz andere Anschauungen vom Kriege im allgemeinen gewinnen, als sie in Europa Gültigkeit haben.

Japanisches Bild aus dem Japanisch-Chinesischen Krieg

Dem Gegner gegenüber, welchem kein Mittel unerlaubt scheint, das ihm einen Vorteil über seinen Feind verspricht, verschwinden leicht die Rücksichten, welche in europäischen Kriegen jetzt auf die Bevölkerung und ihren Besitz, auf den verwundeten Gegner und

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

dessen Erhaltung genommen werden, und mit der Hartnäckigkeit des Widerstandes, mit der Dauer des Kriegszustandes steigert sich die Brutalität, so daß sie schließlich selbst das eigene Interesse, welches der Unterkunft und des Unterhalts wegen die Schonung auszunutzender Kulturen verlangt, außer Augen läßt.

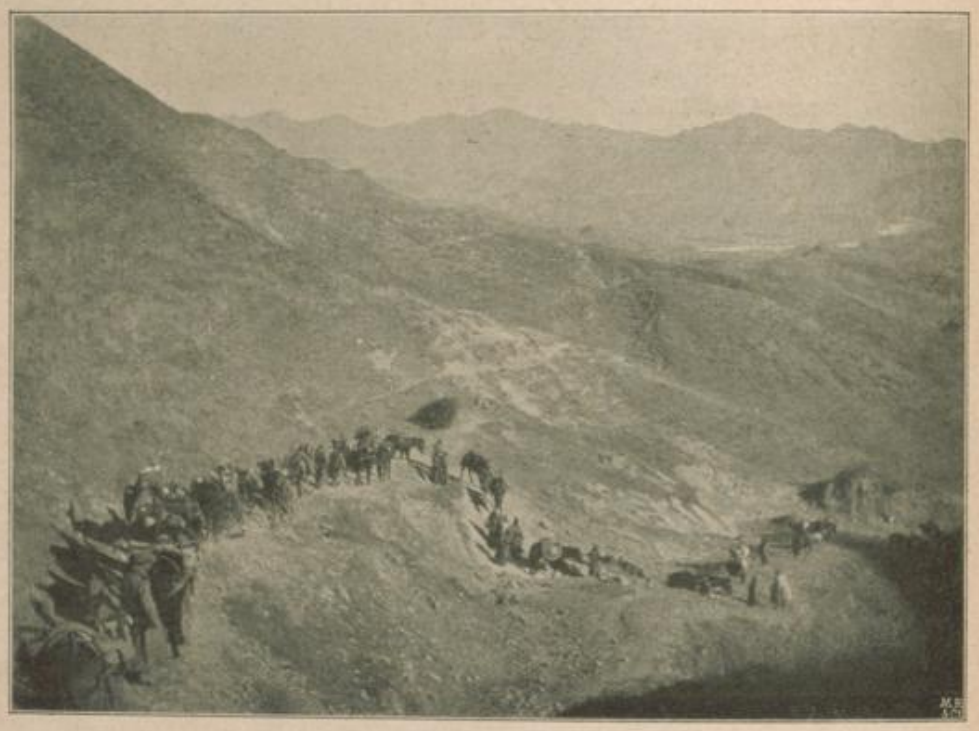
Einen schlagenden Beweis hierfür bietet der Burenkrieg. Im Kampf mit dem Raubtier, das seine Herden schädigt, und mit den eingeborenen Stämmen, welche ihm als Eindringling sein Besitztum streitig machen, ist der Bur aufgewachsen, als ein findiger Jäger, ein tüchtiger Schütze, ein kühner Reiter, der, sei er einzeln oder mit Freunden vereint, dem

Infanterie der deutschen ostasiatischen Division nach der Ausschiffung in Tongku

gewandten Gegner mit nicht geringerer Schlauheit die Vorteile des Geländes abzugewinnen versteht und aus sicherer Deckung mit kaltblütiger Ruhe ihm das tötliche Blei ins Herz jagt. Aber ein Soldat nach unseren Begriffen ist er nicht. Dem Buren des Krieges von 1899/1901 fehlte dazu die taktische Schulung und die Disziplin; sein Freiheitsdrang gab ihm nicht nur gegen die Vergewaltigung durch England die Waffen in die Hand, sondern trieb ihn auch aus den Reihen der Kämpfer fort, wenn er seine Anwesenheit in der Farm für notwendiger hielt; zu spät lehrte ihn die Not des Krieges die unbedingte Unterordnung unter den Willen des Führers, und zu gering waren dann die Kräfte der noch für die Freiheit des Vaterlandes Kämpfenden gegen die Hunderttausende, welche England ins Feld zu stellen vermochte. Die Kampfweise der Buren hatte sich ganz der der Eingeborenen angepaßt, und die Kriegführung der Engländer ließ, wenigstens anfangs, eine zweckent-

sprechende Verwendung der Streitkräfte vollständig vermissen. Jene beschränkten sich auf einen hartnäckigen Widerstand, waren aber niemals imstande, die gewonnenen Vorteile durch energische Offensive auszunutzen, diese standen ratlos schwachbesetzten Stellungen gegenüber, denen sie weder mit ihrer Artillerie noch mit blindem Anlauf etwas anhaben konnten, während sie doch gewohnt waren, entweder mit dem Schnellfeuer ihrer Geschütze die Scharen ihrer Gegner niederzumähen oder durch die Wucht ihres ungestümen Angriffs sie niederzuwerfen.

Als aber Lord Roberts durch geschickt geführte Operationen den Widerstand geschlossener Massen gebrochen hatte, da griff jener fürchterliche Vernichtungskampf Platz zwischen den



Deutsche Gebirgsbatterie auf dem Marsche in China

über das ganze Land zerstreuten Reiterscharen, die im kleinen Krieg die Verbindungslinien unausgesetzt bedrohten, mit allen Erfolgen ihrer kühnen Unternehmungen aber das Schicksal nicht mehr zu wenden vermochten; und zwischen den ihnen nachjagenden englischen Abteilungen, die das Land buchstäblich verwüsteten und Weiber und Kinder, des Unterhalts beraubt, schließlich selbst zusammenpferchen mußten, um sie nicht elend umkommen zu lassen, und sich selbst dadurch die Operationen in dem verödeten Lande nur erschwerten, sich selbst Entbehrungen und Gefahr für Aufrechterhaltung der Disziplin schufen. Vergleicht man diesen Volkskrieg mit dem von 1870/71, so erkennt man den Rückfall in die Kriegsführung längst vergangener Zeiten, dem zwei Völkerschaften europäischen Ursprungs infolge langjährigen kriegerischen Verhältnisses zu Naturvölkern sich nicht entziehen konnten.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Einen erfreulicheren Eindruck macht das Auftreten europäischer Truppen in China in den Jahren 1900/1901. Die Kaiserin des Reiches der Mitte rechnete wohl damit, auf dem Wege diplomatischer Verhandlungen einen der europäischen Staaten gegen den anderen ausspielen zu können und dadurch jedes einträchtige energische Handeln zu unterbinden. Die letzten Vorgänge auf Kreta hatten die Unfähigkeit der meisten, ihre Sonderinteressen zu Gunsten eines gemeinsamen Vorgehens hintanzustellen, nur zu deutlich erwiesen. So ward dieser unvermeidliche Zusammenstoß der ostasiatischen mit der europäischen Kultur zu einer ernsten Probe, ob letztere imstande sei, angesichts der höchsten Interessen ihre Kräfte einheitlich zusammenzuschließen; andernfalls mußte sie jedenfalls unterliegen. Und es ist das unleugbare Verdienst Deutschlands, daß diese Probe bestanden wurde. Die europäischen Truppen, auch der Staaten, welchen das chinesische Kriegstheater mit seinen und seiner Bevölkerung schwerwiegenden Eigentümlichkeiten noch fremd war, haben aber durch die Geschicklichkeit, mit der sie sich anzupassen verstanden, den Beweis erbracht, daß die heimatliche Ausbildung auch für so anders geartete Verhältnisse eine gute Grundlage bietet; und ihr Verhalten hat sich durchaus auf der kulturellen Höhe gehalten, die der modernen Kriegführung würdig ist.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

# Nachtrag

Der Herausgeber gestattet sich, seinen verbindlichsten Dank Herrn Generalleutnant z. D. Rohne auszusprechen, der sich um die Vollständigkeit der Tabellen der artilleristischen Fernwirkung verdient gemacht hat.

---

Leider ist beim Druck der Tabelle „Entwicklung der Feldgeschütze" auf Seite 602—603 in Kolumne 6 (Sprengstücke) eine Reihe Zahlen weggeblieben, welche wie folgt zu ergänzen sind:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1860—70 | gezogene | Vorderlader | 20 |
| „ | „ | Hinterlader | 30 |
| 1870—80 | schweres | Hinterladergeschütz | 76 |
| 1880—96 | „ | „ „ | 150 |
| „ | leichtes | „ „ | 120 |

---

Das Bild: „Segelboot von den Fidschiinseln" Seite 665 steht falsch. Die Horizontallinie ist natürlich nicht auf der Schiffskante, sondern auf dem Meereshorizont zu suchen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

38

K/103 24—

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

UB Frankfurt
57 175 249

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main